



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Matthäus Much, „Schliemann Niederösterreichs“ und
deutschnationaler Antisemit.

Die politische und weltanschauliche Färbung seiner
wissenschaftlichen Arbeit im Spiegelbild seiner Zeit.

Verfasser

Frank Olaf Luckscheiter

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer: ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Hermann Mückler

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich mich ganz herzlich bei allen bedanken, die mir geholfen haben diese Diplomarbeit fertigzustellen. Insbesondere möchte ich, neben der Geduld meines Diplomarbeitbetreuer Prof. Mag. Dr. Hermann Mückler und meiner Eltern, meinen ehemaligen Geschichtslehrer am Lessing-Gymnasium Karlsruhe Cornelius Leutner hervorheben, welcher mir beibrachte zwischen den Zeilen zu lesen. Vor allem möchte ich Katrin Walzer für die Korrektur des größten Teils dieser Arbeit loben. Ansonsten möchte ich Priska, Carmen, Michael, Bernd und Pawel danken, welche mir in vielerlei Hinsicht maßgeblich geholfen haben. Zudem brachten mich, außer den Gesprächen mit Prof. Dr. Otto H. Urban vom Institut für Ur- und Frühgeschichte in Wien, Prof. Peter M. Fischer als Archäologie-Experte für den östlichen Mittelmeerraum samt dem Nahen Osten und dem Medienwissenschaftler Dr. Peter Diem vom Austria-Forum, die fruchtbaren Diskussionen mit meinen einstigen Arbeitskollegen auf Ausgrabungen in Niederösterreich Mag. Rainer Feldbacher und Jazek thematisch weiter. Auch bei meinen einstigen Mitarbeitern aus der Antiquarischen Fundgrube möchte ich mich für das ein oder andere anregende Geschenk bedanken.



Titelabbildung: Bildnis von Matthäus Much (1832-1909)

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	13
2	Biographische Angaben zu Matthäus Much (1832-1909)	18
2.1	Matthäus Muchs wechselnde Lebensstationen zwischen Land und Stadt	18
2.2	Der „Schliemann Niederösterreichs“ und „Altmeister der prähistorischen Forschung in Österreich“ – die urgeschichtliche Forschungstätigkeit von Matthäus Much	24
3	Die zeitlich oder räumlich entfernten ideologischen Wurzeln und Einflüsse auf das deutschvölkische Weltbild des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie	26
3.1	Anfänge und Ausrichtungen von Deutschtümelei, Germanophilie und Antisemitismus	27
3.1.1	Die Entstehung des deutschtümlerischen Germanenmythos	28
3.1.2	Der Judenhass als Vorbote des Rassenantisemitismus	31
3.2	Die Entstehung des politischen Antisemitismus im wilhelminischen Deutschen Reich	36
4	Ein Ausschnitt aus den politischen Strömungen der Habsburgermonarchie in ihrer Bedeutung hinsichtlich der politischen Partizipation Matthäus Muchs	44
4.1	Die Grundlagen der politischen Strömungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie unter besonderer Berücksichtigung des deutschnationalen Spektrums und die diesbezügliche begriffliche Verwirrung der verschiedenen Netzwerke und Splittergruppen	51
4.2	Von den Anfängen organisierter Deutschtümelei und „gesamtdeutschem“ Nationalbewusstsein in Österreich	60
4.2.1	Die „letzten sieben Germanen“ – „Preußenseuchler“ und Antisemiten	68

4.2.2	Vom deutschliberalen Antislawismus über den durch die „Stremayrschen Sprachverordnungen“ eingeleiteten „Sprachenstreit“ zu den Schutzvereinen als „Bewahrer“ des „Volkstums“	70
4.3	Der in der Habsburgermonarchie salonfähige Antisemitismus	75
4.4	Georg Ritter von Schönerer (1842-1921) und die frühen Entwicklungsstadien seines alldeutschen Deutschnationalismus	81
4.5	Die Entwicklung des deutschnationalen Antisemitismus	85
4.5.1	Das „Linzer Programm“ im Spiegelbild des aufkommenden Rassenantisemitismus	91
4.5.2	Georg von Schönerers Etablierung des Antisemitismus im Korporationswesen und dessen Instrumentalisierung zur Zersplitterung des „Deutschen Schulvereins“ ..	105
4.5.3	Der Angriff auf die „Judenpresse“	108
4.5.4	Die politische Realität des Antisemitismus, Antislawismus und Antiklerikalismus in der Zeit nach Matthäus Muchs belegtem politischen Aktionismus	113
4.5.4.1	Die Christlichsozialen im Fahrwasser des alldeutschen Antisemitismus	113
4.5.4.2	Georg Schönerers Zeit im „Exil“ – der Vorabend der „Badeni-Krise“	117
4.5.4.3	Die „Badeni-Krise“ und der im „Furor teutonicus“ eskalierende „Sprachenstreit“ ..	123
4.5.4.4	Franz Stein und die alldeutsche Arbeiterbewegung	133
4.5.4.5	Der politische und gesellschaftliche Niedergang des einstigen Ritters von Zwettl...	138
4.6	Matthäus Muchs Beziehungsgeflecht in deutschvölkischen Kreisen	142
5	Der vielfältige Nährboden von Matthäus Muchs anthropologischer Geschichtstheorie – ein Gemengsel aus verschiedenen geistes- und naturwissenschaftlichen Strömungen des 19. Jahrhunderts	148
5.1	Matthäus Muchs Vorläufer in der österreichischen Urgeschichtsforschung	156
5.1.1	Eduard von Sacken (1825-1883) – der Praktiker	156
5.1.2	Ferdinand Ritter von Hochstetter (1829-1884) – der große Organisator	158

5.2 Die geisteswissenschaftlichen Wurzeln von Matthäus Muchs Kultur- und Geschichtsbild	159
5.2.1 Die <i>germanische Kontinuitätstheorie</i> als Grundlage des deutschen Nationalbewusstseins	160
5.2.2 Die „Indogermanisierung“ der Kontinuitätstheorie zur weiteren Verlängerung der „deutschen Nationalgeschichte“	177
5.3 Der Rassenmanichäismus zwischen <i>Poly-</i> und <i>Monogenismus</i>	181
5.3.1 Christoph Meiners (1747-1810) und der Polygenismus als Grundlage der Gegenüberstellung einer „schönen Rasse“ zu einer „hässlichen Rasse“	183
5.3.2 Gustav Klemm (1802-1867) und die Dichotomie von „aktiven“ und „passiven Rassen“	185
5.3.3 Die richtungsweisende Degenerationstheorie von Comte Joseph Arthur de Gobineau (1816-1882)	189
5.3.4 Der <i>Längen-Breiten-Index</i> des menschlichen Schädels – <i>Dolichocephalie</i> und <i>Brachycephalie</i> als Grundlage des Rassenmanichäismus	192
5.4 Das Problem der <i>ethnischen Deutung</i> im 19. Jahrhundert	198
5.4.1 Die <i>Keltenfrage</i> im Schatten der Rassenanthropologie.....	198
5.4.2 Matthäus Muchs Geschichtsbild zur <i>Latènezeit</i> – der Ansturm der „Germanen“ während der jüngeren Eisenzeit	204
5.4.3 Die <i>Altslawenthese</i> als völkische Rassentheorie	209
5.5 Ideologische Wandlungen im Zeitalter des aufflammenden <i>Rassendarwinismus</i>	215
5.5.1 Zwischen <i>Gobinismus</i> und <i>Rassendarwinismus</i> – die rassenanthropologische Unterlegung des Sozialdarwinismus	220
5.5.2 Das Konstrukt der „nationalen Zuchtrassen“ – die Geschichtstheorie der „Politischen Anthropologie“ und der Mythos der „arisch-germanischen Rasse“ als „treibende Kraft“ historischer Entwicklungen.....	226
5.5.2.1 Houston Stewart Chamberlain (1855-1927) und <i>Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts</i>	227

5.5.2.2	Ludwig Woltmann (1871-1907) und die <i>Politische Anthropologie</i>	228
5.5.2.3	Die <i>Anthroposoziologie</i> und die „arische Rassenaristokratie“ als „Motor“ der Gesellschaft.....	230
5.5.2.4	Die Kritiker des Gedankens einer „arischen Rasse“ – zwischen Zeitgeist und Entschleierung eines Mythos	236
5.5.3	Die Donaumonarchie am Scheideweg und der lange Schatten am Glanz der Weltmetropole Wien.....	238
5.5.3.1	Die Rassentheorie von Ludwig Gumplowicz (1838-1909) und der Degenerationsgedanke im zionistischen Kontext	240
5.5.3.2	Die „Völkerschau“ als angeblicher Tummelplatz von Krankheitserregern und sexueller Wollust.....	242
5.5.3.3	Die Pathologisierung der Sexualität	244
5.6	Matthäus Muchs Rassentheorie – ein Mosaik aus verschiedensten Komponenten	247
5.6.1	Matthäus Muchs Vorstellungen von „Rassenmischung“, „Aufsaugung“ und „Niedergang“ im Zusammenhang mit Herkunft und Diffusion der „Indogermanen“	254
5.6.2	Die „Altersstadien“ der Menschheit und deren Unterlegung mit organischen Wachstumsbegriffen zur Veranschaulichung von Gobineaus Rassentheorie	256
5.6.3	Der „Untergang“ der antiken Kulturen des Mittelmeerraumes.....	258
6	Die „Rassisierung“ des „Judenproblems“	267
6.1	Die verborgene Zeichensprache des Antisemitismus	279
6.1.1	Die Kaffeehäuser mit ihrem „orientalischen Tand“ als Hort der „Semiten“	280
6.1.2	Die Spuren der rhetorischen Mittel des frühen Rassenantisemitismus Georg von Schönerers in ihrer Wechselwirkung zu den ersten rassentheoretischen Ansätzen in den urgeschichtlichen Werken von Matthäus Much und Karl Penka	283
6.1.3	Die „arisch-germanischen Bibeln“ als ideologisches Werkzeug des Antisemitismus.....	295
6.1.4	Der symbolische Wirksamkeitsgehalt der verschiedenen Metalle in Bezug zum Antisemitismus.....	297

6.2	Der „arische“ Mythos im Bezug zu Kultur und Wissenschaft um die Jahrhundertwende.....	316
6.3	Das Griechentum und der Grad seiner „Orientalisierung“	321
6.3.1	Die „Germanisierung“ des „Griechentums“ aus Nordeuropa	322
6.3.2	Das „Ziegenvolk der Griechen“ als Sinnbild des demokratischen Bürgertums unter dem Einfluss der „Semitisierung“	326
7	Zisleithanien im Spannungsfeld der geistigen Strömungen der Habsburgermonarchie	331
7.1	Der antiklerikale Kulturkampf und seine Bestrebungen zur Säkularisierung des Staatswesens der Habsburgermonarchie	332
7.2	Das Verhältnis von Moritz Hoernes zu Matthäus Much unter Berücksichtigung des politischen und weltanschaulichen Hintergrunds im wissenschaftlichen Diskurs	337
7.2.1	Die <i>Anthropologische Gesellschaft in Wien</i> im Spannungsfeld zwischen Liberalismus und Deutschnationalismus.....	338
7.2.2	Moritz Hoernes (29.1.1852-10.7.1917) und seine liberale Weltanschauung	357
7.2.3	Matthäus Muchs Geschichtsbild	359
7.3	Das Wandern und Bergsteigen als völkische Freizeitbeschäftigung	366
7.4	Die Vorboten der „Los von Rom“- Bewegung zwischen Kulturkampf, Protestantismus und „Germanenkult“	368
7.5	„Germanen“- und Personenkult bei den „Schönerianern“	377
7.6	Die eigentliche „Los von Rom“-Bewegung.....	383
7.7	Das „unterwandernde Weltjudentum“ als „Zersetzer“ der „Volkskraft“	392
7.7.1	Das „arisch-germanisch“ infizierte Christentum im Zeitalter der aufkommenden Weltverschwörungstheorien	393
7.7.2	Die Mystifizierung der Landschaft in Niederösterreich als Gegenbild zur „jüdischen Weltverschwörung“ im ausgehenden 19. Jahrhundert	407

8 Die „asiatischen Nomadenvölker“ als Bedrohung der „Zivilisationen“ der „arischen Bauernvölker“	430
8.1 Die historisch gewachsene Abwertung mobiler Lebensformen	435
8.1.1 Und der „ewige Jude“ läuft und läuft – an seiner Seite „Zigeuner“, „Mongolen“ und slawischsprachige Wanderarbeiter	435
8.1.2 Das Proletariat als Produkt der „goldenen Internationalen“ der „Juden“ und das Sinnbild der Stadt als „Sündenpfuhl“	444
8.2 Die Abkehr von der unilinearen <i>Dreistufentheorie</i>	451
8.2.1 Gustav Klemm und die Dichotomie von „aktiven“ und „passiven Rassen“ im Bezug zur „Sesshaftigkeit“ sowie dem „Nomadentum“ als deren Gegenbild	453
8.2.2 Eduard von Sacken und die zeitlich bedingte Indifferenz der Einordnung des archäologischen Fundmaterials	456
8.2.3 Das Ende des „Nomadentums“ und der Eintritt der „arischen Ackerbauvölker“ in die europäische Urgeschichte bei Matthäus Much.....	460
8.2.4 Der „indogermanische Ackerbauer“ als Rächer der Wälder	468
8.3 Das Konstrukt der „arischen Ackerbauvölker“ – die Mythologisierung archäologischer Hinterlassenschaften und zeitgenössischer Kontexte.....	472
8.3.1 Der Hausbau als Grundvoraussetzung zur „Sesshaftigkeit“ im Gegensatz zum Zelt des „Nomaden“	473
8.3.2 Der „ackerbautreibende Indogermane“ als Handwerker.....	474
8.3.3 Der „ackerbautreibende Indogermane“ als Forscher, Bauherr und Entwickler ...	477
8.3.4 Das „Ziegenvolk“ Griechenlands.....	478
8.3.5 Die „arisch-germanischen Ackerbauvölker“ im Gegensatz zu den „asiatischen Nomadenvölkern“	479
8.3.5.1 Das Konstrukt einer egalitären Agrarverfassung als Grundlage von völkischer Solidarität	480
8.3.5.2 Der „ackerbautreibende Indogermane“ als Bergsteiger und Montanspezialist	487
8.3.5.3 Der „Indogermane“ als von „Sittlichkeit“ geprägter Staatenbilder	490

8.3.5.4	Die „Unterwanderung“ der „arischen Germanen“ durch die „zerstörenden“ Einflüsse der „Nomaden“ nach Houston Stewart Chamberlain.....	498
8.3.6	Die verhältnismäßig marginale Rolle der somatischen „Rassenmerkmale“ in Matthäus Muchs Werk vor der Jahrhundertwende	499
8.3.7	Die Ansichten von Moritz Hoernes zu den „Indogermanen“ als viehzucht-treibender „Naturstamm“	501
8.3.8	Menschenopfer und Kannibalismus als Zeichen einer angeblich fehlenden geistigen Kulturentfaltung.....	503
8.3.9	Der „Jude“ als „Tierquäler“	515
9	Das Licht des Polarsterns im Widerstreit mit dem der aufgehenden Sonne – <i>Ex septentrione lux</i> versus <i>Ex oriente lux</i>	519
9.1	Das Licht vom Orient – <i>Ex oriente lux</i>	520
9.2	Die Suche nach dem neuen Paradies	527
9.3	Das <i>Ex septentrione lux</i> -Konstrukt – die Genealogie eines Trugschlusses.....	528
9.3.1	Der „germanische Typus“ als Inbegriff der „Reinheit“ der „nordischen Rasse“ im Bezug zur hinsichtlich der „Heimat der Indogermanen“ vertretenen Nordthese.	530
9.3.2	Matthäus Muchs Konstrukt der „Indogermanen“ als „Herrenrasse“ einer Sklavenhaltergesellschaft – „Rassenaristokratie“ und soziale Schichtung als „Rassengegensatz“ im „kolonialen Degenerationsprozess“	551
9.3.3	Der <i>Diffusionismus</i> und die Abkehr vom klassischen Evolutionismus.....	555
9.3.4	Die von Friedrich Ratzel geschaffene <i>Anthropogeographie</i> in ihrem Gegensatz zu Adolf Bastians <i>Elementargedanken</i>	559
9.3.5	Die umweltbedingten Voraussetzungen der westbaltischen Küste für das Entstehen der körperlichen und materiellen Merkmale der „indogermanischen Rasse“ als Grundlage ihrer Ausbreitung.....	566
9.3.6	Die „Kulturmittel“ und Nordeuropa als „Ausstrahlungszentrum“ der „Zivilisation“	568

9.4	Die Bedeutung der Frage nach der <i>Herkunft der Bronze</i> als Widersacher der Nordthese.....	594
9.5	Die Frage nach der Existenz einer <i>Kupferzeit</i> als Grundlage einer eigenständigen Entwicklung der Bronzeverarbeitung in Europa	618
9.6	Die <i>geometrische Dekorweise</i> als „nordisch-arische“ Ornamentik und Kulturgut der „Indogermanen“	629
9.7	Die <i>Dolmenbauer</i> als die Begründer einer „globalen Megalithkultur“	646
9.8	Die „Indogermanen“ als Seeräuber der Meere – die steinzeitliche Vorhut der Wikinger und späterer kolonialer Bestrebungen	651
9.8.1	Die Eroberung des mediterranen Raumes und die Besatzung Nordafrikas	656
9.8.2	Vorderasien als ursprüngliches Siedlungsgebiet der „Indogermanen“ und der spätere Einzug der „Kinder Israels“	666
9.8.3	Die <i>Dolmenbauer</i> als „Herrenvolk“ in Indien.....	668
9.8.4	Die <i>Ex septentrione lux</i> -These im Kontext von Kolonialisierung, „Rassenzucht“ und „Degenerierung“	672
9.9	Kampf der Mythen, Kampf um Gelder?	679
10	Quellenkritik und Ausblicke	681
11	Literaturverzeichnis	691
11.1	Verwendete Abkürzungen für Zeitschriften.....	717
11.2	Verwendete Abkürzungen für Nachschlagewerke	717
12	Anhang.....	718
12.1	Sonstige Abkürzungen.....	718
12.2	Zu Lebzeiten Matthäus Muchs gegründete deutschvölkische Schutzvereine	720
12.3	Gustav Friedrich Klemms <i>Fantasie über ein Museum für die Culturgeschichte der Menschheit</i>	722
12.4	Der Mitteleuropagedanke	723

12.5	Verwendete Geldkonverter	724
12.6	Abbildungen	725
12.6.1	Zu Kapitel 4.....	725
12.6.2	Zu Kapitel 5.....	753
12.6.3	Zu Kapitel 6.....	771
12.6.4	Zu Kapitel 7.....	782
12.6.5	Zu Kapitel 8.....	809
12.6.6	Zu Kapitel 9.....	830
12.6.7	Zu Kapitel 10.....	854
12.6.8	Abbildungsverzeichnis	858
12.7	Lebenslauf	871
12.8	Abstract.....	873

1 Einleitung

In der Gegenwart sind es laut Stephen Jay Gould häufig die sogenannten Deterministen, welche „auf das traditionelle Prestige der Wissenschaft als objektive Erkenntnis, die frei von gesellschaftlicher und politischer Färbung“ (Gould 1988: 14) zur Ausarbeitung gelangen kann, pochen.

Die eigene Subjektivität wird also als „objektive Wahrheit“ dargestellt, eigene anerzogene Vorurteile und Wertvorstellungen ausgeklammert.

In archäologischen bzw. ur- und frühgeschichtlichen Zusammenhängen gibt es im Grunde zwei Ebenen des Missbrauches: Zum einen können Bodenfunde verfälscht oder ihre „Aussage überfordert werden“, zum anderen kann ihre Interpretation zur „Aufhetzung von Völkerhaß bzw. zur Entfaltung von Expansionsgelüsten“ (Kerndl 1977: 163) benutzt werden, was sowohl nach nationaler als auch internationaler Gesetzgebung inzwischen Konsequenzen nach sich ziehen kann. Generell ist die politische Macht um eine regierungstreue „politisch erzieherische Nutzenanwendung“ bei der Auswertung von Bodenfunden bemüht.

Bei dem Thema, dass ich mir für die vorliegende Diplomarbeit ausgesucht habe, handelt es sich um einen Ur- und Frühgeschichtsforscher, welcher im ausgehenden 19. Jahrhundert und zum beginnenden 20. Jahrhundert diese beiden Ebenen miteinander verband. Zwar ist mir nicht aufgefallen, dass er archäologische Hinterlassenschaften direkt verfälschte, doch überforderte er diese interpretativ im Sinne einer „nordischen Herrenrasse“, was zu Deutungsmustern führte, welche bei der Legitimation von Hetzkampagnen und Territorialansprüchen eines „deutscharischen Volkes“ Pate stehen konnten.

Aufgrund dessen, was sich seit dieser Zeit alles im gesellschaftlichen, politischen und auch wissenschaftlichen Kontext geändert hat, handelt es sich für mich bei Matthäus Much um ein „vollständig fremdes Wesen“. Dies liegt nicht nur daran, dass ich in Deutschland aufgewachsen bin und von Österreich als einst administratives Zentrum eines „Vielvölkerstaats“, der Habsburgermonarchie, erst seit 2001 nach und nach historische Hintergründe mitbekomme, sondern auch weil Much in einer „anderen“ Zeit mit einer Fülle von unterschiedlichen Problemen und Konfliktfeldern, die heute so nicht mehr gegeben sind, gelebt hat. Mitunter haben sich Fragestellungen modifiziert, häufig sind sie obsolet, teilweise haben wir heute ganz andere gesellschaftliche Phänomene. Allerdings haben verschiedene

Strategien, Menschen in gesellschaftliche Randgruppen zu pferchen, auch immer wiederkehrende Muster. Zumindest meine ich den Neid auf eine eigentlich unterprivilegierte, aber angeblich überprivilegierte Gruppe als einen gemeinsamen Ursprung hetzerischer Verleumdungen ausgemacht zu haben. Bei den für diese Arbeit wichtigen Hintergründen des Antisemitismus tritt noch das Symptom eines reellen Hasses auf eine sich emanzipierende Ansammlung von Individuen, welche sich aufgrund von sozioökonomischen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts neu entstandenen gesellschaftlichen Milieus mit Erfolg anpasste, aber gleichzeitig mit dem orthodoxen Judentum als eine angeblich „rückständige“ Religion des „Mittelalters“ in einen Topf geworfen wurde. Ich will diese Personen deswegen nicht als Gruppe kennzeichnen, weil in einer solchen Markierung eine „Weltverschwörung“ im Sinne eines gemeinsamen „jüdischen Finanzkapitals“ anklingt. Aufgrund der Verschiedenheit der Lebenswege, dem mit diesen verbundenen „Assimilationsgrad“ und dem daraus erwachsenden Wohlstand erscheint der Inhalt solcher Weltverschwörungstheorien von vorneherein absurd. Keineswegs will ich jegliche Vernetzung innerhalb einer solchen Gruppe abstreiten, welche laut Léon Poliakov in der Diasporaerfahrung einer aufgrund ihrer gemeinsamen Konfession stigmatisierten Gruppe zu suchen ist (vgl. Poliakov 1983: 18), doch ist die Behauptung einer auf breiter Basis organisierten schleichenden globalen Eroberung, welche mit einer soziopolitischen Umgestaltung Hand in Hand ginge, um eine „jüdische Weltherrschaft“ durchzusetzen, mit Entschiedenheit abzulehnen. Eine Seltenheit war es jedenfalls nicht, dass die aus den Trümmern der Ghettos aufstrebenden „Emporkömmlinge“ ihren jüdischen Glauben und die Befolgung der religiösen Regeln einschränkten, nur in gewissen Kreisen beibehielten oder gar ganz aufgaben. Da es sich beim Judentum eben um eine Religion und nicht um eine durch körperlich und geistig festgeschriebene Eigenschaften gekennzeichnete Gruppe handelt, müssten diese ins Bürgertum aufstrebenden, aber eigentlich unter jüdischen Einflüssen sozialisierten Individuen häufig als „ehemalig-jüdisch“ bezeichnet werden. Nur deswegen habe ich „Juden“ nicht nur dann, wenn sie mit antisemitischen Wertungen behaftet werden, in Anführungsstriche gesetzt und keineswegs, um dem Judentum seine Existenzberechtigung abzusprechen. Wenn bezüglich von Personen die jüdische Herkunft betont wird, so geschieht dies lediglich um aufzuzeigen, dass diese in bestimmten Kreisen auf Ablehnung gestoßen sind oder sein könnten. Auch wurde „Jude“ zum aus damaliger Sicht beleidigenden Vorwurf für erfolgreiche Leute aus christlichen Elternhäusern. Überhaupt handelte es sich im Zeitalter der Industrialisierung, welches mit einer sich mehr oder minder durchsetzenden Emanzipation des Judentums Hand in Hand ging, bei den Investoren, egal von welcher konfessionellen Herkunft, um Geschäftsleute, welche zur passenden Zeit auf das

„richtige Pferd“ gesetzt hatten und nicht um irgendeine sich verschwörende Elite. In keinem westlichen Land handelte es sich jedenfalls bei den „Juden“ um die „Begründer des Kapitalismus“, wobei es häufig schlichtweg unmöglich ist zwischen „christlichen“ und „jüdischen Geschäftszweigen“ zu unterscheiden. Dennoch kam es zu einer breitangelegten Hetze, welche wie schon in den Jahrhunderten zuvor immer wieder zu Übergriffen führen konnte. Hierbei ist eine zunehmende Verfestigung des Bildes der „Juden“ als eine „gefährliche“ da „konkurrierende Rasse“ festzustellen, welche mitunter als „orientalisch-semitisch“ bzw. „gelb-asiatisch“, in jedem Fall aber als „fremd“ eingestuft wurde. Auch der Vorwurf der „Minderwertigkeit“ konnte daneben auftauchen, auch wenn er in erster Linie an die sogenannte „Negerrasse“ gestellt wurde (vgl. Poliakov 1983: 11-22; Poliakov 1987: 60-68, 166-183, 197-203; Poliakov 1988: 13-26).

An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass in dieser Arbeit in erster Linie die antisemitische Ausprägung des Rassismus behandelt wird, aber die Rassenantisemiten von Bewohnern anderer Erdteile zumeist genauso wenig, wenn nicht gar noch weniger hielten als von der „semitischen Rasse“. Nur wurden diese als „Rassen“ aufgefassten Bevölkerungen aus bestimmten geographischen Regionen, wobei es sich meist nicht um real existierende Gruppenidentitäten handelte, eben nicht als Konkurrenten in einem „Kampf ums Dasein“ verstanden.

Die weltanschauliche und politische Färbung von Matthäus Muchs Forschungstätigkeit, welche vor mehr als 140 Jahren anfang und vor über 100 Jahren endete und nach damaligem Forschungsstand zumindest teilweise als wissenschaftlich betrachtet werden kann, soll in dieser Arbeit herausgearbeitet werden. In Anbetracht seiner Schaffensperiode kann nicht immer erkannt werden, welche äußeren Einflüsse auf Much eingewirkt und in welchem Maß seine Impulse wieder auf sein Umfeld zurückgewirkt haben. Auf welche Art und Weise solche ideellen Wechselbeziehungen abgelaufen sind, lässt sich oft nur vermuten, im besten Fall in gewissen Grundzügen nachvollziehen.

François Ellenberger hat im Jahr 1976 folgende Forderung aufgestellt:

„Wissenschaftsgeschichte hat nicht zu richten, sondern zu verstehen“ (Ellenberger nach Hölder 1989: 1).

Es ging mir nicht darum, über Matthäus Much zu urteilen, im Nachhinein ist es leichter klüger zu sein, aber trotzdem festzustellen, welche Tendenzen in der Forschungsgeschichte und in seinem soziopolitischen Umfeld er forciert hat und in welchen Punkten er die von den

geistigen Strömungen der damaligen Gesellschaft dargebotenen Komponenten an Determinismus erfüllt oder bei weitem übertroffen hat. Ich will in dieser Arbeit nicht für das Verständnis einzelner Personen werben, sondern den Zeitgeist durchleuchten, in welchem eine massive antisemitische Hetze und deterministische Rassentheorien entstehen konnten.

Matthäus Much's deutschnationaler und antisemitischer Aktionismus ist unbestreitbar und fällt in die Zeit der ersten Welle des österreichischen Rassenantisemitismus, welcher stark von dem mit Much bekannten Georg Ritter von Schönerer und der in enger Verbindung zu ihm stehenden deutschnationalen bzw. später alldeutschen Bewegung ausging. Much's Beteiligung an dieser Hetze kann ich zwar als Mensch negativ bewerten, doch habe ich versucht Urteile in dieser Arbeit außen vorzulassen. Stattdessen ging es mir darum die Wurzeln und den Verlauf dieser Bewegung nachzuzeichnen und Much's Schriften auf ihren symbolischen Gehalt hinsichtlich antisemitischer Tendenzen zu untersuchen.¹

Auch sollte nicht außer Acht gelassen werden, dass sich schon dazumal im „Vielvölkerstaat“ durchaus Mahner gegen eine ideologische Nutzenanwendung wissenschaftlicher Daten zu Wort meldeten, wenn auch zumeist nur um die eigene liberal-patriotische Haltung zu untermauern. Der liberale Fortschrittsgedanke ließ einen größeren Variationsspielraum der „Menschenrassen“ zu und stand im 19. Jahrhundert den deterministischen Theorien teilweise diametral gegenüber; näherte sich diesen daneben aber auch teilweise an. Mitunter verschmolzen in rassentheoretischen Werken verschiedenste mitunter in sich widersprüchliche Gedankengänge aus unterschiedlichen Quellen. Patrik von zur Mühlen hat eindrucksvoll den restaurativen Charakter zahlreicher deterministischer Theorien, welche die „Beharrlichkeit“ der „Rassen“ betonen, hervorgehoben.²

Somit steht diese Arbeit in einem Spannungsfeld zwischen der liberalen und deutschnationalen ideologischen Nutzenanwendung urgeschichtlichen Fundmaterials, wobei die beiden geisteswissenschaftlichen Stränge in der Abkehr vom christlichen Weltbild ihren gemeinsamen Nenner finden, welcher sich auch im organisatorischen Bereich der „Anthropologischen Gesellschaften in Wien“ (AGW) widerspiegelt. Diese Gesellschaft wurde bereits 1870 gegründet, also bevor die „Judenfrage“ von antisemitischen Kreisen weitreichend zu einer „Rassenfrage“ hochstilisiert wurde. Allerdings nehmen gerade in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts und insbesondere auch um die Jahrhundertwende die Hetzkampagnen, welche

1 siehe Kap. 3/4/6/8 (jeweils gesamt, mit allen Unterkapiteln)

2 siehe Kap. 5 (gesamt)/6.1.2/8.2-8.3 (gesamt)

eine „jüdische Weltverschwörung“ auf „rassischer Grundlage“ proklamierten, vehement zu, wobei gerade Wien und Niederösterreich einen spezifischen Entstehungsherd solcher Phantasmen darstellen.³

Im letzten Kapitel dieser Arbeit wird abschließend auf einen Diskurs zur Verbreitung von archäologischen Hinterlassenschaften eingegangen, welcher zwar vordergründig auf wissenschaftlicher Basis geführt wurde; bei einer genaueren Betrachtungsweise jedoch eine eindeutige Infiltrierung weltanschaulicher Hintergründe offenbart.⁴

Zur Nachvollziehbarkeit der Quellenangaben ist anzumerken, dass sich die nicht direkt zitierten Quellen auch auf den vorangegangenen Absatz beziehen, sofern in diesem konkrete Aussagen getätigt werden und ein sinnvoller Zusammenhang besteht. Eigene interpretative Versuche sind nicht in ausdrücklicher Form gekennzeichnet, doch habe ich Wörter und Floskeln wie „womöglich“, „möglicherweise“, „scheinbar“, „offenkundig“, „erweckt den Eindruck“, „legt die Vermutung nahe“ usw. diesbezüglich als Markierungen hinterlassen. Auch finden sich an diesen Stellen häufig Hinweise zu bereits bearbeiteten Inhalten aus vorangegangenen Kapiteln oder solchen, welche noch im weiteren Verlauf der Arbeit eingehender behandelt werden. Anmerkungen, welche aus meiner Sicht unter die Kategorie Allgemeinwissen fallen sind nicht unbedingt mit Quellen belegt, so dass nicht die Literaturangaben aus dem nachfolgenden Absatz hinzuzuziehen sind.⁵

Die zitierten Quellen sind, wenn keine weiteren Literaturangaben im selben Absatz angegeben werden, auch für dessen restlichen Inhalt gültig.

Zum Abschluss möchte ich noch auf die zahlreichen Abbildungen im Anhang verweisen, welche überwiegend aus meiner eigenen Sammlung entstammen und ohne größere Probleme auf Flohmärkten, in Antiquariaten oder im Onlinehandel käuflich erworben wurden. Die Preise waren erschwinglich, so dass es sich kaum um Fälschungen handeln wird und falls doch, stammen diese aus der damaligen Zeit⁶ oder nach Vorbildern, welche dieser entstammen. Hierbei werden offensichtliche Bezüge von Matthäus Muchs Geschichtsbild zu völkischen Sichtweisen illustriert, auf welche im Text nicht jedes Mal hingewiesen werden

3 siehe Kap. 7 (gesamt)

4 siehe Kap. 9 (gesamt)

5 Dies kommt äußerst selten, wie z.B. zu Beginn des Kap. 6.3/S. 321 hinsichtlich der Erzählungen zu *Tausend und eine Nacht*, vor.

6 Diese Propagandaartikel waren zur Zeit ihrer Produktion recht kostspielig und sind damals schon gesammelt worden.

konnte. Die Abbildungen sind den Hauptkapiteln 4 bis 9 zugeordnet. Hierbei lade ich den Leser zu einer eigenständigen Durchsicht ein, um sich so manchen Zusammenhang zusätzlich zu veranschaulichen.

2 Biographische Angaben zu Matthäus Much (1832-1909)

Der Lebenslauf liefert das Korsett, in welchem sich der Handlungsspielraum der dargestellten Person bewegt, so dass die einst getroffenen Entscheidungen richtig eingeordnet werden können. Deswegen wird in diesem Kapitel zunächst auf die wagen Angaben zu Matthäus Muchs frühem Werdegang und seine wissenschaftliche Tätigkeit im institutionellen Bereich eingegangen, um anschließend seine primären Forschungsbereiche kurz vorzustellen.

2.1 Matthäus Muchs wechselnde Lebensstationen zwischen Land und Stadt

Mathias bzw. Matthäus Much⁷ wurde am 10. Oktober 1832 geboren. Als Geburtsort gab Matthäus Much in seinem Testament das in der Nähe von Jauernig in Schlesien gelegene Wildschütz an,⁸ wohingegen in der Literatur oft Göpfritz in Niederösterreich angegeben wird. Jedenfalls hatte seine Familie einen engen Bezug zu Niederösterreich. Sein Vater Franz Much (1795-1859) stammte aus Waizendorf unter dem Manhartsberg und war Güterdirektor. Aus dem „bäuerlichen Kreis des Urgroßvaters“ Michel ging sein Großvater Sebastian hervor, der in Krems seinem Beruf als Lehrer nachging, was „auf das Vorhandensein geistiger Neigungen schließen“ (Franz 1959: 64) lasse. Auch Vater Franz habe als Gutsverwalter „Berührung mit der außerbäuerlichen Lebenssphäre“ (ebd.) erlangt. So zog die Familie in Matthäus Muchs Kindheit nach Petschau bei Karlsbad. Er besuchte Gymnasien in Pilsen, dann Eger, Prag⁹ und letztlich Wien. Sein Matura legte er im Jahr 1851 am Theresianum ab und begann an der Wiener Universität Jura zu studieren. Bevor er sein Doktorat abgeschlossen hatte, bekam er

7 Die Hintergründe für die beiden verwendeten Vornamen konnte ich nicht eruieren. Ich vermute aber, da im staatlich-institutionellen Bereich der *k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale* der Name Mathias verwendet wird, dass es sich bei diesem um den eigentlichen Vornamen handelt.

8 Bei Jauernig handelt es sich um die heute Javorník u Jeseníku benannte Kleinstadt in Tschechien, welche nahe an der Grenze zu Polen gelegen ist. Wildschütz heißt heute Vlčice.

9 Petschau: Bečov nad Teplou; Karlsbad: Karlovy Vary; Eger: Cheb; Prag: Praha, (alle in Tschechien)

eine Stelle als Beamter der Finanzprokuratur in Temesvar. Schließlich dissertierte er 1858 an der juristischen Fakultät (vgl. Franz 1959: 64; Krause 1988: 2f) der Universität Graz. Nebenbei besuchte er die Vorlesungen des Geographen und als Alpinisten bekannten Friedrich Simony (1813-1896), welcher auch prähistorischen Aktivitäten nachging. Bereits 1850 hatte dieser über die Hallstatt-Altertümer geschrieben,¹⁰ so dass es gut möglich ist, dass Much hierbei auf die kulturellen Hinterlassenschaften dieser bedeutenden Fundstelle aufmerksam wurde (vgl. Franz 1959: 64).

Von Beginn an war die frisch etablierte Geographie nicht nur naturwissenschaftlich, sondern auch anthropologisch orientiert. Möglicherweise hörte Much 1858/59 die Vorlesungen Simonys über „Natur und Menschen im österreichischen Abendlande“. Ein paar Jahre später hielt dieser eine weitere Vortragsreihe über „Die Völker der Erde und deren Cultur-Entwicklung“ (vgl. Pusman 2008: 105).

Leonard Franz (1895-1974) klassifizierte Matthäus Muchs Leben als „typisch altösterreichischer Wechsel der Lebensstationen, der einerseits lästig gewesen sein mag, andererseits für das Weiten des Horizonts gewiß auch nützlich“ (Franz 1959: 64).

Im Jahre 1860 heiratete Matthäus Much Fräulein Marie Kiendl. Eine Krankheit des Schwiegervaters Anton Kiendl (1816-1871) veranlasste ihn den Staatsdienst zu verlassen, und dessen Zitherfabrik in Wien zu übernehmen. Trotz „mustergültiger Leitung“, fand er genügend Zeit seiner Leidenschaft im Sammeln von Naturalien zu folgen und Darwins Werke eingehend zu studieren.¹¹

Außerdem betrieb Much germanistische Studien. Ein besonderer Einfluss ist hierbei Jacob Grimms zweibändigem Werk *Geschichte der deutschen Sprache* aus dem Jahr 1848 zuzuschreiben.

Beim ersten urgeschichtlichen Fundstück, welches in seinen Besitz übergang, handelte es sich um ein poliertes Quarzit-Steinbeil aus dem Nachlass des Bildhauers Hans Gasser (1817-1868). Bereits im zweiten am 28. Mai 1870 ausgegebenen Mitgliederverzeichnis der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ erscheint sein Name und schon „in der

10 Der Titel lautet *Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung* und ist als Beilage zu den *Sitzungsberichten der philos. histor. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften* (1850-Bd. IV/S. 338) erschienen.

11 Die Umstände könnte man auch so interpretieren, dass seine Frau genügend Kapital in die Ehe brachte, um ihm die Studien zu ermöglichen.

Versammlung vom 13. Dezember 1870 hielt er einen Vortrag über die urgeschichtlichen Ansiedlungen im Manhartsgebirge“ (Szombathy 1910: 49).

Matthäus Much fing an, prähistorische Objekte käuflich zu erwerben, wodurch er Pfahlbaufunde aus Robenhausen in der Schweiz von Jakob Messikommer (1827-1917) und nordeuropäische Steinbeile von Davis Henriquez de Castro (1826-1898) aus Kopenhagen erhielt. Zudem begann er damals mit seiner intensiven Forschungsarbeit auf diesem Gebiet. Von Castro kaufte Much nicht nur altertümliche Gegenstände für seine Privatsammlung, sondern nahm diese auch in Kommission und verkaufte sie vor allem an Adlige im Instrumentengeschäft seiner Frau. Außerdem erwarb Much Fundgegenstände auf seinen Reisen; den größten Teil seiner Privatsammlung entnahm er aber wohl den auf seine Veranlassung durchgeführten Ausgrabungen. Es ging Much jedoch nicht nur um das bloße Ansammeln, sondern er verzeichnete alle Fundorte und oftmals auch die Fundumstände (vgl. Franz 1959: 67; Urban 2002: 12).

Es kam zu einer ersten Ausstellung seiner Sammlung in seinem Stammhause in der Kiendl'schen Fabrik im 8. Bezirk, Josefsgasse 6 und später im Neubau in der Penzingerstraße 84. Sohn Rudolf ergänzte die Sammlung seines Vaters noch zu Lebzeiten, so beispielsweise mit Altertümern aus Bergheim bei Salzburg, die er aus frühbajuwarischen Gräbern gehoben habe. Die Sammlung gelangte zu internationalem Ruf, so dass seine Pfahlbaufunde vom Mondsee im 1890 veröffentlichten Buch *The lake-dwellings of Europe: Being the Rhind Lectures in Archæology for 1888* vom Engländer Munro gewürdigt werden (vgl. Franz 1959: 67; Szombathy 1910: 48).

Vorreiter dieser Forschungen war der urgeschichtliche Fundstücke sammelnde Heimatforscher Candidus Ponz von Engelshofen (1803-1866), welcher auch als Lehrer des stark urgeschichtlich interessierten Heimatforschers Johann Krahuletz (1848-1928) anzusehen ist, zu welchem Much eine bessere Bekanntschaft gepflegt hat. Der Verlauf seiner Forschungen dehnte sich vom Manhartsgebirge auf ganz Niederösterreich aus, wobei er den Angaben von Franz Schweickhardt von Sickingen (1794-1858) aus dessen von 1833 bis 1835 veröffentlichten „Darstellungen des Erzherzogtums Österreich“¹² folgte. Hierbei wurde der Umstand betont, dass gerade die diesbezüglichen Arbeiten Muchs doppelte Rolle als „halb

12 Der volle Titel lautet: *Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens. Durch umfassende Beschreibung aller Burgen, Schlösser, Herrschaften, Städte, Märkte, Dörfer, Rotten &c. &c. topographisch-statistisch-genealogisch-historisch bearbeitet, und nach den bestehenden vier Kreisvierteln alphabetisch gereiht.*

Prähistoriker und halb Germanist“ (Szombathy 1910: 49) gekennzeichnet haben (vgl. Gaspar 1991: 2f; Szombathy 1910: 49; Urban 2002: 10).

Im Verlauf der ersten Jahresversammlung der *Anthropologischen Gesellschaft in Wien* (AGW) vom 14. Februar 1871 wird er in den Ausschuss gewählt, dem er sein Leben lang angehören sollte. Im Jahr 1876 wird er ihr erster Sekretär (bis 1884) und Geschäftsführer, sowie Redaktionsleiter der *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* (MAGW), ehe er seit dem Jahr 1882 in den Hintergrund trat.

Mehrere Jahre führte Much außerdem für die in Österreich wohnhaften Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte“, welcher er bereits 1872 beigetreten war, die Sektionsgeschäfte. Seit 1880 war er zudem Mitglied der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, welche ihn vierzehn Jahre später zum korrespondierenden Mitglied ernannte (vgl. Fatouretchi 2009: 62f; Franz 1959: 65; Szombathy 1910: 48f).

Zunächst tat sich Much als Denkmalpfleger hervor. Seit dem 14. September 1875 übte er das Amt als „k.k. Conservator für Oesterreich ob der Enns, Section I (Objecte der prähistorischen Zeit und antiken Kunst)“ aus. Am 12.6.1877 erlangte er mittels seiner politischen Kontakte die Mitgliedschaft in der *k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale* (wiederbestätigt 1908), dem Vorläufer des heutigen Bundesdenkmalamts. Im Jahr 1883 legte er seine administrativen Tätigkeiten in der Anthropologischen Gesellschaft nieder, um seine umfassende Arbeit in der „k.k. Central-Commission“ zu erfüllen. 1895 erhielt er den Titel „k.k. Regierungsrath“, außerdem war er „Ritter des Ordens der Eisernen Krone und Inhaber der Medaille für Wissenschaft und Kunst“ (Urban 2002: 12). Seine Tätigkeit für den Denkmalschutz steht aus heutiger Sicht im Widerspruch zu seinen geschäftlichen Beziehungen zum Kopenhagener Altertumshändler Davis Henriquez de Castro (vgl. ebd.).

Im Jahr 1903 kehrte er als Vizepräsident in die Verwaltung der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ zurück (vgl. Szombathy 1910: 49; Urban 2002: 11).

Trotz zahlreicher Veröffentlichungen in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (MAGW) und der Herausgabe einiger selbst geschriebener Bücher blieb er wie viele Forscher mit der Veröffentlichung seines Fundmaterials im Rückstand.

Josef Szombathy kündigte ein möglichst komplettes Literaturverzeichnis der Schriften Matthäus Muchs seitens seines Sohnes Rudolfs an, welches nach meiner Recherche nie erschienen ist.

Muchs erwarb sich Verdienste bei der Verbreitung urgeschichtlichen Wissens durch die Veröffentlichungen eines reich illustrierten *Kunsthistorischen Atlas. Sammlung vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Funde aus den Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie* (1889) und einer für Unterrichtszwecke unter dem Namen *Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Österreich-Ungarn* (1894) erstellten großen Wandtafel. Außerdem verfügte er über einen gewissen Sachverstand, zumindest in bestimmten Bereichen.

So soll Much die Einrichtung eines chemischen Labors zur Untersuchung von Bodenfunden im Rahmen seiner Tätigkeit in der „k.k. Central-Commission“ befürwortet haben (vgl. Franz 1959: 65). Im Jahr 1892 wollte Much chemische Bestimmungen für Altertümer auf eine organisatorische Basis stellen, indem er beim Unterrichtsministerium beantragte, „ein staatliches Untersuchungsamt in physikalisch-chemischer Richtung für archäologische Zwecke“ (Schmidt nach Franz 1959: 66) zu schaffen. Hierbei stieß er jedoch auf kein Verständnis, so dass der Versuch misslang. Außerdem sollte unter den Aufgabenbereich dieses Amtes die „Aufsuchung von einfachen und leicht anwendbaren Konservierungsmethoden für alle Arten archäologische Forschungs- und Sammlungsgegenstände“ (ebd.) fallen.

Auf die weltanschaulichen Hintergründe von Muchs wissenschaftlichem Gesamtwerk ist Leonard Franz fünfzig Jahre später nicht eingegangen, doch bemängelte bereits Josef Szombathy (1853-1943) in seinem vor der Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ am 12. Januar 1910 anlässlich des Todes Matthäus Muchs vom 17. Dezember 1909 vorgetragenen Nachruf dessen gemeinsam mit der wissenschaftlichen Arbeit auftretende „Befeeuerung durch nationale Ideale“. Szombathy erklärte sich dadurch so „manche Fehler, die der klare, juristisch geschulte Verstand Muchs sonst nicht hätte passieren lassen“ (Szombathy 1910: 48).

Und sicher veröffentlichte Much gerade zu seinen Lieblingsthemen zahlreiche Beiträge, von denen nur die aus meiner Sicht wichtigsten genannt werden sollen: *Ueber die urgeschichtlichen Ansiedlungen am Mannhartsgebirge* (1871), *Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich* (1875), *Ueber den Ackerbau der Germanen (Zur Hochäcker-Frage.)* (1878), *Ueber die Kosmogonie und Anthropogenie des germanischen Mythus* (1878), *Baugen und Ringe. Eine Studie über das Ringgeld und seinen Gebrauch bei*

den Germanen (1879), *Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Cultur-Entwicklung* (1884), *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* (1885), *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen* (1886/1893),¹³ *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* (1902/1904),¹⁴ *Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- (und Mittel-)Europas* (1906/1907)¹⁵ und *Die Hausberge in Niederösterreich. Ihre Bedeutung und Zeitstellung* (1907).¹⁶

Besonders die Hausberge, diese „eigentümlichen Erdwerke“, deren niederösterreichische Vertreter Much der Forschungswelt nahezu vollzählig zugänglich gemacht hatte, verstand er in Kombination mit seinen früheren Untersuchungen als Bauwerke von „germanischen Völkern“ aus vorchristlicher Zeit. Trotz der sich verdichtenden Hinweise auf eine mittelalterliche Herkunft dieser Anlagen, widerstrebte es ihm diese der frühmittelalterlichen Karolingerzeit (8.-10. Jh. n Chr.) zuzusprechen.

Mit dieser zuletzt genannten Abhandlung aus dem Jahre 1907 habe sich laut Szombathy ein „Ring“ geschlossen, „in den der Autor eingesponnen war. Ein aus gründlichem Wissen, klarsichtiger Beobachtung und einer gewissen Voreingenommenheit geflochtener Ring“, (Szombathy 1910: 49; Urban 2002: 13).

Alltätlich war es wohl nicht, ein anderes Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft in dieser deutlichen Form in einem Nekrolog zu kritisieren, so dass hierbei trotz Matthäus Muchs Anteilnahme in der Verwaltung der AGW eine gewisse Randstellung eines Autodidakten mit ausgeprägter Belesenheit zum Ausdruck kommt.

Den geistigen Vater des österreichischen Rassenantisemitismus und Verfechter des „Alldeschtums“, Georg Ritter von Schönerer (1842-1921), welcher auf dem Schloss seines land- und forstwirtschaftlichen Anwesens Rosenau bei Zwettl beheimatet war, lernte Matthäus Much womöglich schon in den frühen Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts bei seinen Feldforschungen im Waldviertel kennen (vgl. Urban 2002: 15).

13 EA: 1886/2. erweiterte Auflage: 1893

14 EA: 1902/2. erweiterte Auflage: 1904

15 Zuerst ist die „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ in den MAGW [IIIVI] 1906: 57-91 erschienen, dann als erweiterter Separatabdruck mit dem Zusatz „Mittel-Europa“ im Titel im Jahr 1907 veröffentlicht worden.

16 Anzumerken ist hierbei, dass das Erscheinungsdatum vom Jahr der Quellenangabe abweichen kann, da die Jahressbände der MAGW häufig zwei Jahre umfassen. Bei Zweifeln sollte Einblick in die Literaturliste genommen werden.

2.2 Der „Schliemann Niederösterreichs“ und „Altmeister der prähistorischen Forschung in Österreich“ – die urgeschichtliche Forschungstätigkeit von Matthäus Much

Josef Szombathy betonte in seinem Nachruf auf Matthäus Much, welchen er vor der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (AGW) vorgetragen hat, dass ihm niemand bekannt war, der sich so gut über „unsere bodenfesten Uraltertümer und die von ihnen behüteten Antikaglien [Alttertümer]“ (Szombathy 1910: 49) ausgekannt hat, wie der Verstorbene. Deshalb habe Much Ende der Siebzigerjahre von Ferdinand von Hochstetter¹⁷ den Namen „Schliemann Niederösterreichs“ erhalten.

Aus dieser Zeit gibt es diesbezüglich auf dem Vorsatz des Separatabdrucks von Matthäus Much *Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich* in der Österreichischen Nationalbibliothek einen handschriftlichen Vermerk:

„Wiener Abendpost H: 154 n. 8. Juli 1878: ›Ein öster. Schliemann‹. Wird darin Dr. Much als solcher mit kürzlichst auf seinen Entdeckungen m. Ausfindigen n. Gräbern in Nöster. [Niederösterreich] als solcher von hofr. Hochstätter gefeiert.“

Dieser Artikel scheint offenbar nicht veröffentlicht worden zu sein. Zumindest ist weder für die betreffende Ausgabe der „Wiener Abendpost“ noch in den anderen Ausgaben des Jahres 1878, welche als Beilagen zur „Wiener Zeitung“ immer montags erschienen, irgendetwas zu Matthäus Much erschienen. Allerdings ist hier eben die Titulierung Muchs als „Schliemann“ durch Hochstätter belegt.

Anschließend rühmte Szombathy Muchs Finderglück bei den *Tumuli* (Grabhügeln) der Hallstatt-Periode und die „sorgfältigsten Restaurierungsarbeiten“ der zu ihnen gehörenden Tongefäße. In diesem Atemzug wäre auch der „naturwissenschaftliche Geist“ seiner Untersuchungen der „Lagerplätze der Mammuthjäger“ aus der diluvialen Zeit und die Krone seiner prähistorischen Arbeit, seinen „Pfahlbauuntersuchungen im Mondsee“, welche von 1872 einige Jahre andauerten, zu würdigen (vgl. Szombathy 1910: 50).

Im Jahr 1872 untersuchte Matthäus Much die Überreste der Pfahlbausiedlungen des Mondsees an der Fundstelle „Station See“ am Ausfluss des Flusses Seeache und zwei Jahre darauf die

¹⁷ zu Hochstetter siehe Kap. 5.1.2

Hinterlassenschaften einer solchen Ansiedlung bei Scharfing. Bei der ersten Grabung wurde eine besonders große Anzahl von spätjungsteinzeitlichen spezifisch ausgeprägten Fundstücken gefunden. Diese sogenannte *Mondseekultur* wurde namensgebend für einen charakteristischen Fundkomplex. Ihre Siedlungszentren befanden sich in Salzburg und Oberösterreich, vor allem in den Pfahlbausiedlungen der Salzkammergutseen. Besonders charakteristisch für diese Kultur ist die Keramik, welche aus Schalen und Henkelkrügen mit tief eingestochenen Ornamenten besteht. Diese wurden mit einer weißen, kalkhaltigen Paste ausgefüllt, Winkelbänder, Schachbrettmuster und Sonnenräder fanden so ihre Verewigung. Als Werkzeuge fanden hauptsächlich geschliffene steinerne, daneben aber auch schon technisch wenig ausgereifte kupferne Werkzeuge Verwendung (vgl. Neugebauer/Simperl 1979: 102).

Matthäus Much kann außerdem zu den Pionieren der Montanarchäologie gerechnet werden. Im Jahre 1878 bestätigte Much auf Anregung des Malers und Mitarbeiters der „k.k. Central-Commission zu Erforschung und Erhaltung der Kunst- und Historischen Denkmale“ Georg Petzolt (1810-1878), dass im oberösterreichischen Bischofshofen den Touristen angebotene Steinbeile für einen solchen Bergbau verwendet worden waren. Johann Rudolf Pirchl (1825-1903), der Verwalter des lokalen Kupferbergwerkes erwies sich als ortskundiger Informant, welcher Much zu den obertägigen Spuren des prähistorischen Bergbaus führte und erstellte auf dessen Anfrage Pläne für Nachforschungen. Auch suchten sie gemeinsam Kupferverhüttungsplätze auf, auch wenn die Arbeitsprozesse noch im Dunkeln blieben. Zu Muchs Forschungsarbeit gehört also die Erschließung der vorgeschichtlichen Kupferbergwerke vom Mitterberg/Mühlbach bei Bischofshofen, welche er in die gleiche Zeit wie die Pfahlbauanlagen der Mondseekultur verlegte. Much drückte dies mit einem romantisch unterlegten Entwicklungsgedanken aus: Trotz dessen Abgeschiedenheit und schwerer Zugänglichkeit hätte hier schon zu frühesten Zeiten „frisches Leben“ pulsiert. Dabei habe es sich „um Stätten menschlicher Betriebsamkeit“ gehandelt, welche sich zwangsläufig „zu Centren der Cultur“ entwickelten. Unmöglich erscheint diese Theorie nicht, denn einerseits stießen Much und Pirchl bei der Ausgrabung eines Siedlungshügels am Götschenberg an der Mündungsstelle zwischen Mühlbach- und Salztal auf Fundmaterial, das der Mondseekultur angehört, andererseits wurden in den Pfahlbaudörfern eben dieser Kultur zahlreiche Kupfergegenstände und gar Kupfergusslöffel gefunden (vgl. Neugebauer/Simperl 1979: 119-127; Urban 2003: 113; Pittioni 1979: 91).

Much hat mit der Erforschung dieser vorgeschichtlichen Kupferbergwerke auf dem Mitterberg in Verbindung mit seinen Pfahlbaustudien für die Ausdifferenzierung der von ihm begründeten

Kupferzeit als „Übergang von der neolithischen zu den eigentlichen Metallkulturen“ (Szombathy 1910: 50) gesorgt. Dabei konnte er Produktionsprozesse einer einheimischen Kupfergewinnung bis ins Detail nachweisen. Außerdem haben unveröffentlichte Studien Erwähnung gefunden.

Neben seiner Tätigkeit in der AGW wurde seine „anregende Wirksamkeit“ im „Altertumsverein zu Wien“ und im „Verein für Landeskunde in Niederösterreich“ gepriesen, in welchem er zwischen 1871 und 1908 Ausschussmitglied sowie anschließend bis zu seinem Tod Ehrenmitglied war. Zudem unterstützte er 1902 gemeinsam mit dem Althistoriker und Numismatiker Wilhelm Josef Kubitschek (1858-1936) und dem Archivar und Historiker Oswald Redlich (1858-1944) in Form eines Referats den Antrag auf die Errichtung eines Niederösterreichischen Landesmuseums und war bereits seit 1881 Ehrenmitglied der „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“.

So kam Szombathy letztlich zu dem Urteil, dass es sich bei Matthäus Much trotz seiner Fehltritte um einen wahren „Altmeister der prähistorischen Forschung in Österreich“ (ebd.) gehandelt habe (vgl. Szombathy 1910: 50; Urban 2002: 11).

3 Die zeitlich oder räumlich entfernten ideologischen Wurzeln und Einflüsse auf das deutschvölkische Weltbild des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie

Die geistigen Wurzeln der vielfältigen Ideologisierungsprozesse im ausgehenden 19. Jahrhundert lassen sich weder örtlich noch zeitlich auf einen bestimmten Ursprungsherd reduzieren. Besonders in Großstädten wie Wien treffen verschiedene ideologische Strömungen aus unterschiedlichen Ländern aufeinander, werden übernommen, dabei nicht selten modifiziert, grenzen sich voneinander ab und definieren sich anhand von Unterschieden gegenseitig. Daneben vermengen sich unterschiedliche Ansätze und Weltanschauungen aber auch, so dass sie aus heutiger Sicht undurchsichtig erscheinen. Gebilde aus Überlegenheitsansprüchen sind oft an den Wunsch nach wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Ausgrenzung von tatsächlichen oder angeblichen „Schwächeren“ gekoppelt, welche aber auch in paranoide Ängste münden können, gegenüber bestimmten

gesellschaftlichen Gruppen benachteiligt zu werden und von den angeblich prinzipiell „Unterlegenen“ mit „heimtückischen“ Mitteln „überholt“ zu werden.

Geistige Strömungen entstehen nicht aus dem Nichts, sondern können lediglich aus schon bestehenden Ideen in eine neue Form zusammengegossen werden, wobei die Resultate oft widersprüchlich erscheinen. Um die für diese Arbeit relevanten Diskurse zu verstehen, reicht es jedenfalls nicht aus, nur das 19. Jahrhundert oder gar lediglich dessen zweite Hälfte zu betrachten. Vielmehr verfügen viele Gegensätze und Konstrukte oftmals über eine wesentlich längere Geschichte.

3.1 Anfänge und Ausrichtungen von Deutschtümelei, Germanophilie und Antisemitismus

Schon seit dem 15. und 16. Jahrhundert sind die Gegensätze „germanisch“- „römisch-lateinisch“, „deutsch“ – „italienisch“ bzw. protestantisch – katholisch, welcher später auch unter dem Einfluss der Rassentheorien in den Bezeichnungen „nordisch“ – „mediterran“ fortlebte. Auch die religiöse Unterscheidung in christlich und jüdisch wurde im 19. Jahrhundert, vor allem in gewissen völkischen Kreisen, zunehmend in eine „okzidental-orientale“ Konfliktebene umgewandelt, welche bei den Deutschnationalen Österreichs Ende des 19. Jahrhunderts eine besondere Bedeutung gewinnen. Durch den Germanenkult wurde in völkischen Kreisen das konfessionell geprägte Weltbild zugunsten eines antirömischen „heidnischen“ in den Hintergrund gedrängt oder gar aufgegeben. Zudem tritt dem christlichen Weltbild eine rassentheoretisch fundierte, antisemitische Weltanschauung entgegen, wobei die „Arier“, „Indogermanen“, „Germanen“ oder „Deutsche“ nun als Gegenbild zu den Juden bzw. „Semiten“, „Slawen“ oder „Romanen“ fungieren können, aber auch verwandtschaftliche Nähe zu „Stammesbrüdern“ kreiert werden kann. Neben der kulturgeschichtlichen, durch das alte Schlagwort *Ex oriente lux* gekennzeichneten „Überhöhung“ des „Orients“ wurde seit den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts der *Ex septentrione lux*- Identitätsmythos als Randmeinung vertreten.¹⁸ Die kulturelle Entwicklung nahm nun nicht mehr im „Orient“, sondern in Nordeuropa ihren Anfang. Dabei stellt es sich heute in vielen Fällen als Schwierigkeit dar, „auch aufgrund der starken personellen und organisatorischen Vernetzung

¹⁸ *Ex oriente lux* bedeutet, dass das „Licht“, wobei kulturelle Errungenschaften gemeint sind, aus dem „Orient“ kommt; *Ex septentrione lux*, dass die Anfänge einer weitreichenden Kulturübertragung in Nordeuropa zu suchen wären; siehe Kap. 9-9.9.

der völkischen Bewegung, wie auch wegen der argumentativen Verwebung des völkischen Thesengebäudes“ (Wiwjorra 2006: 280) die Vertreter antisemitischer und völkisch-germanophiler Anschauungen in den Punkten auseinanderzuhalten, in welchen sie sich unterscheiden (vgl. Wiwjorra 2006: 109, 113-122, 278ff).

3.1.1 Die Entstehung des deutschtümlicherischen Germanenmythos

Nach der Wiederentdeckung der Tacitus-Ethnographie im 15. Jahrhundert entstand eine Art Protonationalismus im deutschsprachigen Raum, dessen Verbreitung mit dem Buchdruck ermöglicht wurde. Hierbei wurde „deutsche Tugendhaftigkeit“ römischem Wohlstand und Luxus gegenübergestellt und somit eine Art deutsch-italienische Rivalität kreiert (vgl. See 1994: 61ff; Wiwjorra 2006: 109f).

Im Verlauf des 16. Jahrhunderts fanden antike Ursprünge des christlichen Heiligenkultes Erwähnung. Heiligengestalten wurden als mythologische Wesen aufgefasst, um dem Papsttum die Einzigartigkeit abzusprechen bzw. eine humanistisch-vaterländische Geschichtsschreibung zu erstellen, welche den „alten Germanen“ fortan den Weg in die Gedankenwelt ebnete (vgl. Brückner 1969: 35).

Die humanistischen Gelehrten stilisierten Arminius zu „Hermann dem Cherusker“ als dem Befreier „Germaniens“ und beschrieben den unbändigen Freiheitswillen als einen besonders „germanischen“ Charakterzug, welchem Untertanengeist völlig fremd wäre und mit der „römischen tyranney“ der katholischen Kirche mit Rom als Zentrum kontrastiert wurde.

Im Zuge der Reformationsbewegungen wurde unter Ablehnung der katholischen Kirche dieser Gegensatz weiter ideologisch aufgeladen, wobei wiederum auf Tacitus zurückgegriffen wurde (vgl. See 1994: 63; Wiwjorra 2006: 110).

Eine weitere Vertiefung erfuhr der deutsche Nationalismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit den Koalitionskriegen, der französischen Besatzung und den anschließenden „Befreiungskriegen“.

Die Koalitionskriege mit der preußischen Niederlage von 1806 und der französischen Besatzung zahlreicher rechtsrheinischer Ländereien hatten ihre Spuren hinterlassen. Die gemeinsam erlittene Unterdrückung wurde zu einem einigenden Band völkischen Denkens.

Ausgehend von Dichtern wie Ernst Moritz Arndt (1769-1860), Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) und „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852) wurden seit dem beginnenden 19.

Jahrhundert Bilder eines idyllischen „germanischen Altertums“ transportiert, welche angeblich bis zu Jahrtausenden zurückreichen würden.

Grundlegend für diese frühvölkische Bewegung wurden Fichtes *Reden an die Deutsche Nation*. Bei nationalen Bestrebungen handelte es sich von nun an um eine „heilige Sache“. Das Joch der Besatzungsherrschaft sollte mit allen Mitteln zugunsten eines eigenen deutschen Nationalstaates hinweggefegt werden. Der „Nationalerziehung“ käme eine besondere Rolle zu, die Jugend mit dem „heiligen“ Sendungsbewusstsein der „Nation“ vertraut zu machen. Er hatte sogar Pläne, die Kinder zu ihrer nationalen „Ausbildung“ den Eltern zu entziehen und einzukasernieren (vgl. Fichte 1808: 311-343).

Die gewonnene „Völkerschlacht bei Leipzig“ 1813, die Einnahme von Paris und Napoleons Untergang in der Schlacht zu Waterloo ein Jahr später hatten den restaurativen Kräften Europas Oberwasser verliehen. 1815 wurde beim *Wiener Kongress* um die Verteilung der „künftigen Macht- und Einflußsphären in Europa gefeilscht“ (Hochgerner 1983: 114), doch erwachten auch gleichzeitig die nationalen Bestrebungen, welche im Sinne der Französischen Revolution, einen unabhängigen Staat mit bürgerlicher Verfassung gründen wollten. Dies stand im Gegensatz zur Interessenlage sowohl Preußens als auch Habsburgs. Um die bestehende Ordnung zu schützen, wurde der aus zahlreichen Staaten zusammengesetzte *Deutsche Bund* gegründet, bei welchem Clemens Wenzel Lothar Fürst Metternich (1773-1859) für Österreich die Vormachtstellung beanspruchte.

Im gleichen Jahr kam es dennoch zur Gründung der „Urburschenschaft“ in Jena, zwei Jahre später in Gedenken an die Reformation als Ausdruck nationalromantischer Verklärung zum *Wartburgfest* und 1819 zur Ermordung des restaurativ aktiven Schriftstellers August von Kotzebue (1761-1819) vom nationalistischen Burschenschaftler Carl Ludwig Sand (1795-1820), welcher im darauf folgenden Jahr dafür hingerichtet wurde. Daraufhin wurde mit den *Karlsbader Beschlüssen* das „System Metternich“ errichtet, welches sowohl in Österreich als auch in Deutschland jegliche Vereinigungen verbot und ein über ein zentrales Informationsbüro organisiertes Spitzelnetz ins Leben rief.

Die Turnervereine trugen ebenso wie die Burschenschaften propagandistisch dazu bei, den im Entstehen begriffenen Nationalismus, Revanchismus und Chauvinismus anzuheizen und dieser „heiligen Sache“ Genugtuung zu leisten.

In den Erhebungen von 1848 fanden die europäischen nationalen Emanzipationsbewegungen zwar ihr vorläufiges „Waterloo“, doch bedeutete dies kein Ende des Nationalismus. Während

sich in Deutschland die Beantwortung der „nationalen Frage“ eher als einigendes Band entpuppte, welches in die Gründung des Deutschen Reiches 1871 mündete, kamen in der Habsburgermonarchie schon sehr früh den Zusammenhalt des Vielvölkerstaats zersetzende Tendenzen zum Ausdruck (vgl. Hochgerner 1983: 113ff).

In der Habsburgermonarchie fasste Kaiser Joseph II. (1741-1790) die deutsche Sprache als bindendes Band und Werkzeug seines zentralistischen „Einheitsstaates“ auf und bewunderte den König der Preußen Friedrich der Große (1712-1786) auch nach dessen Feldzügen gegen die Habsburgermonarchie. Das im Jahre 1741 von seiner Mutter Maria Theresia (1717-1780) begründete „Burgtheater“ benannte er 1776 in „Teutsches Nationaltheater“ um. Hierbei tat sich der getaufte „Jude“ Joseph von Sonnenfels (1733-1817) als Vorreiter eines „deutsch-österreichischen Patriotismus“ hervor. Das Bild der Juden wurde damals noch vornehmlich der christlichen Glaubenswelt gegenübergestellt (vgl. Andics 1988: 170, 174).

Kulturgeschichtlich kam es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert über die Anbindung an die in Schottland ins Leben gerufene Literaturgestalt Ossian zu ersten Verbindungen der „Germanen“ mit der „keltischen Mythologie“ des Nordens. Auch Charles Louis de Secondat de La Brede et Montesquieu (1689-1755) leitete 1748 die „Freiheit“ der „germanischen Wälder“ von „skandinavischen Völkern“ her (vgl. See 1994: 63ff).

Hierbei wurde immer weiter „deutsch“ mit „germanisch“ gleichgesetzt und mit dem „Volksgedanken“ der skandinavischen Renaissance zu einem „nordischen Volk“ verbunden, welches der durch Dekadenz „verweichlichten“ mediterranen Lebensweise gegenübergestellt wurde. Den freiheitsliebenden und von Tapferkeit geprägten „Germanen“ wurde „deutsche Treue“ bescheinigt, als Gegenbild diente eine durch „italienische Unterwürfigkeit“ und „Kriecherei“ gekennzeichnete „welsche Verlogenheit“.

Zudem wurde das Mitte des 18. Jahrhunderts wiederentdeckte Nibelungenlied von zahlreichen patriotischen Autoren auf eine Stufe mit den homerischen Epen und der Ilias gestellt, wobei es im 19. Jahrhundert neben weitreichenden Überschneidungen auch zu Abgrenzungen des Germanen- zum Griechenmythos kam. In diesen wurde der antike Barbarenvorwurf in Abrede gestellt, um das „Germanentum“ generell „aufzuwerten“. Das „germanische Altertum“ kennzeichne keine „Nachahmung der griechischen Antike“, sondern eine von dieser unabhängigen Entwicklung, wobei es zum Aufspüren dieser Hinterlassenschaften einer „vaterländischen Altertumskunde“ bedürfe (vgl. Wiwjorra 2006: 98-113).

3.1.2 Der Judenhass als Vorbote des Rassenantisemitismus

Seit der Karolingerzeit sind Zeugnisse des Judentums nachgewiesen, welche auf eine ausgeprägte Handelstätigkeit hindeuten. Zunächst waren sie die einzigen Kaufleute, welche Handelskontakte bis in den „Orient“ hielten und Waren aus fernen Ländern nach Europa einführten. Im 12. Jahrhundert eröffneten neue Handelswege die Möglichkeit größere Mengen an Luxusgütern aus dem fernen Osten nach Europa einzuführen. Insgesamt entwickelte sich ein weiträumiger Handel mit Urbanisierungstendenzen. Diese lukrative Geschäftsoption Handel zu betreiben drängte vermehrt christliche Geschäftsleute auf den Markt, welche gezielt versuchten den Güterverkehr der Juden zu unterbinden, wodurch diese nun in Geldgeschäfte gedrängt wurden und seit dem 14. Jahrhundert, ob zu Recht oder nicht, mit den Vorwürfen des „Wuchers“ und der „Pfändungen“ konfrontiert waren. Umgekehrt wurden Christen jegliche Zinsgeschäfte offiziell verboten¹⁹ und gleichzeitig Regeln aufgestellt, welche jüdischen Familien den Eintritt in andere Berufszweige und den Besitz von Land verwehrten. Die Juden wurden immer wieder zum Spielball der weltlichen Obrigkeiten, welche die Bevölkerung zu Massenvertreibungen aufhetzte und Verbrennungen anordnete, wenn sie ihre Schulden nicht zurückzahlen wollten oder konnten. Auch bereicherten sich einflussreiche Herrscher, indem sie von Juden überzogene Steuern kassierten oder sie gleich verhaften ließen und erst gegen ein Lösegeld wieder auf freien Fuß setzten. So wurde häufig ihr Geld zu einem lebensnotwendigen Schutzschild. Solange sie gebraucht wurden, waren die Juden als unterprivilegierte Gruppe nicht komplett entrechtet (vgl. Poliakov 1977b: 71-79).

Zu Plünderungen und anderen pogromartigen Ausschreitungen kam es u.a. auch in Wien als im Jahre 1196 Kreuzfahrer das jüdische Viertel überfielen und 15 Menschen töteten. Anlässlich eines angeblichen „Hostienfrevels“ kam es 1421 zur Verbrennung von 212 Hinrichtungsoferten und zur Vertreibung der überlebenden jüdischen Bevölkerung (vgl. Andics 1988: 114, 125f).

Im Mittelalter kam es immer wieder zu pogromartigen Ausschreitungen gegen die jüdischen Bevölkerungsteile, welche mit der Schuldzuweisung des Ritualmords und der Brunnenvergiftung an jüdische Gemeinden oder Händler gerechtfertigt wurde. Mit der angeblichen Vergiftung der Brunnen hätten die Juden die Pest ausgelöst und verbreiteten sie. Zum Passah-Fest würden die Juden, um ihren Brotteig säuern zu können, das Blut von

¹⁹ In Wirklichkeit wurden die von Christen ausgehenden Wuchergeschäfte nie flächendeckend mit Konsequenz unterbunden.

Christenkindern benötigen, womit eine „Blutschuld“ der gesamten Religionsgemeinschaft einhergehe. Solche Anschuldigungen hielten sich wie noch an verschiedenen Stellen dargelegt wird, bis ins ausgehende 19. Jahrhundert (vgl. Mosse 2006: 148f; Peter-Röcher 1998: 91-95).

Generell wurden die Juden seit den Pestepidemien als Überträger von Krankheiten, Giftmischer, „Luftverderber“ und „Aussätzige“ dargestellt. Seit dem Ende des Mittelalters werden sie in Ghettos gepfercht, welches sie nur bei Tage verlassen durften und einen Aufschwung des jüdischen Orthodoxismus bewirkte (vgl. Poliakov 1978: 10-15, 62).

Seit dem 14. Jahrhundert wurden die Juden als „Teufel“ dargestellt, welche es sich mittels einer „Verschwörung“ zum Ziel gesetzt hätten, die gesamte Christenheit vollständig zu vernichten (vgl. Poliakov 1978: 6f).

Im Jahr 1516 wurde in Venedig das erste Ghetto für die jüdische Bevölkerung geschaffen. Dieses Beispiel machte Schule und wurde von nun an in zahlreichen europäischen Städten vorangetrieben, so dass die jüdischen Gemeinden von nun an isoliert von der Außenwelt leben mussten. Dadurch blieb ihnen der Zugang zu weiten Teilen des Arbeitsmarktes verwehrt. Außerdem wuchs die Bevölkerungsdichte der Ghettos immens an, da dessen Umgrenzung nicht erweitert werden durfte. Eine zunehmende Verarmung großer Teile des Judentums war die Folge (vgl. Geiss 1988: 133f; Mosse 2006: 38).

Es gab Humanisten, welche behaupteten, Juden würden körperliche Arbeiten wie Handwerk oder Landwirtschaft scheuen und stellten sie gerne als „Gottesmörder“, „Feinde“ oder gar „Schänder“ der Menschheit dar, wobei sie sich mitunter auf Tacitus beriefen (vgl. Poliakov 1977b: 113-118).

Der in der Reformationszeit vollzogene konfessionelle Bruch spiegelt sich u.a. in einem weiter aufgeladenen Antijudaismus wieder. Die jüdische Bevölkerung wurde bei der Ausbeutung der Bevölkerung als Handlanger der verhassten katholischen Kirche samt ihrer Prunksucht und Gier nach Gold angesehen, da ihr im Gegensatz zu den Christen ja die Geldgeschäfte erlaubt waren. Gleichzeitig wurden sie zu „Feinden“ des „wahren Christentums“ der „Deutschen“ gebrandmarkt. Nach anfänglichen Solidaritätsbekundungen für die misshandelte jüdische Bevölkerung, wetterte Martin Luther später mit der zunehmenden Verbreitung seiner reformatorischen Lehren gegen die aus der „Fremde“ gekommenen „Wucherer“ und „Parasiten“, welche angeblich als „Plagen“ über das Land herfallen und stellte sie in die Nähe des Teufels (vgl. Poliakov 1977b: 119-127).

Unter Leopold I. (1640-1705) wurden die Juden im Jahr 1670 aus Wien vertrieben, um anschließend zumindest diejenigen unter ihnen zurückzuholen, welche als Geldgeber für seine Kriegspolitik in Frage kamen (vgl. Andics 1988: 15, 107, 120f, 142ff; Poliakov 1977b: 130).

Auch in der Aufklärungszeit fand der Judenhass eine weitere Verankerung. Neben einem angeblich fehlenden „Edelsinn“ und „Ehrenhaftigkeit“ würden Juden durch ihre unstete Lebensweise von Gebrechen und einem spezifischen Geruch, dem *foetor judaicus* heimgesucht. Auch wurden ihnen schon *physiognomische* „Merkmale“, ²⁰ wie beispielsweise eine bestimmte Kinn- und Nasenform oder ein extremer Bartwuchs unterstellt, welche angeblich Rückschlüsse auf ihr „entartetes“ Inneres zuließen. Neben dem „Räuberleben“ käme ihnen lediglich als „Wucherer“, Pfandleiher oder Schankwirt die Rolle zu, die restliche Bevölkerung von vorne bis hinten „auszuplündern“. Als Händler würden sie sich der Hehlerei und des Verkaufes von minderwertigen Waren schuldig machen. Die als „Lügner“ und „Betrüger“ titulierten Juden wurden häufig zu Zielscheiben erniedrigender Übergriffe im Alltag bis hin zu körperlichen Angriffen oder gar Pogromen, bei welchen es mitunter zu zahlreichen Ermordungen kam. Die Glorifizierung des Geldes stellte dabei keineswegs einen Selbstzweck dar, vielmehr garantierte es ihre Tolerierung und damit das Recht auf Leben. Für die Heirat und damit für die Fortpflanzung wurde das Geld zu einem unverzichtbaren Mittel erhoben. Daneben spielte eine vielseitige Gelehrsamkeit für das gesellschaftliche Ansehen eine außerordentliche Rolle, wobei diese Aufgabe mit Hilfe von Talmudhochschulen bewerkstelligt wurde (vgl. Poliakov 1983: 21f, 25f, 59-69).

Durch jüdische Familien, welche sich als Geschäftsleute, Juweliere, Verwalter, Berater oder Lehrer in die Nähe von Herrscherhäusern begaben, entstand das Bild des „Hofjuden“, welches stark mit Bestechungsvorwürfen konnotiert war (vgl. Poliakov 1983: 19f, 31-36).

Friedrich der Große hielt von den Juden nichts, wobei er offensichtlich unter dem Einfluss des französischen Philosophen Voltaire (1694-1778) stand und brachte 1764 eine „Judenordnung“ mit Sondergesetzen heraus, wobei hierbei schon das „merkantile Vernunftdenken“ durchstach (vgl. Andics 1988: 170; Poliakov 1983: 27, 100-112).

Auch in Österreich hatte Kaiserin Maria Theresia für Juden wenig übrig, so dass ihr Sohn und Thronfolger Joseph II. bis auf ihren Tod warten musste, um die Juden an seinem Erfolg teilhaben zu lassen. Im Jahr 1782 erließ er hierzu das sogenannte „Toleranzpatent“.

20 zur *Physiognomie* siehe Kap. 5/S. 149

Umgekehrt machte er sich die Juden selbstverständlich für seine Zwecke zunutze. Dieses ist jedoch lediglich als eine Duldung mit gewissen gesetzlichen Lockerungen anzusehen; um eine weitgehende Gleichberechtigung der jüdischen und protestantischen Bevölkerung handelte es sich dabei jedenfalls nicht. Vom Hauserwerb blieben die Juden beispielsweise ausgeschlossen. Zwar wurde keine „Leibmaut“ mehr für zuziehende Juden an den Ortsgrenzen erhoben, dafür stieg nunmehr die „Toleranzsteuer“. Die eingewanderten Juden, welche sich in dieser aus ihrer Sicht hoffungsvollen Situation rasch „assimilieren“ wollten, zeigten wenig Verständnis, warum sie für die neueintreffenden Glaubensgenossen zahlen sollten. Allerdings wurden nun auch Juden zum Hochschulstudium zugelassen, worauf sich 1783 der aus Preßburg stammende Salomon Löw als Medizinstudent inskribierte. Kurze Zeit später machten Gerüchte die Runde, dass sich junge Juden aus dem Osten Europas an der Wiener Universität als Studenten einschleusen, um heimlich ihrer Handelstätigkeit nachzugehen. Auch zeigte sich Joseph II. nach einem Besuch in Galizien und Lodomerien über den dort anzutreffenden, verhältnismäßig hohen jüdischen Bevölkerungsanteil entsetzt. In der Berufswelt blieb der Weg ins Handwerk den Juden weiterhin versperrt, Meister konnten sie nicht werden, als Lehrlinge wurden sie von christlichen Handwerkern nicht aufgenommen (vgl. Andics 1988: 121, 162, 166ff, 172-175).

Am Vorabend der Französischen Revolution hatte sich bereits der Emanzipationsgedanke in den westeuropäischen Ländern und dem Zarenreich²¹ herausgebildet, doch erst mit deren Ausbruch fand er in Frankreich seine vollständige Umsetzung. In Deutschland unterstand die Judenemanzipation der revolutionären Ideologie oder wurde von Napoleon Bonaparte (1769-1821) während der Besatzungszeit direkt angeordnet. Somit konnte die „Judenfreundschaft“ von patriotischer Seite mit dem „französischen Erbfeind“ in Verbindung gebracht werden. Sie verlief in Deutschland nur schleppend und war teilweise mit Restriktionen gegen die Juden verbunden, welche an ihrer traditionell-religiösen Lebensweise festhalten wollten (vgl. Poliakov 1987: 7f, 29-40).

Im Sommer 1819 kam es in Deutschland zu den sogenannten „Hep-Hep“-Unruhen, welche sich mit dem gleichnamigen „Kampf ru“ großflächig über das Gebiet des Deutschen Bundes verbreiteten. Die Herkunft des Ausrufs ist nicht gesichert, Léon Poliakov und Adolf Josef Storfer haben die Möglichkeit, dass es sich um ein Anagramm für den Kreuzfahrerausruf „Hierosolyma est perdita“ (Jerusalem ist verloren) aus dem Jahre 1096 handelt für

21 In Russland setzte sich der Emanzipationsgedanke jedoch bis zur Oktoberrevolution 1917 nicht durch.

unwahrscheinlich erklärt. Zudem werden mögliche Ableitungen von „Heb den Dieb“, „heb’, heb’!“ also „halt, halt!“, von „Heb“ als Kurzform von „Hebräer“ und von einer Zusammensetzung aus den Anfangsbuchstaben der Parole „Her Eure Batzen!“ einer bayrischen Räuberbande der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angeführt. Für besonders wahrscheinlich hielt er die Herkunft des antisemitischen Ausrufs „Hep-Hep“ von einem mitteldeutschen Neck- und Lockruf für Ziegen, welche in diesen Gegenden auch „Heppe“, „Hippe“, „Hippele“ oder „Hipplein“ genannt wurden. Da der lange Bart vieler Juden, insbesondere der der Lehrer und Rabbiner, als Ziegenbart verhöhnt wurde, könnte dieser Lockruf so als antisemitische Parole Verwendung gefunden haben (vgl. Storfer 1935: 175ff).²²

Ausgelöst wurden diese antijüdischen Krawalle durch angeblich „philosemitische“ Äußerungen eines Professors an der Würzburger Universität, welchem daraufhin von studentischer Seite „Bestechlichkeit“ vorgeworfen wurde. Die städtischen Studenten dienten als Vorhut und bekamen vom nationalliberalen Bürgertum tatkräftige Unterstützung. Es kam zu größeren Sachbeschädigungen, Gewalttaten und Morden. Die jüdische Bevölkerung wurde in Gestalt des „Geldverleihers“ vielerorts in ihren Vierteln ausgeplündert, wobei sich neben der Studentenschaft auch die Handwerkerzünfte und die Bauernschaft hervortaten. Die Polizei schaute dem Treiben mitunter tatenlos zu, oftmals forderte am nächsten Tag eine Abordnung von Bürgern bei den Behörden die Ausweisung der Juden. In Preußen wie auch Wien konnten mit Hilfe des Repressionsapparats größere Unruhen verhindert werden, doch drangen ihre Ausläufer bis nach Krakau, Graz, Prag und selbst Kopenhagen sowie Helsingfors (Finnland) vor. Gut möglich, dass hierbei die Juden aufgrund der allgemeinen politischen Entrechtung und den wenig glorreichen Aussichten auf die Beseitigung des „System Metternich“ als Sündenböcke herhalten mussten.

Die Vorfälle blieben im Gedächtnis der Nachwelt präsent. Es kam in den darauffolgenden Jahren zu weiteren Gewaltakten und auch in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts scheinen diese immer wieder mancherorts auf. Im Zuge den revolutionären Unruhen von 1848 kam es u.a. in Wien zu weiteren antijüdischen Krawallen mit Plünderungen, wobei sich die politische Unzufriedenheit der Revolutionäre, welcher sich in Angriffen auf Aristokraten, Gutsherren und Beamten entlud, auch schon die Ausdrucksform

²² Es bleibt anzumerken, dass bei Storfer die Vollständigkeit der Quellenangaben zu wünschen übriglässt. Es finden sich dennoch interessante Anregungen für weitere Erkundigungen, welche ich in diesem Rahmen nicht weiter verfolgen kann, aber die erwähnten Interpretationsmuster auch nicht unterschlagen wollte.

eines „Judenhasses nationaler Prägung“ an sich trug (vgl. Andics 1988: 227; Hartzitz 1987: 54-60; Poliakov 1988: 102-105).

3.2 Die Entstehung des politischen Antisemitismus im wilhelminischen Deutschen Reich

Seit den Siebzigerjahren griff im Deutschen Reich eine moralische Bewertung der Art des Erwerbs um sich, welche zwischen einem durch Handwerk und Landwirtschaft hergestelltem „schaffenden“ und einem durch Zwischenhandel, Banken und Spekulation geschaffenes „raffenden Kapital“ unterschied. Hierin ist eine entscheidende Wurzel des nunmehr zunehmend mit „Rasse“ argumentierenden Judenhasses zu sehen. In dieser Frühzeit des Antisemitismus wurde sogar mitunter die auf Ausbeutung beruhende, die Preise und damit auch die Löhne drückende industrielle Massenherstellung gegenüber den Profiten aus Geldgeschäften als „schaffendes Kapital“ angesehen, welches erst durch die angeblich von den „Juden“ dominierten Banken und Börsen zu „raffendem Kapital“ umgewandelt werden würde. Die Vertreter eines vollständig ausgeprägten Rassenantisemitismus unterstrichen die angebliche „Überlegenheit“ der „arischen Rasse“ gegenüber der „semitischen“ in „Sittlichkeit“, „Gesundheit“ und körperlichen Merkmalen. Dabei diene dem Bild des von „ehrlicher Arbeit“ seinen Lebensunterhalt verdienenden „schöpferischen Ariers“, der von Ausbeutung, Manipulation und Spekulation lebende, generell jedoch nur „nachahmende Semit“, ein sozusagen „sinnlicher Schurke“, als Gegenbild (vgl. Pulzer 1966: 44f, 50f).

Von 1879-1881 tobte in Berlin der sogenannte *Antisemitismusstreit*, welchen der Geschichtsprofessor Heinrich von Treitschke (1834-1896) mit seiner Berühmtheit erlangenden Artikelreihe in den „Preußischen Jahrbüchern“ ausgelöst hatte. Aus dem Nachwuchs der ins Reich „strömenden“, hosenverkaufenden, polnischen Minderjährigen würde sich später die Führungsetage der Zeitungen und Börsen herausbilden und allgemein das „Judentum“ in der gesellschaftlichen Hierarchie aufsteigen. Die „Juden“ titulierte er aufgrund ihrer geringeren „Schwerfälligkeit“ und größeren „Sorgfalt“ als „unser Unglück“ und sprach sich für deren „Assimilation“ zu „Deutschen“ aus, wozu jedoch die „Ghetto-Juden“ aus dem östlichen Europa von vornherein nicht in der Lage wären. Doch habe es auch dem „deutschen Volk“ bisher an „festem Nationalstolz“ gemangelt, um den von „jüdischem Übermut“ geprägten „Stoßtrupp einer ausländischen Invasion“ abzuwehren und zum Christentum zu stehen. Sein hauptsächlicher Gegenspieler in der nun geführten Kontroverse wurde der Historiker und

Altertumswissenschaftler Theodor Mommsen (1817-1903), aber auch andere anerkannte Persönlichkeiten wie Rudolf Virchow lehnten die „Isolierung“ eines einzelnen „Stammes“ innerhalb „unserer Kultur“ in einer diesbezüglichen „Notabenerklärung“ ab (vgl. Geiss 1988: 192; Mosse 2006: 181; Pulzer 1966: 87, 182f, 199f; Römer 1989: 66).

Der deutsche Journalist Wilhelm Marr führte Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts das neue Schlagwort „Antisemit“ ein. In seiner aus dem Jahr 1879 stammenden Schrift *Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum. Vom nicht confessionellen Standpunkt aus betrachtet* hat er zwar die antijüdisch-christlichen Vorurteile zurückgewiesen, aber nur um anschließend die Mythen eines von „Unstetigkeit“ bestimmten „jüdischen Volkes“, welches „verschwörerische“ Agitation betreibt, zu wiederholen. Die „Juden“ wären im Überlebenskampf der „Rassen“ den „Deutschen“ überlegen, so dass lediglich ein „Gegenangriff“ unter Führung des „antisemitischen Russlands“ Abhilfe schaffen könne. Zu dessen Unterstützung gründete Marr im gleichen Jahr die „Antisemiten-Liga“ und gab auch seine „Antisemitischen Hefte“ heraus (vgl. Geiss 1988: 192f; Mosse 2006: 154, 198; Poliakov 1987: 228; Poliakov 1988: 27, 29f, 166).

Der protestantische, preußische Hofprediger Adolf Stoecker (1853-1909) ging seit 1878 mit „missionarischem Eifer“ und seiner neubegründeten „Christlich-Sozialen Partei“ gegen Liberalismus, den Finanzkapitalismus und Sozialdemokratie vor, wobei er den Beinamen „zweiter Luther“ erwarb. In den darauffolgenden Jahren hielt er zunehmend in den Führungsetagen der Organisationen, welche seine Feindbilder verkörperten, nach „Juden“ Ausschau um gegen diese zu polemisieren. Um den Lebensstandard des Berliner Proletariats anzuheben wollte Stoecker über das Gewerkschaftswesen die mittelalterlichen Gilden wieder einführen. Nach einer katastrophalen Niederlage bei den Wahlen von Stoeckers Partei, lenkte der Priester weiter seinen Kurs in das frisch aufkommende antisemitische Fahrwasser, so dass seine Partei Anfang der Achtziger das Herzstück der „Berliner Bewegung“ stellte, indem sie wie die „Österreichische Reformverein“ seit 1879 ein Sammelbecken für die verschiedenen antisemitischen Strömungen bildete.²³ In einer Zeit der wirtschaftlichen Not und des Bruches Bismarcks mit den dem Liberalismus zuzuordnenden Parteien, entstand hierbei ein Gemengsel aus christlichsozialen, konservativ-staatssozialistischen und allgemein reformistischen Bestrebungen, welches mit missionarischem Sendungsbewusstsein zur Etablierung eines politischen Antisemitismus beitrug. Dabei unterschied Stoecker zwischen mit „eigener Arbeit“

23 siehe Kap. 4.1/4.5

ihren Lebensunterhalt verdienenden „Juden“ und jenen, die die Börse unter ihrer Kontrolle hätten. Dabei forderte er eine Gesetzgebung gegen den „Wucher“. Die Arbeiterklasse müsse genauso gesetzlich vor „ausländischer Konkurrenz“ geschützt werden wie das Kapital. Er hielt jedoch an der Idee fest, die Taufe könne die „Reinheit“ aller „Juden“ bewerkstelligen (vgl. Mosse 2006: 179f; Pulzer 1966: 43, 83, 85, 89, 106).

Bernhard Förster (1843-1889) und Max Liebermann von Sonneberg (1848-1911) gründeten im März des Jahres 1881 einen „rechts“ von Stoeckers „Christlich-Sozialer Partei“ stehenden, antiparlamentarischen reichsdeutschen „Deutschen Volksverein“, dessen restaurative Ausrichtung die Wiederherstellung des eigentlich handwerklichen Zunftwesens unter Ausweitung auf die Industriearbeiter forderte. Die jüdische Bevölkerung sollte hierbei weiterhin von zahlreichen Handwerkszweigen ausgeschlossen bleiben.

Ernst Henrici (1854-1915) nahm sich der Aufgabe an, Marrs Schriften und die Propaganda der „Antisemiten-Liga“ zu popularisieren. Neben dem „jüdischen Geist“ fanden nun Schlagworte wie „Rassenreligion“ und körperliche „Rasseneigentümlichkeiten“ Betonung. Er gründete seine sich als „freisinnig-antisemitisch“ ausgebende „Soziale Reichspartei“, forderte einen Einwanderungsstopp für „Juden“ bei gleichzeitiger Wiedereinführung einer Sonderzählung der schon ansässigen und außerdem deren Ausschluss aus allen öffentlichen Ämtern. Zur Durchsetzung dieser antisemitischen Zielsetzung konnte Henrici auf Förster und Sonnenberg zählen. Es wurde diesbezüglich im ganzen Deutschen Reich eine Unterschriftensammelaktion ins Leben gerufen, wobei das nördliche und das östliche Preußen als antisemitische Hochburgen hervortraten. Im April 1882 fand die Übergabe der Petition an den nur halbherzig vom Antisemitismus überzeugten Reichskanzler Bismarck statt. Daneben setzte sich Henrici mehr noch als Stoecker für eine „Besserung“ der Gesetzgebung und die Belange des Proletariats ein.

Neben seiner studentischen Anhängerschaft verfügte Stoecker dabei in Zeiten des Kulturkampfes²⁴ auch über einen starken Rückhalt bei den Gläubigen. Nachdem Stoecker bei der Wahl von 1881 mit drei weiteren antisemitischen, der insgesamt sechs Kandidaten des „Konservativen Zentralkomitees“, ein Ergebnis errungen hatte, welches die antisemitische Bewegung zwar nicht zufriedenstellte, aber im Vergleich zu vorigen Ergebnissen optimistisch in die Zukunft blicken ließ, wurden diese Hoffnungen in den Achtzigerjahren bitter enttäuscht.

²⁴ zum *Kulturkampf* siehe Kap. 7.1

Versuche, eine antisemitische Vereinigung auf nationaler Grundlage zu schaffen, schlugen fehl (vgl. Pulzer 1966: 83-90).

Es bildeten sich zwei Flügel innerhalb der antisemitischen Bewegung heraus und zwar zum einen ein „demokratischer“, weitreichende Sozialreformen propagierender Flügel, für welchen Henrici symptomatisch stehen könnte und zum anderen ein vom Protestantismus geprägter staatsstreuer, nur gemäßigt reformistischer, „konservativer“ Zweig Stoeckers.

Der „demokratische Flügel“, welcher sich an nationalistische und radikale Traditionen Preußens anlehnte, schien dabei zunächst den religiösen „konservativen Flügel“, was den Antisemitismus anging, an Militanz zu überholen, wobei der Rassegedanke bereits besonders zum Tragen kam. Folglich lehnte Henrici die Taufe als antisemitisches „Allheilmittel“ im Sinne von Stoeckers Propaganda grundsätzlich ab. 1881 kam es nach einer antisemitischen Hetzkampagne Henricis im pommerschen Neustettin zu antijüdischen Ausschreitungen, wobei die örtliche Synagoge niedergebrannt wurde. Der unter der Leitung von Förster und Sonneberg auf Restauration der feudalen Gesellschaftsform bedachte „Deutscher Volksverein“ missbilligte Henricis aggressives Auftreten, so dass dieser in der Folge isoliert wurde und in Bedeutungslosigkeit versank (vgl. Pulzer 1966: 84f, 89ff).

Otto von Bismarck (1815-1898) bildete dagegen eine Koalition aus den beiden konservativen Parteien²⁵ und der „Nationalliberalen Partei“, dem sogenannten „Kartell“. Mit dem von 1887-1890 stattfindenden Auseinandertriften dieses „Kartells“ kam es für den „konservativen Flügel“ der Antisemiten zu einem kurzlebigen, aufgrund seiner untergeordneten Position für Stoecker unbefriedigenden Bündnis mit dem „demokratischen Flügel“ der nationalliberalen Antisemiten. Stattdessen bildete sich mit Paul Förster, Sonneberg und Theodor Fritsch (1852-1933) als Führungsebene die „Antisemitische Deutschsoziale Partei“ heraus, deren selbstauferlegte „Pflichten“ in „der Erfüllung der Kaiserlichen Botschaft von 1881“ (Pulzer 1966: 95)²⁶ und im Kampf gegen „Bismarcks Kartell“ gesehen wurden. Im Jahr 1890 stand nur noch dieses Kartell, welches sich kurze Zeit später auflöste, zwischen den Antisemiten der „Deutschsozialen Partei“ und den Konservativen. Dagegen verscherzte sich der christlich-soziale Stoecker Sympathien, indem er mit der „Nationalliberalen Partei“, welcher enge Verbindungen zum „jüdischen Finanzkapital“ nachgesagt wurden, anbandelte.

25 Dabei handelte es sich um die „Deutschkonservative Partei“ und die „Freikonservative Partei“ bzw. „Deutsche Reichspartei“.

26 Die „Kaiserliche Botschaft von 1881“ stellte eine Konkretisierung der staatlichen Sozialpolitik, insbesondere in Form eines Sozialversicherungssystems, dar.

Der gegen eine angebliche Verschwörung von den Junkern, also den Großgrundbesitzern, mit dem „jüdischen Finanzkapital“ gerichtete „bäuerliche Antisemitismus“ Otto Böckels richtete sich gegen das konservativ-nationalliberalen „Kartell“ Bismarcks und proklamierte die „soziale Revolution“. Den Antisemitismus sah er als deren Anfang, wobei es letztlich einerlei wäre, ob ein jüdischer oder nicht-jüdischer „Würgeengel“ bzw. „geldgierige Kapitalisten“ der „revolutionären Bestie“ zum „Fraß“ vorgeworfen werde.

Dabei können zwei Hauptherde des Antisemitismus im wilhelminischen Deutschland ausgemacht werden und zwar die durch den auf unterprivilegierte Schichten ausgerichteten Wahlkampf der Konservativen ausgelöste und „von oben“ angeordnete Erfolgswelle von 1880/1881 und ein zweites „von unten“ organisatorisch in Angriff genommene Aufflammen im Jahre 1893, welches mit dem Streit zwischen Konservativen und Reichskanzler Caprivi in Verbindung stand. Fritsch war in der Zwischenzeit, der Flaute des Antisemitismus, der Hauptagitator, indem er versuchte aus dem Umfeld des „Leipziger Reformvereines“ heraus über weitgefächerte Kontakte eine kontinuierliche Linie zu finden und gründete dazu die in Westdeutschland agierende „Deutsche Antisemitische Vereinigung“ (vgl. Pulzer 1966: 91-96, 100).

Über diese Organisation hauchte der volkscundlich interessierte, antiklerikale, radikal-sozialreformerische hessische „Bauernführer“ Otto Böckel (1859-1923) dem Antisemitismus neues Leben ein. Daneben wurde in Erfurt die „Antisemitische Volkspartei“ nach seinen Vorstellungen verwirklicht, welche unter anderem Forderungen der „Linken“ bis hin zu sozialdemokratischen oder gar sozialrevolutionären Ansichten gegen das Junkertum vertrat und mit einer antisemitischen Hetze verband.

Böckels „Radauantisemitismus“ wurde von dem aus einem ländlichen Umfeld stammenden Hermann Ahlwardt (1846-1914) auf die Spitze getrieben, welcher zwei Mal, in den Jahren 1890 und 1892, wegen in seinen Schriften geäußerten Verleumdungen von jüdischen Geschäftsleuten zu insgesamt neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Im Rahmen des schon gängigen Korruptionsvorwurfs sticht dennoch die Abhandlung *Judenflinten* mit ihrer Schärfe hervor, nach welcher es sich bei den Lieferungen des jüdisch verwurzelten Waffenfabrikanten Loewe, um angeblich mangelhafte Gewehre handle, wohinter sich ein „franko-jüdisches Komplott“ verberge, welches das Deutsche Reich militärisch lähmen sollte. Außerdem war er bereits durch seine Schrift *Der Verzweiflungskampf der arischen Völker mit dem Judentum* aufgefallen, seit 1892 wurde Böckels agrarisch ausgelegter Antisemitismus mit einer antimarxistischen, gegen die „Linke“ samt dem Fortschrittsgedanken gerichteten

Komponente verstärkt, was eine gewisse Nähe zum Konservatismus erlaubte (vgl. Pulzer 1966: 93-99).

Hermann Ahlwardt war als Schulrektor wegen der Unterschlagung von gesammelten Geldern für eine Weihnachtsfeier aus dem Dienst entlassen worden. Durch verwickelte Verträge mit Geldverleihern habe er sich dazu genötigt gesehen. Dies nahm er im Deutschen Reich zum Anlass nicht mehr nur gegen den „jüdischen Wucher“, sondern auch gegen „verjudete Lehrer“ zu hetzen. Anlässlich der Reichstagswahlen von 1893 sollte Ahlwardt als Kandidat der Ende 1892 gegründeten „Deutsch-Konservativen Partei“ mit dem „Tivoli-Programm“ Unterstützung finden (vgl. Pulzer 1966: 96f, 101).

Der erste Paragraph beinhaltete folgende Ansage:

„Wir bekämpfen den vielfach sich vordrängelnden jüdischen Einfluß auf das Volksleben. Wir verlangen für das christliche Volk eine christliche Obrigkeit und christliche Lehrer für christliche Schüler“ (Pulzer 1966: 101).

Schon bei den Humanisten und in der Folge bei Montesquieu, Jean-Jacques Rousseau und Johann Gottfried Herder fand die „Sittlichkeit“, aufgrund welcher die „Germanen“ in einem „idealen Naturzustand“ im Gegensatz zu den Römern keinerlei Gesetze zu einem geregelten Zusammenleben benötigt hätten, eine besondere Hervorhebung. Auch der Schweizer Historiker Johannes von Müller (1752-1809) war in diesem aufklärerischen Romantizismus verhaftet und behauptete erst die römischen Luxusartikel und „Lüste“ hätten die Leidenschaften der „Germanen“ entfacht, so dass ein umfassendes Gesetzeswerk notwendig wurde (vgl. See 1994: 64, 66).

Das Ergreifen juristischer Berufe stellte die Juden dadurch ins Zwielficht, da schon durch frühe preußische Reaktionäre das Römische Recht als Ausgeburt der Französischen Revolution abgelehnt wurde.

Als philosophische Richtung basiert der *Gesetzesnationalismus* auf der Schule von Friedrich Carl von Savigny (1779-1861) und wurde von Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) bzw. Lorenz Stein (1815-1890) an den Juristen und Germanisten Otto Friedrich von Gierke (1841-1921) weitergegeben. In seiner Schrift *Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches und das deutsche Recht* von 1889 forderte Gierke, das Römische Recht nach „deutschrechtlicher Auffassung“ durch ein neues „Bürgerliches Gesetzbuch“ zu ersetzen, welches „aus dem tiefen Born des nationalen Bewußtseins“ (Gierke nach Pulzer 1966: 40)

entspringen sollte. Der antisemitische reichsdeutsche Agrarreformer Ottomar Beta (1845-1913) klaubte kurze Zeit später diesen Gedanken auf und hetzte gegen die durch das Römischen Recht korrumpierten, „verkrüppelten Schranzen“, gegen welche nur der Antisemitismus als „Stock“ helfe. Das „deutsche“ oder „nationale Recht“ hätte sich in Rudimenten im „mosaischen Recht“ erhalten. Da dabei das Land als Gottes Eigentum beschrieben wird, sollten sich die im „römischen Jus“ bewanderten „Perücken“ dem Wort Gottes beugen. Stattdessen handle es sich im Römischen Recht und seinen Verfechtern um „die Hauptfeinde der Volkswohlfahrt und der nationalen Entwicklung“ (Pulzer 1966: 41). Der „Bund der Landwirte“ forderte in seinem Parteiprogramm „eine Heimstättengesetzgebung auf Grundlage des deutschen Rechtsbewußtseins“ (Salomon nach Pulzer 1966: 41) und verlangte dazu das Landrecht von Friedrich dem Großen zurück und noch 1901 wurde zur Abwehr des Schreckgespenstes des Römischen Rechts der „Deutsche Rechtsbund“ ins Leben gerufen (vgl. Pulzer 1966: 40ff, 283).

Diese mit antisemitischen Tönen unterlegte Form des „Gesetzesnationalismus“ behauptete also, dass das moderne Rechtssystem, falls es nicht schon vollständig vom „Judentum“ unterwandert wäre, die Ansichten und Interessen der Schichten vertreten würde, welche unter dem Einfluss der „Juden“ stünden und diesen deswegen in die Hände spiele.

Die Formierung einer „rechten“ Opposition gegen die neue Gesetzgebung der ersten Regierung nach Bismarck unter Reichskanzler Georg Leo Graf von Caprivi (1831-1899) begünstigte eine weitere Vertiefung dieses konservativ-christlichsozialen Verhältnisses, welches in einer antisemitischen Einheitsfront mündete und leitete 1893 die zweite Paradezeit des deutschen Antisemitismus ein. Caprivi hatte den städtischen Gemeinden im Osten Preußens mehr Selbstverwaltungsrechte eingeräumt, zahlreiche Einfuhrzölle gesenkt und sich aus Sicht der Konservativen nicht genügend für das Zustandekommen eines Wiedereinführungsgesetzes von Bekenntnisschulen eingesetzt. Diese politischen Maßnahmen wurden als Produkt des „jüdischen Einflusses“ verstanden.

Adolf Stoecker bandelte nun immer mehr mit der ebenfalls nach „christlichen Grundsätzen“ begründeten „Deutsch-Konservativen Partei“ an, welche ihrerseits mit der aktiven Teilnahme an einer Wahlveranstaltung gegen Ende des Jahres 1892 in der Berliner Tivoli-Halle zum Antisemitismus eine Brücke schlug. Im sogenannten „Tivoli-Programm“ wurde unter der Betonung der Werte Christentum, „Vaterland“ und Monarchie, das Finanzkapital verurteilt und dazu eine „Eindämmung“ des „jüdischen Einflusses“ gefordert.

Bei den Reichstagswahlen im darauffolgenden Jahr konnten die Antisemiten um Stoecker, Böckel und Ahlwardt enorme Stimmengewinne erzielen, doch waren die Sozialdemokraten die eigentlichen Gewinner (vgl. Pulzer 1966: 100-104).

Als Stoeckers Ansehen gegen Ende des Jahrhunderts schwand, verbündeten sich die Konservativen vermehrt mit antisemitischen Vereinigungen, allen voran mit dem 1893 begründeten „Bund der Landwirte“, welcher teilweise als politische Partei, aber auch als bloßer Interessenverband fungierte.²⁷ Sein Tätigkeitsgebiet überlappte sich stark mit dem der Konservativen. Böckel hatte zwar mit seiner Forderungen nach „judenreinen“ Viehmärkten noch wenig Erfolg gehabt, doch konnte nun dieser Bund, da die Landwirtschaft für die preußische Struktur nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch eine wichtige Rolle spielte und durch Caprivis Zollpolitik die Getreidepreise gesunken waren, den Antisemitismus verstärkt in der „Rechten“ verankern. Der gemeinsame Feind war im neuen Reichskanzler Caprivi, einem Gegner der „Rechten“, ausgemacht worden. Zwar wurde von einer offiziellen Zusammenarbeit der Konservativen mit den Antisemiten abgesehen, doch schlug sich der in den nächsten zwei Jahrzehnten einflussreiche „Bund der Landwirte“ auf die Seite der Großgrundbesitzer und schuf mit dem „Freihandel“ und den „Getreidespekulanten“ Feindbilder, mit welchen alle bäuerlichen Schichten geeint werden konnten. Die Ablehnung des Finanzkapitals, welches ja traditionell mit „jüdischem Spekulantentum“ in Verbindung gebracht wurde, wurde nun in industriellen Zentren in städtischer Umgebung betont, so dass auch die Leiden der Fabrikarbeiter ganz im Sinne von Stoeckers sozialreformerischen Ansätzen in die Propaganda des Bundes aufgenommen werden konnten. Als Caprivi 1894 entlassen wurde, bildete sich aus allen staatsreuen Kräften eine „nationale Koalition“, welche von Teilen der Nationalliberalen bis nach „Rechtsaußen“ reichte und sich aus den beiden konservativen Parteien, den antisemitischen bzw. agrarischen Kreisen und dem zwar an Mitgliedszahlen armen, aber dennoch einflussreichen „Alldeutschen Verband“ zusammensetzte. Die Zielsetzung war neben einer nationalistischen, chauvinistischen Politik kolonialer Ausdehnung und einem diesbezüglichen Ausbau der Marine, die Unterdrückung der „Bedrohungen“ der „nationalen Einheit“ des Reiches. Als solche wurden die polnischen Autonomiebestrebungen und die Agitation der Sozialdemokratie aufgefasst. Diesen „Gefahren“ konnte wahlweise eine „jüdische Mittäterschaft“ gegeben werden. Aktivisten mit jüdischen Wurzeln konnten sowohl in der Führungsetage der Sozialdemokratie als auch in der polnischen Intelligenz ausgemacht werden. Dies führte zu einem „Rechtsruck“ der

²⁷ siehe Abb. 16f

antisemitischen Bewegung und einer Verwischung der Grenzen zwischen Konservatismus und Antisemitismus. Dennoch wurde die Aristokratie keineswegs zur treibenden Kraft der Bewegung, da diese ihre Bindung zur „jüdischen Bourgeoisie“ unter keinen Umständen aufgeben wollte und deshalb die gesellschaftliche Gleichstellung der „Juden“ für erstrebenswert erachtete. Es handelte sich bei dieser zweiten Antisemitismuswelle ebenfalls um eine nur kurze Hochzeit eines weit in der Öffentlichkeit offen um sich greifenden Antisemitismus, welcher nach einem anfänglichen Wahlerfolg, im Feld der parteipolitischen Landschaft nach und nach wieder in der Bedeutungslosigkeit verschwand. Im Vergleich zur ersten antisemitischen Welle ergriff sie jedoch breitere Schichten der Bevölkerung und insbesondere die Wahlkampfpropaganda setzte sich latent im Meinungsbild in zahlreichen Köpfen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten fest (vgl.; Pulzer 1966: 93, 99-107, 224f).

4 Ein Ausschnitt aus den politischen Strömungen der Habsburgermonarchie in ihrer Bedeutung hinsichtlich der politischen Partizipation Matthäus Muchs

Dieser Hauptabschnitt soll die politischen und gesellschaftlichen sowie geistigen Strömungen der Habsburgermonarchie widerspiegeln, welche für Matthäus Muchs soziokulturelle Prägung und politische Involvierung in die deutschnationale Bewegung von Bedeutung sein müssten. Es kann sich hierbei im Rahmen dieser Arbeit selbstverständlich nur um einen Ausschnitt aus den facettenreichen Strömungen seiner Zeit handeln, welche meines Erachtens am treffendsten die ersichtlichen Hintergründe als Bezugspunkte zu seinem Gesamtwerk darstellen. Als Ausgangspunkt sind aus meiner Sicht die revolutionären Bestrebungen von 1848/1849 am sinnvollsten, fallen diese doch mit dem Heranwachsen Matthäus Muchs zusammen. Zum einen wird auf politische Verstrickungen aufmerksam gemacht, zum anderen sollen in Muchs Theoriegebilde tendenziös-ideologisierend wirkende Prozesse aufgedeckt werden.

Im Vormärz hatten die verschiedenen „Völker“ Österreichs trotz des aufkommenden modernen Nationalismus des frühen 19. Jahrhunderts noch gemeinsam gegen den absolutistischen Staat opponiert. Die Nationalismen wurden eher als geistig-kulturelle und nicht als politische Bewegung verstanden, so dass die „Deutschen“ Österreichs den Nationalismus der anderen

Gruppen nicht als Angriff auf den habsburgischen Zentralstaat verstanden, aus welchem sie ihren Einfluss auf die anderen deutschsprachigen Länder bezogen.

Dies änderte sich mit den Aufständen von 1848, bei welchen das ebenfalls schon vorher angelegte Konfliktpotential zwischen den verschiedenen Nationalitäten im Habsburger-Reich zum Vorschein kam. So rebellierten die „Deutschen“ weniger gegen den Kaiser an sich als gegen den transnationalen Zentralstaat dynastischen Charakters. Der überwiegende Teil der Aufständischen von 1848, die sog. „deutschen Linken“, hatte letztlich dennoch weniger Probleme sich mit einer von Wien ausgehenden Zentralregierung zu identifizieren als die anderen auf Autonomiebestrebungen bedachten Nationalitäten der Monarchie, welche diese von jeher als von außen aufoktroyierte Institution betrachtet hatten. So konnten sich gerade auch Teile der wienerischen Bevölkerung leicht sowohl als „Deutsche“ als auch als „Österreicher“ fühlen.²⁸ Selbst die „Deutschliberalen“, welche sich für die Rechte von Minderheiten einsetzten, forderten einen „deutschen Staat“ und brachten wenig Verständnis für Autonomiebestrebungen oder Gleichberechtigungswünsche auf, selbst radikale Demokraten strebten nach Zentralisierung und „Germanisierung“. Das Einsetzen einer Revolutionsregierung der ungarischen Nationalisten in Budapest löste vergebliche „Proteste der unter der Stephanskronen lebenden Slawen (vor allem Kroaten und Slowaken)“ (Whiteside 1981: 17) aus. Mit den Ereignissen von 1848 kam somit auch der Antislawismus zum Vorschein (vgl. Whiteside 1981: 15ff).

Der „Prager Slavenkongress“ (2.-12. Juni 1848) entstand in erster Linie nicht unter dem Vorsatz, ein panslawisches Reich mit Russland als zentrale Großmacht zu gründen, obwohl das von deutschliberaler Seite gerne so vorgeworfen wurde. Stattdessen wurde auf diesem Treffen der *Austroslawismus* begründet, mit welchem die Sorge um die Zukunft der slawischsprachigen Bevölkerungsgruppen in der Habsburgermonarchie zum Ausdruck kam. Diese hatte ja mit den Aufständen deutliche Zeichen von Instabilität offenbart. Der eigene spezifische Nationalismus der jeweiligen Gruppen verhinderte zumeist den Ruf nach dem russischen Zaren als Schutzherren. Wenn auch die slawischsprachigen Nationalisten ab und an vom „Panslawismus“ sprachen, so wurde zumeist eher an eine gemeinsame Lösung der nationalen Probleme gedacht als an Hegemonialbestrebungen. An der Habsburgermonarchie sollte auch in Zukunft festgehalten werden (vgl. Busek 2000: VIII; Moritsch 2000: 2f).

28 siehe Abb. 1

Nach dem gescheiterten Revolutionsversuch von 1848 setzte der Zeitabschnitt des Neoabsolutismus ein, wobei das Kabinett unter der Leitung von Felix Prinz zu Schwarzenberg (1800-1852) von 1849 bis 1851 Reformen durchführte, um dem vom „besitzenden Mittelstand“ getragenen Liberalismus das Wasser abzugraben und den absolutistischen Gesamtstaat zu sichern. Den Hauptvorteil aus diesem Wandel zogen das Bürgertum und die Beamtenschaft und weckten bei den „Deutschliberalen“ die Hoffnung auf die „Volksouveränität“, so dass sie dem Kaiser beim Aufbau einer zentralistischen, rational-aufgeklärten „deutschen“ Verwaltung halfen, wodurch dem „Deutschtum“ gegenüber dem Liberalismus das größere Gewicht zugeschoben wurde. Dabei wurde ein Ausgleich zwischen Absolutismus und Liberalismus bzw. Tradition und Revolution gesucht, so dass die „deutschen Linken“ einen sehr eigenen Begriff von den Schlagworten der Liberalen wie „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ bekamen. Es scheint so als fühlten sich die „Deutschliberalen“ als „Brüder“ ein und derselben „Leitkultur“ eben „gleicher“ als die anderen Volksgruppen. Dabei verstanden sie es als ihre „rechtmäßige“ Freiheit, sich gewisse Privilegien zu sichern. Nach anfänglichen Schwierigkeiten solche Forderungen durchzusetzen, fand im *Februar-Patent* von 1861 ein (deutsch-)liberal-absolutistischer Kompromiss seinen Niederschlag. Festgefügte Parteien entstanden in diesem sich durch das Kurienwahlrecht legitimierenden System nicht. Die Abgeordneten besetzten ihre Sitze eher nach ihrem gesellschaftlichen Umfeld, geschäftlichen Beziehungen, Landsmannschaften und „nationalen Gruppierungen“ als nach ihrer politischen Ausrichtung. Da sich aber gerade hierbei mitunter sozio-ökonomische mit kulturell unterschiedlichen national definierten Gruppierungen deckten, kam es dennoch zu einer Aufteilung von Abgeordneten- und Herrenhaus in eine deutschliberale, zentralistische „Linke“ und eine föderalistische, ungarisch-böhmische, insgesamt konservativ-klerikal ausgerichtete „Rechte“.

Die von 1860 bis 1880 den Staat beherrschende, in sich aber gespaltene, deutschliberale „Verfassungspartei“ wurde „erst gegen Ende des Jahrhunderts von neuen parteipolitischen Kräften abgelöst“ (Franz 1955: 56). Zu dieser Regierungspartei bildeten die vom Kaiser eingesetzten konservativ-klerikalen Ministerien den Gegenpol, also die Opposition. Bei der konstitutionellen Neuordnung der Habsburgermonarchie behielt wie auch in der preußischen Verfassung der monarchische Autoritätsgedanke gegenüber dem Parlament theoretisch die Vorherrschaft. Kaiser Franz-Joseph I. (1830-1916) war jedoch zu liberalen Zugeständnissen bereit, so dass die „Deutschliberalen“ eine Zusammensetzung des Parlaments nach ihren Vorstellungen erlangten und die „deutsche“ Vorherrschaft im „Vielvölkerstaat“ gesichert

werden konnte. Dabei bekamen sie bei der Schaffung einer effizienten, finanzstarken, zentralistischen Regierung tatkräftige Unterstützung vom Kaiser, welcher sich wiederum beim Versuch der Etablierung seiner Vormachtstellung auf dem Gebiet des späteren Deutschen Reiches auf die Hilfe der „Deutschliberalen“ stützen konnte (vgl. Franz 1955: 49f, 56-60, 130, 132, 152, 167f, 171; Whiteside 1981: 17f).

Die Anfänge der „liberalen Ära“ können somit auf Anfang der Sechzigerjahre verlegt werden, doch „erst nach 1867 beginnt mit der Steigerung des konstitutionellen Elements in der *Dezemberverfassung* „die eigentliche Hochflut des Liberalismus im gesamten öffentlichen Leben“ (Franz 1955: 152), obwohl ein Jahr zuvor die „Schlacht von Königgrätz“, die beiden wichtigsten Zielpunkte der nationalliberalen Politik zunichte gemacht hatte: die „deutsche“ Vormachtstellung im Habsburger-Reich und einen „großdeutschen“ Staat (vgl. Franz 1955: 130, 152; Whiteside 1981: 18).

Nachdem das Ziel, „Großdeutschland“ zu errichten in unerreichbare Ferne gerückt war, verband sich der liberale Grundgedanke mit der Errichtung einer Art „deutschen Leitkultur“ im Sinne des deutschsprachigen Großbürgertums. Dabei handelte es sich um ein ideologisches Gemengsel, welches zwar in der Verfassung seine Verankerung fand, vor den kritischen Augen der „Slawen“ und auch einigen demokratisch gesinnten „deutschen Radikalen“ jedoch keine Anerkennung finden konnte. Dabei schimmerte bereits ein tiefer Spalt innerhalb des Blocks der „deutschen Linken“ bzw. des „nationalen Lagers“ durch, welcher nunmehr langsam einen den Reichstag dominierenden Flügel der radikalen nationalen „Linken“ und eine konservativ-liberale Mehrheit, der „Rechten“ erkennen ließ.

Die „Verfassungspartei“, welche sich stolz als die „Linke“ bezeichnete und trotz zahlreicher Namensänderungen als die „liberale Partei“ in die Geschichte eingegangen ist, blieb also in ihrer Ausrichtung indifferent (vgl. Whiteside 1981: 22f).

Nach den Reichsratswahlen 1879 entstanden im liberalen Lager eine besonders große Vielfalt an Splittergruppen, so dass sich die Parteienlandschaft innerhalb der deutschliberalen „Verfassungspartei“ über vier Gruppierungen erstreckte: den „Coroniclub“, den steirischen „Fortschrittsklub“, den „Klub der Liberalen“ und den „Klub der vereinigten Fortschrittspartei“ (vgl. Zettelbauer 2005: 110).

Nach den Niederlagen von Solferino (1859) und Königgrätz (1866) mussten die lombardo-venezianischen Besitzungen der Habsburgermonarchie, gleichfalls wie der Einflussbereich in

den Gebieten, welche wenige Jahre später zum Deutschen Reich gehören sollten, aufgegeben werden. Österreich wollte dennoch immer noch seinen Großmachtambitionen gerecht werden.

Im Jahr 1867 wurde mit der *Dezemberverfassung* auch der Dualismus geschaffen, welche dem ungarischen Königshaus eine weitreichende Unabhängigkeit vom österreichischen Kaiserhaus zusicherte, was sich in der Änderung der Namensgebung von *k.k.* für kaiserlich-königlich in *k.u.k.* für kaiserlich und königlich niederschlug (vgl. Andics 1976: 181, 188, 196, 207f).

Die österreichische Reichshälfte der Habsburgermonarchie wurde nach 1867 *Cisleithanien* (lat.: „Land diesseits der Leitha“) genannt. Für Ungarn wurde dagegen auch die Bezeichnung *Transleithanien* (lat.: „Land jenseits der Leitha“) gebräuchlich (vgl. Pulzer 1966: 18).

Das Kürzel „k.k.“ wurde von nun an nur noch für Verwaltungsorgane der zisleithanischen Hälfte benutzt, während „k.u.k.“ für gesamtstaatliche Formationen benutzt wurde (vgl. Hantsch 1962: 379).

Die Dezemberverfassung sicherte außerdem auf der österreichischen Seite eine Art „beschnittenen Liberalismus“, welcher neben der wirtschaftlichen Freiheit für das Bürgertum auch den Herrschaftsanspruch des Adels verankerte. Die Großbürger wollten von der Verfassung zwar ihre Privilegien gesichert sehen, wendeten sich aber gegen eine Parteiendemokratie. Es sollte ein Staat geschaffen werden, welcher die wichtigsten Angelegenheiten von „oben nach unten“ dirigierte. Dieses System war auf die Erhaltung des Status quo und nicht auf die Eindämmung von sozialen und nationalen Konflikten ausgelegt. Für die Entstehung von Massenparteien war es ungeeignet, so dass sich im Parlament kaum praxistaugliche Mehrheiten herauskristallisieren konnten. Dadurch sahen sich die jeweiligen Regierungen immer wieder genötigt den Notstandsparagraphen §14 zu ziehen und das Parlament einem außerparlamentarischen Regime zu opfern (vgl. Andics 1976: 195f, 207f).

Daneben versuchte das Haus Österreich die durch den Verlust des einstigen Universalreiches, in welchem „die Sonne nie unterging“ und die beiden neuerlichen Niederlagen erlittene Schmach mit dem prunkvollen Ausbau der Ringstraße zu beantworten und so sein imperiales Antlitz zu wahren. Der entstandene imperiale Minderwertigkeitskomplex sollte mit pompösen Bauwerken und der Wiener Weltausstellung von 1873 kompensiert werden. Spekulation und Korruption erlangten während der „Ringstraßenzeit“ einen noch nie zuvor in der Monarchie dagewesenen Höhepunkt und verschärften den Gegensatz zwischen Stadt und Land. Im Gegensatz zur Glorifizierung von Ruhm, Prunk und Kultur der im Bau begriffenen Weltstadt Wien, entstand so die Provinz mit ihrer konservativen moralischen Werthaltung. Hier wurden

Bescheidenheit und „Ehrbarkeit“ großgeschrieben. Außerdem verschärfte sich der Gegensatz zwischen arm und reich, da die Mehrheit der Arbeiterklasse nicht an der Hochkonjunktur teilhaben durfte. Die steigenden Börsenkurse entfachten mehr und mehr Misstrauen bei den „kleinen Leuten“. Der Boom an der Wiener Börse war so enorm, dass das Deutsche Reich 1872 einen hohen Anteil der französischen Kriegsschädigung (5 Milliarden Francs) dorthin fließen ließ. In Wien winkten schließlich höhere Zinsen und Profite. Im Mai 1872 war die Anzahl der neu gegründeten Aktiengesellschaften in den letzten 16 Monaten um 530 gestiegen. In nur drei Jahren von 1870-1873 war die Anzahl der großen Baugesellschaften in Wien samt Niederösterreich von drei auf ganze 44 angestiegen. Zur Weltausstellung wurden zahlreiche Könige und große Teile der europäischen Oberschicht empfangen, im großen Stil war in weitere Bauten in und um Wien investiert worden. Außerdem wurden tausende zusätzliche Besucherkarten ausgegeben, sowie weitere Aktien in großer Anzahl gedruckt. Die Käufer blieben jedoch aus, die Kurse fielen, und so brach der große Börsenkrach am 9. Mai 1873 herein, der als der „Schwarze Freitag“ in die Geschichte eingegangen ist und das Ausmaß einer „Weltwirtschaftskrise“ annahm. Zahlreiche Firmen, Handelsgesellschaften gingen Bankrott, Existenzen von Börsenmaklern waren zerstört, manche nahmen sich gar das Leben. Das Kaiserhaus musste Kredite aufnehmen, um die Konjunktur wieder auf die Beine zu stellen, was vor allem mit dem Eisenbahnbau gelang. Die Industrie erholte sich in wenigen Jahren, die Gründerjahre, sowie die kurzweilige Blütezeit des Liberalismus waren hiermit in Österreich jedoch ein für alle Mal zu Ende (vgl. Andics 1976: 197-205, Fuchs 2003: 125ff; Vocolka 1986: 57).²⁹

Bismarck hatte nach der Schlacht bei Königgrätz seinem preußischen König, Wilhelm I. (1797-1888) beim „Vorfrieden von Nikolsburg“ vom 26. Juli 1866 einen die Nachbarstaaten schonenden Vertrag ohne territoriale Zugewinne abgerungen, welcher einen knappen Monat später auch die Grundlage für das endgültige Abkommen diente, welches als *Prager Frieden* bezeichnet wurde. Im Jahr 1871 nach dem Deutsch-Französischen Krieg konnte Bismarck allerdings dem preußischen Kaiser die Inbesitznahme von Elsass-Lothringen nicht mehr austreiben. Dies hatte zur Folge, dass sich auf französischer Seite revanchistischere Gelüste gegenüber Preußen entwickelten als auf der österreichischen bei der „Rache für Sadowa“.³⁰ Bismarck war sich bewusst, dass die Feindschaft mit Frankreich für die kommenden

²⁹ siehe Abb. 73

³⁰ Bei Sadowa handelt es sich um ein Dorf auf dem böhmischen Schlachtfeld, welches wegen der leichteren Aussprechbarkeit von der französischen Publizistik statt Königgrätz benutzt wurde.

Jahrzehnte immens anwachsen würde. Somit wurde ein Bündnis mit Österreich zu einer absoluten machtpolitischen Notwendigkeit (vgl. Andics 1976: 220; Andics 1983: 73).

Mit dem Ausscheiden aus dem deutschen Staatsgebiet und Oberitalien fiel das Interesse der Wiener Außenpolitiker auf den Balkan, was zu einem Konflikt mit Russlands Bestrebungen führte, bei welchem jedoch aufgrund der eigenen Schwäche nach den beiden vorigen Niederlagen ein Krieg vermieden werden sollte. Neben der Frage wie sich Ungarn innerhalb der Doppelmonarchie gegenüber den slawischsprachigen Minderheiten behaupten würde, war die Entwicklung der verschiedenen „ethnischen Gruppen“ auf dem Balkan zu Nationalstaaten für den Fortbestand Österreich-Ungarns von größter Bedeutung (vgl. Fuchs 1978: Hantsch 1962: 403f).

Die *Orientpolitik* der Monarchie war auf die Erhaltung des Osmanischen Reiches ausgerichtet, welches gegenüber „großslawischen Formationen“ in Form von großen Staatengebilden auf dem Balkan als das kleinere Übel angesehen wurde.

Die zahlreichen Aufständen in Bulgarien, Serbien, Bosnien und Herzegowina von 1875 konnte das Osmanische Reich zwar noch niederschlagen, doch intervenierte der russische Zar entgegen einem mit dem Habsburger Kaiser 1876/1877 abgeschlossenen geheimen Abkommen, so dass seine Truppen 1878 bis nach Konstantinopel vordrangen, wo Ihnen jedoch die großbritannische Seemacht gegenüberstand. Die Doppelmonarchie sah ihre Interessen auf dem Balkan in Gefahr, wobei neben dem Zugang zu den Seewegen in Dalmatien, vor allem die wirtschaftliche Eröffnung des „Nahen Orients“ von größtem Interesse war. Russland versuchte unter dem Denkmantel des Panslawismus, den Balkan unter seinen Einflussbereich zu bringen, was nicht nur bei Österreich-Ungarn sondern auch dem ganzen restlichen Europa auf Widerspruch stieß (vgl. Andics 1976: 221f; Fuchs 1978: 166f; Hantsch 1962: 405-408).

Bismarck trat als Vermittler auf und spielte beim am 13. Juni 1878 unter seinem Vorsitz eröffneten *Berliner Kongreß*, welcher auf einen Ausgleich der neu aufgekommenen territorialen Fragen abzielte, Österreich das Mandat zur Besatzung Bosnien-Herzegowinas in die Hände. Die darauffolgende diesbezügliche Okkupation stieß aufgrund der Scham der Niederlage von Königgrätz und dem jetzigen Zusammengehen mit Preußen auf Widerstand von Teilen des österreichischen Adels und Klerus. Weitere Aufstände wurden befürchtet, außerdem zeigte sich das „deutschösterreichische Bürgertum“ wegen des vermuteten weiteren Anstieges des „slawischen“ Bevölkerungsanteils in der Monarchie wenig begeistert. Ungarn

wollten die Habsburger das besetzte Gebiet nicht zuspiesen, um deren politische Macht nicht so erheblich zu steigern, dass die dualistische Staatsform vollständig beseitigt werden könnte.

Im Jahr 1879 kam es zum Bündnis der Habsburgermonarchie mit Deutschland als Garantie gegenseitiger bewaffneter Hilfe, dem *deutsch-österreichischen Defensivvertrag*, welchen Otto von Bismarck mit dem k.u.k. Außenminister Graf Gyula Andrassy (1823-1890) abschloss. Die nächsten vierzig Jahre hindurch galt dieses Bündnis als eine der „Fundamentaltatsachen der Weltpolitik“. Laut seiner eigenen Biographie war dieses Bündnis Bismarcks ganzer Stolz und er habe schon während des Prager Friedens an ein solches gedacht und hätte deswegen milde Friedensbedingungen gewährt. Um die Jahrhundertwende war mit Ausnahme des „tschechischen Bürgertums“ eine weitgehende Akzeptanz des Bündnisses innerhalb der Monarchie, einschließlich der Sozialdemokraten, gewährt. Der Grund hierfür war laut Albert Fuchs, dass die Bündnis- und Balkanpolitik vorzüglich in das „Konzept des Finanzkapitals“ passte (vgl. Andics 1976: 222f; Fuchs 1978: 167f; Hantsch 1962: 407-410).

4.1 Die Grundlagen der politischen Strömungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie unter besonderer Berücksichtigung des deutschnationalen Spektrums und die diesbezügliche begriffliche Verwirrung der verschiedenen Netzwerke und Splittergruppen

In Österreich bildeten sich gegenüber dem Nationalgedanken bzw. bezüglich des möglichen Kurses gegenüber Preußen und seit 1871 dem Deutschen Reich verschiedene Strömungen heraus, welche sich oftmals nicht so klar trennen lassen, wie dies nun folgen soll. Die Einteilung gilt vornehmlich dem besseren Verständnis, in Wirklichkeit wechselten die Vertreter der diesbezüglichen Anschauungen nicht selten die Lager, auch konnten ihre eigenen Sichtweisen Abbilder verschiedener Tendenzen darstellen und wie die Fahne im Wind mal mehr nach der einen, mal mehr nach der anderen Seite ausschlagen. Mitunter kam es in den Lebensläufen zu radikalen Brüchen, welche aber wohl eher die Ausnahme als die Regel waren.³¹

31 Hermann Bahr entwickelte sich beispielsweise vom krawallfreudigen deutschnationalen Korpsstudenten zum dynastiefreundlichen Patrioten.

Die „großösterreichische Gruppe“ erhob Anspruch auf die österreichische Vorherrschaft im deutschsprachigen Raum mit Wien als Zentrum. Ihre ideologische Ausrichtung war durch Katholizismus und Treue zur Dynastie geprägt war. Nach der Schlacht von Königgrätz strebte sie lediglich eine geographische und wirtschaftliche Geschlossenheit mit den Ländern des Deutschen Bundes an.

Die „großdeutsche Gruppe“ wollte die Vormacht der „Deutschen“ gegenüber „Österreichern“ sichern und stand in der Tradition des josephinischen Beamtentums. Bei ihr entstand der Wunsch, die „deutsche Einheit“ unter Beibehaltung der Habsburgermonarchie zu errichten und eine österreichisch-deutsche Symbiose voranzutreiben.

Bei der eigentlich „deutschnationalen Gruppe“ fand nach 1866 das „Deutschtum“ eine besonders starke Betonung. Innenpolitisch erhoffte sich der klein- oder alldeutsche Flügel der Deutschnationalen eine Festigung des „Deutschtums“ gegenüber dem „Ansturm“ der „Slawen“ in der Monarchie.

Aus den Deutschnationalen bildete sich die klein- oder alldeutsche Gruppe heraus, welche eine Einigung Österreichs mit Deutschland unter preußischer Führung und mit ihrem militanten Auftreten die Zerschlagung der Habsburgermonarchie anstrebte (vgl. Fertl 1973: 4f).

Hierbei war nach dem Verständnis des ausgehenden 19. Jahrhunderts der kleindeutsche Gedanke derjenige, welcher später im 20. Jahrhundert vor allem mit dem fußfassenden Nationalsozialismus als „großdeutsch“ aufgefasst wurde. Umgekehrt bedeutete damals noch „großdeutsch“, was nach späterem Verständnis „kleindeutsch“ bedeuten sollte (vgl. Fuchs 1978: 165-176; Whiteside 1981: 48f).

Die Bezeichnung „Alldeutschland“ wurde dabei von Ernst Moritz Arndt geprägt, welcher während den Befreiungskriegen 1813 mit der Losung „Zum Rhein! Übern Rhein! Alldeutschland nach Frankreich hinein!“ bereits mehr als einen reinen Verteidigungskrieg gefordert hatte. Im Jahr 1841, also immer noch dreißig Jahre bevor das Deutsche Reich 1871 gegründet wurde, schuf Arndt den als Leitspruch gebrauchten Vers „Fürs Vaterland, fürs Vaterland, All-Deutschland fröhlich auf!“. In der Habsburgermonarchie ging das „Alldeutschtum“ Hand in Hand mit dem „Deutschnationalismus“. Die „kulturelle“ und „politische Einheit“ sollte gefördert und ein alle „deutschsprachigen Länder“ Mitteleuropas umfassender, liberal verfasster Staat „Großdeutschland“ geschaffen werden. Die Vertreter der „kleindeutschen Lösung“ forderten also einen „großdeutschen“ Staat, während die anderen

nichtdeutschen Nationalitäten Frankreich unterstützten. Von tschechischer Seite wurde gar ein Wettbüro als Unterstützungsfond eingerichtet, während sich Adel, Klerus und Armee vornehmlich in Neutralität bedeckt hielten. Im Zuge der Bismarck-Kriege von 1870/1871 trennten sich auch die Wege des kleindeutsch-alldeutschen Gedankens von der patriotischen Linie. Auch fanden Begriffe wie „Schutz und Trutz“ oder „Ostmark“ in diesem Zusammenhang Verwendung.

Nach dem Sieg in der Schlacht von Sedan zu Beginn des Septembers 1870 des Deutschen Reiches über Frankreich gewann Arndts Parole von 1813 auch in Österreich einen realen politischen Stellenwert und bewegte auch deutschnationale Burschenschaftler, freiwillig in die preußische Armee einzutreten (vgl. Wladika 2005: 40).

Der aus Norddeutschland stammende Karl von Vogelsang (1818-1890) konvertierte 1850 im Alter von 32 Jahren in Innsbruck zum katholischen Glauben. In seiner mecklenburgischen Heimat fühlte er sich aufgrund seines neuen Bekenntnisses derart ausgegrenzt, dass er im Jahr 1865 in den katholischen Habsburgerstaat übersiedelte und sich in der Umgebung von Wien einen Gutshof kaufte. Zwischen 1875 bis 1890 baute Vogelsang in der von ihm herausgegebenen konservativ-klerikalen Zeitung „Vaterland“ die protestantische Ethik in den Katholizismus ein, welche in Österreich als der christlichsoziale Grundgedanke zu verstehen ist. Es handelt sich dabei um ein paradoxes Gebilde, welche zwar als Grundlage einer Reformbewegung diente, aber auch offen reaktionär-restaurative Absichten wie die Wiedereinführung eines neoabsolutistischen Ständestaats fordert. Das Privateigentum an Produktionsmitteln sollte bei gleichzeitiger Abschaffung des Darlehenszinses beibehalten werden. Vogelsang verbreitete dieses widersprüchliche Gebilde über seine internationalen Kontakte zu Geistliche, welche dafür sorgten, dass es in die Enzyklika *Rerum novarum* des Vatikans aufgenommen wurde und nun in klerikalen Kreisen diskutiert wurde. Zudem wurde er auf dieser geistigen Grundlage zum Führer des österreichischen Konservatismus und gewann auch maßgeblichen Einfluss auf die aufkommende Arbeiterbewegung, deren ökonomische Schriften er eingehend studiert hatte. Er war juristisch bewandert und forderte Maßnahmen gegen die zunehmende Verschuldung der Bauernschaft und die Verelendung des städtischen Proletariats. Der Staat sollte die vollkommene Kontrolle an sich reißen, um die Missstände ein für alle Mal zu beseitigen, wobei der zentralistische „Rechtsstaat“ selbst gegenüber der Religion eine übergeordnete Rolle einnimmt. Zu seinen Feindbildern erklärte er neben dem Modernismus den Liberalismus, insbesondere in seiner skrupellosen ökonomisch-kapitalistischen Auslegung, dem sog. „Manchestertum“, welches den Menschen von seinem

Eigentum und der mit diesem verbundenen sozialen Verpflichtung entfremde und in Egoismus und Materialismus treibe. Dem durch das „Judentum“ geprägten „Liberalismus als falsches Konzept von Freiheit und Gleichheit“ (Whiteside 1981: 79) gab Vogelsang die Schuld am Niedergang der christlichen Familienvorstellungen und der feudalen Ständegesellschaft mit ihren Handwerkerzünften. Im Gegensatz zur agrarisch-partikularistischen Wirtschaftsweise des Feudalismus schaffe das Manchestertum „Sklaverei“ und sei folglich für den Klassenkampf und revolutionäre Bestrebungen verantwortlich. Dem bürokratischen Staatsapparat des Liberalismus samt seinem parlamentarischen System „byzantinischer“ Prägung setzte er das „positive Recht des Grund und Bodens“ entgegen, wobei der in Abkehr vom „jüdischen Finanzkapital“ geforderte gesellschaftliche Wiederaufbau der handwerklichen Zünfte auf ständischer Grundlage und die Betonung der Wahrung der bäuerlichen Rechte ideologisch besonders anziehend auf die frühen Antisemiten wirkte.

Mit Vogelsangs christlicher Sozialreformbewegung wurde eine prodynastische ideologische Alternative zu marxistischen Sozialismusmodellen, aber auch zur säkularisierten Form eines demokratischen Nationalismus geschaffen, welche nicht nur der Arbeiterklasse, sondern auch katholischen Intellektuellen wie z.B. Franz Martin Schindler (1847-1922), Alois Prinz Liechtenstein (1846-1920) oder dem Mitglied der „Wiener Demokraten“³² Albert Gessmann (1852-1920) als ein gesellschaftliches Heilmittel erscheinen konnten (vgl. Boyer 2010: 37, 69-72; Fuchs 1978: 50ff; Pulzer 1966: 38f, 43, 138f; Whiteside 1981: 79f)

Überhaupt stellten die Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts einen Schmelztiegel der politischen Parteien Österreichs dar, welche aufgrund ihrer Vielzahl zur Wirkungslosigkeit verdammt waren. Der Niedergang des Liberalismus samt der Untätigkeit des seit 1879 als Ministerpräsident tätigen Eduard Taaffe ließ die Unzufriedenheit in reformistischen und radikalen Kreisen auf ein derartiges Maß anwachsen, dass teilweise auf politische Bündnisse eingegangen wurde, welche aus heutiger Sicht widersprüchlich oder unvereinbar erscheinen. Auf der anderen Seite konnten im Nachhinein als Kleinigkeiten empfundene Anlässe zu Spaltungstendenzen führen konnten. Es entstand also eine äußerst brüchige Verflechtung der unterschiedlichsten politischen Strömungen, wobei der „Österreichische Reformverein“ einen durch *Flickwerkbündnisse* und zahlreiche Streitigkeiten gekennzeichneten Mikrokosmos der ökonomisch-politischen Situation im Ganzen darstellte. In ihm trafen Antisemiten auf „assimilierte Juden“, Klerikale auf Germanophile, spätere Sozialisten auf ehemalige Liberale,

32 Auch Carl Lueger war ein Mitglied dieser Vereinigung.

ein Konglomerat, in welches sich auch die tendenziös antikapitalistischen Demokraten unter der Führung Ferdinand Kronawetters eingliedern konnten. Der gemeinsame Nenner war jedoch auf nur sehr dünnem Boden gesät, welcher bei der geringsten Berührung durchbrechen konnte (vgl. Pulzer 1966: 140; Whiteside 1981: 80f).

Der noch überwiegend gegen das „jüdische Finanzkapital“ gerichtete „wirtschaftliche Antisemitismus“ erwies sich dabei in der Anfangszeit des „Reformvereins“ offensichtlich als einigender Faktor. Als sich jedoch um die Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts ein nachhaltiger Rassenantisemitismus herausbildete, führte dies zu starken Spaltungstendenzen und einer neuen Anordnung der Gruppierungen.³³

Aus meiner Sicht könnte die verhältnismäßig späte, regional sehr unterschiedlich verlaufende Industrialisierung einhergehend mit Nationalisierungsprozessen³⁴ und einem von den Obrigkeiten immer wieder gemilderten oder unterdrückten, aber unterschwellig schwelenden Kulturkampf³⁵ die Hauptursache für ein solch diffuses Gebilde sein.

Seit 1887 gesellten sich stark sektiererische Züge zum „österreichischen Alldeutschum“, indem aus dem „Germanentum“ eine Art Ersatzreligion geschaffen wurde, welche „endzeitliche Visionen“ zuließ, um diese den geistigen Strömungen des Katholizismus, Monarchismus und Liberalismus gegenüberzustellen.³⁶

Der Begriff „Sprachenstreit“ wird in dieser Arbeit in einem zeitlich und etymologisch weiteren Spielraum angewendet.

Bereits am 19. April 1880 wurden die sog. „Stremayrschen Sprachverordnungen“ erlassen, welche Konflikte hervorriefen, welche in der „Schlacht von Kuchelbad“ im darauffolgenden Jahr einen ersten gewalttätigen Höhepunkt fanden.³⁷

In der Folge schwelten diese als „Nationalitätengegensätze“ aufgefassten Streitigkeiten vor sich hin, wobei insbesondere die Burschenschaften, die Turner und die „Schutzvereine“ zum organisatorischen Betätigungsfeld für den Nationalismus diverser Sparten wurden.³⁸

33 siehe auch Kap. 4.5.1/4.5.2

34 siehe Kap. 4.2.2

35 siehe Kap. 7.1

36 siehe Kap. 7.5; Abb. 21/24/36/41-46/66-72/86-101/104f/116-122/128/142/150ff/154/163-166/179/181-186

37 siehe Kap. 4.2.2/Abb. 7

38 siehe Kap. 4.5.2/4.5.4.2

Kurz vor der Jahrhundertwende brechen die Konfliktherde eklatant hervor, so dass es zur „Badeni-Krise“ und in der Nachfolge zum „Furor teutonicus“ gekommen ist, wobei sich weite Teile der Bevölkerung von einem aggressiven antislawischen Nationalismus, welcher häufig den Charakter eines „Rassenhasses“ annahm und mitunter auf die „Juden“ als „semitische Rasse“ übertragen wurde, leiten ließen.³⁹

Dieser Synkretismus von Antislawismus und Antisemitismus, welcher bereits seit den Achtzigerjahren in den „Schutzvereinen“ vor sich hin ging, fand im Antiklerikalismus einen gemeinsamen Nenner mit liberalistischen Traditionen und dem Protestantismus, welcher als preußische Staatsreligion als ein Inbegriff der Dynastiefeindlichkeit verstanden wurde. In der „Los von Rom“-Bewegung offenbarte sich aber auch eine Germanophilie, welche den Übertritt zum Protestantismus nur als Übergangsstadium zu einem „heidnisch-germanischen“ Götterglaube verstand.⁴⁰

Auch werde ich diese Schlagwörter stets in Anführungsstriche setzen; beim „Sprachenstreit“ spielen wirtschaftliche Komponenten eine zumindest ebenbürtige Rolle. Trotz der ökonomischen Festsetzung deutschsprachiger Bevölkerungsteile in den besser verdienenden Berufsgruppen ist eine latente Verlustangst bezüglich der eigenen Hegemonialstellung zu spüren, welche jedoch vor allem im „Furor teutonicus“ im Zuge der „Badeni-Krise“ zum Ausdruck kommt.

Ministerpräsident Graf Kasimir Felix Badeni die Hauptschuld an dem eskalierenden „Sprachenstreit“ zu geben würde sicher nicht dem angestrebten Wahrheitsgehalt gerecht werden. Bei Georg Schönerer kann ich zwar wesentlich mehr hetzerische Bestrebungen bezüglich der Produktion und Entfaltung von Konfliktherden erkennen, doch wäre es zu einfach ihm die Alleinschuld an den Vorkommnissen zu geben; auch ein „Führer“ braucht andere Protagonisten an seiner Seite und in erster Linie Mitläufer,⁴¹ weswegen „Schönerianer“ bzw. „schönerianisch“ stets in Anführungsstrichen geschrieben wird, obwohl sich damals Leute schon so nannten.

Den alldutschen Aktivisten und ihren Krawallen eine „teutonische“ Herkunft zuzuschreiben, mag heute wohl nur noch sehr wenigen in irgendeiner Weise logisch erscheinen. Ob die „Los von Rom“-Bewegung wirklich den österreichischen Staat säkularisiert hätte und die neue

39 siehe Kap. 4.5.4.3

40 siehe Kap. 7.6

41 So lehne ich beispielsweise auch Begriffe wie „Hitler-Faschismus“ ab.

„germanische“ Staatsreligion den strukturellen und ideellen Einfluss des Jahrhunderte währenden dynastischen Katholizismus durchbrochen hätte klingt unwahrscheinlich.

Die Bezeichnung „allddeutsch“ im österreichisch-deutschnationalen gewann vor allem während der „Badeni-Krise“ und dem aus dieser hervorgehenden „Furor teutonicus“ ungemein an Popularität, so dass nach dem Wahlerfolg der „Teutonen“ von 1901 mit „Alldutsche Vereinigung“ die Begrifflichkeit erstmals in der Namensgebung auf Organisationsebene auftaucht.⁴² Sogleich wurde ein „Alld deutsches Grundprogramm“ herausgegeben, welches den alten Kurs der ideologischen Inkonsequenz fortsetzte. Die „Alld deutschen“ samt Schönerer lenkten in der offiziellen Tagespolitik ein und hielten sich mit klaren Aussagen gegen die Habsburgerdynastie zurück. Zwei Jahre später taufte Schönerer seine nun anstelle der „Unverfälschten Deutschen Worte“ erscheinende Zeitung „Alld deutsches Tagblatt“, worüber sich die reichsdeutschen Namensvetter aus dem „Alld deutschen Verband“ nicht sonderlich erfreut zeigten, drohte doch das Ansehen durch Georg von Schönerers militantes Auftreten in Verruf zu geraten. Auch Schönerers deutschnationaler Kontrahent, Karl Hermann Wolf, empfand einen solchen Namen als zu staatsfeindlich (vgl. Pulzer 1966: 171; Whiteside 1981: 190f; Wladika 2005: 456f, 625).

Im Deutschen Reich wurde Bismarck 1890 von Caprivi als Reichskanzler abgelöst, welcher sogleich das Bündnis mit Russland nicht erneuerte. Der *Helgolandvertrag* vom 17. Juni 1890 war für das „deutsche Herrenvolk“ als „unannehmbar“ empfunden worden. In diesem Tauschvertrag trat der deutsche Staat die als „neuer Anzug“ titulierten reichsdeutschen Kolonien in Ostafrika gegen einen „alten Hosenknopf“, nämlich Helgoland, an die englische Krone ab.

Bei Alfred Hugenberg (1865-1951) handelte es sich um den „eigentlichen Vater der alld deutschen Bewegung“ (Kruck 1954: 8) im Deutschen Reich, welcher sich in Ablehnung des Vertrages den fünf Jahre zuvor begründeten „Allgemeinen deutschen Verband zur Förderung überseeischer deutsch-nationaler Interessen“ mit seinen Gleichgesinnten, dem sogenannten „Hugenbergkreis“, einte. Als Resultat wurde am 9. April 1891 zunächst der „Allgemeine Deutsche Verein“ geschaffen, welcher sich am 1. Juli 1894 in „Alld deutscher Verband“ umbenannte (vgl. Kruck 1954: 8f; Wladika 2005: 345f).

42 siehe Abb. 103/134f/140

Zusammen mit dem etwa zeitgleich gegründeten Vereinigungen „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband“ und „Bund der Landwirte“ bildete er die reaktionäre „Rechte“,⁴³ welche die Opposition gegen Caprivi bildete. Der „Alldeutsche Verband“ machte es sich zur Hauptaufgabe, die „Deutschen im Ausland“ zu unterstützen und lieferte hierzu sozusagen Lobbyarbeit für den aggressiven deutschen Imperialismus. Er war stark kulturpolitisch geprägt und strebte über die „Ausbreitung des deutschen Geistes“ den „Bau einer Weltgesittung“ an. Das reichsdeutsche „Alldeutschtum“ verhielt sich im Gegensatz zum österreichischen regierungstreu, folgte dem „Bismarck’schen Kurs“ und unterließ es sich in innere Angelegenheiten der Monarchie einzumischen. Die Politik des „Eisernen Kanzlers“ verstanden die reichsdeutschen Alldeutschen dabei genauso wenig wie ihre politischen Gegner und auch ihre Namensbrüder in Österreich. Die Träger des „Alldeutschen Verbandes“ nannten sich größtenteils „Nationalliberale“, wobei sie aus heutiger Sicht aus dem äußerst konservativen Spektrum stammten. Zwar wuchsen auch im Deutschen Reich der Rassismus und Antisemitismus, doch hielt sich der Gesamtverband in der Öffentlichkeit zum Ärger einiger Mitglieder bei eindeutigen Stellungnahmen bezüglich der „Judenfrage“ zurück, lehnte „Arierparagraphen“ sowie die „schönerianische“ Theorie eines bewaffneten „nationalrevolutionären Aufstandes“ ab und schloss sich um die Jahrhundertwende auch keiner „Los von Rom“-Bewegung⁴⁴ an. Erst ab etwa 1907 verschärfte sich auch im reichsdeutschen „Alldeutschen Verband“ unter dem neuen Vorsitzenden Heinrich Claß (1868-1953) die antisemitische Gangart, nach welcher jegliche der eigenen Ausrichtung zuwiderlaufende politische Interessenvertretung mit dem Grad der „Verjudung“, wie beispielsweise in der „Linken“,⁴⁵ zusammenhängen würde. Im Kampf gegen die jetzigen Hauptgegner, die Sozialdemokratie, der Slawismus in der Habsburgermonarchie und auch die Zentrumsparterie als „schwarze Internationalisten“ nahm der „Alldeutsche Verband“ allerdings bereitwillig die dem Kolonialismus ohnehin wohlwollend gesinnten „Linksliberalen“ als „Bundesgenossen“ auf (vgl. Kruck 1954: 3-12; Pulzer 1966: 160f, 183ff; Whiteside 1981: 9ff). Um die Jahrhundertwende erreichte das „Alldeutschtum“ in Österreich seinen Höhepunkt.⁴⁶ Im wachsenden Nationalitätenkonflikt bangten die „Deutschen“ einerseits um ihre

43 Die reichsdeutsche „Rechte“ sollte dabei nicht mit der klerikalen österreichischen „Rechten“ verwechselt werden.

44 siehe Kap. 7.6

45 Die reichsdeutsche „Linke“ sollte nicht mit der österreichischen „Linken“ verwechselt werden, welche seit Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts eine tendenziös antisemitische Opposition zur klerikal-konservativen „Rechten“ der Adligen und Großgrundbesitzer bildete.

46 siehe Kap. 4.5.4.3

Vorherrschaft, andererseits fürchteten sie sich aber vor allem in Gebieten, wo sie die Minderheit darstellten, vor einer möglichen „slawischen Herrschaft“. Dadurch „verlief die Grenze zwischen Rechten und Linken in Österreich zunehmend ungenauer“ (Whiteside 1981: 41). Die drei politischen Lager: Sozialdemokraten, Katholiken bzw. Christlichsoziale und „Nationale“ in Kategorien von der „Linken“ über das „Zentrum“ bis „Rechte“ einzuteilen fällt äußerst schwer. Auch erhielten bis auf Schönerers „Alldutsche“, welche sich auch als die „äußerste Linke“ verstanden,⁴⁷ alle verschiedenen Ausrichtungen ihre Loyalität zur Habsburger Krone. Es handelte sich hierbei um ein brüchiges Wirrwarr aus Lagern ohne Fraktionszwang. Das katholische Lager umfasste dabei nicht nur den Konservatismus, sondern auch antiliberalen Sozialreformer im Sinne von Karl Freiherr von Vogelsang. Zudem gab es „christlichsoziale Demokraten“. Das „nationale Lager“ zeigte die größten Spaltungstendenzen. Jedenfalls sollte ein Blick auf die Bezeichnungen „Alte“ und „Junge“, „Groß“- und „Kleindeutsche“, „Großösterreicher“, „Deutschfreiheitliche“, „Deutschliberale“, „Alldutsche“, „Frei-Alldutsche“ und „Beton-Nationale“ genügen, um sich die Unterschiedlichkeit der „Ansichten hinsichtlich der nationalen Frage, der Staatsbürgerschaft, Demokratie, Privateigentum und der Freiheit“ (Whiteside 1981: 41) vorstellen zu können. Als einigendes Band konnten allenfalls, wie in der gesamten europäischen „Linken“, die Ideale der „bürgerlichen Revolution“ dienen, wobei gerade in Österreich der politische Aktionismus, dem „humanitären Geist der linken Lehre“ (Whiteside 1981: 41) geradezu zuwiderlief.

Die österreichische Bewegung zur Errichtung „Alldutschlands“ wollte im Gegensatz zum „Deutschnationalismus“, weit über die Grenzen der innenpolitischen Angelegenheiten der Habsburgermonarchie hinaus, Einfluss nehmen, so dass ihr ein noch aggressiverer, chauvinistischer Zug anhaftet wie ihn schon Arndt „übern Rhein“ hinaus in die Welt posaunt hatte. Die alldutsche Bewegung Österreichs wollte mit allen rechtsstaatlichen und gesellschaftlichen Regeln vollständig brechen wollte (vgl. Whiteside 1981: 11).

Nach ihrem Selbstverständnis waren diese Alldutschen Österreichs eine Art *Irredenta*, also eine „pol. Bewegung, die danach strebt, abgetrennte Gebiete mit einer nationalen Minderheit wieder mit dem Mutterland staatl. anzuschließen“ (FWL 1987: 324). Dabei ist es richtig, dass die deutschsprachige Bevölkerung eine Minderheit in der Habsburgermonarchie bildete und die alldutschen Deutschnationalen den Vielvölkerstaat zerschlagen wollten, doch erscheint die reelle Verbindung zum angeblichen „Vaterland“, dem Deutschen Reich und insbesondere

47 siehe Abb. 29

Preußen, bei den Deutschnationalen sowohl kulturell als auch historisch eher verschwommen. Auch ist die Vorstellung von Irredenta häufig mit einer unterprivilegierten rebellierenden Gruppe verbunden. Diese angebliche Entrechtung entsprang bei den Deutschnationalen wohl der Einbildung oder wurde gar bewusst propagandistisch eingesetzt. Die anderen „Nationen“ würden von der Dynastie gegenüber dem „Deutschen Michel“⁴⁸ in allen Belangen „überevorteilt“, während dieser seelenruhig schlief und endlich aufwachen solle.⁴⁹

Die Begrifflichkeit alldeutsch bzw. Alldeutschland wird dennoch größtenteils ohne Anführungsstriche auftauchen, da es sich hierbei um eine derart starke Ideologisierung auch auf individueller Ebene handelte, dass sich Leute wirklich als alldeutsch verstanden. Genauso wenig wird ja Nationalsozialist in Anführungsstriche gesetzt. Die Illusion eines „Alldeutschlands“ oder „Alldeutschtums“ habe ich im Gegensatz zu den diesbezüglichen Bestrebungen wie ein Schlagwort gekennzeichnet, wobei die bloße Möglichkeit der Errichtung eines solchen Konstrukts, aufgrund der heutigen Sichtweise einer Gleichwertigkeit verschiedener menschlicher Gruppen, welche zumeist sowieso keiner festgefügt biologischen oder kulturellen Abschottung unterliegen, von vorneherein als obsolet betrachtet werden muss.

4.2 Von den Anfängen organisierter Deutschtümelei und „gesamtdeutschem“ Nationalbewusstsein in Österreich

Selbst in Zisleithanien betrug der deutschsprachige Bevölkerungsanteil lediglich 40 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Städte, allen voran Wien, aber auch die Regionen außerhalb des „Landes diesseits der Leitha“, Budapest ausgeschlossen, behielten jedoch wie schon in den Jahrhunderten zuvor ihre „deutsche“ Prägung, welche sich in der bürgerlichen Kultur und in Universitäten (Prag, Lemberg) niederschlug. Die jeweiligen Landessprachen, welchen lediglich regionale Bedeutung beigemessen wurde, wurden nur als „Dialekte der Unterschichten“ angesehen. Diese Unterschichten strebten zwar nach Emanzipation und wirtschaftlichem Aufstieg, blieben jedoch zumeist in der Bauernschaft, dem Kleingewerbe und

48 Beim *Deutschen Michel* handelte es sich um eine karikative Gestalt, welche das „deutsche Wesen“ verkörpern sollte. Oftmals wurde er als biederer Hausmann mit Schlafmütze dargestellt. Dies änderte sich mit den revolutionären Bestrebungen von 1848/1849. Von nun an konnte der „Michel“ auch aufbrausend auftreten. Die Deutschnationalen bzw. Alldeutschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts zeichneten ihn gerne militant und bewaffnet im Kampf gegen ihre „welschen“ oder „jüdischen“ Feindbilder.

49 siehe Abb. 29f/32/113/134f/160/186

dem in die Städte wandernden Proletariat verhaftet. Lehrer und Pfarrer übten in den Landgemeinden ihre Reden in der Muttersprache des überwiegenden Teils ihrer Klientel aus, so dass die Konfliktebene „Deutsch gegen Nichtdeutsch“ zugleich auch die Konnotationen „Stadt gegen Land, reich gegen arm, Bürger gegen Proletarier, liberal gegen klerikal“ (Andics 1983: 22) beinhaltet. So bekamen in der Habsburgermonarchie „Kulturkampf“ und Nationalitätenstreit zugleich auch klassenkämpferische Tendenzen (vgl. Andics 1983: 21f).

Mit dem aufkommenden Nationalismus des 19. Jahrhunderts in Deutschland fingen auch in Wien besonders die Studenten an, sich für deutsche Dichter und Denker zu interessieren. Die akademische Bewegung formte 1848 in der Habsburgermonarchie die noch am meisten tragende Kraft der revolutionären Bestrebungen, so dass die Universität den Hauptherd der den Aufruhr entfachenden Märzereignisse bildete. Somit wurden die Studenten zur „Stoßtruppe“ der „linken Liberalen“, was sich besonders im Mai 1848 hinsichtlich der Errichtung eines gesetzgebenden Reichstages äußerte. In Verfassungsfragen nahmen sie nun ihr „nationaldeutsches“ Anliegen nach einem „gesamtdeutschen Einheitsstaat“ in Angriff. Hierbei schlugen sie sich also auf die Seite der „schwarz-rot-goldenen Demokraten“, welche den kaisertreuen „schwarz-gelben Liberalen“ gegenüberstanden (vgl. Fertl 1973: 5; Franz 1955: 91).

Im Jahr 1858 war die Gründung von Studentenvereinen legalisiert worden. Anlässlich des 100. Geburtstags von Friedrich Schiller (1759-1805), ein Jahr danach, wurden Feiern an allen Hochschulen Wiens veranstaltet. Ein groß angelegter Fackelzug zog vom Praterstern zu Stephansplatz, wo der „Akademische Gesangsverein“ das alte Studentenlied „Gaudeamus igitur“ anstimmte.

Der erste rein deutschsprachige Turnervereinigung wurde im Januar 1862 mit dem „Prager Männerturnverein“ ins Leben gerufen, welchem im darauffolgenden Monat die Begründung des tschechischen Pendantes unter dem Namen „Sokol“⁵⁰ folgte, welches im gleichen Jahr sein erstes Schauturnen veranstaltete. Neben Jindřich Fügner (1822-1865) war Miroslav Tyr (1832-1884) der Hauptorganisator des Vereines und wurde auch zu seinem ersten Obmann und Turnwart ernannt. Insbesondere zwischen den Jahren 1873 und 1880 wuchs die Anzahl solcher tschechischen Vereinigungen deutlich an, was auch in der Begründung von nicht-tschechischen slawischsprachigen „Sokol“-Vereinen in der Habsburgermonarchie

50 Die Bezeichnung *Sokol* bedeutet Falke; siehe Abb. 12.

überregionalen Widerhall fand. Selbst in Übersee, auf dem amerikanischen Kontinent, folgte man diesem Beispiel (vgl. Gasch 1920: 672f).

Auch französische, schweizerische und italienische Nationalisten schufen ähnliche Strukturen des Turnwesens mit jeweils eigener Turnkleidung (vgl. Gasch 1920: Tafel XLIII).

Die frühe deutschnationale Anhängerschaft setzte sich aus Studenten und daneben auch aus vielen Turnern zusammen. Bei einem Besuch des Jugendfestes in der thüringischen Stadt Gotha soll in einigen österreichischen Turnern die Vorstellung des „deutschen Turnens“ im Sinne von „Turnvater“ Jahn aufgekeimt sein, wobei auch bereits der Gedanke eines sich verfestigenden preußisch-österreichischen Dualismus aufgekommen wäre. Der „Erste Wiener Turnverein“ wurde im Jahr 1861 mit Julius Krickl (1829-1893) als Vorsitzenden gegründet, welcher als „Nestor des Deutschnationalismus“ oder „Schönerianer vor Schönerer“ in die Geschichte eingegangen ist (vgl. Fertl 1973: 5f; Fuchs 1978: 294; Masaidek 1898: 7; Wladika 2005: 33ff).

Das vorherrschende Ziel innerhalb dieser frühen völkischen Kreise war damals noch meist ein Deutschland unter österreichischer Vorherrschaft, also die „großösterreichische Lösung“, wobei schon 1860 die Burschenschaft *Silesia* für die „kleindeutsche Lösung“ eingetreten war und das „Streben nach Aufrechterhaltung des deutschen Elements in bedrohten Gebieten“ (Fertl 1973: 6) betont hatte.

Nach der Schlacht von Königgrätz (1866) setzte sich der kleindeutsche Gedanke mit der Gründung des *Norddeutschen Bundes* durch. Da Österreich aus dem *Deutschen Bund* ausgeschlossen worden war, entwickelten sich eine geistige Strömung sich Deutschland unter preußischer Vorherrschaft einzugliedern, wobei der Ausgang des preußisch-österreichischen Krieges begrüßt wurde. Die „kleindeutsche Lösung“ wurde also offen vertreten, außerdem trat im Jahr 1868 das Vereins- und Versammlungsrecht in Kraft, so dass die Gründung zahlreicher deutschnationaler Gesellschaften auch legislativ ermöglicht wurde (vgl. Fertl 1973: 6f).

Die Vertretung der deutschnationalen bzw. alldeutschen Vereine und Parteien, welche den politischen Antisemitismus forcierten, rekrutierte sich überwiegend aus Kaufleuten, Landwirten, Handwerkern, Beamten und Industriellen, aber auch Schriftstellern, Künstlern sowie Anwälten. Unter den Akademikern befanden sich besonders viele Lehrer. In Österreich war die Anbindung der Deutschnationalen an „die geistigen Berufe des Mittelstands“ (Pulzer 1966: 226) besonders groß, so dass sie den Beinamen „Professorenpartei“ bekamen (vgl. Pulzer 1966: 32, 226; Wladika 2005: 33, 292f, 453, 484f).

In mehreren Treffen im „Hotel zur Stadt Triest“ im 4. Bezirk wurden die verschiedenen Klubs nach dem Motto „Erweckung und Kräftigung des nationalen Geistes in der deutschen Bevölkerung Österreichs und die Forderung nach deutscher Gesinnung eines jeden Bewerbers um ein öffentliches Amt“ (Pichl nach Fertl 1973: 7) zu einer Art deutschnationalen Vereinigung zusammengefasst, obwohl dabei keine Partei begründet wurde. Der „Rache für Sadova“ und einer diesbezüglich zielgerichteten antipreußischen Bündnispolitik mit Frankreich wurde eine klare Absage erteilt und stattdessen eine Wiederangliederung der österreichischen, ehemals zum Deutschen Bund gehörenden Länderteile an Deutschland, dem „Land der Denker und Dichter“ (Fertl 1973: 7), gefordert. Die Fäden der frühen Deutschnationalen liefen nach wie vor bei Julius Krickl als geistigem Oberhaupt zusammen. Neben der Gesetzgebung, dem Unterrichtswesen und der Erziehung sollte auch die Wissenschaft dem „Deutschtum“ angeglichen werden. Dem Turnen wurde eine besondere Rolle bei der „allgemeinen Wehrhaftmachung des Volkes“ zugesprochen. Zunächst sollte sich Deutschland zwar ohne die als „deutsch“ angesehenen Gebiete Österreichs und ohne deren Einmischung vereinigen, um nach diesem vorigem „Erstarken“, sich die „deutschen Gebiete“⁵¹ der Habsburgermonarchie einzuverleiben und diese zu zerschlagen. Am 15. Februar 1868 gelangte ein Programm mit diesen Inhalten zum Druck (vgl. Fertl 1973: 7; Molisch 1926: 72f; Wladika 2005: 30).

Der deutschnationale Gedanke kristallisierte sich stärker mit dem nach dem Abkommen von 1867 entstandenen Loyalitätskonflikt bezüglich der eigenen politischen Stellung der Liberalen zum Nationalismus heraus. So entstand diese Vision in Abkehr zum verfassungstreuen deutschösterreichischen Liberalismus. Trotzdem sahen sich die beiden prinzipiell unversöhnlichen Gruppen zunächst als Teil einer „Verfassungspartei“ der „Linken“. In der vom habsburgischen Absolutismus und Klerikalismus geprägten „Rechten“ konnten gemeinsame Feinde dieser „Linken“ ausgemacht werden, welche sich aus den gleichen Leuten herausbildeten, welche die Forderung der Neuordnung des Staates vorantrieben. Dies hatte zur Folge, dass die „Linke“ von ständigen Auseinandersetzungen zwischen Nationalismus und Liberalismus geprägt blieb. Vielleicht wurde diese künftig brüchige Koalition aber auch nur möglich, weil auch die „deutschösterreichischen“ Liberalen die politische Vormachtstellung des „deutschen Stammes“ schützen wollten. Allerdings wollten sie dieses Hegemonialprinzip innerhalb der Habsburgermonarchie erhalten und strebten eine diesbezüglich für die „Deutschen“ günstige Wahlordnung an (vgl. Pulzer 1966: 123).

51 Dabei gab es innervölkische Differenzen, welche Regionen diesem Gebiet hinzuzuzählen wären.

Auch bei den Burschenschaften verstärkte sich die seit ca. 1860 vorhandene propreußische Ausrichtung. Auch die Deutschnationalen verstanden sich als „Hüter der Traditionen der bürgerlichen Revolution“ (Fuchs 1978: 175) von 1848.

Im Jahr 1867 erlangten die „Kleindeutschen“ eine Statutenänderung beim „Akademischen Leseverein“, welche ihn von nun an als eine „deutsche Vereinigung“ auswies. Dies hatte zur Folge, dass Juden und Österreichtreue als „Nicht-Deutsche“ bereits unerwünscht waren, ehe zwei Jahre darauf bereits ungarische oder slawischsprachige Mitglieder ausgeschlossen wurden. Der junge „Silesia“-Burschenschaftler Otto Steinwender (1847-1921) mischte dabei kräftig mit. Seine Korporation schloss sich dem „Akademischen Leseverein“ bezüglich der Ausgrenzung von „Nicht-Deutschen“ an und machte gemeinsam mit der „Teutonia“ Stimmung gegen den „großdeutschen“ Gedanken, nach welchem die „Gleichheit alle Völker“ Europas unter österreichischer Führung gesichert werden sollte.⁵² Anfang 1868 gründete sich der „Wiener Studentenklub“, welcher für das Konstrukt des „Nationalstaats“ wenig übrig hatte. Beim jungen Studenten Carl Lueger (1844-1910) handelte es sich um dessen prominentesten Vertreter, welcher gleich auf seiner Gründungsrede die „Preußenseuchlerei“ beklagte. Gegen Ende des gleichen Jahre veranstaltete der „Akademische Leseverein“ einen Kommers, bei welchem es bereits zu einer Saalschlacht zwischen „klein“- und „großdeutschen“ Studenten kam (vgl. Whiteside 1981: 49; Wladika 2005: 33).

Die Burschenschaft „Silesia“ verhinderte laut Schönerer-Biograph Eduard Pichl (1872-1955) während des Krieges von 1866 die Herausbildung eines antipreußischen „akademischen Freikorps“. Es gründeten sich zahlreiche aus dem Bürgertum und der Handwerkerschaft entstammende lose miteinander verbundene Gesellschaften, welche sich eine „deutsche Gesinnung“ auf ihre schwarz-rot-goldenen Fahnen schrieben, ehe sich im Jahr 1868, in welchem das Vereins- und Versammlungsgesetz seine Umsetzung fand, ein eindeutig propreußischer schwarz-weiß-roter Flügel herauslöste (vgl. Pichl 1912: 9ff).

Ein Jahr nachdem der österreichische „Deutsche Volksverein“ in Wien gegründet worden war, kam es 1868 in Graz zur Gründung einer ebenfalls auf „eine rücksichtslose deutsche Politik“ ausgerichteten Organisation, dem „Verein der Deutschnationalen“. Die Gründungsversammlung setzte sich aus alten Mitgliedern der Studentenverbindung „Orion“

52 Hierbei will ich zum besseren Verständnis noch einmal auf die begriffliche Verwirrung aus heutiger Sicht bezüglich der Ausdrücke „kleindeutsch“ und „großdeutsch“ hinweisen, wie dies im vorangegangenen Kapitel beschrieben wurde.

zusammen, unter ihnen der spätere Rechtslehrer Emil Stohal (1844-1914). Im Jahr 1870 kam es zur Veröffentlichung eines Programmes (vgl. Fuchs 1978: 175f; Wladika 2005: 36).

Etwa zeitgleich gelangte ein zweites aus dem Krickl- Umfeld zur Veröffentlichung, in welchem die Treuebekundung für Bismarcks „kleindeutsche“ Politik erneut betont wurde. So kam es zu einer Skizzierung des Umbaus von Zisleithanien, wobei Galizien und Dalmatien bei gleichzeitigem Ausschluss aus dem Reichsrat ein Sonderstatus zukam. Das Ziel war eine Schwächung des „slawischen Elements“ im Reichsrat und die Erlangung der Mehrheit gegenüber tschechischen Bestrebungen.

Bismarcks militärische und politische Triumphe von 1870/1871, welche in der Gründung des Deutschen Reiches mündeten, stießen eher auf Abneigung als auf Anerkennung bei der Mehrheit der österreichischen Staatsbürger. Möglich, dass hierbei eine Art Angst vor dem erstarkten großen Nachbarstaat eine Rolle gespielt hat (vgl. Fuchs 1978: 176).

Bei einer vom „Akademischen Leseverein“ für die militärischen Erfolge Preußens veranstalteten Siegesfeier kam es am 1. Dezember 1870 zur „Schlacht im Dianasaal“, bei welcher der junge Carl Lueger mit seinem demokratischen „Wiener Studentenklub“ mit antipreußischen Parolen provozierte und so für Tumulte sorgte, bei welchen er im Rahmen einer Massenschlägerei, die schwarz-weiß-rote Fahne des Norddeutschen Bundes herunterriss. Der Festkommers wurde ebenso aufgelöst wie kurze Zeit später die „Akademische Lesehalle“. Hierbei zeichnete sich bereits das Herausbrechen einer alldeutschen Fraktion ab, welche später die klassische parlamentarische Einteilung in „Links“ und Rechts“ durchbrach, die Rechtstaatlichkeit ablehnte, eine revolutionäre Zertrümmerung der Habsburgermonarchie zumindest in Erwägung zog und mit einem Konfrontationskurs den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich erlangen wollte (vgl. Whiteside 1981: 57; Wladika 2005: 40ff, 77f).

Dennoch boten sich der deutschnationalen Bewegung in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts genügend Gelegenheiten „für ein vereintes Deutschland einzutreten“ (Whiteside 1981: 58). Am 2. Dezember 1871 wurde nach der staatlichen Auflösung des Vereins „Akademische Lesehalle in Wien“ der stärker auf das „Deutschtum“ fokussierte „Leseverein der deutschen Studenten in Wien“ gegründet. Allerdings blieb der Hass nicht auf die Monarchie, Österreich und eventuell noch den Klerus beschränkt. So bewarfen beispielsweise im Jahr 1875 kleindeutsch ausgerichtete Studenten, „die Villa des portugiesischen Infanten Don Alfonso, der im Exil in Graz lebte, mit Steinen, da er einem rassisch minderwertigen Volk angehöre und so eine Herausforderung für eine deutsche Stadt darstelle“ (ebd.). Neben

„Romanen“ wurden auch bereits „Juden“ und „Slawen“ aus der imaginären „Abstammungsgemeinschaft“ ausgeschlossen. Insbesondere in burschenschaftlichem Aktionismus war bereits ein latenter Antislawismus zu spüren, so dass sich die Regierung über die Staatstreue der provinziellen Jugend berechtigte Sorgen machen musste (vgl. Whiteside 1981: 58f; Wladika 2005: 78).

Der deutschsprachige Adel sympathisierte in der Regel weder mit dem Liberalismus noch mit dem Radikalismus, sondern formierte sich unter der Führung von Karl Sigmund Graf von Hohenwart (1824-1899) mit italienischen und slowenischen Adligen sowie Gewerbetreibenden und Bauern zur sogenannten „Rechtspartei“. Das Unterrichtswesen sollte wieder unter kirchliche Obhut gestellt werden. Das Reich sollte föderalistisch bei gleichzeitiger Wahrung seiner Einheit reorganisiert werden. Dem Nationalismus wurde eine klare Absage erteilt, wenn auch den „Deutschen“ eine gewisse Hegemonialstellung zugesprochen wurde. Österreich war für diese Partei nicht mit einer einzelnen Nation zu identifizieren. Der deutschnationale Gedanke blieb dem deutschsprechenden Adel somit zumeist fremd, in den Autonomiebestrebungen der „Slawen“ wurde die Möglichkeit gesehen, die eigenen Machbefugnisse gegenüber der vom Liberalismus dominierten Wiener Zentralregierung auszuweiten (vgl. Whiteside 1981: 24f).

Aus diesen Gründen errichtete Hohenwart 1871 kurzfristig ein Ministerium, welches auf Wunsch des Kaisers die Monarchie mit den sogenannten Grundgesetzen auf föderalistische Beine stellen sollte. Für die zentralistisch ausgerichteten „Deutschen“ stellte eine solche Politik eine derartige Bedrohung dar, dass sich bereits beim „Grazer Parteitag“ eine Spaltung innerhalb der „Verfassungspartei“ abzeichnete. Die kleindeutschen „Jungradikalen“ forderten auf diesem Parteitag statt dem bestehenden Ausgleich mit Ungarn eine Erneuerung der Personalunion unter uneingeschränkter Herrschaft des „deutschen“ Zisleithaniens. Um die „Slawen“ numerisch im Reichsrat zu schwächen wurde eine Eingliederung von Dalmatien an das kroatische Gebiet und eine Sonderstellung Galiziens gefordert. Die Ausgrenzung dieser slawischsprachigen Gebiete hätte die tschechische Vertretung im Parlament vollständig an den Rand gedrängt.

In der „Deutschen Linken“ entstand ein interner Generationenkonflikt, bei welchem die „Jungen“ vor allem durch ihre beiden böhmischen Landtagsabgeordneten Alfred Knoll (1823-1893) und Karl Pickert (1835-1888) vehement das deutschnationale Element vertraten und damit dem Liberalismus der „Alten“, insbesondere dem des Politikers Eduard Herbst (1820-1892) und der „Neuen Freien Presse“ gegenüberstanden. Doch verlief die Auseinandersetzung

zunächst resultatlos. In den Studentenvereinen, dem besten Betätigungsfeld der Deutschnationalen, entstand eine Überlegenheit der völkisch-kleindeutschen Ausrichtung gegenüber der von der Regierung unterstützten liberalen, „deutschösterreichischen“, so dass sich erstere letztlich durchsetzte (vgl. Fuchs 1978: 176; Whiteside 1981: 25).

Zwischen 1871 bis 1879 regierte das deutschliberale Ministerium unter Fürst Adolph Auersperg (1821-1885), während die tschechischen Politiker dem Reichsrat fernblieben (vgl. Franz 1954: 138).

Durch den Börsenkrach von 1873 wurden diese Spaltungstendenzen verstärkt. So entstanden im Reichsrat im Jahr des wirtschaftlichen Zusammenbruchs aus der liberalen „Verfassungspartei“, der „Liberale Klub“ (auch die „Alten“ oder „Klub der Linken“ genannt), der „Fortschrittliche Klub“ (auch die „Jungen“ genannt), die „Wiener Demokraten“ unter der Führung von Ferdinand Kronawetter (1838-1913) und das aus „deutschen“ Großgrundbesitzern bestehende „linke Zentrum“. Der „Klub der Linken“ vertrat nach wie vor altliberale, auf Humanität und Rationalismus aufgebaute, „deutschösterreichische“ Positionen, wobei das „Deutschtum“ zu einer Art Universalbegriff wurde. Dagegen verbreiteten die „Jungradikalen“ in ihrem „Fortschrittsklub“, unter Ihnen Georg von Schönerer, eine auf „Volkszugehörigkeit“ basierende, gegen den josephinischen Zentralstaatsgedanken und andere Nationalitäten gerichtete, „deutschnationale Scharfmacherei“ (vgl. Pulzer 1966: 123; Whiteside 1981: 25; Wladika 2005: 28, 65, 73).

Aufgrund der Besatzung Bosniens 1878 kam es auch im parteipolitischen Lager Österreichs zu zwei kontroversen Haltungen bezüglich des Expansionsgedankens: Zum einen die „patriotische“ Version der Liberalen und Christlichsozialen, welche eine selbständige österreichische Expansionspolitik anpeilten und die Okkupation unterstützten; zum anderen die der Deutschnationalen, welche einen gemeinsamen Imperialismus mit dem Deutschen Reich anstrebten. Schönerer behauptete die patriotische Variante verzehre die „deutsche“ und hielt sie aufgrund des wirtschaftlichen Vorsprungs der anderen europäischen Großmächte sowie der „zersetzenden Kräfte“ innerhalb der Monarchie für illusorisch. Somit wäre ein Anteil an der Weltherrschaft „nur im Gefolge des deutschen Finanzkapitals möglich“ (Fuchs 1978: 170).

Es bestand die Hoffnung, das deutsche Bürgertum würde das englische ökonomisch bald überflügeln, militärisch niederwerfen und um einige Kolonien erleichtern. Mit dem Streben nach einem immer enger werdenden Verhältnis zum Deutschen Reich war der Wunsch

verbunden, dass dieses den „Deutschösterreichern“, seine „Vasallen“ zur Ausbeutung überlässt (vgl. Fuchs 1978: 171).

4.2.1 Die „letzten sieben Germanen“ – „Preußenseuchler“ und Antisemiten

In dieser Frühzeit aggressiver Nationalbewegungen in Österreich sind bereits antifranzösische und antijüdische Tendenzen mitunter kombiniert zu erkennen.

Die Burschenschaft „Silesia“ kann von Anfang an als „völkische Kampfgenossenschaft“ verstanden werden, da ihre Gründung auf die Empörung unter nationalen Vorzeichen „einer Gruppe von Studenten [zurückzuführen ist], die 1858 das Gymnasium in Troppau verlassen hatte, die Kunde geworden, daß die Polen im östlichen Schlesien die Angliederung des Herzogtums Teschen an Galizien planten“ (Bilger 1911: 3).

In Versammlungsprotokollen dieser Studentenverbindung aus den Jahren 1860/1861 wird sie bereits als ein Zusammenschluss verstanden, dessen Aufgabenbereich sich „aus der Tatsache [ergebe], „daß sie eine Verbindung der Deutschen aus Provinzen sei, in denen man danach strebe das germanische Element zu bedrohen. Das Deutschtum aufrechtzuerhalten, deutsch sein zu lernen, diese Gesinnung zu stärken und, wenn die Zeit käme, zu realisieren“ (Hartel nach Bilger 1911: 6).

Diese vom klassischen Philologen Wilhelm Hartel (1839-1907), welcher 1890/1891 Rektor der Universität Wien und von 1900-1905 Minister für Kultus und Unterricht war (vgl. [k.A.] 1958b: 192), formulierte Zielsetzung wurde als „erster Grundsatz“ etabliert, im Gegensatz zu „hochfliegenden Plänen“ als realistisch eingestuft und somit „die völkischen Bestrebungen der Silesia auf sicheren Boden gestellt“ (Hartel nach Bilger 1911: 6).

Bei anderen Burschenschaften wie „Allemannia“, „Arminia“, „Germania“ oder „Teutonia“, fällt der germanophile Ansatz schon in der Namensgebung auf; aus ihnen wurden später u.a. streng deutschnationale und „judenreine“ Studentenverbindungen (vgl. Wladika 2005: 225).

Julius Krickl war einer der ersten, welchen die Tätigkeiten des auf Versammlungen und Vorträge ausgerichteten „Deutschen Volksvereins“ nicht mehr ausreichten und „eine aktive Teilnahme am politischen Prozess forderte, was schließlich 1871 zur Auflösung des Vereines führte“ (Wladika 2005: 38). Daraufhin rief Krickl mit zunächst nur sechs Mitstreitern⁵³ eine

53 Franz Ertl, Carl Gagstatter, Hans Rint, Theodor Girhartz, Viktor Schwarz, und der Turner Franz Kaiser, dessen Bruder August später Abgeordneter der „Schönerianer“ wurde (vgl. Pichl 1912: 14; Wladika 2005: 38).

wöchentlich stattfindende Tischrunde „Die letzten sieben Germanen“ im „Café Walch“ ins Leben. Von den Stammtisch-Veranstaltungen wurden bereits „Juden, Franzosen und Philister“ grundsätzlich ausgeschlossen.

Aus Mitgliedern des ehemaligen „Deutschen Volksvereins“ und des „Ersten Wiener Turnvereins“ entstand neben den „letzten sieben Germanen“ eine weitere, von Julius Krickl initiierte Tafelrunde, welche sich am Kohlmarkt im Gasthaus „Lothringer“ traf. Dem auch „Lothringer Tafelrunde“ benannten Kreis gehörte neben dem Uhrmacher Josef Buschenhagen, dem schlesischen Abgeordneten Karl Türk (1840-1908), dem frühvölkischen Autor Aurelius Polzer (1848-1924), dem Turner Franz Xaver Kießling (1859-1940) und der Burschenschaftler der Verbindung „Olympia“, Satiriker und Journalist Franz Friedrich Masaidek (1840-1911) an, welcher im Jahr 1898 die erste Biographie über Schönerer verfassen sollte. Schönerer selbst wurde nach Angaben Kießlings erstmals um 1875, wohl aber eher drei später, wie Franz Ertl berichtete, auf die „Lothringer Tafelrunde“⁵⁴ eingeladen, nachdem er aufgrund seiner militanten Parlamentsreden weiter ins Blickfeld geraten war. Krickl erkannte in Schönerer offenbar den neuen „Führer“ der Bewegung und ordnete sich diesem deshalb freiwillig unter.

Solche „christlich-germanischen Tischgesellschaften“ betrieben passiven Widerstand in Form von einer „Abstinenzpolitik“, nach welcher die Partizipation an der staatlichen Politik verweigert wurde. Bei ihrem außerparlamentarischen Aktionismus dienten „Juden“, Katholiken, Liberale und österreichische Politiker als Angriffsfläche. Besonders bei den Burschenschaften fand ein solcher propreußischer Konfrontationskurs großen Anklang (vgl. Wladika 2005: 38f, 85, 151).

Der deutschvölkische Turner Franz Xaver Kießling gehörte zudem Anfang der Achtzigerjahre dem völkischen Stammtisch der studentisch-schlesischen Landsmannschaft „Oppavia“ an (vgl. Wladika 2005: 85, 150). Sein Bezug zur Altertumskunde, Schönerer und Much wird später noch bearbeitet.⁵⁵

54 Neben Krickl und Masaidek gehörten u.a. Heinrich Biziste, Mitglied des „Österreichischen Alpenvereins“ (vgl. ZÖAV 1865: 396), welcher auch auf einer Falttabelle in der von Edwin Müller herausgegebenen Schrift zum „Ersten Wiener Turnverein“ erscheint, Emil Haueis, Mitinitiator des 1858 begründeten „Akademischen Gesangsvereins“ (vgl. Bramer 2008: 28), Hans Hoffer (1823-1891), „Vorkämpfer des Schulturnens in Österreich“ (Gasch 1920: 286f), Franz Kaiser (1835-1904), Turnwart, Vorturner und Oberzeugwart (vgl. Gasch 1920: 322f) und Josef Klemm dem I. WTV (vgl. Müller 1886: 211) an.

55 siehe Kap. 4.5.3/7.6./7.7.2

4.2.2 Vom deutschliberalen Antislawismus über den durch die „Stremayrschen Sprachverordnungen“ eingeleiteten „Sprachenstreit“ zu den Schutzvereinen als „Bewahrer“ des „Volkstums“

*Auch die Bedientenvölker rütteln
am Bau den jeder totgeglaubt.
Die Tschechen und Polaken schütteln
ihr struppig Karyatidenhaupt.*

Diese Strophe stammt aus einem im Jahr 1861 vom eigentlich dem Fortschrittsgedanken zugewandten Lyriker und Dramatiker Friedrich Hebbel (1813-1863) verfassten Gedicht (vgl. Andics 1976: 304; Andics 1981: 106).

Bei Karyatiden handelt es sich im Gegensatz zum Atlanten um eine Frauengestalt, welche das Gebälk auf ihrem Kopf oder den emporgehobenen Armen trägt (vgl. FWL 1987: 352). Diese weibliche Figur wurde auf die slawischsprachigen „Bedientenvölker“ übertragen.

Von deutschvölkischer Seite wurde den anderen Volksgruppen „Minderwertigkeit“ unterstellt, womit ein kulturelles Sendungsbewusstsein im Sinne einer *Leitkultur* begründet wurde. Es sei seit Jahrhunderten die „Mission“ der „Deutschen“, diese „rückständigen Völker“ kulturell und technologisch „auf eine höhere Stufe“ anzuheben (vgl. Hamann 1996: 370).

Nach der Gründung des Deutschen Reiches hatten viele „Deutschliberale“ bereits erkannt, dass der deutschsprachige Teil der in der Habsburgermonarchie ansässigen Bevölkerung, eine Minderheit darstellte. Die Verwirklichung eines liberal-demokratischen Fortschritts wurde eher im Rahmen des mächtigen Nachbarstaates für möglich gehalten als im „Vielvölkerstaat des Donauraums mit seinen zahlreichen unterentwickelten Nationalitäten“ (Andics 1981: 106), welche in den Augen vieler „Deutschliberaler“ nun gar anfangen die „Deutschösterreicher“ zu „überstimmen“.

Tschechisch wurde in Wien überwiegend von eingewanderten Dienst- und Kindermädchen, Köchinnen, Musikern, Schneidern, Schustern und Industriearbeitern gesprochen, welche oft nur saisonal im Baugewerbe oder für die Ziegeleien arbeiteten, so dass die Ausdrücke „Ziegelböhm“ oder „Maltaweib“ (Mörtelmischerin) geläufig wurden (vgl. Hamann 1996: 442).

Dabei handelte es sich um eine weitverbreitete Klischeevorstellungen, welche eher einem elitären Deutschliberalismus als dem Deutschnationalismus entstammen und auch gesellschaftlich-berufliche Barrieren für bestimmte Volksgruppen widerspiegeln.

Gegenüber diesen „dienenden Karyatidenvölkern“, welche hauptsächlich aus Dienstboten bestünden, verstanden sich insbesondere die deutschsprachigen Wiener als „Edelvolk“ (vgl. Hamann 1996: 148f, 442).

Im Jahr 1879 wurde Eduard Taaffe (1833-1895) von Kaiser Franz Joseph als Ministerialpräsident eingesetzt und begründete in dessen Auftrag ein Ministerium, welches nicht nur Zugeständnisse an den „slawischen Konservatismus“ machte, sondern sich gar größtenteils auf den polnischen und tschechischen Großgrundadel stützte. Erst durch diese neuangelegte innenpolitische Orientierung und die ein Jahr darauffolgende außenpolitische Annäherung der Monarchie an Deutschland sind die Deutschnationalen zu einer gesamtgesellschaftlich beachtenswerten Kraft herangewachsen. Taaffe stützte seine bis 1893 andauernde Regierungszeit auf den sogenannten „Eisernen Ring“, ein Bündnis aus Klerikalen, Deutschkonservativen und „Slawen“, welchem sich eine Opposition aus Deutschnationalen und Deutschliberalen, Antisemiten und Antiliberalen und ein paar wenigen Demokraten als die „Linke“ gegenüberstellte. Der in dieser „Linken“ vertretene, auf das „Deutschtum“ ausgelegte Nationalismus versuchte mit politischen und sozialen Reformen sich die Unterstützung der „Schwachen“ zu sichern, um den die deutschsprachige Minderheit einkreisenden, auf Transnationalität ausgelegten „Eisernen Ring“ zu durchbrechen. Dabei strebte vor allem Schönerer innerhalb dieser „Deutschen Linken“ in Anlehnung an Bismarck eine „soziale Reform auf nationaler Grundlage“ an (vgl. Andics 1983: 219; Andics 1984: 7; Fuchs 1978: 177, Pulzer 1966: 116, 129, 146; Wladika 2005: 90).

Taaffe dagegen versuchte die Liberalen zu einer kaisertreuen, überparteilichen Politik sowie zu Zugeständnissen an den feudalen Grundbesitz zu bewegen, also deren staatsbejahenden Flügel zu stärken. Mit einer solchen auf Interessenausgleich abzielenden innenpolitischen Ausrichtung erreichte er eine tiefgreifende Spaltung zwischen regierungstreuen und den feudalen Großgrundbesitz ablehnenden, demokratisch gesinnten Liberalen, was zu deren politischer Schwächung führte. Gleichzeitig wollten die nationaldemokratischen „Jungtschechen“ im Gegensatz zur freiwilligen parlamentarischen Abstinenz der „Alttschechen“ am politischen Leben teilhaben und zogen in das Parlament ein, was die „Deutschen“ dazu veranlasste sich ihrerseits nationalpolitisch zu organisieren (vgl. Hantsch 1962: 413-416).

Da Taaffes Politik, ganz im Sinne des Kaisers, auf „Versöhnung der Gegensätze“ ausgerichtet war, wollte er sowohl der Forderungen des Programms der Tschechen von 1879 gerecht werden, welches die Stellung des Tschechischen als gleichberechtigte Amtssprache stärken sollte, als auch der ablehnenden Haltung der deutschsprachigen Reichrats- und Landtagsabgeordneten gerecht werden. Am 19. April 1880 wurden von Taaffe und Karl von Stremayr (1823-1904) zwei für Böhmen und Mähren geltende Sprachverordnungen erlassen, welche einerseits die Zweisprachigkeit der Beamten zur Grundvoraussetzung für deren Berufsausübung machte, so dass viele deutschsprachige Beamte durch meist der deutschen Sprache mächtige Tschechen aus dem Bildungsbürgertum ersetzt wurden. Andererseits wurde jedoch dem Deutschen seine Stellung als innere Amtssprache, also als Sprache des gerichtlichen und landesfürstlich-behördlichen Schriftverkehrs nach wie vor zugesichert. Ideologisch dürfte bei den Deutschliberalen und frühen Deutschnationalen jedoch die Anerkennung des „böhmischen Staatsrechts“ Anstoß gefunden haben, welches gleichzeitig die „Geschlossenheit“ des „deutschen Sprachgebiets“ in Abrede stellte und das Deutsche lediglich als „landesübliche Sprache“ einstufte (vgl. Hantsch 1962: 417f).

Zahlreiche deutschtümlerische oder offen deutschnationale „Schutzvereine“ wurden anfangs der Achtzigerjahre zur Wahrung der „deutschen Kultur“ und des „deutschen Besitztums“ gegenüber anderen Sprachgruppen gegründet. Besonders die diversen Sprachenverordnungen waren den Deutschnationalen hierbei ein Dorn im Auge. Sie wurden als Begünstigung „slawischer Eindringlinge“ in „deutschen Siedlungsgebieten“ bewertet. In den „Stremayrschen Sprachverordnungen“ kündigte sich bereits am 20. April 1880 eine mögliche zweisprachige Verwaltung in der Monarchie an, wobei vor allem in Böhmen und Mähren die „Deutschösterreicher“ den Verlust ihrer Vorrechte fürchteten. Auch die „Vereinigte Deutsche Linke“ lehnte jegliche Gesetzesänderung zugunsten einer sprachlichen Gleichberechtigung zwischen dem Deutschen und dem Tschechischen ab. In der Folge kam es zu ersten handfesten Auseinandersetzungen, wie beispielsweise im Nahe von Prag gelegenen Kuchelbad⁵⁶ im Jahre 1881, welchen bereits Ausprägungen eines „modernen Rassenstreites“ mit all seiner Demagogie anhafteten und dadurch die Aushandlung eines „Böhmischen Ausgleichs“ unmöglich machten. Der deutschliberale Politiker Ladislaus Gundacker Graf Wurmbrand-Stuppach (1838-1901)⁵⁷ reichte im Auftrag der „Verfassungspartei“ im Jahr 1884 einen von

56 Kuchelbad heißt auf Tschechisch Chuchle, wobei es sich um den heute eingemeindeten Prager Stadtbezirk Velká Chuchle handelt; zu den Auseinandersetzungen siehe Abb. 7.

57 Graf Wurmbrand war auch in der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ tätig und wirkte im Autorenkollektiv des „Kronprinzenwerks“ mit; siehe Kap. 7.2.1/S. 354f.

Anfang an zum Scheitern verurteilten Antrag zur „Sicherung der deutschen Staatssprache“ ein, wie auch zwei bzw. drei Jahre nach ihm Franz Freiherr Scharschmid von Adlertreu (1800-1887) und Eduard Herbst. In absehbarer Zeit konnte jedoch kein Mittel gefunden werden, den Ängsten des deutschsprachigen Bürgertums Abhilfe zu verschaffen. So fand die Konservierung „kultureller Werte“, insbesondere die Sprache des „deutschen Volkstums“ auch außerhalb der von den Verordnungen betroffenen Gebiete in der ganzen Monarchie Betonung. Dem Staat wurde dabei das Vertrauen entzogen, anstatt auf dem parlamentarischen Weg diese Forderungen durchzusetzen, wurde eine auf „Selbsthilfe“ angelegte „aktive Schutzvereinspolitik“ angestrebt. Die bereits bestehenden „nationalen Vereine“ reichten auch aufgrund ihres Spezialisierungsgrades auf ein bestimmtes Betätigungsfeld für diese Aufgabe bei weitem nicht aus, so dass die Organisation spezifischer Strukturen für den „Deutschtumsschutz“ in Angriff genommen wurde (vgl. Hantsch 1962: 418; Molisch 1926: 128, 189; Whiteside 1981: 28; Winkler 1974: 149f, Wladika 2005: 96ff).

Am 13.5.1880 wurde von 30 Mitgliedern des „Deutschen Klubs“ der *Deutsche Schulverein* begründet, welcher partei- und regionsübergreifend wirken sollte und sich in Verbindung mit dem Schutzvereinsgedanken zum Ziel gesetzt hatte, die deutsche Sprache als Unterrichtssprache an den Volksschulen durchzusetzen (vgl. Fuchs 1978: 193; Winkler 1974: 152, 158).

Im gleichen Jahr gründeten tschechische Nationalisten unter dem Namen *Ústřední Matice školská* („Zentrale Mutterschule“) ihren ersten überregionalen Schulverein, nachdem sie schon 1872 den *Tschechischen Schulverein für Wien und Niederösterreich* gegründet hatten. Die Forderungen im Jahr 1880 gingen jedoch wesentlich weiter als zuvor. Zwar wurde wie auch vom „Deutschen Schulverein“ der „defensive“ Charakter der eigenen Tätigkeit in den Vordergrund gedrängt, tatsächlich sollte jedoch der „nationale Besitz“ auch dort zur Geltung gelangen, wo das jeweils „eigene Volk“ lediglich eine Minderheit darstellte. Zudem gründete die tschechische Nationalbewegung die Schutzvereine *Národní jednota severočeská* („Nationaler Bund Nordtschechiens“, 1883 für Nordböhmen) 1883 und *Národní jednota pošumavská* („Nationaler Böhmerwaldbund“, 1884 für Südböhmen) begründet (vgl. Streitmann 1984: 198-205).

Slowenische Nationalisten schufen 1884 unter dem Namen *Družba svetega Cirila i Metoda* („Verein der heiligen Cyrill und Methodius“, beides „Slawenapostel“) ihren eigenen katholischen Schulverein, wobei die Kroaten ihre eigene Sektion gründeten. Der kroatische „Cyrill- und Methodusverein“ sollte sowohl „Italiener“ als auch „Deutsche“ abwehren. Im

Jahr 1899 gründeten die Slowenen zudem den Schutzverein *Naša straža* („Unsere Wache“) (vgl. Streitmann 1984: 206-210).

Italienische Nationalisten taten es ihnen gleich und riefen 1885 den Verein *Società scolastica Pro Patria*, („Schulverein für das Vaterland“) welcher nach seiner Auflösung 1889 unter dem Namen *Lega Nazionale* („Nationale Liga“) 1891 wiederbegründet wurde (vgl. Streitmann 1984: 210-215).

Die Polen organisierten sich seit 1891 im überregionalen Schulverein *Macierze szkolnej* („Mutterschule“), nachdem schon im Jahr 1885 der Schulverein *Macierze szkolna Księstwa Cieszyńskiego* („Mutterschule des Teschener Fürstentums“) für Oberschlesien entstanden war. Der aus Galizien stammende Schulverein *Towarzystwo szkoły ludowej* („Gesellschaft für Volksschulen“) führte im 2., 3. und 18. Bezirk Wiens 2-klassige Volksschulen (vgl. Streitmann 1984: 205f).

Neben dem „Deutschen Schulverein“ wurden zahlreiche andere „Schutzvereine“ geründet, welche mehr oder weniger militant für die Wahrung des „Deutschtums“ bzw. Zurückdrängung des nicht-deutschsprachigen „Feindes“ eintraten. Eine chronologische Auflistung dieser Vereine findet sich vor einigen diesbezüglichen Abbildungen im Anhang.⁵⁸

Mitte des 19. Jahrhunderts blieb der Begriff *Sprachgrenze* noch auf die Sprachwissenschaften und die Völkerkunde beschränkt, ehe er mit den beginnenden nationalisierenden Auseinandersetzungen seit den Achtzigerjahren vermehrt im politischen Bereich Anwendung fand. Neben deutschvölkischen Hegemonialansprüchen kam dabei auch der Wunsch nach einer Verteidigung des „eigenen“ Territoriums zu Ausdruck. Um dieses Gebiet zu definieren und nationale Vorrechte zu untermauern wurden statistische Hilfsmittel wie Karten, Volksbefragungen und Steuerleistungen nach „ethnischen“ Kriterien durchgeführt, wobei der deutschliberale Gedanke einer „Leitkultur“ im völkischen Sinne seine Weiterbildung fand und so zu einem mächtigen Propagandamittel wurde. Pieter M. Judson hat diesen Vorgang eindrucksvoll beschrieben und betont, dass man eigentlich in diesen Erhebungen von „potentiellen Deutschen“ bzw. „Tschechen“ oder „Slowenen“ reden müsste, da es sich lediglich um Umgangssprachen handelte, welche starken Veränderungen unterworfen waren und damit nicht wirklich entschieden spezifische Gruppen identifiziert werden konnten. Besonders die langwierigen Kämpfe um die Schulsprache und sicher auch die Auswüchse der

58 siehe Anhang 12.2 (S. 720)/ab 12.5 (S. 725)

„Sprachenstreits“ um die Jahrhundertwende führten zu einer größeren räumlichen Trennung und Konzentrierung von Sprachgruppen, welche zur Nationalisierung der ursprünglich eher sprachlich und kulturell heterogenen Gesellschaftsformationen führte. Im Gegensatz zur „Judenfrage“ waren sich die deutschvölkischen „Schutzvereine“ in der territorialen Zielsetzung ihres Antislawismus einig und unterschieden sich in diesem lediglich in Detailfragen oder der Militanz zur Umsetzung dieser Bestrebungen. So wurde aus Mythos gesellschaftliche Wirklichkeit als z.B. der antisemitische Verein „Südmark“ im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in St. Egydi in der südlichen Steiermark eine „Modellkolonie“ errichtete (vgl. Judson 2001: 85-93).

4.3 Der in der Habsburgermonarchie salonfähige Antisemitismus

Bereits gängige antijüdischen Klischeevorstellungen hinsichtlich des „Judenliberalismus“ wie die Kontrolle des Finanzkapitals oder der „öffentlichen Meinung“ durch Spekulantentum, Korruption und Realitätsverfälschungen in der Pressewelt fanden mit dem Börsenkrach und dem Misserfolg der Weltausstellung 1873 ihre Verstärkung. Andere Bereiche wurden an traditionelle antijüdische Stereotype angelehnt oder anhand von neukonstruierten Verknüpfungen geschaffen. Trotz der auf „Assimilierung“ abzielenden „Emanzipation“ weiter Teile des wirtschaftlich frisch aufstrebenden, jüdisch verwurzelten Bürgertums, bestanden zahlreiche gesetzliche und gesellschaftliche Barrieren bei der Wahl des Berufes fort. Deshalb wurden Bereiche besetzt, welche eben zugänglich waren und durch Berufe wie Mediziner, Jurist, Journalist oder gar Professor an der Universität, welche mit gesellschaftlichem Aufstieg in Verbindung gebracht wurden, welcher in naher Zukunft ermöglicht werden sollte, was zu neuen vorurteilbehafteten Stigmatisierungen bestimmter Berufe als typisch „jüdisch“ oder „verjudet“ führte. Daneben standen die gängigen Klischees als Bankiers, Geldwechsler und Händler, welche durch die aktuellen Ereignisse ebenfalls aufgeladen wurden. Viele polnische und ungarische Adelige lehnten die Betätigung als Händler oder Geldverleiher ab und überließen diese Sparte den „Juden“ (vgl. Johnston 1992: 39-43, Vöclka 1986: 56f).

Ein gängiges Vorurteil gegen „Juden“ in der Habsburgermonarchie war deren angebliche Kontrolle der öffentlichen Meinung, da Journalisten mit jüdischen Wurzeln in der Wiener Presselandschaft häufig waren. Ein früher Beleg findet sich am 29. Februar 1868 in der

Zeitschrift „Neue Geißel, Zeitschrift für Politik, Humor und Satyre“ im Anhang (vgl. Vögelka 1986: 82).⁵⁹

Richtungsweisend für die antisemitische Bewegung im deutschsprachigen Raum wurde das von August Rohling (1839-1931) im Jahr 1871 herausgegebene Buch *Der Talmud-Jude. Zur Beherzigung für Juden und Christen aller Stände*⁶⁰, welches die „Juden“ ausschließlich als Betrüger und Ausbeuter der nichtchristlichen Bevölkerung darstellte. Der ursprünglich aus Deutschland stammende Rohling unterrichtete seit 1879 Hebräisch an der Katholisch-Theologischen Fakultät der deutschen Universität in Prag, so dass seine Schrift auch zunehmend in der Habsburgermonarchie an Einfluss gewann (vgl. Mosse 2006: 172; Wladika 2005: 123f).

Laut Peter G. J. Pulzer sind für das Verständnis des Antisemitismus die Einschränkungen der sozialen Mobilität unter Beibehaltung der vorkapitalistischen Klasseneinteilung von Bedeutung. Keine einzige der antisemitischen Bewegungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam deswegen ohne sozialreformerische Programmpunkte zur Stärkung des Handwerks und der Bauernschaft aus (vgl. Pulzer 1966: 30).

Das Kaiserhaus hatte Investitionen für den Ausbau der Ringstraße und die Weltausstellung mit Anleihen der jüdisch verwurzelten Bankiersfamilie Rothschild getätigt. Nach dem darauffolgenden von Wien ausgehenden Zusammenbruch des Aktienmarktes sahen konservative Kräfte nicht nur in der Habsburgermonarchie, sondern auch im frisch gegründeten Deutschen Reich, die Zeit für einen antiliberalen Feldzug gekommen. Dabei wurden die paranoiden Visionen, welche die ökonomische Ausbeutung auf allen Ebenen der zahlenmäßig geringen jüdischen Bevölkerung zuschreiben, an das alte Klischee der „fremden Abstammung“ gekoppelt. Als Musterbeispiel kann hierfür eine Artikelserie des reichsdeutschen Journalist Otto Glagau (1834-1892) in der volkstümlichen Zeitschrift „Die Gartenlaube“ aus dem Jahr 1874 dienen. Dabei verknüpfte Glagau die soziale Frage mit der „jüdischen Frage“, wobei die „Judenschaft“, dieser „fremde Stamm“, das „deutsche Volk“ unterjochte und sein „Mark“ aussauge (vgl. Poliakov 1988: 30f; Volkov 1990: 39).

Bei Theodor Billroth (1829-1894), einem berühmten Chirurg, handelte es sich ebenso wie bei Carl Rokitansky um einen Vertreter des „therapeutischen Nihilismus“, welcher der

⁵⁹ siehe Abb. 18

⁶⁰ Eigentlich handelt es sich nur um eine modifizierte Abschrift des Buches *Entdecktes Judenthum* von Anton Eisenmenger (1654-1704), welches nach dessen Tod im Jahr 1711 erschienen ist.

Behandlung und Heilung von Kranken keinerlei Bedeutung zumisst. Lediglich auf die Richtigkeit der Diagnose komme es an. Außerdem war Billroth Mitbegründer der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“. In seinem 1875 erschienen Buch *Über Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten der Deutschen Nation nebst allgemeinen Bemerkungen über Universitäten* vertrat er eine scharfe antisemitische Hetze. Darin schloss er auch deutschsprachige Juden als „Angehörige einer besonderen Nation mit scharf ausgeprägten Merkmalen“ (vgl. Fuchs 1978: 177; Pusman 1991: 36) aus der „nationalen Gemeinschaft“ aus. Aufgrund von „Unterschieden“ in Charakter und Intelligenz wäre der „Jude“ ein „Streber mit einem Strohkopf“, ein vorgegebener Umstand, welcher auf eine „Kluft zwischen rein deutschem Blut und rein jüdischem Blut“ (Billroth nach Pusman 1991: 36) hinweise. Heutzutage täte sich dieser Spalt noch tiefer auf als er einst vom „Teutonen“ gegenüber dem „Phönizier“⁶¹ empfunden wurde. Folglich hielt er die „Assimilation“ des „Judentums“ für ausgeschlossen. Selbst beim Erlernen oder gar besserer Beherrschung der deutschen Sprache als manche „Germanen“ von „reinstem Wasser“ würden sie eben „Juden“ bleiben. Sie seien des Märtyrertums unfähig und dieser Mangel hätte seinen Ursprung in der „Verdrängung des Juden Jesu im eigenen Bewußtsein“ (Heer nach Pusman 1991: 36). Außerdem forderte er ein Verbot jüdischer Studenten für die Zulassung zum Medizinstudium. Dies hatte scharfe Proteste der liberalen Wiener Presse und von Teilen der Studenten gegen Billroth zur Folge. In den Gegenkundgebungen seitens der deutschnationalen, antisemitischen Studentenschaft wurde Studenten mit jüdischen Wurzeln die „Ehre“ und „Satisfaktionsfähigkeit“ im Duell in Abrede gestellt. Billroth versuchte später seine getätigten Aussagen zu korrigieren und wurde gar Mitglied im „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“, doch hat u.a. bereits er in der Öffentlichkeit den Gedanken gesät, welcher aus der „Judenfrage“, eine Frage des „Blutes“ machte (vgl. Fuchs 1978: 177; Hamann 1996: 472f; Pusman 1991: 35f, Pulzer 1966: 202f).

Da der Zugang zu einem traditionellen Handwerkerberuf „Juden“ sowohl im Deutschen Reich als auch gar verstärkt im zisleithanischen Österreich nach wie vor vorindustriellen Beschränkungen unterworfen war, hatte in dieser Sparte die „Assimilation“ nur wenig greifen können, was zu einer Konzentration der Handwerker mit jüdischen Wurzeln vor allem in den

61 Bei dem Begriff „Phönizier“ handelt es sich um ein *Exonym* (Fremdbezeichnung; siehe Fußnote 153/S. 160), da von ihnen keine schriftlichen Überlieferungen vorhanden sind. Deswegen sind sie, zumindest in der Kultur- und Sozialanthropologie in Anführungsstriche zu setzen, was auf den kolonialen Hintergründen der Fachgeschichte beruht.

Berufen Bäcker, Schneider, Schuster und Metzger zur Folge hatte (vgl. Pulzer 1966: 30; Volkov 1990: 37-53).

Es handelte sich um Berufszweige, welche im jüdischen Leben über Tradition verfügten, da sie auch in früherer Zeit in den Ghettos ständig gebraucht worden waren.⁶²

Diese antisemitische Ausrichtung schlug besonders beim die jüdische Konkurrenz fürchtenden Kleinbürgertum der Provinzstädte an; die Deutschtümelei bei den Bauern und Kleinbürgern in sprachlich gemischten Gebieten, welche in der Südsteiermark und Südkärnten den Übergang zu slawisch- bzw. in Südtirol zu den romanisch-sprachigen Landstrichen darstellten (vgl. Fuchs 1978: 171f, 179).

Seit dem Jahr 1878 sind erste in Richtung Antisemitismus weisende Äußerungen von Georg von Schönerer im Parlament belegt (vgl. Pulzer 1966: 124f; Wladika 2005: 80, 82).⁶³

In der Folge richteten sich seine Angriffe auch gegen die bezahlte „Juden- und Regierungspresse“, ehe er während seiner Wahlsprache des Jahres 1879 unter Punkt 5 „Verstaatlichung der Eisenbahnen“ davon sprach, „den bisher bevorzugt gewesenen Interessen des beweglichen Kapitals – und der bisher semitischen Herrschaft des Geldes und der Phrase – die Interessen des Grundbesitzes und der produktiven Hände in Hinkunft mit Entschiedenheit entgegenzustellen und zu fördern“ (Schönerer zit. n. Pichl in: Pulzer 1966: 125).

Nach den von ihrer bürgerlichen Weltanschauung getragenen Aufständen von 1848 hatten die Liberalen das Proletariat und Kleingewerbe vom politischen Leben ausgeschlossen. Der einst liberale und mit der Zeit zunehmend feudalklerikale Ministerpräsident Taaffe hatte das Kurienwahlrecht zwar schon auf die Einkommensgrenze von zehn Gulden heruntergesetzt, doch blieben die politisch Unterprivilegierten auch damit rechtlos. Gerade bei den Handwerkern und Kleingewerbetreibenden fiel deshalb die antisemitische Politik unter liberalem Deckmantel auf einen fruchtbaren Nährboden, da gleichzeitig angegeben wurde, die Einkommensgrenze auf fünf Gulden herabsetzen zu wollen (vgl. Franz 1955: 44, 73; Wladika 2005: 127).

Als zu Beginn der Achtzigerjahre die in ihrer Heimat nach der Ermordung des Zaren verfolgten „galizischen Juden“ einwandernden, wurden auch in der Metropole Wien innerhalb kurzer Zeit bestehende antijüdische Vorbehalte zu einem allumfassenden

62 Dieser Sachverhalt wird im *Jüdischen Museum Wien* am Judenplatz im 1. Bezirk anschaulich dargestellt.

63 siehe Kap. 4.5 (S. 86)/6.1.1 (S. 282)

Rassenantisemitismus ausgebaut. Dabei wurden den „Juden“ gesellschaftlich wenig prestigeträchtige Berufe wie Altwarenhändler, Trödler oder Bauchladenverkäufer zugeordnet. Besonders das Verständnis des „galizischen Juden“ als „Lumpenproletarier“ siedelte diesen ganz unten im gesellschaftlichen Gefüge an. Gleichzeitig wurde zumindest manchen von ihnen jedoch unterstellt innerhalb von kürzester Zeit mit Hilfe von unlauteren Mitteln zu immensem Reichtum zu gelangen (vgl. Pulzer 1966: 23).⁶⁴

In Zisleithanien stand aufgrund des Kulturkampfes und des Nationalitätenkonflikts sowieso die Frage langwierig zur Debatte, welcher Anteil der jeweiligen religiösen oder nationalen Gruppe am schulischen Verwaltungsapparat zukomme. Eine weitere Komponente war, dass Kronprinz Rudolf von aus jüdischen Familien stammenden Lehrern unterrichtet wurde (vgl. Andics 1976: 129f, 164f, 237).

Dadurch ließ sich das von der alldeutsch-deutschnationalen Seite verhasste Habsburger Kaiserhaus nicht nur über die Geldgeschäfte mit Bankiers wie beispielsweise den Rothschilds in die Nähe des Judentums rücken. Bei den „Juden“ handle es sich um sogenannte „Günstlinge“ oder „Hofschrannen“⁶⁵, welche sich im kaiserlichen Haus einschleichen, um dort das Heft in die Hand zu nehmen und das „deutsche Volkstum“ zugrunde zu richten.⁶⁶

Auf den „Gesetzesnationalismus“ der *Savigny-Schule* ist bereits eingegangen worden.⁶⁷ Dieser fand auch in der österreichischen Gedankenwelt Einzug. Im August des Jahres 1881 erklärte die niederösterreichische Bauernzeitung „Mittelstraße“ die „Herren Schriftgelehrten, deutschen Judenschreiber, Bürger und Bauernschimpfer“ (Pulzer 1966: 62) zu „Feinden des Naturrechts“, welche jederzeit im „Kampf ums Dasein“ der „Landbevölkerung“, den „Naturvölkern“, unterliegen müssten, so wie auch einst „die robusten Deutschen die feinen verweichlichten Römer aus den Angeln gehoben [... und] die Steppenvölker die zivilisierten, aber verdorbenen Völker besiegt haben“ (Pulzer 1966: 62) als der sichere Sieger über die „freien Weltverderber“ aus den städtischen Zentren hervorgehen würde (vgl. Pulzer 1966: 61f, 285).

Im darauffolgenden Monat wurde in der gleichen Zeitung die Verfassung von 1867 als Machwerk der Kapitalisten und der „Juden“ angeprangert, denn nur diese würden nach einer

64 siehe Abb. 74/137

65 Bei „Hofschranze“ handelt es sich um ein veraltetes Wort für Heuchler; siehe Abb. 75f.

66 Hierbei handelt es sich um einen interpretativen Ansatz meinerseits.

67 siehe Kap. 3.2/S. 41f

Konstitution schreien wie sie damals aktuell war. Im Jahr 1883 behauptete die antisemitische „Schmeitzners Internationale Monatszeitschrift“, dass in Wahrheit die Verfassung keineswegs die „nationale Arbeit“ schütze, sondern stattdessen diese durch die „verjudete Demokratie“ protegierte „internationale Geldmacherzunft“ unterstütze (vgl. Pulzer 1966: 42).

Es hat bereits Erwähnung gefunden, dass jüdische Gruppierungen in ihrer jahrhundertelangen Diaspora vermehrt auf eine vielfältige Ausbildung ihres Nachwuchses Wert gelegt hatten.⁶⁸ Dies gilt besonders für die zu Wohlstand gelangenden jüdischen Familien, deren Kinder häufig mehrsprachig unterrichtet waren und welche im Zuge der Judenemanzipation in Berufszweige drängten, welche ein hohes gesellschaftliches Ansehen genossen und häufig wie im Falle von Ärzten, Juristen oder Hofangestellten mit höheren Einkünften in Verbindung standen.

William M. Johnston hat diesen Bezug mit einem „intellektuellen Übergewicht der Juden“ ausgedrückt, welches sich auch in deren kulturellen Ausdrucksformen in der Kunst der Wiener Moderne, vor allem in der Musik und Literatur äußerte und vor welchem es den Alldeutschen gemäß ihrer nationalen Überzeugungen als „Entartung“ grausen musste. Auf der anderen Seite scheint ein gewisser Neid auf die oftmals vielfältig ausgebildeten „jüdischen Konkurrenten“ spürbar. Ersatz wurde in einem Germanenkult gefunden, welcher in Reichsrats- und Wahlkampfreden in Hasstiraden gegen den „zersetzenden Einfluss“ der „vaterlandslosen Judenliberalen“ zum Ausdruck kommt. Aber auch die antisemitischen Reden von Lueger stehen in der Wortwahl im Gefolge der Ausdrucksweise von Rohlings „Talmud-Jude“ aus dem Jahr 1871 und übertreffen damit an Schärfe sicherlich so manche rassenantisemitische Aussage, doch umging es Lueger eben das Wort „Rasse“ zu benutzen (vgl. Andics 1988: 15, 21; Fuchs 1978: 60; Johnston 1992: 39-42).

Der Antisemitismus konnte auch in den anderen nationalistischen Bewegungen der k.u.k. Monarchie, um sich greifen, da die „Juden“ als Träger einer „rivalisierenden Kultur“ verstanden wurden (Pulzer 1966: 117). Besonders in Böhmen und Mähren wurde er eher aufgrund der Tätigkeit zahlreicher Menschen mit jüdischen Wurzeln im „Deutschen Schulverein“ mit dem „Deutschtum“ in Verbindung gebracht als mit „rassischen Komponenten“. Diese nationalisierte Form des tschechischen Antisemitismus führte zu Ängsten der jüdischen Bevölkerung sich zu assimilieren. Aufgrund ihres Bildungsstandes, beruflicher Struktur und ihres Bedürfnisses nach politischem Schutz machte es dieser leichter, sich mit den privilegierten „historischen“ Nationalitäten Ungarns, Russlands und Polens zu

⁶⁸ siehe Kap. 3.1.2/S. 33

verbinden als mit den bäuerlich geprägten „>nichthistorischen< Nationalitäten – etwa den Tschechen, Slowaken, Ukrainern, Litauern. In Galizien und Ungarn machten sie [die Juden] sich deshalb von dem Stigma frei, Deutsche zu sein, obwohl ihnen das wiederum nicht viel bei den Völkern half, die die Polen und Magyaren ihrerseits bedrückten“ (Pulzer 1966: 117). Besonders das Anwachsen des rassistisch argumentierenden Antisemitismus bei den deutschsprachigen Nationalisten, gerade gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch im „Deutschen Schulverein“, trieb jedoch viele Juden aus der herabgewürdigten Gruppe dazu, in das Lager zu den anderen nichtdeutschen nationalistischen Bewegungen zu wechseln und dort zu versuchen, sich einzugliedern. Während der Zeit des eskalierenden „Sprachenstreits“ von 1897-1899 wurden die „Juden“ durch den Schulterschluss der Liberalen mit den Alldeutschen politisch „heimatlos“. Die Christlichsozialen biederten sich mit der Betonung des „deutschen Volkstums“ dem deutschnationalen Kurs an und gingen ihrerseits mit der Behauptung von einer unter Mithilfe einiger Klerikaler entfachten, „jüdischliberal-schönerianischen Machenschaften“ bei der Wählerschaft hausieren. Die „Schönerianer“ bezeichneten ihrerseits die Christlichsozialen als Ausgangspunkt „a-nationaler verjudeter Klerisei“ (vgl. Fuchs 1978: 193; Pulzer 1966: 116-120, Whiteside 1981: 158; Wladika 2005: 345, 347).

4.4 Georg Ritter von Schönerer (1842-1921) und die frühen Entwicklungsstadien seines alldeutschen Deutschnationalismus

Georg Ritter von Schönerer wurde 1842 unter dem Namen Georg Heinrich Schönerer als Sohn des Ingenieurs Mathias Schönerer (1807-1881), einem der Eisenbahnpioniere in Europa schlechthin und der Fabrikantentochter Marie Schönerer in Wien geboren. Seinem Vater wurde anlässlich der Fertigstellung der „Kaiserin Elisabeth-Westbahn“ der „Orden der Eisernen Krone 3. Klasse“ verliehen und er wurde Ende 1860 in den Ritterstand erhoben.

Ursprünglich stammte die Familie Schönerer aus dem Handwerker- und Kleinbauernmilieu. Die Erhebung in den gesellschaftlich wenig angesehenen Neuadel wurde auch an seinen Sohn übertragen, so dass dieser von nun an Georg Ritter von Schönerer hieß. Eine höhere Schulbildung blieb dem Sprössling verwehrt, doch besuchte er die Handelsschule in Dresden und landwirtschaftliche Schulen. Als jedoch seine Leistungen zu wünschen übrig ließen, arbeitete Georg freiwillig auf den Gütern des Erzherzogs Albrecht Friedrich Rudolf von Österreich (1817-1895), welcher zu dem Herzog von Teschen war, im mährischen Groß-

Seelowitz, wo er die Einquartierung der preußischen Armee erlebte, deren Disziplin er zu bewundern begann. Sein Vater kam durch seine Tätigkeit zu ansehnlichem Wohlstand und kaufte eine sechsstöckiges Wohnhaus in Wiens 1. Bezirk und 1868 das Landgut Rosenau samt Schloss im niederösterreichischen Waldviertel, dessen Verwaltung dem Sohn bald übertragen wurde.

Im niederösterreichischen Waldviertel schulte er seinen Blick für lokale wirtschaftliche Probleme, vor allem in der Landwirtschaft und wurde 1873 in den Reichsrat gewählt. Noch war Schönerer politisch von demokratisch-liberalem Gedankengut durchdrungen, schloss sich dem „Fortschrittsklub“ an und vertrat als Mitglied des Reichsrats die deutschliberale Richtung. 1873 schloss er sich der „Deutschen Fortschrittspartei“ an und vertrat als Mitglied des Reichsrats noch die deutschliberale Richtung. Seine Anfangszeit ist neben der Forderung für Steuererleichterungen für die Land- und Forstwirtschaft von einem massiven Eintreten für die Wiedereinführung einer österreich-ungarische Personalunion geprägt. Neben Schönerers durchaus realpolitischen Anliegen, hatte sich anscheinend fernab von urbanen Zentren, befangen in seinem landwirtschaftlichen Lebenshorizont, eine konservativ-rückwärtsgewandte Prägung herausgebildet (vgl. Andics 1983: 134; Fuchs 1978: 178; Pulzer 1966: 124; Valentin 1970: 1f; Whiteside 1981: 61-65; Wladika 2005: 67-70).

Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit als Reichsratsabgeordneter wetterte Schönerer gegen die Auswüchse des Manchester-Liberalismus bzw. Laissez-faire-Kapitalismus, bezog seine Kritik an der Regierung jedoch überwiegend auf die praktischen Seiten des Finanzwesens, wies aber auch auf die sozio-ökonomischen Probleme der ländlichen Bevölkerung speziell in der Landwirtschaft hin. Den Staat sah er in „altmodisch-liberaler“ Tradition, als Feind der Freiheit und lehnte Haushaltsbewilligungen für das Heer, die Verwaltung, die kaiserliche Zivilliste⁶⁹ und somit den josephinischen Staat an sich ab (vgl. Whiteside 1981: 65-68).

Seit 1875 fing er im Parlament an gegen alles und jeden zu nörgeln und zu kritisieren, wo auch immer es ging und warf seinen Gegnern bei der Betonung der eigenen „Ehrlichkeit“ stetig Korruption vor. So stieß er nicht nur bei den k.k. Ministerien und der klerikal-konservativen Opposition des „Eisernen Ringes“, der „Rechten“, sondern auch in den eigenen Reihen der „Linken“ inklusive seiner „Fortschrittlichen“ auf Ablehnung. Diese scheint jedoch nicht so allumfassend gewesen sein, da er 1877, um die Rücknahme seines Rücktritts aus dem Reichsrat von mehreren Abgeordneten auch aus dem liberalen Spektrum gebeten wurde und

69 Bei der *Zivilliste* handelt es sich um den Betrag den das Königshaus aus der Staatskasse erhält.

sich ein Jahr darauf erfolgreich zur Wiederwahl stellte. Von nun an nahm die Polemik in seinen Reden gegen die Kirche, das Kaiserhaus, die Armee und auch den Liberalismus enorm zu. Er forderte Gesetze, welche die Verwaltung abbauen und die Kirche vom Staat trennen sollten. Die Eisenbahn sollte verstaatlicht, die Willkür von Verwaltung, Pressezensur und Polizeiapparat beschränkt und Privilegien in der Gesellschaft abgebaut werden und stattdessen das allgemeine Wahlrecht, eine Verkürzung der Legislaturperioden, die Position der kleinen Gutsbesitzer und die Rechte der Arbeiter gestärkt werden (vgl. Whiteside 1981: 68ff; Wladika 2005: 78f).

Auch kommen schon im Jahr 1876 vor dem Budgetausschuss, Anschlussgedanken an das Deutsche Reich zur Sprache. Im gleichen Jahr wurde Schönerer unter Mithilfe der in der Burschenschaft „Braune Arminia Wien“ tätigen Victor Adler (1852-1918) und Engelbert Pernerstorfer (1850-1918),⁷⁰ zum „auswärtigen Mitglied“ des „Lesevereins der deutschen Studenten Wiens“ gewählt und fand so Unterstützung von Studentenverbindungen. Im Leseverein war gerade ein „Funktionskonflikt“ ausgebrochen, bei welchem es um die Frage nach der künftigen Ausrichtung ging und vor allem inwieweit man die „studentische Verfasstheit“ aufgeben und sich von universitären zu allgemeinen politischen Themen hinwenden sollte. Trotz der Betonung der Priorität studentischer Belange wurde ein „Sektionswesen mit sozialen Funktionen“ aufgenommen, der auch „Redeklub zur Pflege des nationalen Geistes und Erhaltung des deutschen Charakters unserer Universitäten“ beiwohnte, so dass die politische Ausrichtung dominierte. In seinen frühen Jahren trat Schönerer vor allem für eine Personalunion mit Ungarn ein, sprach vom „Staatsruin“ und fasste bereits eine „Wiedervereinigung“ mit Deutschland ins Auge. Trotz einer gewissen Anteilnahme von liberalen Spitzenvertretern zog sich eine solche Parteiprogrammatik geradezu provokant nicht nur die Feindschaft der sich nicht als „deutsch“ auffassenden Nationalitäten, sondern auch der liberalen Regierung zu (vgl. Wladika 2005: 78f).

Als „radikaler Demokrat“ lehnte Schönerer den Imperialismus der Habsburger grundsätzlich ab und stimmte wie die Mehrheit der Mitglieder der „Verfassungspartei“ gegen die Budgetbewilligung für die militärische Besetzung Bosniens und der Herzegowina. Dennoch spaltete diese Debatte die „Verfassungspartei“ in solchen Maßen, dass sich die letzte deutschliberale Regierung gezwungen sah, abzudanken, wodurch sich die proslawische

70 Sowohl Adler als auch Pernerstorfer traten später zur Sozialdemokratie über.

Taafe-Regierung an deren Stelle setzen konnte (vgl. Fuchs 1978: 184; Hamann 1996: 340; Whiteside 1981: 70; Wladika 2005: 82f).

Dabei kam es innerhalb der Monarchie zur Idealisierung und Popularisierung des preußischen Militarismus und Staatsgebildes, welches angeblich „Recht und Sitte, Ordnung und Wohlstand garantierte“ (Fuchs 1978: 174). Bismarck und das Haus Hohenzollern, dem „allen Deutschen“ vorstehenden, einzig „wahren Herrscher Geschlecht“, wurden so trotz wirksamer Gegenpropaganda auch noch durch Wilhelm II. (1859-1941) nach dessen Thronfolge 1888 zu Sympathieträgern erkoren (vgl. Hamann 1996: 340f; Fuchs 1978: 174).

Bereits in einer Gegenrede zum Budgetausschussbericht für 1877 vom 5. Dezember 1876 legte Schönerer neben der Personalunion mit Ungarn seine Zielsetzung auf eine „Wiedervereinigung“ der „Deutschösterreicher“ mit Deutschland fest. Am 7. November 1877 verursachte er durch eine Rede im Abgeordnetenhaus einen handfesten Skandal als er in Ablehnung der Großmachtambitionen Österreichs betonte, dass die „Österreicher“ gerne einen Blick „ins stammverwandte Deutsche Reich“ werfen sollten, was den „österreichischen Patrioten“ übel aufstieß. Am 18. Dezember des darauffolgenden Jahres äußerte er an gleichem Ort und Stelle entschieden den Wunsch zum Deutschen Reich zu gehören, was abermals für Aufruhr sorgte (vgl. Pulzer 1966: 125, 289; Whiteside 1981: 70, 286; Wladika 2005: 79).

Am 7. März 1878 erklärte Schönerer sein erstes politisches Grundsatzprogramm, welches er anlässlich der Generaldebatte, die zur Klärung des Staatsvoranschlags und des Finanzgesetzes veranstaltet wurde, dem Parlament vortrug. Darin forderte er aufgrund der finanziellen Lage des Staates eine vollständige Reform der Steuergesetzgebung, eine Entbürokratisierung des Staatsapparates, die Personalunion mit Ungarn und eine enge Bündnispolitik mit dem durch „Stammesverwandtschaft“ nahestehenden Deutschen Reich (vgl. Wladika 2005: 81).

Am 18. Dezember des gleichen Jahres tätigt er im Reichsrat den Ausruf:

„Wenn wir nur schon zum deutschen Reich gehören würden“ (Schönerer nach Pulzer 1966: 125, 289).

Als Schönerer die „Liberale Partei“ nicht von seinem konservativ-deutschnationalen Gedankengut überzeugen konnte, vollzog er im Jahr 1879 seinen Austritt aus dieser, um im Reichsrat eine aus ihm und dem Landwirt Heinrich Fürnkranz (1828-1896), „Schönerers Sancho Panza“, bestehende „Zwei-Mann-Fraktion“ ins Leben zu rufen, welche auch bereits „Deutsche Volkspartei“ bezeichnet wurde. Entschieden betonte Schönerer auf seiner

Wahlansprache in diesem Jahr neben der Befürwortung des allgemeinen, direkten Wahlrechts, des Anschlussgedankens und der Erhaltung „freier Schulen“ seine Gegnerschaft zur „semitischen Korruption“ (vgl. Fuchs 1978: 179, Pulzer 1966: 125; Wladika 2005: 95).

Der „patriotische“ Flügel erstreckte sich bis in die Reihen der Deutschnationalen, welche gemeinsam mit den Direktiven des Berliner Außenamtes den österreichischen Staatsgedanken befürworteten. Die Liberalen legten bei nationalen Bekundungen trotz ihrer Verwurzelung im „deutschen“ Nationalgedanken eine gewisse Zurückhaltung an den Tag und lehnten bis zum „Aufkommen der Schönerianer“ nach 1880, ihre Wortwahl der Phraseologie der 1848er-Aufstände an.

Als Grund ist das liberale Hauptaugenmerk auf die juristische und wirtschaftliche Fundierung ihrer innerstaatlichen Hegemonie zu nennen, bei welcher der Patriotismus zum Habsburger Staat gewahrt werden und deshalb der Nationalgedanke im „Vielvölkerstaat“ stark begrenzt bleiben sollte. Bei Schönerer und seinen Gesinnungsgenossen handelte es sich um erfolgreiche Propagandisten, deren Agitation jedoch größtenteils zunächst vom Apparat der „Verfassungspartei“ aufgesogen wurde. Laut Albert Fuchs wendeten sich jedoch die Kapitalisten, welche zuvor noch durch den Liberalismus vertreten worden waren, nun zunehmend den Hintermännern des Deutschnationalismus zu. Schönerer gewann durch seine in Parlaments- und „Volksreden“ veräußerte Propaganda ungeheuer an Popularität (vgl. Fuchs 1978: 171-173, 179).

4.5 Die Entwicklung des deutschnationalen Antisemitismus

Vor 1875 wurde von deutschnationaler Seite der Antisemitismus, über die Forderung nach der „kleindeutschen Lösung“ häufig mit dem propreußischen Franzosenhass verknüpft. Das „jüdische Kapital“, die dem Judentum entstammende Schriftsteller und angeblich „verjudete“ liberale Politiker hätten heimlich, in „landesverräterischer“ Weise mit dem „Erbfeind“ gemeinsame Sache gemacht.⁷¹

In Billroths zu Bekanntheit gelangenden Äußerungen von 1875 fehlte nur noch die Betonung des Begriffes „Rasse“ als Werkzeug des Antisemitismus. In der Betonung besonderer

71 siehe Kap. 3.1.2 (S. 34)/3.2 (S. 40)/4.2.1 (S. 68f)/4.3 (S. 75f)

unabänderlicher Merkmale als Ausdrucksform des „Blutes“ war dennoch der Rassenantisemitismus bereits ideell ausgeprägt.⁷²

Der von 1877 bis 1881 bestehende „Kremser Fechtclub“ legte Wert auf „Judenreinheit“, was auch in seinen Statuten verankert wurde. Die Mittelschulverbindung „Teutonia“ aus Krems übte zusammen mit den Kremser Fechtern einen starken Einfluss auf die gleichnamige Wiener Burschenschaft aus, wobei die führenden Persönlichkeiten der „Teutonen“ sowohl in Wien als auch in Krems Betätigung fanden. Besonders das Kremser Gymnasium kann als zentraler Hort eines „vielschichtigen Antisemitismus“ gesehen werden. Eine Vielzahl der treuesten „Schönerianer“, allen voran Schönerers späterer Leibwächter und Schwiegervater von Matthäus Muchs Sohn Rudolf Much Carl Gagstatter,⁷³ legten hier ihre Matura ab (vgl. Wladika 2005: 36, 53).

Georg von Schönerer tätigte seine ersten antijüdischen Bemerkungen bereits im Jahr 1878, wobei diese noch eher einer wirtschaftlichen als einer „rassischen“ Argumentation unterlagen und sich gegen die angeblich von der „Judenpresse“ und dem „jüdischen Liberalismus“ korrumpierte Regierung und den „schädlichen“ Auswirkungen des „jüdischen Finanzkapitals“ auf den Bauernstand und die Handwerkerschaft richteten. Im gleichen Jahr löste sich im Reichsrat die liberale Regierung auf, worauf sich nach der Wahl Carl Lueger mit zahlreichen anderen radikal gesinnten Gemeindevertretern zur Gruppe „Vereinigte Linke“ zusammenschloss, welche beim Versuch die Gemeindepolitik zu reformieren in den kommenden Jahren versagen sollte. Lueger suchte daraufhin „ausgedehntere Tätigkeitsgebiete“ und richtete seinen Fokus auf das politische Potential der Handwerker (vgl. Pulzer 1966: 116, 124f, 137f).⁷⁴

In dem im darauffolgenden Jahr gegründeten „Österreichische Reformverein“ bündelte sich „ein Durcheinander aus Deutschnationalismus, allgemeinem Wahlrecht, Antikapitalismus, Antiliberalismus und Antisemitismus“ (Whiteside 1981: 80). Die Sprengkraft des wachsenden „Klassenkampfes“ wurde von diesem Verein mit der „abstrakten Botschaft des Nationalismus“ abgemildert. Dabei treten nicht nur die Deutschnationalen wie beispielsweise Georg Schönerer oder Ernst Vergani in antisemitischer Hinsicht auf, sondern auch die Anhänger von Vogelsangs christlichsozialer Reformlehre wie beispielsweise Carl Lueger, oder der Mechaniker Ernst

72 siehe Kap. 4.3/S. 76f

73 Rudolf Much war zwischen 1893 und 1903 mit Gagstatters Tochter Agnes verheiratet; siehe Kap. 4.6/S. 146.

74 siehe Abb. 79ff

Schneider (1845-1913), welche sich gegen Ende der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts in den „Vereinigten Christen“ zusammenschlossen. Dieser Vereinigung schloss sich auch der aus dem deutschnationalen Spektrum stammende Anwalt und Antisemit Robert Pattai an, welcher ein Bindeglied vom Rassenantisemiten Schönerer zum antisemitischen Handwerker katholischer Prägung, Ernst Schneider, darstellen sollte. Sogar für Menschenrechte plädierende Politiker wie der Demokrat Kronawetter, welcher kurze Zeit später, das womöglich bis in die Siebziger zurückreichende Schlagwort „Sozialismus des blöden Mannes“ als Bezeichnung für den Antisemitismus prägte, konnten sich in diesem „Reformverein“ wiederfinden. Selbst jüdisch verwurzelte Politiker wie Victor Adler, Heinrich Friedjung (1851-1920), welcher Mitglied in der Burschenschaft „Concordia-Prag“ war oder der bei den Unruhen von 1848 als „Radikaler“ aufgefallene Adolf Fischhof (1816-1893) verfielen dabei antijüdischen Standpunkten, welche das „Judentum“ mit dem Finanzwesen und dem Journalismus identifizierten. Der Kapitalismus wurde als ein „jüdisches System“ dargestellt, welches „die Wohlfahrt eines souveränen Volkes zerstöre“ (Whiteside 1981: 81) und somit Maßnahmen zum „Schutz“ der „nationalen Arbeit“ erfordere. Hierzu sollten zahlreiche liberale Wirtschaftsbestimmungen aufgehoben und an die mittelalterlichen Beschränkungen erinnernde Gesetze erlassen werden. Vor der Gründung des Reformvereines hatten „die drei Hauptströme des Antisemitismus – Antikapitalismus der Handwerker, Katholische Soziallehre und integraler Deutschnationalismus –“ (ebd.) weitgehend unabhängig voneinander eine Saat gestreut aus welcher dann in den Achtzigern ein „rassisch“ argumentierender Antisemitismus zementiert wurde. Dieser stellte ein Gemengsel aus autoritären und demokratischen, reaktionären und fortschrittlichen Elementen dar und stieß sowohl bei den Konservativen als auch bei den Liberalen auf Ablehnung (vgl. Boyer 2010: 43ff; Fuchs 1978: 60; Pulzer 1966: 140f; Whiteside 1981: 80f, 85, 288; Wladika 2005: 79).

Ebenfalls seit 1878 machte sich der Antisemitismus auch im studentischen Korporationswesen breit. Die burschenschaftliche Verbindung „Libertas“ verwehrte in Wien jüdischen Studenten und auch getauften „Juden“ die Aufnahme, wobei ihnen die Möglichkeit abgesprochen wurde, „Deutsche“ zu sein. Im Jahr 1879 wurde der erste von Beginn an „judenreine“ Verein „Philia“ gegründet, welcher sich später in die Verbindung „Thuringia“ umwandelte.⁷⁵ Zwei Jahre später war es wiederum die „Libertas“, welche es ihren Mitgliedern untersagte Duellforderungen von „Juden“ anzunehmen. Außerdem erschien Schönerer im Jahr

⁷⁵ Über die „Thuringia“ lässt sich eine direkte Verbindung zum „Düringbund“ und Rudolf Much herstellen; siehe Kap. 7.4/S. 375.

1880 auf dem Stiftungsfest des studentischen Vereins „Oppavia“, worauf eine enge Kooperation in politischen und nationalen Fragen unter besonderer Berücksichtigung der „Judenfrage“ in Angriff genommen wurde. Folge dieser Zusammenarbeit war am 2. Januar 1882 die Einführung eines „Arierparagraphen“, nach welchem auch getaufte „Juden“ und „Mischlinge“ der Zutritt zu den „Schönerianern“ bzw. deren Sammelpunkt, dem „Deutschen Klub“, ⁷⁶ verwehrt wurde. Von nun an fanden solche Ausgrenzungsparagraphen vermehrt Eingang in burschenschaftlichen Verbindungen. Der „Arierparagraph“ bekam bald den Namen „völkischer Grundsatz“ (vgl. Pulzer 1966: 202; Pusman 2008: 49; Wladika 2005: 102f).

Bis ins Jahr 1890 hatten laut Peter G. J. Pulzer alle Burschenschaften einen antisemitischen Kurs eingeschlagen, wobei diese Entwicklung an den mährischen und böhmischen Hochschulen langsamer voranschritt, da die zumeist deutschsprachigen „Juden“ oftmals als Verbündete in den Auseinandersetzungen mit dem tschechischen Bevölkerungsanteil angesehen wurden (vgl. Pulzer 1966: 202f).

Der im Entstehen begriffene zunehmend „rassisch“ argumentierende Antisemitismus der Achtzigerjahre hatte nicht nur seine Wurzeln aus Preußen ⁷⁷ erhalten, sondern fand gerade im inhomogenen Vielvölkerstaat der Habsburger einen besonderen Nährboden.

Wirkte der Antisemitismus in Deutschland eher als einigendes Band des neubegründeten Deutschen Reiches auf Kosten einer relativ kleinen „jüdischen“ Minderheit, wurde er im „Vielvölkerstaat“ der Habsburgermonarchie gerade bei der deutschsprachigen Bevölkerung in Österreich zu einem Instrument des antiliberalen Nationalismus.

Im Schönerer-Manifest von 1881, in welchem er die Gründung der „Deutschen Volkspartei“ befürwortete, verband Schönerer nicht nur konstitutionelle mit sozialen Reformen, sondern auch mit einem offen dargelegten Antislawismus und einem unterschwelligen Antisemitismus:

„Wir wollen das Gefühl der Zusammengehörigkeit des deutschen Stammes in Österreich nicht allein im Ringen mit dem Slawentum, sondern auch im Kampfe gegen die Ausbeutung der edelsten Volkskräfte zum Vorteil weniger ... zum lebendigen Ausdrucke bringen“ (Schönerer nach Pichl in Pulzer 1966: 127, 290).

⁷⁶ Beim „Deutschen Klub“ handelt es sich um die Nachfolgeorganisation des zuvor aufgelösten „Lesevereins der deutschen Studenten Wien“.

⁷⁷ siehe Kap. 3.2

Im gleichen Jahr saßen Schönerer, Lueger und Kronawetter wegen ihrer Unterstützung der Arbeiterbewegung drei Tage im Gefängnis, wobei sich Schönerer als „Mann des Volkes“ verstand (vgl. Whiteside 1981: 74f).

Seit Anfang 1882 bestand die Option einer Art Asylrecht für russische Juden, die in ihrem Herkunftsland nach der Ermordung des Zaren Alexander II. durch die „Sozialrevolutionäre“ Verfolgungen ausgesetzt waren. Der russische Innenminister Wjatscheslaw (Wenzel) Konstantinowitsch von Plehwe (1846–1904) setzte es sich zum Ziel von innenpolitischen auf eine Revolution hindeutenden Ereignissen abzulenken, um stattdessen die möglicherweise bevorstehende Umwälzung „im Blut der Juden“ zu „ertränken“. Auf einen Antrag der Liberalen bei der Regierung wurde diesen jüdischen Flüchtlingen in der Gemeinde Wien eine kleine finanzielle Unterstützung gewährleistet. Von den „Schönerianern“ gesammelte Unterschriftenlisten richteten sich in Form einer Petition sowohl gegen die Niederlassung als auch den Durchzug von Juden, indem diesen vorgeworfen wurde, dass sie durch ihren angeblich „asozialen Charakter“ selbst die Schuld an den Pogromen in Russland tragen würden (vgl. Fuchs 1978: 178f; Geiss 1988: 185).⁷⁸

Die „Deutschradikalen“ erkannten das politische Potential der „deutschen Arbeiterschaft“ (Bauern, Handwerker, kleine Kaufleute, Arbeiter). Der antisemitische „Österreichische Reformverein“ wurde am 11. Februar 1882 ins Leben gerufen. Er lehnte sich teilweise an reichsdeutsche antisemitische Programme an, neben einigen Kaufleutenvereinigungen spielte die „Gesellschaft zum Schutz des Handwerks“ ein bedeutendes konstitutives Element und auch kleinere Fabrikbesitzer, Juristen⁷⁹ und Lehrer wohnten der Gründungsveranstaltung im auf dem Petersplatz gelegenen „Hotel Wandl“ bei (vgl. Whiteside 1981: 80; Wladika 2005: 124ff).

Schönerer erklärte 1882 seinen Austritt aus der liberalen „Verfassungspartei“, welche er nunmehr mit der „Vereinigten Linken“ identifizierte, aus. In seiner an die „Verfassungspartei“ gerichteten Abschiedsrede vom 28. Februar 1882 betonte er die fehlende „Opferbereitschaft“ gegenüber dem habsburgischen Staatsgedanken bei den „Schönerianern“, welche stattdessen an ihrer „nationalen Eigenart“ festhalten würden. Im gleichen Atemzug wetterte er gegen die „Rechte“, welche damals die Mehrheit darstellte und „blindlings und willig der Heerfolge der nationalitätslosen Klerikalen“ (Schönerer nach Wladika 2005: 146) Folge leiste. Das

⁷⁸ siehe Abb. 137

⁷⁹ Matthäus Much trat sowohl als Besitzer einer Kleinfabrik als auch als gelernter Jurist in Erscheinung.

„deutsche Volk“ müsse sich in Österreich „emanzipieren“ und sein „Deutschtum“ gegenüber „zehrenden Schmarotzern“ in Form von „Börsenliberalen“ und der „Parteiherrschaft“ wahren, welche das „Volk“, um die „Früchte seiner Arbeit“ betrüge.

Im Juni 1882 traten die meisten radikal deutschnational gesinnten Mitglieder auch aus dem „Reformverein“ aus und begründeten ihrerseits am 2. Juli des gleichen Jahres den „Deutschnationalen Verein“. Es sollte eine propagandistisch, hinsichtlich der von Gesinnungsgenossen gebildeten Vereinigungen gruppenübergreifend und generell weit gefächert wirkende Kaderorganisation geschaffen werden, welche keine hundert Leute zählen sollte. Bei Wahlen zur Legislative sollte zwar kandidiert werden, das Hauptziel war jedoch die Steigerung des „Volksbewusstseins“. Zu den Gründungsmitgliedern zählte der „Schönerer der Turner“ Julius Krickl, welcher nun auch den Beinamen der „letzte Teutone“ bekommen hatte. Aus dem Krickl- bzw. „sieben letzten Germanen“-Umfeld stammten zudem Carl Gagstatter,⁸⁰ Wilhelm Philipp Hauck (1851-1920) Anton Kautschitsch, Ludwig Kietabil, der erste Schönerer-Biograph Franz Masaidek, die Burschenschaftler Carl Beurle, Ferdinand Krautmann, Anton Langgassner,⁸¹ Otto Steinwender und Julius Sylvester. Aus dem „Österreichischen Reformverein“ traten Ernst Vergani, Robert Pattai und Rudolf Wittmann hinzu. Engelbert Pernerstorfer wurde Obmann.

Von Beginn an wurde „Juden“ die Aufnahme verwehrt, ein diesbezüglicher Antrag vom Vorsitzenden Pernerstorfer abgesegnet, welcher zu seiner Entschuldigung nicht einmal ein Jahr später, behauptete, nur zugestimmt zu haben, um anschließend den antisemitischen Kurs der Partei in eine andere Richtung zu korrigieren. Im April 1883 erklärte er den Antisemitismus für „unannehmbar“ und legte seinen Vereinsvorsitz nieder (vgl. Pulzer 1966: 127, Whiteside 1981: 85f; Wladika 2005: 150f.).

Besonders der „Arminia Wien“-Burschenschaftler Hauck zeigte einen langwährenden unentwegten organisatorischen Aktionismus und war später noch um die Jahrhundertwende im „Bund der Germanen“ als Obmann präsent.⁸²

80 Hierbei möchte ich nochmals darauf hinweisen, dass es sich bei Carl Gagstatter um Rudolf Muchs späteren Schwiegervater handelte; siehe Kap. 4.6/S. 146.

81 Zwischen Anton Langgassner und Matthäus Much ist ein Briefwechsel belegt; siehe Kap. 4.6/S. 144.

82 siehe Abb. 99

4.5.1 Das „Linzer Programm“ im Spiegelbild des aufkommenden Rassenantisemitismus

Das während des Jahres 1882 geschaffene und im September des gleichen Jahres abgesegnete *Linzer Programm* trägt seinen Namen, weil es einer „Volksversammlung“ in Linz vorgelegt werden sollte, um es als Grundlage einer einheitlichen deutschnationalen Partei zu diskutieren. Es hat seine geistigen Wurzeln zum einen in den demokratischen und burschenschaftlichen Forderungen von 1848 und zum anderen in dem 1871 geschaffenen „Programm der Jungdeutschen“. Außerdem spielte Heinrich Friedjungs Broschüre *Ausgleich mit Ungarn* aus dem Jahr 1877 eine bedeutende Rolle, für deren Veröffentlichung er als Lehrer bei der Handelsakademie entlassen wurde. Das hielt ihn nicht davon ab zwei Jahre später ein Programm herauszugeben, welches ein Jahr später der „Verfassungspartei“ vorgelegt wurde. In beiden Schriften forderte er die Errichtung einer die deutschnationale Richtung vertretenden „Deutschen Volkspartei“ ein. Letztlich sind an dieser Stelle noch das „Schönerer-Programm“ von 1879 und sein Gründungsaufruf von 1881 zu nennen. Eine solche Partei wurde zwar noch nicht gegründet, doch gelangten die Manifeste trotzdem zu immenser Bedeutung als Triebfeder für die deutschnationale Bewegung. Sie sind mitunter noch vom Liberalismus verknüpft mit sozialreformerischen Forderungen, aber auch von undemokratisch-antiliberalen Forderungen geprägt. Als Musterbeispiel kann das „Linzer Programm“ herangezogen werden, welches als der Grundbauplan des deutschnationalen Gedankens aufzufassen ist:

Mit der Umgestaltung des Staates (Punkte 2 und 3) sollten die Deutschösterreicher im Reichsrat die Mehrheit zugespielt werden, was einer Entmündigung der Tschechen gleichgekommen wäre (vgl. Fuchs 1978: 179-182; Pulzer 1966: 125ff; Whiteside 1981: 87, 288; Wladika 2005: 79, 147, 152, 154ff; Zettelbauer 2005: 110).

Mit Ungarn wurde eine Personalunion angestrebt (Punkt I/1). Die Einwohner Dalmatiens, Bosniens und Herzegowina sollten ohne deren Einverständnis dem ungarischen Hoheitsgebiet einverleibt werden (Punkt I/2). Der für Galizien und Bukowina nach dem Vorbild Kroatiens vorgeschlagene „Sonderstatus“ im „ungarischen Staatsverband“ garantierte keiner dort ansässigen Bevölkerungsgruppe nationale Selbstbestimmungsrechte, die Möglichkeit einer vollständigen Vereinigung mit Ungarn in Form einer Personalunion unter österreichischer Dominanz selbstverständlich noch weniger (Punkt I/3). Albert Fuchs kam so zu dem Schluss, es handle sich um „ein mit vielerlei demokratischen Ornamenten verziertes früh-imperialistisches Programm“ (Fuchs 1978: 182), welches er als „deutsch-imperialistisch“

einstufte. Das Programm ist noch auf die Weiterführung und nicht auf die Zerschlagung der Monarchie ausgerichtet gewesen, doch wäre im Falle seiner Verwirklichung, die Vorherrschaft der „Deutschösterreicher“ im Reichsrat gesichert worden, welche unter dem Ministerium Taaffe ins Hintertreffen gelangt waren. Zudem hätte die angestrebte Zollunion (Punkt VII/19) mit dem Deutschen Reich und Ungarn samt den Balkanländern eine Stärkung des deutsch-österreichischen Bündnisses (Punkt XI/31) gefördert und „die zielbewußte Orientpolitik (Pkt. 32) ganz Mitteleuropa und Südosteuropa der reichsdeutschen Kapitalistenklasse zu Füßen gelegt“ (Fuchs 1978: 182).

Michael Wladika hat dagegen die Funktion des „Linzer Programms“ als Träger des österreichischen Staatsgedankens betont, da die „Einbeziehung Ungarns und der Balkanländer“, den Anschluss „Deutschösterreichs“ an einen „deutschen Nationalstaat“ erschwert hätte. Gerade die „sondergestellten Länder“ wären verstärkt unter den Einflussbereich des Deutschen Reiches gebracht worden. Somit hätte eine „staatliche Umbildung“ ihren Sinn verloren. Statt der „Auflösung Österreichs“ wären ganz im Gegenteil zwei festgefügte „zentralistische Blöcke“ innerhalb der Habsburgermonarchie angestrebt worden. Der Gedanke der Ablehnung der Monarchie ging in der deutschnationalen Bewegung langsam vor sich hin bis er im Jahr 1885 in Verbindung mit dem Rassenantisemitismus vollständig zum Ausdruck kam (vgl. Fuchs 1978: 181f; Wladika 2005: 154ff).

Obwohl das „Linzer Programm“ aus dem Jahr 1882 durchaus Forderungen des Liberalismus übernahm, manifestiert es laut Peter G. J. Pulzer eher eine Grundsatzerklärung zur konsequenten Abkehr von diesem. Auf die liberalen Unzulänglichkeiten sollten „Antworten“ nationaler und sozialer Natur gefunden werden. Dabei fehlten noch explizit antisemitische Schlagworte, während jedoch die antijüdischen Klischeevorstellungen des damals schon salonfähigen Antisemitismus sehr wohl schon zum Ausdruck kommen. Mit diesem aus einem „Gemisch von Nationalismus und Halbsozialismus“ (Pulzer 1966: 126) bestehenden Programm wurde in den die Wirtschaft betreffenden Punkten unterschwellig der Gegensatz zwischen „schädlichem Kapital“ und „ehrlicher Arbeit“ in den Vordergrund gestellt sowie mit Berufsgruppen in Verbindung gebracht, welche angeblich unter „jüdischer“ Vorherrschaft stünden. Die „moralische Fäulnis“ der Presse war einer der Hauptangriffspunkte, zudem wurden Maßnahmen gefordert, um die „wucherische Kreditvermittlung“, die Gewerbefreiheit, die Fabrikgesetzgebung, den Hausierhandel und die Kosten für das Justizwesen (hierbei vor allem die Tarifbestimmungen für Vertretungskosten) einzuschränken, wozu die Einführung einer Luxussteuer gefordert wurde. Dies sollte gemeinsam mit einer Festigung des „kräftigen

Bauernstandes“ erfolgen. Dieser Forderung sollte mit der Errichtung von „Heimstätten mit exekutionsfreiem Existenzminimum“ genüge geleistet werden, um die „Gleichberechtigung“ des „Bauernstandes“ mit der Arbeiterschaft und dem Bürgertum zu erlangen (vgl. Fuchs 1978: 179-182; Pulzer 1966: 124-127; Wladika 2005: 153).

Michael Wladika hat zudem den aus zwei Leitfäden, Bismarckkult und Antisemitismus, geschmiedeten, ideologischen sowie verklausulierten Unterbau des „Linzer Programms“ hervorgehoben, welcher aber darin einer offensichtlichen „gemäßigten Richtung“ weichen musste. Der noch vom „deutschliberalen Zentralismus“ geprägte „weiche Deutschnationalismus“ dominierte noch den „schönerianisch“-deutschnationalen Kurs. Hierin wird also schon 1882 eine Bruchlinie sichtbar, welche später zum Auseinanderdriften dieser beiden Flügel führte.⁸³ Die „Schönerianer“ übernahmen dabei auch Forderungen und Gedanken der „Deutschliberalen“ und bauten deren Antislawismus weiter aus. Allerdings offenbarte sich Schönerers Bismarckkult als unvereinbar mit dem „staatserhaltenden Gedanken“ der „Deutschliberalen“ (vgl. Wladika 2005: 153).

Bei der „Vereinigten Linken“ stieß eine solch „rein nationale Ausrichtung“ auf spürbare Ablehnung, was das Weglassen des Zusatzes „deutsch“ im Namen verdeutlicht (vgl. Zettelbauer 2005: 110).

Politiker mit jüdischen Wurzeln wie Victor Adler, Heinrich Friedjung und Serafin Bondi waren noch an der Ausarbeitung des „Linzer Programms“ beteiligt. Anfang Juni 1882 stellte Schönerer dennoch den Antrag, „Juden“ aufgrund ihrer „Rasse“ aus dem nach seinem Verlassen der „Verfassungspartei“ in der Gründung begriffenen „Deutschnationalen Verein“ auszuschließen. Ungefähr sechs Wochen später bekannte sich Friedjung bei einem weiteren Gründungsversuch einer „Deutschen Volkspartei“ zum „Deutschtum“. Die Versammlung wurde aufgrund von Tumulten aufgelöst, daraufhin bezeichnete Lueger Friedjung im Wiener Gemeinderat als „nichtdeutschen Juden“ und stellte ihm die Satisfaktionsfähigkeit in Abrede (vgl. Fuchs 1978: 182; Pulzer 1966: 127; Wladika 2005: 147-152; Zettelbauer 2005: 111).

Das Jahr 1882 war von Auswüchsen des Judenhasses geprägt. Erwähnenswert hinsichtlich dieses aufkommenden Rassenantisemitismus ist hierbei Schönerers auf einer Großveranstaltung des kurz zuvor gegründeten „Reformvereins“ gehaltene Rede vom 20. März 1882 in „Drehers Bierhalle“, welcher vornehmlich Handwerker und

⁸³ siehe Kap. 4.5.3/4.5.4.5

Kleingewerbetreibende beiwohnten. Die Ausweitung des Wahlrechts wurde befürwortet, daneben findet aber auch eine „besondere Anfälligkeit der Arbeiter für die ›verjudete‹ internationale Sozialdemokratie“ (Wladika 2005: 129) Erwähnung, welche auf eine fehlende Betonung ihrer „Nationalität“ zurückzuführen sei. Tatsächlich waren die durch die Wahlreform nun häufiger wahlberechtigten, dem Antiliberalismus und Antikapitalismus zugeneigten Gewerbetreibenden empfänglicher für den Antisemitismus, während die Fabrikarbeiter, welche ihre Hoffnungen in eine zunehmende Industrialisierung setzten, weitaus weniger auf diesen ansprachen. Im Anschluss versuchte der Journalist Franz Holubek diese Rede offensichtlich zu übertrumpfen, indem er die applaudierende Menge gegen die „verjudete Presse“ und jeglichen „jüdischen Einfluß im öffentlichen Leben“ (Wladika 2005: 130) aufhetzte und in seinem von ihm umgedichteten „Vater-Unser“, den „Herrn“ zur Befreiung „vor den Übeln und vor den Juden“ (Wladika 2005: 130) aufrief. Personen, die sich nicht von einer solchen Propaganda begeistert zeigten, wurden laut der Ausgabe der „Deutschen Zeitung“ vom darauffolgenden Tag verprügelt und entkleidet. Die liberale Presse zeigte sich entrüstet, was offensichtlich Holubek und dessen Mitstreiter Josef Buschenhagen am 4. April ermunterte, eine weitere Veranstaltung in den im 4. Bezirk (Wieden) gelegenen Sälen „Zu den drei Engeln“ zu organisieren, welche angeblich von 400 „christlichen Gewerbetreibenden“ besucht wurde. Schönerer führte den Vorsitz, Holubek präsentierte mit einer bisher in Österreich nie dagewesenen Schärfe ein antisemitisches „Zehn Punkte Programm“, welches eine Art Reghettoisierung der angeblich generell nicht emanzipationsfähigen und damit „unassimilierbaren Juden“ forderte. Daneben wurden ein Abfahrtsgeld bei Umzügen, eine Heiratskonzession, eine „Toleranzsteuer“, eine Nichtzulassung zu Gemeinde- und Staatsämtern und schließlich eine, bis auf eine geringe Anzahl von „Toleranzjuden“, völlige Ausweisung verlangt. Ziel war letztlich die „vollkommene Vertreibung der Juden aus ihren politischen, wirtschaftliche und sozialen Positionen“ (Wladika 2005: 133). Gerechtfertigt wurde diese Forderung mit der angeblichen „Begründung“ das zu ertragende „Joch“ der „Juden“ habe zur Schwächung, Entehrung und Vernichtung des „Christen“ geführt. Schließlich würden die Christen schon im Talmud „als eine Horde von Hunden, Schweinen und Eseln“ (Bloch nach Wladika 2005: 133) dargestellt. Dabei wird besonders deutlich, womit Holubek sein Programm rechtfertigte und zwar mit Zitaten aus August Rohlings „Talmud-Jude“ (vgl. Wladika 2005: 123-134).⁸⁴

⁸⁴ zu Rohlings „Talmud-Jude“ siehe Kap. 4.3 (S. 76)/7.7.1 (S. 396f)/8.3.8 (S. 511)

Holubeks Rede, drei Tage nach dem mit dem angeblichen „Ritualmord“⁸⁵ eines Hausmädchens in Tisza-Eszlár, verursachte Ausschreitungen, auf welche die Polizei mit der Auflösung der Versammlung reagierte. Holubek wurde gemeinsam mit den Herstellern und Verbreitern antisemitischer Flugschriften von der Polizei verhaftet und von der Staatsanwaltschaft wegen religiöser Beleidigung angeklagt. Schönerer glaubte nun das Heft selbst in die Hand nehmen zu müssen und verurteilte mit seinen Unterstützern im April den ungarischen Gerichtshof, welcher den angeklagten Juden vom „Ritualmord“ freigesprochen hatte. In diesem Zusammenhang kam es im Oktober 1882 zu militanten Handwerkerdemonstrationen in Wien und auch der „2. Allgemeine Gewerbe-Tag“ im November des gleichen Jahres fand in einer äußerst antisemitisch geprägten Stimmung statt. Im Laufe der Verhandlung bekam Holubek vom Zeugen Schönerer und seiner Anhängerschaft tatkräftige Unterstützung. Sein Verteidiger Robert Pattai (1846–1920) stellte die getätigten Aussagen als „wissenschaftliche Wahrheit“ dar, weil sie aus Rohlings berühmter Schrift stammten, und erlangte damit einen Freispruch (vgl. Pulzer 1966: 135; Whiteside 1981: 77, 83f, 288; Wladika 2005: 133f).

August Rohling wollte in Ungarn eidesstattlich erklären, dass der Talmud zum Ritualmord aufrufe, so dass sich der Wiener Rabbi Josef Samuel Bloch (1850-1923) dazu genötigt sah, ihm jegliche wissenschaftliche Kompetenz abzusprechen. In der öffentlich geführten Kontroverse, warf Bloch Rohling schließlich einen versuchten Meineid vor, worauf dieser eine Klage wegen Verleumdung einreichte, welche erst 1885 zurückgezogen wurde. Rohlings Niederlage führte zwar einerseits zur Beschleunigung seiner Absetzung an der Universität Prag, andererseits aber auch zur Verbreitung und Popularisierung seiner Veröffentlichungen (vgl. Mosse 2006: 173; Pulzer 1966: 135; Wladika 2005: 135).

Der sächsische Siegelmarkenfabrikant Rudolf Kunze produzierte bis Mitte des Jahres 1882 von den „Schönerianern“ in Auftrag gegebene 12.000 Vignetten, auf welchen die Parolen „Kauft nur bei Christen“ oder „Was für die Blume der giftige Tau/Was für den Juden das Fleisch von der Sau/Und was der Vampir dem Blut/Das ist für den Christen der Jud“ auf schwarz-rot-goldenem Hintergrund gedruckt wurden, aber wahlweise auch schon mit dem deutlich rassenantisemitischeren Schlagwort „Was der Jud’ glaubt ist einerlei/in der Race liegt die Schweinerei“⁸⁶ gedruckt waren und welche trotz polizeilicher Beschlagnahmungsaktionen

85 zum Thema „Ritualmord“ siehe auch Kap. 3.1.2 (S. 31f)/7.7.1 (S. 396)/8.3.8 (S. 504f)/8.3.9 (S. 519)

86 Hierbei wird die Anbindung des Rassenantisemitismus an angeblich von den „Juden“ ausgelöste „Degenerierungsprozesse“ deutlich; siehe Kap. 6.1.2/6.2/6.3.2/7.6-7.7.2.

in Umlauf gebracht wurden. Das Mitglied der Burschenschaft „Olympia“, Rudolf Wittmann, gab den Druck von 60.000 antisemitischen Plakaten in Auftrag, welche von Mitgliedern des „Reformvereins“ in großflächig in den proletarischen Vierteln verklebt wurden. Unter der Schirmherrschaft des „Reformvereins“ wurden von einem Silberschmied Metallfiguren hergestellt, welche vor „jüdischem Zauber“ schützen sollten und ein krummnasiger „Jude“ mit wulstigen dicken Lippen an einem Galgen hängt. Ein Kaffeehaus im 3. Bezirk benannte sich „erster antisemitischer Leseraum“, brachte einschlägige Propagandaschriften in Umlauf und wurde von der Wiener Polizei aufgelöst. Der Inhaber wurde nach seiner Verhaftung jedoch von Schöffengerichten freigesprochen. Im Hinblick auf das Jahr 1883 wurde auf eine Gedenkmünze die Prägung „Stadt Wien, von den Türken befreit im Jahre 1683 – Aber von den Juden erobert im Jahre 1883“ angebracht (vgl. Whiteside 1981: 83; Wladika 2005: 141f; 151).

Das Jahr 1882 war also durch einen mit bisher unbekannter Vehemenz vertretenen Antisemitismus gekennzeichnet. Matthäus Much war neben seiner Tätigkeit als Prähistoriker auch ein politischer Aktivist. Sein Eintreten für den „deutschen Besitzstand“ wird letztlich durch seine Mitgliedschaft beim *Deutschnationalen Verein* gekennzeichnet. So stellte er als freier Mandatar und Delegierter Josefstadts einen Reichsratskandidaten für die Wahl am 8. November 1882. Schönerer unterstützte ihn dabei massiv im Wahlkampf. Einen Tag vor der Wahl hatte letzterer laut seinem Biograph Eduard Pichl während der „5. Vollversammlung des Reformvereins“ die Kandidatur Muchs als „deutschnationalen Antisemit Dr. Matthäus Much“ empfohlen. Die Veranstaltung weitete sich zu einer antijüdischen Kundgebung aus, in welcher Much im Gegensatz zu dem von der „Korruptionspartei“ verpflichteten Alois von Stourzh (1848-1913) und dem „Manchestermann“ Ferdinand Kronawetter des „Demokratischen Vereins“ als Vertreter eines das „wahre Deutschtum“ beschützenden „wirtschaftlichen Programmes“ gepriesen wurde. Sein Sohn, der spätere Germanist Rudolf Much (1862-1936), soll als „Führer der Studentenschar“, ⁸⁷ welche den Wahlkampf auch tatkräftig unterstützt habe, Tumulte angezettelt haben. Much erhielt mit Abstand am wenigsten Stimmen, der Liberale Stourzh vom Verein „Eintracht“ gewann, was nach einer Rede Schönerers an der Unterstützung „von den Juden und Philosemiten des Bezirks“ (Pichl nach Urban 2002: 16), insbesondere der von Eduard Sueß (1831-1914), dem Schwiegervater von Moritz Hoernes, gelegen haben soll (vgl. Pichl 1913: 33f, 43; Stourzh 2009: 332; Urban, 2002: 15f).

87 Rudolf Much war Mitglied der Burschenschaft „Thuringia“; siehe Kap. 7.4./S. 375.

Die Verehrung ging wohl eher von Schönerer für Much als umgekehrt aus, ließ er doch auf seiner eigenen Feier am 1883 „den Mann der Wissenschaft“ hochleben, der sich „durch das Studium einer längst verschwundenen Epoche des germanischen Volkes“ (Pichl nach Urban 2002: 17) auszeichnet. Es stellt sich also die Frage, ob nicht Much Schönerer die Ideen zu „seinen Vorstellungen der nordischen Herrenrasse und des rassistischen Antisemitismus“ (Urban 2002: 17) gab, welcher auch in offensichtlich pseudo-wissenschaftlichen Veröffentlichungen aufgegriffen wurde und ihnen den Hauch von Wissenschaftlichkeit einflößte.

War Matthäus Much 1882 noch erfolgloser Reichsratskandidat, so wurde er vereinsintern zwischen 1883 und 1885 zum Ausschussmitglied des „Deutschnationalen Vereins“ befördert (vgl. Valentin 1970: 71).

Die Betonung des „Herrentums“ des deutschsprachigen Bevölkerungsanteils Österreichs seitens der Deutschnationalen lief Hand in Hand mit einer massiven Hetze gegen die slawischsprachigen und jüdischen Bevölkerungsgruppen, wobei der Rassenantisemitismus seit 1885 die Überhand gewann.

Georg von Schönerer genügte keine einseitig antislawisch ausgerichtete Politik wie die des „Deutschen Schulvereins“. Stattdessen strebte er seit 1884 eine Verschärfung der antisemitischen Vorbehalte zunächst in den Burschenschaften an. Je mehr er seit 1886 seine Abneigung gegen das „verjudete“ Haus Habsburg entwickelte, desto stärker wuchsen seine Sympathien für das preußische Haus Hohenzollern. Ein solch alldeutscher studentischer Antisemitismus konnte nur deshalb auf so fruchtbaren Boden fallen, da er „die völlige Abkehr vom Liberalismus und vom Hause Habsburg zu einem ›Hohenzollern pro-monarchistischem Gefühl‹“ (Wladika 2005: 47f) bedeutete. Das Haus Habsburg und als ideologisches Konstrukt der deutsche Liberalismus hatten den Juden auf religiöse Toleranz basierenden Schutz und Rechte garantiert, so dass diese sich umgekehrt zu Monarchie und Liberalismus bekennen konnten (vgl. Wladika 2005: 47f, 179, 183).

Die antisemitische Hetze der Deutschnationalen zielte auf die ökonomische Vernichtung und soziale Ausgrenzung des „Juden“ als „Rasse“ ab, wobei gleichzeitig bürgerlich-demokratische Ideale erfolgreich beigemengt wurden. Außerdem verstärkte sich vor allem in der studentischen Bewegung der Anschlussgedanke an das Deutsche Reich. Somit trennten sich die „Schönerianer“ vom weniger deutschnational ausgelegten Antisemitismus des „Reformvereines“, außerdem vom nicht grundsätzlich antisemitisch ausgerichteten „Deutschliberalismus“ und schließlich auch vom nicht mit der Begrifflichkeit „Rasse“

argumentierenden Antisemitismus christlichsozialer Prägung. Die „Radikalen“ der „äußersten Linken“, unter ihnen Carl Lueger, versuchten eine Art „politisches Spagat“, indem sie zwar „gute Deutsche“, aber auch „gute Österreicher“ sein wollten. Deshalb zogen sie Schönerers Verehrung für das Deutsche Reich Bismarcks ins Lächerliche, imitierten aber, um die Unterstützung gewisser Kreise der Bevölkerung zu behalten, dessen antisemitische Ausfälle, was auch programmatisch seinen Niederschlag fand (vgl. Pulzer 1966: 127f; Whiteside 1981: 78-98, 108ff; Wladika 2005: 177f).

Am 5. März 1883 sorgte Schönerer zum Abschluss des vor 4000 Gästen anlässlich des Todes von Richard Wagner abgehaltenen „Wagner-Gedächtnis-Kommers“ im Anschluss an eine Lobrede des späteren Schriftstellers und damaligen „Albia“-Burschenschaftlers Hermann Bahr (1863-1934) auf den Verstorbenen für einen handfesten Skandal. In dem mit den Nationalfarben des preußisch-deutschen Reiches (schwarz-weiß-rot) und Kornblumen, den Lieblingsblumen des ersten hohenzollerischen Deutschen Kaisers Wilhelm I., ausgeschmückt. Nachdem Bahr Wagner als „politischen Führer“ gepriesen hatte und den Kampf für „Reich und Ehre“ proklamiert hatte, sah sich die Polizei gezwungen, die Versammlung aufzulösen, was die Teilnehmer nicht hinnehmen wollten und lauthals nach Schönerer riefen. Dieser hat nach Polizeiangaben Bismarck hochleben lassen und zur „Revolution“ aufgerufen und zudem den Deutschen Kaiser zum „rechtmäßigen Staatsoberhaupt“ erklärt. Laut Bahrs Memoiren soll Schönerer gar wutschäumend mit einem „Schläger“⁸⁸ bewaffnet zum Widerstand gegen die kaiserlichen „Polypen“ aufgerufen haben. Die einer drohenden Räumung des Saales widerstrebenden Studenten stimmten die „Wacht am Rhein“ an. Obwohl letztendlich gröbere Ausschreitungen verhindert wurden, bekam die deutschnationale Studentenschaft nun in der liberalen Presse mit „Schönerers Leibgarde“ einen neuen Namen.

Mehrere hundert Studenten, unter ihnen Hermann Bahr, wurden nach einer Disziplinaruntersuchung aufgrund ihrer Teilnahme am „Wagner-Kommers“ vom Wiener akademischen Senat relegiert, was zu weiteren politischen Demonstrationen mit Reibereien führte (vgl. Andics 1983: 247f, Kindermann 1954: 22f; Whiteside 1981: 89-93, Wladika 2005: 158-161).

In Graz provozierte Bahr mit seiner antidynastischen und deutschnationalen Agitation das gleiche Schicksal, nachdem er sich mehrmals öffentlich mit „Juden“ angelegt hatte und auf einer „Spritzfahrt“ zur Herausbildung einer umstürzlerischen Bewegung in Form einer

88 Bei *Schläger* handelt es sich um ein Synonym für Verbindungssäbel.

„Germania irredentia“ aufgerufen hatte. Sein deutschliberal gesinnter Vater, der Jurist und Landtagsabgeordnete Alois Bahr (1834-1898) sah in der Hoffnung, dass Hermann zur Ruhe kommen werde, keinen anderen Ausweg als ihn im Oktober 1883 ins abgelegene Czernowitz⁸⁹ zu schicken. Doch auch hier glänzte er eher durch Saufgelage, Wirtshausschlägereien und Beleidigungen gegenüber „Slawen“, „Juden“ und polnischen Regierungsbeamten, welche mitunter in Auseinandersetzungen mit der lokalen Polizeiwache mündeten als durch Fortschritte in seinen rechtshistorischen Studien. Auf burschenschaftlichen Kommersen rief er als „Agent Schönerers“ zur „Zertrümmerung Österreichs“ auf und lehnte es ab, dem Habsburger Kaiser die Ehre zu erweisen. Die Besorgnis seines Vaters geht aus zwei Briefen an seinen „alten Schulfreund“ Matthäus Much vom 26. und 28. Februar des Jahres 1884 hervor, in welchen er diesen auffordert, Schönerer dazu zu verleiten Hermann von seinen „wahnwitzigen Plänen“ abzuhalten und sich stattdessen seinem auf der Kippe stehenden Studium zuzuwenden. Überhaupt würden solch „zwecklose Demonstrationen“ der „Sache“ schaden, so dass Schönerer Hermann maßregeln solle, damit dieser sich nicht zu einem „einfachen Säufer“ und „Scandalmacher“ entwickle. Offenbar hatte Alois Bahr trotz Schönerers eigenen Ausfällen, welche nicht selten mit Alkohol in Verbindung standen, noch Hoffnung dass dieser unter dem Einfluss Muchs, seinen Sohn auf die „rechte Bahn“ führe, um sein Studium erfolgreich abzuschließen. Im zweiten Brief spricht Alois davon, Hermann aus Czernowitz hinweg zu lotsen, wobei er momentan keinerlei Kontakt zu ihm habe. Dort hänge er aber auch aufgrund seiner Schulden, welche er als der Vater nicht bereit war einfach so zu bezahlen, fest (vgl. Andics 1983: 248, 311; Kindermann 1954: 24f; 344ff; Whiteside 1981: 90f, 289; Wladika 2005: 42).

Aus dem Nachlass der Korrespondenz geht hervor, dass Alois Bahr 1871/1872 bei Matthäus Much Altschulden seines Vaters Engelbert Bahr (1790-1842) beglich und ihm 1876 zur Verleihung der „Medaille für Kunst und Wissenschaft“ gratulierte. Passend zu obigen Angaben bezüglich von Hermann Bahrs Schuldenberg in Czernowitz, schickte dieser Matthäus Much 1884 ein Bittgesuch über 100 bis 150 Gulden,⁹⁰ welche er bis zum Erreichen seines 24. Lebensjahres zurückzuzahlen gedenke. Diesem Schreiben ist ein Aufgabeschein über 25 Gulden⁹¹ aus Wien beigeheftet. Bahr legte 1887, kurz nachdem er 24 Jahre alt wurde, lediglich 25 und keine 100 bis 150 Gulden in einem Brief an Much bei und forderte diesen auf, den

89 Bei Czernowitz handelt es sich um die Hauptstadt der Bukowina in der heutigen Ukraine.

90 Laut dem *Bankhistorischen Archiv der Österreichischen Nationalbank* handelt es sich, ausgehend von der Kaufkraft des Guldens aus dem Jahr 1880, um ca. 1000-1500€ im Jahr 2007.

91 Mit der heutigen Kaufkraft verglichen beträgt das ca. 250€.

Empfang nicht zu bestätigen, da alle an ihn adressierten Briefe in der Anwaltskanzlei seines Vaters abgeliefert werden und er nicht wollte, dass dieser all seine „Jugendtorheiten“ entdeckt (vgl. Windischbauer 2002: 21).

Den Antrag von Graf Wurmbrand von 1883/1884, die deutsche Sprache als die offizielle Amtssprache einzuführen, lehnte Schönerer zum Entsetzen seiner studentischen Anhängerschaft ab und schlug sich auf die Seite des konservativ-katholischen, pro-slawischen, von Taaffe angeführten „Eisernen Ringes“. Dieser wollte ein Schulgesetz durchsetzen, welches in Abkehr vom „deutschliberalen“ Zentralismus eine föderalistische Ordnung schuf. Vielerorts begünstigte diese eine Zunahme des slawischsprachigen Unterrichts mit katholischem Erziehungswesen. Möglicherweise sah Schönerer bei einer solchen Verordnung eine für seine Zielsetzung günstige Gelegenheit, die Schulen von „Juden“ zu „säubern“. Generell erscheint, wie wir in Kürze noch sehen werden, die Existenz seines Verlangens, Ziele auf parlamentarischem Weg zu erreichen, mehr als fraglich zu sein (vgl. Whiteside 1981: 28, 105).

Ziel der Angriffe auf „großkapitalistische Ausbeutung“ waren hauptsächlich, die Bankiersfamilie mit jüdischen Wurzeln Rothschild und die Eisenbahngesellschaften, welche die liberale Gesetzgebung zu ihren Gunsten nutzte und das obwohl Schönerers Elternhaus seinen Reichtum und den Adelsstand gerade durch Investitionen seines Vaters im Eisenbahngewerbe erlangte, wobei das hierfür benötigte Geld zu einem beträchtlichen Teil aus der besagten jüdisch verwurzelten Bankiersfamilie stammte. Beim „Nordbahnskandal“ wurde anlässlich der geplanten Verstaatlichung der Nordbahn während des ganzen Jahres 1884 von Seiten Schönerers permanent sowohl gegen die Familie Rothschild als auch gegen die kaiserlichen Aktionäre gehetzt, ebenso galt die Presse als „verjudet“. Da in Preußen die Eisenbahn schon zuvor verstaatlicht worden war, pries Schönerer Bismarck als „größten Sozialreformer des Jahrhunderts“. Er hetzte außerdem mit einer öffentlichkeitswirksamen Unterschriften-Kampagne die Bevölkerung gegen den Kapitalismus auf. Dabei lud er den Konflikt mit dem Kaiserhaus durch antisemitische Propaganda auf, bei welcher er vor allem die Eigentumsrechte des Hauses Rothschild an der Eisenbahn ideologisch verwertete. Auf Kritik der liberalen Presse wurde jedoch die antisemitische Komponente hinter seinen antikapitalistischen Forderungen deutlich. So schimpfte er über die von der Regierung und der „Judenpresse“ unterstützte „Korruption“, bezeichnete er sich als „Drachentöter“,⁹² welcher

92 siehe Abb. 91

den „semitischen Lindwurm“ auslöschen werde und fand auch von den Christlichsozialen und deren Führer Carl Lueger lautstarke Unterstützung. Die an den Reichsrat gerichtete Petition enthielt weit mehr als 30.000 Unterschriften (vgl. Hamann 1996: 345f, 352; Pulzer 1966: 128; Vocolka 1986: 82; Whiteside 1981: 62, 99-104; Wladika 2005: 170-173).

Schönerer verstand eine mögliche Verstaatlichung des Eisenbahnbetriebs als „Nationalisierung“, wobei nun der Antisemitismus als „Sozialismus des blöden Mannes“ gegenüber dem Antislawismus in den Vordergrund trat. Als größten Feind des „Volkes“ stellte er neben dem „jüdischen Finanzkapital“ die „verjudete Presse“ dar, welche es in seinen Augen zu zensieren und „arisieren“ galt (vgl. Whiteside 1981: 99-104).

Im Reichsrat prangerte Schönerer am 2. Mai 1884 in seiner zu Berühmtheit gelangten „Nordbahnrede“ die fehlende „Ehrenhaftigkeit“ der „Vereinigten Linken“ an, welche sich statt dem Eintreten für das „Wohl“ des „deutschen Volkes“ für dessen „Verrat“ entschieden hätte. Das Parlament und die Regierung sollten lieber auf „die Stimmen der Bevölkerung“ und nicht „nur auf die Stimmen Rothschilds und Genossen“ (Schönerer nach Pulzer 1966: 128) hören. Nun bestand Schönerer darauf alle 33.896 Namen der Unterschriftenliste vorzulesen und legte somit die parlamentarische Debatte für diesen Tag lahm. Seine Rede beendete er mit einem Appell an den Professor für Strafrecht, Eduard Herbst, die „Verstaatlichungsaktion“ zu leiten. Dieser hatte bereits nach 1867 die Macht in der Verfassungspartei an sich gerissen und „opponierte gegen alles und gegen jeden, der nicht seiner Meinung war; gegen den Staat, gegen die eigene Partei, gegen das Ministerium Auersperg“ (Franz 1955: 147). Somit unterwanderte er u.a. die Regierungsfähigkeit der unter seinem Einfluss stehenden „Verfassungspartei“ und ebnete 1879, dem Taaffe-Regime den Sprung an die Macht. Möglicherweise hat Schönerer aus dieser für das „deutschliberale Bürgertum“ typischen Rechthaberei („homo juridicus“), welche Misstrauen zur parteipolitischen Priorität erhob, sein Kampfmittel der „alldutschen Obstruktion“ entwickelt. Überhaupt hatte die „Obstruktion“ immer wieder die Strategie der nichtdeutschen gegen Liberalismus und Zentralismus gerichteten Kräfte der Habsburgermonarchie dargestellt. In bestimmten, seinen Interessen zuwiderlaufenden politischen Geschehnissen, versuchte Schönerer in gewissen politischen Situationen, seinen Willen durchzusetzen, indem er die parlamentarischen Prozesse mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu behindern wusste. Diese Vorgehensweise wurde von ihm, dem „Vater der Obstruktion“, vor allem während der „Badeni-Krise“ gegen Ende des

Jahrhunderts auf die Spitze getrieben.⁹³ Während des Nordbahnskandals konnte er auf diese Weise zahlreiche Abgeordnete aus dem liberalen Spektrum und der „Vereinigten Linken“ auf seine Seite ziehen (vgl. Franz 1955: 147f, 172; Pulzer 1966: 128; Whiteside 1981: 99ff).

Selbstverständlich machte sich Schönerer in der konfliktbeladenen Situation während des Nordbahnskandals nicht nur Freunde. Im Jahr 1884 wurde er von vier Abgeordneten, welche er beschimpft hatte zu Duellen aufgefordert, zwei nahm er gegen deren Sekundanten an, wobei diese Auseinandersetzungen jedoch unblutig verliefen. Wichtiger ist für die Thematik dieser Arbeit jedoch der Ehrenbeleidigungsprozess Schönerers gegen den Begründer und Chefredakteur der im Jahr 1867 entstandenen Zeitung „Neues Wiener Tagblatt“, den aus Galizien stammenden, jüdisch verwurzelten Einwanderer Moritz Szeps (1835-1902), bei welchem der „Ritter von Zwettl“ von Robert Pattai vertreten wurde. Bei Szeps handelte es sich um einem „in kürzester Zeit steinreich gewordenen Förderer der Wiener Moderne und engen Freund Kronprinz Rudolfs“ (Wladika 2005: 171), was Kaiser Franz Joseph zutiefst beunruhigte. Szeps hatte in seinem „Tagblatt“, dem selbsternannten „Demokratischen Organ“, eine heftige Kampagne gegen den Antisemitismus und seinen radikalsten Vertreter Georg von Schönerer geführt und verlor nun die Verhandlung gegen diesen am 17. November 1884, was einer Sensation gleichkam. Das Urteil lautete vier Wochen Haft, doch kam es zu einer sofortigen Begnadigung (vgl. Andics 1983: 248ff, 259; Hamann 1996: 333; Whiteside 1981: 103; Wladika 2005: 171f, 212).

Diese Feindschaft zwischen Schönerer und Szeps spielte eine bedeutende Rolle für den späteren, unter der Beteiligung Matthäus Muchs stattgefundenen Angriff auf das „Neue Wiener Tagblatt“.⁹⁴

Offensichtlich waren die von Unruhen geprägten Achtzigerjahre genau das Umfeld, in welchem die zum Teil noch in der mittelalterlichen Weltanschauung verwurzelten antijüdischen Vorurteile zu einem wahren Rassenantisemitismus ausgebaut werden konnten.

Neben vor allem in proletarischen Vierteln verbreiteten Plakaten fand auf aufklebbaren Vignetten neben der berühmt gewordenen Parole „Was der Jude glaubt, ist einerlei/in der Race liegt die Schweinerei“ (Wladika 2005: 141) auch schon der weite Verbreitung findende Satz „Durch Reinheit zur Einheit“⁹⁵ seinen Niederschlag. Schönerer und seine Anhängerschaft

93 siehe Abb. 26

94 siehe Kap. 4.5.3

95 siehe Abb. 164

forderten auch die getauften bzw. „assimilierten Juden“, einer Sondergesetzgebung zu unterstellen. Ihre Freizügigkeit sollte eingeschränkt und ihre Beteiligung am Zwischenhandel ganz verboten werden. Im Verhältnis zum Gesamtbevölkerungsanteil sollte sowohl an gewöhnlichen wie auch an höheren Schulen ein Numerus Clausus für jüdische Bewerber eingeführt werden; eine Kopfsteuer ebenfalls. Der Zutritt zu Beamtenberufen samt Lehrämtern sollte ihnen verwehrt und jegliche Beteiligung an der Pressearbeit untersagt werden. Auf Eintrittskarten für z.B. Tanzveranstaltungen wurde „Juden ist der Eintritt verboten!“ gedruckt, auch erschienen erste Boykottaufrufe bei „Juden“ nicht zu kaufen sowie „Benimmregeln“, welche sich gegen den Gebrauch von Fremdwörtern und den Umgang mit Juden richteten (vgl. Hamann 1996: 345; Wladika 2005: 141, 192f).

Unter dem Einfluss dieser antisemitischen Hetze standen die Reichsratswahlen von 1885 als gemäß der von Taaffe im Jahr 1882 gegen die Liberalen durchgesetzten Wahlreform, erstmals die Einkommensgrenze zur Wahlberechtigung herabgesetzt wurde, was die Zulassung der sogenannten „Fünfgulden Männer“ zur Wahl bewirkte.⁹⁶ Bereits im Frühjahr hatte der Vorsitzende des „Reformvereins“, Robert Pattai, als die Wiener Gemeinderatswahlen im Bezirk Landstraße an zwei Demokraten verloren gingen, den „Rassenkampf“ proklamiert, welcher dem „Juden“ und keiner Konfession gelte. Mit den demokratischen Gegenkandidaten zeigte er sich keineswegs einverstanden. Der von jeher für eine Koalition des „Reformvereines“ mit dem „Demokratischen Klub“ eingetretene, aber dennoch stark antisemitisch ausgerichtete Ernst Schneider gab Pattai die Schuld an der Wahlniederlage und verweigerte daraufhin auch für den Bezirk Mariahilf-Neubau Schönerers Kandidaten Anton Schnarf die Unterstützung. Pattai trat in der Nachfolge Schönerers am 10. April aus dem „Reformverein“ aus, welcher nun die Reichsratswahlen vom 1. Juni 1885 an der Seite der Demokraten gewann. Lueger, welcher weder den Antisemitismus noch den Nationalismus in sein Programm aufnehmen wollte, wurde mit Unterstützung des eigentlich antisemitischen „Reformvereins“ an der Seite der Demokraten Anton Kreuzig und Kronawetter in den Reichsrat gewählt, während die von Pattai unterstützten „Schönerianer“ und ihr „Deutschnationaler Verein“ eine herbe Niederlage hinnehmen mussten und nur drei Abgeordnete einschließlich Schönerer für den Reichsrat stellten.

Dennoch kam eine Bewegung im Sinne Schönerers in Schwung, 52 der 166 Sitze der recht zersplitterten „Deutschen Linken“ wurden an die „Radikalen“ vergeben, welche nach

96 Bei den „Fünfgulden Männern“ handelte es sich größtenteils um Handwerker und ärmere Bauern.

parlamentarischer Redensart als die „äußerste Linke“ verstanden wurden, 114 Sitze können den Liberalen zugerechnet werden. Zudem wurden zahlreiche zumindest in ideeller Verbindung zu ihm stehende „Radikale“ wiedergewählt. Mit Pattai gewann erstmals ein zwar „unabhängiger“, aber dennoch von alldeutschen Gedanken geprägter Reichsratskandidat, einen mit antisemitischen Parolen geführten Wahlsieg gegen einen Liberalen, Otto Steinwender zog ebenfalls in den Reichsrat ein. Dennoch ist die Reichsratswahl von 1885 nicht nur als Beschleuniger der Zersplitterung des „alt-konservativen“ vom liberalen Lager, sondern auch als Zentrifugalkraft innerhalb der „Deutschen Linken“ anzusehen. Der klassisch-liberale „Deutschösterreichische Klub“ um Eduard Herbst und Ernst von Plener (1841-1923) stand nun dem „Deutschen Klub“ der „radikalen Linken“ gegenüber, welchem u.a. Pernerstorfer und Steinwender angehörten. Auch dieser war wieder in einen gemäßigten und einen radikalen Flügel unterteilt. Die „Schönerianer“ samt dem antisemitischen Anwalt Pattai schlossen sich ebenso wenig einem dieser Klubs an wie die drei Demokraten (vgl. Boyer 2010: 42; Vocolka 1986: 98; Whiteside 1981: 107f; Wladika 2005: 127ff, 140, 174-177).

Am 7. Juni 1885 bildete sich ein „Deutscher Klub“ der „Jungliberalen“ um den späteren Begründer der „Deutschen Volkspartei“, Otto Steinwender, heraus, welche sich den Anspruch gab, von den „Altliberalen“ unabhängig zu sein. Die „Volkspartei“ stellte sich auch in Opposition zu Schönerer, übernahm jedoch dessen gegen die angeblich „schädlichen Einflüsse des Judentums“ vortreibenden Antisemitismus (vgl. Pulzer 1966: 129f).

Ebenfalls im Laufe des Jahre 1885 erweiterte Schönerer das Linzer Programm eigenmächtig um einen allumfassenden „Arierparagraphen“, also eine „Judenklausel“, nach welcher jeglicher „jüdische Einfluss“ aus dem öffentlichen Leben verbannt werden sollte. Konsequenterweise hatte diese Vorgehensweise, die Trennung von bisherigen Weggefährten wie Heinrich Friedjung und Victor Adler zur Folge, welche zwar getauft waren, aber aus jüdischem Elternhaus stammten. Schönerers Schlagwort „Deutschland den Deutschen“ richtete sich also nicht mehr bloß gegen nichtdeutsche, nach Nationalitäten eingeteilte Gruppen, sondern nun in erster Linie gegen die „Juden“. Der Antislawismus wurde nun auch programmatisch und propagandistisch gegenüber der rassenantisemitische Komponente in den Hintergrund gedrängt bis er im Verlaufe des „Sprachenstreits“ kurz vor der Jahrhundertwende⁹⁷ wieder zu einem Hauptthema werden sollte (vgl. Hamann 1996: 345; Fuchs 1978: 182; Whiteside 1981: 108f; Wladika 2005: 148, 151f, 174).

⁹⁷ siehe Kap. 4.5.4.3

Laut der Spottschrift über Schönerer *St. Georg von Zwettl* des Journalisten Edmund Wengraf (1860-1933) soll Schönerer am 15. September 1886 auf einer Rede in Marburg „den Antisemitismus als die größte Errungenschaft unseres Jahrhunderts“ (Schönerer nach Wengraf 1887: 24) bezeichnet haben.

Am 24. Oktober 1886 wurde Matthäus Much samt seinem Sohn zu einer Parteibesprechung eingeladen. Zur Erklärung einer Verbrechensstatistik sollte in einem noch ausstehenden Artikel in einer deutschnationalen Tageszeitung, die diesbezüglich angeblich relevante „jüdische Beteiligung“ festgestellt werden, um einem geplanten Gesetzesentwurf Schönerers gegen „jüdische Einwanderung“, die zu dessen Durchsetzung nötige „Legitimation“ zu verleihen. Ob die Muchs an der Veranstaltung teilnahmen, welcher laut Pichl 70 der 110 geladenen „Parteigenossen“ beiwohnten, ist wohl nicht mehr festzustellen (vgl. Pichl 1913: 100f).⁹⁸

4.5.2 Georg von Schönerers Etablierung des Antisemitismus im Korporationswesen und dessen Instrumentalisierung zur Zersplitterung des „Deutschen Schulvereins“

Schönerer schaffte es 1883 aus den Burschenschaften „Teutonia“, „Silesia“ und „Bruna“ den „Delegiertenconvent“ (DC) zu gründen und nur ein Jahr später zum „Deutschen Delegierten Convent“ („Germanischer“ DDC) auszubauen, welchem noch weitere zwölf Burschenschaften beitraten und diesen auf antisemitischer und nationaler Ebene zu radikalisieren. Im gleichen Jahr betonte die „Deutsche Lesehalle an der Technischen Hochschule“ ihren Antisemitismus und nahm bereits einen Paragraphen in ihre Satzung auf, welcher nur „Deutschariern“ die Berechtigung zur Mitgliedschaft zusprach. Das militante Auftreten der unter Schönerers Einfluss stehenden „Progressiven“ mündete in der Abspaltung der konservativen Burschenschaften, der „Germanische“ DDC löste sich auf. Von nun standen die Verbindungen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Opposition zu den entschiedener antisemitischen, die Monarchie ablehnenden studentischen Vereinen, welche sich 1885 im „Germanischen Vereins Delegierten Convent“ (VDC) zusammenschlossen (vgl. Wladika 2005: 179f).

Im November 1885 benannte sich der VDC in „Verein Deutscher Vereine“ (VDV) um, nachdem ihm die Vereine „Cremisira“, „Hilartias“ und „Oberschlesier“ beigetreten waren. Der VDV gedachte die angeblich „judenfreundlichen“ Burschenschaften im „national-völkischen Auftreten“ zu übertrumpfen. Seine Mitglieder bezeichneten sich als „schönerianisch“, in

⁹⁸ Die Fußnoten der angegebenen Quelle sind besonders zu beachten.

seiner Satzung wurde das mehr als tausend Jahre bestehende „selbstständige Volksleben“ des „Deutschtums“ betont. In diesem offenbare sich die „zur Entwicklung gelangte germanisch-arische Eigenart des deutschen Stammes in den angeborenen Anlagen“ (Scheuer nach Wladika 2005: 182). Die Parole „Deutschland über alles“ wurde zum Wahlspruch dieses Verbandes (vgl. Hamann 1996: 357; Pulzer 1966: 202; Wladika 2005: 180ff).

Möglicherweise störte Schönerer am VDV die Ablehnung von Schlägereien und Mensuren, ja selbst den Bierkonsum lehnten die Vereinsstudenten als „verjudet“ ab. Jedenfalls glorifizierte Schönerer in seiner Zeitung „Unverfälschte Deutsche Worte“, den von den Burschenschaften getragenen Konservatismus als Grundsatz eines „wahren Deutschen“, während er als „Monarchist“, den angeblichen Republikanismus und Progressismus der Vereine ablehnte. Der VDV brachte Schönerer dennoch auf seine Seite, indem die „Deutschtumsarbeit“ verstärkt wurde, was als „eine der Hauptursachen für Schönerers späteren Bruch mit den Burschenschaften und seine Wandlung zum Sektierer“ (Wladika 2005: 183) angesehen werden kann⁹⁹ und für eine enge Zusammenarbeit des VDV mit dem „Schulverein für Deutsche“ sorgte (vgl. Wladika 2005: 182f).

In der Habsburgermonarchie stand die Frage nach der jeweiligen Schulsprache unter dem Einfluss allseitiger Nationalisierungen, wozu die verschiedenen Schulvereine gegründet worden waren. In den Jahren 1885/1886 konzentrierte sich Schönerer insbesondere darauf seinen bereits bestehenden Rassenantisemitismus zu verbreiten, wobei er neben der Tagespolitik und dem akademischen Umfeld auch den „Deutschen Schulverein“ ins Auge gefasst hatte. Gegen letzteren stellte er sich nun und das als einer seiner Mitbegründer. Der Grund hierfür war, dass sich die Mitglieder des „Deutschen Schulvereins“ mehrheitlich für die Beibehaltung der logistischen Unterstützung deutschsprachig-jüdischer Schulen und die Aufnahme jüdischer Mitglieder aussprachen und auch trotz des Drucks, den der akademisch-„schönerianische“ VDC auf ihn ausübte, die Einführung eines „Arierparagraphens“ verweigerte. Darauf wandte sich Schönerer erzürnt vom „Deutschen Schulverein“ ab und schloss sich stattdessen dem vom Burschenschaftler Carl Kummer 1886 begründeten „Schulverein für Deutsche“ an, durch welchen er verstärkt alldeutsches Gedankengut in Umlauf brachte, sich aber schon drei Jahre später wieder auflöste. Dabei handelte es sich um einen seit 1882 schwelenden Konflikt, wobei besonders in Prag die Einführung von „Arierparagraphen“ aus völkischer Richtung eher abgelehnt wurde. Dadurch wurde jedoch die

⁹⁹ siehe Kap. 7.5

jüdische Bevölkerung von der tschechischen mit den „Deutschen“ gleichgesetzt und bekämpft. Schönerer war es somit am willkommenen Anlass, dass die „Frauen-Ortsgruppe Wien-9. Bezirk“ des „Deutschen Schulvereins“ einer Jüdin die Aufnahme verweigert hatte und deswegen von der Vereinsleitung eine Versammlung einberufen wurde, um die abtrünnige Frauengruppe zu maßregeln. Dies führte zu größeren Ausschreitungen, was nicht nur zur behördlichen Auflösung der Versammlung, sondern gleich noch zur Selbstauflösung der Ortsgruppe führte. Diese Spaltung hatte Rückwirkungen auf das Korporationswesen und verstärkte dort die schon bestehende Kluft zwischen dem „schönerianischen“ VDV und anderen auf der Linie des Schulvereins stehenden Gruppen.

Im Jahr 1889 wurde der „Schulverein für Deutsche“ behördlich aufgelöst. Doch hatte Schönerers kurzlebiger, aber in bis zu 190 Ortsgruppen organisierter und ca. 20.000 Mitgliedern zählender „Schulverein für Deutsche“, durchaus an Einfluss gewonnen und seine Propaganda gerade in Zusammenarbeit mit dem VDV bereits unter die Leute gestreut (vgl. Pulzer 1966: 133; Streitmann 1984: 98-102, 158-162; Wladika 2005: 180ff, Zettelbauer 2005: 122).

Die Burschenschaften fühlten sich durch die aufstrebenden Vereine bereits in den Achtzigerjahren in einer Konkurrenzsituation. Auch ging die politische Spaltung zwischen den Mitgliedern des „Deutschen Klubs“ in einen gemäßigten Flügel der unter der Führung von Otto Steinwender stehenden „Deutschen Volkspartei“ und den „Schönerianern“ von 1885 nicht spurlos an ihnen vorüber. Die Burschenschaft „Silesia“, welcher Steinwender als „Alter Herr“ angehörte, teilte sich in eine „Alt-Silesia“ und eine streng nach Schönerers Richtlinien agierende „Jung-Silesia“ der „Aktiven“ auf. Um der Konkurrenzsituation mit den aufstrebenden Vereinen gewachsen zu sein, lud 1889 der Salzburger Rechtsanwalt und Politiker Julius Sylvester (1854-1944) die konservativen Burschenschaften nach Linz ein. Nach zähen Verhandlungen wurde am 6. Mai der „Linzer Delegierten Convent“ (LDC) gegründet, welcher aus zahlreichen streng deutschnational ausgelegten Burschenschaften aus Prag, Wien und Graz bestand, welche sich zudem den Anspruch gaben, „judenrein“ zu sein. Da sich aber Sylvester langsam aus dem „Deutschnationalen Verein“ zurückziehen wollte, sollte der neugegründete Konvent Schönerer lediglich die „Ehre“ erweisen ohne den Führerkult um seine Person anzunehmen. Der „Verein Deutscher Vereine“ fasste diese haarspalterische Differenzierung als „Kampfansage“, wodurch nun Scharmützel auf Kosten der „Juden“ ausgetragen wurden. Die Konkurrenzsituation der konservativen Burschenschaften des LDC und des auf das Vereinswesen aufbauenden VDV fand Anfang

1889 ihren Ausdruck in einer Art „Wettrennen“, welcher Verband mehr „Juden“ ausschloss, der deutschnationalen Linie strenger ergeben war und bei Schönerer mehr Sympathien besaß. Allerdings führte diese Auseinandersetzung auch zu Widersprüchen innerhalb des VDV, so dass sich dieser, nachdem bei einer zur Klärung des schwelenden Konflikts am 21. Oktober 1889 abgehaltenen Sitzung, die Mehrheit der Vereine die „studentische Geschlossenheit“ als oberstes Ziel ausgab. Lediglich eine Minderheit räumte der „nationalen Schutzarbeit“ den Vorrang ein. Diese kleinere Fraktion trat aus dem Verband aus, da sich keine Übereinkunft abzeichnete und formierte am 24. Februar 1890 den „Verband der wehrhaften Vereine“, welcher im gleichen Jahr eine allgemeine Vereinstagung in Waidhofen a. d. Ybbs einberief. Auf dieser wurde am 25. Mai der „Waidhofener Verband“ (WV) gegründet, welcher auch den Namen „Verband der wehrhaften Vereine“ beibehielt. Ihm gehörten zahlreiche Vereine aus Wien, Leoben, Graz und Innsbruck an, welche ihre „Treue“ zu Schönerer betonten und dessen „Unverfälschte Deutsche Worte“ für die verbandsinterne Publikationen benutzte (vgl. Wladika 2005: 225f).

Vor allem mit dem „Troppauer Abkommen“ von 1899 wurde eine Einigung innerhalb der deutsch-völkischen Bewegung erzielt, indem es den Ortsgruppen des Schulvereins nun freistand, „Juden“ aufzunehmen oder nicht. Dadurch nahmen zahlreiche 1886 mit Schönerer ausgetretenen, antisemitischen Agitatoren ihre Arbeit im „Deutschen Schulverein“ wieder auf (vgl. Streitmann 1984: 108f; Zettelbauer 2005: 122).

4.5.3 Der Angriff auf die „Judenpresse“

Am 8. März 1888 zählten die Muchs, Vater und Sohn zu der Gruppe um Schönerer, die nach einem abendlichen Wirtshausaufenthalt in das Redaktionslokal des „Neuen Wiener Tagblattes“ eindringen, drohten und eine Schlägerei anzettelten. Eine verfrühte Meldung des Todes des schwerkranken deutschen Kaisers Wilhelm I. wurde als Anlass für das militante Vorgehen genommen. Die „unverschämte Judenpresse“¹⁰⁰ schrecke nicht davor zurück mit dem Tod des Kaisers, einem Hohenzollern, dem „Deutschesten aller Deutschen“ Geschäfte zu machen (vgl. Fuchs 1978: 182f; Pulzer 1966: 133; Urban 2002: 17; Whiteside 1981: 120f; Wladika 2005: 189, 209f).

Schönerer rief nach dem Eindringen in das Zimmer 9 des Redaktionslokals des „Neuen Wiener Tagblattes“ den Redaktionsmitgliedern zu: „Juden auf die Knie, Abbitte leisten!“

100 siehe Abb. 119ff

Nachdem dieser Aufruf auf Hohn stieß, stimmten laut den Aussagen von Redaktionsmitgliedern auch einige seiner Anhänger im Chor auf diese Parole ein. Daraufhin soll Schönerer zur Gewalt aufgefordert und mit einem Stock gedroht haben, was unter anderem von Matthäus Much anschließend in Abrede gestellt wurde. Die Redakteure betonten, dass sie mit Faustschlägen traktiert worden wären (vgl. Pichl 1913: 463; Valentin 1970: 86, 127; Whiteside 1981: 120f).

Als der Angriff von anderen Redakteuren wahrgenommen wurde, eilten diese zur Hilfe. Matthäus Much rief dem Journalisten Friedrich Stern (1848-1921) zur Verwehrung des Eintritts „Weg Freunderl“ zu, worauf dieser erwidert habe: „Ich bin nicht Ihr Freund“. Laut dem Präsidenten im späteren Gerichtsverfahren zu diesen Vorfällen habe Matthäus Much Stern zunächst gestoßen, was der „Mann der Wissenschaft“ verneinte. Anscheinend stieß der kräftige Stern Much und 4-5 weitere „Schönerianer“ beiseite, daraufhin drangen immer mehr Redaktionsmitglieder in Zimmer 9 ein und es kam in der Folge zu Handgreiflichkeiten. Die zur Hilfe eilenden Arbeiter wurden als „Judenknechte“ beschimpft (vgl. Pichl 1913: 463; Valentin 1970: 88-100).

Der Spediteur Weiss veranlasste die Hausbesorgerin die Tore zu schließen, damit die „Schönerianer“, welche es nun mit der Angst zu tun bekamen, nicht flüchten konnten. Einigen gelang noch die Flucht, doch direkt vor Much und Rudolf Wittmann wurde die Tür geschlossen. Schönerer begab sich an die Spitze der eigentlich im Abzug begriffenen Gruppe, wobei Weiss als „Jude“ titulierte wurde.

Am 15. März wurde Matthäus Much verhört, am 30. desselben Monats kam es zu ergebnislos verlaufenden Gegenüberstellungen (vgl. Valentin 1970: 122, 124).

Das bevorstehende Gerichtsverfahren animierte einen regen Briefwechsel von Vater und Sohn zu dieser Thematik, Auszüge aus einem Brief aus Kopenhagen vom 20.4.88 von Rudolf Much an seinen Vater sind meiner Meinung nach für das politische und weltanschauliche Gedankenkonstrukt der Muchs besonders prägnant:

„Denn eine solche [politische Partei] muss sich um politische Ziele und Wege zu denselben gruppieren, während unsere Partei [„Deutschnationale Verein“] von Anbeginn mit dem Namen Schönerer bezeichnet wurde und aus Leuten bestand, die alle Schönerer kannten und unter seinem Einfluss standen. Ein solches Verhältnis ist am Besten durch den Namen Gefolgschaft gekennzeichnet. Wir kennen Schönerer ganz genau und wissen, dass er nicht scharfsinnig und eigentlich auch nicht redegewandt ist. [...] Das sind aber Dinge, die seinen Einfluss als

Gefolgsführer nicht beeinträchtigen, zu dem er vielmehr durch andere Eigenschaften besonders befähigt erscheint u. zwar gerade solche, die der Parteileiter in dem Maße bedürfe: es sind dies seine Unerschrockenheit, seine Leidenschaft und seine begeisterte Art zu sprechen, [...] Es fällt mir auch nicht ein gegen die Berechtigung der Schönerschen Gefolgschaft zu sprechen. In den Gefolgschaften bestand ja eine Hauptstärke des germanischen Heeres.“ (Much, Rudolf zit. n. Windischbauer in: Urban 2002: 18).

Vor Gericht sagte Much dann als Zeuge aus, er habe sich mit Redakteur Ring „in der ruhigsten Weise“ unterhalten und unterstütze Wittmanns Aussage, dass dieser Ring gar beruhigt habe als dieser lauter wurde (vgl. Valentin 1970: 90).

Außerdem sagte Much als Einziger aus, dass einer der herbeieilenden Arbeiter gedroht habe: „Ist der Schönerer da, dem schlag’ ich mit dem Stiefel den Kopf ein!“ (vgl. Valentin 1970: 94).

Offenbar hatte es Much im Vorfeld ordentlich mit der Angst vor staatlicher Repression zu tun bekommen gehabt, denn er schaltete wahrscheinlich¹⁰¹ das Mitglied des Herrenhauses Joseph Alexander von Helfert (1820-1910) ein, für welchen er ja im Jahr darauf den „Kunsthistorischen Atlas“ herausbrachte. Dieser gibt nämlich in einem Brief an, gleich nach Muchs Besuch mit Minister Taaffe geredet zu haben, doch weder er noch der Freiherr Moriz von Streit (1826-1890) könnten trotz ihrer gehobenen Stellung in die Angelegenheit eingreifen,¹⁰² doch habe er ja in Pattai einen Anwalt, mit dessen Hilfe der Sache ruhig entgegengesehen werden könne. In einem auf den 6. Mai 1888 datierten Schreiben empfiehlt Helfert Matthäus Much dann in Zukunft „von der Politik zu lassen und sich nur seiner Wissenschaft, in der er so Großes leistet, zu widmen“ (Helfert nach Windischbauer 2002: 67). Einen Rat den Much offensichtlich bald zu Herzen nahm und das obwohl er einer Bestrafung entging.

Kein geringerer als der damalige Staranwalt der Antisemiten Robert Pattai half also Matthäus Much, dass dieser nicht einmal angeklagt wurde, Schönerer dagegen wurde zu vier Monaten Kerker inklusive zwei Fastentagen pro Monat verurteilt, sein Adelstitel wurde aberkannt und ihm für fünf Jahre seine bürgerlichen Ehrenrechte samt aktiven und passiven Wahlrecht entzogen. Am 20. August trat er seine Haftstrafe an (vgl. Pulzer 1966: 133; Urban 2002: 17; Wladika 2005: 213f).

101 Der Brief ist undatiert, geht aber sinngemäß dem Schreiben vom 5. Mai 1888 voran.

102 Much versuchte über seine Beziehungen vor der Justiz zu bestehen. Dabei handelte es sich um eine Vorgehensweise, welche damals von Antisemiten mit „verjudeten Hofschranzen“ in Verbindung gesetzt wurde.

Der Angriff auf das Zeitungsgebäude bedeutete für Schönerer einen Prestigeverlust, obwohl die nun den „Vereinigten Christen“ angehörenden „demokratischen Radikalen“ Lueger und Pattai Solidarität bekundeten. Für die kommenden Jahre schied Schönerer aus dem Reichsrat aus, wobei sich bei den kommenden Reichsratswahlen von 1891 nur zwei „schönerianische“ Delegierte etablierten. Von den gemäßigten Deutschnationalen, mit ihrer jetzt unter der Leitung von Otto Steinwender stehenden „Deutsche Nationalpartei“ wurden jedoch 21 Abgeordnete in den Reichsrat gewählt. Eine Zusammenarbeit mit den durch Staatstreue geprägten Christlichsozialen war nun allerdings vollständig verbaut, so dass Michael Wladika die ganze Aktion als Akt der „Selbstauflösung“ dargestellt hat, während Albert Fuchs die in der Bevölkerung hinzugewonnene Popularität, insbesondere hinsichtlich der Ereignisse im Zuge der „Badeni-Krise“ am Ende des Jahrhunderts betonte (vgl. Fuchs 1978: 183; Pulzer 1966: 133f; Whiteside 1981; 120f; Wladika 2005: 189f).

Ein nicht geringer Anteil der Bevölkerung hegte Sympathien für Schönerer und begegnete der Verurteilung mit einem groß angelegten Demonstrationszug, welcher von Tumulten begleitet wurde und zu dessen Anlass zahlreiche mit den Sprüchen „Nieder mit den Juden“ und „Hoch Schönerer“ versehene Klebmarken über die Stadt Wien verteilt wurden. Führende Politiker auch aus dem christlichsozialen Lager wie Lueger oder Josef Schleicher (1842-1924) nahmen an den Kundgebungen teil. Nun wurde Schönerer auch aus dieser politischen Richtung als Märtyrer dargestellt, welcher als „Siegfried“ den „Drachen der Judenpresse“ bekämpfte. Sein Prozess wurde als „Justizmord“ bezeichnet. Er gewann zwar durch den Prozess an Popularität, doch hemmte ihn die anschließende Kerkerhaft, deren Folgen und die gesetzlichen Auflagen enorm waren. Sein gesellschaftliches Ansehen hatte durch den Verlust des Adelstitels gelitten, die Angst vor erneuter Inhaftierung und sein Alkoholismus ließen zunächst keine nennenswerte politische Aktivität zu (vgl. Hamann 1996: 354f; Pulzer 1966: 133, Wladika 2005: 213f, 217).

Besonders zahlreiche „Schutzvereine“ verbreiteten jedoch eine deutschnationale und antisemitische Ideologie im Sinne Schönerers weiter und standen diesem auch um die Jahrhundertwende in seinen Kämpfen gegen das „Slawentum“ und Klerus wieder Pate.

Auch bei den sich von Beginn an eng mit dem deutschnationalen Gedanken verbunden fühlenden Turnern verstärkte sich seit 1886 ein kompromissloser Rassenantisemitismus, welcher gar einen höheren Stellenwert erlangte als der Anschlussgedanke an das Deutsche Reich. Der „Schönerianer“ Franz Xaver Kießling trat 1876 in den „Ersten Wiener Turnverein“ (I. WTV) ein. Von 1881 bis 1884 war er Vorturner; im Jahr 1882 wurde er zudem

Oberturnwart.¹⁰³ Als Teilnahmebedingung für den anlässlich der 25-Jahr-Jubiläumsfeier des besagten Vereines durchgeführten „Hellenischen Fünfkampfes“ forderte Kießling im Jahr 1886 eine „arische Abkunft“. Eine solche „Abkunft“ glich für Kießling einer „Weltanschauung“, welche er mit einer „höheren“ geistigen und „seelischen“ Veranlagung in Verbindung setzte, welche sich in einer „edleren“ und „höheren Lebensführung“ äußerte. Als deren Gegenpol schuf er als die drei Feindbilder der „deutschen Turnerei“: „Rassenjuden“,¹⁰⁴ „verjudete Deutsche“ und „Judenknechte“. Aus Deutschland bekam er für den von ihm propagierten Antisemitismus saftige Rügen vom Leipziger Geschäftsführer der „Deutschen Turnerschaft“ Ferdinand Goetz (1826-1915), welcher sich von der „jüdischen Frage“ unbeeindruckt zeigte und in den nun folgenden Streitigkeiten auf Kießling ordentlich Druck ausübte. Im polemisch gestimmten Briefwechsel hat Kießling Goetz fehlendes Verständnis für den „nationalen“ Kampf der „Stammesbrüder“ in Österreich vorgeworfen. Neben dem „übermächtigen Slawentum“ würde der „Verrat“ der „Juden“ am „deutschen Volk“ dieses unterwandern, indem er das „deutsche Handwerk“ schädige und die „deutschen Bauerngüter“ ausschachte. Außerdem warnte Kießling vor „unangenehmen“ Berührungen „mit polnischen, ungarischen und anderen Juden“ (Kießling zit. n. Benda in: Wladika 2005: 202). Goetz verfasste daraufhin einen Artikel, in welchem er den österreichischen Kreisturnrat zum Ausschluss des I. WTV antrieb. 12 Turnvereine schlossen sich einem Protestschreiben in der „schönerianischen“ Zeitung „Unverfälschte Deutsche Worte“ an. Nach einem letzten Ultimatum ihre antisemitischen Aktivitäten einzustellen, wurden diese Vereine des „Niederösterreichischen Turngaues“ am 15. Juli 1888 wegen Statutenübertretung aus dem Dachverband „Deutsche Turnerschaft“ ausgeschlossen, worauf sie jedoch zu Beginn des darauffolgenden Jahres einen „rein arischen Turnverband“ unter dem Namen „Deutscher Turnerbund“ (DTB) gründeten, welcher ein knappes halbes Jahr später vom Innenministerium „anstandslos“ behördlich genehmigt wurde. Mit dem von Schönerer geprägten Schlagwort „Durch Reinheit zur Einheit“ sollten von nun an nur noch „Deutsche arischer Abkunft“ um Mitgliedschaft in diesem Bund aufgenommen werden, welchem sich auch sympathisierende Vereine aus dem Deutschen Reich anschlossen. Kießling bekam später den Beinamen „Schönerer der Turner“ (vgl. Wladika 2005: 200-204).

103 Die frühen Turnaktivitäten Kießlings sind in Edwin Müllers Buch zum I. WTV vermerkt (vgl. Müller 1886: 203, 216, 225).

104 Im Jahr 1885 trat beispielsweise Serafin Bondi dem I. WTV bei (vgl. Müller 1886: 247) und ist wohl für Kießling unter die Kategorie „Rassenjude“ gefallen. Bondi wirkte bereits wie im Kap. 4.5.1/S. 93 ersichtlich wurde, an der ersten Fassung des „Linzer Programms“ mit, welches noch nicht über einen „Arierparagraphen“ verfügte.

4.5.4 Die politische Realität des Antisemitismus, Antislawismus und Antiklerikalismus in der Zeit nach Matthäus Muchs belegtem politischen Aktionismus

Die sowieso schon chauvinistische, aber dennoch in erster Linie politische deutschnationale Ausrichtung, gewann gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend an Aggressivität, so dass sie sich letztlich dem umfassenderen alldeutschen Gedanken zuwandte, welcher als eine Art Ersatzreligion zu verstehen ist, da er häufig weit über die Grenzen der Politik hinausgriff. Mit dieser scharfen Ideologisierung wurde nicht nur ein neuer Unterstützerkreis gewonnen, sondern auch auf erbitterte Gegnerschaft gestoßen. Gerade diese Gegnerschaft verwässerte jedoch allzu oft, schließlich wollten andere politische Gruppierungen, allen voran die Christlichsozialen Karl Luegers, aber mitunter auch die Sozialdemokraten, Wählerschaft aus dem alldeutschen Spektrum für ihre Ziele gewinnen. Letztlich verließ ein Teil der alldeutschen Fraktion und ihrer Anhängerschaft in der „Los von Rom“-Bewegung den politischen Bereich vollständig und versuchte den „Kampfplatz“ auf religiöse Belange auszudehnen.

4.5.4.1 Die Christlichsozialen im Fahrwasser des alldeutschen Antisemitismus

Karl von Vogelsang forderte in seinen Schriften eine allumfassende „Opposition gegen alle Versuche, den katholischen Charakter des Staates zu unterminieren“ (Whiteside 1981: 80), wobei den „Juden“ eine besonders subversive Rolle zukomme. Mit seiner Herabwürdigung der Religion habe laut Vogelsang der Liberalismus dafür gesorgt, dass die Gesellschaft zu einem wahren „Pöbelhaufen“ verkomme. Dabei würde „der Alkohol und die jüdische Presse die Spuren einer christlichen Vergangenheit bei den unglücklichen Opfern selbst abtöten“ (Whiteside 1981: 79). Die „Juden“ wurden in seinen Texten zu einem Sinnbild für alle Schattenseiten des Modernismus, welchen er mit seinem mittelalterlichen Ständemodell ersetzen wollte, welches angeblich durch auf gemeinsame Arbeit basierende gesellschaftliche Solidarität gekennzeichnet wäre (vgl. Whiteside 1981: 79f).

Der christlichsoziale Priester Ludwig Psenner (1834-1917) kaufte im Jahr 1884 das antilibérale Blatt „Österreichischer Volksfreund“ des „Österreichischen Reformvereins“. Von nun an kam es in dieser Zeitung zur Veröffentlichung von sozialdarwinistischen Theorien, welche mit vagen theologischen Gedanken unterlegt wurden. Mit einem christlichen Antisemitismus sollte den „zersetzenden“ Einflüssen des „jüdischen Finanzkapitals“ Einhalt geboten werden sollte, wobei er sich den Tag zurückwünschte, an welchem es noch keine „jüdischen Irrlehren“ und Professoren gegeben habe und die Jugend, das Handwerk und die

Presse vor der „Schmutzkonkurrenz“ der „asiatischen Fremdlinge“ Schutz gefunden hätten, eine Aufgabe, welche eigentlich dem „christlich-conservativen Staat“ zukäme (vgl. Boyer 2010: 65; Pulzer 1966: 141).

Unter dem ideologischen Einfluss Vogelsangs und Psenners gingen von Lueger und dem anderen „Wiener Demokraten“, Albert Gessmann, in den Jahren 1886 bis 1889 die entscheidenden Impulse für die Verbreitung antisemitischer Inhalte hinter einer pseudoreligiösen Fassade aus (vgl. Boyer 2010: 47).

Das Jahr 1887 stellte die Gründung des „Christlichsozialen Vereins“ durch Psenner und den in Wien tätigen Priester Adam Latschka (1847-1905) und das offizielle Aufkommen der „Vereinigten Christen“ einen Wendepunkt in der christlichsozialen Politik dar, welche auch durch ein neues Verhältnis zum Antisemitismus gekennzeichnet ist.

Der „Christlichsoziale Verein“ war als Ersatzorganisation für den zerfallenen „Reformverein“ begründet worden und sollte den Antisemitismus unter Ausschluss der „Schönerer-Bewegung“ an den Klerikalismus anbinden, wohingegen über die „Vereinigten Christen“ gerade die Nähe zu Schönerer und dessen Wählerpotential gesucht wurde (vgl. Boyer 2010: 37, 65ff).

Von den beiden Vertretern „ehrlicher Arbeit“, setzte sich der „Schönerianer“ Josef Ursin bei Landtags- und Reichsratsnachwahlen in St. Pölten gegen den konservativen Kandidaten durch, was mit einem Sieg der „Vereinigten Christen“ gegen die „Scheinliberalen“ begrüßt wurde. Carl Lueger hatte bereits im Vorfeld dieser Wahlen die Ähnlichkeit der Wirtschaftsprogramme der Konservativen, Demokraten und Antisemiten betont und eine gemeinsame antiliberale Oppositionskoalition gegen den verfassungsmäßig verankerten liberalen Freiheitsbegriff gefordert (vgl. Pulzer 1966: 142).

Da sich Vogelsangs Theorie einer christlichen Sozialreform jedoch keineswegs für einen über die Verknüpfung von „Judentum“ mit dem Finanzkapital hinausgehenden Rassenantisemitismus eignete, gelang es Lueger im Jahr 1887 nicht, Schönerer vom Eintritt zu den in der Gründung begriffenen „Vereinigten Christen“ zu bewegen. Deren effektivste „Volksführer“ stellten neben Lueger und Ernst Schneider der ehemalige deutschnationale Jurist Robert Pattai dar, bei welchem ja auch Matthäus Much im Vorfeld des anlässlich des Angriffs auf das „Neue Wiener Tagblatt“ stattfindenden Prozesses rechtlichen Beistand gesucht hatte. Lueger war damals in keiner Weise klerikal und hatte Schönerers Anträge mehrmals unterstützt. Dennoch fehlte ihm bei seinen christlichsozialen Reformbestrebungen einfach das „Alldeutschtum“ samt dem Bismarck-Kult, um Schönerer auf seine Seite zu

ziehen. Auch scheint es so als konnte Schönerer keine anderen „Führer“ neben sich dulden.¹⁰⁵ Als möglicher Sammelpunkt aller antisemitischen und konservativen „Elemente“ gegen den „Judenliberalismus“ im kommenden Wahlkampf waren die „Vereinigten Christen“¹⁰⁶ jedoch auch Schönerer willkommen, wollte er doch seinem mitunter dem Liberalismus entstammenden Klientel nicht mit dem vorgeschlagenen Namen „Antilibérale Liga“ vor den Kopf stoßen (vgl. Boyer 2010: 37; Pulzer 1966: 142f; Whiteside 1981: 114, 120).

Carl Lueger hatte zwar selbst in Rechtswissenschaften promoviert und übte den Beruf des Rechtsanwalts aus, verstand sich aber als ein „Anwalt der kleinen Leute“ und griff immer wieder Ärzte, Advokaten, Professoren und die Wissenschaft als Ganzes öffentlich an (vgl. Hamann 1996: 408).

Von den Unterstützungsbekundungen seitens Luegers und seiner Anhänger für den inhaftierten Schönerer ist bereits im vorangegangenen Kapitel die Rede gewesen. Womöglich handelte es sich dabei nicht um wahre Sympathiebekundungen, sondern waren vornehmlich dazu gedacht, Teile der deutschnationalen Anhängerschaft auf die christlichsoziale Schiene zu leiten.

Im Jahr 1889 kam es dann auf dem „Katholikentag“ zur endgültigen Verfestigung der „Vereinigten Christen“, welche sogleich ein antisemitisches Programm vorlegten. Zur Gewährleistung der Rechte der Handwerker- und Bauernschaft sollten die „Juden“ aus allen Staatsämtern samt der Armee, juristischen Berufen, dem Unterrichtswesen für nichtjüdische Schüler, dem Einzelhandel und dem Pfandleihgeschäft ausgeschlossen werden. Neben Bekenntnisschulen wurde eine Zollunion mit dem Deutschen Reich gefordert, ein klares Friedensangebot an die Deutschnationalen, bei welchen Lueger spätestens seit dem Frühjahr 1892 auch als Führerfigur galt. Schönerer gedachte dagegen eine „gesamtdeutsche antisemitische Front unter Ausschluß der Christlichsozialen“ (Wladika 2005: 236) herauszubilden. Zunächst sollten die Christlichsozialen auf der parlamentarischen Ebene eine nur marginale Rolle spielen, aber auf die Wiener Gewerbetreibenden und daneben auch auf Pfarrer, Lehrer und Unterbeamte, gerade über den hemmungslosen Gebrauch antisemitischer Schlagwörter, eine sich steigende Anziehungskraft ausüben (vgl. Fuchs 1978: 53; Pulzer 1966: 143ff; Wladika 2005: 236).

In einer Parlamentsrede aus dem Jahr 1890 sprach Lueger beispielsweise vom durch den „jüdischen Wucher“ ausgelaugten, aus Handwerkern und Bauern bestehenden „christlichen

¹⁰⁵ siehe Abb. 91

¹⁰⁶ siehe Abb. 79ff

Volk“ und der hohen jüdischen Beteiligung in medizinischen und juristischen Berufszweigen. Außerdem hätten die „Juden“ das „Judendeutsch“ eingeführt, damit keine außenstehende Person ihren Gesprächen folgen könne. Der Antisemitismus stelle lediglich eine logische Folge dieser gesellschaftlichen Zustände dar. Albert Fuchs hat Luegers Antisemitismus als einen „nicht mehr religiös und [...] noch nicht rassistisch motiviert“ (Fuchs 1978: 60) bezeichnet.

Im vom „Wählerverein der Vereinigten Christen“ herausgegebenen *Prolog zur Feier des 50-jährigen Geburtsfestes des Herrn Dr. Carl Lueger* klingen aber auch Töne an, welche mit Abstammung argumentieren, wobei das Auslöschen eines von Grund auf „schädlichen Elements“ in Erwägung gezogen wird. Wörtlich ist dort von einem um „goldene Kälber tollenden“, grundsätzlich „wankelmüthigen Geschlecht“ die Rede, welches auf Lug und Betrug „goldene Häuser“ baue. Es handle sich um „goldene Räuberhorden“, welche sich auf Kosten des armen, rechtschaffenden und nicht dem „Goldklang“ des „Judaslohnes“ folgenden Christen bereichere. An diesem liege es von nun an das „Unkraut auszureuten“ (vgl. Eichert 1894: 1f).¹⁰⁷

Die Christlichsozialen wollten eine breite, von katholischem Gedankengut durchdrungene Massenbewegung entfachen. Zu diesem Zweck wurde im Jahr 1892 die „Leo-Gesellschaft“ geschaffen, welche sich zu einem überregionalen Treffpunkt katholischer Intellektueller entwickeln sollte. Aus dem Jahr 1894 ist bei einem „Sozialen Vortragskurs“ eine deutschtümelerische Komponente bemerkbar, wobei diese gegenüber einem insbesondere an die Sozialdemokratie gerichteten Antimarxismus im Hintergrund steht.

Zwei Jahr nach diesem „Vortragskurs“ wurde dann noch die „Verbindung Katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs“ gegründet, welche sich die Förderung von Kunst und Wissenschaft zur Aufgabe machte (vgl. Boyer 2010: 294f, 351, 415; Fuchs 1978: 54).

Seine „Christlichsoziale Partei“, mit welcher er seinen Siegeszug als Bürgermeister antreten sollte, gründete Lueger im Jahr 1893. Weitreichend konnte Wählerpotential aus verschiedenen sozialen Schichten und politischen Schattierungen aktiviert werden. Entscheidend war, dass 1895 die Interessengemeinschaft der Hausbesitzer geschlossen auf den Kurs der „Christlichsozialen Partei“ überschwenkte und Lueger zum Wiener Bürgermeister gewählt

¹⁰⁷ siehe Abb. 79ff

wurde. Der Kaiser gab zunächst dem Druck der Liberalen nach, indem er die Wahl nicht anerkannte. Erst zwei Jahre später, nach der vierten Wahl Luegers, bestätigte er diesen in seinem Amt als Bürgermeister von Wien. In den darauffolgenden „nationalen Kämpfen“ trafen sich die Christlichsozialen mit den Alldeutschen in ihrem Hass auf Ministerpräsident Badeni, welcher für beide Gruppierungen allein schon in dessen Herkunft aus dem regierungstreuen polnischen Adel und seinen jüdischen Kontakten begründet lag (vgl. Fuchs 1978: 53; Pulzer 1966: 151; Wladika 2005: 236).

Die Christlichsozialen konnten in Wien ihre Macht in den folgenden Jahren konsolidieren und bei den Parlamentswahlen ihre Wahlerfolge auf Niederösterreich ausdehnen, so dass nun auch eine „Reichspartei“ gegründet wurde. Lueger behielt das Bürgermeisteramt bis zu seinem Tod im Jahr 1910. Seine Schaffenszeit ist von Widersprüchen und Brüchen geprägt, wobei er seine anfangs „antikapitalistischen“ Ideen zugunsten eines staatsstreuen Kurses opferte und sich seit 1902 mit den zuvor verhassten „jüdischen“ oder „verjudeten“ Bankiers abgab, um zahlreiche sozialpolitische Projekte zu finanzieren. Der Antisemitismus wurde abgemildert, so dass ihm von nun an nur eine untergeordnete Rolle zukam (vgl. Boyer 2010: 179-303).

Die „Extra-Ausgabe“ der „Wiener Bilder. Illustriertes Familienblatt“ anlässlich des Todes von Luegers vom 10. März 1910 preist dessen politisches Gespür:

„Bereits aber hatte der Agitator Dr. Lueger seine Kräfte spüren gelernt, bereits hatte er erkannt, daß der niedergehende Altliberalismus im Begriff war, dem klerikal-rückschrittlichen Ansturm zu erliegen und mit außerordentlicher Gewandtheit und Entschlossenheit vollzog er eine entscheidende Schwenkung. Den Nationalisten entnahm er das in vielen Kreisen populär gewordene Schlagwort des Antisemitismus, kühn und gewandt entrollte er die Fahne der Rassengegnerschaft und da wußte er sich einer Bundesgenossenschaft zu versichern, die von den kleinen Gewerbsleuten bis zu den Kirchenfürsten und Hochadeligen reichte. Seine Werbetätigkeit kannte keine Grenzen“ (Tichy 1910: 2).

4.5.4.2 Georg Schönerers Zeit im „Exil“ – der Vorabend der „Badeni-Krise“

Im Jahr 1887 wurde die „Deutschnationale Vereinigung“ aus der Minderheit des „Deutschen Klubs“ geschaffen, welche endgültig den Liberalen den Rücken zukehrte. Vier Jahre später wurde die „Deutschnationale Vereinigung“ in „Deutsche Nationalpartei“ umbenannt, aus welcher wiederum 1896 die gemäßigt deutschnationale „Deutsche Volkspartei“ hervorging.

Die zum altliberalen „Deutschösterreichischen Klub“ zurückgekehrte Mehrheit des „Deutschen Klubs“ rief im November 1888 die „Vereinigte Deutsche Linke“ ins Leben, welche sich von einem ausgesprochen deutschnationalen Kurs distanzierte (vgl. Fuchs 1978: 187, Pulzer 1966: 134; Streitmann 1984: 17; Wladika 2005: 285f; Zettelbauer 2005: 111f).

Der von Schönerer 1889 aufgelöste antisemitische „Schulverein für Deutsche“ diente dem im gleichen Jahr in Graz gegründeten Verein „Südmark“ als Vorbild, welcher sich die „Germanisierung“ der südlichen Alpenländer und die Anbindung des slowenischen Marburg¹⁰⁸ an das deutschsprachige Gebiet zum Ziel gesetzt hatte und hierzu überwiegend protestantische Bauern aus Dänemark und dem Deutschen Reich ansiedelte.

Zudem wurde dieser „Schutzverein“ zu einem Eckpfeiler völkischer Handlungsstrategien, wie der Errichtung von Selbsthilfegruppen, Interessenverbänden und der Verbreitung von Propagandamaterial.¹⁰⁹

Beim 1893 in Schlesien entstandenen Verein „Nordmark“ und den im darauffolgenden Jahr begründeten Vereinigungen „Bund der Deutschen in Böhmen“ und „Bund der Germanen“ handelte es sich um weitere antisemitische „Schutzvereine“.

Auf den 1886 begründeten „Schulverein für Deutsche“ ist bereits eingegangen worden,¹¹⁰ zudem handelte es sich beim 1893 in Schlesien entstandenen Verein „Nordmark“ und den im darauffolgenden Jahr begründeten Vereinigungen „Bund der Deutschen in Böhmen“ und der „Bund der Germanen“ um weitere antisemitische „Schutzvereine“. Diese genannten Bünde verfügten im Gegensatz zum seit 1880 bestehenden „Deutschen Schulverein“, dem 1884 gegründeten „Deutschen Böhmerwaldbund“ und dem 1886 geschaffenen „Bund der Deutschen Nordmährens“ über „Arierparagrafen“. Für den im Jahr 1903 ins Leben gerufenen „Bund der Deutschen in Niederösterreich“ sind Abbildungen im Anhang als Nachweis von Antisemitismus angeführt (vgl. Streitmann 1984: 216-220; Zettelbauer 2005: 121-125).¹¹¹

Die überregionale Organisation der Schutzvereine wurde vom „Waidhofener Verband“ (WV) in die Hände genommen. Neben diesem war der 1889 gegründete, antisemitische „Deutsche

108 Bei Marburg handelt es sich um das heutige Maribor in Slowenien.

109 siehe die Abb. 45/65/72/84/86/89/94/128f/141/166/184

110 siehe Kap. 4.5.2/S. 106f

111 siehe Abb. 127/133

Turnerbund“¹¹² für Schönerer nach seiner Kerkerhaft zu Beginn der Neunziger der einzige organisatorische Rückhalt. Der WV versuchte einer drohenden behördlichen Auflösung vorzubeugen, indem er keinen „Arierparagraphen“ in die Satzung aufnahm. Außerdem wurde eine günstige Verhandlungsbasis geschaffen, um mit den Burschenschaften den Kontakt zu erneuern. Im April 1890 entstand auf Anregung Schönerers zudem der „Verein Deutscher Geschichte“, welcher dem „deutschen Volk“ die zu seiner Verherrlichung nötige historische Tiefe verleihen sollte. Zur Schaffung einer solch verlängerten Nationalgeschichte sollte eine „nationale Bibel“ geschaffen werden. In Vorträgen wurde hauptsächlich das „Judentum“ dem „Germanentum“ gegenübergestellt (Whiteside 1981: 138; Wladika 2005: 227, 239ff).

Nicht lange hielt es Schönerer in seinem selbsterwählten Exil im „Hamerling-Haus“¹¹³ aus und kehrte bald ins politische Leben zurück. Am 25. Oktober 1890 erklärte er auf einem, anlässlich des 90. Geburtstags vom preußischen Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke (1800-1891) veranstalteten Ehrenkommers, seinen Wiedereintritt in die Öffentlichkeit. Dabei feierte er seine eigene Wiederauferstehung mit den Worten: „Der Führer ist nicht tot – er lebt und ist bereit, zu arbeiten“ (Wladika 2005: 233) und betonte seine auf „Wahrheit“, „Treue“ und „Uneigennützigkeit“ basierende „Liebe zum eigenen Volk“, welche „Strebertum, „Wortbruch“, „Lüge“, „Gemeinheit“ und „Verrat“ entgegenstünde. Mit der Parole „Durch Reinheit zur Einheit“ forderte Schönerer erstmals öffentlich die Bildung einer „eichenfesten“ und „stahlharten“ Kaderorganisation zur Bekämpfung solcher Unzulänglichkeiten nach „unseren rein nationalen Grundsätzen“, von welchen er kein „Abweichen“ dulden wollte. Mit der „Reinheit“ verband er auch die „Befreiung“ des „deutschen Volkes“ von „fremden Elementen“. Erst dann wäre die „Voraussetzung für die Entfaltung der nationalen Kräfte zum Zwecke des Kampfes für die Einheit“ (Wladika 2005: 234) geschaffen. Die studentischen Vereine, welche neben den Turnern Schönerer auch über die Zeit seiner Inhaftierung als einzige Organisationen die „Treue“ gehalten hatten, forderten ihn in einem Schreiben vom 3. November auf, im „Deutschen Volksverein“ die Stelle als Obmann zu übernehmen, was er dankend annahm. Zur ersten Amtshandlung des zurückgekehrten „Führers“ gehörte es den seit dem Melker Parteitag (11. Mai 1890) schwelenden Konflikt um die Vormachtstellung im Verein zwischen Karl Türk und Karl Hermann Wolf (1862-1941) auf der Vollversammlung am

112 siehe Kap. 4.5.3/S. 112

113 Es handelte sich um das Geburtshaus des kurz zuvor verstorbenen Lieblingsdichters Schönerers Robert Hamerling (1830-1889); zum Inhalt von Hamerlings Schriften siehe Kap. 5.6.3 (S. 260f)/6.1.4 (S. 315).

22. November zugunsten des wesentlich jüngeren Wolfs zu lösen und Türk zu dessen Stellvertreter zu degradieren (vgl. Wladika 2005: 233f).

In der ersten Hälfte der Neunziger verscherzte sich Schönerer mit seiner Weigerung, das Programm der einen gemäßigteren Kurs einschlagenden „Deutschen Volkspartei“ anzuerkennen, zahlreiche Sympathien in Wien und Niederösterreich, einschließlich derjenigen aus dem Waldviertel als seinem Heimatbezirk. Ebenso schwand sein Einfluss auf die Burschenschaften in der Hauptstadt, Tulln und Krems stetig weiter. Hierbei wird sowohl die Bruchlinie zwischen den „Schönerianern“ und der gemäßigteren Variante des Deutschnationalismus von Otto Steinwender deutlich, als auch die Kluft zwischen den alldeutsch-studentischen Vereinen und den katholischen Burschenschaften. Während sich Karl Hermann Wolf nicht nur an Steinwenders Politik annäherte, sondern auch mit Lueger kooperierte, sprach Schönerer dem Programm der „Deutschen Volkspartei“ den „nationalen Charakter“ grundsätzlich ab. Auf Initiative von Wolf wurde der „Verein der Deutschnationalen in Österreich“ gegründet, welcher sich zwar zum „Linzer Programm“ bekannte, allerdings hinsichtlich der „Judenfrage“ Luegers Losung „Wer Jud’ ist bestimm’ ich“ folgte. Daneben stieß schon die Staatsbezeichnung „Österreich“ im Vereinsnamen auf strikte Ablehnung Schönerers und der „Unverfälschten Deutschen Worte“. Wolf fand sein Sprachrohr in der von ihm ins Leben gerufenen und herausgegebenen „Ostdeutschen Rundschau“¹¹⁴ und veröffentlichte in dieser 1896 das Programm der „Deutschen Volkspartei“. Hier werden schon Risse sichtbar, welche später zu einem Auseinandertriften in zwei Lager führen sollten. Der WV zerfiel auf seinem sechsten Verbandstag am 2./3. Juni 1895 fast vollständig, nur noch sechs studentische Vereine wollten Schönerer als Führerfigur huldigen. Nur zwei Wochen später legte Schönerer seinen Vorsitz samt Mitgliedschaft im „Deutschen Volksverein“¹¹⁵ nieder, nachdem seinem Aufruf nach einem Abtreten der „Überläufer“, welche im Sinne Wolfs die Zusammenarbeit mit den Christlichsozialen gepflegt hatten, aus seiner Sicht nicht ausreichend Genüge geleistet worden war. Hierbei wird der erste schon längere Zeit schwelende Konflikt Schönerers mit Wolf deutlich, dessen zu diesem Zeitpunkt gemäßigte Deutschnationalismus und die Allianz mit den Christlichsozialen auf eine angebliche Verbindung mit dem „Judentum“ hinweise. Außerdem kam es 1895 zu gewalttätigen Auseinandersetzungen der alldeutschen mit den katholischen Studenten, welche in ihrer neugeschaffenen „Deutsch-akademischen Lese und Redehalle“ den „Rassestandpunkt“

114 siehe Abb. 115

115 Der „Deutsche Volksverein“ sollte nicht mit der „Deutschen Volkspartei“ verwechselt werden.

verwarfen und getaufte „Juden“ in ihre Reihen aufnehmen (vgl. Pulzer 1966: 163; Wladika 2005: 261f, 274f, 285ff).

Daneben untermauerten „jüdisch-nationale“ Vereine ihre Wehrhaftigkeit gegenüber dem wieder aufflammenden Antisemitismus. Um der „arischen Jugend“ auch in der Fechtkunst die Stirn zu bieten, organisierte der jüdische Studentenverein „Kadimah“ 1893 die „Lese und Redehalle jüdischer Studenten auf wehrhafter Grundlage“, 1895 wurden die zionistischen Vereine „Ivria“ und „Unitas“ ins Leben gerufen. Erst mit der Durchsetzung des als „Waidhofener Prinzip“ titulierten Beschlusses des „Waidhofener Verbandes“ vom 11. März 1896 wurden die Burschenschaften, bis Ende Mai auch die des konservativen LDC unter dem Banner des Antisemitismus geeint. Den Vorsitz bei der konstitutiven Sitzung hatte der Burschenschaftler Florian Albrecht (1870-1944), welcher eine der zentralen Figuren der alldeutschen Studentenschaft darstellte. Dabei wurde der Waffengang mit „Juden“ untersagt, da sich diese dafür mit ihrer „Charakterlosigkeit“ und „Ehrlosigkeit“ als „unwürdig“ erwiesen hätten. Unter dem „jüdischen Unwesen“ hätte „unsere Eigenheit“ und damit die „Ehre“ nach „deutschen Begriffen“ bereits außerordentlich „gelitten“. Laut Albrecht brauche man sich darüber „in vollster Tatsache, daß zwischen Ariern und Juden ein so tiefer moralischer und psychischer Unterschied besteht“ (Pulzer 1966: 203), auch nicht wundern. Der als „Lausbub Schönerers“ titulierte Albrecht wurde anschließend relegiert. Mit einer Spendensammlung und der persönlichen Hilfe seines geistigen „Ziehvaters“ konnte er jedoch sein Studium in Prag fortsetzen. Der WV hatte sich seit Jahren für dieses Anliegen und einen Numerus Clausus für „jüdische“ Studenten eingesetzt, Albrecht beantragte letzteren im Jahr 1897. Albrecht versuchte gar mit Schönerers Unterstützung auf dem in Wien stattfindenden „1. Deutschen Studententag“ im Januar 1897 eine vollständige Fusion vom LDC und dem WV zu erlangen. Der LDC stimmte seinen Forderungen nach einem Ausschluss der „Juden“ sowie aller Angehörigen der „romanischen“ und „slawischen Nationalitäten“ zu ohne sich einer alldeutschen Führung zu unterwerfen. Das prinzipiell auf den Rassenantisemitismus aufgebaute „Waidhofener Prinzip“ verhinderte den Anschluss an den reichsdeutschen Kartellverband und führte zu behördlicher und universitärer Zurückdrängung und Verfolgung deutschnational gesinnter studentischer Verbände (vgl. Pulzer 1966: 203; Wladika 2005: 289ff).

Lediglich die Prager Studentenverbindungen ließen sich nicht in ein solch antisemitisches Fahrwasser treiben. In der Praxis fand es aber auch dort bei einigen Burschenschaften Anwendung ohne explizit auf den rassenantisemitischen Standpunkt zu pochen.

Unangenehmen Gegnern konnten jüdische Wurzeln nachgesagt werden und die Auseinandersetzung durch das „Waidhofener Prinzip“ ohne „Ehrverlust“ vermieden werden. (vgl. Pulzer 1966: 203).

Die „deutschen Parteien“ verhielten sich dagegen in der Wahlperiode von 1891-1897 eher ruhig. Einschließlich der Führungsebene der „Deutschen Volkspartei“ strebten sie noch nicht nach der absoluten Macht. Außerdem scheuten sie sich noch vor Auseinandersetzungen mit den tschechischen Nationalisten, wobei beide Seiten noch am Grundkonsens als Basis eines funktionsfähigen Parlaments interessiert waren. In einem Ausgleich der Interessen wurde noch gegenüber einer mittels der Notverordnung (§14) herrschenden, neoabsolutistischen Regierung das kleinere Übel gesehen. Zwar wurde vor allem von tschechischer Seite bereits seit 1891 die „Obstruktion“ mittels „filibustrieren“ (stundenlangem Reden) zur Durchsetzung politischer Interessen gegen die Regierung angewandt, doch geschah dies nur kurzzeitig und als vermeintlich letztes Mittel. Allerdings zerbrach nach dem Sturz von Taaffe 1893 die zuvor entstandene Koalition vom konservativen Fürsten Alfred Windischgrätz (1851-1927) mit dem Liberalen Ernst von Plener an der Schulkontroverse in der überwiegend deutschsprachigen, damals zur Südsteiermark gerechneten, Stadt Cilli¹¹⁶ von 1895. Emporkömmlinge aus dem Bürgertum hatten die Einführung von Parallelklassen im Gymnasium gefordert, in welchen Slowenisch unterrichtet werden sollte. Windischgrätz wollte einlenken, musste aber zurücktreten als die Mehrheit der „in nationalen Fragen sensibilisierten“ Mitglieder der „Vereinigten Deutschen Linken“ aus der Regierungskoalition austrat. Dem nachfolgenden Ministerpräsidenten Graf Badeni gelang es 1896 das Wahlrecht mit einer fünften Kurie, der „allgemeinen Wählerklasse“, weiter auszubauen. Trotz dieser neuen Verordnung blieb das Wahlrecht ein auf Standes- und Klassengegensätze beruhendes Zensuswahlrecht (vgl. Pulzer 1966: 146, 151f; Vocolka 1986: 84f, 98f; Whiteside 1981: 143, 147; Wladika 2005: 266f, 283f, 313).

Schönerer wurde 1896 von einem Wählerversammlung des Wahlkreises „Eger Land“ gefragt, ob er sich eine Kandidatur für die kommenden Reichsratswahlen vorstellen könne. Von der gesellschaftlichen Zusammensetzung der Wählerschaft ähnelte dieser Wahlkreis mit seinen Handwerkern, kleineren Händlern, Gewerbetreibenden, Bauern, Lehrern, Notaren und Rechtsanwälten Schönerers altem niederösterreichischen. Vor allem aufgrund „alter historischer Beziehungen“ zu Norddeutschland und Preußen waren die Gesinnung dieser

116 Bei Cilli handelt es sich um die heutige Stadt Celje in Slowenien.

Wähler „streng national“, antiklerikal und preußenfreundlich und vertraten die Auffassung an der „deutsch-slawischen Front“ zu leben. Nun kamen Schönerer wieder seine landwirtschaftlichen Kenntnisse zugute, außerdem sah die schwunglose und gespaltene hiesige „Deutsche Volkspartei“ die Gunst der Stunde gekommen mit seiner Person, den Reichsratssitz für sich zu gewinnen. Da sein alter Waldviertler Wahlkreis inzwischen in die feste Hand der Christlichsozialen geraten war, nahm sich Schönerer der Aufgabe an und wurde zu Beginn des Jahres 1897 gemeinsam mit vier seiner alten Weggefährten (Wolf, Iro, Türk und Franz Kittel) auf dem Gebiet der späteren Tschechoslowakei als Deutschnationale in den Reichsrat gewählt. Im Vergleich zu früher waren die Wahlkampfauseinandersetzungen von besonderer Heftigkeit geprägt, da mit der neuerlichen Wahlrechtsreform eine enorme Anzahl neuer Wahlberechtigter aus den untersten Schichten zur Urne geleitet wurden. Einen „Kampf“, welchen die Alldeutschen um Schönerer verloren, da sie in der fünften Kurie keinen einzigen Kandidaten durchbrachten. Zwar verschoben die Reichsratswahlen von 1897 die Parteienlandschaft nach „Links“, doch zersplitterten auch die „deutschen Parteien“ in acht Fraktionen. Badeni stützte seine nationale Versöhnungspolitik auf die „Rechte“ der Adeligen und Großgrundbesitzer, welche lediglich die zahlenmäßig relativ kleinen Kurien repräsentierte. Andererseits ermöglichte das neue Wahlrecht „Radikalen“ den Eintritt in den Reichsrat, in welchem sie sich als opponierende, die Regierung ablehnende Gruppen und „Anwälte“ des „Volkes“ darstellen konnten und so den Alldeutschen den Zugang zur Arbeiterschaft ermöglichten (vgl. Whiteside 1981: 142; Wladika 2005: 301, 315f, 345).

4.5.4.3 Die „Badeni-Krise“ und der im „Furor teutonicus“ eskalierende „Sprachenstreit“

Der aus Galizien stammende Graf Kasimir Felix Badeni (1846-1909) erließ unter dem Veto der „Deutschen Fortschrittspartei“, der „Deutschen Volkspartei“ und den dem kleindeutsch-deutschnationalen bzw. alldeutschen Gedanken im Sinne Schönerers ergebenden oder nahestehenden Abgeordneten am 4. April 1897 eine auf den darauffolgenden Tag datierte Sprachenverordnung, durch welche im Königreich Böhmen der Gebrauch der Landessprachen in Verwaltungsangelegenheiten in den böhmischen Gebieten verpflichtend wurde. Von nun an sollten mündliche und schriftliche Amtshandlungen in derjenigen Landessprache abgewickelt werden, in welcher das Anliegen an die Gerichte und Ministerien herangetragen wurde. Auch im behördlichen Verkehr mit den Zentralstellen in Wien sollten die Beamten unabhängig von ihrer jeweiligen Muttersprache gleichgestellt werden. Bis ins Jahr 1903 sollten alle böhmischen Beamten den Nachweis erbringen, beiderlei Sprachen zu beherrschen. Solche

Zugeständnisse an die tschechisch-sprechende Bevölkerung riefen nicht nur beim „deutschen Bürgertum“ Ängste hervor, den „nationalen Besitzstand“ an die tschechische Bevölkerung zu verlieren, sondern politisierte auch die Arbeiterschaft, zunächst vor allem im überwiegend deutschsprachigen nördlichen Böhmen, nach „nationalen“ Gesichtspunkten (vgl. Fuchs 1978: 183; Whiteside 1981: 144, 181; Wladika 2005: 15, 325, 348-356).

Georg Schönerer und seine Anhängerschaft begegneten diesem Vorhaben mit einem bisher unbekannten militanten Aktionismus. Hierzu traten sie aus ihrem sektenartigen völkischen Schattendasein¹¹⁷ und preschten in die zentralen Schauplätze politischer Auseinandersetzung vor. Bereits am 9. April 1897 stellte diese alldutsche Bewegung bei ihrem ersten Sitzungstag einen Dringlichkeitsantrag zur unverzüglichen Aufhebung der Sprachverordnungen. Schönerer stellte dabei „deutsches Volksrecht“ über „tschechisches Staatsrecht“. Karl Hermann Wolf, nun wieder mit dem „Führer“ vereint, hetzte gegen den Ministerpräsidenten Badeni, proklamierte den Anschluss an das Deutsche Reich und rief die „Revolution“ aus. Karl Iro appellierte an das vom „Geist Bismarcks“ durchdrungene „größte unsere Volk“ und betonte die historisch gewachsenen „Rechte“ der „Deutschen“ in Böhmen (vgl. Whiteside 1981: 146f, 150).

Unter Anleitung von Schönerer und vor allem auch Wolf kam es zu lautstarken bis gewalttätigen Übergriffen der Deutschnationalen im Parlament. Dabei wurde „die im Reichsrat schon früher gelegentlich erprobte Technik der Obstruktion zur höchsten Vollkommenheit“ (Fuchs 1978: 183)¹¹⁸ gesteigert. Die Geschäftsordnung ließ genügend Spielraum, um die parlamentarischen Abläufe zu verzögern. Neben dem bereits erwähnten „Filibustrieren“, stundenlangem Reden, wurde nun mit Zwischenrufen ein Konfrontationskurs gefahren, welcher letztlich nicht selten in handfesten Auseinandersetzungen mündete. Die Parlamentstätigkeit wurde größtenteils stillgelegt und so verhindert, was Schönerer als „gesetzeswidrig“ einstufte. Dieses alldutsche Verständnis von „totaler Obstruktion“ verfolgte tendenziell den Zweck, den Staat zu zerstören, anstatt ihn zu reformieren oder gar zu stärken.

Als erstes schwenkten die Liberalen, von welchen sich aufgrund der Unbestimmtheit ihres Programmes sowohl die „Massen“ als auch der Adel, der Klerus, der Katholizismus und die verschiedenen Nationalismen abgewandt hatten, auf die Seite der alldutschen Unruhestifter über und versuchten so ihre „Treue“ zum „Volk“ zu beweisen. Badeni reagierte, indem er die

¹¹⁷ siehe Kap. 7.5

¹¹⁸ zur „Obstruktion“ siehe auch Kap. 4.5.1 (S. 101f)/4.5.4.2 (S. 122)

Abgeordneten mit der Aufhebung ihrer Immunität zu einem gesetzeskonformen Verhalten bewegen wollte. Nach und nach folgten somit den „Schönerianern“ auch die anderen „deutschen Parteien“ in die Opposition gegen die Badenischen Sprachenverordnungen. Zum Schrecken Badenis erreichte die alldeutsche Propaganda nicht nur die zuvor meist eher gemäßigt im Sinne Steinwenders agierenden alpenländischen Vertreter des „Volkes“, sondern hinterließ mit Unterstützung der „Liberalen“ und den „Nationalradikalen“ ihre Spuren in weiten Teilen der Bevölkerung, selbst in klerikalen und großadeligen Kreisen (vgl. Whiteside 1981: 146-150, 153f, 158).

Am 2. Juni 1897 stimmte der Kaiser auf Badenis Wunsch dem Antrag zu, den parlamentarischen Betrieb des Reichsrats erstmals nach 28 Jahren wegen „gewaltsamer Verhinderung“ seines Ablaufs zu schließen. Stattdessen regierte das Ministerium Badeni von nun mit dem neoabsolutistischen § 14 StGG, der Notverordnung. Der ebenfalls auf den 2. Juni datierte „Geheimerlass“ gelangte in die Presse. Badeni forderte in diesem ein härteres Eingreifen der „Konzeptbeamten“, welche in der Darstellung der Gegenseite als „Lockspitzel“ bei politischen Veranstaltungen agieren sollten. Darüber empörten sich die Liberalen derart, dass sie gemeinsame Sache mit den „Schönerianern“ machten (vgl. Fuchs 1978: 183; Whiteside 1981: 144-150, 154; Wladika 2005: 336ff).

In den von Auseinandersetzungen geprägten Jahren 1897-1901, welche zu bleibenden Schäden im österreichischen Staatsgefüge führten, sahen sich die Ministerpräsidenten, wenn sie nicht gerade um Kompromisse bemüht waren, nur in der Lage mittels der Notverordnungen und ohne Parlament zu regieren, da sich Reichsratssitzungen häufig zu einem Hort der Obstruktion und Gewalt wandelten. Dadurch benötigten die sich immer tiefer in der Gedankenwelt der Bevölkerung verwurzelnden Konflikte einen neuen Schauplatz, weshalb sie sich zunehmend von der Hauptstadt Wien auf das ganze Land, vor allem auch in die sogenannten „Sprachgrenzgebiete“, verlagerten. Der ländliche Teil der Bevölkerung verstand sich mehr und mehr als „deutsch“, aber auch Lueger mit seiner städtischen christlichsozialen Anhängerschaft und selbst die Sozialdemokraten sympathisierten mit den Zielen der alldeutschen Bewegung. So wurden folgerichtig immer weitere Teile der Bevölkerung vom nun entstehenden „Furor teutonicus“¹¹⁹ ergriffen, mit dessen Hilfe Schönerer wieder in den Reichsrat einzog, wo er die Parlamentsarbeit lahmlegte und dennoch Einfluss auf weite Teile der Bevölkerung nahm (vgl. Whiteside 1981: 164, 167, 192-195).

119 lat.: „teutonische Wut“; siehe Abb. 32

Dabei kam es zu Krawallen im Parlament, wobei die ärgsten Störenfriede mittels einer frisch erwirkten Geschäftsordnung unter Anwendung von Gewalt aus dem Sitzungssaal des Parlaments entfernt wurden. Die Deutschnationalen organisierten unter Beihilfe der Sozialdemokraten Straßendemonstrationen, was den Kaiser letztendlich zur Absetzung der Regierung veranlasste. Außerdem kam es zu zahlreichen, mitunter gewalttätigen, Zusammenstößen zwischen Alldutschen mit der Polizei und den Tschechen und deren Turnverbänden, den „Sokol“.¹²⁰ Mitunter kam es zu Sachbeschädigungen und Plünderungen. Zur Bedeutung gelangte diesbezüglich der von der „Fortschrittspartei“, der „Deutschen Volkspartei“ und den Alldutschen am 13. Juni 1897 organisierte „Volkstag zu Eger“, welcher trotz des Verbots durch die Regierung unter tatkräftiger Mithilfe der Gemeinde Eger stattfand. Es kam zu schweren Ausschreitungen zwischen mehreren tausend Teilnehmern mit der Staatsgewalt, darunter gar Reiter aus Prag, welche die stumpfen Seiten ihrer Säbel zur Maßregelung der Demonstranten einsetzte. Die Verletzten wurden zu „Märtyrern“, das „deutsche Volk“ zum „Opfer“ Badenis. Im „Schwur von Eger“ wurde in „Einigkeit“ und „Treue“ der „Sieg“ des „deutschen Volkes“ im „rücksichtslos“ geführten „Kampf“ gegen die Sprachenverordnungen vorausgesagt. Nun fassten auch die Christlichsozialen die Badenischen Gesetze als Beschneidung des Rechts auf freie Meinungsäußerung auf und wetterten gegen die Sprachenverordnung. So versuchten sie nun das „judenreine“ liberale Potential für sich zu gewinnen (vgl. Fuchs 1978: 183; Whiteside 1981: 156-167, 192f; Wladika 2005: 339f, 342-346).

Die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn wurden nach zehn Jahren fällig. Die ungarische Regierung forderte eine Erneuerung des Vertrages. Deswegen rief Badeni am 23. September 1897 eine Sitzung im Reichsrat ein, bei welcher ihn der Deutschnationale Karl Hermann Wolf als einen „Schwindler“ bezeichnete, worauf diesen der Minister zum Duell herausforderte, welches am 25. September stattfand. Wolf schoss Badeni zur Freude seiner Anhänger in den Arm, worauf im Anschluss an dieses Ereignis mit propagandistischer Häme hingewiesen wurde.¹²¹ Wolf gewann gegenüber Schönerer an Sympathien in der gerade einsetzenden alldutschen Bewegung (vgl. Fuchs 1978: 189; Whiteside 1981: 161; Wladika 2005: 373-376, 392).

120 siehe Abb. 12

121 siehe Abb. 27

Anstelle eines kompromissbereiten „Reformismus“ forderten die „Schönerianer“ die „Revolution“ und erlangten gar die Amtsenthebung des Badeni- Ministeriums, welche am 29. November 1897 bekanntgegeben wurde. Diese „Kapitulation des Kaisers vor den Extremisten“ (Whiteside 1981: 168) löste eine immense Entrüstung beim nationalistisch gesinnten tschechischen Bevölkerungsanteil aus.

Die Ausschreitungen der Alldeutschen richteten sich in erster Linie gegen die „Slawen“ und eben gegen die Regierung. Dem Antisemitismus kam dabei in der Praxis, wie auch dem Antiklerikalismus zu diesem Zeitpunkt noch, eine eher untergeordnete Rolle zu. Allerdings dienten antisemitische Schlagworte der Strategie, politische Gegner, insbesondere die tschechischen oder gemäßigten, als „verjudet“ darzustellen. Die aus Soldaten aller Gebiete der Monarchie zusammengesetzte Armee wurde als Handlanger des Kaisers angesehen, welche die „slawische“ Bevölkerung gegen das „deutsche Volk“ aufhetzte (vgl. Whiteside 1981: 155-159, 168f).

In der Steiermark schüchterten die alldeutschen Studenten die Armee und Andersdenkende ein, wobei die Amtsenthebung Badenis vom 29. November als Erfolgserlebnis ein willkommener Anlass für einen verstärkten Aktionismus war. Bald kam es in Graz zu blutigen Zusammenstößen mit der Armee, bei welcher zwei Arbeiter von einem bosnischen Infanteristen erschossen wurden, was zu weiteren Kundgebungen für Schönerer und gegen die Regierung führte. Neben Pöbeleien wurden nun wirtschaftliche Boykottaufrufe und gesellschaftliche Ausschlussforderungen auf Armeeingehörige und deren Familien ausgeweitet. Zudem sollte die Stadtverwaltung zu Maßnahmen gegen die „provokanten Bosniaken“ angeregt werden. Am 2. Dezember 1897 rief in Prag der Landesstatthalter von Böhmen, Graf Karl Maria Coudenhove (1855-1913), das Standrecht aus und ließ die böhmische Hauptstadt für die kommenden sechs Wochen von der Armee besetzen. Drei Tage zuvor waren 40 Polizisten verletzt worden, außerdem wurde ein Mann aus dem Prager Stadtteil Žižkov von einem Armeeingehörigen durch einen Bajonettstich getötet. Die deutschnationalen Korporationsstudenten erwiesen sich bei den handfesten Tumulten in Prag, Wien, Graz und Innsbruck als die Haupträdelsführer. Falls es auch ihre slawisch- und italienischsprachigen Kollegen wagten Farben anzulegen, wurden diese attackiert. Am 20. Januar 1898 sah sich Landesstatthalter Coudenhove gezwungen, für Böhmen ein öffentliches Farbenverbot auszurufen (vgl. Whiteside 1981: 168f, 300).

Das Jahr 1898 wurde von weiteren Ausschreitungen belastet, auch tschechische Demonstranten ließen ihrem Hass auf alles „Deutsche“ in Prag freien Lauf. Zudem kam es in

zahlreichen weiteren Gegenden Böhmens und in der Steiermark zu blutigen Zusammenstößen, so dass die Polizei überfordert war und die Armee zur Wahrung der öffentlichen Ordnung anforderte. Zudem wurde im gleichen Jahr eine „nationalsoziale“ Partei der Tschechen, die „Česká Strana Národně Sociální“, ins Leben gerufen (vgl. Whiteside 1981: 178f).

Bei einer weiteren Auseinandersetzung in Marburg/Maribor zwischen deutschnational gesinnten Grazer Studenten und Farbe bekennenden slowenischen Studenten, wurde Leo Atteneder von einem Offizier zum Duell herausgefordert, im Zuge dessen der Korporationsstudent am 31. Januar 1898 verstarb und bei den Alldeutschen den Status eines „Märtyrers“ erlangte (vgl. Whiteside 1981: 171).

Überhaupt wurden die Universitäten nun zu einem Hort alldeutscher Gedanken, welche zwar von einer Minderheit angezettelt wurden, aber dennoch immer mehr an Boden gewannen. Die Hetze wurde zunehmend auch auf „slawenfreundliche Deutsche“ ausgeweitet (vgl. Whiteside 1981: 171f).

Schönerer sah während der Amtszeit Badenis den Zeitpunkt gekommen, seine Kontakte zu reichsdeutschen Gesinnungsgenossen, insbesondere zum 1891 in Berlin gegründeten „Alldeutschen Verband“ verstärken, was der Ministerpräsident mit behördlichen Repressionen zu unterwandern versuchte. Mit all seinen Gauverbänden als Organisationsstrukturen und den Ortsgruppen als weiteren Untergliederungen stellte dieser Verband einen mächtigen Verein dar, in welchem neben Imperialismus, Kolonialismus und Chauvinismus, auch der Protestantismus als staatstragende Religion Preußens und damit des Deutschen Reiches gedeihen konnte. Der Antisemitismus spielte bei den reichsdeutschen Alldeutschen ideologisch eine eher untergeordnete Rolle. Zunächst war der Kolonialismus auf die Erweiterung des „deutschen Kulturgebietes“ auf überseeische Territorien ausgelegt, doch änderte sich das 1894 mit der Wahl des nationalliberalen Abgeordneten Ernst Hasse (1846-1908) zum Verbandsführer. Hasse übertrug die kolonialen Expansionsansprüche auch auf europäischen Boden, indem er „ein alldeutsches Großmachtprogramm auf völkischer Grundlage für ganz Europa propagierte“ (Wladika 2005: 346). Seit seiner Ernennung zum Ehrenvorsitzenden 1895, war auch in dieser Vereinigung Bismarck die Gallionsfigur, so dass sie auf die österreichischen Deutschnationalen eine nahezu „magische Anziehungskraft“ ausübte (vgl. Pulzer 1966: 160f; Wladika 2005: 345f).

Neben der deutschnationalen Studentenschaft wurden auf dem Land auch Teile des deutschsprachigen bäuerlichen Spektrums¹²² den Christlichsozialen Bauernbünden abspenstig gemacht und auf die Seite der Alldeutschen gezogen, was an der Tatsache deutlich wird, dass die Mitgliederzahl des 1894 von Schönerer in Anlehnung an den im Jahr zuvor entstandenen reichsdeutschen „Bund der Landwirte“ gegründeten und zunächst dahinsiechenden „Bund Deutscher Landwirte in der Ostmark“ von 1897-1899 sprunghaft anstieg. Weit über 100 Veranstaltungen einer unter dem Banner dieser Vereinigung getragenen Wanderversammlung wurden im Vorfeld und während der Badeni-Unruhen durchgeführt, bei welchen vor allem die Bauernschaft Nordböhmens politisiert werden sollte. Schönerer betonte auf einer solchen Veranstaltung der „Bundes der Landwirte“ Ende April 1897 mit einem Hinweis auf die „Geschichte“ die Bedeutung von einzelnen „Vorkämpfern“ für den „richtigen Weg“ der „Masse“. Nachdem Verbot des „Bundes Deutscher Landwirte in der Ostmark“ im Jahr 1899, wurde stattdessen der „Deutsche Landwirtebund“ mit Schönerer als Obmann gegründet (vgl. Linz 1982: 16; Whiteside 1981: 138, 177; Wladika 2005: 292, 334, 385).

Nicht alle „Deutschradiكالen“ bekannten sich trotz dem erstarkten „Alldeutschtum“ zum Antisemitismus. Mit dem „Troppauer Abkommen“ von 1899 sollte „Frieden“ innerhalb der deutsch-völkischen Bewegung geschaffen werden, indem nun den einzelnen Ortsgruppen des „Deutschen Schulvereins“ die Entscheidung selbst überlassen wurde, „Juden“ aufzunehmen oder nicht, wodurch zahlreiche 1886 mit Schönerer ausgetretenen, antisemitischen Agitatoren ihre Arbeit im Verein wieder aufnahmen (vgl. Pulzer 1966: 132; Streitmann 1984: 108f; Zettelbauer 2005: 122).

Nach dem Abgang Badenis war die Mehrheit der deutschsprachigen Abgeordneten noch an der Wiedererrichtung einer verfassungskonformen Regierung und der Belebung des österreichischen Patriotismus interessiert. Dazu sollte eine einvernehmliche Lösung mit den „Tschechen“ gefunden werden. Politiker der „Deutschen Volkspartei“, der „Deutschen Fortschrittspartei“, des „Verfassungstreuen Großgrundbesitz“ und der „Christlichsozialen Partei“, unter ihnen Lueger, einigten sich für den Fall eines Wiederezusammentritts des Reichstages auf den Regierungskandidaten Viktor Freiherr von Fuchs (1840-1921) aus dem katholisch-konservativen Lager als neuen Präsidenten und Otto Steinwender aus der „Deutschen Volkspartei“ als Vizepräsidenten. Auch der Anführer der „Katholischen Volkspartei“, Josef Freiherr von Dipauli (1844-1905), wurde ein Regierungssitz zugeordnet.

122 siehe auch Kap. 4.2.2

Solche von der alldeutschen Linie abweichenden, kompromissbereiten „Verräter“ wurden als Verfechter „deutscher Halbheiten“ verunglimpft. Als fast sein gesamtes ursprünglich christlichsozial ausgerichtetes Lager auf die Seite Schönerers wechselte, lenkte auch Dipauli ins alldeutsche Fahrwasser ein und nahm nun an der „Obstruktion“ teil (vgl. Whiteside 1981: 153f, 161, 172).

Das Parlament wurde zwischen 1897 und 1901 mittels dieser „Obstruktion“ nahezu komplett lahmgelegt. Die Budgets wurden von 1897-1907 bis auf das Jahr 1900 blockiert. Dabei verschwommen die Konturen zwischen Alldeutschen und den patriotischen österreichischen Nationalisten und zwischen Antisemitismus und Antislawismus zunehmend bis die gesamte „deutsche“ Parteienlandschaft immer wieder in den Bannkreis der alldeutschen Ideologie geriet. So zog deren Gedankengut mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer weitere Kreise und stieg stetig an. „Slawenfreundliche“ Professoren wurden beispielsweise in Graz von schlagenden Studenten als „Verräter“ und „Judenstämmlinge“ tituiert und mit Gewalt bedroht. Nicht alle Alldeutschen folgten dabei dem Führerkult um Schönerer. Um die „öffentliche Ordnung“ aufrechtzuerhalten musste auch von den beiden nachfolgenden Ministerien unter Paul Freiherr von Gautsch von Frankenthurn (1851-1918) und Franz Graf von Thun-Hohenstein (1847-1916) immer wieder der Notverordnungsartikel § 14 gezogen werden, womit die Regierung einer neoabsolutistischen Regierungsform glich (vgl. Whiteside 1981: 162, 192f).

Die ideologisch auf die verschiedenen Nationalismen ausgerichteten Konflikte breiteten sich derart aus, dass sie mehr und mehr einem Flächenbrand glichen, so dass die nachfolgenden Ministerien von einem ähnlichen Schicksal ereilt wurden wie zuvor das Badenische. Ministerpräsident Gautsch trat im Vorfeld der Wiedereröffnung am 21. März 1898 des durch die „Obstruktion“ lahmgelegten Reichstages zurück, nachdem seine Verordnungen auf Ablehnung der „deutschen Parteiführer“ gestoßen waren, welche zudem im Verbund mit Christlichsozialen und Sozialdemokraten umgehend mit einer neuerlichen „Obstruktion“ drohten. Bereits in den Monaten zuvor hatten sich die kontinuierlichen antislawischen Unruhen auf die ganze Steiermark, sowie die westlichen Kronländer Salzburg, Oberösterreich und Tirol ausgebreitet. Ministerpräsident Thun-Hohenstein resignierte am 23. September 1899 vor den alldeutschen Machenschaften, nachdem in Dalmatien, Kärnten und der Steiermark auch die Italiener und „Slawen“ neue Forderungen gestellt hatten. Der Kaiser gab nun mit der Ernennung des böhmischen Adligen Manfred Graf Clary-Aldringen (1852-1928) zum Ministerpräsidenten dem „Furor teutonicus“ nach. Dieser hob die Badenischen

Sprachenverordnungen am 17. Oktober 1899 auf, trat jedoch wie seine Vorgänger am 21. Dezember des gleichen Jahres zurück. Sein Amtsnachfolger Heinrich Ritter von Wittek (1844-1930) gab sein Scheitern nach nicht einmal einem Monat zu Protokoll. Erst bei dessen Nachfolger Ernst von Koerber (1850-1919) waren keine nationalen Anliegen zu erkennen, so dass es ihm gelang die jahrelange Konfliktsituation zu entschärfen, indem er sowohl die „deutsche Front“ als auch die nationaldemokratischen „Jungtschechen“ dazu überredete, „die Obstruktion für wichtigste budgetäre und militärische Maßnahmen im November 1900 zu beenden“ (Whiteside 1981: 189). Allerdings konnte auf diese Weise dem alldeutschen Gedanken keineswegs der Boden entzogen werden, so dass sich zu Beginn des Jahres 1901 die „Alldeutsche Partei“ herausbildete, deren Programm auf ein Schreiben von Schönerer vom 17. Januar an alldeutsche Abgeordnete basierte, in welchem er die Konstituierung eines parlamentarischen Klubs nach ausschließlich seinen Maßstäben forderte. Der Anschluss an das Deutsche Reich sollte nun jedoch mit Rücksicht auf die Verfassung als „bundesrechtliches Verhältnis“ erfolgen, wobei gleichzeitig die Bekämpfung jeder Regierung gefordert wurde, welche sich diesem Vorhaben in den Weg stelle. Zur „selbstverständlichen Pflicht“ der Alldeutschen erklärte Schönerer die „Reinhaltung“ des „Volkstums“ von „fremdem“, insbesondere „jüdischem Einfluss“ und die „Lossagung“ von „Rom“ durch den Übertritt zum Protestantismus.¹²³ Diese Erklärung bildete von nun an das „Alldeutsche Grundprogramm“ einer sich im Reichsrat herausbildenden „schönerianischen“ Fraktion. Auf Schönerer mussten die alldeutschen Abgeordneten einen Eid als „Führer“ schwören. Aufgrund seiner radikalen Wortwahl rief das konturenlose neue Programm Kontroversen in den eigenen Reihen hervor. Außerdem war es von einer „ideologischen Inkonsistenz“ geprägt, welche jedoch Schönerer mittels seines Glaubens an eine mythisch-nationale Gemeinschaft derart kompensieren konnte, dass die „Alldeutsche Partei“ als der großen Sieger aus den Reichsratswahlen von 1901 hervorging. Zwar blieb diese Partei insgesamt trotzdem nur eine „beträchtliche Minderheit“, klopfte aber als „Alldeutscher Reichratsklub“ zum ersten Mal ans Tor zur großen Politik. Seine Legitimation bezog der Reichratsklub aus ca. 40.000 Direktstimmen und einer nicht mehr feststellbaren Stimmenzahl von Wählern, aus welcher sich die Wahlmänner rekrutierten, welche alldeutsche Kandidaten wählten. 20 seiner 21 Mandate¹²⁴ hatten ihren Ursprung in Böhmen, in größtenteils ländlichen Industriegebieten, so dass sich die Wählerschaft überwiegend aus der Arbeiterschaft zusammensetzte. Außerdem wurde in der fünften, also der

123 siehe Kap. 7.6

124 Bei den vorigen Wahlen hatten die „Schönerianer“ nie mehr als fünf Sitze erreicht.

ärmsten Kurie ein starker Gewinn verzeichnet, während die anderen „deutschen Parteien“, einschließlich Schönerers Haupttrivalen, der „Deutschen Volkspartei“ Steinwenders, dort keine ernstzunehmenden Gewinne verzeichnen konnten. In den „südlichen Sprachgrenzgebieten“, also der Steiermark und Kärnten, wurden Schönerers alldeutsche Kandidaten zwar von ihren völkischen Kontrahenten besiegt, doch glich deren Sprache und Verhalten den „Schönerianern“. Lediglich der Eid auf Schönerer und sein „Alldeutschtum“ wurde von diesen verweigert, so dass sie getrost als „Schönerianer ohne Schönerer“ bezeichnet werden können. Allerdings wurden auch tiefe Zweifel an Schönerers taktisch-ideologischer Kompetenz gehegt. Dennoch standen auch die Radikalen der „Deutschen Volkspartei“ kurz vor einem Übertritt zu Schönerer, wobei dieser auf den absoluten Gehorsam ihm gegenüber pochte und jegliche Abweichung als „unehrenhaftes Verhalten“ und „argen Betrug“ darstellte. In Niederösterreich, einschließlich Wien, wurde Schönerer von den Sozialdemokraten und den Christlichsozialen eine wesentlich schmerzhaftere Niederlage zugefügt als dies die innervölkischen Differenzen tun konnten (vgl. Fuchs 1978: 183; Pulzer 1966: 171; Whiteside 1981: 191f).

Im Verlauf der antiklerikalen „Los von Rom“-Bewegung wurden antislawische mit antisemitischen Tönen vermengt.¹²⁵ Das „Germanentum“ wurde als Grundlage des aus „Blut und Eisen“ geschmiedeten Deutschlands angesehen und stelle den Gegensatz zum „Hebräer-Römertum“ dar, welches einem Gemisch aus drei „verbrüdernten Feinden“, dem „undeutschen Katholizismus“, dem „Slawentum“ und dem „Judentum“ gleichkäme (vgl. Wladika 2005: 445).

Sowohl die offene Hetze Schönerers als auch die gemäßigte Variante des Deutschnationalismus in Form eines halbherzigen Treueschwurs im Sinne Emil Strohals oder Otto Steinwenders, der je nach Stand der Dinge sowohl den Habsburgern als auch den Hohenzollern gelten konnte, fanden also ein ideales Betätigungsfeld (vgl. Fuchs 1978: 186f; Whiteside 1981: 152).

Das Erfolgserlebnis der Wahlen von 1901 hatte einen wahren Höhenflug des „Alldeutschtums“ zur Folge, welcher jedoch aufgrund von Spaltungen innerhalb der Deutschnationalen schnell abflaute. Schönerer wollte an seinem Konzept von „völkischer Revolution“ festhalten, während Wolf einen Kurs des „Realismus“ ergriff (vgl. Whiteside 1981: 194, 197-202).

125 Hierbei ist insbesondere Franz Xaver Kießling zu nennen; siehe Kap. 7.6./S. 387ff.

Auch in den darauffolgenden Jahren blieben Provokationen und Gewalttaten keine Ausnahmen, in welche nun auch der „Deutsche Schulverein“ verwickelt war. Im Anschluss an die deutschvölkischen Kundgebungen gegen den slowenischen Schulverein in Pettau¹²⁶ kam es im Jahr 1908 in Laibach¹²⁷ zu Toten (vgl. Streitmann 1984: 194-197).

4.5.4.4 Franz Stein und die alldutsche Arbeiterbewegung

1885 wurde der „Erste Deutsche Gesellenverein“ ins Leben gerufen, welcher sich der Einwanderung „tschechischer Lohndrücker“ in die südböhmische, damals noch überwiegend deutschsprachige Stadt Budweis¹²⁸ zur Wehr setzte. In der Folge kam es zu zahlreichen Gründungen von Arbeiter- und Gehilfenvereinen.

Die Zeitschrift „Der Hammer“ war seit 1895 das unangefochtene Zentralblatt der völkisch interessierten Arbeiterschaft. Der in Südmähren aktive Verleger Ferdinand Burschofsky (1868-1946) leitete den sich im Jahr 1898 nach dem Prinzip der „Selbsthilfe“ konstituierenden „Verband deutschvölkischer Gehilfen- und Arbeitervereinigungen in Österreich“, welcher nach seinem Gründungsort kurz „Mährisch-Trübauer Verband“ genannt wurde. Seine Tätigkeit bestand in der Vertretung „geistiger und wirtschaftlicher Interessen“ seiner Mitglieder und der Schaffung von Wohlfahrtseinrichtungen. Der im darauffolgenden Jahr aus dem „Deutschnationalen Arbeiterbund Germania“ auf Initiative von Franz Stein (1869-1943) hervorgegangene „Bund Deutscher Arbeiter Germania“ versuchte um 1900 den „unpolitisch“ ausgerichteten „Mährisch-Trübauer Verband“ zu unterwandern. Dies führte zu einer teilweisen „Verzahnung“ der beiden Organisationen. Stein forcierte den Kampf gegen das bereits zuvor im „Hammer“ verkündete Feindbild der „verjudeten Sozialdemokratie“ und betonte statt deren Internationalismus die völkische Komponente. Zunächst gewann er bald gegenüber den gewerkschaftlich ausgerichteten „unpolitischen“ Gesellenverbänden ideologisch und organisatorisch die Überhand bzw. bewegte diese zum Einlenken (vgl. Wladika 2005: 351-356, 363ff, 481-485, 495-498, 503-509).

Die „Juden“ würden die Arbeiterschaft gegen die Alldutschen und das „deutsche Volk“ aufhetzen, die Sozialdemokraten wären ihre Gehilfen. Die Gesinnung der „Deutschen“ würde es verbieten sich auf nationaler Ebene von „Slaven“ und „Tschechen“ und in wirtschaftlicher Hinsicht von den „Juden“ auffressen zu lassen. Deswegen müssten in Zeiten einer von anderen

126 Bei Pettau handelt es sich um das heutige Ptuj in Slowenien.

127 Bei Laibach handelt es sich um das heutige Ljubljana, die Hauptstadt von Slowenien.

128 Bei Budweis handelt es sich um das heutige České Budějovice in Tschechien.

„Völkern“ ausgehenden „Bedrängung“ die Klassegegensätze überwunden werden, um „mit deutscher Kraft und deutschem Mut [...] die internationale sozialdemokratische Partei unter jüdischer Führung zu zerschmettern“ (Hamann 1996: 371). Aber auch die Demokratie im Allgemeinen und der Vielvölkerstaat überhaupt wurden zu Zielscheiben seiner Attacken.

Der Hauptfeind bestand für Stein jedoch im „Juden“, was auf der im Anhang abgebildeten Propagandakarte aus der Zeit des eskalierenden „Sprachenstreits“ deutlich wird. Auf dieser steht ein Ausspruch von Stein, welcher von einem angeblich unüberwindbaren „Gegensatz“ zwischen „Arbeiter“ und „Judenthum“ ausgeht.¹²⁹

Die anderen dem Antisemitismus zugeneigten Parteien, auch die Christlichsozialen schwenkten in die Argumentationsschiene ein und versuchten die Arbeiterschaft gegen ihre angeblich „nichtdeutschen Führer“ aufzuwiegeln. Zahlreiche „Juden“ waren aufgrund der Allianz der Liberalen mit den Alldeutschen gegen Baden's Sprachverordnungen zu den „übernationalen“ Sozialdemokraten übergelaufen, da deren Teilnahme am „Furor teutonicus“ nur punktuell stattgefunden hatte und ihr auf den Gleichheitsgedanken basierender grundsätzlicher Internationalismus, dem völkischen Antisemitismus des „Alldeutschtums“ zuwiderlief. Unterstützt hatten die Sozialdemokraten die Alldeutschen vor allem in antiklerikalen Angriffen auf die Christlichsozialen, welche wiederum dem „Alldeutschtum“ in seinem Antisemitismus den Rücken stärkten. Die Alldeutschen waren der am äußersten Rand situierte Bestandteil der „Linken“.¹³⁰ Die „nationale Revolution“ sollte mit einer Abspaltung der deutschsprachigen Gebiete der Monarchie und der darauffolgenden Angliederung der „befreiten“ Gebiete an das Deutsche Reich unter preußischer Vorherrschaft bewerkstelligt werden. Die weiter gefasste „Deutsche Linke“ forcierte nun aber sehr zum Leid der „Schönerianer“ mehrheitlich Bestrebungen, diese Irredenta-Strategie durch eine gemäßigten „wolfianische“ Realpolitik zu ersetzen. Bei Schönerer stieß jegliche Bündnispolitik auf Ablehnung, so dass er auch zunehmend bei den Alldeutschen an Einfluss verlor (vgl. Pulzer 1966: 171; Whiteside 1981: 201f; Wladika 2005: 503).

Das sog. „Egerer Programm“ sollte das „Linzer Programm“ ergänzen, um verstärkt die „nationale Arbeiterschaft“ der Sozialdemokratie zu entziehen und der alldeutschen Bewegung anzugliedern. Hierzu wurden Arbeiterschutzmaßnahmen geschaffen, welche an sozialdemokratische Forderungen erinnerten. In diesem von Franz Stein zur Vorlage auf dem

¹²⁹ siehe Abb. 37

¹³⁰ siehe Abb. 29

„Ersten deutschvölkischen Arbeitertag“ vom 15. Mai 1899 entworfenen und von Schönerer vorher abgesegneten Programm fand der Antisemitismus zwar keine ausdrückliche Erwähnung, doch wohnen ihm durch die Betonung der „ehrlichen Arbeit“ auf „nationaler Grundlage“ gewisse antisemitische Grundtendenzen bei, welche ja von Schönerer, Wolf oder Stein in einem passenderen Ambiente ausformuliert werden konnten. Mit diesem Programm sollte in erster Linie beim Klientel der Sozialdemokratie auf Unterstützer- und Wählerfang gegangen werden und auf diese Weise eine deutschnationale Einheitsfront aus „Volksgenossen“ ermöglicht werden. Der Klassenkampf sollte abgemildert werden, indem der Gewerkschaftsgedanke im völkischen Kontext verankert wurde. Dabei distanzierte sich „Der Hammer“ ausdrücklich von der marxistischen Auffassung vom Aufgabenbereich der Gewerkschaften, nach welcher der gewerbliche Mittelstand zerschlagen werden sollte. Zur praktischen Verwirklichung dieser Zielsetzung wurden völkische Hilfs- und Unterstützungsfonds eingerichtet und gleichzeitig gegen die Einwanderung tschechischer Arbeiter gehetzt, welchen die Schuld an der „Lohndrückerei“ gegeben wurde. Die liberalistischen und demokratischen Lippenbekenntnisse von Schönerers Propagandagebilde konnten nun um eine dem ersten Anschein nach „antikapitalistische“ Komponente erweitert werden (vgl. Wladika 2005: 489-494).

Auch Karl Hermann Wolf versuchte, seine eigenen Vorstellungen von Realpolitik umzusetzen. In Auseinandersetzungen mit seinen antiklerikalen, antislawischen und antisemitischen Feindbildern gedachte er diese alldeutsche Zielsetzung auf dem Verhandlungsweg durchzusetzen. So sorgte seine politische Gangart zwar bei den Reichsratswahlen 1901 in der fünften Kurie für große Gewinne bei der Arbeiterschaft und das auf Kosten der Sozialdemokratie, aber auch für einen erneuten Bruch mit Schönerer, welcher seinen Anbiederungskurs ablehnte. Legitimierung fanden Wolfs Koalitionswünsche mit den Christlichsozialen durch deren Wahlsieg bei den Landtagswahlen 1902 in Niederösterreich (vgl. Whiteside 1981: 200-204; Wladika 2005: 455ff, 502f).

Viele lokal agierenden alldeutschen Parteiführer weigerten sich den „Wolfianern“ und radikalen Stimmen in der „Deutschen Volkspartei“, den „Krieg“ zu erklären. Wolf zerschnitt seinerseits im Jahr 1902 das alldeutsche Band mit der Herauslösung seiner sich der „schönerianischen Preußenseuchlerei“ widersetzen, der Monarchie loyalen „Freialldeutschen“- oder seit 1907 auch „Deutschradikalen Partei“, welche sich den Schutz von „deutschen Minderheiten“ in den Kronländern zur Hauptaufgabe machte. So handelte es sich beim Sieg der „Alldeutschen Vereinigung“ bei den Reichsratswahlen von 1901 um ein

kurzlebiges Erfolgserlebnis, da nach nur einem Jahr bereits zwölf der 21 alldutschen Abgeordneten zu den freialldutschen „Wolfianern“ überliefen. Im Zuge der Auseinandersetzung legte jedoch Wolf Ende 1902 zur öffentlichen Überraschung sein Mandat nieder und widmete sich von nun an unter Betonung des „Alldutschums“ seiner „Ostdeutschen Rundschau“ (vgl. Hamann 1996: 381f; Pulzer 1966: 171; Wladika 2005: 460f, 542).

Franz Stein schlug sich auf die Seite Schönerers, doch auch dessen Aggressivität konnte den Zerfall der „alldutschen Arbeiterbewegung“ nicht aufhalten. Stein führte den Konflikt „Hie Schönerer-Hie Wolf“ nach dem Motto „Hie Stein-Hie Burschofsky“ fort, so dass es im Jahr 1902 zur Abspaltung der „Germania-Verbände“ vom zu Wolfs Kurs tendierenden „Mährisch-Trübauer Verband“ kam. Stein unterschätzte wohl Burschofskys Organisationstalent und dessen stark angewachsenen Einfluss auf das gemäßigte „Arbeiteralldutschums“ in Böhmen. Die „Germanen“ verloren fast ein Drittel ihrer Mitglieder und mehr als ein Viertel ihrer Verbände. Ihre „Arbeiterführer“ liefen zu den „Wolfianern“ über, welche sich 1903 zur „Deutschen Arbeiterpartei“ (DAP) zusammenschlossen. Das dem „Egerer Programm“ gleichende Parteiprogramm richtete sich hauptsächlich sowohl gegen die „Tschechisierung“ als auch die Sozialdemokratie und hob vor allem letztere als Feindbild verstärkt empor. Offenbar geschah dies unter dem Hintergrund, der Propaganda Steins, insbesondere in der Zeitschrift „Der Hammer“ das Wasser abzugraben. Die im Niedergang begriffenen „Germania-Verbände“ reagierten bereits vor der Gründung der DAP mit Angriffen auf eine angeblich ideologische Anbiederung seitens des „Mährisch-Trübauer Verbandes“ an die Sozialdemokratie, welche den „Neid der Besitzlosen“, „Klassenhass“ und „Klassenhochmut“ fördere. Selbst scheuten sie sich jedoch nicht, eigene Berufsorganisationen zu gründen, um Hand in Hand mit Korruptionsvorwürfen dem politischen Gegner die Legitimationsbasis zu entziehen. Die Mitgliederzahl des „Mährisch-Trübauer Verbandes“ erlitt erhebliche Einbußen, so dass Buschofsky nach einem letzten Aufbäumen seine gewerkschaftsorientierte Ausrichtung zugunsten eines parteipolitischen Gründungsgedanken in den Hintergrund treten ließ. Dies führte zur Schaffung der „wolfianischen“ DAP, welche im Gegensatz zu den nun mehr und mehr unter der Führerschaft Steins stehenden „Schönerianern“, der weniger aggressiven Politik des eigenen „nationalen Bürgertums“ die Verantwortung an „slawischen Erfolge“ und der fehlenden Herausbildung einer „deutschvölkischen Einheitsfront“ gab (vgl. Hamann 1996: 373f; Wladika 2005: 504-524).

Trotz starker Anlehnung auch an das „Linzer Programm“ von 1882 wurde im 1904 veröffentlichten Parteiprogramm, dem „Trautenaus Programm“, der Rassenantisemitismus weitgehend eliminiert, womit sich die DAP den Hass der Alldeutschen eintrug. Diese Tendenz wurde bereits im „Egerer Programm“ angekündigt. In den sozialdemokratischen und christlichsozialen Parteien und ihren Arbeitervereinen hatten die nun endgültig zerstrittenen deutschnationalen Vereine dennoch ihren gemeinsamen Feind ausgemacht, was zu deren Einlenken in einen pro-deutschnationalen, antitschechischen Kurs führte. Auch hatte Stein offensichtlich Burschowskys logistische Effizienz bezüglich der Herausbildung eines gemäßigt-völkischen Genossenschaftsnetzwerks unterschätzt, doch auch dieses verlor unter dem von Schönerer und Stein aufgebauten alldeutschen Druck an Einfluss, so dass sich der „Mährisch-Trübauerverband“ über den „Deutschpolitischen Arbeiterverein für Österreich“ immer mehr zu einer unabhängigen politischen Partei entwickelte (vgl. Wladika 2005: 524-529).

Schlussendlich wurde die soziale Schichtung innerhalb der deutschsprachigen Bevölkerung auf eine fehlende Abwehrhaltung in Form einer „völkischen Solidarität“ gegenüber den anderen „Volksgruppen“ zurückgeführt, worin zudem die wirtschaftlichen Erfolge der „Slawen“ bzw. der „Juden“ begründet lägen. Die Alldeutschen bzw. „Schönerianer“ vertraten neben bürgerlich-liberalen Reformbestrebungen auch den Rassegedanken, den sie u.a. an die Ideologie Joseph Arthur de Gobineaus, welche auf dem Gedanken einer permanenten „Degeneration“ der „arischen Rasse“ basiert,¹³¹ anlehnten. Dieser entstammte der aristokratisch-restaurativen Tradition, mit welcher sich sowohl die „innervölkischen“ als auch die nationalisierten Klassengegensätze eine Begründung finden konnten. Dabei würde die „rassische Vermischung“ von „oben“ nach „unten“, von der Aristokratie zum Proletariat oder vom „Deutschen“ zum „Zieglböhm“ oder „Landstreicher“ anwachsen. Diese Gegensätze konnten somit als naturgegeben angesehen werden. Die „national-sozialistische“ Ausrichtung der DAP lehnte zwar auch den Internationalismus ab, sah aber gerade im „eigenen“ hierarchisch-sozialen Gefüge und dem mit diesem verbundenen sozialen Neid einen triftigen Grund für das Scheitern der deutschnationalen Bestrebungen. Dem militanten Antisemitismus wurde eine Absage erteilt, dem „fehlenden Antislawismus“ stattdessen die Hauptschuld am Scheitern nationaler Bestrebungen gegeben.

Charakteristisch für die Betonung des antisemitischen Elements als größtes Feindbild bei den „Schönerianern“ ist ein mit der Überschrift „Ein- und Ausfälle“ versehener Satz aus

131 siehe Kap. 5.3.3

Schönerers Blatt „Unverfälschte Deutsche Worte“ aus dem Jahr 1908: „Ungarn, Tschechen, Polaken und Klerikale sind Feinde des Deutschtums; aber der [eigentliche] Feind ist der Jude“ (UDW¹³² nach Apfelthaler 1977: 82).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass jede für damals moderne geistige Strömung, wie Aufklärung, Liberalismus, Demokratie, Marxismus und Rationalismus mit der jüdischen Bevölkerung, insbesondere mit deren sich „assimilierenden“ Teilen in Verbindung gebracht werden konnte. Zunehmend wurde bei der „Judenfrage“ auf der Grundlage von angeblich grundlegend unterschiedlichen „Rassen“ argumentiert. Die „Semiten“ galten dabei auf der einen Seite zwar als „minderwertig“, auf der anderen Seite aber auch als gefährlich, da sie über unlautere Machenschaften zur Macht gelangt waren oder dies noch könnten. Somit mussten die „Juden“ auch als Sündenböcke für wirtschaftliche Probleme herhalten. Mitunter wurden ihnen „Rasseneigenschaften“ wie beispielsweise eine besondere Cleverness oder ein besonderer Kunstsinn zugeschrieben, welche aber auch mit „Entartung“ in Verbindung gebracht werden konnten. Einer solchen als Bedrohung aufgefassten „Verjudung“ des „deutschen Volkes“ stand seine imaginäre „Arisierung“ gegenüber. Während die „Juden“ als „undeutsche“ sowie „volkszersetzende“ Feinde aus der „Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen wurden, glorifizierten die „Schönerianer“ ein durch „Reinheit“ geprägtes „deutsches Edelvolk“ (vgl. Nöbauer 2004: 48ff).

4.5.4.5 Der politische und gesellschaftliche Niedergang des einstigen Ritters von Zwettl

Nach und nach büßte Georg Schönerer seine Beliebtheit ein. Im Jahr 1887 veröffentlichte die „Sonn-und Montagszeitung“ einen Stammbaum, nach welchem seine Ehefrau Philippine von Schönerer, geb. Edle von Gschmeidler (1848-1913) von jüdischer Abstammung sei. Fünf Jahre später druckte die Zeitung den Roman *Schmul-Leeb-Kohn* von Heinrich Blechner (1845-1901) ab, in welchem der Urgroßvater von Philippine Schönerer als ein mit dem Titel gleichnamiger zum Christentum konvertierter „Jude“ dargestellt wurde (vgl. Fuchs 1978: 183f, 296).

Zu einem weitaus größeren Teil sind jedoch die innerhalb der deutschnationalen Bewegung schwelenden Konflikte für Schönerers Niedergang verantwortlich. Der einstige Ritter von Rosenau begründete, wie bereits dargelegt worden ist, Konkurrenzorganisationen zu den

132 Heft 5, Jg. 27/VI – August 1908: 88

Burschenschaften, dem „Deutschen Schulverein“¹³³ und dem „Germanenbund“,¹³⁴ um seinen Germanenkult und Rassenantisemitismus, u.a. mit „Arierparagraphen“ zu etablieren.

Bereits 1883 verabschiedete sich aus Protest gegen seinen Rassenantisemitismus Engelbert Pernerstorfer, Chefredakteur und Herausgeber der seit 1881 erscheinenden Halbmonatsschrift „Deutsche Worte“, von seiner Linie. Schönerer hatte diese Zeitschrift als sein „Privatblatt“ angesehen, doch nun hielt es Pernerstorfer außerhalb seines Einflussbereiches. Die als „schönerianische“ Alternative geschaffene Monatszeitung „Unverfälschte Deutsche Worte“ lieferte keinen hinlänglichen Ersatz (vgl. Fuchs 1978: 184; Wladika 2005: 150, 164f).

Mit dem Angriff auf das „Neue Wiener Tagblatt“, welcher unter aktiver Teilnahme von Matthäus Much stattgefunden hatte,¹³⁵ schwand Schönerers Ansehen in weiten Teilen der Bevölkerung. Trotz des Verlustes seines Adelstitels und der Kerkerstrafe und den damit verbundenen prestigeträchtigen Einbußen beim Kleinbürgertum als Wählerschaft, konnte Schönerer mit Hilfe einer Art „Märtyrermithos“, welcher ihn als „Opfer“ der „verjudeten Justiz“ darstellte, in gewissen Kreisen an Popularität gewinnen. Allerdings flößte ihm seine fünfjährige Bewährungsaufgabe die nötige Angst ein, politisch in den Hintergrund zu treten. Der „Deutschnationale Verein“ löste sich im darauffolgenden Jahr von selbst auf. Außerdem formierten sich 1888/1889 die beiden Massenparteien, die unter der Obhut Victor Adlers stehenden Sozialdemokraten und die unter der Vorherrschaft Carl Luegers nun auch bei den „Schönerianern“ auf Wählerfang gehenden Christlichsozialen (vgl. Hamann 1996: 354f; Pulzer 1966: 133; Wladika 2005: 217, 224, 228).

Matthäus Muchs Anteilnahme am politischen Leben der Deutschnationalen scheint nach der bearbeiteten Quellenlage an dieser Stelle aufzuhören.

Ernst Vergani (1848-1915) sah nach der Verurteilung Schönerers, obwohl er sich selber bei besagtem Angriff beteiligt hatte, die Gunst der Stunde gekommen, sich selber an die Spitze der Bewegung zu setzen. Dies versuchte er mit einem zwar bezüglich des Anschlussgedankens an das Deutsche Reich gemäßigteren Deutschnationalismus bei einer gleichzeitigen Betonung des Rassenantisemitismus. Um seinen eigenen Standpunkt zu vertreten, löste er das von ihm herausgegebene „Deutsche Volksblatt“ von der von Schönerer und seinen Anhängern vertretenen Linie ab, schwenkte zu den Christlichsozialen über und nahm von nun an eine Art

133 siehe Kap. 4.5.2/S. 106f

134 siehe Kap. 7.5/S. 379f

135 siehe Kap. 4.5.3

Mittelrolle zwischen den „Schönerianern“ und der von Robert Pattai vertretenen gemäßigten, pro-österreichischen und prokaiserlichen deutschnationalen Richtung. Aus Größenwahn und Eitelkeit habe laut Albert Fuchs Schönerer die Schaffung eines deutschnationalen Parteiapparates sowie einer diesbezüglich gesinnten Tageszeitung verhindert (vgl. Fuchs 1978: 184; Wladika 2005: 209, 219ff, 228).

Im Jahr 1895 wurde auf Initiative von Karl Hermann Wolf der „Verein der Deutschnationalen in Österreich“ gegründet, welcher trotz seines Bekenntnisses zum „Linzer Programm“,¹³⁶ sich hinsichtlich der „Judenfrage“ an Luegers „Wer Jud’ ist bestimm’ ich“ orientierte, in der „Ostdeutschen Rundschau“ sein Sprachrohr fand und nicht zuletzt wegen der Staatsbezeichnung „Österreich“ im Vereinsnamen auf strikte Ablehnung Schönerers stieß (vgl. Wladika 2005: 274f).

Georg Schönerer lenkte zwar das Interesse einer breiten Öffentlichkeit auf deutschnationale Interessen, politischen Nutzen aus seiner Propaganda zogen hingegen die „staatsstreuen“ Deutschnationalen um ihre Begründer Emil Strohal (1844-1914) und Otto Steinwender (1847-1921), welche ursprünglich aus dem Lager der liberalen Partei stammten.

Steinwender begründete 1896 die „Deutsche Volkspartei“, wiederholte im gleichen Jahr zwar in deren Parteiprogramm größtenteils das „Linzer Programm“ von 1882, doch legte er eben auch zwei im Vergleich zu den „Schönerianern“ unterschiedliche regierungstreue Standpunkte nahe. Zur „Judenfrage“ meinte er, dass eine Aufhebung der „jüdischen Vorherrschaft“ gegenüber einer völligen Beseitigung jüdischen Einflusses vorzuziehen sei und auch zu den österreichisch-ungarischen Beziehungen variierte seine Auffassung. Für Zisleithanien sollten zwar bessere Ausgleichsbedingungen ermöglicht werden, doch lehnte er die Personalunion ab. Gelegentlich zeigte er auch eine auf Aussöhnung abzielende Geste gegenüber der tschechischen Bevölkerung (vgl. Fuchs 1978: 185ff).

Nach Ablauf des „Sprachenstreits“ kam es um die Jahrhundertwende bei den Deutschnationalen zur Gründung zahlreicher, oftmals konkurrierender Organisationen und Zeitungen. Als Gründe sind nicht nur unterschiedliche ideologische Ausrichtungen, sondern auch persönliche Machtansprüche, welche über Intrigen ausgetragen wurden, zu nennen.

Schönerer überwarf sich 1901 endgültig mit seinem jahrelangen Kampfgefährten Karl Hermann Wolf, welcher in zahlreichen Gebieten in Tschechien samt Prag über eine große

¹³⁶ siehe Kap. 4.5.1

Anhängerschaft verfügte. Wolf wurde neben seinem ausschweifenden Privatleben, vor allem die Annahme von Bestechungsgeldern seitens einer Zuckerfabrik und die Aufnahme von Krediten bei jüdischen und tschechischen Banken vorgeworfen. Wolf reagierte, indem er zunächst Schönerer im Haus der Abgeordneten als „grauhaarigen Schurke“ bezeichnete und gegen den „schönerianischen“ Schriftsteller Anton Schalk (gest. 1948) vor Gericht zog, weil dieser eine Duellforderung Wolfs mit dem Vorwurf der „Ehrlosigkeit“ abgelehnt hatte. Beim sogenannten „Brüxer Prozess“ im Jahr 1902 sollte es sich um einen zehntägigen Schauprozess gegenseitiger Anschuldigungen handeln. Allerdings hatten diese Beschuldigungen nicht den gewünschten Effekt, vielmehr trat ein Großteil der Alldeutschen dem Flügel Wolfs bei, welcher realistischere Züge als die Germanenverehrung der „Schönerianer“ annahm und die staatstreue Version eines Steinwenders mit der feindseligen Wortwahl Schönerers verknüpfte. Im Jahre 1902 kam es folgerichtig zur Gründung der „wolfianischen“ Partei, welche zunächst „Freialldeutsche“ später „Deutschradikale Partei“ genannt wurde. Schönerer geriet mit zunehmendem Alter immer mehr in die Isolation und verbrachte seinen Lebensabend auf dem Schloss Rosenau (vgl. Fuchs 1978: 184, 187ff; Wladika 2005: 472f).

Besonders in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ist eine stetig zunehmende Aufspaltung der alldeutschen Bewegung bei einer gleichzeitig kontinuierlich abnehmenden Beteiligung des alternden Georg Schönerers festzustellen, ehe sich dieser nach dem Tod seiner Ehefrau Philippine Schönerer im Jahr 1913 endgültig aus dem politischen Leben zurückzog und auf dem Schloss Rosenau seinen Lebensabend verbrachte, bis er selbst 1921 starb (vgl. Whiteside 1981: 244-256).

Mit der „Los von Rom“-Bewegung hatte Schönerer beim katholischen Teil der Bevölkerung in weiten Kreisen an Prestige verloren, obwohl auch bei einigen Gruppen neue Sympathien gewonnen worden waren. Das Hauptproblem wäre laut Albert Fuchs jedoch Schönerers fehlendes Verständnis gegenüber der Außenpolitik Bismarcks gewesen, die einen starken Habsburger Staat als „verlängerten Hand“ zur Beherrschung Südosteuropas aufrechterhalten wollte, während insbesondere die Anhängerschaft Schönerers, den Anschlussgedanken der „höchstentwickelten Gebiete der Monarchie an das Reich“ (Fuchs 1978: 184) förderten.

Zwar hatte es nach Bismarcks Abgang im Jahr 1890 eine finanzielle Unterstützung für Schönerer und seine Gefolgschaft vom Deutschen Reich in einem gewissem Rahmen gegeben, doch setzte sich langfristig sogar die dortige alldeutsche Fraktion von ihren Gesinnungsgenossen aus Österreich ab (vgl. Fuchs 1978: 184f, 192).

Schönerer erregte allerdings eine immense Aufmerksamkeit „gewisser Schichten des österreichischen Volkes“ (Fuchs 1978: 185) auf deutschnationale Interessen.

4.6 Matthäus Muchs Beziehungsgeflecht in deutschvölkischen Kreisen

Der deutschnationale Urgeschichtsforscher Matthäus Much konnte sich trotz der an vielen Stellen seines Werkes durchschimmernden germanophil-deutschnationalen Tendenzen auch als heimatliebender Patriot ausgeben. Die Bevölkerungssituation in Österreich verstand er als Fortsetzung eines seit Jahrtausenden bestehenden indogermanischen Geschichtskontinuums,¹³⁷ welches über Germanen auf die Deutschen, auch die der Monarchie, übertragen worden wäre.¹³⁸

Seiner Rolle als „Conservator der k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ wollte Much gerecht werden, indem er sich 1903 auf einer Exkursion der AGW nach Statzendorf an den „verehrten Landmarschall von Niederösterreich, an unseren Landmarschall“¹³⁹ wendete und an den Schutz vor „Pflug und Spaten“ jener überwiegend in Gemeindebesitz befindliche „merkwürdigen Stätten“ appellierte.

Er legte dem Statthalter „die Erhaltung unserer prähistorischen Baudenkmäler mit aller Wärme ans Herz [...] zur Ehre unserer Heimat! Und unsere Heimat verdient es ja. Welches Land hat liebenswürdigere Bewohner; welches gleicht in seinen Landschaften mehr einem Garten als unseres? Welches Land ist reicher an lebendigen geschichtlichen Erinnerungen, welches ist reicher an wertvoller urgeschichtlicher Hinterlassenschaft?“ (Hein 1903: [101]).

Seine Rede beendet Matthäus Much mit der Aufforderung zur Einstimmung in den Ruf: „Unsere Heimat, hervorragend durch die Liebenswürdigkeit seiner Landeskinder, reizend durch seine landwirtschaftliche Schönheit, reich an geschichtlichen Erinnerungen, an vorgeschichtlichen Denkmälern und Urkunden, unsere Heimat lebe hoch!“ (Hein 1903: [102]).

137 siehe Kap. 5.2.2/S. 179

138 Hierbei glaubte Much an keinen „allgemeinen Bevölkerungswechsel“ in Österreich seit der Jungsteinzeit; siehe z.B. Kap. 5.4.1/S. 203 oder Kap. 7.2.3/S. 361.

139 Beim Statthalter von Niederösterreich bzw. „Groß-Wien“ handelte es sich damals um Erich Graf von Kielmansegg (1847-1923).

Solche patriotischen Äußerungen bezüglich der „Heimat“ konnten sowohl bei den Deutschnationalen aber auch bei anderen politischen Strömungen Anklang finden, so dass es nicht zu wundern braucht, dass der anwesende christlichsoziale Stadtrat Robert Deutschmann¹⁴⁰ als Vertreter der Stadt Wien jegliche Unterstützung und Förderung für die Vorhaben der Gesellschaft zusagte.

Bereits im Jahr 1875 ist ein starker Bezug zu Niederösterreich erkennbar. Selbst Überreste aus „altgermanischer Zeit“ hätten sich trotz der „Einfälle mongolischer Völker“ während der Völkerwanderungszeit in „unsere[r] engere[n] Heimat Niederösterreich“ bis in die Gegenwart erhalten (vgl. Much 1875: 1f).

Im Mündungsbereich der Donau und der March würden „wir endlich historischen Boden“ betreten, auf welchem sich bereits „römische Kriegskunst und ›germanische Freiheit‹ in langem Kampfe gemessen; hier standen sich Böhmen und Ungarn gegenüber, hier ward durch die Entscheidung des Kampfes zwischen dem Böhmenkönig und dem Habsburger der Weltgeschichte eine andere Bahn gewiesen; hier zuerst haben unsere Väter dem korsischen Eroberer [Napoleon] eine Schranke gesetzt, und hier, wir haben es selbst erlebt, sollte noch ein letzter Kampf zur Entscheidung gebracht werden! Das ist wahrhaft classischer Boden menschlicher Culturgeschichte!“ (Much 1875: 2).

Matthäus Much legte an dieser Stelle sein Hauptaugenmerk auf Konfliktsituationen, welche mit den „Deutschen“ gleichzusetzende „Germanen“ von den Kämpfen mit der römischen Armee bis zu den Napoleonischen Kriegen erfolgreich ausgetragen hätten. Dabei hat er einen Entscheidungskampf in absehbarer Zukunft heraufbeschworen. Much verlegte, was er offen zugab, ein auf die Rheinufer bezogenes Tacitus-Zitat in seiner deutschnationalen Version auf beide Donauufer „unserer Heimat“. So ist an dieser Stelle von noch erhaltenen „Stätten einer ruhmvollen Vorzeit [...], jene[n] riesigen Waffenplätzen“ (Much 1875: 3) die Rede, welche enorme „Volksmassen und deren Kriegshorden“ beherbergt hätten und Zeugnis ihres „gewaltigen Auszugs“ ablegen würden.

Matthäus Muchs Deutschnationalismus und Antisemitismus sind allein durch seinen politischen Aktionismus unbestreitbar und spiegeln sich auch an verschiedenen Stellen seiner Schriften wieder. Seine Ablehnung gegenüber Kultureinflüssen aus dem Osten und sein

140 Vermutlich handelt es sich um den 1924 im Alter von 80 Jahren verstorbenen und auf dem Friedhof Hietzing begrabenen Robert Deutschmann.

Gedankengebäude einer historisch gewachsenen eigenständigen „europäischen Rassenevolution“ kommen mit zunehmendem Alter immer mehr zum Vorschein.¹⁴¹

Anton Langgassner, der spätere Herausgeber der studentisch-deutschnationalen Wochenschrift „Kyffhäuser“, teilte Much in einem auf den 9. Mai 1883 datierten Brief mit, dass am 26. Januar die Gründung des „Deutschnationalen Preßvereins“ von statten gegangen ist und die Satzungen beiliegen. Die Vereinsleitung bestehe aus Gagstatter, Girhatz, Hanek, Maschl, und Dr. Sylvester, Much sei zum Beitritt eingeladen (vgl. Windischbauer 2002: 90).

Der seit 1880 in der sogenannten „Bauernbewegung“ als Anführer aktive Hans Oehn (1823-1912), war am 10. Jänner 1881 maßgeblich an der Gründung des dem „schönerianischen“ Kurs folgenden „Oberösterreichischen Bauernvereines“ beteiligt und soll auf seinem Totenbett den „Untergang Germaniens“ vorausgesehen haben. Oehn stammte vom Attersee, also gut möglich, dass ihm Matthäus Much bereits in den früheren Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts auf seiner Suche nach Überresten von Pfahlbauten in den oberösterreichischen Seen kennengelernt hat (vgl. Pichl 1913: 184-187, 563).

Oehn hat Matthäus Much am 8. Februar 1883 einen Brief mit deutschnationalem Inhalt geschrieben, in welchem er über österreichische Politik, die „verdorbene Jugend“ und gegen die „Pfaffen“ wetterte. Am 7. April des gleichen Jahres ließ er wieder seinen politischen Betrachtungen freien Lauf, schimpfte über die „Unverschämtheit“ von „Czechen, Polen, Slaven“ und prangerte die „feurigen Zungen der Pfaffen“ an; in einem weiteren Brief vom 23. Februar 1884 gar das „rabulistische“ Auftreten Schönerers (vgl. Windischbauer 2002: 146).

In den früheren von Hans Oehn an Matthäus Much gerichteten Zeilen finden sich im von 1883 bis 1894 hinterlassenen Briefverkehr neben antiklerikalen und antislawischen Aussagen für das Jahr 1886 auch antisemitische Sprüche. Zudem wurde Schönerer im Februar 1884 für sein „rabulistisches“ Auftreten gerügt.¹⁴² Zu den Themen gehören ansonsten der Bauernverein oder Oehns achttägiger Arrest, weil er die Justiz bezichtigt hatte von „jüdischen Adjunkten“ sowie „katholischen Tyroler Advokaten“ durchsetzt zu sein, welche dort „Schindluder“ treiben würden. Am 25. Mai 1886 bittet er Much um eine schriftliche Bestätigung, dass das Dampfschiff „am Mondsee oft nicht vom Fleck kommt“ (Oehn nach Windischbauer 2002: 146), da der „jüdische“ Besitzer „Courant“ die Herausgeber der Zeitschrift „Gebirgsboten“ auf

141 siehe die Kap. 5.6 (gesamt)/9.3-9.8.3

142 Hierbei nimmt Oehn möglicherweise zu Schönerers einsetzender Agitation bezüglich der geplanten Verstaatlichung der Nordbahn im gleichen Jahr oder auf die Vorfälle beim Wagner-Kommers aus dem Vorjahr Bezug; siehe Kap. 4.5.1/S. 98, 100ff.

Gewerbestörung verklagt hätte, weil dort berichtet wurde, dass der Dampfer unzuverlässig sei. Außerdem ginge „alles einer culturzerstörenden Barbarey entgegen“ (Oehn nach Windischbauer 2002: 147).

In den erhaltenen Briefen findet sich auch ein Schriftstück von Schönerers Leibwächter Carl Gagstatter (gest. 1915), welcher Matthäus Much am 5. Juni 1887 einen Brief schrieb, in welchem u.a. seine Wohnungssuche in der Umgebung des Mondsees zur Sprache kommt. Im Vorjahr habe es Kundgebungen gegen die „Semiten“ gegeben. Es zögen auch fast keine „Juden“ zu, 30 Wohnungen stünden noch leer; unterzeichnet mit „deutschem Gruß“. Am 5. Juli 1887 erwähnte Gagstatter, dass sein „Unternehmen“ bisher „wenig Anklang“ finden würde und bittet Much mit seiner Familie beizutreten; unterzeichnet mit „unverfälscht deutschem Gruß“. Am 9. August 1887 fragte Gagstatter Much welchen Zeitpunkt „er für die Abhaltung der constituierenden Versammlung der Ortsgruppe [...] am geeignetsten“ (Gagstatter nach Windischbauer 2002: 51) halte und betonte, dass Dr. Flatz nun zunehmend zu „uns“ neige seit Curant gesagt hätte, dass er einen „Juden“ als Badearzt mitbringen werde. Ab dem 16. August sei die Versammlung möglich. Am 10. Februar 1888, also einen knappen Monat vor dem Angriff auf das „Neue Wiener Tagblatt“, erscheint wiederum ein Brief; erst im Spätherbst solle Much die Jahresversammlung abhalten. Er selbst, Gagstatter, treffe sich morgen u.a. mit Schönerer; ob Much nicht auch kommen wolle. Am 29. November 1888 schrieb Gagstatter über Parteiangelegenheiten und schickte am 11. Februar eine Einladung für Much samt Familie zu einer am 24. des Monats stattfindenden Jahresversammlung der „Ortsgruppe Thalgau-Mondsee“. In Thalgau gäbe es nun 14 Mitglieder und die Kampfesansage, dass „unsere Partei“ keine Niederlage vertrage (vgl. Windischbauer 2002: 51f).

Beim Gegenstand der Gewerbestörungsklage des Betreibers der Mondseer Linienschiffahrt Berthold Curant (1831-1898) gegen die Zeitung „Oberösterreichischer Gebirgs-Bote. Fortschrittliches Wochenblatt zur Förderung politischer, gewerblicher und wirthschaftlicher Interessen“ handelte es sich um einen in besagtem Blatt am 29. August 1885 veröffentlichten Leserbrief eines Sommergastes, in welchem die „Lebensgefährlichkeit“ der „Salondampfer“ hervorgehoben wurde. vor dem Die Verhandlung fand am 27. August 1886 vor dem Schwurgericht statt und endete mit einer Niederlage für Curant (vgl. OÖGB 1885: 151; OÖGB 1886: 137, 153-156).

In dieser skandalträchtigen Ausgabe werden zudem im Artikel *Die doppelzüngige Politik der Czechen* die Zugeständnisse des Ministerium Taaffes an das böhmische „Czechenthum“

beklagt und auch von einer am 24. August 1885 stattgefundenen handfesten Auseinandersetzung berichtet, bei welcher „deutsche“ Tuner aus Trautenau¹⁴³ mit „Czechen“ aus Königinhof an der Elbe¹⁴⁴ aneinandergerieten (vgl. OÖGB 1885: 149).

Unter der Rubrik „Korrespondenzen“ finden unter dem Stichwort „Mondsee“ Anmerkungen zur Sommersaison neben z.B. Theaterstücken der örtlichen „Sektion“ des „Alpenvereines“ oder dem „25jährigen Schützen-Jubiläum“ eine Tanzveranstaltung vom 26. August 1885 in einem Hotel namens „Zur Post“ Erwähnung, wobei deutlich antisemitische Töne angeschlagen werden:

„Um 10 Uhr begann man das Tanzbein zu schwingen und sieh' o Wunder, es fand sich unter der tanzenden Jugend nicht ein Paar semitischen Ursprungs. Die Meinungsdivergenzen, die sich schon einige Zeit hindurch zwischen den Mondseern und den christlichen Sommergästen einerseits und den Israeliten andererseits herausgebildet, traten an diesem Tage so recht an's Licht. Israels schönste Knospen konnten an dieser Feier nicht erblüh'n“ (OÖGB 1885: 150).

Im „Gebirgs-Boten“ vom 21. August 1886 wird im Artikel *Die Reichsrathsmehrheit unter sich!* gegen die Dominanz der Taaffe-Regierung gegenüber dem Parlament angeprangert und deren „liebreiche Unterstützung“ für slawischsprachige Nationalitäten der Habsburgermonarchie hervorgehoben, bei welcher „unsere deutschen Klerikalen“ Pate stünden (vgl. OÖGB 1886: 137).

Die Spuren von Verbindungen der Familie Much zum deutschnationalen Antisemitismus finden also nicht nur in Wien und Niederösterreich, sondern auch in Oberösterreich ihren Bezugspunkt, wobei Much seine ersten Kontakte womöglich bereits während seiner Pfahlbauforschungen geknüpft hat. Zwischen 1893 und 1903 war Matthäus Muchs Sohn Rudolf mit der Tochter des Salzburger Privatiers Carl Gagstatter, einem der „letzten sieben Germanen“ aus der Anfangszeit organisierter Germanophilie in Österreich,¹⁴⁵ Agnes (evtl. 1872 geb.), als erste seiner insgesamt drei Frauen verheiratet, womit sich der „wohl gesponnene“, deutschnationale „Ring“ der Familie Much für die Zeit vor und um die Jahrhundertwende schließt (vgl. Simek 1997: 250f).

143 Trautenau heißt heute Trutnov und liegt in Tschechien.

144 Königinhof heißt heute Dvůr Králové nad Labem und liegt in Tschechien.

145 siehe Kap. 4.2.1

Das Mitglied der reichsdeutschen „Alldeutschen Vereinigung“ und Mitbegründer der anthroposoziologischen Schule¹⁴⁶ Otto Ammon pflegte vom Dezember 1896 bis Februar 1897 einen regen Briefkontakt mit Matthäus Much. Offensichtlich ging es hierbei um Bestätigungen auf zugesendete Artikel Muchs für die „Badische Landeszeitung“, welche Ammon zu dieser Zeit erworben hatte, um seine alldeutschen Ziele zu verbreiten (vgl. Lichtsinn 1987: 9; Windischbauer 2002: 16f).

Am 1. Dezember 1896 aus dem letzten von Much empfangenen Brief „warmes Nationalgefühl“ spreche und bedankt sich für die „Kupferzeit“ und schickte im Gegenzug „seine Arbeit ›Gesellschaftsordnung‹, ... die Aufsätze über ›Arierdämmerung‹ sind an die Redaktion der ›Deutschen Zeitung‹ abgegangen ...“ (Ammon nach Windischbauer 2002: 17).

In einem Schreiben vom 22. Jänner 1897 dankt Ammon Much für einen für die „Badische Landeszeitung“ erstellten Aufsatz, doch müsse er als „Vertreter der Nationalliberalen Partei [...] um Artikel aus Österreich [ersuchen, welche zwar] nationaldeutsch orientiert [sind], aber keine direkten Ausfälle gegen Juden [enthalten], da einige Mitglieder Juden sind ...“ (ebd.).

Am 3. Februar 1897 gilt für Ammon eine weitere Mitarbeit als abgemacht (vgl. ebd.). Offensichtlich sind diese Schriften jedoch nicht veröffentlicht worden.¹⁴⁷

146 siehe Kap. 5.5.2.3

147 An dieser Stelle möchte ich mich bei meinen Eltern bedanken, welche die Suche auf Mikrofilmen in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe auf sich nahmen, um die beschriebenen Artikel aufzuspüren. Bei mitunter drei Tagesausgaben der „Badischen Landeszeitung“ erwies sich dieses Unterfangen als sehr mühsam. Dennoch hielten sie bis zu den Ausgaben Mitte September 1898 erfolglos durch. Auch den Artikel aus der „Deutschen Zeitung“ konnte ich trotz der Hilfe einer Bibliothekarin aus der Österreichischen Nationalbibliothek nicht ausfindig machen.

5 Der vielfältige Nährboden von Matthäus Muchs anthropologischer Geschichtstheorie – ein Gemengsel aus verschiedenen geistes- und naturwissenschaftlichen Strömungen des 19. Jahrhunderts

Johann Joachim Winckelmann (1717-1768) begründete im Jahr 1763 mit seinem Buch *Geschichte und Kunst des Altertums* die *Klassische Archäologie* und stellte die Ausgrabung, den Fund, also das „Kunstwerk selbst“ in den Vordergrund (vgl. Kühn 1976: 27).

In der Folge sollten die antiken schriftlichen Quellen Griechenlands und des Römischen Reiches überprüft und vervollständigt werden.

In die Altertumswissenschaften wurden Ende des 18. Jahrhunderts Verfallstheorien mit den Schriften Winckelmanns und dem sechsbändigen Werk *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire* (1776-1788) von Edward Gibbon (1737-1794) eingeführt und unterlagen im 19. Jahrhundert mit dem aufkommenden Nationalismus, dem Darwinismus und dem kolonial inspirierten Rassismus starken Veränderungen.

Winckelmann lebte zu einer Zeit als sich der Absolutismus dem Ende zuneigte und sich das Bürgertum gegenüber dem Adel zu emanzipieren begann. Das einseitig glorifizierte antike Griechenland diente als Idealbild und als „Mutterland“ demokratischer Gedanken. Dabei betonte Winckelmann besonders die „organische Entwicklung“ der Epochen der „griechischen Kunst“, deren Bindeglied sie darstellt, wobei der Verlauf durch „Wachstum“, „Blüte“ und „Verfall“ gekennzeichnet ist (vgl. Borbein 1977: 32; Bernbeck 1987: 15-20, 24f).

Der von Winckelmann geprägte und durch „Wachstum“, „Blüte“ und „Zerfall“ gekennzeichnete zyklische Verlauf der Kunstgeschichte fand im gesamten 19. Jahrhundert in den Geschichts- und Geisteswissenschaften weit gefächerte Anwendungsgebiete und ist auch noch in Matthäus Muchs „Heimat der Indogermanen“ anzutreffen. Daneben werden „Jugend“ und eine Art Reife, welche Much als „Lehrzeit“ bezeichnet zu Kategorien, anhand welcher

versucht wird das Stadium zu bestimmen, auf welchem sich ein „Volk“ vor dem drohenden „Untergang“ befindet (vgl. Much 1904: 44, 355f, 413).¹⁴⁸

Edward Gibbons Werk stand zwischen der sentimental englischen „Ruinenpoesie“ des 18. Jahrhunderts und dem von der Aufklärung in Angriff genommenen „Dekadenzproblem“. Der Entwicklungsgang Roms zu „Größe“ und anschließendem „Verfall“ wurde als „natürliches Gesetz“ aufgefasst. Ruinen wurden „unter dem Eindruck der eine große Vergangenheit zerstörenden französischen Revolution“ (Rehm 1966: 121) vom Geschichtsphilosophen Constantin François Volney (1757-1820) auch bald mit einem früher oder später eintretenden Niedergang aller Staaten in Verbindung gesetzt (vgl. Rehm 1966: 120f).

In Anlehnung an den vom Maler, Mediziner und Anatom Peter Camper (1722-1789) entwickelten, angeblich „idealen“ Gesichtswinkel griechischer Statuen wurde von Johann Caspar Lavater (1741-1801) die Pseudowissenschaft *Physiognomie* ins Leben gerufen. Er glaubte anhand von Gesichtsmerkmalen auf innere Werte schließen und so eine „Physiognomik der Völker“ erstellen zu können. Dabei stellte Lavater der „edlen Seele“ des griechischen Gottes den „hässlichen“ Körper des „Kriminellen“ gegenüber, während für Camper noch der „Neger“ aufgrund seines „tierähnlichen Gesichtswinkels“ als ästhetische Gegenbild gedient hatte (vgl. Mosse 2006: 49ff).

Franz Josef Gall (1758-1828) glaubte mit der von ihm entwickelten *Phrenologie*, dass anhand der Schädelform verschiedene Funktionen des Gehirns auszumachen wären und so bestimmten Schädelformen explizite Charakteristika zugeordnet werden könnten. Vom Nationalismus und Rassismus war er dabei noch genauso wenig befangen wie Lavater, allerdings wurde auch bei ihm ein ästhetisch abfälliges Bild des „Kriminellen“ gezeichnet (vgl. Mosse 2006: 51f).

Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) verband mit Campers Idealtypus die Bezeichnungen „Kaukasier“ oder „Georgier“, und führte diesen in die Welt der Wissenschaft ein. Am Kaukasus-Gebirge vermutete er, zumindest nach physiologischen Kriterien, die „Wiege der Menschheit“ und sah in den „Georgiern“ die schönsten Menschen überhaupt.

148 Wie Prof. Dr. Otto Urban in seiner Einführungsvorlesung des Wintersemesters 2011/2012 berichtete, hat dieses Modell in der Ur- und Frühgeschichte noch heute bezüglich der Laufzeiten von spezifischen Fundtypen und in geringerem Ausmaß auch von bestimmten Fundkomplexen seine Gültigkeit. Hier kann mitunter wirklich eine bestimmte Entstehungszeit festgestellt werden, dann eine Hochzeit, in welcher diese Typen quantitativ und eventuell auch qualitativ ansteigen, ehe bestimmte Formen langsam versiegen und letztlich durch neuentwickelte Artefakte ersetzt werden. Feinchronologisch aussagekräftige Fundgegenstände sind allerdings eher die Ausnahme als die Regel, so dass ein starres Einteilungsschema vor allem für urgeschichtliches Fundmaterial wenig zielführend ist.

Somit führte Blumenbach einen neuen Ursprungsmythos in die Welt der Wissenschaften ein, durch welchen die zuvor als „weiß“ eingestufte europäische Bevölkerung zur „kaukasischen Rasse“ umgewandelt werden konnte (vgl. Mosse 2006: 46ff, 69; Hoernes 1909a: 271f).

Diese ersten *kraniologischen* Vermessungen wurden fortan verfeinert und mit immer neuen Kriterien bestückt. Umwelttheorien blieben zwar während des ganzen 19. Jahrhunderts dem wissenschaftlichen Diskurs erhalten, doch verloren sie nach und nach gegenüber nationalen und rassistischen Argumentationen an Boden. Es sollte eben nicht mehr in erster Linie das Klima und die daraus resultierenden Umweltbedingungen sein, welche die verschiedenen „Rassen“ formten, sondern eine im „Volkscharakter“ bzw. in einer in der Natur angelegten angeborenen Charakteristik oder Mentalität. Selbstverständlich sollte hierbei das eigene „Volk“ bzw. die eigene „Rasse“ stets die anderen an Schönheit, Tugenden und Entwicklungsgeist übertreffen. Der „Germane“ wurde an hellenische Idealvorstellungen angelehnt.

Peter Camper wurde mit seinen kraniologischen Schädelvermessungen, welche ästhetischen Wertungen unterlagen und sich am Gesichtsprofilwinkel von griechischen Statuen orientierten zum Vorreiter des im 19. Jahrhundert weite Verbreitung findenden *Längen-Breiten-Indexes*, welcher für Matthäus Muchs Geschichtstheorie zu einschneidender Bedeutung gelangte (vgl. Mosse 2006: 40, 47ff; Poliakov 1977a: 180).

Bereits die Humanisten des ausgehenden 15. Jahrhunderts begannen sich für die Alltagskultur auch für die des „gemeinen Mannes“ zu interessieren, Ende des 18. Jahrhunderts bekam dieses Forschungsinteresse auch mit der Bezeichnung *Volkskunde* als Fachbezeichnung einen Namen (vgl. Gerndt 1981: 20f; Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 1-8).

Unter Einfluss von Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) wuchs bereits das Interesse der Romantiker, unter ihnen auch Johann Gottfried Herder, an sogenannten „primitiven Völkern“. Neben diesen waren es die in zahlreichen europäischen Staaten mit der Zeit der Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen einsetzenden nationalen Bewegungen, die der Urgeschichtsforschung und auch der Völkerkunde, gerade auch durch das aufkeimende Vereinswesen, entscheidende Impulse gaben in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verliehen (vgl. Eggers 1959: 31; Laukötter 2007: 35f).

Vor der institutionellen Entwicklung der anthropologischen Disziplinen befanden sich in den im 16. Jahrhundert entstanden Kuriositäten- und Raritätenkabinetten mitunter bereits urgeschichtliche Artefakte.

Christian Jürgensen Thomsen schuf Anfang des 19. Jahrhunderts mit seinem *Dreiperiodensystem* ein erstes Zuordnungssystem von vorgeschichtlichen Funden verschiedener Materialien in die aufeinanderfolgenden Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter und gab den Startschuss zur Begründung der *Skandinavischen Archäologie* (vgl. Eggers 1959: 32-40; Müller-Karpe 1975: 24; Trigger 1989: 73-80).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etablierte sich auch die Bezeichnung *Anthropologie* als „die Wissenschaft vom Menschen“.

Ende des 18. Jahrhunderts wurden diese Ausstellungsstücke Ordnungsprinzipien unterworfen, welche durch die Cook-Reisen ermöglicht wurden. Aus solchen „Naturalienkabinetten“ entstanden im 19. Jahrhundert Völkerkundemuseen, nachdem die Begriffe *Völkerkunde* und *Ethnologie* seit dem Jahr 1770 im Umfeld der stark von der Aufklärung beeinflussten *Universität Göttingen* zum ersten Mal Verwendung fanden (vgl. Laukötter 2007: 35; Smolka 1994: 18-23).

Die Ethnologie wurde im 19. Jahrhundert verstärkt zur archäologischen Beweisführung herangezogen, nachdem bereits im 17. und 18. Jahrhundert bei der Interpretation von europäischen Funden auf ethnologisches Material zurückgegriffen worden war. Von Bedeutung sind also die Anordnung und Abgrenzung der einzelnen wissenschaftlichen Domänen (vgl. Eggers 1959: 22ff).

Die Forderung nach Dokumentationszentren, in welchen Materialien außereuropäischer und vorgeschichtlicher europäischer Kulturen bearbeitet und zur Schau gestellt werden sollten, wurde vor allem „durch die intensive Rezeption von Darwins Evolutionstheorien, die auf ein gesteigertes Interesse an der eigenen Vorgeschichte und damit an den Naturvölkern als Abbild vermeintlicher Vorläufer der eigenen Gegenwartskultur hervorgerufen hatte“ (Smolka 1994: 19), seit dem Jahr 1859 untermauert und hatte nicht nur nachhaltigen Einfluss auf die Aufteilung der Museen sondern auch auf die Methodik der anthropologischen Disziplinen. Die vom Umfang enorm angewachsenen Museen wurden in einzelne Abteilungen aufgegliedert oder gar für spezielle Bereiche als Separatmuseen neu gegründet. Neben rein ur- und frühgeschichtlichen und ethnographischen Sammlungen entstanden physisch-anthropologische und zoologische (vgl. Smolka 1994: 19f).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es nicht nur zu einer partiellen Verknüpfung von Prähistorie und Ethnologie, sondern auch über die Geisteswissenschaften hinaus mit der naturwissenschaftlichen *physischen Anthropologie*.

Methodisch kam nun beim Erscheinungsbild rezenter menschlicher „Rassen“ der Unterscheidung in die *Aszendenz*- und die *Deszendenzrichtung* eine große Bedeutung zu. Mit der Aszendenzrichtung glaubte man vom jetzigen Erscheinungsbild verschiedener Menschengruppen zu Rückschlüssen für die ferne Vergangenheit zu gelangen, mit der Deszendenzrichtung sollte anhand von urgeschichtlichen Skelettresten die gegenwärtige Verbreitung der „Rassen“ erklärt werden (vgl. Eggers 1959: 23).

Mit Hilfe der darwinschen Evolutionstheorie konnte nun auch das kirchliche Dogma eines jungen Alters des Menschengeschlechts durchbrochen werden und rückte es zudem in die Nähe des Tierreichs. Dies hinderte zahlreiche Forscher ganz im Sinne ihres Ethnozentrismus nicht daran, der „weißen Rasse“ eine größere Entfernung zum Tier zuzuschreiben als sog. „niederer Rassen“ oder zumindest eine „höhere Kultur“ zu postulieren.

Der Geologe Charles Lyell (1797-1875) der Urgeschichtsforscher John Evans (1823-1908) verhalfen seit 1858 der Theorie von Jacques Boucher Crèvecoeur de Perthes (1788-1868) zum Durchbruch, welcher bereits das hohe Alter von Steinwerkzeugen und verschiedenen menschlichen Knochen erkannt hatte (vgl. Kühn 1976: 106; Müller-Karpe 1975: 24f).

Der sogenannte *Neandertaler* wurde 1856 im Rahmen des industriellen Abbaus von Steinen in der Feldhofer Grotte des bei Düsseldorf gelegenen Neandertals gefunden. Der Gymnasiallehrer Dr. Karl Fuhlrott kam 1865 in seiner Arbeit *Der fossile Mensch aus dem Neanderthal* zu dem Schluss, dass es sich um einen „Urmenschen“ handeln müsse, blieb jedoch bis Anfang des 20. Jahrhunderts mit seiner Meinung weitestgehend alleine, wie zuvor Boucher de Perthes (vgl. Kühn 1976: 106; Müller-Karpe 1975: 26).

Der Bankier, Politiker und Prähistoriker John Lubbock (1834-1913) schrieb 1865 ein für die Übertragung von Darwins Evolutionstheorie auf den Menschen grundlegendes Werk. Es trägt den Namen *Prehistoric Times as Illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages* und erreichte bis 1900 sechs Auflagen. Die deutsche Ausgabe erscheint in zwei Bänden 1873/1874 mit dem Titel *Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden*. In diesem richtungsweisenden Buch unterteilt er als erster die Steinzeit in einen älteren Teil, das *Paläolithikum* (griech. *palaios*: alt, *lithos*: Stein) als die eiszeitliche Epoche, der vor allem in Frankreich vorgefundenen „behauenen Steine“ und das *Neolithikum* (griech. *néos*: neu, *lithos*: Stein) als „Steinzeit des geschliffenen Beiles“, wie sie vorwiegend in Skandinavien, England und Deutschland vorgeherrscht habe. Diese bis heute gültige Neuordnung der prähistorischen

Zeiteinteilung modifiziert das *Dreiperiodensystem* Thomsens zu einer Vierperioden-Gliederung. Hierbei wurde bereits deutlich, dass für die einzelnen periodischen Abschnitte der Steinzeit längere Zeiträume veranschlagt werden müssen. Im deutschsprachigen Raum etablierten sich daneben die Begriffe *Alt-* und *Jungsteinzeit* (vgl. Kühn 1976: 141f; Müller-Karpe 1975: 27).

Die Fragen, in welcher Art und Weise das altsteinzeitliche *Paläo-* zum jungsteinzeitlichen *Neolithikum* übergegangen war und an welchem Ort das letztere losgetreten worden ist, zogen von Beginn an brennende und bis heute nicht vollständig gelöste Debatten nach sich.

Lösungsansätze glaubte man bald in den seit 1837 bekannten Muschelhaufen, welche als Fundgruppe den Namen *Kjökkenmöddinger*, „Küchenabfallhaufen“, bekamen, oder in den 1868 im südwestfranzösischen Les Eyzies (Dordogne) vorgefundenen skelettierten Überresten des *Cro-Magnon*-Menschen gefunden zu haben, doch blieben die diesbezüglichen Thesen umstritten (vgl. Kühn 1976: 118, 142ff).¹⁴⁹

Anfangs stand die Altersbestimmung des Fundmaterials im Vordergrund, das Hauptinteresse verschob sich aber vor allem in solchen Ländern, „in denen in frühgeschichtlicher Zeit ein Bevölkerungswechsel stattgefunden hatte“ (Eggers 1959: 13), hin zu der Frage der „Volkszugehörigkeit“. In den Ländern, in denen zumindest seit Einführung der Schrift keine Überschichtung der Bevölkerung stattgefunden hatte und das Nationalgefühl eine integrative Wirkung auf die Gesamtbevölkerung hatte, wie beispielsweise in Dänemark und Schweden, hatte auch die *vaterländische Altertumskunde* zwar einen patriotischen, aber weniger aggressiven Charakter als in den europäischen Ländern, in denen verschiedene Bevölkerungsgruppen noch im 19. Jahrhundert um nationale Identität, Territorium und Souveränität konkurrierten. In Skandinavien entstanden auch die chronologischen sowie methodischen Grundlagen (vgl. Eggers 1959: 13, 31; Kerndl 1977: 164).

Von den politischen Umständen ließen sich zahlreiche Forscher von einer ausgewogenen wissenschaftlichen Beurteilung ablenken und versuchten stattdessen realpolitische Ansprüche mit einseitigen Interpretationen „der fernen Vergangenheit“ zu legitimieren.

Auch die Vertreter des tschechischen Nationalismus versuchten ihr Ansehen und ihre Souveränitätsansprüche mit der Konstruktion eines „slawischen Urvolkes“ und dessen kontinuierlichen Bestandes selbst während der Besatzung „deutscher Fürsten“ aus der

149 siehe Kap. 9.3.1 (S. 546)/9.6 (S. 638)

„Markomannenzeit“ in den ersten fünfzig Jahren des 19. Jahrhunderts zu untermauern. Die tschechischen Forscher taten es ihren deutschen Kontrahenten gleich und unterstützten die bis heute unbewiesene These einer Gleichsetzung der Begriffe „deutsch“ und „germanisch“. Der Schriftsteller Václav Hanka (1791-1861) versuchte vermeintlich „alttschechische Literaturdenkmäler“ in Form von Fälschungen herzustellen (vgl. Kernd'l 1977: 164f).

Während in England und Frankreich ein ausreichend großes Nationalbewusstsein historisch gewachsen war, um auf die Hinzunahme der heimischen Prähistorie samt ihrer Bodenfunde größtenteils zu verzichten; so waren es in Deutschland die nationalen Bewegungen unter dem Einfluss, welche im Zuge der Napoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden waren, um Souveränitätsforderungen durchzusetzen. Vor allem nach der relativ späten politischen Einigung, der Gründung des Deutschen Reichs von 1871, wurde versucht, imperiale Legitimationsversuche mit einem angeblich einzigartigen „germanischen Altertum“ zu kreieren. Das Deutsche Reich stieg um die Jahrhundertwende zu einer der führenden europäischen Wirtschaftskräfte empor, wodurch vor allem im Besitz- und Bildungsbürgertum der Wunsch aufkam, sich bei der Aufteilung der Welt einen größeren Prozentsatz als bisher zu erhaschen. Alfred Kernd'l hat dies auf eine Art Minderwertigkeitskomplex zurückgeführt. Zuvor wären die Versuche der Zuordnung von „archäologischen Fundprovinzen“ zu „historisch überlieferten Völkern“ lediglich „beiläufig“ gewesen. Als Beispiele werden häufig Rudolf Virchow und der schwedische Urgeschichtsforscher Oscar Montelius angegeben:

Virchow hat Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts einem gewissen, sich im Osten des Deutschen Reiches befindlichen Fundhorizont, insbesondere der in Gräberfeldern vorgefundenen „Burgwallkeramik“ eine slawische Herkunft zugeschrieben, welche sich mit historischen Quellen belegen ließ.¹⁵⁰

Montelius versuchte zudem im Jahr 1884 anhand von nordeuropäischen Funden die Existenz der „Germanen“ als „Vorväter“ der schwedischen Bevölkerung bis in die Jungsteinzeit zurückzuverfolgen (vgl. Eggers 1959: 31f, 203ff, 209f; Jakubovitsch 1993: 91; Kernd'l 1977: 165).

In Frankreich kamen zahlreiche altsteinzeitliche Funde zum Vorschein, so dass dort der Zweig der urgeschichtlichen Forschung ausgeprägt wurde, welcher sich mit dem Paläolithikum

150 Die Frühgeschichte verfügt im Gegensatz zur Urgeschichte über schriftliche Quellen, wodurch die Zuordnung von Fundmaterial zu bestimmten mehr oder minder spezifischen Gruppen bei Beibehaltung der Regeln der Quellenkritik und aller Vorsicht mitunter möglich ist.

beschäftigte. Dieser fand eine enge Anbindung an die Geologie; der Stratigraphie oder Schichtenfolge wurde die entscheidende Rolle zugeschrieben. In Skandinavien stellte man sich vornehmlich die Frage nach einer weiteren Aufgliederung des Neolithikums (Neusteinzeit) und der Bronzezeit. Zum ersten Mal wurden Fragestellungen zur Völkerwanderungs- und der Wikingerzeit behandelt. In Russland gewann die Kunst der Skythen an Aufmerksamkeit und auch die Klassische Archäologie wurde durch neue Funde ausgeformt. Heinrich Schliemann (1822-1890) begann mit seinen Ausgrabungen in Mykenä und Tiryns. Troja sollte folgen, wobei Schliemanns Nachfolger Wilhelm Dörpfeld (1853-1940) dort die stratigraphische Methode im urbanen Kontext weiterentwickelte. Mesopotamien und Ägypten werden archäologisch erschlossen. Das Auffinden hethitischer Schriften führte zur Frage nach dem dazugehörigen „Volk“ (vgl. Eggers 1959: 73-78; Kühn 1976: 102; Müller-Karpe 1975: 27).

Nicht nur für den Alpenraum, sondern für ganz Mitteleuropa samt der Schweiz waren die Entdeckungen des Hallstätter Gräberfeldes im Jahre 1846, der Pfahlbauten seit 1854, sowie des Fundorts La Tène 1857/1858 von weitreichender Bedeutung. Spekulativen Phantasien zu den zu vorgeschichtlichen Funden gehörigen „Ethnien“ wurde dabei freier Raum gelassen, welche auch nach der chronologischen Unterteilung in die *Hallstattzeit* (8.-5. Jh. v. Chr.) als die ältere Eisenzeit und die *Latènezeit* (5. Jh. v. Chr.- ca. 0) als die jüngere Eisenzeit keineswegs vollständig beendet waren. Zwar wurden bald die „Kelten“ als die Bewohner Hallstatts ausgemacht, doch gab es nach wie vor Kontroversen, unter welchen Einflüssen diese Kultur entstanden war. Auch an der Frage, welches „Volk“ die *Latènekultur* geschaffen hatte, erhitzten sich die Gemüter (vgl. Bibby 1972: 187, 300f; Kühn 1976: 173; Müller-Karpe 1975: 26f, 29; Urban 2003: 227f; 287-290, 368; Wiwiorra 2006: 143-146).

5.1 Matthäus Muchs Vorläufer in der österreichischen Urgeschichtsforschung

Als Beginn der wissenschaftlichen Periode archäologischer Forschungen in Österreich ist das Schaffen von Johann Gabriel Seidl (1804-1875) anzusehen, welcher sich seit 1840 als Kustos des „k.k. Münz- und Antikenkabinetts“ mit der Zusammenstellung von Fundberichten und diesbezüglichen Veröffentlichungen beschäftigte (vgl. Lenghauer 2002: 124).¹⁵¹

Ein weiterer Meilenstein zur Etablierung urgeschichtlicher Forschungen stellte und das nicht nur für Österreich sondern für ganz Mitteleuropa – die Entdeckung des zu Berühmtheit gelangten Gräberfeldes von Hallstatt dar.

Das Eintreten der eigentlichen Urgeschichtsforschung ist jedoch zwei anderen Pionieren mit unterschiedlichen Begabungen zuzurechnen: Eduard von Sacken und Ferdinand Hochstetter.

5.1.1 Eduard von Sacken (1825-1883) – der Praktiker

Eduard Freiherr von Sacken gehörte zu den frühen Pionieren der Ur- und Frühgeschichte in Österreich. Er war seit 1845 am „k.k. Münz- und Antikenkabinett“ beschäftigt und wurde später dort Kustos. Auch bei der „Akademie der Wissenschaften in Wien“ wurde er im Jahr 1869 Mitglied (vgl. Meister 1947: 116; Bernhard-Walcher 1987: 372).

Unter den Historikern ist er wegen seiner Arbeiten zur Heraldik (Wappenkunde) bekannt geworden; unter den Prähistorikern zum einen wegen seiner mit Alfred von Arneth (1819-1897) gemeinsamen Vorreiterrolle bezüglich von Grabungsversuchen in Carnuntum¹⁵² und zum anderen durch seine umfangreiche Monographie über das Gräberfeld von Hallstatt. Sacken hielt am 12. März 1862 unter dem Titel *Über die vorchristlichen Culturepochen Mitteleuropa's und die Quellen der deutschen Urgeschichte* vor dem „Alterthumsverein“ einen Vortrag, welcher anschließend als Schrift veröffentlicht wurde. Er betonte darin die Bedeutung archäologischer Hinterlassenschaften mit der Aussage: „Aus Funden gestalten sich die Culturbilder, entwickelt sich die Culturgeschichte“ (Sacken nach Urban 2002: 8).

151 Den Hinweis auf Johann Gabriel Seidl verdanke ich Prof. Dr. Otto H. Urban im Rahmen der Einführungsvorlesung der Ur- und Frühgeschichte im Wintersemester 2011/2012.

152 Der Titel seiner diesbezüglichen Veröffentlichung lautet: *Die römische Stadt Carnuntum, ihre Geschichte, Überreste und die an ihrer Stelle stehenden Baudenkmale des Mittelalters* und stammt aus dem Jahr 1852.

Im Jahre 1865 erschien sein *Leitfaden zur Kunde des heidnischen Altertums*; 1868 unter dem Namen *Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer* die berühmte Hallstatt-Monographie, welche die Voraussetzungen schuf, dass der Fundort für die gesamte ältere Eisenzeit des nicht-antiken Europas namensgebend wurde. Auffallend ist, dass in seinem 1865 an ein breiteres Publikum gerichteter Leitfaden, die „äußerste Rohheit“ und „Primitivität“ der Ornamentik der Hallstätter Bronzefunde Betonung findet, welche er noch in das „Bronzealter“ einordnet, während er drei Jahre später in der an ein eher wissenschaftlich geschulte Leserschaft gerichteten Hallstatt-Monographie die „Schönheit“ und „Eleganz“ der „eigenthümlichen Ornamentik“ der Grabbeigaben anpreist und sie dem „ersten Eisenalter“ zurechnet (vgl. Sacken 1865: 98-104; Sacken 1868: VII; Urban 2002: 7f).

In den Jahren 1866 bzw. mehr als zehn Jahre später, nämlich 1877, gab der „Alterthumsverein zu Wien“ seinen für die niederösterreichische Landeskunde bedeutenden zweibändigen *Archäologischen Wegweiser durch Nieder-Österreich* heraus. Dieser sollte mit seiner alphabetisch angeordneten Zusammenstellung der Fundstellen als Grundlage für die Erstellung einer archäologischen Karte für Niederösterreich dienen, was den Beginn der dortigen archäologischen Landesaufnahme markiert (vgl. Urban 2002: 8f).

Sackens wissenschaftliche Tätigkeit entwickelte sich im Umfeld des Antikenkabinetts unter dessen kulturgeschichtlichem Hintergrund, wobei ihn neben Kunst- und Baudenkmälern auch Geräte aus dem Mittelalter und der Renaissance interessierten. Er soll aber auch der erste in Österreich gewesen sein, welcher zahlreiche chemische Analysen von Bronzegegenständen veranlasste (vgl. Franz 1959: 65f; Meister 1947: 117; Urban 2002: 7ff).

Zwischen 1879 und 1882 war Sacken zudem Präsident der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (vgl. Pusman 2008: 44f).

Dennoch verwundert es nicht, dass Sacken in den Neunzigerjahren von Moritz Hoernes als „Theoretiker“ eingestuft worden ist (vgl. Urban 2002: 8), erhielt die frühe voruniversitäre Ur- und Frühgeschichte doch prägende Einflüsse durch seine schriftlichen Werke und nicht durch seine administrativen Tätigkeiten.

5.1.2 Ferdinand Ritter von Hochstetter (1829-1884) – der große Organisator

Ferdinand Hochstetter ist im Gegensatz zu Sacken als der „große Organisator“ in die urgeschichtliche Forschungsgeschichte der Habsburgermonarchie eingegangen, verlegte er doch seine Tätigkeiten hauptsächlich in den logistischen Bereich. Seine Forschungstätigkeit entspringt dem naturwissenschaftlich geprägten Umfeld. Als Geologe hatte sich Hochstetter im Zuge der Novara-Expedition 1857-1859 mehrere Monate zu damals bahnbrechenden geologischen und geographischen Erkundungen in Neuseeland aufgehalten und erhielt im Anschluss am „k.k. polytechnischen Institut in Wien“ eine Professur für Geologie und Mineralogie, welche er zwischen 1860 und 1874 besetzte. Im Jahr 1869 wirkte er bei der Terrassierung der Eisenbahnstrecke zwischen Konstantinopel und Belgrad mit, 1872 wurde er zum Privatlehrer von Kronprinz Rudolph (1858-1889) in naturwissenschaftlichen Belangen berufen. Bei Hochstetter handelte es sich 1870 um einen der Mitbegründer der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (AGW), in welcher Urgeschichte, Volkskunde, Ethnologie und die Anthropologie beheimatet waren und blieb Zeit seines Lebens Ausschussrat. Im Jahr 1876 erfolgte seine Berufung zum Hauptintendanten des k.k. Naturhistorischen Museums, wobei umgehend sein Organisationsplan für die Errichtung des k.u.k. Naturhistorischen Hofmuseums genehmigt wurde, in dessen Rahmen die Schaffung einer „Anthropologisch-Ethnographischen Abteilung“ vorgesehen war. Dieser wurden die Sammlungen prähistorischer Altertümer einverleibt, welche dann bei der Museumseröffnung 1889 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Hochstetter gliederte die Abteilung in drei Sammlungsgebiete auf: die anthropologische Sammlung mit menschlichen Skeletten „aller Völker und Zeiten“, die prähistorische Sammlung, welche die Kultur des vorgeschichtlichen Menschen in Europa darstellen sollte und die ethnographische Sammlung zur Veranschaulichung der „Naturvölker“ und der „alten Kulturen“. Als Hauptaufgabe der gesamten Abteilung sah er die Darstellung des Menschen „in seiner physischen und psychischen Beziehung“ (Andrian-Werburg zit. n. Szilvassy in: Pusman 2008: 43) an. Die prähistorische Sammlung sollte hierbei den „Anschluß der Geologie an die Geschichte“ (ebd.) vermitteln. Die damals von anderen Wissenschaftsbereichen isolierten Fächer Ethnologie und Urgeschichte wurden den Naturwissenschaften zugeordnet. Ausschließlich durch naturwissenschaftliche Methoden wollte Hochstetter diesen noch jungen Wissenschaftszweigen als einer „Wissenschaft vom Menschen“ zum Durchbruch verhelfen (vgl. Pusman 2008: 43f, 95f; Urban 2002: 9).

Außerdem regte er die „Akademie der Wissenschaften in Wien“ zur Zusammenarbeit mit der prähistorischen Forschung an. Im Feld trat Hochstetter als Urgeschichtsforscher im Jahr 1864 in Erscheinung, als unter seiner Leitung, im Auftrag der „mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe“ der „Akademie der Wissenschaften in Wien“, die Seen Krains und Kärntens auf Pfahlbausiedlungen untersucht wurden. Fortan widmete er sich zunehmend prähistorischen Studien (vgl. Meister 1947: 93, 126).

Matthäus Much befürwortete die Wiederaufnahme der Hallstätter Ausgrabungen durch Hochstetter im Jahr 1876. Nun sollte auch zuvor vernachlässigten Fundobjekten aus Knochen, Keramik und Eisen, die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zukommen (vgl. Pusman 2008: 95).

Im Jahr 1878 beantragte Hochstetter die Durchführung von „paläo-ethnologischen“ Untersuchungen durch die „Mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe“, wozu eine Unterabteilung gegründet werden sollte. Im Zuge dessen kam es im gleichen Jahr zur Gründung der *Kommission zur Förderung von prähistorischen Forschungen und Ausgrabungen auf österreichischem Gebiet* innerhalb der *Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Classe*, deren Obmann er sogleich wurde und sich an zahlreichen Unternehmungen tatkräftig beteiligte. Vor allem an der Entdeckung von prunkvollen Nekropolen in Krain hatte er großen Anteil (vgl. Meister 1947: 93, 126; [k.A.] 1959: 345).

5.2 Die geisteswissenschaftlichen Wurzeln von Matthäus Muchs Kultur- und Geschichtsbild

Johann Gottfried Herder (1744-1803) hat den für das 19. Jahrhundert bedeutenden *Volksgeistgedanken* geschaffen, nach welchem sich ein fortwährender „Volkscharakter“ als „geläuterter Geist eines Volkes“ manifestiere. In der Folge wurden von Romantikern Volkslieder, Sagen und Märchen gesammelt, welche in diesen den „Volksgeist“ am klarsten verkörpert sahen (vgl. Gerndt 1981: 22; Mosse 2006: 62f).

Jacob Grimm (1785-1863) begründete gegen Mitte des 19. Jahrhundert die *Mythologische Schule*. Kurz darauf betonte Wilhelm Heinrich von Riehl (1823-1897) mit seiner sozialpolitisch konzipierten Kulturwissenschaft „den sozialen Unterbau der Kultur als eigentlichen Träger von Geschichte“ (Brückner 1969: 34) und schuf so ein „universalistisches Konzept“, welches sich die im Entstehen begriffene Volkskunde zu Nutzen machen konnte.

Hierbei fand die „Kultur“ eine weitere ideologische Aufladung und wurde zum Gegenstück der Industrialisierung.

Im Vergleich zu den Römern oder den „Kelten“ traten die „Germanen“¹⁵³ erst relativ spät in die antike Geschichtsschreibung ein, so dass das Verlangen aufkam, mit Hilfe des „Konstrukts“ eines „indogermanischen Urvolks“, die „deutsche Nationalgeschichte“ in eine weit zurückliegende Vergangenheit zu verlängern.

5.2.1 Die *germanische Kontinuitätstheorie* als Grundlage des deutschen Nationalbewusstseins

Johann Gottfried Herder war einer der erste Kritiker des Rassengedankens, welcher diesen auf die Menschheit angewendet als „unedel“ empfand. Dennoch wurde er zu einem Vorreiter völkischen Denkens, indem sich nach ihm der „Volkscharakter“ in einem zwar durch die Geschichte geläuterten, aber im Grunde unabänderlichen „Volksgeist“ manifestiert. Die fortdauernde Stärke des „Volkes“ läge hierbei in seinem „ursprünglichen Wesen“ als kulturell einigendes Band (vgl. Hoernes 1909a: 204, 273f; Mosse 2006: 56, 62).

Nach der von Justus Möser (1720-1794) geprägten Gedankenwelt sollte hingegen die Welt in der „alten Heimat“ lebendig werden. Dichten und Denken gehörten bei ihm weniger zu dieser „heimatlichen Welt“, sondern vielmehr deren Recht, Brauch, Behausung, Hausrat, Tracht und Handwerk. Den „alten Einrichtungen“ wies er „natürliche Klugheit“ zu und betonte „ihren organischen Zusammenhang mit dem Leben und seinen Bedürfnissen. Nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit gebührte nun der Preis. An der Vergangenheit sollte die Gegenwart genesen“ (Leyden 1952: 129).

Bei Justus Möser und Johann Gottfried Herder spiegelt sich das humanistische Ideal einer Abkehr von „fremden“ Kultureinflüssen bei der Betonung der „eigenen Volksindividualität“ wieder. Außerdem stehen ihre romantisch geprägten Germanenkonstrukte für zwei grundlegende Zweige künftiger geistiger Strömungen: die *Volksgeistlehre* und den *ständischen Partikularismus* mit einer ausgeprägten Agrarwirtschaft als Grundlage.

Herders *Volksgeistlehre* steht für einen aufgeklärten *Kosmopolitismus*, nach welchem sich jedes „Volk“ als sich entwickelnder „Lebensorganismus“ mit seinem „historischen

153 Sowohl bei den „Kelten“ als auch bei den „Germanen“ handelt es sich um *Exonyme* (Fremdbezeichnungen, also kein Name, den sich eine Gruppe selbst gegeben hat, das Gegenteil von *Endonymen*, d.h. soviel wie Eigenbezeichnungen), welche im 19. Jahrhundert starken Ideologisierungen unterworfen waren, weswegen sie von mir stets in Anführungsstriche gesetzt werden.

Bewusstsein“ revitalisieren, emanzipieren und selbst regieren soll. Mit der Abholzung der „germanischen Wälder“ wäre auch deren Freiheit ausgehauen worden, so dass gleich den Winden „fremde Sittlichkeit“ hindurchgezogen sei. Er bedauerte die Abkehr von der „eigenen Kultur“, welche trotz ihrer „geistigen Einschränkung“ sowohl ihrem „Urbild“ als auch „unserem Boden treu [und] nicht so mißgestaltet und zerschlagen“ (Herder nach See 1994: 67) geblieben wäre. Herder hat trotz einer gewissen Verhaftung in einem „Urzustand“, wie auch Rousseau und Montesquieu, die „Germanen“ aus der Masse der europäischen „Völker“ hervorgehoben, indem er sie als die Errichter eines Schutzwalles gegen die „barbarische Unterwanderung“ pries. Außerdem hätten sie den überwiegenden Teil Europas nicht nur geschützt, sondern auch erobert und fruchtbar gemacht (vgl. Mosse 2006: 62ff; See 1994: 64, 66f).

Der lang andauernde Widerstand gegen die römische Besatzung habe zudem ihren „Stammescharakter“ und somit ihre „Kriegergemeinschaft“ gefestigt, wobei es sich bei diesen Begriffen um die Basis europäischer Kultur, Freiheit und Sicherheit handle.

Möser dagegen versuchte mit einem konservativen, fortschrittsfeindlichen, landwirtschaftlich geprägten politischen *Partikularismus*, einem regelrechten *Antiindividualismus*, den feudalen Absolutismus zu rechtfertigen. Sein Partikularismus, welcher ein Gesellschaftssystem befürwortet, welches auf kleinstaatliche Fürstentümer aufgebaut ist, eignete sich später weniger für eine Verwendung in der völkischen Gedankenwelt, widersprach es doch dem deutschen Einheitsgedanken. Sein Antiindividualismus in Form von einer Hervorhebung der „völkischen Gemeinschaft“, welche sich im Bauernstand verkörpere, ließ sich dagegen im 19. und 20. Jahrhundert ausgezeichnet ideologisieren. Für ihn lebte der „Germane“, wie ihn Tacitus beschrieben hatte, im niedersächsischen Bauern fort. Somit ließe sich über die Betrachtung des *bäuerlichen Alltagslebens* die „altgermanische“ Vergangenheit erschließen. Über eine Angleichung der „Kulturhöhe“ war er jedoch nicht bemüht, da für ihn der „Fortschritt“ keine Errungenschaft darstellte.

Die kosmopolitische Volksgeistlehre Herders und der rückwärtsgewandte Partikularismus Mösers waren in der Romantik und im Pietismus¹⁵⁴ verankert und stellen die geistigen Grundgerüste dar, welche im Laufe des 19. Jahrhunderts immer weiter theoretisch bzw.

154 Beim *Pietismus* handelt es sich um eine als Reaktion auf die als zu starr empfundene religiöse Orthodoxie im 17. und 18. Jahrhundert entstandene protestantische Bewegung, welche neben einer praktizierenden Nächstenliebe eine gefühlsbetonte Frömmigkeit (lat. *pietas*: Frömmigkeit) anstrebte (vgl. FWL 1987: 572).

ideologisch ausgebaut und mit volkskundlichem Quellenmaterial angereichert wurden (vgl. ebd.).

Das Römische Recht stellte bereits für frühe preußische Reaktionäre das Feindbild schlechthin dar, sahen sie in ihm doch die Französische Revolution verkörpert. Diesem ganz Europa erschütternden Ereignis wurde ein „Gesetzesnationalismus“ der *Savigny-Schule* gegenübergestellt,¹⁵⁵ bei welchem stattdessen eine „deutschrechtliche Auffassung“ vertreten wurde. Bei Jacob Grimm handelte es sich um einen Schüler von Friedrich Carl von Savigny.

Neben volkskundlichen Materialien wollte Grimm „vorzeitliche Trümmer“ und „Spuren“ ausfindig machen und diese in juristischer Hinsicht 1828 mit der Schrift *Deutsche Rechtsalterthümer* im „germanischen Altertum“ verankern (vgl. Grimm 1828: 291; Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 28f, 30f).

Richtungsweisend für eine *germanische Kontinuitätstheorie* mit welcher eine verlängerte Nationalgeschichte geschaffen wurde, wurde Grimms *Deutsche Mythologie* (EA: 1835), welche trotz zahlreicher Meinungsunterschiede mit seinen Vorläufern die gleiche Grundkonzeption aufweist: „Kontinuität des Paganen ist fraglos und auch dort zu verifizieren, wo Umdeutung das Alte überlagert“ (Deneke 1969: 48). Die volkskundliche Geschichtsschreibung legte ihr Hauptaugenmerk auf Märchen, Sage, Brauch und Sitte nach dem Vorbild der von den Brüdern Grimm aufgebauten Mythologie. Diese eröffnete vor allem der Altertumskunde die Möglichkeit, volkstümliche Traditionen für ihre Zwecke zu benutzen, anstatt die Volkskunde als selbständige Disziplin zu etablieren. Jacob Grimm betonte in der Vorrede zur zweiten 1844 erschienen Auflage seiner *Deutschen Mythologie*, die neben schriftlichen „Denkmälern“ existierenden mündlichen Quellen, welche mit „Treue“ und in Tradition von den Vätern an die Söhne weitergegeben werden (vgl. Deneke 1969: 48-51, 56).

Aus dem Umstand, dass „germanische“ Namen in der römischen Geschichtsschreibung häufig vorkommen, schloss Jacob Grimm auf einen größtenteils „germanischen Charakter“ der „außerdeutschen Länder“. In erster Linie habe es sich bei den „Germanen“ um „führende Männer“ in der römischen Welt gehandelt, so dass Grimm zu dem fragwürdigen Schluss gekommen ist: Wenn „sich die Listen der Patrizier, Präfekten, magistri militum und der vielen geringeren Stellen erhalten [hätten], so würde eine ungleich größere Zahl solcher Namen, die deutschen Klang zur Schau tragen, vorliegen“ (Grimm nach Young 1968: 24).

155 siehe Kap. 3.2/S. 41f

Der besondere Einfluss von Jacob Grimms Buch *Geschichte der deutschen Sprache* auf Matthäus Muchs Germanistische Studien ist bereits von Josef Szombathy im Jahr 1910 hervorgehoben worden.¹⁵⁶

Die romantisch-ideologische Rückbesinnung auf die „Natur“ war eng verbunden mit einer geschichtlichen Deutung von Erscheinungen. Auf diese Weise hat die wissenschaftliche Ideenwelt der Brüder Grimm ihre Prägung erfahren und diesem Gedankengebäude den letzten Ausdruck verliehen. Das Ziel war es, sich zeitlich immer weiter zurück zu tasten, um der wahren „germanischen Natur“ auf die Spur zu kommen. Dieser Naturbegriff bezeichnet hierbei die „Nähe zum Ursprung“ und wird dadurch in einen geschichtlichen Zusammenhang gestellt. Natur- bzw. Nationalpoesie reichten hierbei nicht mehr aus, da der Wille bestand hat, nach und nach Erkundigungen über ein möglichst fernstes Altertum einzuholen und sich dem „Ursprünglichen“ immer weiter anzunähern.

Dieser Drang führte also zur Entwicklung einer neuen Wissenschaftskategorie, der *vaterländischen Altertumskunde*. In Deutschland äußerte sich dieser Vorgang in der Gründung einer Vielzahl von Geschichts- und Altertumsvereinen, deren Aktivitäten vor allem den gebildeten und wissbegierigen Teil der Bevölkerung ergriffen:

„Der geschichtliche Rückverfolg der Phänomene wurde somit zur Volksgeschichte selbst (im Gegensatz zur Fürsten- und Herrschaftsgeschichte) und traf sich mit den Empfindungen, die die romantische Volkstumsbegeisterung angefeuert hatte, ebenso wie mit der oft bewährten demokratischen Gesinnung der Brüder Grimm“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 34).

Dieses gemeinsame Ziel führte zum Verlangen nach einem Zusammenschluss der „vaterländischen“ Vereine, so dass 1852 der „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ ins Leben gerufen wurde. Zu dessen Begründern zählten Hans von und zu Aufsess (1801-1872)¹⁵⁷ und Karl von Müllenhoff (1818-1884); daneben konnten sich auch Gelehrte mit regionalen Schwerpunkten für das Unternehmen begeistern.

Nach dem Grimm'schen Vorbild sollte die „Volkskultur“ in ihrem gesamten Bereich erfasst werden. Hierzu kam es nicht nur zu einer gesteigerten Sammeltätigkeit „volkstümlicher Überlieferungen“, sondern auch zu einem verstärkten Interesse an der Erforschung der Sachkultur (vgl. Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 35ff).

¹⁵⁶ siehe Kap. 2.1/S. 19

¹⁵⁷ Bei Aufsess handelt es sich um den Begründer des *Germanischen Nationalmuseums*.

Der in Kassel tätige kurhessische Archivar Georg Landau (1797-1865) wurde vom Gesamtverein beauftragt, eine Art „volkstümliche“ Topographie für Deutschland zu erstellen. Im Jahr 1855 schlug er der Hauptversammlung vor, mit den von ihm so bezeichneten „Gaubeschreibungen“ sowohl das gesamte wirtschaftliche als auch das sittliche Leben des „Volkes“ zu durchleuchten. Aus einer solchen „lebendigen Quelle“ könne man zur „Erkenntnis über die frühesten Zustände unseres Volkes“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 37) gelangen. Offensichtlich war Landau selbst mit einer solch allumfassenden Aufgabe überfordert, so dass er sich später vor allem dem Ackerbau und dem Häuserbau als Forschungsfeldern widmete. Noch heute gilt er als einer der Begründer der *volkskundlichen Hausforschung*.

Wilhelm Mannhardt (1831-1880) wollte die Mythologie auf einen „streng wissenschaftlichen Aufbau“ stellen. Mit dem 1858 erstmals vor dem Gesamtverein vorgetragenen Ziel vor Augen, ein „Urkundenbuch der Volksüberlieferungen“ zu erstellen, verschickte er 1865 zu vielen Tausenden Exemplaren Fragebögen „durch ganz Deutschland und die angrenzenden Länder“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 38), welche ihm das grundlegende Material für seine vergleichenden mythologischen Schriften lieferten. Mit „solidem statistischen Sammeleifer“ sollte das „gegenwärtige Volksleben“ dokumentiert werden und nahtlos „an fernstes heidnisches Altertum“ angebunden werden. Hierbei wollte er eine in sich geschlossene Brauch- und Glaubenswelt kreieren. Dennoch war auch Mannhardt ein Kind seiner Zeit und stand unter dem Einfluss des aufflammenden Evolutionismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei schränkte er die Statik seines mit fast all seinen Zwischengliedern erhaltenen „Anschauungskreises“ zugunsten von „allmählichen Veränderungen und Verzweigungen jedes einzelnen Gebrauchs und jeder einzelnen Sage und Mythe“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 39) ein. Der Erforschung von Veränderungen und Abweichungen und deren zeitliche Zuordnung wurde bei Fragen der „Volkszugehörigkeit“ gegenüber dem „Ursprünglichen“ eine ebenbürtige Rolle zugeschrieben. Noch existente Relikte sollten dabei die „zersprungenen Splitter“ zu einem „großen Mosaikbild“ bis in die Gegenwart zusammenfügen; religionsgeschichtliche Vergleiche wurden ebenso zu Rate gezogen. Auf diese Weise wurde der *Mythologie* zur Anerkennung als „positive, exakte Wissenschaft“ verholfen. Als eine weitere Auswirkung der evolutionistischen Tendenzen dieser Zeit durchbrach er das zuvor als unverrückbar geltende, auf Kontinuität beruhende System der Brüder Grimm, welches angeblich „seit dem Altertum bis in die Gegenwart hineinrage“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 40) und führte stattdessen das Entwicklungsprinzip in das „mythologische Wissenschaftsgebäude“ ein.

Seit den Unruhen von 1848/1849 gab es in der Habsburgermonarchie im Rahmen der Diskussion zur Frage, ob das politische System einen „Vielvölkerstaat“ oder einen „Völkerkerker“ darstelle, verschiedene Theorien zu Ursprung und Schichtung der Bevölkerung, wobei je nach nationalistischer Färbung unterschiedliche Einflüsse Betonung fanden.

Auch wurden seit 1848 mit der Neuorganisierung der Universitäten die philosophischen Fakultäten begründet. Dabei kam es in Wien, Prag und Graz zu frühen „bedeutsamen Entwicklungen im Umfeld von deutscher und slawischer Philologie, von Geographie, Sprachwissenschaft und schließlich ›Ethnographie‹“ (Bockhorn 1994a: 417) für die spätere Etablierung der universitären Volkskunde. Im Jahr 1849 entstand ein spezieller Lehrstuhl für „slawische Altertumskunde“, welche jedoch bald tiefgreifend an die slawische Philologie angebunden wurde. Diesen beiden Lehrkanzeln der Slawistik, welche bis ins slawophile Spektrum reichten, stand 1850 nur eine Professur für deutsche Sprache und Literatur gegenüber, welche nach nur einem Jahr von ihrem Inhaber Theodor von Karajan (1810-1873) aufgegeben wurde, so dass in Wien erst 1859/60 eine kulturhistorisch angelegte Geschichtsforschung im universitären Rahmen ihren Niederschlag fand. In Graz wurde Karl Weinhold (1823-1901) bereits 1851 zum ersten ordentlichen Professor der deutschen Philologie in Graz ernannt. Aufgrund seiner Nähe zu den Grimm-Brüdern ließ Weinhold schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt die Romantik in seine Volks- und Altertumskunde einfließen. Mit Arbeiten wie *Die deutschen Frauen in dem Mittelalter* (1851), *Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien* (1853) oder *Altnordisches Leben* (1856) legte er in seiner zehnjährigen Tätigkeit in Graz den Grundstein für die „Verlängerung der deutschen Nationalgeschichte“ in Österreich (vgl. Bockhorn 1994a: 417f; Eberhart 1994: 403).

Generell wurde in Österreich, dem staatlichen Interesse des „Vielvölkerstaats“ folgend, von einer „Mischbevölkerung“ ausgegangen. Dabei wurde das auf administrative Initiative erstellten statistischen Erhebungen in Ungarn und Österreich basierende, dreibändige Werk *Ethnographie der oesterreichischen Monarchie. Mit einer ethnographischen Karte in vier Blättern* von Carl Freiherr von Czoernig (1804-1889) aus dem Jahr 1858 für die nächsten 25 Jahre, insbesondere auch für die Gründerväter der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, richtungsweisend.¹⁵⁸ Den „Deutschen“, die mit den „Germanen“ gleichgesetzt wurden, sprach er für Österreich im Sinne des Deutschliberalismus den Status einer „Leitkultur“ zu, welcher

158 siehe auch Kap. 7.2.1/S. 338

sich auch ökonomisch im „deutschen Besitzstand“ des Bürgertums niederschlage. Die „Deutschen“ hätten sich diese Hegemonialrolle als die Vermittler der südlich der Alpen dominierenden mediterran-christlichen „Kultur“ an die auf „niedrigerem zivilisatorischen Niveau“ stehenden „Slawen“ und „Magyaren“, auch in historischer Hinsicht verdient. Hierbei fand bereits die „nationale Abstammung“ Betonung, über welche die Sprachkenntnisse keine letzten Aufschlüsse liefern konnten. Dabei ordnete er die Bevölkerung den drei „Hauptvölkerstämmen“, den „Germanen“, den „Slawen“ und den „Romanen“ zu, welche sich jedoch bereits in einer „keltischen Urzeit“ weitgehend „vermischten“. Überhaupt hatten sich „nationale“ Zuordnungen im Rahmen dieser Statistiken mitunter als äußerst schwierig erwiesen. Statt einer Segregation nach nationalen Strickmustern erhoffte sich Czoernig für die Zukunft eine fortwährende „Mischung“, welche für die Festsetzung der „deutschen Kultur“ nur förderlich wäre. Als vorbildliches Staatsmodell diente das Römische Reich (vgl. Fuchs 2003: 152-156, 158-163).

Im universitären Rahmen der Philosophischen Fakultäten Österreichs konnte sich zunächst deshalb bis ins Jahr 1890 keine einseitig ausgerichtete germanistisch-philologisch Volkskunde entwickeln, weil dem Begriff einer allgemeinen Ethnographie die Vorrangstellung eingeräumt wurde. Außerdem existierte bereits seit 1870 eine von der Universität und der Philologie unabhängige, jedoch wissenschaftlich für die Volkskunde bedeutende Institution, die „Anthropologische Gesellschaft in Wien“. Im Jahr 1877 wurden die Sammlungen der Gesellschaft ins k.u.k. Naturhistorische Hofmuseum in die eigens dafür geschaffene „Anthropologisch-Ethnographische Abteilung“ verlegt, wobei neben physisch-anthropologischem, prähistorischem und ethnologischem auch volkskundliches Material eingegliedert wurde. Sieben Jahre später wurde eine „ethnographische Kommission“ eingesetzt, welche „sich zunächst mit jenen Maßnahmen beschäftigte, die zur Pflege der Volkskunde bzw. Ethnographie der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und der Balkanländer zu ergreifen waren“ (Hirschberg nach Bockhorn 1994a: 419).

Rudolf Much hat die „deutsche Volkskunde“ als Bestandteil einer „germanischen Stammes- und Altertumskunde“ verstanden. Mittels einer Neuinterpretation mündlich tradierter Mythen versuchte er, seiner „national gefärbten Ideenrichtung“ Ausdruck zu verleihen. Völkische „Kontinuität“ war hierbei das wesentliche Kriterium und zwar als weitgehend „ungebrochenes, wenn auch durch das Christentum ›gestörtes‹ Fortleben germanischen Kulturgutes in Sagen und Märchen, Brauch und Glaube“ (Bockhorn nach Pusman 2008: 191).

Brigitte Fuchs hat Matthäus Much bei der Demonstration einer „Kontinuität“ von vorgeschichtlichen Artefakten mit „zeitgenössisch ländlich-traditionellen Objekten“ als „federführend“ beschrieben. Besonders „ländlichen Trachten“ fiel hierbei eine bedeutende Rolle zu. Dabei wird auf Muchs Artikel in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ von 1874 *Über die Resultate der Weltausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung* verwiesen (vgl. Fuchs 2003: 228).

Bereits 1862 wollte Eduard von Sacken einen „unmittelbaren Übergang“ vom „Eisenalter“ der „germanischen Stämme“ zum Mittelalter festgestellt haben, wobei er eine durch „nordisch-germanische Sinnesweise“ hervorgerufene Konstanz in Form von „Eigenthümlichkeit“ des „nationalen Styls“ hervorgehoben hat, durch welche „Sitte“ und „Leben“ der „Deutschen“ die Römerherrschaft überdauert hätten. Neben den historischen schriftlichen Quellen, in welchen uns „alle echt germanischen Stämme“ stets im „Besitz des Eisens“ begegnen, würde eine Vielzahl „alter Sagen“ von der Einzigartigkeit der „germanischen Schmiedekunst“ berichten, die „wunderbare eiserne Schwerter“ hervorgebracht hätte. Die auf einen „heimischen Ursprung“ beruhende „entschiedene, originelle Formgebung“ hätte trotz vielfacher Berührung mit der byzantinischen und im „Verfall“ begriffenen römischen Kunst, nur gewisse und auch in ihrem Ausmaß beschränkte „einzelne Elemente“ aufgenommen (vgl. Sacken 1862: 93f, 98, 101 103; Sacken 1865: 7, 11, 13, 140f).

Den Zeitraum vom 4. bis zum 7. Jh. n. Chr. bezeichnet Sacken als „reines Eisenalter“, welches ein „Mittelglied zwischen alter und neuer Welt“ (Sacken 1862: 101) darstelle. Das Mittelalter hätte unmittelbar an die Eisenzeit angeschlossen, wobei die „mittelalterliche Cultur, insbesondere die Kunst und Kunsttechnik [...] bei weitem nicht allein aus den Trümmern des Römerthumes seine Nahrung [gezogen hatte, ...] sondern wurzelte, wie das gesammte Leben tief in heimisch heidnischer Weise“ (Sacken 1862: 102). Seine Formen schuf „das Volksleben des Mittelalters und der Gegenwart“ (ebd.) nämlich nicht lediglich nach römischen Traditionen. Stattdessen wäre das „vaterländische Erbe in christlichem Sinne“ (ebd.) entwickelt und umgebildet worden, so dass sogar noch bis heute zahlreiche Züge in einer aus dem „Aberglauben“ bestehenden „Hülle“ teilweise regional oder gar „in allen deutschen Ländern übereinstimmend, wenn auch entstellt und ohne Bewusstsein der eigentlichen, ursprünglichen Bedeutung“ (Sacken 1862: 103f) fortleben. Somit stelle dieser „Aberglaube“ bis in die Gegenwart nicht nur „eine Macht im Volke“, sondern auch „ein bedeutsames Stück Volksseele“ dar. Dieser Umstand würde in „Formen“ einzelner Sitten und Gebräuche, ja selbst in den Trachten und Geräten offenkundig, welche angeblich aus „heidnischer Vorzeit“

stammen. Somit würden die prähistorischen „Funde die wichtigste Quelle für die heimische Urgeschichte bilden, indem Artefacte, weit über schriftliche Aufzeichnungen zurückreichend, als sprechende Zeugen der Culturzustände erscheinen, oft allein deren Existenz erweisen“ (Sacken 1862: 102).

Sacken brachte die *germanische Kontinuitätstheorie* im Kontext seiner Arbeit in Kurzform auf den Punkt:

„Manche Sitten und Anschauungen erhielten im Mittelalter eine christliche Umdeutung, andere, deren heidnische Bedeutung verloren gegangen war, liess man ungefährdet fortbestehen“ (Sacken 1862: 105).

Über Orts- und Personennamen glaubte Sacken Rückschlüsse auf die historische Verbreitung von „verschiedenen Volksstämmen“ gewinnen zu können. Daneben finden verschiedene Bräuche Erwähnung, welche in einer „germanischen Kontinuität“ stünden. Astrologische Wahrsagerei wurde bereits mit einem „Wodan-Cultus“ in Verbindung gebracht.

Das Bekränzen von „heidnischen Opfersteinen“ in Westfalen, das Anbringen von Weidekränzchen zum Schutz von Feldern und Häusern, der einst selbst im christlichen Kontext vorkommende „Drudenfuß“¹⁵⁹ als „Abzeichen der Druiden“, „Sonnwendfeuer“, die später in sogenannte „Johannisfeuer“ umgewandelt worden wären, das Osterfest, welches laut Sacken auf die „deutsche Erd- oder Frühlingsgöttin Ostara“ (Sacken 1862: 106) zurückginge, finden als teilweise noch bis heute bestehende Bräuche Erwähnung, wobei sich inhaltliche Bezüge zur späteren völkischen Bewegung herstellen lassen (vgl. Sacken 1862: 104ff).¹⁶⁰

Auch „das Nachführen des Trauerpferdes bei militärischen Begräbnissen scheint eine Erinnerung an die germanische Sitte des Mitbegrabens des Pferdes zu sein“ (Sacken 1862: 105f). Selbst die auf römischen Säulen dargestellten Trachten der „Quaden“ würden noch gegenwärtig in den Kleinen Karpaten¹⁶¹ fortleben, wobei Sacken dort hergestellte Töpfe an bronzezeitliche Formen erinnerten. Überhaupt habe sich in den als Rückzugsgebiete vor „späteren Einwanderern“ dienenden Gebirgsgegenden das „Volksleben“ mit „großer Zähigkeit“ bewahrt, so dass es in Verbindung mit den urgeschichtlichen Funden „ein ziemlich klares und richtiges [...] Bild der vorchristlichen Bevölkerungen und deren Culturzustände“ (Sacken 1862: 107) liefern würde.

159 Beim *Drudenfuß* handelt es sich um das Pentagramm, wobei dessen Ausrichtung keine Rolle spielt.

160 zu den völkischen Tendenzen um die Jahrhundertwende siehe Abb. 88f/112/116/118/121/179

161 Die *Kleinen Karpaten* liegen in der heutigen Slowakei und Niederösterreich.

Die Bevölkerung der „Flachländer“ würde dagegen durch die Berührung mit dem „Verkehr“ ebenso „abgeschliffen“ wie auch heute noch „die alles nivillirende moderne Civilisation mit Hilfe des Dampfes in das Innerste der Länder und des Volkslebens dringt und jene eigenthümlichen, traditionellen aber meist vereinzelt stehenden Züge mit unüberwindlicher Kraft verwischt und vertilgt“ (Sacken 1862: 107). Diese aus seiner Sicht im Verschwinden begriffenen „Culturzustände“ des „Volkslebens“ festzuhalten, erklärte Sacken zum allgemeinen Forschungsziel. Neben einer gewissen Fortschrittsfeindlichkeit, wenn er diesen auch für unaufhaltbar hielt, wird, wie bei Matthäus Much oder im allgemein völkischen Kontext der nachfolgenden Jahrzehnte,¹⁶² eine gewisse Glorifizierung der Bergwelt deutlich (vgl. Sacken 1862: 105ff).

Richtungsweisend für Matthäus Muchs Frühwerk wurde hierbei seine sogenannte *Gotentheorie*. Dabei wurde die Bedeutung der *Tumuli* (Grabhügel) sowohl für die gesamte Urgeschichte als auch insbesondere für diejenige „unserer Provinz“ betont (Krause 1988: 5; Much 1871c: 315).

Obwohl Matthäus Much eine fehlende Dichte an Resultaten bezüglich der Erforschung der Grabhügel eingestanden hat, hinderte ihn dies nicht daran, „Muthmassungen gewissermassen wie ausgesendete Fühler aufzustellen, die vielleicht in der Zukunft ihre Begründung finden werden“ (Much 1871c: 317) und betonte seine in ihm „leise aufdämmernde Vermuthung [...], dass sämmtliche Tumuli von einem deutschen Volke, den Gothen, errichtet wurden“ (ebd.).

Much räumte zwar ein, dass sich die Tumuli in Kleinasien, Südrussland und der Türkei konzentrieren, doch widerspreche dies seiner These nicht. Schließlich hätten die „Gothen“ zumindest vom Anfang des dritten bis Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. das Gebiet zwischen Ostsee und Donau sowie zwischen Österreich und dem Schwarzen Meer beherrscht. All dies würde unwiderlegbar den Zusammenhang zwischen „den alten Heidenhügeln mit dem großen Gothenvolke“ (Much 1871c: 318) belegen. Überhaupt würden die Tumuli nur dort auftreten, wo sich die „Gothen“ bis ins vierte Jahrhundert niedergelassen haben. Als möglichen Grund für die Aufgabe dieses Brauches vermutete Much die Annahme der römischen Kultur nach der Invasion der „Gothen“ auf „italienischen“ Boden. Bei den „verwandten deutschen Stämmen im Norden“ (ebd.) habe er noch lange weiterbestanden.

162 siehe Kap. 7.3/8.3.5.2; Abb. 84-89

Das Brauchtum solch „grosse Grabhügel“ zu konstruieren sei „in Deutschland“ historisch nachweisbar. Diese Belege ergänzte Much mit von ihm ausgewählten Textstellen aus dem „deutschen Göttermithus“.

Nach der Version der nordischen *Ynglingasaga* von Karl Simrock (1802-1876) wäre „Freyr, der deutsche Gott“ in Form eines historisch reellen schwedischen Königs personifiziert worden. Als dieser erkrankte, hätten seine Anhänger einen hausähnlichen Grabhügel erbaut, um den „Schweden“ nach seinem Tod drei Jahre vorzuspielen, er sei noch am Leben. Dazu hätten sie den Leichnam und all seine Schätze in Form von Gold, Silber und Kupfergeld in den Hügel verfrachtet.

In einem weiteren „altnordischen Heldenlied“ bittet Beowulf den Weohstan, später die „Helden“ anzuweisen, über den Scheiterhaufen seines Leichenbrandes an einer „Brandungsklippe“, einen Hügel für die vorbeifahrenden Seefahrer zu erbauen. Neben seiner Asche solle dieser viele „Kleinode“ beherbergen. Beim Zweck solcher Grabhügel habe es sich laut Much um den eines Denkmals gehandelt. Deshalb sei es im Bereich des Möglichen gewesen, einen solchen auch ohne die Anwesenheit vom Leichnam und den „üblichen Beigaben“ aufzubauen. Deshalb sei es auch Brauch gewesen, Grabhügel und Grabmäler entlang der Verkehrswege zu Land und zu Wasser zu errichten.

Warum unter „Beowulfs Burg“ die Bezeichnung für den Grabhügel zu verstehen sei, offenbare eine andere „Heldensage“, welche von dem aus Birken- und Eichenholz aufgeschichteten Scheiterhaufen herrühre. Als die Tradition, die Leichen zu verbrennen, aufgegeben wurde, wäre der Scheiterhaufen „symbolisch in Erinnerung alter Sitte“ (Much 1871c: 321) beibehalten und mit Erde bedeckt worden. So erklärte sich Matthäus Much dann abschließend auch das beim Zegersdorfer Tumulus „aufgefundene Bohlenwerk“.

Den Ursprung in der Bronzezeit und die kulturelle Nähe der in den Grabhügeln vorgefundenen Keramik zu der aus Hallstatt hat Much durch die Beurteilungen der wenigen Fundstücke sowohl von Freiherr Eduard von Sacken als auch von Professor Friedrich Simony als bestätigt angesehen. Die zeitliche Einordnung der Tumuli sei somit mit der der Hallstätter Gräber gleichzusetzen und falle ins dritte Jahrhundert n. Chr. (vgl. Much 1871c: 315-319).

Der vorgeschichtlichen Besiedlung Österreichs durch die „Germanen“ widmete Much seine erste längere Abhandlung *Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Nieder-Oesterreich* von 1875, welche auch als Separatabdruck erschien. Nun finden sich keine „Gothen“ mehr, sondern „Quaden“, welche der römischen Invasion unerbittlichen Widerstand leisteten.

Dabei ging er von einem Siedlungskontinuum aus, in Form einer „ununterbrochenen Culturentwicklung von der urältesten Zeit bis in unsere Tage, wie in kaum einem anderen an Ausdehnung so unbedeutenden Flecke germanischen Bodens“ (Much 1875: 2). Diesen „Theil unseres Landes“ umgrenzte er anhand von Flussläufen: im Norden mit der Thaya, im Süden mit der Donau, im Westen mit dem Kamp und im Osten mit der March.

Im Kampf gegen die „römische Fremdherrschaft“ wäre besonders der an einem Eichenwald gelegenen, befestigten Höhengründung von Stillfried an der March eine entscheidende Rolle zukommen, deren Wallanlage auch zwei Tumuli (Hügelgräber) einschlieÙe und zu deren Verteidigung „Tausende von Kriegeren“ benötigt worden wären. Als Erbauer kamen für Much lediglich der „germanische Stamm“ der „Quaden“ in Frage. Diese Ansiedlung müsse von der nahegelegenen „reichen glänzenden Stadt“ Carnuntum als „ständige Bedrohung“ aufgefasst worden sein, so dass die römischen Legionen unter Kaiser Mark Aurel im Bereich der Tumuli während des „grossen Markomannenkrieges“ zwischen 167 und 170 n. Chr. ein römisches Kastell in „quadischem Lande“ errichtet hätten. Die geringere Wahrscheinlichkeit einer späteren Erbauung des Kastells unter Kaiser Valentinian um ca. 370 n. Chr. wurde dabei betont. Jedenfalls habe dieses nur kurzzeitig bestanden und wäre entweder in der Zeitspanne von 173 bis 180 n. Chr. nach dem römisch-„germanischen“ Friedensverträgen von den „Quaden“ bzw. gegebenenfalls den Römern selbst zerstört worden oder im Jahr 374 n. Chr. der „Gewalt der Germanen“ zum Opfer gefallen, welche auch zum Niedergang Carnuntums sowie damit wohl aller nördlich der Donau gelegenen römischen Ansiedlungen geführt hätte. Im Anschluss an den Abriss des römischen Kastelles wären die Grabhügel als „Zeichen der Besitzergreifung des heimatlichen Bodens“ (Much 1875: 18) oder zur Verehrung der Götter aufgestellt worden (vgl. Much 1875: 3ff, 8ff, 16ff).

Überhaupt sei insbesondere der „Volksstamm der Quaden“ als Teil der „Germanen“ für die Erbauung sämtlicher Tumuli in Niederösterreich verantwortlich, eine „Sitte“, welche bis zum Konflikt mit dem Römischen Reich fortwährend ausgeübt worden wäre (vgl. Much 1875: 78).

Handwerk und Landwirtschaft finden bei Much bereits 1875 bezüglich „germanischer Wohnsitze“ Betonung, also schon ein paar Jahre bevor Georg von Schönerer im „Österreichischen Reformverein“ seine deutschnationale und antisemitische Propaganda an

die angeblich mit „Ehrlichkeit“ und „Fleiß“ behafteten „deutschen“ Kleingewerbetreibenden und Bauern richtete.¹⁶³

In der Höhensiedlung von Stillfried fanden sich Webstuhlgewichte und Spinnwirteln. Die Ersteren wären seit der „Zeit der polirten Steingeräthe“ von der Schweiz bis Troja kontinuierlich in Gebrauch gewesen; Spinnwirteln waren auch schon in Hallstatt vorgefunden worden (vgl. Much 1875: 29-33).

Als Nachweis des Feldbaus führte Much Abdrücke von Pflanzenresten im Hüttenlehm an. Auch sei der Ackerbau der „Germanen“ gar nicht so beschränkt gewesen. Diese hätten Cäsar in die Irre geführt und ihren Anbau beschränkter dargestellt als er eigentlich war, um römische Einfälle während der Erntezeit und Tributzahlungen zu verhindern (vgl. Much 1875: 50f).

Much hielt es für wahrscheinlich, dass aus zwei flachen Mahlsteinen bestehende Handmühlen dem „germanischen Volksstamm“ der „Quaden“ schon vor dem Kontakt mit den Römern, jedenfalls vor der Übernahme der Töpferscheibe von diesen, bekannt gewesen waren. Ihre Behausungen stellten sie vornehmlich aus Flechtwerk mit Lehmaufwurf her. Lediglich bei dem Gebrauch der Töpferscheibe und dem „Bau gezimmerter Häuser“ habe es sich also um relativ späte von den Römern entlehnte Errungenschaften gehandelt (vgl. Much 1875: 41, 79).¹⁶⁴

Dennoch hätte schon bei den „Quaden“ die Erzeugung von Töpferware bereits nicht mehr in jedem Haushalt stattgefunden; die Produktion hätte sich also schon zum Gewerbe entwickelt, was sich auch seit der *Hallstattzeit* in der Qualität der Keramik niedergeschlagen hätte. In Stillfried glaubte er diesen Vorgang mit „Schmiede- und Töpferwerkstätten“ belegt zu haben.

Schließlich führte Much die „germanischen Goldschmiede“ der Ehefrau Gisa des „Rugenkönigs“ Fava an. Zur Herstellung ihres „königlichen Geschmeides“ hätte Gisa die „germanischen Goldarbeiter“ aufgrund ihrer „besonderen Geschicklichkeit“ ihren römischen Kollegen vorgezogen. Die Frage, ob es sich bei der „gothisch-germanischen Goldschmiedekunst“ um „eine Ausstrahlung einer alten einheimischen Cultur“ (Much 1875:

163 Siehe Kap. 4.5; zudem sind die Abb. 13-17/21/41/46/68/79/128-135/141/197 in diesem Kontext beachtenswert.

164 Hinsichtlich der Töpferscheibe handelt es sich wohl um eine richtige Erkenntnis. Allerdings sprach Much aufgrund des damaligen Forschungsstandes zu recht, aber aus heutiger Sicht völlig falsch, den „Germanen“ die Fähigkeit zu Zimmern ab. Hierbei sollte er seine Meinung jedoch bald ändern; siehe Kap. 8.3.1. Pfostenlöcher, welche Erdverfärbungen darstellen, wurden als Grundlage zur Rekonstruktion von urgeschichtlichen Holzbauten erst in den 1890er Jahren entdeckt und von Carl Schuchhardt nach der Jahrhundertwende popularisiert (vgl. Eggers 1959: 220f).

40) gehandelt habe, bliebe zwar offen, doch liefere sie ebenso wie die Stillfrieder „Schmiede- und Töpferwerkstätten“ den Nachweis für eine einheimische Produktion überhaupt. Zwar hielt Much es für möglich, dass die „einheimische Cultur“ die diesbezügliche Anregung samt ihrer Muster entlehnt hatte, doch habe sie sich diese in einer so vollständigen Art und Weise angeeignet, dass „volksmässige Typen“ entstanden wären, welche er in ihren „herrlichsten Manifestationen“ in den „grossen Culturstätten“ von Hallstatt und Býči skála-Höhle verkörpert sah und in ihren „letzten Ausstrahlungen“ nun in Stillfried vorgefunden worden wären, ehe sie dem „fremdartigen“ römischen „Element“ weichen mussten (vgl. Much 1875: 20f, 40f).

In Muchs Schrift *Baugen und Ringe. Eine Studie über das Ringgeld und seinen Gebrauch bei den Germanen* wird ein Gebrauch des „Ringgeldes“ seit der Bronzezeit vermutet, welcher über ganz Mitteleuropa, einschließlich dem Gebiet der Monarchie, für vorrömische Zeiten Verwendung gefunden habe. An seiner Verbreitung lasse sich die „Gesammtheit der Germanen“ erkennen, wobei die „einfachen Geldringe“ bis in die Zeit der Schweizer Pfahlbauten zurückreichen würden. Dabei findet auch ein Hinweis von Gustav Klemm¹⁶⁵ zu einem nordböhmischen „Goldringgeld“-Fund Erwähnung. In Schweden hätte sich das „Ringgeld“ trotz der Münzeinfuhr bis gegen „Ende der heidnischen Zeit“ im 10. Jahrhundert erhalten (vgl. Much 1879a: 3-28).

Zum Nachweis dieser auf „Kontinuität“ beruhenden These zog Much sein, wie er selbst anmerkte, „allseits gewohntes Schema“ zu Rate und versucht die archäologischen Funde mit volkstümlichen Quellen in Einklang zu bringen:

„Gewohnt, die archäologischen Funde im Gebiete Germaniens stets an unsere eigenen Volkserinnerungen, das ist an Mythe und Sprache, an Gebräuche und geschichtliche Ueberlieferung anzuknüpfen, und dadurch ihre gegenseitige Erklärung zu versuchen, war ich auch bestrebt, die Spuren des sonst wohl längst vergessenen Gebrauches des Ringgeldes in unserer alten Sprache und Literatur aufzufinden“ (Much 1879a: 28).

Eine starke Anbindung an die „nordische Mythologie“ kommt nun wieder zum Vorschein. Dazu werde Auszüge aus zahlreichen Heldenliedern und Sagen angeführt.¹⁶⁶ Außerdem finden

165 zu Klemms früher diffusionistischer Theorie von „aktiven“ und „passiven Völkern“ siehe Kap. 5.3.2

166 Die Heldenlieder des Hildebrand, Fafnir, Ríg, Walthar, Alwis, den Edda- bzw. den Gudrunliedern, die Sagen von Beowulf, Heliand, Wieland, Skirnir, Helgi, Sigurd, Völundar, Vegtam, Atli, Thor (Hammersheimt) und der Oegisdrekka werden angeführt. Die *Oegisdrekka* besteht aus dem Gastmahl des Oegis, der Frithjofsage sowie dem Nibelungenlied.

die Schriften *Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen* (1853-1855) von Karl Simrock, *Deutsche Mythologie* (1835) von Jakob Grimm und *Beiträge zur deutschen Mythologie* (1852) von Johann Wilhelm Wolf (1817-1855) Erwähnung (vgl. Much 1879a: 7f, 31-45).

Um der Christianisierung zu entgehen, hätten die „Germanen“ ihr Brauchtum bis zu ihrer Unkenntlichkeit modifiziert, so dass der Ursprung einer Vielzahl kirchlicher Schutzheiliger mit „heidnischen“ Gottheiten gleichzusetzen wäre. Somit wurde ein seit Urzeiten kontinuierlich und kaum abgewandelter „germanischer“ Kulturfluss konstruiert. Dadurch sah Much die Möglichkeit als gegeben und als eine Hauptaufgabe der Urgeschichte an, die von „Fremdherrschaft“ verursachten Modifikationen, zu entkleiden und die ursprüngliche „germanische Kultur“ zu rekonstruieren (vgl. Much 1905: 125f).

In Matthäus Much's im Jahr 1884 veröffentlichter Schrift *Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Cultur-Entwicklung*, welche er laut eigenen Angaben schon zwei Jahre zuvor fertigstellte (vgl. Much 1884: 71) wird der Beginn der Konstruktionen von Befestigungsanlagen als Zeugnis des „eisernen Charakters“ der *Latènezeit* angesehen und lasse außerdem auf die „nordischen Völker“ als deren Erbauern schließen. Somit wären dem „heimatlichen Boden“ Male aufgeprägt worden, „welche zwei Jahrtausende überdauerten“. Zwar fänden diese Bauwerke in Cäsars „Gallischem Krieg“ auf „germanischem Boden“ Erwähnung, doch sind die erhaltenen Berichte „über unsere Länder“ eher spärlich. Dies würde jedoch durch die sich auf ihrem Boden befindlichen „unverwüstlichen Denkmale“ ausgeglichen. Much hat zahlreiche Beispiele auf dem Gebiet der damaligen Monarchie angegeben und ging auch auf die verschiedenen Bauweisen ein, welche sich grob in Langwälle „von einer nirgends übertroffenen Ausdehnung“ (Much 1884: 64) und Einschließungswälle zur Verteidigung eines zivilen oder militärischen Stützpunktes unterteilen lassen.

Matthäus Much ging es hierbei bereits nicht mehr nur um sprachwissenschaftliche oder vornehmlich morphologische Vergleiche bezüglich einer spezifischen materiellen Kultur. Stattdessen wollte er hier schon wie später Gustav Kossinna¹⁶⁷ ein Siedlungsgebiet geographisch anhand von einem bestimmten Fundmaterial, welches Much aber noch nicht weiter präziserte, fest eingrenzen und diese deutschvölkische Areallehre ganz im Sinne deutschliberaler Ideologie auf die Neuzeit sowie letztendlich die damals aktuelle politische

167 siehe Kap. 9.3.6 (S. 588-591)/9.6 (S. 640ff)

Situation im „Vielvölkerstaat“ übertragen. Die deutschnationale Gedankenwelt fand mit der schärferen Betonung von Grenzen ihre Unterscheidung gegenüber der deutschliberalen Hegemonialideologie, welche Grenzziehungen eine nur marginale und vorläufige Rolle zugeschrieben hat, wobei neben physisch-anthropologischen Komponenten, auch die ständig verschmelzenden Sprachen hervorgehoben werden.¹⁶⁸

In seinem Bericht über Richard Andrees *Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde* entrüstete sich Much noch im Jahr 1905 über dessen Deutung des heiligen St. Leonard. Er bemängelte Andrees Zurückhaltung bezüglich der Gleichsetzung des heiligen Leonhard mit dem altertümlichen „Frey-Fro“. Die Weiheurnen in der Form eines hohlen, mit Zerealien gefüllten Menschenkopfes setzte Andree mit römischen Grabbeigaben gleich. Er könne diese Bedenken nicht teilen, schließlich würde sich das „Volk“ trotz der Annahme einer anderen Religion weiter mit seinen vorchristlichen Heiligen „unaufhörlich“ beschäftigen (vgl. Much 1905: 125f).

Matthäus Much hielt an seiner Deutung von Grabhügeln und mittelalterlichen Hausbergen als „altgermanische Opfer- oder Tempelstätten“ teilweise bis zu seinem Tod fest, was bereits unter Zeitgenossen auf Hohn stieß (vgl. Urban 2002: 13).

Dabei sollen diese „altgermanischen Kultstätten“ von römisch-christlichen Kirchen überlagert worden sein und die Besiedlung teilweise bis in die Jungsteinzeit zurückreichen. Volkstümlichen Sagen und der Namensforschung glaubte er vorbehaltlos, wenn sie seine Thesen unterstützen, wohingegen er andere von vornherein abwertete. Als Erbauer der von Much der *Latènezeit* zugeordneten Hausberge hat er 1907 nicht mehr die „Gothen“, sondern die „Kelten“ angesehen. Bei diesen handle es sich um einen vor den „Baiern“ eingewanderten und sesshaft gewordenen „germanischen Völkerrest“ (vgl. Much 1907a: 163-167, 170f).¹⁶⁹

In nicht auffindbaren Urkunden über Burgställe und in deren angeblicher Verbindung zu später gebauten christlichen Weihestätten sah er den Beweis („nicht abzuleugnendes Zeugnis“) für eine nicht-mittelalterliche Herkunft der Hausberge. Stattdessen setzte Much diese monumentalen Überreste in die Zeit der Christianisierung, also der Übergangsperiode von „germanisch-heidnischer“ Religion zum von den Römern eingeführten Christentum. Hierbei hätten die neuen Christen eine Anordnung des Papstes Gregor dem Großen befolgt, die

168 Die Anatomieprofessoren Emil Zuckerkindl und Moritz Holl vertraten solche Auffassungen; siehe Kap. 5.3.4./S. 197.

169 Dieser Sinneswandel hat im zeitgeschichtlichen Kontext einen ideologischen Hintergrund; siehe Kap. 5.4.1.

„heidnischen Stätten“ in christliche umzuwandeln, dort „zu lagern und in gewohnter Weise Tiere zu schlachten und zu verzehren“ (Much 1907a: 166). Die Bevölkerung wäre dazu gebracht worden, dem Teufel abzuschwören und stattdessen den christlichen Gott anzubeten. In südlicheren Ländern habe die Kirche selber zur Tat geschritten, die „Kultstätten des klassischen Heidentums“ zu annektieren.

Haustierknochen, „insbesondere jene vom Pferde, als dem vornehmsten Opfer“ (Much 1907a: 168), würden auf einen „heidnischen Kultplatz“ hindeuten. Solche Kultplätze hätten für die verbliebenen versteckten Anhänger des vorchristlichen Glaubens nicht an Bedeutung verloren, während sie für die bekehrten Neuchristen zu Behausungen des Teufels wurden.

Bei den Hausbergen von Stronegg und Wulenberg wollte Much das Ergebnis schon vor der Erbringung von Beweisen wissen. Bei eingehender Untersuchung dieser Bauten würde sich schon der Nachweis finden lassen, dass hier christliche Heiligtümer in Anknüpfung an „heidnische Kultstätten“ entstanden wären. Die Bedeutung der aus einer „über alle Burgen zurückliegenden Ära“ (Much 1907a: 171) stammenden Hausberge mit ihren Ringwällen sei bereits eine sakrale gewesen, ehe sie von der Christenheit als Weihestätten zur Nutzung gelangten.

Hierbei kann durchaus von einer Kontinuität von Jacob Grimm, Karl Simrock und Eduard von Sacken zu Matthäus Much sowie dessen Sohn Rudolf gesprochen werden. In diesen frühen Schriften von Matthäus Much kommt der im Jahre 1858 von Wilhelm Mannhardt formulierte Evolutionsgedanke zum Tragen, nach welchem die „Kontinuität“ immer wieder tiefgreifenden Veränderungen unterworfen wird, aber dennoch auch eine gewisse „Eigentümlichkeit“ bewahrt; ein Gedanke, der auch bei Sacken 1862 seine Betonung gefunden hat. Diese „Eigentümlichkeit“ haben die Muchs zu einem nationalen Mythos erhoben, wobei „fremde Kulturelemente“ nur aufgenommen worden wären, um sie sogleich in spezifisch „arisch-germanischer“ Weise umzuarbeiten.¹⁷⁰ Neben seinen studentischen Aktivitäten im deutschnationalen Umfeld nahm Rudolf Much schon in jungen Jahren an wissenschaftlichen Debatten teil. Im Jahr 1887 promovierte er als Student der klassischen und deutschen Philologie mit seiner Dissertation *Zur Vorgeschichte Deutschlands*. Zudem veröffentlichte noch zu Lebzeiten seines Vaters u.a. Schriften mit Titeln wie *Deutsche Stammsitze* (1892, Habilitationsschrift), *Der germanische Himmels-gott* (1898) oder *Deutsche Stammeskunde* (1900) und bezog auch zur Frage der „indogermanischen Heimat“ Stellung. Rudolf Much

¹⁷⁰ siehe insbesondere Kap. 9.3.6/9.5/9.6

erhielt 1893 die Lehrberechtigung für *Germanische Sprachgeschichte und Altertumskunde*. Ab dem darauffolgenden Jahr hat er seine ersten Vorlesungen mit den richtungsweisenden Titeln *Das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen*, *Germanische Ethnographie*, *Altgermanische Ethnographie und Geographie* abgehalten. Außerdem lehrte er zur „germanischen Mythologie“, Runenschriften, einer vermeintlichen „Urheimat der Germanen“ und kurz vor der Jahrhundertwende zur *Germania* des Tacitus (vgl. [k.A.] 1932: 6f, Bockhorn 1994a: 421f; Pusman 2008: 191; Simek 1997: 250f).

5.2.2 Die „Indogermanisierung“ der Kontinuitätstheorie zur weiteren Verlängerung der „deutschen Nationalgeschichte“

Frühe völkische Agitatoren wie Ernst Moritz Arndt, Ludwig Jahn und Johann Gottlieb Fichte entwarfen bereits das Konstrukt einer „Blutsnation“, nach welchem sie die „Deutschen“ mit einer seit der „germanischen Vorzeit“ gewährten „Reinheit“ idealisierten. Insbesondere Arndt warnte schon vor „Mischmasch“ und „Verbastardung“ mit „Slawen“, „Juden“ oder „Zigeunern“. Die Briten, Italiener, Spanier und selbst die von ihm verhassten Franzosen zählte er dagegen zu den „schönsten“ und „gebildetsten Nationen“, wofür die „germanische Abstammung“ oder zumindest deren „Beimischung“ verantwortlich wäre. Das eigentliche „Heimatland“ der „Germanen“ wird auf das Gebiet zwischen der Nordsee und den Alpen, sowie dem Rhein und der Weichsel eingegrenzt (vgl. Wippermann 2005: 43, 77f, 135; Wiwjorra 2006: 59, 166, 284f).

Somit wurden einem „deutschen Urvolk“ jegliche verbindenden Elemente zu Indien völlig in Abrede gestellt; es habe sich quasi selbst gezeugt (vgl. Poliakov 1977a: 219).

Andere Autoren, insbesondere Philologen wie beispielsweise Friedrich Schlegel (1759-1805), sein Bruder August Wilhelm Schlegel (1767-1845), dessen Schüler Christian Lassen (1800-1876), Johann Friedrich Kleuker (1749-1827) oder Julius von Klaproth (1783-1835) benutzten die von William Jones (1746-1794) 1788 entdeckte sprachliche Verwandtschaft zwischen Latein, Griechisch und Sanskrit als eine Art „Veredelungsinstrument“ um der Nationalgeschichte ihrer „Germanen“ mit einer „arischen“ bzw. „indogermanischen“ Abstammung die nötige „Heldenhaftigkeit“ zu verleihen (vgl. Poliakov 1977a: 213f; 217f; Römer 1989: 62ff).

Im Jahr 1845 war es Adalbert Kuhn (1812-1881), welcher in seiner kurzen Abhandlung *Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker* erstmals über Wortvergleiche zu

Erkenntnissen über „die Zivilisationsstufe des arischen Völkerstammes“ (Young 1968: 23) gelangen wollte. Hiermit fand das Programm der wenig später so benannten *linguistischen Paläontologie* oder *linguistisch-kulturhistorischen Methode* seine erste Ausdrucksform, womit die sprachliche Grundlage einer *indogermanischen Altertumskunde* errichtet war.

Jacob Grimm setzte sich in seiner 1848 erschienenen *Geschichte der deutschen Sprache* ebenfalls intensiv mit einer „indogermanischen Altertumskunde“ auseinander, lehnte jedoch den Rassebegriff ab (vgl. Young 1968: 23; Römer 1989: 73).

Hinsichtlich der „Zivilisationsstufe der Arier“ zog er ähnliche Schlüsse wie Kuhn, doch zweifelte er den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts, die „Monogenese“, an. Der Ursprung menschlicher Sprache ließe sich leichter erklären, ginge man von zwei oder drei Menschenpaaren aus, welche ihre verschiedenen Sprachen an ihre Kinder weitergegeben hätten. Er richtete sich somit gegen die Genesis der Bibel und legte auch schon in der Schrift *Deutsche Rechtsalterthümer* das Dienstbarkeitsverhältnis innerhalb ein und desselben „Volkes“ fest:

„*Aller Knechtschaft Ursprung ist Krieg und Eroberung*“ (Young 1968: 23).

Dabei würde zwar keine „rassische“, aber immerhin eine sprachliche Verwandtschaft das „Eroberer-Besiegtenverhältnis“ kennzeichnen. Dabei sei zwischen „Sprachverwandten und nahen und fremden fernen Völkern“ (Grimm nach Young 1968: 23) zu unterscheiden.

Comte Joseph Arthur de Gobineau stellte seit 1853 die „Arier“ als eine aus Zentralasien stammende, weltweit als Eroberer auftretende Adelsschicht in den Mittelpunkt seiner „rassisch“ argumentierenden Kulturgeschichte, welche auch in Indien eingefallen wäre, um die dortige „Hochkultur“ zu begründen (vgl. Mühlen 1977: 54f; Römer 1989: 23).

Somit „löste [er] die Rassenkunde aus der Biologie heraus und stellte sie mitten in die Kulturgeschichte hinein. Er vollzog somit eine Synthese zwischen Natur- und Geisteswissenschaft“ (Seidler/Rett 1982: 43).

In der nachromantischen Geschichts- und Altertumsforschung wurden fortwährend kritiklos aktuelle Fakten „mit Vorstellungen der germanischen Mythologie“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 38) verknüpft. Eine besondere Rolle kommt hierbei wiederum dem seit 1858 vertretenen evolutionistischen Ansatz von Wilhelm Mannhardt zu. Der zuvor ausschließlichen Betonung des Beständigen wurde die „dauernde Veränderung und Überlagerung der alten Stoffe in der ganzen Breite des indogermanischen

Überlieferungsraumes“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 40) beigemischt und die „deutsche Mythologie“ zugunsten einer „arischen Urmythologie“ ausgeweitet, welche „es aus den Reliktbeständen zu rekonstruieren gelte“ (Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 40). Die „vaterländische Mythologie“ trat gegenüber einer „indogermanischen Völkerpsychologie“ in den Hintergrund (vgl. Weber-Kellermann/Bimmer 1985: 38ff).

Hierbei pflichteten österreichische Wissenschaftler mit deutschnationaler Gesinnung, wie beispielsweise Matthäus Much und sein Sohn Rudolf, gerne bei, da über die „indogermanischen“ Wurzeln dem „eigenen Volk“ eine größere historische Tiefe verliehen werden konnte, um so alldeutsche Ansprüche zu legitimieren, ohne dass das „Germanentum“ aus der Geschichtsschreibung ausgeklammert werden musste. Als Rudolf Muchs Mitstreiter bei der Pionierarbeit zur späteren Etablierung der Volkskunde als Fach in Österreich sind Michael Haberlandt (1860-1940) und Rudolf Meringer (1859-1931) zu nennen. Letzterer stammte aus dem Umfeld einer „indogermanischen Volkskunde“, widmete sich zudem den Bauernhausformen in Österreich und legte so den Grundstein zur Geräteforschung. Ausgehend vom Konstrukt des „germanischen Hauses“ mit all seinen „Eigentümlichkeiten“ glaubte Meringer Licht auf diverse von der „indogermanischen Ethnologie“ aufgeworfene Fragen werfen zu können, was zahlreiche Artikel in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ kurz vor der Jahrhundertwende bekunden (vgl. Eberhart 1994: 404).

Leopold Schmidt sprach Anfang der Fünfzigerjahre des vorangegangenen Jahrhunderts von einer während des „Zeitalters des Liberalismus“ erarbeiteten „bedeutenden Sachlichkeit“ der Volkskunde, welcher, „einem eigenartigen Gesetz des europäischen Kulturablaufes zufolge, die romantische Reaktion nicht erspart bleiben“ (Pusman 2008: 190) konnte. Weiter heißt es, solch „dilettantische neuromantische Unsachlichkeit“ hätte ihre Ursache nicht nur in der Volkskunde selbst, sondern auch in der Beeinflussung seitens „verschiedener Hilfswissenschaften“. In der Habsburgermonarchie hätte sich dieser Trend in den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens mit sich verstärkenden nationalen und katholischen Tendenzen entwickelt. Hierzu wurde der aus der Mitte des 19. Jahrhundert stammende „Mythologismus“ mit ethnologischen Erkenntnissen vermischt.

Neben dem Sanskritisten Leopold von Schroeder (1851-1920), welcher mittels überlieferter Sagen, Mythen und Legenden versuchte, ein „deutsches“ Kulturkontinuum seit „indogermanischer“ Zeit nachzuweisen, war es hier vor allem die „germanische Wiener Schule Rudolf Muchs“ (Pusman 2008: 191), der diese Auslegungsvariante forcierte. Als Altgermanist begründete er eine „Schule der Ritualisten“, wobei er vor allem Sagen und

Bräuche zum Thema „Jungmannschaften“ untersuchte. Es ging Rudolf Much als Burschenschaftler¹⁷¹ darum, „männliche kriegerische Geheimbünde“ in einer „indogermanischen Urgesellschaft“ nachzuweisen, deren Überreste kontinuierlich bis in die Gegenwart bewahrt worden wären (vgl. Pusman 2008: 190f).

Die von Schmidt betonte neuromantische Beeinflussung der Nachbarwissenschaften auf die Volkskunde könnte an dieser Stelle noch erweitert werden. Offensichtlich waren es Fragen der Altertumskunde, welche in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts zu einem erhöhten Bedürfnis nach der Zuhilfenahme volkskundlicher Quellen führten und somit in Grimms „Mythologismus“ mündeten. Im Schatten von Mannhardts evolutionistischem Ansatz verwertete nun Matthäus Much unter Beihilfe der anderen anthropologischen Disziplinen dieses volkskundliche Gedankenkonstrukt für seine „indogermanische“ Interpretation ur- und frühgeschichtlicher Funde weiter, um sie über seinen Sohn Rudolf bis weit in das 20. Jahrhundert wieder der Volkskunde zuzuführen (vgl. Pusman 2008: 191).

Einen weiteren Zweig stellte die „Wiener mythologische Schule“ dar, welche teilweise auf den in der *Rigveda*¹⁷² bewanderten Indologen Leopold von Schroeder (1851-1920) zurückgeht. Im Jahr 1890 knüpfte er bei einem Aufenthalt in Wien Kontakte zu Georg Bühler (1837-1898, ebenfalls Indologe) und dem Präsidenten der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg (1835-1914), welche Schroeder den eigens für ihn geschaffenen Posten als außerordentlichen Professor für „Altindische Geschichte und Alterthumskunde“ an der Universität Innsbruck vermitteln, wo er dann daneben auch die „allgemeine Völkerkunde“ vertrat. Nach Bühlers Unfalltod erfolgte 1899 Schroeders Ernennung zum Ordinarius für das Fach „Altindische Philologie und Altertumskunde“. Dabei vernachlässigte er den indologischen Themenbereich im eigentlichen Sinne und widmete sich stattdessen vorrangig der Völkerkunde sowie der vergleichenden Mythenforschung. Zwar gab der im protestantisch-evangelischen Umfeld aktive Schroeder vor, sich aus tagespolitischen Konflikten rauszuhalten, doch stand er unter dem Einfluss von Richard Wagners Musik und dem „Neomythologismus“. Schroeder war seit etwa 1900 mit Wagners Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain¹⁷³ befreundet. Die steigenden nationalistischen Spannungen auf dem Baltikum werden das restliche ideologische Rüstzeug geliefert haben, um Schroeders Anschluss an das „all-/deutsche Lager“ zu ermöglichen (vgl. Bockhorn 1994b: 490f).

171 siehe Kap. 4.5.1 (S. 96)/7.4 (S. 375)

172 Die *Rigveda* ist aus der ältesten Sanskrit- Literatur.

173 zu Chamberlains Theorie von „nationalen Zuchtrassen“ siehe Kap. 5.5.2.1

Zudem fand die „indogermanisch-germanisch-deutsche“ Kontinuitätstheorie in verschiedenen „ario-germanischen“ Weltverschwörungstheorien ihren Niederschlag.¹⁷⁴

5.3 Der Rassenmanichäismus zwischen *Poly-* und *Monogenismus*

In der Aufklärungszeit ordnete Carl von Linné (1707-1778) nach dem ihm vielfach zugeschriebenen Schlagwort „Gott schuf, Linné klassifizierte“, die Natur nach festen Kategorien und unterteilte die Menschheit in fünf „Rassen“, welche mit festgefügtten Bewertungen unterlegt wurden, wobei der „Neger“ besonders schlecht wegkam (vgl. Poliakov 1977a: 177f).

Dagegen ließ die Theorie seines Gegenspielers Georges Louis Leclerc de Buffon (1707-1788) einen größeren Variationsspielraum zwischen den „Arten“, auch den menschlichen, zu. Doch auch er verwässerte seinen Materialismus zur menschlichen Natur in den im Jahr 1778 veröffentlichten Werk *Histoire naturelle de l'homme* vorgetragenen Umwelttheorien durch „subjektive, ästhetische Einflüsse“ (vgl. Borst 1995: 1434, 1460f; Geiss: 148f; Mosse 2006: 40f, 44f).

Die Aufklärung propagierte trotz der durch ihren Eurozentrismus bedingten ästhetischen Abwertung außereuropäischer Bevölkerungsgruppen einen generell unilinearen stetigen Aufstieg der Menschheit. Während sich dieser, in Form einer Art „Veredelungsprozess“, im viktorianischen Zeitalter in England durchsetzte, entwickelten sich in anderen Ländern Degenerationsgedanken, welche als Teil „zyklischer Modelle“ gesellschaftlicher Prozesse seit der Antike¹⁷⁵ in der europäischen Geisteswelt bekannt sind (vgl. Sorokin 1953: 329). Auch im Mittelalter kursierten solche Gedankengänge und überstanden in geänderter Form auch den aufklärerischen Evolutionismus (vgl. Harris 1968: 54f; Sorokin 1953: 163f; Trigger 1989: 33-36, 52, 55f, 60, 71).¹⁷⁶

Die Voraussetzung für diesen synchronen Evolutionsgedanken war die ältere, in der jüdisch-christlichen Glaubenslehre verankerte Annahme eines einheitlichen Ursprungs des Menschengeschlechts, dem *Monogenismus* heraus, welcher konform mit der biblischen

174 siehe Kap. 7.7 (gesamt)

175 Dabei werden von Pitirim A. Sorokin Plato, Aristoteles, Polybios als antike Vorreiter solcher zyklischen Gesellschaftsmodelle genannt.

176 Nach den christlichen Vorstellungen des Mittelalters „degenerierte“ der Glaube mit zunehmender Entfernung vom „gelobten Land“ Israel als seinem Entstehungsherd.

Überlieferung ging. Allerdings entwickelte sich mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ein zwar schon zuvor vereinzelt vertretener *Polygenismus* heraus, welcher von verschiedenen Ursprungsherden der unterschiedlichen „Menschenrassen“ ausging oder zumindest den einheitlichen Ursprung der Menschheit anzweifelte. In Carl Linnés Rassenklassifizierung und Peter Campers ästhetischen Wertungen, welche beide einem stark ausgeprägten Eurozentrismus unterliegen, deutet sich ein Polygenismus an, wenn sie sich auch letztlich dem kirchlichen Dogma eines einheitlichen Ursprungs der Menschheit beugten. Pierre Louis de Maupertuis und im Anschluss Buffon vertraten bereits eine Degenerationstheorie, um die Unterschiedlichkeit der Menschen zu erklären.

Von diesem Gelehrtenstreit blieb die Anthropologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geprägt. Bei Gobineau finden wir ein Beispiel wie die Frage nach dem eigentlichen Ursprung der Menschheit offen gelassen werden und trotzdem von ursprünglich auch in ihrer Veranlagung verschiedenen „Rassen“ ausgegangen werden konnte.¹⁷⁷ Darwins Evolutionstheorie räumte der Variation einen noch größeren Spielraum ein als dies bereits die Monogenisten der Aufklärung getan hatten. Polygenistische Tendenzen wurden nun gerechtfertigt, indem das Beständige gegenüber dem Veränderlichen hervorgehoben wurde. Bestimmten Gegenden wurden als Ursprungsorte für die ein oder andere „Rasse“ spezifische Potentiale zugeschrieben, welche zugleich auf das dort entstandene „Menschengeschlecht“ übertragen wurden. Beispielsweise galt ein gemäßigtes Klima als Paradies für eine „Höherentwicklung“ der *Kulturvölker*, während tropische und polare Gegenden, die Steppe und die Wüste, als Horte von „Rückständigkeit“ oder gar „Stillstand“ betrachtet wurden, welche „lediglich“ *Naturvölker* hervorbringen könnten. Mitunter wurde nun die Trennung der menschlichen „Rassen“ in ferne Vergangenheit teilweise bis ins Tierreich zurückverlegt.

Sicher lieferte der Polygenismus eine fundierte und unumstößliche Rechtfertigung für einen aggressiven kolonialen Rassismus, dennoch schützte auch der Monogenismus nicht vor rassistischen Wertungen. Nach dem Stand der Wissenschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert war eine monogenistische Vorstellung der menschlichen Entstehungsgeschichte ein folgerichtiger Schluss. Dennoch folgte die Mehrheit der Theorien zum Werden der Menschheit dem kirchlichen Dogma und damit dem Monogenismus. Oftmals werden Unterschiede zwischen den Menschen derart betont, dass der einheitliche Ursprung des Menschengeschlechts nur wie ein schwaches Zugeständnis an die klerikale Weltanschauung

¹⁷⁷ siehe Kap. 5.3.3

klings. Nur wenige lehnten sich diesbezüglich mit ihren Hypothesen weiter aus dem Fenster. Bei Georg Forster (1754-1794) handelte es sich beispielsweise um einen Polygenisten, welcher einen ebensolchen, nämlich Meiners, aufgrund von dessen Eurozentrismus an der Universität Göttingen angriff. Umgekehrt handelte es sich beim Monogenisten Immanuel Kant (1724-1804), um einen Befürworter einer auf körperliche „Züchtigung“ ausgelegten Sklavenhaltergesellschaft. Der Freund Forsters Samuel Thomas von Soemmering (1755-1830) glaubte bei anatomischen Untersuchungen an menschlichen Leichen eine verglichen mit dem „Europäer“ größere Nähe des „Negers“ zum Affen festzustellen, betonte aber zugleich, dass dies keinen Rechtfertigungsgrund für Sklaverei darstelle. Sicherlich legitimierte der Polygenismus koloniale Praktiken der Sklaverei, doch auch die Monogenisten lieferten mit ihrer Idee von milieubedingter „Degeneration“ oder regional unterschiedlich verlaufenden Entwicklungen rassistischen Wertungen Tor und Tür. Mit dem von den Monogenisten vertretenen, größeren Variationsspielraum konnten menschliche „Rassen“ innerhalb kürzerer Zeit eben genauso „auf“- wie „absteigen“. Mitunter wurde gar behauptet bestimmte Gruppen wären so „degeneriert“ oder „unterentwickelt“, dass ihre „Minderwertigkeit“ nicht mehr zu ändern wäre (vgl. Geiss 1988: 36f; Mosse 2006: 56f; Mühlmann 1986: 43f, 54-58; Poliakov 1977a: 171-204, 251-255; Gingrich 2005: 66ff; Gould 1988: 35-72; Gould 1989: 154f; Hoernes 1909a: 204-209, 412).

5.3.1 Christoph Meiners (1747-1810) und der Polygenismus als Grundlage der Gegenüberstellung einer „schönen Rasse“ zu einer „hässlichen Rasse“

Bei Christoph Meiners handelte es sich um einen Kollegen von Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) an der Göttinger Universität. Er war bereits davon ausgegangen, dass „Rasse“ der bedeutendste gestaltende Faktor der Geschichte sei und veröffentlichte 1785 die erste auf rassischen Grundlagen basierende Weltgeschichte mit dem Titel *Grundriß der Geschichte der Menschheit*.

Meiners vertrat, nachdem er zunächst von einer monogenistischen bzw. monophyletischen These ausgegangen war, eine polygenistische bzw. synonym polyphyletische Auffassung von verschiedenen Ursprüngen der menschlichen „Rassen“ und lehnte einen unilinearen Fortschrittsgedanken grundsätzlich ab. Bei ihm passt sich jede „Rasse“ angemessen an ihren „Ursprungsort“ an (vgl. Geiss 1988: 161; Mosse 2006: 36f; Mühlmann 1977: 45f; Mühlmann 1984: 60; Poliakov 1977a: 200).

Die „schöne“, „weiße“ oder auch „kaukasische Rasse“, welche auf Adam zurückgehe, hat Meiners als Krone der biblischen Schöpfungsgeschichte angesehen. Als deren Gegenbild müsse die „hässliche“ bzw. „dunkle Rasse“ als die „dienende Klasse“ das Produkt einer anderen nicht biblisch tradierten Schöpfung sein. Beide dieser Gruppen würden über „unauslöschliche vererbte Merkmale“ verfügen. Alle anderen „Typen“ sah Meiners lediglich als „Varianten“ seiner dualistischen Rasseneinteilung (vgl. Geiss 1988: 161; Mosse 2006: 40f, 56f).

Die „Slaven“ schloss Meiners aus der durch Körpergröße gekennzeichneten „herrschenden Klasse“, dem „kaukasischen Adel“, aus. Damit zeichnete Meiners den Weg vor, den Rassebegriff aus nationaler Sicht zu „verengen“. Auch machten sich bei ihm Degenerationsängste bemerkbar, in welchen er vor „Vermischung“ und „Entartung“ der „edleren Rassen“, insbesondere der angeblich gegenüber allen anderen „Völkern“ überlegenen „Germanen“, warnte (vgl. Meiners 1785: 35; Mosse 2006: 40; Mühlen 1977: 46; Geiss 1988: 161).

Hierbei kommt neben seinem polygenistischen Ansatz eine Spur aus seinem vorangegangenen Monogenismus zum Tragen, obwohl verschiedenen Menschengruppen vollständig unterschiedliche Potentiale zugeschrieben werden; der Mensch hätte sich etappenweise aus dem Tier herausentwickelt:

Den Meerkatzen würden die Orang-Utans bzw. „Waldmenschen“ folgen, dann die Schimpansen bzw. „Kimperzeys“, welcher gar in der Lage wären, die Ehrengarde des Königs von Dahomey zu bilden. Auf diese würden der sog. „Waldneger“, „Hottentotten“ oder „Buschmänner“ sowie die Urbevölkerung Australiens folgen, wenn sie auch aufgrund einer Vielzahl von „tierischen Merkmalen“ nur schwerlich als Menschen zu erkennen wären. Seine „aufsteigende“ Entwicklungslinie geht bei den „Rothäuten“ weiter, ehe er bei den „Gelben“ und schließlich bei den „Slawen“ ankommt, welche trotz heller Hautfarbe deutliche „Züge von Minderwertigkeit“ trügen, um schließlich bei der angeblich von außerordentlicher „Schönheit“ geprägten „weißen Rasse“ den krönenden Abschluss der Schöpfung zu erblicken (vgl. Mosse 2006; Poliakov 1977a: 201).

5.3.2 Gustav Klemm (1802-1867) und die Dichotomie von „aktiven“ und „passiven Rassen“

Der deutsche Rassentheoretiker Ludwig Woltmann hat Gustav Klemm Anfang des 20. Jahrhunderts in seiner Monatszeitschrift „Politisch-Anthropologische Revue“ als den Anthropologen gepriesen, welchem als erstes ein „bedeutender Fortschritt“ bei der weiteren Unterteilung der von Blumenbach geschaffenen „Kaukasischen Rasse“ gelungen wäre. Hierzu unterteilte Klemm die gesamte Menschheit in „passive“ und „aktive Rassen“. Letztere bestünden aus „zwei Hauptgeschlechtern“, einem dunkelhaarigen, schwarzäugigen und einem „lichthaarigen“, blauäugigen. Den „blonden Stämmen“ komme hierbei die besondere bahnbrechende sittliche und geistige Rolle zu, den Grundstein für den Fortschritt der Menschheit zu legen. Die anderen, später von dem französischen Chirurg und Anthropologen Paul Broca (1824-1880) und dem englischen Naturwissenschaftler und Anatom Thomas Henry Huxley (1825-1895), zusammenfassend als *homo mediterraneus* bezeichneten „Stämme“, hätten lediglich numerisch ein Übergewicht. Die „passive Urbevölkerung“ Europas lehnte Klemm laut Woltmann an Linnés *homo alpinus* (Unterart des *Europaeus albus*) an, welcher sich gelegentlich unter der Landbevölkerung nachweisen lasse. Besonders hat Klemm die aus Asien nach Europa strömenden „germanischen“ und „griechischen Heldenscharen“ als „aktive Eroberervölker“ hervorgehoben, welche die unterjochten „Bretons“, „Iren“ und „Finnen“ und unter Umständen auch die „Slawen“ als Bevölkerungsgruppen mit nachweisbaren Überresten der „passiven Urvölker“ gegen den Norden zurückgedrängt hätten (vgl. Woltmann 1936b: 28).

Dieses Konzept weitete Klemm, wie nach ihm Gobineau, welchen er unmittelbar beeinflusste, auch auf andere Kontinente aus, was nach seinem Verständnis von „Rasse“ als allumfassendes universalhistorisches Prinzip auch konsequent war.

Zwischen 1843 und 1852 reduzierte er in seiner *Allgemeinen Cultur-Geschichte der Menschheit* in zehn Bänden die komplette Geschichte und kulturelle Entwicklung der Menschen auf Grundlage „rassischer“ Veranlagung. Sein Werk wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Pflichtlektüre für das reichsdeutsche Bildungsbürgertum (vgl. Poliakov 1977a: 291).

Dabei handelte es sich um einen Entwurf für eine „Völkerschau“ nach „rassenpsychologischen“ Gesichtspunkten. Hierzu teilte er die Menschheit in eine „weibliche“, „passive“ und „Mongolische“ sowie eine „männliche“, „aktive“ und „Kaukasische Rasse“ ein. Zur ersteren „unterlegenen“ rechnete er die „Chinesen, Mongolen,

Malayen, Hottentotten, Neger, Finnen, Eskimo, Amerikaner und die alten Ägypter“ (Römer 1989: 20); zur letzteren „überlegenen“ die „Araber“, „Perser“, „Griechen“, „Römer“,¹⁷⁸ aber auch die seiner Meinung nach aus dem Kaukasus stammenden „Germanen“, wobei für ihn auch sprachliche Komponenten eine Rolle spielten. „Aktive Rassen“ würden Denker, Forscher und Eroberer hervorbringen und müssten die „passiven“ wegen deren Geduld, Faulheit und Trägheit antreiben. Auch deuten sich antisemitische Töne an, würden sich doch lediglich König David und Jesus Christus als Angehörige der „aktiven Kaukasier“ aus der Masse der „Juden“ emporheben. Im Gegensatz zu Gobineau hielt Klemm „Rassenmischung“ für etwas Fruchtbare, welche in Europa zur größten Vollkommenheit gelangt sei. Dies würde dadurch sichtbar, dass nur dort „wahre Kultur und Wissenschaft“ zur Geltung gelangt wären. Ansonsten gleichen sich Klemms und Gobineaus Theorien größtenteils, wenn man lediglich Klemms „aktive Rassen“ durch Gobineaus „Arier“ ersetzt (vgl. Römer 1989: 20, 28, 30f; Young 1968: 110f).¹⁷⁹

Die „passive Rasse“ stamme ursprünglich aus dem Tiefland und sei durch Geduld, Sanftmut und Nachgiebigkeit gekennzeichnet, so dass sie in einer Art „Ruhezustand“ verhaftet bliebe, während die „aktive Rasse“ von den Bergen herabgestiegen wäre, um die „passive“ zu unterjochen. So wie die starre Erdkruste von vulkanischer Lava durchbrochen werden könne, so hätten „die kühn heranströmenden Helden der aktiven Rasse“ (Klemm nach Poliakov 1977: 292), die über die ganze Erde verbreitete „passive Urbevölkerung“ aufgescheucht. Die „aktiven Völker“ würden sich von den „passiven“ durch Freiheitsliebe, „hohe Tapferkeit, das Bewußtsein ihrer Menschenwürde, poetischen Sinn und Streben nach Ruhm“ (ebd.) auszeichnen.

Die strenge Dichotomie¹⁸⁰ von Christoph Meiners in den von der „schönen Rasse“ herausgebildeten „kaukasischen Adel“ und die von „Kulturlosigkeit“ geprägten „hässlichen Rassen“, lehnte Gustav Klemm jedoch grundlegend ab und versuchte stattdessen außereuropäische und insbesondere auch schriftlose „Völker“ in seine Kulturgeschichte einzubinden, so dass diese als „harmlose Variante“ polygenistischer Theorienbildung angesehen werden kann (vgl. Gingrich 2005: 79f).

178 Auch mitunter als *Endonyme* benutzte schriftlich überlieferte Bezeichnungen setze ich im Zusammenhang mit rassentheoretischen Konstrukten in Anführungsstriche.

179 siehe Tab. 12.3; zu Gobineau siehe nachfolgendes Kapitel

180 Léon Poliakov hat den Begriff *Rassenmanichäismus* für dichotome Gegenüberstellungen von angeblich in ihren Eigenschaften gegensätzlichen „Rassen“ benutzt.

Klemm verstand beide von ihm kreierten Hälften, die „passive“ und die „active Rasse“ als grundsätzlich gleichwertig; sie würden wie Mann und Frau teleologisch auf Verschmelzung abzielen. Es handle sich um „die Erfüllung des Zweckes, den die Natur in allen Zweigen ihrer organischen Schöpfung verfolgt“ (Poliakov 1977a: 291). Einzeln würde das Individuum, egal welchen Geschlechts, diesem natürlichen Zweck nicht nachkommen; ebenso müsse ein „Volk“, um der „Unvollständigkeit“ zu entgehen, sowohl aus Mitgliedern der „aktiven“ als auch der „passiven Rasse“ bestehen. Erst durch solch eine „Völkerehe“ würde die Menschheit komplett, trete dadurch ins Leben und treibe „die Blüten der Natur“.

Zu den „männlichen“ Kennzeichen der „aktiven Völker“ gesellten sich noch Körperformen, welche an den „Apollon von Belvedere“ als Idealbild angelehnt wurden.¹⁸¹

Dagegen wird der „weiblichen“ und „passiven Rasse“ keine Venus als Schönheitsideal zugeordnet. Ihr gehören nicht nur die „farbigen Völker“ an, sondern auch, ihre Führerschicht ausgenommen, die „Slawen“, vor allem die „Russen“. Die dienende „slawische Volksmasse“ komme dabei den „Negern“ nahe. Der „passive Ursprung“ des leibeigenen Bauers sei durch den „breiten Backenknochen, den kleinen, tiefliegenden, zum Teil schiefstehenden Augen, ... der grobgebildeten, abgestumpften Nase, sowie in der dunkel gefärbten oder fahlen Haut an sich“ (Klemm nach Poliakov 1977a: 292) gekennzeichnet.

Die „Romanen“ hingegen würden der „aktiven Rasse“ angehören, was Klemm nicht daran hinderte eine „germanische“ Vorreiterrolle hinsichtlich des menschlichen Fortschritts auszurufen. Von der „Vorsehung“ wäre bereits den „germanischen Stämmen“ die Pflege dieses Fortschritts anvertraut worden, so dass sie sämtliche christliche Throne Europas besetzt hätten (vgl. ebd.).

Die Kategorien „Klasse“, „Rasse“ und „Volk“ werden also bei Klemm schon auf eigentümliche Weise mit „Aktivität“ bzw. „Passivität“ in Verbindung gesetzt. Sowohl körperliche als auch physiognomische Merkmale werden zur Rechtfertigung dieses Weltbildes hinzugezogen.

Dieses manichäisch-systematisierte Weltbild Gustav Klemms fand in der von Chauvinismus geprägten Öffentlichkeit des sich einigenden Deutschlands großen Anklang und wurde auch im wissenschaftlichen Diskurs als ein Eckpfeiler der Anthropologie des 19. Jahrhunderts etabliert. Beim Historiker Thomas Carlyle (1795-1881) findet das Modell des „männlichen

181 siehe Abb. 47f

Prinzips“ auf die „Germanen“ Anwendung, wohingegen das „weibliche Prinzip“ den „Romanen“ zugeordnet wird. Bismarck stellte auf die gleiche Weise, den „Kelten“ die „Slawen“ gegenüber (vgl. Poliakov 1977a: 291ff).

Im Frühwerk von Friedrich Nietzsche (1844-1900) bekommt die Unterteilung in „aktiv“ und „passiv“ sowohl eine verschärfte antisemitische als auch eine verstärkt geschlechtsspezifische Komponente. Er stellte das „Arische“ dem „Semitischen“ gegenüber, als beherrsche dieser vermeintliche Gegensatz die gesamte Menschheit. Für ihn handelte es sich um konträre Lebens- und Denkformen, was in seinem Werk *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* 1872 auch so wiedergegeben wird.

Dem „männlich-aktiven“ Prometheus-Mythos der „Arier“ dient der „weiblich-passive“ Sündenfallmythos der „Semiten“ als Gegenpol. Voraussetzung des ersteren sei, dass eine „naive Menschheit“ dem Feuer „als dem wahren Palladium jeder aufsteigenden Kultur“ (Nietzsche nach See 2003: 71) einen „überschwänglichen Wert“ beimisst. Sein „innerster Kern“ wäre hierbei „die dem titanisch strebenden Individuum gebotene Notwendigkeit des Frevels“ (ebd.). Dem „Arischen“ wird so ein heroisch-tragisches Moment zugeschrieben, dem „Semitischen“ dagegen negative Eigenschaften wie „lügnerische Vorspiegelung“ oder „Lüsternheit“. Den „arischen Frevel“¹⁸² des Feuerraubs glorifiziert Nietzsche mit den Konnotationen „Würde“ und „Erhabenheit“, der „semitischen Sünde“ sei dagegen nur „eine Reihe weiblicher Affektionen“ zuzuschreiben.

Bereits aus dem altindischen *Manu*-Gesetzbuch lasse sich herauslesen, dass die „alten Arier“ bei der Errichtung ihrer Herrschaft „kaltblütigste Besonnenheit“ bewiesen hätten, was schon in Platons *Politeia* („Staat“) Erwähnung findet. Nietzsche bezeichnete in dieser Schrift die „Arier“ als die „Eroberer“- und „Herrenrasse“ und teilte Gobineaus pessimistische Untergangsstimmung, nach welcher „die unterworfenen Rasse“ wieder an die Macht gelangen würde (vgl. See 2003: 71).

Julius Lippert forderte im Jahr 1886 in seiner *Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau* die Akzeptanz der Aufteilung in „aktive“ und „passive Rassen“ und „begründete“ dies damit, dass diese Dichotomie den Tatsachen entspreche (vgl. Poliakov 1977a: 293, 422).¹⁸³

182 Das Wort „Frevel“ erinnert in diesem Kontext an Kulturkampfjargon.

183 Bei der Jahresangabe 1866 handelt es sich um einen Druckfehler wie ein Blick auf die Quellenangabe verrät.

Speziell zu den „aktiven“ und „passiven Rassen“ veröffentlichte Klemm 1845 ein kleines Heft, welches 1906 in der „Politisch-Anthropologischen Revue“ Ludwig Woltmanns¹⁸⁴ wiederveröffentlicht wurde und den Titel *Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball* trägt. In der Vorbemerkung Woltmanns wird Klemm als der „Begründer der Rassentheorie“ schlechthin dargestellt, welcher aber im Gegensatz zu Gobineau bisher keine Beachtung gefunden hätte (vgl. Woltmann 1906: 65).

Während Klemm jedoch die „Verschmelzung“ der „aktiven“ und „passiven Rassen“ als einen „Veredelungsprozess“ darstellte, warnte Woltmann in seiner Zeitschrift ganz im Sinne Gobineaus vor einem „Blutchaos solcher Weltverbrüderung“ und einem mit diesem verbundenen „Niedergang“ des „edleren Blutes“, welcher in einer „Nivellierung der Menschheit“ münde. „Rassenkreuzung“ sei nur dann von Vorteil, „wenn sie zwischen verwandten oder gleichwertigen Stämmen stattfinde“ (Hoernes 1909a: 123).

5.3.3 Die richtungsweisende Degenerationstheorie von Comte Joseph Arthur de Gobineau (1816-1882)

In Frankreich wurde die vom dort in den Geschichtswissenschaften weit verbreiteten *feudalen Restaurationsgedanken* getragene und von *Kulturpessimismus* geprägte Rassentheorie von Comte Joseph Arthur de Gobineau entwickelt. Im eigenen Land wurde sie nur wenig beachtet und wenn doch, dann meist kritisiert. Im wilhelminischen Deutschen Reich des ausgehenden 19. Jahrhunderts fand der *Gobinismus* dagegen in konservativ-bürgerlichen und restaurativ-aristokratischen Kreisen weite Verbreitung. Gobineau sah sich als Nachkomme des Normannenfürsten Ottar Jarl aus dem Königshaus der *Ynglinger*,¹⁸⁵ welches er auf Odin und andere „reinrassige Ahnen“, in Form von „arischen“ Gottheiten zurückführte, obwohl er seinen Adelstitel unrechtmäßig erworben hatte.¹⁸⁶ Er trauerte dem Feudalismus des französischen Ständestaats nach und sah ein aristokratisches, tugendhaftes, ritterliches Freiheitsideal als Ausdruck „teutonischer Stammesorganisationen“. In seinem vierbändigen *Essai sur l'inégalité des races humaines* (1853-1855) verwertete er sprachvergleichende, religionsgeschichtliche und kulturhistorische Daten, um dieses aristokratische Prinzip mit „rassischen“ Argumentationen auf die postrevolutionäre französische Gesellschaft zu

184 zu den Inhalten dieser Zeitschrift siehe insbesondere Kap. 5.5.2.2/7.7.2 (S. 421ff)

185 Bei den *Ynglingern* handelte es sich um ein frühmittelalterliches schwedisches Königsgeschlecht, dessen Oberhäupter im *Gedicht der Ynglinge* aus dem 9. Jh. benannt werden. Der „göttliche Stammvater“ *Yngvi* findet schon bei Tacitus Erwähnung (vgl. Krause 2010: 318).

186 zu Gobineaus nach eigenem Bekunden nobler Herkunft (vgl. Mosse 2006: 76; Mühlen 1977: 157)

übertragen. Alle dominierenden Kulturen der Weltgeschichte führte er auf diese Merkmale und den Geist der „herrschenden Rasse“ zurück, wobei aus Klemms „activer Rasse“ Gobineaus „arische“ wird (vgl. Mühlen 1977: 50f, 65-68, 157; Young 1968: 112-126).

Für ihn gab es drei Grundrassen, die „gelbe“, die „schwarze“ und die im Niedergang begriffene „weiße“. In der sozialen Schichtenbildung spiegle sich diese „apriorisch“ vertretene „Ungleichheit der Menschenrassen“ immer noch wider. Laut Gobineau hätten „arische Eroberervölker“ seit prähistorischen Zeiten fast alle „Hochkulturen“ auf Erden hervorgerufen. Die „indische Kultur“ wäre ein „arisches“ Produkt, die „chinesische Kultur“ sei durch ein „arische Kolonie“ aus Indien geschaffen worden. Dort hätte auch die „ägyptische Kultur“ ihren Ausgangspunkt, die „assyrische“ bzw. „semitische Kultur“ wäre von „arischen Griechen“ und „Persern“ geschaffen worden. Die „abendländische Kultur“ verfüge generell über zwei Wurzeln; zum einen die mit „semitischen Elementen“ durchsetzte „hellenisch-römische“, zum anderen die „germanische“ als Ausdruck des noch am „reinsten“ erhaltenen „Ariertums“, welches im Mittelalter seine „Blüte“ erlebt habe. Sämtliche Geschichte bestünde laut Gobineau lediglich aus durch Eroberungen ausgelösten „Rassenmischungen“, durch welche der politische und kulturelle „Zerfall“ seit Christi Geburt nicht mehr aufzuhalten sei. Beim „germanischen Element“ handle es sich seitdem um den letzten „Kraftquell“ der „arischen Rasse“. Allerdings setzte er dieses „Element“ keineswegs den gegenwärtigen „Deutschen“ gleich. Lediglich die amerikanischen Kulturen hätten sich ohne „arische“ Einwirkungen entfalten können. Als Initiatoren der Eroberungen hätte jeweils eine „arische Adelsschicht“ die entscheidende Rolle gespielt, bei den „unterworfenen Urbevölkerungen“ auch ihre „erbbiologische Prägung“ hinterlassen und auf diese Weise das „Blut“ ihrer neuen Diener „aufgewertet“. Umwelttheorien lehnte er dabei ebenso ab wie Schädelmessungen oder physiognomische Erhebungen. Auch in Gesellschaften, in welchen der erobernde „arische Adel“ von den überfallenen und anschließend versklavten einheimischen „Urbevölkerungen“ aufgesogen worden wäre, würde das „arische Blut“ im Schichtungsgefüge nachwirken. Klassenkämpfe wurden zu „Rassenkämpfen“ uminterpretiert, bei welchen sich „die rassisch ›Minderwertigen‹ gegen ihren ›höherwertigen‹ Beherrscher“ (Mühlen 1977: 55) auflehnten. Dies führe letzten Endes zum Niedergang von „Schönheit“, „Leibeskraft“ und „Geistesgaben“. Da die „zivilisatorische Blüte“ fünf- bis sechstausend Jahre dauere, müsse auch der „Verfall“ in etwa ebenso lang dauern. Somit hätte „unsere Gattung“ noch etwa drei bis vier Jahrtausende bis zu ihrem „letzten Seufzer“ vor sich. Somit wird die „Rasse“ bei Gobineau zum entscheidenden Moment für die momentane Position des Individuums im gesellschaftlichen

Schichtungsgefüge, verliert jedoch durch die nivellierende Rolle der „Rassenmischung“ für die Zukunft an Bedeutung (vgl. Mühlen 1977: 52-57, 60-64; Poliakov 1977a: 271ff; See 1994: 289).

Diese äußerst kulturpessimistische Geschichtstheorie hat Gobineau auch auf sein Herkunftsland übertragen. Frankreich wurde so zu einem „Mikrokosmos rassischer Gefahren“. Er bedauerte den Niedergang des feudalen Regionalismus und verteufelte die Zentralisation als eine vom Bürgertum durchgesetzte Gewaltherrschaft, welche mit dem „Mob“ gemeinsame Sache mache. Letzterer würde in die „Zukunft der Massen“ eingreifen, was zur „Zersetzung“ jeglicher Werte führen werde. Die über den größten Anteil an „arischem Blut“ verfügende französische Aristokratie stünde dabei kurz vor dem Niedergang, wobei „Rassenmischung“ das Aufbegehren des aufstrebenden, pedantisch-materialistischen, „gelben Kleinbürgertums“ und des unkontrollierbaren, revoltierenden, „schwarzen Mobs“ der „ewigen Sansculotten“, welcher eigentlich nur zur Position eines Sklaven- bzw. Proletarierstandes bestimmt wäre, eingeleitet hätte (vgl. Mosse 2006: 77f, Mühlen 1977: 55f, 60).

Dem „gelben Bürgertum“ fehle es an Vorstellungskraft; seine Sprache wäre nicht das geeignete Mittel metaphysische Gedanken auszudrücken, weshalb es sich im Handel und im Handwerk verwirklicht habe. Zudem würden die „Gelben“ über Eigenschaften verfügen, welche den „echten Adel“, den Regionalismus und das Bauerntum des feudalen Frankreichs „untergraben“. Die „schwarze Unterschicht“, der „entfesselte Mob“, habe sich aufgrund mangelnder Intelligenz und „überentwickelter Sinnlichkeit“ zum Werkzeug der „gelben Bourgeoisie“ machen lassen.

Letzten Endes gab er der „arischen Adelsschicht“ jedoch eine gewisse Mitschuld; habe sie sich doch als „Eroberschicht“ zur „Vermischung“ mit der „finnischen gelben Urrasse“ hinreißen lassen, welche einst ganz Europa bevölkert habe bis sie von Asien aus unterworfen worden wäre. Die europäische Kultur sei vom aus Asien stammenden „urgermanischen Geist“ geschaffen worden, wohingegen „Rassenmischung“ für deren „Niedergang“ Sorge. Die „weiße Rasse“ nähere sich „in ihrem Materialismus immer mehr den gelben Völkern, und als Mob, den man mit Gewalt regieren mußte, immer mehr den Schwarzen“ (Mosse 2006: 79) an. Dieser „schwarze“, „raubende“ und „plündernde Mob“ wäre den „falschen Führern“ des „gelben“, „eigensüchtigen“, „engstirnigen“ und „mittelmäßigen Bürgertums“ hörig. Nach seinem Verständnis war „Mittelmäßigkeit“ der „Niedergang“ aller Kultur, welcher durch die „rassische“ Annäherung des Adels an das Bürgertum und den „Mob“ sowie einer damit verbundenen fortschreitenden „Vermischung“ mit „schwarzen Elementen“ bereits eingeleitet

worden wäre. Die „Juden“ kamen bei ihm zwar nach den „Ariern“ als „intelligentes Bauern- und Kriegervolk“ relativ gut weg, doch wurde seine Theorie dadurch, dass sie in Deutschland, vor allem durch seinen Einfluss auf Richard Wagner (1813-1883) und dessen *Bayreuther Kreis*, antisemitisch umgedeutet wurde, auch für den rassistisch argumentierenden Antisemitismus grundlegend (vgl. Mosse 2006: 76-81; Young 1968: 126ff, 131ff).

5.3.4 Der Längen-Breiten-Index des menschlichen Schädels – *Dolichocephalie* und *Brachycephalie* als Grundlage des Rassenmanichäismus

Ein weiterer für Muchs Weltbild entscheidender, von Gobineau noch ausgeklammerter rassentheoretischer Impuls kam aus Schweden. Dort machte sich als Erster der Anatom Anders Retzius (1796-1860) daran, eine zuvor wenig beachtete Schädelvermessungsmethode, den *Längen-Breiten-Index* (auch „zephalischer Index“), als Grundlage für anatomische Messungen zu nutzen. Bereits 1842 veröffentlichte er seinen in verschiedene Sprachen übersetzten Aufsatz *Om formen af Nordboernes Cranier*, eine Studie zu „Schädelformen der Nordeuropäer“, in einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift.¹⁸⁷ Der Längen-Breiten-Index des Schädels¹⁸⁸ wurde häufig auf folgende Art und Weise errechnet:

$$100 \times \frac{\text{Kopfbreite}}{\text{Kopflänge}}$$

Auf diese Weise entwickelte Retzius eine anthropologische Kulturtheorie, nach welcher alle menschlichen Schädel mit einem Wert über 80 der *Brachycephalie* („Kurzschädeligkeit“) zugerechnet werden, alle unter 80 der *Dolichocephalie* („Langschädeligkeit“). So entstand die Dichotomie Dolichocephalie/Brachycephalie durch eine willkürliche Grenzziehung irgendwo auf einer imaginären Messlatte. Für die „Mittelformen“ des „nicht unbeträchtlichen Zwischenraumes“ veranschlagte Retzius zunächst keine Aussagekraft hinsichtlich der Zuordnung zu „Lang“- oder „Kurzschädeln“, sondern gab anderen anatomischen Messwerten des Schädels bei der Zuordnung zu einer der beiden Gruppen größeres Gewicht (vgl. Welcker 1866: 131f).

Anders Retzius wandte diese Vorgehensweise auf die Daten aller ihm zur Verfügung stehenden „ethnischen“ Gruppierungen der verschiedenen Erdteile an und unterteilte die beiden von ihm

¹⁸⁷ Der Name der Zeitschrift lautet *Förhandlingar vid de Skandinaviske naturforskarnes/* - (möte III).

¹⁸⁸ siehe Abb. 47

anhand des Schädelindexes unterschiedenen Gruppen jeweils nochmals in einen *orthognathen* sowie *prognathen* „Typus“.¹⁸⁹

Seinen Hauptfokus richtete er jedoch auf Messungen „europäischer“ Schädel. Die „primitiven“ steinzeitlichen Populationen Europas wären „brachycephalisch“ gewesen und durch die von „Dolichocephalie“ geprägten, „fortschrittlichen“, „indoeuropäischen“ bzw. „arischen Einwanderer“ überfallen sowie verdrängt worden. Im Gegensatz zu Blumenbachs eher vereinheitlichender Kategorie der „kaukasischen Varietät“ betonte Retzius die Unterschiedlichkeit der „relativen Schädelgröße“ auch unter den „europäischen Völkern“. Aus für ihn grundlegend unterschiedlichen Messergebnissen zwischen „Finnen“ und „Lappen“ einerseits, sowie zwischen diesen beiden Kategorien und den sogenannten „Kaukasiern“ andererseits, schuf Retzius eine Dichotomie, welche er auf die gesamte Menschheit ausweiten wollte. Die Schweden gehörten hierbei selbstverständlich den „Kaukasiern“ an, während die „Finnen“ als „Abweichung“ auf Einflüsse „slawischer Völker“ zurückgeführt und als Vertreter der „Brachycephalie“ typisiert wurden.

Der „orthognathen Variante“ der „Dolichocephalen“ Europas rechnete er die „Briten“, „Gallier“, „Kelten“, „Germanen“, „Schotten“ und „Skandinavier“ zu, während er die „alten Awaren“, „Basken“, „Lappländer“, „Slawen“, „Tschuden“ und „Türken“ den „orthognathen Brachycephalen“ zuordnete. Außerdem sprach er neben „Lappen“ und „Finnen“ auch von „Finno-Slawen“ und „Bretonen“. Die „orthognathe Dolichocephalie“ verstand er als Indiz für eine „mit besseren seelischen Eigenschaften“ ausgestattete „höhere Kultur“ des kleineren aber dichter besiedelten Westeuropas „arischen“ oder „iranischen“ Ursprungs. Im Gegensatz dazu gehöre die „orthognathe Brachycephalie“ dem größeren, aber dünner besiedelten östlichen Teil Europas an, „in welchem noch mehrere Völker auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen“ (Hoernes 1909a: 30). Diese zweite Gruppe sei von „turanischer“ Herkunft. Von der Anzahl her wären beide Gruppen ungefähr in gleichem Maß vertreten und würden über „orthognathe“ Kiefer verfügen. Die beiden „prognathen Typen“ wurden dagegen nicht-europäischen Gruppen zugeordnet.

Somit präziserte Retzius *phrenologische* und *physiognomische* Vermessungen und gab ihnen bereits eine „rassische“ Komponente, welche Franz Joseph Gall noch stets abgelehnt hatte. Paradoxerweise entstand sein Schädelindex als er Franz Galls und Caspar Lavaters Ansichten

189 Bei der *Orthognathie* handelt es sich um einen deckenden Zusammenbiss der Zähne des Ober- und des Unterkiefers, welcher auch „Neutralkiefer“ genannt wurde; bei der *Prognathie* um eine Form des Gesichtsprofils mit vorspringendem Ober- und Unterkiefer.

kritisierte,¹⁹⁰ obwohl er seine eigene Theorie aus diesen Pseudowissenschaften herausbildete (vgl. Hoernes 1909a: 29f; Poliakov 1977a: 306; Gould 1988: 101).

Der Kraniologe Hermann Schaaffhausen (1816-1893) ist bereits vor Darwins richtungsweisendem Werk über die „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ von 1859 in seiner Schrift *Ueber Beständigkeit und Umwandlung der Arten* aus dem Jahr 1853 von einem universalistischen Evolutionskonzept ausgegangen. In Ermangelung vom Darwin'schen Selektionsprinzip findet in seiner darin geäußerten Evolutionstheorie gerade ein großer Variationsspielraum ohne weitreichende Brüche in Form vom Aussterben ganzer Arten Betonung. Bezüglich des Menschen engte er jedenfalls, wie viele andere auch, diesen Universalismus nachdrücklich ein, ohne das Feld eines einheitlichen Ursprungs der Menschheit vollständig zu verlassen. Beim zwischen Mono- und Polygenismus verhafteten Schaaffhausen handelte es sich um einen eifrigen Verfechter eines hohen Alters des Neandertalers, was er mit den anatomischen Verschiedenheiten, insbesondere den hervorstechenden Augenbrauenknochen, begründete und die in erster Linie von Rudolf Virchow vertretenen pathologischen Erklärungsmuster grundsätzlich ablehnte. In zahlreichen Vorträgen und Schriften zwischen 1857 und 1888 betonte er die durch eine größere Nähe zu tierischen Ursprüngen hervorgerufene „Primitivität“ des Neandertalers gegenüber den gegenwärtigen Menschen. Selbst bei den von „Rohheit“ geprägten „wilden Menschenrassen“ fände sich „kaum“ eine solch „tiefe Entwicklungsstufe“. Dabei verkündete Schaaffhausen eine „Trennmauer zwischen der primitiven und der gegenwärtigen Welt, zwischen Mensch und Tier“ (Schaaffhausen nach Poliakov 1977a: 324), seit die Existenz von „Affen höherer Ordnung“ sowie animalische Merkmale sowohl beim „niederrassigen“ als auch beim fossilen Menschen zur Kenntnis gelangt wären (vgl. Hölder 1989: 200, 228; Poliakov 1977a: 324f; Zängl-Kumpf 1990: 165-170, 179-204, 346-353).

Im Jahr 1864 betonte Schaaffhausen auf der „39. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“¹⁹¹ in Gießen, dass es sich bei den von ihm als Neandertaler klassifizierten Schädeln um solche einer „europäischen Urbevölkerung“ handle, welche vor der Einwanderung der „Indogermanen“ gelebt habe. Bereits fünf Jahre zuvor hatte Schaaffhausen in seiner Schrift *Zur Kenntniß der ältesten Rassenschädel* die „ausgesprochene Dolichocephalie“ dieser Schädel betont. Dagegen handle es sich bei einem ähnlichen, allerdings „brachycephalen“

190 zu Galls und Lavaters Ansichten siehe Kap. 5/S. 149

191 Diese alljährlich stattfindenden Versammlungen wurden auch in Kurzform „Naturforscherversammlungen“ genannt.

Schädel aus Mecklenburg, um die „urtümlichere“ Variante (vgl. Schipperges 1976: 40, 121; Zängl-Kumpf 1990: 167, 179, 181, 183, 187, 193).

Der für die Gegenwart angenommenen „Rassenmischung“ stand Schaaffhausen im Gegensatz zu Joseph-Arthur de Gobineau wohlwollend gegenüber; schließlich könne nur die Natur die Menschheit zu einem „reineren“ Erscheinungsbild „veredeln“, wenn auch die Unterschiede zwischen den „Menschenrassen“, da sie eben auch auf natürlicher Grundlage basieren würden, nie ganz verschwinden könnten (vgl. Pusman 2008: 76f; Seidler/Rett 1988: 47).

Bereits seit Anfang der Sechzigerjahre des 19. Jahrhunderts erhoffte sich Sacken eine aus „umfassenden Untersuchungen“ der in steinzeitlichen Gräbern Mitteleuropas vorgefundenen Schädel gewonnene Aussagekraft hinsichtlich der Frage nach der „Angehörigkeit“ zur jeweiligen „Race“. Dabei klassifizierte er einen in den „nordischen Steingräbern“ vorgefundenen „kleinen Menschenschlag“, die „Brachycephalen“, deren „abweichende“ Schädelbildung durch ihre Rundheit und „vorragenden Augenbrauen“ gekennzeichnet sei, was neben ihrer geringen Körpergröße scheinbar auf eine Angehörigkeit zu „ganz anderen Stämmen“ hinweise. Diese wurden der „finnisch-tschudischen Bevölkerung“ zugeschrieben und würden eventuell noch in den „Lappen“ als letzte „Überreste“ fortleben. Dagegen wären die nicht weiter präzisierten Schädel aus den Steingräbern in Deutschland und den westlichen Ländern „von anderer Bildung“, welche wiederum auf „andere Stämme“ hindeuten würden, welche Sacken mit den „Iberern“ sowie den rezenten Basken in Verbindung brachte (vgl. Sacken 1862: 56f; Sacken 1865: 80f, 205).

Diesbezügliche Systematisierungsversuche wurden von vielen Forschern aufgestellt, was zu einer Sammelwut an menschlichen Schädeln führte, welche dann vermessen wurden. Die Ergebnisse sollten Aufschlüsse über die Kopfformen der verschiedenen „Rassen“ liefern, wobei dem Längen-Breiten-Index eine besondere Rolle zukam. Bei diesem trafen unterschiedliche Vorstellungen der Anthropologen aufeinander, „welche sich teils auf die Wertung, teils auf die Persistenz [Beharrlichkeit] desselben beziehen“ (Hoernes 1909a: 73). Hinsichtlich der wertenden Urteile entstand laut Moritz Hoernes besonders „außerhalb der eigentlichen Fachkreise, die Neigung, die Brachycephalie als ein Stigma der Inferiorität, des geistigen Beharrens und Ruhestrebens, die Dolichocephalie dagegen (aber nur in Verbindung mit heller Komplexion) als Kennzeichen der Edelmenschheit hinzustellen“ (Hoernes 1909a: 73). Bei der Betonung der Persistenz von „Typen“ wurde dagegen häufig angenommen, dass sich „extreme Formen“ tendenziell „mittleren Erscheinungen“ annähern.

Mit den zunehmenden Nationalisierungsprozessen wuchs die Bedeutung der fragwürdigen Aufgabe, in Mitteleuropa vorgefundene Schädelformen „ethnisch“ zuzuordnen. Die damaligen Wissenschaftler standen vor dem Problem, „daß übereinstimmende Maßverhältnisse weder einheitlich interpretiert noch benannt wurden“ (Wiwjorra 2006: 231).

Auch über die Frage, wie die Schädelformen zu bestimmen und klassifizieren wären, herrschte keineswegs Einigkeit. Im Jahr 1861 wurde in Göttingen ein Anthropologenkongress einberufen, auf welchem die Messmethoden vereinheitlicht werden sollten, doch geschah dies erst, als sich die Anthropologen 1882 in Deutschland auf die „Frankfurter Verständigung“ einigten. Außerdem fand dieses Analyseverfahren noch in der Schweiz, Österreich-Ungarn, Italien und Russland seine Anwendung, wohingegen in Frankreich und Großbritannien auf den eigenen Methoden beharrt wurde, welche aus der von Paul Broca begründeten Schule hervorgingen. So wurden aus der Vielzahl der Untersuchungsmodalitäten zwei Lager erstellt, welche offensichtlich nicht an einer Einigung interessiert waren. Mitunter lag dies wohl neben „gelehrter Eitelkeit“ auch am deutsch-französischen Revanchismus und einen mit diesem verbundenen, seit Anfang der 1860er-Jahre währenden Gelehrtenstreit, um die „ethnische Zuordnung“ von anthropologischen Daten, bei welcher die Schädelformen eine bedeutende Rolle spielten (vgl. Poliakov 1977a: 303-312; Wiwjorra 2006: 231f).

In Frankreich waren als Folge der Revolution zahlreiche Rassentheorien aufgestellt worden, welche die gesellschaftliche Schichtung mit Überlagerungen verschiedener „historischer Rassen“ begründete. Auf Grundlage der *Frankenlegende*¹⁹² und dem aus dieser im Zuge der Französischen Revolution ideologisch aufgeladenen „Streit der zwei Rassen“ schrieben restaurativ-konservative Historiker in der Regel eher einer „germanischen Elite“ eine größere Bedeutung bei der Genese der „Grande Nation“ zu als die demokratisch-revolutionär gesinnten Autoren, welche gerade die „gallisch-römischen Elemente“ in der spezifischen „Rassenmischung“ des „Volkes“ betonten (vgl. Wiwjorra 2006: 123-126; Young 1968: 15-20).

Besonders nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/1871, dessen Beendigung in der Gründung des Deutschen Reiches mündete, wurden die restaurativen Theorien, welche auch Verknüpfungspunkte mit der „Keltenfrage“¹⁹³ erlaubten, von deutschsprachigen germanophilen Forschern begierig aufgenommen und mit einem *dolichocephalen* („langschädeligen“) Schädelindex unterlegt, welchen diese mit einer „indogermanischen

192 Nach der *Frankenlegende* leiteten Adlige ihren Stammbaum, um ihre politischen Rechte gegenüber dem König einzufordern, von den Franken her.

193 siehe Kap. 5.4.1

Abstammung“ in Verbindung setzten. Dagegen betonten bürgerliche französische Befürworter der nunmehr durch „Rassenmischung“ endgültig „gallisch“ gewordenen Dritten Republik gerade den „brachyzephalen“ Index als Kennzeichen der „Indoeuropäer“, deren Kultur sie am ehesten in der französischen verkörpert sahen, während restaurative Kräfte gemeinsam mit ihren deutschen Kollegen an der „Langschädeligkeit“ einer die umliegenden Länder befruchtenden „indogermanischen Elite“ festhielten (vgl. Poliakov 1977a: 303-316).

Die „Anthropologische Gesellschaft in Wien“ gab 1883 eine kraniologische Studie zur Untersuchung der „Deutschen“ in Österreich mit der Prämisse in Auftrag, dass das gegenwärtige Nebeneinander der „bestehenden Nationalitäten keineswegs ohne weiteres als Rasseneinheiten aufgefasst werden“ (Langer nach Fuchs 2003: 160) kann. Die Anatomieprofessoren Emil Zuckerkandl (1849-1910) und Moritz Holl (1852-1920) führten umgehend die Untersuchungen in Vorarlberg, Tirol und Kärnten durch, um im darauffolgenden Jahr ihre Schlussfolgerungen zu veröffentlichen. Dabei wurde die Behauptung für die überwiegend deutschsprachigen Ländern Zisleithaniens aufgestellt, dass es sowohl von einem „deutschen“ als auch von einem „slavisches Element“ tiefgreifend „durchdrungen“ wäre und so mancher stolze „Deutsche“ einen „südslavisches Schädel“ trage. Dennoch wird anhand dieser Aussage deutlich, dass die beiden Forscher in dieser Studie die Existenz von „germanischen Langschädeln“ und von „slavisches“ bzw. „keltischen Rundschädeln“ voraussetzten (vgl. Fuchs 2003: 160, 339).

Hermann Welcker (1822-1897) und Paul Broca erschien offensichtlich die Dichotomie „Dolichocephalie/Brachycephalie“ bei ihrer praktischen Arbeit in Form von Schädelmessungen unzureichend, sodass sie eine Kategorie mittleren Ausmaßes, namens „mesocephal“ oder „mesaticephal“ (auch „orthocephal“), einführten. Broca führte gar Übergangsgruppierungen zwischen den beiden zuletzt genannten und den beiden ursprünglichen von Retzius erstellten dichotomen Kategorien mit den Begriffen „subdolicephal“ und „subbrachycephal“ ein. Andere Forscher, wie beispielsweise der Begründer der prähistorischen Sammlung in München Johannes Ranke (1836-1916) oder der Gerichtsarzt aus Stuttgart Hermann Friedrich von Hölder (1819-1906), haben in den mittleren Größen lediglich „Mischformen“ aus „Dolichocephalen“ und „Brachycephalen“ verstanden (vgl. Hoernes 1909a: 30).

5.4 Das Problem der *ethnischen Deutung* im 19. Jahrhundert

Laut Glyn Daniel war es gerade der Einfluss der archäologischen Klassifizierungen aus dem mediterranen Raum, welche dem Wunsch prähistorischen Gruppen, Namen mit historischer oder linguistischer Bedeutung zu geben, auch in Nord- und Westeuropa Leben einhauchte. Die Bronze- oder Eisenzeitalter wurden mit Vorurteilen behafteten Namen wie beispielsweise „Phönizier“,¹⁹⁴ „Ligurer“, „Iberer“, „Kelten“ und „Teutonen“ in Verbindung gesetzt, so dass die Prähistoriker zu all ihren ohnehin schwer lösbaren Problemen, sich auch noch mit der Frage beschäftigten, welche Sprache die Mitglieder der von ihnen zu erforschenden Gruppen zur jeweiligen Epoche gesprochen hatten (vgl. Daniel 1950: 150).¹⁹⁵

Mitte des 19. Jahrhunderts lässt sich die Lage für die Altertumskunde in Deutschland zusammenfassend wie folgt umschreiben: Überall ist ein brennendes Interesse an Fragen zur Vorzeit erkennbar, wodurch überall Altertumsvereine und ähnliche Gesellschaften gegründet werden. Erste Ausgrabungen werden organisiert, die Funde gesammelt und Grabungsberichte erstellt. Allerdings wird auch verzweifelt nach Indizien gesucht, die Fundstücke einem „Volk“ als Erzeugnisse der „Kelten“, „Germanen“ oder „Slawen“ zuzuordnen. Auch das Dreiperiodensystem mit seiner Abfolge Stein-, Bronze-, Eisenzeit hat sich kaum durchgesetzt. Erste Museen sind geschaffen worden, wobei weder die Fragen über das Alter der Funde und ihrer „ethnischen Zugehörigkeit“ noch hinsichtlich der Entwicklung ihrer Formen einheitlich beantwortet werden können. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden diese vorläufigen Fragen zur „großen Frage nach dem Erwachen, dem Aufstieg, der Entfaltung der Menschheit“ (Kühn 1976: 81) weitergeführt.

5.4.1 Die *Keltenfrage* im Schatten der Rassenanthropologie

Bei der sogenannten „Keltenfrage“ wurde diskutiert, ob die „Kelten“ von den „Germanen“ zu unterscheiden wären oder ob beiden dagegen eine „abstammungsmäßige Nähe“ zuzuschreiben sei. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts beschränkten sich die „ethnischen“ Zuordnungsversuche größtenteils auf verschiedene Fundorte, Siedlungsformen, Fundgegenstände und historische Quellen, welche im Sinne nationaler Mythenbildung ihre ideologische Nutzung fanden. Die

194 Insbesondere wurde den „Phöniziern“ als Teil der „semitischen Rasse“ eine Verbindung zum rezenten Judentum nachgesagt.

195 Dabei handelt es sich, wie mir Herr Prof. Dr. Otto H. Urban in der Einführungsvorlesung zur Methodik und den Arbeitsweisen der Ur- und Frühgeschichte des Wintersemesters 2011/2012 bestätigte, um ein für urgeschichtliche Fundzusammenhänge sinnloses Unterfangen. Lediglich für frühgeschichtliche Kontexte sind eventuell gemeinsam mit schriftlichen Quellen plausible Aussagen möglich.

„Kelten“ wurden dabei häufig als „Vorväter“ der französischen („Gallier“) und der frisch im Entstehen begriffenen schweizerischen Nation („Helvetier“) gedeutet, während man die „Germanen“ oftmals als die ausschließlichen „Stammväter“ der „Deutschen“ angesehen hat. Selbst die Schweizer Pfahlbausiedlungen wurden in diesem Zusammenhang anfangs von Ferdinand Keller (1800-1881) als „keltisch“ interpretiert (vgl. Hoernes 1909a: 396f; Kühn 1976: 191; Trachsel 2004: 16, 29ff, 37, 42, 51ff; Wiwjorra 2006: 140-145, 236).

Eduard von Sacken hat die „Bronzecultur“ mit der Einwanderung eines „metallkundigen Volkes“,¹⁹⁶ nämlich dem „großen, weit verzweigten Stamm der Kelten“ (Sacken 1862: 83), verbunden. Diese hätten in ihren zahlreichen vom 8. bis ins 4. Jahrhundert unternommenen „Zügen“, insbesondere im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. Mitteleuropa fast vollständig „überschwemmt“. In Spanien wären sie mit den „Iberern zum mächtigen Volk der Keltiberer verschmolzen“ (ebd.). Sacken hat in einen „älteste[n] gleichsam den Vortrab bildende[n] Stamm“ (ebd.), den „gadhelischen“ („gaelischen“, „gallischen“) und „nachfolgende Kymren“ unterschieden. Letztere hätten frühzeitig die Weichsel überschritten, sich über den westlichen Teil Ungarns sowie Böhmen und Mähren verbreitet und die „Gallier“ nach Britannien „gedrängt“. Die „Kymren“ selbst hätten das Festland und anschließend auch Südengland besetzt.

Durch das bis ins 4. Jahrhundert andauernde „Hin- und Herwogen der verschiedenen Stämme“ (Sacken 1862: 83) wären „britische Kelten“ in der Bretagne, andere in den Alpen eingezogen. Letztere wären anschließend von den „Germanen“ in „südliche Länder“ zurückgedrängt worden. Dabei hätten „kritische Untersuchungen“ die „Verschiedenheit“ der „beiden Volksstämme“ der „Kelten“ und „Germanen“ nachgewiesen, so dass von einer „scharfen Trennung“ gesprochen werden könne. Einige Forscher ließen diese nicht gelten und begründeten dies mit „schwankenden Angaben“ antiker, insbesondere der griechischen Schreiber, wohingegen die meisten römischen Schriftsteller seit Cäsar die Aufteilung in „zwei verschiedene Völker“ entschieden akzeptierten. Dennoch gebe es in mancherlei Hinsicht Gemeinsamkeiten, welche „sich aus ursprünglicher Stammesverwandtschaft und aus der ziemlich gleiche Höhe der Culturstufe“ (Sacken 1862: 85) erklären ließen und „ähnliche Erscheinungen“ hervorgerufen hätten.¹⁹⁷ Dagegen fänden sich hinsichtlich der Mentalität gravierende Unterschiede. Der „Volkscharakter“ des „Kelten“ wäre von „grenzenloser

¹⁹⁶ siehe Kap. 9.4 (S. 600f)/9.5 (S. 618)

¹⁹⁷ Hierbei deutet sich der erst wenige Jahre später formulierte *Elementargedanke* Adolf Bastians an; siehe Kap. 9.3.4.

Eitelkeit“, „Unbeständigkeit“, „Leichtfertigkeit“ sowie „Prunk“- und „Prahlsucht“ geprägt gewesen. Das religiöse Leben sei von ihrer „geheimthuenden Druidenkaste“ organisiert worden, während die Lebensführung der „Germanen“ auf „Keuschheit“, „Einfachheit“ und „strenge Sittlichkeit“ basiert hätte, welche in „ihrer Achtung der Frauenwürde“ zum Ausdruck komme. Die „Germanen“ hätten Prunk und Schmuck verschmäht, die religiösen Belange wären der Obhut einer „ehrwürdigen Priesterschaft“ unterlegen. Bezüglich der Tracht würden die „Kelten“ über eine „Vorliebe“ für vielfarbige Wollstoffe, „allerlei Flitter“, Metallschmuck und insbesondere Beinkleider verfügen, welche dem „abgehärteten Germanen“ zunächst „fremd“ geblieben wären, ehe er diese Luxusartikel „erst spät“ für sich in Anspruch genommen habe (vgl. Sacken 1862: 82-85; Sacken 1865: 127ff).

In seinem „Leitfaden“ von 1865 ließ Sacken das Gebiet der Habsburgermonarchie in vorrömischer Zeit fast vollständig von „Kelten“ bewohnen, welche sich seit ihrer Ankunft im 8. Jahrhundert v. Chr. immer mehr mit einer ansässigen Bevölkerung „allmählig vermischten“. Als die „Germanen“ später im 4. Jahrhundert v. Chr. eingetroffen wären, hätte ein ähnlicher Vorgang zwischen den „Germanen“ und den nun ansässigen „Galliern“ stattgefunden, welcher oft so dargestellt wurde als hätte ein „Volk“ das „andere“ vollständig „verschlungen“. Dennoch wären die beiden „verschiedenen Völkergruppen“ auch in Belangen wie „Körperbildung“, Lebensweise und Sprache „deutlich“ voneinander getrennt geblieben, obwohl zusätzlich zu dem fortschreitenden „Verschmelzungsprozess“ eine „ursprüngliche Stammesverwandtschaft“ zwischen „Kelten“ und „Germanen“ erkennbar wäre. Trotz der zunehmenden „Verwischung“ und „Verwirrung“ der Verhältnisse hätte die gegensätzliche Religiosität noch im Mittelalter bestanden; in „neuerer Zeit“ würde dieser Unterschied im Vergleich zwischen der deutschen und französischen Bevölkerung offenkundig (vgl. Sacken 1865: 128-131).

Andererseits finden bei Sacken auch die einseitigen Darstellungen von nicht näher genannten Autoren Erwähnung, nach welchen behauptet wurde, dass nach dem Einzug der „Kelten“ in Europa als „metallkundigem Volk“, während der „Germanenwanderungen“ und der späteren Völkerwanderungszeit, ein „Volk“ das andere vollständig „verschlungen“ hätte. Stattdessen hätten sich schon die „Germanen“ mit den „Galliern“ zunehmend „vermischt“ (vgl. Sacken 1865: 130f).

Hierbei kann die Vermutung angestellt werden, dass Sackens Ansichten im deutschliberalen Gedanken einer „Leitkultur“ im Sinne Czoernigs verfangen sind, welcher die liberale Kernidee einer grundsätzlichen menschlichen Gleichheit mit einem Hegemonialanspruch der

„Deutschösterreicher“ unterwanderte. Auch Czoernig ging, wie bereits ersichtlich wurde, von einem „Mischvolk“ als Grundlage des gegenwärtigen Österreichs aus, wobei eine zunehmende „Verschmelzung“ geradezu zu einer Verfestigung des „deutschen Elements“ in den oberen gesellschaftlichen Schichten führe.¹⁹⁸

Sacken verteidigte das noch viel umstrittene¹⁹⁹ aus Stein-, Bronze- und Eisenzeit bestehende Dreiperiodensystem als „allgemeine Culturstufen“, welche im Grunde keine Anbindung an einen „bestimmten Volksstamm“ zeigen, doch würden „die einzelnen Völker [...] diese Culturperioden zu sehr verschiedenen Zeiten“ (Sacken 1865: 12) durchlaufen. Hierbei relativierte er den unilinearen Entwicklungsgedanken bezüglich der Menschheit, indem er von einer unterschiedlichen „angestammten Culturfähigkeit“ sowie „verschiedenen äusseren bildenden Einflüssen, wie Klima, geographische Lage, Verkehr mit anderen, vorgeschritteneren Völkern etc.“ (Sacken 1865: 12) ausgegangen ist. Somit erlange die „Civilisation“ nicht allerorts zur gleichen Zeit „dieselbe Höhe“, vielmehr breite sie sich *diffusionistisch*²⁰⁰ von „gewissen Mittelpunkten“ in immer weiter anwachsenden „Kreisen“ aus (vgl. Sacken 1865: 2, 12, 14, 18f).

Die Metallverarbeitung setzt laut Sacken jedoch noch nicht mal ein „Uebermass von Cultur“ voraus, wobei lediglich „die Leistungen der Indianer, Malayen und Negerstämme im Innern Afrika's“ (Sacken 1868: 134) in Betracht gezogen werden müssten. Im Übrigen stünden diese zwar nicht auf der „Stufe“ der „alteuropäischen Völker“, wären aber dennoch in der Lage „geschmackvolle Metallsachen“ eigenständig anzufertigen.

Auffallend ist bei Sacken, dass in seinem Ideengebäude, der auf eine gleichförmig verlaufende Entwicklung der Menschen ausgerichtete *Unilinearismus*, welcher mit einem größeren Variationsspielraum und dem *Monogenismus* eng verknüpft ist,²⁰¹ auf die relativistische Behauptung von *divergierenden Entwicklungspotentialen* unterschiedlicher menschlicher Gruppen trifft, wobei hierbei von einer diffusionistischen Verbreitung der „Kulturen“ ausgegangen wird, welche die anderen an „Höhe“ überflügelt hätten.²⁰² Die damit verbundene „Verschmelzung“ wird nicht nur als naturgegeben vorherbestimmt, sondern gilt im Rahmen des Fortschrittsgedankens als wünschenswert.

198 siehe Kap. 5.2.1 (S. 165f)/7.2.1 (S. 338)

199 zu den Gegnern des Dreiperiodensystems siehe Kap. 9.4/S. 613f

200 zum *Diffusionismus* siehe Kap. 9.3.3

201 siehe Kap. 5.3

202 Hierbei klingt wiederum der deutschliberale Gedanke einer „Leitkultur“ an; siehe Fußnote 198.

Auch finden hierbei bereits die grundlegenden Elemente der später von Friedrich Ratzel entworfenen *Anthropogeographie*²⁰³ als „äußere Einflüsse“ Erwähnung, wenn Sacken sie auch noch nicht näher definiert und ausformuliert.

Aufgrund der unbestreitbaren Vorreiterrolle Sackens für die urgeschichtliche Forschung in Österreich ist es neben der persönlichen Bekanntschaft nicht nur möglich, sondern gar wahrscheinlich, dass Matthäus Much hier schon vor der Schaffung des später eingehend behandelten Theoriegebildes Ratzels eine gewisse Aufnahmefähigkeit für milieubezogene Gedankengänge entwickelte. Schließlich ist davon auszugehen, dass er die Zeilen Sackens gelesen hatte.

Offensichtlich gingen die Diskussionen über die Herkunft der Gräber zu Hallstatt mit Sackens für einen ganzen kulturellen Zeitabschnitt Europas namensgebendem Werk von 1868 größtenteils zu Ende. Von nun an galt in der Regel die Zuordnung der *Hallstattkultur* zu den „Kelten“ als gesichert. Bereits 1865 hatte Sacken die „Kelten“ in Europa als das „metallkundige Culturvolk“ einwandern lassen, welches die mitteleuropäische „Bronzecultur“ ausgelöst habe (vgl. Sacken 1865: 127).

Bereits 1871 betonte Much, dass auch die früher als „keltische Alterthümer“ abgestempelten Werkzeuge und steinernen Waffen nun zu ihrer wahren Bedeutung gelangt wären. Offenbar fand bei ihm das hohe Alter der Pfahlbauten Anerkennung, weshalb er die Möglichkeit einer Anbindung an schriftliche Quellen und somit die Gültigkeit antiker „Volksbezeichnungen“ diesbezüglich ausschloss (vgl. Much 1871a: 131f).

Entgegen der Zuordnung des Hallstätter Gräberfelds seines Vorläufers Sacken als ein „keltisches“, versuchte Matthäus Much, einen „germanisch“ orientierten Interpretationsversuch für den vorgeschichtlichen Friedhof durchzusetzen. Im Rahmen der „VI. Allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, welche vom 9. bis zum 11.8. 1875 in München stattfand, betonte er in seinem Vortrag *Ueber altgermanische Wohnsitze in Niederösterreich*, dass in Hallstatt „Germanen“ und nicht „Kelten“ begraben liegen würden, wobei er Zuversicht an den Tag legte, „dass die nächsten Jahre genügen werden, die Kelten ganz von germanischem Boden zu vertreiben“ (Much nach Wiwjorra 2006: 146). Zur Durchsetzung dieses Zieles versprach er „wacker mitzuhelfen“ (vgl. Wiwjorra 2006: 146, 369).

203 siehe Kap. 9.3.4

Nur ein Jahr später befürwortete Matthäus die Wiederaufnahme der Hallstätter Ausgrabungen durch Ferdinand Hochstetter. Nun gewannen auch zuvor vernachlässigte Fundobjekte aus Knochen, Keramik und Eisen, die ihnen gebührende Aufmerksamkeit (vgl. Pusman 2008: 95).

Hochstetter hütete sich 1883 in seiner Abhandlung *Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter-Periode* zwar vor einer präzisen „ethnischen“ Zuordnung der Funde aus der Hallstätter Periode zu einem „Volk“, war sich aber sicher, dass es sich bei dieser „Cultur“ um ein Produkt „arischer Völker“ gehandelt haben müsse (vgl. Hochstetter 1883: 47). Möglicherweise waren es die im Anhang dieser Schrift unter dem Titel *Schädel eines Kriegers, aus einem Skelettgrabe von Watsch gefunden mit einem Helme aus Bronze, und zwei Waffen, einer Lanze und einem Hohlkelt aus Eisen* veröffentlichten bis ins Detail gehenden Vermessungsergebnisse eines in einem der Hallstattperiode zuzurechnenden Grab vorgefundenen Schädels von Josef Szombathy aus dem Jahr 1881, welche Much von der Anwendung des Längen-Breiten-Indexes für die „ethnische Deutung“ der Hallstätter Kulturgruppe abhielten. Schließlich erreicht der Schädel mit dem Wert 79,6 nahezu ein „brachycephales“ Stadium (vgl. Szombathy 1883: 47f).

Zur Bestätigung von Muchs Germanentheorie führten die Ausgrabungsergebnisse Hochstetters offensichtlich nicht, da Much 1882/1884 in seiner Abhandlung *Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Cultur-Entwicklung* die *Hallstattzeit* als das „keltische Zeitalter“ anerkannte (vgl. Much 1884: 59, 63).

Dennoch hat Much die Möglichkeit ausgeschlossen, dass es einen „allgemeinen Bevölkerungswechsel“ seit der „Zeit der polirten Steingeräthe“, also dem Neolithikum, gegeben haben könnte. Stattdessen hätten die Übergänge vom Neolithikum zur Kupferzeit, von dieser zur Bronzezeit und bis in die Eisenzeit ganz „allmählig“ sowie ohne „innere Aenderungen“ stattgefunden. Die „Hauptmasse“ der Bevölkerung wäre auch in diesen Übergangsperioden stets „sesshaft“ geblieben. Auch in der „Hallstätter Periode“ wäre die „bisherige Cultur“ keineswegs „beseitigt“ worden, „um eine neue und anders geartete an ihre Stelle zu setzten“ (Much 1884: 41). Somit wird der Anschein erweckt, dass Much den „Kelten“, wenn er schon seine „Germanen“ nicht entscheidend von diesen abgrenzen konnte, eine zumindest überwiegend völkisch bzw. „rassisch“ bedingte Zugehörigkeit zu ein und derselben Gruppe bescheinigen wollte (vgl. Much 1884: 7, 22f, 27, 41, 70f).

5.4.2 Matthäus Muchs Geschichtsbild zur *Latènezeit* –

der Ansturm der „Germanen“ während der jüngeren Eisenzeit

Eduard von Sacken schrieb von einem, gegenüber den in fast ganz Mitteleuropa vorherrschenden „eigenthümlichen Formen“ der „Bronzeperiode“ gänzlich abweichenden, aber ebenfalls durch Originalität geprägten, neuen „nationalen“ bzw. „germanischen Styl“, welcher mit dem „Eisenalter“ zur Geltung gelange. Dieser „Styl“ wäre vor allem bei „germanischen Stämmen“ anzutreffen, wobei die „zu Grunde liegenden Elemente, die ganze Geschmacksrichtung [...] aus der nordisch-germanischen Sinnesweise hervor[gegangenen]“ (Sacken 1865: 140) wären. Der „Wechselverkehr der Völker“ habe sich in der prähistorischen Vergangenheit fast ausschließlich auf „Handelsverbindungen“ beschränkt, bis „das Hinzutreten neuer Bildungselemente, [...] die frische Kraft der germanischen Stämme“ (Sacken 1865: 11) eine tiefgreifende Änderung bewirkt hätte. Gemeinsam mit dem kulturellen Einfluss des imperialen Römischen Reichs sei das Eintreten einer „höheren Civilisation“ bewerkstelligt worden (vgl. Sacken 1865: 11, 140f).

Sackens Germanenbild liegt in einer Mittelstellung zwischen dem der Antike entlehnten Barbarentopos, nach welchem mittel- und nordeuropäische Kulturen von „Wildheit“ geprägt gewesen wären und der Zuordnung zu einem „zivilisierten Kulturvolk“ begründet. Das „heidnische Alterthum“ habe hierzulande nicht die „geistige Entwicklungshöhe“ des vorchristlichen Griechenlands oder Roms als „Gipfelpunkte“ des „gesammten vorchristlichen Lebens“ erklommen. Obwohl sich Sacken als Verteidiger des noch umstrittenen Dreiperiodensystems ausgab, kämpften bei ihm die „Germanen“ überwiegend „bloshäuptig“, lediglich von „Thierhäuten“ geschützt und nur selten behelmt oder mit Metall besetzten Panzern ausgerüstet. Die Schilde wären zumeist aus mit Nägeln versehenem Holz gewesen und nur die „Vornehmsten“ hätten sich prunkvolle mit Gold versehene Schilde leisten können. Teilweise wären sie noch im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. mit steinernen Waffen in den Krieg gezogen, wie es das *Hildebrandlied*, welches in der Zeit des Frankenreiches seine Ursprünge hat, belege. Auf der anderen Seite stünde ihre „eigenthümliche Cultur“ gegenüber diesem Gipfelpunkt keineswegs auf einer solchen „Tiefe“, welche den Barbarenvorwurf rechtfertige (vgl. Krause 2010: 131f; Sacken 1862: 95; Sacken 1865: 2f, 13).

Alexander Ecker (1816-1887) deutete in Südwestdeutschland vorgefundene „Reihengräber“ als „germanisch-fränkisch“ bzw. „germanisch-alamannisch“. Der mit ihm befreundete Ludwig Lindenschmit (1809-1893) interpretiere die dabei vorgefundenen Beigaben als

„merowingisch“, Ecker erhoffte sich bei seiner „ethnischen Deutung“ auch eine für seine These aussagekräftige physisch-anthropologische Beweisführung. In seiner 1863-1865 erschienenen Schrift *Crania Germaniae meridionalis occidentalis*, welche Schädel Südwestdeutschlands der Völkerwanderungszeit zum Thema hatte, bedauerte er die bisherige Vernachlässigung ur- und frühgeschichtlicher Skelettreste. Möglicherweise handelte es sich dabei um einen Seitenhieb gegen die oberösterreichische Hallstattforschung, welche, wie in Sackens Studie *Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer* von 1868 deutlich wird, die nähere Analyse der zahlreichen Schädel außer Acht gelassen hatte. Hinsichtlich menschlicher Überreste aus den südwestdeutschen Reihengräbern stellte Ecker mehrheitlich die „dolichocephale Kopfform“ fest, während bei der gegenwärtigen Bevölkerung die „brachycephale“ überwiege (vgl. Wiwjorra 2006: 223ff).

Im Jahr 1875 wetterte Lindenschmit gegen „keltomane Tendenzen“ und erkannte in den Unterscheidungen antiker Schriftsteller zwischen „Kelten“ und „Germanen“ kein bezeichnendes Gepräge. Vielmehr wären die körperlichen Eigenschaften beider Gruppierungen in Form von „weißer Haut“, blondem Haar und blauen Augen von diesen griechischen und römischen Autoren als „gemeinsames Charakterzeichen der nordischen Völker“ (Lindenschmit zit. n. Kollmann in: Wiwjorra 2006: 308) benannt worden. Hölder hob nur ein Jahr später ebenfalls die blonden Haare und blauen Augen der „beiden Völker“ hervor (vgl. Wiwjorra 2006: 308ff).

Der junge Arzt und Laienanthropologe Ludwig Wilser versuchte auf einer im August 1882 im Rahmen der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ vorgetragenen Rede *Zur Keltenfrage*, die Frage nach der ungewissen „Herkunft der Kelten“ mit der These eines aus Nordeuropa stammenden hochgewachsenen, blauäugigen, blondhaarigen und „weisshäutigen Rasse“ mit „germanischen Langschädeln“ zu beantworten. Die „Kelten“ waren seiner Meinung nach lediglich Teil einer „germanischen Völkerwanderung“ größeren Umfangs, welche sich wie Strahlen von einem im Norden gelegenen Zentrum nach Süden, Südwesten und Südosten ergossen hätte (vgl. Wiwjorra 2006: 310f).

Bei der „Keltenfrage“ unterschied der in Süddeutschland mit Wilser zusammenarbeitende Otto Ammon seit 1886 zwischen zwei Größentypen, wobei die „Rassenanteile“ des „kleineren Typus“ in einer „vorgermanischen Mischbevölkerung“ wurzeln würden, wohingegen der „größere Typus“ als das obere Maximum eines „germanischen Mischbestandteils“ anzusehen wäre. Der „kleinere“ bzw. „dunkle Typus“ sei zudem durch „Kurzköpfigkeit“ und eine dunkle

Pigmentierung geprägt, während der „arisch-germanische Typus“ vereinzelt noch bei Individuen in Verbindung mit „Langköpfigkeit“, blonden Haaren, blauen Augen, und „weißer“ Haut auftrete. Die Frage, ob es sich dabei um ein Relikt einer „reinen Abstammung“ oder eine Kette von „Rückschlägen“ handle, ließ Ammon offen. Zur Unterstützung seiner Behauptungen zog er im Jahr 1894 eine These von Louis-Adolphe Bertillon (1821-1883) aus dem Jahr 1863 heran, nach welcher Größenunterschiede im ostfranzösischen Département Doubs auf die Invasion der „Burgunder“ im 5. Jahrhundert zurückzuführen wären, wobei der „kleine Menschentyp“ in den „Sequanern“ seine Wurzeln hätte, welche in der antiken Welt zu den „Kelten“ gerechnet wurden (vgl. Dobesch 1980: 470-473; Lichtsinn 1987: 5f, 23-26, 71ff, 164, 189).

Im Jahr 1895 schränkte Ammon die Persistenz dieser Dichotomie ein, indem er eingestand, dass „ein aus Individuen zweier Rassen bestehendes Gemenge [...] im Laufe der Zeit der Kreuzung und der natürlichen Auslese“ (Lichtsinn 1987: 25) unterliege.²⁰⁴

In seinem Vortrag von 1882 *Die Frauen in der Urgeschichte* glaubte Matthäus Much bereits mit Sicherheit sagen zu können, „dass die Bewohner der Pfahlbauten und der gleichzeitigen Ansiedlungen Niederösterreichs u. s. w. der arischen Rasse angehören. Da in jener Zeit gewiss noch keine so durchgreifende Vermischung der Rassen stattgefunden hatte, so dürfen wir annehmen, dass die Frauen jener Zeit von angemessener Grösse waren und blaue Augen, hellblonde Haare und weisse Haut besaßen, soweit letztere nicht durch die Arbeit auf dem Felde gebräunt war“ (Much 1883: 20).

In der gleichen Rede nimmt er auch zu den „Kelten“ Bezug:

„Wie die Frau in der frühesten Pfahlbauzeit, stelle ich mir auch die Frau des vorgeschichtlichen Hallstatt als gross von Statur [...], dann als hellblond und blauäugig vor, und zwar mit um so mehr Recht, als dieselben dem grossen Volke der Kelten angehörten, deren blondes Haar, blaue Augen, und weisse Haut von den alten Schriftstellern übereinstimmend hervorgehoben werden“ (Much 1883: 35f).

Für Much brach mit der *Latène*-Periode „das wahre eiserne Zeitalter“ an. Dabei ging er bereits von einer Art „Verjüngung“ der „nordischen Rasse“ auf dem Gebiet der österreichischen Monarchie aus. Neben der „Ueberbevölkerung und Sturmfluthen im eigenen Lande“ (Much 1884: 63) hätten die Eliminierung der „italischen Kelten“, die römische Invasion in Gallien,

204 zur *Anthroposoziologie* Ammons siehe Kap. 5.5.2.3

und die Benachrichtigungen von den fruchtbaren „italischen“ und „gallischen Ländereien“ den „kriegerischen Geist“ innerhalb „der ganzen nordischen Völkermasse“ erweckt. Erst mit der Besiegung des „Südens“, also des Römischen Reiches, sei dieser „kriegerische Geist“ wieder befriedet worden, um „auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft“ (ebd.) ihre eigenen „germanischen Reiche“ zu begründen. Erstmals wären „nordische Völker“ auf dem „heimatlichen Boden“ als Erbauer von Befestigungsanlagen aufgetreten.

Somit könne man die *Latène*-Periode als das „germanische Zeitalter“ bezeichnen, die *Hallstatt*-Periode dagegen als das „keltische“ (vgl. ebd.).

Brigitte Fuchs ist davon ausgegangen, dass Matthäus Much die „Brachyzephalie“ der „dunkleren Kelten“ hervorgehoben hat und diese somit zu einer „asiatischen Hybridrasse“ erklärte. In der von ihr angegebenen Stelle aus der Erstauflage der „Heimat der Indogermanen“ von 1902 ist nirgends von „Kelten“ die Rede. Much hat vielmehr angegeben, nach der „Rasse“ der steinzeitlichen „Pfahlbauern“, deren Hinterlassenschaften in den schweizerischen Seen vorgefunden worden waren, zu suchen (vgl. Fuchs 2003: 228ff, Much 1902a: 250-255).

Dennoch hat Fuchs sicher recht, dass Much die „Kelten“ in den „Grenzgebieten“ als stärker „durchmischt“ oder zumindest durch „etruskische“²⁰⁵ oder „orientalische Dekadenz“ als in höherem Maß „verweichlicht“ angesehen hat, da er überhaupt den „Raum“ bzw. die zurückgelegte Entfernung von der im Norden gelegenen „Heimat“ als Beschleuniger bei der Differenzierung „rassischer Eigenschaften“ betrachtete.²⁰⁶ Allerdings betonte er in seinem Vortrag *Die Frauen in der Urgeschichte*, dass neben den „Kelten“ auch die „Germanen“, „Italer“, „Griechen“ und „Asiaten“ über ein gewisses Maß an Eitelkeit verfügt haben, welches in flimmerndem und klingendem Schmuck seinen Ausdruck gefunden hätte und somit „einer ganzen Periode“ und keiner einzelnen „Nation“ zuzuordnen sei. Ob es sich aber bei „Kurzschädeln“ für ihn noch um „Kelten“ handeln konnte, hat Much so explizit nicht ausgedrückt; er könnte einen solchen „Typus“ auch schon in Abgrenzung zu „indogermanischen Kelten“ verstanden haben. Seit 1882 tat er sich nicht mehr schwer die „Kelten“ zu den „Indogermanen“ zu zählen. In den beiden Ausgaben seiner „Heimat der Indogermanen“ von 1902 bzw. 1904 hat er Gemeinsamkeiten hinsichtlich von steinzeitlichen Werkzeugen, Bestattungssitten, der „Agrarverfassung“ und körperlichen Merkmalen bei

205 Auch bei den „Etruskern“ handelt es sich um ein *Exonym*, da sich diese selbst als *Rasenna* bzw. später als *Rasna* bezeichneten (vgl. Haarmann 2012: 94).

206 siehe Kap. 7.2.3/S. 363

„Germanen“, „Slaven“, „Kelten“ sowie „Griechen“ hervorgehoben. Dabei wurde gar die einstige Herrscherkaste der weit entfernt lebenden „Indoperser“ bzw. „Inder“²⁰⁷ mit eingeschlossen. Auch die steinzeitlichen „Slaven“ zählte Much anscheinend zur ansässigen „dolichocephalen Herrenrasse“ der „Indogermanen“ (vgl. Fuchs 2003: 228ff, 345; Much 1883: 35f, 39f; Much 1884: 53f; Much 1902a: 14, 309f; Much 1904: 192-195, 401f, 406, 419f).

So wundert es nicht, dass Much nach der Jahrhundertwende den „Kelten“, welche er von nun an unmissverständlich zur „indogermanischen Rasse“ zählte (vgl. Much 1902a: 201; Much 1904: 263, 406), offenbar mehr zutraute. Die „Leeberge“, d.h. Hügelgräber, werden als „Gräber vornehmer Leute aus der Blütezeit der Hallstatt-Periode“ (Much 1907a: 164) interpretiert, wobei lediglich Stillfried noch während der Römerzeit bestanden habe. Dennoch sei den Grabstätten aus dem ersten Abschnitt der Hallstattperiode „eine nicht geringe Bedeutung“ beizumessen, da sich diese Bestattungssitte „ungeschwächt“ bis zur römischen Zeit erhalten habe. Zudem betonte er eine weitaus frühere Besiedlung bis in die Steinzeit zurück.

Einen genaueren Zeitraum der Erbauung der Hausberge wollte Much noch nicht wagen, vermutete jedoch die *Latènezeit* als deren Entstehungsperiode und hat in den „Kelten“ die Baumeister gesehen. Zur Erkundung des Alters schlug er den Vergleich mit „ähnlichen Formen“ in der Schweiz und Frankreich vor, wobei er diese als „Wiederkehr“ der Hausberge, „wie sie bei uns vorkommen“ (Much 1907a: 171), interpretierte.

Die Beantwortung der „Keltenfrage“ führte zu „innervölkischen Differenzen“, wobei zahlreiche unterschiedliche Positionen zum Vorschein kamen. Dabei wurde die Frage nach der Herkunft von „Völkern“ mit angeblich von bestimmten „Ursprungsorten“ ausstrahlenden körperlichen und geistigen Erscheinungen verknüpft. Hoernes stellte 1908 in der „Politisch-Anthropologischen Revue“ die „Kelten“ als „eine fruchtbare Verschmelzung verschiedener Kulturelemente“ (Hoernes nach Wiwjorra 2006: 313) dar. Allerdings betonte er zudem, trotz der „geringeren Rassenreinheit“, die von den antiken Schreibern bestätigte „germanenähnliche physische Beschaffenheit“ (blond, blauäugig, hochgewachsen) und „Geistesnatur“ (abenteuerlustig, todesmutig) der „Kelten“. Dass diese von Hoernes für „aufgeweckter“ als die in „Reinheit“ verhafteten „Germanen“ gehalten wurden, ließen die völkischen Schreiber gerne weg, wenn sie ihn von nun an zitierten (vgl. Wiwjorra 2006: 311ff).

207 All diese „ethnischen“ Bezeichnungen stehen in einem rassentheoretischen Kontext und sind deshalb, selbst falls es sich um *Endonyme* handelt, nach meiner Auffassung in Anführungsstriche zu setzen.

5.4.3 Die *Altshawenthes* als völkische Rassentheorie

Mit dem beginnenden 19. Jahrhundert wurde nicht nur auf vielerlei Art über den Anteil der „Germanen und Kelten an der Ur- und Frühgeschichte in den südlichen und südwestlichen Regionen des deutschen Sprachraumes“ (Wiwjorra 2006: 147) gestritten, sondern im Osten eine Konkurrenzsituation der „Germanen“ mit den „Slawen“ kreiert. Prägend wurde hierbei „die historische Einordnung und Bewertung der vorwiegend zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert datierten ›deutschen Ostsiedlung‹“ (Wiwjorra 2006: 148).

Nach der Theorie dieser „deutschen Ostsiedlung“ wurde das Gebiet östlich der Elbe, zudem Böhmen sowie „die östlichen Teile des heutigen Österreichs“ (Wiwjorra 2006: 148) zunächst von diversen „westlawischen Stämmen“ bewohnt, anschließend zunehmend von „Deutschen“ zum Teil „gewaltsam erobert und christianisiert, teils auf friedlichem Wege besiedelt“ (ebd.).

Unter dem Schlagwort „Der deutsche Drang nach Osten“ erhielt diese Besiedlungstheorie eine politische und ideologische Stoßrichtung. Hierbei kam es zu zweierlei zueinander widersprüchlichen Polemisierungen: zum einen wurde die erweiterte „deutsche“ Einflussnahme im Osten „als eine zivilisatorische Großtat“ verherrlicht; zum anderen wurde die Unterdrückung der einheimischen „slawischen“ Bevölkerung als „barbarischer Akt“ verurteilt (vgl. Wiwjorra 2006: 147f).

Dieses Modell ließ sich mit Leichtigkeit auf das östlich vom Deutschen Reich gelegene Österreich²⁰⁸ und die gesamte Habsburgermonarchie übertragen.

Anders Retzius hatte bereits die „Slawen“ zu den „brachycephalen Völkern“ gezählt; im Jahr 1874 tat es ihm der k.u.k. Regimentsarzt Augustin Weisbach (1837-1914) gleich und brachte „abweichende Schädelformen“ mit „sekundären Vermischungen“ in Verbindung.

Im Jahr 1877 klassifizierte der dänische Prähistoriker Sophus Müller die sogenannten Schläfenringe als typisch „slawisches Schmuckwerk“. Daraufhin wurde eine ganze Reihe von Gräberfeldern im Osten des Deutschen Reiches, welche sich bis dahin „ethnisch“ nicht zuordnen ließen, den „Slawen“ zugeschrieben. Damals galt der „dunkle Kurzkopf“, welcher auch an rezenten Schädeln in den als die „Heimat der Slawen“ angesehenen Gebieten (vor allem in Galizien) nachgewiesen wurde, als der „ursprüngliche Träger des Slawentums“. So war der Umstand, dass in den durch Schläfenringe gekennzeichneten „Slawengräbern“

208 Der ursprüngliche Name *Ostarrichi* sollte durchaus eine Grenzmarkierung Richtung Osten darstellen.

zahlreiche „Langschädel“ vorgefunden wurden, für die damaligen Forscher überraschend; verschiedene Lösungsansätze für die sodann formulierte „Altslawenfrage“ wurden jedoch schnell gefunden:

Isidor Kopernicki (1825-1891) deutete „Langschädel“ (Funde von Slaboschewo) als „slawisierte Germanen“. Abraham Lissauer (1832-1908) schrieb von „slawisierten Pruzzen“ (Kulmer Land), Julian Talko-Hryncewicz (1850-1936) wollte in den „Langköpfen der östlichen Altslawengruppe“ die Nachkommenschaft von durch „Helligkeit“ und „Langschädeligkeit“ gekennzeichneten „finnischen Stämmen“ erkennen, welcher von einer kleinen Elite „slawischer Eroberer“ Nationalität und Kultur aufgezwungen worden wäre.

Daneben entwickelte sich aufgrund neuer Funde von Gräbern mit „langköpfigen Altslawen“ seit 1881 eine zuerst von Virchow „mit großem Widerstreben“ vertretene Auffassung von einer eigenständigen „dolichokephalen Abteilung der Slawen“, welcher sich zahlreiche Forscher aus Deutschland anschlossen (vgl. Schwidetzky 1938: 1f; Wiwjorra 2006: 316f).

Matthäus Much zählte im Jahr 1884 die „Bosniaken“ nicht zu den „Slaven“. Lediglich letztere würden zu den „nordischen Völkern“ gehören. Daneben betonte er, dass die „Slaven“ wie die „Germanen“ niemals „Nomaden“, sondern von jeher „Ackerbauern“ gewesen wären (vgl. Much 1884: 38).²⁰⁹

Georg von Schönerer betonte 1886 bei einer Versammlung des „Deutschen Volksvereins“ im nordwestböhmisches Praskowitz²¹⁰ eine im Vergleich zu den „Semiten“ nähere Abstammung der „Tschechen“ zu den „Deutschen“ (vgl. Pichl 1913: 420f; Pichl 1914: 263).

Die „Slawen“ hätten zudem in den Kriegen gegen Frankreich gezeigt, dass viele von ihnen sich zu „ganz tüchtigen Germanen“ gewandelt hätten. Dagegen gäbe es keinen „Juden“ aus welchem ein „echter und rechter Germane“ geworden wäre (vgl. Pichl 1914: 413f).²¹¹ Im „Kampfe gegen das Judentum“ sollten deswegen „Romanen“ und „Slawen“ willkommen geheißen werden (vgl. Pichl 1913: 298f).²¹²

Dies schütze die diesen Kategorisierungen zugeordneten Menschengruppen keineswegs vor weiterer Diskriminierung durch die „Schönerianer“. Das Gemengsel aus Antislawismus,

209 zur Dichotomie „arische Ackerbauvölker“ – „asiatische Nomadenvölker“ siehe Kap. 8 (gesamt)

210 Der heutige Name lautet Prackovice nad Labem in Tschechien.

211 Versammlung in Reichenberg vom 16.9.1886

212 Sofiensaal/Wien, 26.11.1886

Antisemitismus und Antiklerikalismus stand in Verbindung mit einem deutschnationalen, an „Rassereinheit“ geknüpften Überlegenheitsanspruch, welcher auch für „Sitte und Moral“ gelten sollte. Dies wird durch einen von Aurelius Polzer gedichteten Lieblingsspruch Schönerers besonders deutlich:

*„Deutsch und treu, so ganz und echt,
Nicht verpfaßt und nicht vertschecht
Nicht vermauschelt, nicht verwälscht,
Kurz und gut, ganz unverfälscht!“* (Pichl 1913: 32).

Bei „Mauschel“ handelte es sich um ein damals gebräuchliches, abfälliges Wort für den von Eitelkeit, Ehrlosigkeit, Unehrllichkeit und Geldgier geprägten assimilierungswilligen „Juden“. Selbst der Zionist Theodor Herzl sprach hinsichtlich von auf solche Weise charakterisierten „Juden“ von einer „niedrigen Mauschel-Rasse“ (vgl. Beller 1996: 86f).

Der eigentlich althochdeutsche Begriff „welsch“ galt eigentlich als Begriff für „fremde“ romanische Sprachen, diente aber zunehmend der Abgrenzung gegenüber „Welschen“ bzw. „Wälschen“ d.h. „Romanen“. Seit der Reformation begegnete man auch dem Katholizismus mit dieser Begrifflichkeit, welche zudem im 19. Jahrhundert zur Abgrenzung gegenüber den „Völkern des Südens“ nationalistisch aufgeladen wurde. Auf ähnliche Weise fand für die „Völker“ in östliche Richtung, insbesondere die „Slaven“ mitunter aber auch die Türken, der Begriff „Winden“ oder „Wenden“ Verwendung bzw. wurde deren Sprache und Kultur als „windisch“ bzw. „wendisch“ bezeichnet, wobei auch „barbarisch“ gemeint sein konnte (vgl. Schneider 2000: 35-52; Sonderegger 2003: 45).

Nachdem Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts der Antisemitismus den Antislawismus als ideologische Stütze deutschnationaler Propaganda überholte, nahm um die Jahrhundertwende im „Furor teutonicus“ und in der „Los von Rom“-Bewegung, der Slawenhass wieder die primäre Rolle ein, ohne dass die rassenantisemitischen Standpunkte verloren gingen; im Gegenteil sie wurden erfolgreich in die alldeutschen Strömungen eingebaut.²¹³

In Russland hatten die Anthropologen Anatolij Petrovich Bogdanow (1834-1896), Dimitrij Anutschin (1843-1923) und Nikolai Iurevic Zograf (1851-1919) die „Langschädel“ aus den zahlreichen vorgeschichtlichen Gräbern des Landes stets „autochthonen Slawen“ zugeordnet,

213 siehe Kap. 4.5 (gesamt)

da ein „Fremdvolk“ nur schwer auszumachen war. In den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts entstand ein reges Interesse an der „Altslawenfrage“ mit zahlreichen diesbezüglichen Veröffentlichungen, wobei die „Slawen“ größtenteils noch aus der „Rasse“ der „Indogermanen“ ausgeschlossen wurden.

Der Geographieprofessor Theodor Poesche aus Jena wollte eine „auffallende Brachycephalie“ bei den „Slawen“ ausgemacht haben und glaubte im Jahr 1878, in dieser ein auf die „Vermischung mit dunklen Mongolen“ beruhendes Resultat zu erkennen.

Ludwig Wilser meinte 1885 eine einstmals weitgreifende kulturelle und körperliche Übereinstimmung von „Lito-Slawen“, „Kelten“ sowie „Germanen“ festgestellt zu haben. Aufgrund von Ähnlichkeiten der Grabbeigaben, Schädelformen und der Größe von Knochen der Gliedmaßen sah er dies als bewiesen an. Erst mit „Blutmischungen“ habe der „Homo europaeus“ auch äußerlich Unterschiede angenommen, während die „Urslawen“ der „gleichen Rasse“ wie „die reinblütigsten Germanen oder Kelten“ (Wilser nach Wiwjorra 2006: 317), dem *Homo europaeus*, angehören würden. Dabei zog er eine westliche bzw. nordwestliche Herkunft der „Slawen“ in Erwägung. Noch heute bestünde deren Nachkommenschaft in „ihren nordwestlichen Verbreitungsgebieten“ aus einer von den „deutschen Nachbarn“ kaum zu unterscheidenden Bevölkerungsgruppe, welche schon in der Vergangenheit die Siedlungsgebiete von den während der Völkerwanderungszeit nach Süden drängenden „ostgermanischen Völkern“ eingenommen hätte. Solchen „ethnischen Verschiebungen“ in frühgeschichtlichen Zeiten stand er gar, solange sie sich als Ausdrucksform eines Expansionsdranges „zweier eng verwandter nordischer Völker“ (Wiwjorra 2006: 318) darstellen ließen, wohlwollend gegenüber. Dagegen betrachtete er die sich bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt fortsetzenden historischen Geschehnisse im östlichen Europa mit Besorgnis, da dort die aus Asien stammenden „Brachycephalen“ als „fremde Rasse“ ständig zunehmen und somit das ursprünglich den „Germanen“ ähnliche „rassische Urbild“ der „Alt-/Slawen“ kontinuierlich untergraben würden (vgl. Wiwjorra 2006: 216, 316ff).

Heinrich Wankel (1821-1897), welcher mit Matthäus Much einen ausgiebigen Schriftverkehr pflegte und in der mährischen *Býčí skála*-Höhle Ausgrabungen leitete, wurde 1912 von Jindřich Matiegka (1862-1941) neben den soeben erwähnten russischen Anthropologen als einer der Vorreiter der Theorie genannt, welche besagt, dass es sich bei den „alten Slawen“, um den gleichen „Typus“ handle wie bei den übrigen durch hohen Wuchs, helle Haar- und Augenfarbe sowie mittellangen bis langen Schädeln gekennzeichneten „Ariern“. Allein aus der Namensänderung seines slawischen Vornamens Jindřich in den deutschen Namen Heinrich

geht hervor, dass sich der mit Much als Heinrich Wankel korrespondierende Forscher als deutscher Böhme verstanden hat. In einem Brief an Much vom 5. November 1879 fühlte sich Wankel „als Slave verhöhnt“. In einem Schreiben vom 22. Oktober 1880 übersendete er einen kleinen Artikel und bat um dessen Veröffentlichung in der „Freien Presse“ oder in der „Deutschen Zeitung“.²¹⁴

Wahrscheinlich im Jahr 1887 betonte Wankel in einem anderen Schreiben an Much, er werde seit Jahren von zwei „Slaven“ verfolgt; außerdem polemisierte er im Briefverkehr immer wieder gegen „bezahlte Juden“.

So erscheint es auf den ersten Blick widersprüchlich, dass sich Wankel laut einem undatierten Brief auf die Suche nach einem vorchristlichen „slavisches Volk“ machte, welches seit undenklichen Zeiten dort gewohnt habe, wo es jetzt noch sitze. Im oberschlesischen Nakel²¹⁵ wollte er in sumpfigem Gebiet eine „slavisches Ansiedlung“ gefunden haben, wobei es sich vielleicht um einen Pfahlbau handle. In einem an Much gerichteten Brief Wankels vom 28. April 1876 wird die These eines „slavisches Volkes“ vertreten, welches mit der berühmten *hallstattzeitlichen* Fundstelle in der Býčí skála-Höhle in Verbindung zu setzen wäre, wobei seine Nachforschungen zu der noch heute im Naturhistorischen Museum ausgestellten bronzenen Stierfigur und der dazugehörigen „Cultur“ diesbezüglich ebenfalls Erwähnung finden. Erst durch die soeben behandelte *Altslawenthese* werden diese Bemerkungen zu einem „slavisches Volk“ halbwegs in sich schlüssig, wenn sie auch aus heutiger Sicht grotesk anmuten. Gerade der Bezug zu einer rezenten Bevölkerung in Oberschlesien lässt eine ideologische Nähe zu Wilser erkennen (vgl. Windischbauer 2002: 224-234; Wiwjorra 2006: 320, 408).

Auch der später in Gustav Kossinnas Indogermanenrezension²¹⁶ erwähnte, in Wien bzw. Graz als Professor tätige Linguist und Geograph Wilhelm Tomaschek (1841-1901) beklagte sich in einem Schreiben vom 16. März 1883 bei Much über Cornelius Fligier, dass dieser in als „Viljim Tomàsek“ und somit als „Tscheche“ bezeichnet habe, obwohl er nicht einmal der

214 Zumindest in der „Neuen Freien Presse“, welche wohl in diesem Schreiben gemeint war, sind in dieser Zeit deutschnationale Tendenzen spürbar. Für die „Deutsche Zeitung“ ist dies auch anzunehmen.

215 Diese Ortschaft im heutigen Polen heißt Nakło.

216 siehe Kap. 9.3.6 (S. 588-591)/9.6 (S. 640ff)

tschechischen Sprache mächtig wäre. Außerdem ziehe Fligier „seine Arbeiten in den Kot“ (Tomaschek nach Windischbauer 2002: 208).²¹⁷

Einen weiteren Meilenstein zur Integration der „Altslawen“ in die „Rasse“ der „Indogermanen“ stellten die seit dem Jahr 1892 kursierenden Theorien vom tschechischen Ethnographen und Historiker Lubor Niederle (1865-1944) dar. Anhand der sämtlichen damals bekannten Schädel und Nachrichten antiker Schriftsteller glaubte Niederle das körperliche Erscheinungsbild der ursprünglichen Slawen rekonstruieren zu können, welches sich für ihn im „langschädeligen und hellfarbigen Typus“ manifestierte. Diese Auffassung setzte sich in der Folgezeit bis ca. 1910 durch. Somit wurden die „Altslawen“ zu „Indogermanen“ mit „nordischem Charakter“, während anderslautende Ergebnisse an noch lebenden „Slawen“ mit der „Beimengung nicht-nordischer Elemente“ erklärt wurde. Virchow samt seiner Anhängerschaft, Niederle, in der Folge auch Alfred Schliz (1849-1915)²¹⁸ und weitere Forscher schufen einen angeblich durch „Vermischung“ geprägten, späteren „zweiten Slawentypus“. Niederle setzte diesen „Typus“ mit der vom russisch-französischen Anthropologen Joseph Deniker (1852-1918) geschaffenen „race orientale“ gleich, während ihn Schliz als „finnisch“ bezeichnete. Nach Niederles Betrachtung handelte es sich bei den „Germanen“, „Balten“ und „Slawen“ um die Angehörigen der „uralten langköpfigen Rasse Europas“, welche sich einst an der Küste des Baltischen Meeres entwickelt hätte und mit der Zeit zu einer „helleren Komplexion“ gelangt wäre (vgl. Schwidetzky 1938: 1f; Wiwjorra 2006: 320f).

An dieser Stelle ist die Aussage von Matthäus Much zu positionieren, nach welcher „in der Zeit zurückschreitend“ zahlreiche Zeugnisse der Friedhöfe von „Alemannen“, „Bajuwaren“, „Franken“ und „alten Slaven“ auf die „Zugehörigkeit zu den Indogermanen“ schließen ließen. Zwar würden Schädel aus späterer Zeit „einzelne Spuren“ aufweisen, welche auf „brachykephale Mischlinge“ hindeuten, doch „verlieren sich diese endlich vollständig, wenn wir in noch entlegnere Zeiten, in die Bronzezeit, in die jüngere Steinzeit, zurückblicken, und nichts hindert uns zu sagen: Auch jeder im mittleren Europa gefundene dolichocephale Schädel aus prähistorischer Zeit hat einem Indogermanen angehört“ (Much 1904: 334).

Daraus zog Much den Schluss, dass noch unter den gegenwärtigen Gegebenheiten, wenn man seinen Blick aus südlicher oder östlicher Richtung „gegen die westlichen Ostseeländer

217 zu Fligiers und Tomascheks völkischen Aktivitäten im Umkreis der AGW siehe Kap. 7.2.1/S. 343ff, 350f

218 Schliz stellte am 13. März 1904 brieflich bei Much eine Anfrage wegen eines künstlich deformierten Schädels (vgl. Windischbauer 2002: 184).

zuschreiten [lässt,] mehr und mehr dem indogermanischen Typus begegnen, bis wir ihn in seiner vollen Reinheit und gleichmäßigen Verteilung über die ganze Bevölkerung im Innern Skandinaviens vor uns haben, so treffen wir ihn auch immer dichter und reiner bezeugt je weiter wir in die Tiefe der Zeiten zurückgehen, bis wir ihn in früh- und vorhistorischen Zeitaltern in der gleichen Reinheit und in derselben gleichmäßigen individuellen Verteilung, doch über ein ungleich größeres Gebiet ausgebreitet wiedersehen wie heute noch in Schweden“ (Much 1904: 334f).

5.5 Ideologische Wandlungen im Zeitalter des aufflammenden *Rassendarwinismus*

In Frankreich setzte sich seit den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts, statt „rassisch“ inspirierten gruppenspezifischen Verfallstheorien, eher die Auffassung einer individualisierten Form des psychischen Verfalls durch, als dass größere Gruppen stigmatisiert wurden. Weitreichend wurden auf diese Weise als „abnorm“ betrachtete Verhaltensweisen nationsübergreifend pathologisiert, wobei der Psychiater Bénédict Augustin Morel (1809-1873) als der geistige Vater dieser *dégénérescence* betrachtet werden kann, nach welcher „degenerierte Familien“ nach der vierten Generation aussterben würden (vgl. Mosse 2006: 106; Pick 1989: 37-109).

In England stellte Charles Darwin (1809-1882) im Jahr 1859 in seiner Abhandlung *On the Origin of Species by means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life* eine richtungsweisende Evolutionstheorie auf, welche die Wissenschaft nachhaltig revolutionierte (vgl. Pusman 2008: 20).

Darwins Evolutionstheorie besteht aus fünf Haupttheorien: Evolution auf gemeinsamer Abstammung; statt in einfachen geraden Linien vollzieht sie sich in sich verzweigenden Stämmen (1). Die Vielfalt der unterschiedlichen Organismen spiegelt also lediglich die unzähligen „evolutiven Entwicklungswege“ wider, welche mit einem „natürlichen System“ zu erfassen sind, also keiner übernatürlichen Erklärung bedürfen. Die Organismen entwickeln sich ständig weiter (2). Die Arten vervielfachen sich im Verlauf der Zeit (3). Die Evolution vollzieht sich als ein allmählicher Wandel (4). Der Evolutionsmechanismus beruht auf einer Konkurrenzsituation aller Lebewesen um begrenzte Ressourcen (5), dem „Kampf ums Dasein“ (*struggle of life*). Dabei setzten sich bei einem „Übermaß“ an Variabilität der Individuen unter ihnen diejenigen durch, welche sich am besten anpassen, die anderen sterben

aus. Hierbei handelt es sich um das Prinzip der *natürlichen Selektion*, auch *Selektionsprinzip* genannt (vgl. Storch/Welsch/Wink 2007: 25).

Das Selektionsprinzip war das eigentlich Bahnbrechende an Darwins Evolutionstheorie. Entwicklungslehren unter welchen wir seine anderen Gedankengänge vorfinden, gab es schon zuvor zu Genüge.

Nach der Veröffentlichung von Darwins „Entstehung der Arten“ folgte die Übertragung der darin veräußerten Evolutionstheorie auf die Menschheit. Darwin selbst hatte schon seine Theorie, dass alle Lebewesen von frühester Zeit durch Abstammung miteinander zusammenhängen und sich Veränderungen durch das Selektionsprinzip im „Kampf ums Dasein“ ergeben, auf alle Lebensäußerungen übertragen. Die „natürliche Zuchtwahl“ halte die Zustände in ständiger Bewegung (vgl. Borst 1995: 1658f).

Der Versuch, die Entwicklungsgeschichte des Menschen zu erforschen, wurde von zahlreichen Wissenschaftlern in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts vorangetrieben. Darwin machte sich 1871 in seinem zweiten bedeutenden Werk *The Descent of Man and Selection in Relation to Sex* daran diesen Vorgang zu dokumentieren. Auch entwickelten sich verschiedene entwicklungsgeschichtliche Kulturtheorien, welche stark mit Erzeugnissen materieller Kultur in Zusammenhang gebracht wurden. Mittels einer Vielzahl von typologischen Entwicklungen wurden sog. „Kulturzustände“ in ein evolutionistisches Weltbild eingepasst.²¹⁹

Der Streit zwischen Monogenismus und Polygenismus wurde auch mit dem Darwinismus nie vollständig besiegt, geriet aber mit der Nationalisierung prähistorischer „Rassen“ ins Hintertreffen. Laut den Rassentheorien des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurde der Verbreitung der „Rassen“ des Neolithikums bzw. der Jungsteinzeit und der nachfolgenden Zeitaltern in der Frage der Genese der „Nationen“ in Europa eine größere historisierende Bedeutung eingeräumt als den „urwüchsigen Rassen“ des nebulösen Abschnitts des Paläolithikums, also der Altsteinzeit, welche nur mit enormen Schwierigkeiten und eklatanten Widersprüchen an rezente europäische Menschengruppen angebunden werden konnten.

Außereuropäische Menschengruppen, insbesondere die sogenannten „Jäger“- und Sammlergesellschaften“ wurden als „ältere“ bzw. „altertümliche Rassen“ mit Vorliebe als

219 Hierin ist eine der Grundlagen für Matthäus Muchs Kulturschichtungsmodell/Kulturkreislehre zu sehen; siehe Kap. 9.3.6.

Relikte einer Steinzeit ohne jeglichen „Domestizierungsgrad“ angesehen, deren im „Stillstand“ verhaftete „Unbegabtheit“ bis heute unverändert geblieben wäre.

Dagegen hätten „jüngere“ bzw. „vorgesrittenere Rassen“ schon in der Urzeit eine besondere Begabung entwickelt und würden nun über einen „Vervollkommnungstrieb im Darwinschen Sinne“ verfügen (vgl. Hoernes 1909a: 129-133, 204-209).

Laut Léon Poliakov ging Hermann Schaaffhausen, für welchen Schriftverkehr mit Matthäus Much von 1881 bis 1890 nachgewiesen ist,²²⁰ von einer polygenetischen Menschheitsentwicklung aus, Ursula Zängl-Kumpf hat diese Aussage relativiert:

Bereits 1868, also drei Jahre vor Darwins „Abstammung des Menschen“, hatte Schaaffhausen eine exakte „Eingliederung des Menschen in das Evolutionsgeschehen“ (Zängl-Kumpf 1990: 281) befürwortet. Er behauptete, dass alle bisher vorgefundenen fossilen menschlichen Überreste seit „ältester Zeit“ deutliche „Rassenunterschiede“ vorweisen würden. Es handle sich um zwei Typen, dem eventuell aus Asien eingewanderten „brachycephalen“ und dem aus Afrika eingewanderten „dolichocephalen Typus“. Im Jahr 1873 verknüpfte er auf Grundlage dieser Aufteilung die Typen nicht wie andere Forscher mit einem gemeinsamen Ahnen von Mensch und Tier, sondern mit jetzt noch bestehenden „Menschenaffenarten“. Somit stamme der „Asiate“ womöglich vom Orang-Utan und der „Afrikaner“ vom Gorilla oder Schimpansen ab. Eine komplett getrennte und dennoch „gleichlaufende Entwicklung thierischer Formen“ sei in Erwägung zu ziehen. Dennoch gewann bei Schaaffhausen gleichfalls eine vielleicht nicht zuletzt durch seine Frömmigkeit ausgelöste monogenistische Entwicklungstheorie an Boden. Die Veränderlichkeit des menschlichen Körpers unter verschiedenen Umwelteinflüssen deute auf eine einheitliche Abstammung der „Menschenrassen“ hin. Er zog auch die Möglichkeit einer Theorie in Erwägung, welche die Verzweigung der Abstammungslinie des Menschen auf die Zeit vor seiner Entstehung verlegt. Die unterschiedlichen Anthropoiden hätten dann einen gemeinsamen „Stammvater“, die Menschen würden hingegen von einem „Affenpaar“ und nicht von einem menschlichen abstammen. Seine Definition von „Paar“ ist eher auf Populationen in einer bestimmten geographischen Gegend als auf Individuen anzuwenden. Wenn sich diese Theorie einer Herleitung des Menschen aus „niederen Lebensformen“ bewahrheite, habe sich diese aus einer Gruppe von Paaren vollzogen. Als

220 Der Inhalt der Briefe beschränkt sich auf als neutral einzustufende wissenschaftliche Belange, mögliche Geschäfte von Schaaffhausens Sohn und einen Besuch in Wien (vgl. Windischbauer 2002: 181).

„Urzeugungsort“ veranschlagte Schaaffhausen Afrika oder Asien (vgl. Poliakov 1977a: 324f; Zängl-Kumpf 1990: 281f).

Matthäus Muchs Rassentheorie ist ebenfalls nicht wirklich polygenistisch, allerdings werden die „strenge Geschiedenheit“ der „Rassen“ und deren unterschiedliche „Stammbäume“ betont:

„Ob wir das Menschengeschlecht mit der Bibel von einem einzigen Elternpaare oder auf Grund der Evolutionstheorie von einer grösseren Anzahl gleichgearteter Paare abstammen lassen, immer bleibt uns die Frage, wie sich die heutigen Menschenrassen aus diesem einen Elternpaare oder aus der grösseren Zahl derselben entwickelt haben, [...]. Eine besondere Schwierigkeit bei der Aufstellung des menschlichen Stammbaumes bot selbstverständlich die Auffindung der Mittel- und Uebergangsglieder zwischen den streng geschiedenen Rassen“ (Much 1880: 158).

Much ging allerdings gleichzeitig von einer „Kluft“ aus, welche besonders zwischen der „weissen Rasse“ und der „Negerrasse“ bestünde und es erschwere, „die eine von der andern, sei es in aufsteigender oder in niedersteigender Richtung, abstammen zu lassen“ (Much 1880: 158).

Im Jahr 1899 brachte Rudolf Virchow auf der in Lindau am Bodensee stattfindenden „III. Gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ die beiden damals vorherrschenden, durch gegensätzliche Standpunkte geprägten Strömungen in der Anthropologie auf den Punkt, indem einerseits die „unglaubliche Zähigkeit“ nach „gesetzlich feststehenden Formen“, also die „Unveränderlichkeit“ von „Typen“ Betonung fand, andererseits deren „Veränderlichkeit“ bzw. „Mutabilität“ zugelassen wurde (vgl. Pusman 2008: 65f).

Charles Darwin neigte in seinem Buch über die „Abstammung des Menschen“ dazu „Afrika als die Urheimat der Menschen anzusehen“ (Hoernes 1909a: 212), wobei er den Menschen von einer ausgestorbenen Affenart abstammen ließ, welche in naher Verwandtschaft zu den Schimpansen und Gorillas gesehen werden konnte. Da diese „Menschenaffen“ auf dem afrikanischen Kontinent leben, steige auch die Wahrscheinlichkeit, dass auch die frühesten menschlichen Vorfahren dort gelebt haben. Allerdings relativierte er seine eigene Aussage, indem er das Vorkommen von menschenähnlichen „anthropomorphen Affen“ für das Miozän²²¹ in Europa zugab, wobei sich im Verlauf der Zeit, mit durch klimatische

221 Beim Miozän handelt es sich um einen geologischen Zeitabschnitt bevor es Menschen gab.

Umwälzungen ausgelösten Wanderungen die Standorte erheblich verschoben hätten (vgl. Hoernes 1909a: 212f).

Allerdings vertritt Matthäus Much bezüglich der Abstammungsgeschichte der Menschheit in seinem Frühwerk eine deutliche Tendenz zum Monogenismus, nach welchem die Wiege der gesamten Menschheit im „Hochlande Innerafrikas“ liege. Der „psychische Charakter“ der dortigen Bevölkerung, welche bereits Tierzucht und Pflanzenbau betrieben hätte, stünde der Möglichkeit einer gemeinsamen Entwicklung nicht entgegen. Er glaubte an eine Entwicklung vom „Neger“ über den „Nubier“ zur „semitischen Rasse“ bzw. „Arabern“. Gleichzeitig wären von der „Negerrasse“ abstammende „Hamiten“ gegen Norden gesandt worden. Das Verbreitungsgebiet der „semitischen Rasse“ habe sich vom südlichen Arabien bis etwa zu den Küsten des *Pontus*²²² erstreckt, erst dort „mögen sie die Arier abgelöst haben“ (Much 1880: 159).

Für diese These würde beispielsweise „das Anwachsen der Differenz der Rassenmerkmale mit dem Anwachsen der örtlichen Entfernung, welche beide gleichmässig zwischen den eigentlichen Negern und den arischen Bewohnern Skandinaviens ihr höchstes Mass erreichen“ (Much 1880: 159) sprechen. Die Theorie eines „schwarzen Adams“ stünde jedenfalls in keinerlei Widerspruch mit dem Selbstbewusstsein der „weißen Rasse“. Die „Nubier“ könnten diesbezüglich eine Art *missing link* zwischen dem „Negertypus“ und den „Arabern“ bzw. „Semiten“ darstellen. Hierbei wird deutlich wie mit dem *Rassendarwinismus* der Gedanke der „Unterentwicklung“ mit der Idee eines „schwarzen Adams“ verknüpft werden konnte, während in Rassentheorien vor Darwins einschneidendem Werk von 1859 noch häufiger davon ausgegangen wurde, dass der „Neger“ eine „Degenerierungsvariante“ eines „weißen Adam“ darstelle. Für die „Entartung“ waren neben den Gegenden mit tropischem Klima dort verbreitete Krankheiten verantwortlich. Zudem konnte sich der „Weiße“ über die „Rassenmischung“ auch in der gegenwärtigen Situation mit großer Geschwindigkeit dem „Schwarzen“ annähern und sich somit in dessen Richtung „herabentwickeln“ (vgl. Harris 1968: 83-87; Schwarz 2001: 22).

Bei diesem frühen Zeugnis von Matthäus Muchs Haltung zur Evolutionsgeschichte des Menschen handelt es sich um den Kurzartikel *Die Nubier und ihr ethnisches Verhältnis zu Arabern und Negern*, welcher anlässlich der von Carl Hagenbeck (1844-1913) in Wien durchgeführten „Völkerschau“ der „Nubier-Karawane“ in den MAGW erschienen ist. Als

222 Beim *Pontus* handelt es sich um das Schwarze Meer.

erste derartige Veranstaltung in Wien sollte unter den Schlagworten „Expedition“ und „anthropologisch-zoologisches Unternehmen“ in der Presse der Anschein von Wissenschaftlichkeit und Seriosität vermittelt werden. Die Veranstaltung sollte nicht wie Zurschaustellungen von Menschen zuvor als öffentliches Spektakel angepriesen werden (vgl. Schwarz 2001: 57f, 64). Stattdessen wurde es im „Extrablatt“ als primäres Ziel von Hagenbecks Schaustellungen ausgegeben, „Thiere und Menschen aus allen Zonen der Welt in ihrer natürlichen Lebensweise zur Ansicht [zu] bringen“ (Schwarz 2001: 58).

Die „Karawane“ verkörperte ein weiteres, sowohl den klassischen Orientvorstellungen als auch der liberalen Wahrnehmung entsprechendes Ideal und wurde somit zum Sinnbild „des Handels als Motor der Welt“ (Schwarz 2001: 65).²²³

Rudolf Virchow brachte im Jahr 1877 im Rahmen einer „Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“, seine Zurückhaltung bezüglich der Evolutionstheorie Darwins zum Ausdruck. Die Wissenschaft drohe die Kontrolle über ihren eigenen Gegenstand zu verlieren. Hierbei spiegelte sich seine Angst vor einem möglichen Verlust der wissenschaftlichen und politischen Autorität des Bürgertums im gesellschaftlichen Gefüge wider. Die instrumentelle Vereinnahmung des Darwinismus durch den dogmatischen, nahezu religiös aufgeladenen Ansatz Ernst Haeckels²²⁴ war Virchow dabei ebenso ein Dorn im Auge wie die darwinistisch-evolutionistisch argumentierende Legitimation für die Umsturzpläne des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, welche die soziale Revolution als teleologisch vorgegebenen Entwicklungsgang der Menschheit darstellte (vgl. Schwarz 2001: 61).

5.5.1 Zwischen *Gobinismus* und *Rassendarwinismus* – die rassenanthropologische Unterlegung des Sozialdarwinismus

Der zunächst auf den *Positivismus*²²⁵ von Herbert Spencer (1820-1903) nach dem Motto „survival of the fittest“ aus dem Jahr 1851 aufgebaute *Sozialdarwinismus* rechtfertigte sowohl im nationalen als auch im kolonialen Kontext den Status Quo mit der „natürlichen Auslese“. Die durch die Insellage bewirkte „geographische Trennung“ Großbritanniens wurde als Schutzschild vor Veränderung, „Verschmutzung“ und Korruption angesehen. Dennoch kam es

223 Es erscheint durchaus plausibel, dass hierin ein weiterer Bezugspunkt zu Matthäus Muchs kulturtheoretischen Vorstellungen gegenüber Asien und dem „Orient“ aufscheint; siehe Kap. 8-9.9.

224 siehe nachfolgendes Kapitel

225 Dabei handelt es sich um eine philosophische Position, welches lediglich dem Tatsächlichen bei der Gewinnung von Erkenntnissen einen Stellenwert einräumt (vgl. Duden 2009: 848).

bereits in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts aus Angst vor einer als gesellschaftlichen „Schandfleck“ verstandenen Kriminalität zu bio-medizinischen Degenerationstheorien, welche den „Verbrecher“ zumindest als „Plage“, wenn nicht gar als „revolutionäre Bedrohung“ für die „Nation“ abstempelten. Erst in der spätviktorianischen Zeit der Siebziger- und Achtzigerjahre setzten sich diese Degenerationstheorien gegenüber den von einem progressiven Optimismus geprägten Theorien des klassischen Liberalismus durch. Anstelle einer fortlaufenden Verästelung der Evolution, welche günstige gesellschaftliche Zukunftsprognosen ausstellten und häufig den Sozialismus und die Massendemokratie als Werte vertraten, wurden nun für das florierende Großstadtleben, Untergangsszenarien aus Kriminalität und „nationaler Dekadenz“ geschmiedet und in den Vordergrund gerückt. Bei Spencer deuteten sich solch „zersetzende“ Einflüsse allenfalls im Sozialismus an, welchem die bürgerliche Gesellschaft als Ideal gegenübergestellt wurde (vgl. Mühlen 1977: 84f; Pick 1989: 176-222; Pusman 2008: 22f; Trigger 1989: 150f).

Hinter all den dem Restaurationswunsch entstammenden, auf „Degeneration“ festgelegten *gobinistischen Rassentheorien* verbirgt sich die Angst vor Revolution, Umsturz und Veränderung schlechthin, wohingegen der auf den Selektionsgedanken Darwins basierende Sozialdarwinismus, wenn er konsequent verfochten wird, von der kontinuierlichen „Entstehung von Arten durch natürliche Zuchtwahl“ (Mühlen 1977: 76) ausgeht. Auf diese Weise ließ sich also der „Zuchtgedanke“ auf die menschliche Gesellschaft übertragen. Daneben ließ sich als weiterer wesentlicher Bestandteil der Lehre Darwins der Evolutionsgedanke rassentheoretisch interpretieren und „ermöglichte zumindest hypothetisch die Annahme einer durch Umweltbedingungen und andere Faktoren bewirkten ungleichen Entwicklung der einzelnen Menschenarten, [...welche] aufgrund besonderer Anforderungen auch besonderen Ausleseprinzipien unterworfen waren und sich daher schneller oder langsamer, in jedem Falle aber anders entwickelt haben als andere“ (Mühlen 1977: 76f). Diese Theorien sind so aufgebaut, dass es sich bei dieser langfristig „erdgeschichtlich“ entstandenen „Ungleichheit“ zwar keineswegs um etwas Endgültiges handelt, doch ließe sie sich eben auch nicht kurzfristig wieder „angleichen“. Solange die verschiedenen Menschengruppen in Isolation voneinander leben, spiele die „ungleiche Veranlagung“ keine Rolle; sobald sie jedoch miteinander in Kontakt geraten, trete mit großer Wahrscheinlichkeit eine Konkurrenzsituation auf. An diesem Punkt ließ sich das Selektionsprinzip anführen, um die soziale Elitenbildung nicht nur mit Faktoren innerhalb der eigenen Gesellschaft zu erklären, sondern zusätzlich auch als Produkt eines „äußeren Wettbewerbs“ darzustellen und biologische Merkmale als

Determinanten abzustempeln. Die „durch strenge Abgrenzung und Abschließung über Generationen hinweg“ (Mühlen 1977: 77) entstandenen, verschiedenen jeweiligen „Sonderentwicklungen“ konnten, aber mussten dabei nicht als „eigenständige Rassen“ dargestellt werden. Aus diesen gehen im „Kampf ums Dasein“, welcher als weiterer „Zuchtprozess“ fungiert, „besonders tüchtige Völker“ oder gar „Zuchtrassen“ hervor.

Die auf ein statisch-ständisches Weltbild beruhenden und eigentlich auf die Restauration der feudalistischen Gesellschaft abzielenden²²⁶ *gobinistischen* Verfallstheorien konnten also nicht nur mit Hilfe der *darwinschen Selektionstheorie* biologisch aufgeladen werden, sondern auch mit dem Evolutionsgedanken, welcher zumindest für eine bestimmte „auserwählte Rasse“ seinen Niederschlag fand. Patrik von zur Mühlen hat die zahlreichen diesbezüglichen Kombinationen aus *gobinistischer* Fiktion von ursprünglich „reinen“, durch „Ungleichheit“ und „Konstanz“ geprägten „Urrassen“ und dem durch „permanenten Wandel“ in Form von Anpassung, „Selektion“ und „Kampf ums Dasein“ geprägten *Rassendarwinismus* als *synkretische Rassentheorien* bezeichnet. Der als Bedrohung aufgefasste „Verfall“ durch „Rassenmischung“ konnte zwar mit solchen Lehren eine gewisse Bewältigung finden, mitunter allerdings auch biologisch zementiert werden, wobei deutliche Widersprüche in der Theorienbildung hervortraten (vgl. Mühlen 1977: 100-104).

Darwins Vetter Francis Galton (1822-1911) träumte dagegen als Erster von der „Vision einer groß angelegten Menschengzüchtung“ (Mühlen 1977: 84), welche auch *Eugenik* oder „Erbgesundheitslehre“ genannt wird. Diese wäre deswegen notwendig, weil insbesondere die katholische Kirche die menschliche Natur „degradiert“ hätte. Mit der Untersuchung biographischer Daten „herausragender Leistungsträger“ glaubte er den Nachweis erbracht zu haben, dass sich Intelligenz und Charakter auf gleiche Weise vererben wie körperliche Merkmale. Das gesellschaftliche Umfeld ließ er bei seiner Beurteilung von menschlichen Leistungen völlig außer Acht und erhob im Jahr 1869 in seinem bekanntesten und grundlegenden Werk *Hereditary Genius, its Laws and Consequences* die eugenische Bewegung in „religiöse Sphären“. Als „Religion“ sollte sie in das „nationale Bewusstsein“ integriert werden, wodurch die Regierung Großbritanniens zur Herausbildung einer nationalen „genetischen Elite“ angeregt werden sollte, indem sie bestimmte Eheschließungen nach vorheriger Untersuchung der „Erbqualität“ fördern sollte. Eine solche sozialdarwinistisch-eugenische Auffassung konnte sowohl auf Individuen als auch auf ganze Menschengruppen

226 Allerdings erscheint die als Ideal angestrebte Restauration der Feudalgesellschaft laut Gobineau schon als verloren.

angewandt werden, welche so als ein „Objekt der Auslese“ in Form einer „gesteuerten Selektion“ zur Darstellung gelangten. Individuen schlossen sich hiernach zu sozialen Oberschichten zusammen und entwickeln sich gemäß „gesellschaftlicher Selektionsfaktoren“ auch nach „biologischen“ Gesichtspunkten, was in letzter Konsequenz zur Bildung „kollektiver Eliten“ führe, welche gewissermaßen „Zuchtrassen“ darstellen würden. Dieser Ansatz bildete die Grundlage eines sozialdarwinistisch-selektionistischen Rassegedankens, welcher letztendlich zu einem „wesentlichen Bestandteil“ einer Vielzahl der nachfolgenden Rassentheorien werden sollte (vgl. Mosse 2006: 96ff; Mühlen 1977: 84; Poliakov 1977a: 340f).

Symptomatisch für den Verlauf dieses mittelständischen Diskurses im viktorianischen Zeitalter ist der Umstand, dass sich Darwin in seinem epochemachenden Werk *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein* aus dem Jahr 1859 noch davor scheute, den Zuchtgedanken in Form von sozialpolitischen Forderungen auf die menschliche Gesellschaft zu übertragen. Zwölf Jahre später war er jedoch in seinem Werk *Die Abstammung des Menschen* zu Zugeständnissen an seinen Cousin Galton bereit, indem er die „Klugen“ oder „Besseren“ zum Heiraten anregen wollte, damit diese von den „untergeordneten Gliedern“ der Gesellschaft, den ehewilligen „Sorglosen“, in ihrer „Unbedachtsamkeit“ nicht „verdrängt“ werden. Den „Nachteil“ der „civilisierten Gesellschaft“ gegenüber den „Wilden“ sah Darwin nun darin begründet, dass letztere generell körperlich und geistig „Schwache“ ausmerzen würden (vgl. Pusman 2008: 20f, 25).

In der Gründungszeit des Deutschen Reiches fand der Sozialdarwinismus dort ein ideales Betätigungsfeld. Auch der *Gobinismus* konnte in einem Land gedeihen, in welchem seit den Napoleonischen Kriegen laut den nationalistischen Agitatoren Gottlieb Fichte, Ludwig Jahn und insbesondere Ernst Moritz Arndt, welche im ausgehenden 19. Jahrhundert immer noch populär waren, die „Reinheit“ der „germanischen Blutsnation“ Deutschland von „Entartung“ bedroht wäre, welche durch „Bastardisierung“ mit angeblich „minderwertigen Völkern“ wie Juden, Sinti und Roma oder „Slawen“ ausgelöst werden könne (vgl. Wippermann 2005: 43, 77f, 135; Wiwjorra 2006: 59, 68, 88f, 99, 166, 284f).

Der Vater des deutschen Sozialdarwinismus Ernst Haeckel (1834-1919) näherte sich mit seiner Theorie einer evolutionsgeschichtlich größtenteils abgeschlossenen und somit „statisch“ gewordenen „Ungleichheit der Menschenrassen“ der Gedankenwelt Arthur de Gobineaus an, wenn er auch im Gegensatz zu diesem nicht von einer ahistorischen und a priori festgelegten

„Urrassen“ ausging. Bei Haeckel hatte eine „besondere Auslese“ die „weiße Rasse“ an die „Spitze“ der Menschheitsentwicklung gesetzt und an deren Thron gab es für ihn nichts mehr zu rütteln (vgl. Mühlen 1977: 78f, 98).

Bei Haeckel handelte es sich damals wohl um den bekanntesten auf darwinistischen Grundsätzen forschenden Wissenschaftler, welcher jedoch den Fehler beging, seine empirisch errungenen Ergebnisse zu einer Art mystischem „Weltprinzip“ zu erheben. Dadurch übertrug er den Darwinismus in die Gesellschaft und kann im deutschsprachigen Raum als der Vater des Sozialdarwinismus angesehen werden:

„Die Evolution, so behauptete er, sähe Mensch und Natur als ein zusammenhängendes, mit pantheistischem Geist durchtränktes Ganzes. Diese Interpretation der darwinistischen Theorie nannte er ›Monismus‹ und stellte sie allen anderen Welterklärungen gegenüber, denen solche materielle und geistige Einheit abging“ (Mosse 2006: 109).

Mit seinem im Jahre 1874 geschaffenen *biogenetisches Grundgesetz*,²²⁷ welches auf morphologische Ähnlichkeiten bei verschiedenen Säugetieren in embryonalen Stadien beruhte, ließ Haeckel auch den Menschen aus der tierischen Stufenleiter abstammen. Aus der Evolution wurde nach seiner *holistischen*²²⁸ Sichtweise „eine kosmische Kraft, die aufgrund der Instrumentalität der verschiedenen Rassen, nach einem deterministischen Plan funktionierte, in dem jede Wirkung eine natürliche Ursache hatte“ (Mosse 2006: 109f) und die Veränderlichkeit der Arten keine Rolle spielte. Haeckel vergaß dabei nicht dieses „allumfassende Prinzip“ auf den Menschen zu übertragen, die „Ausmerzungen von Untüchtigen“ zu fordern und „Juden“ und „Neger“ ganz unten auf seiner Stufenleiter einzuordnen. Dabei würden die „minderwertigen Rassen“ ein Stadium der Menschheitsentwicklung darstellen, welches die „höheren Rassen“ bereits durchlaufen hätten und stünden somit allenfalls auf der Stufe von deren Vorfahren. Diese Theorie verband er auch mit moralischer und sittlicher „Rückständigkeit“ der angeblich „Minderwertigen“. Dennoch gab er jedem Individuum eine eigene biologische Wirklichkeit, welche allerdings auf der biologischen Entwicklungsgeschichte seiner Ahnen basiere, deren Spuren stets in der Gegenwart vorhanden waren und auf diese Weise die Kontinuität der jeweiligen „Rasse“ sicherstellen würden (vgl. Gould 1988: 119; Kühn 1976: 106; Mosse 2006: 109ff).

227 Das *biogenetische Grundgesetz* wird auch *Rekapitulationstheorie* genannt.

228 *holistisch*: ganzheitlich, allumfassend

Ernst Haeckels *Monismus* war neben Galtons *Eugenik*, der Haupteinfluss für „rassenbedingte“ Gesellschaftstheorien und „rassenzüchterische“ Programme im ausgehenden 19. Jahrhundert (vgl. Mühlen 1977: 90ff, 108f).

Vom Agrarreformer Ottomar Beta²²⁹ wurde im Jahr 1876 eine Schrift unter dem Titel *Darwin, Deutschland und die Juden* veröffentlicht, in welchem er die Obrigkeiten dazu aufgefordert wurden, den „Kampf ums Dasein“ als eine Auseinandersetzung „zwischen einer germanisch-arischen und einer semitisch-parasitären Rasse“ (Poliakov 1977a: 343) zu begreifen und diesbezüglich für eine „wissenschaftlich gerechtfertigte“ antijüdische Gesetzgebung Sorge zu tragen.

Die Wiederentdeckung der *Mendel'schen Vererbungsgesetze*, nach welchen sich dominante Faktoren bei der Vererbung gegenüber rezessiven durchsetzen, sowie die „Weismannsche Theorie von der Kontinuität des Keimplasmas“ (Kühl 1997: 29), sorgten für eine allgemeine Aufbruchsstimmung in der Vererbungsforschung.

August Weismann (1834-1914) hat 1892 die *Keimplasmatheorie* aufgestellt, dass während des Lebens erworbene Eigenschaften oder Veränderungen der Gene in keinem Fall in „das bereits vor der Geburt festgelegte Erbgut“ (ebd.) übergehen könnten. Somit sind die im Menschen ruhenden Keime unveränderlich. Damit steht diese Theorie im Gegensatz zu allen Theorien des *Lamarckismus*, dessen Ideengeber Jean Baptiste de Lamarck (1744-1829) an die Vererbung von in Anpassung an die Lebensbedingungen erworbenen Eigenschaften glaubte, woraus eine stufenweise Vervollkommenung resultiere und auch zu Darwins Anschauungen, da nicht das Individuum sondern das „Familien-Keimplasma“ für die Beschaffenheit des Nachwuchses ausschlaggebend sei. Vorhandene Anlagen könnten lediglich verstärkt oder abgeschwächt werden, wobei sich die im „Familien-Keimplasma“ enthaltenen erblichen Keimvariationen mittels „progressiver Variation“ auf natürliche Weise qualitativ „höherzüchten“ würden (vgl. Hoernes 1909a: 124f; Mason 1961: 393).

Dennoch legte Weismann bei seiner Theorie die Betonung auf die „Bewahrung von Eigenschaften, welche die Organismen bereits besaßen und nicht auf die Herkunft neuer günstiger Variationen“ (Mason 1961: 510). Eine günstige bzw. ungünstige Prognose bezüglich der Fortpflanzung fast ausnahmslos unmöglich.

229 zur antisemitischen Hetze von Ottomar Beta gegen das Römische Recht siehe Kap. 4.2/S. 42

Überhaupt haben manche Autoren auf die Möglichkeit hingewiesen, dass landesspezifische Teilaspekte oder auch allgemeinere, weitergefasste gesellschaftliche Umbildungsprozesse, die Evolutionstheorie lediglich als deren Abbild im gemeinsamen historischen Kontext erscheinen lassen. Hiernach wird Lamarcks Theorie des „stetigen Fortschritts“ des Organismus als Abbild des durch die Französische Revolution verbreiteten Ideals einer kontinuierlichen menschlichen „Evolution“ zu größerer Freiheit angesehen, nach welchem überholte Gesellschaftsordnungen fallen gelassen werden können. In der Geisteswelt Englands hatte eine auf materielle Gewinne ausgerichtete Zweckmäßigkeit, liberale Hoffnungen und globale Ziele verdrängt und zu einer mechanistisch ausgerichteten Evolutionslehre geführt, welche ihr Vokabular der Ökonomie und Technologie entlehnte. Im Deutschen Reich kann ein „verblüffender Parallelismus zwischen [...] dem Denken des zeitgenössischen Deutschlands, mit den Siegen und der Hegemonie Preußens sowie den neuerlichen Ansprüchen seiner Aristokratie und vor allem mit seiner politisch und anthropologisch eine Einheit bildenden Rassenlehre“ (Mason 1961: 511) und der auf Keimplasmatheorie Weismanns hervorgehoben werden, nach welcher hinsichtlich des Organismus, die „Kontinuität des Keimplasmas“ Betonung findet. Als Bindeglied „zwischen dieser preußischen Welt der Tat und Weismanns spekulativer Biologie“ (ebd.) können die biosozial dargestellten, pseudowissenschaftlichen Theoriegebilde Arthur de Gobineaus und Houston Stewart Chamberlains angesehen werden (vgl. Mason 1961: 497f, 509ff).

5.5.2 Das Konstrukt der „nationalen Zuchtrassen“ – die Geschichtstheorie der „Politischen Anthropologie“ und der Mythos der „arisch-germanischen Rasse“ als „treibende Kraft“ historischer Entwicklungen

Dem sich Ende des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reich verbreitenden deterministischen Kulturpessimismus Gobineaus setzten verschiedene Rassentheorien bei einer bestimmten „Rassenmischung“ möglich erscheinende optimistischere Zukunftsvisionen entgegen, welche im „Rassezuchtgedanken“ münden konnten. Dennoch blieben Degenerationsgedanken nach wie vor bestehen und dienten der „Rassenzucht“ als mahnendes Gegenbild.

5.5.2.1 Houston Stewart Chamberlain (1855-1927) und

Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts

Es scheint kein Zufall zu sein, dass der von 1889 bis 1908 in Wien lebende Houston Stewart Chamberlain sein zu weiter Bekanntheit gelangendes pseudowissenschaftliches Werk, *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, gerade zur Zeit der „Badeni-Krise“²³⁰ erstellte. Offenbar hatte Chamberlain auch schon die ideellen Vorboten und Anfänge der „Los von Rom“-Bewegung²³¹ in sich aufgenommen und prangerte nun selbst als bekennender Protestant und Bewunderer der Reformation das Versäumnis einer auf „Rassentrennung“ ausgerichteten Politik der römisch-katholischen Kirche „als Erbin des rassenlosen römischen Reiches“ (Johnston 1992: 331) an, obwohl er im Gegensatz zu Schönerer eine gegenseitige Befruchtung der beiden christlichen Bekenntnisse anstrebte. Allerdings trafen sich die beiden schillernden Gestalten vor allem in ihrem „Pangermanismus“.

Chamberlain wurde auch im Deutschen Reich zum Hauptpropagandisten eines immerwährenden „arisch-germanischen Wesens“ und somit „zu einem der Überwinder des deutschen Pessimismus in der Wilhelminischen Ära, zum lautesten Herold germanischer und deutscher Schaffenskraft und deutscher Zukunft“ (Srbik 1950: 355). Er lehnte zwar wie Darwin die Existenz von „reinen Urrassen“ ab und gab „Rassen“ generell keinen dauerhaften „Charakter“, doch entfernte er sich vom naturwissenschaftlichen Standpunkt derart, dass in ihm eher ein „Psychologe“ als ein Anthropologe zu sehen ist. In der von ihm geschaffenen Synthese von Philosophie, Religion, Geschichte, Biologie sowie Geistes- und Naturwissenschaften lobpreiste er die „geistige Zeugungskraft der nordisch-arischen Rasse“ (Srbik 1950: 356), wobei es sich bei „Rasse“ und „Genius“ um die „schöpferischen Kräfte“ in der Geschichte handle. Laut Chamberlain gab es nicht wie bei Gobineau ursprünglich „reine Rassen“. Stattdessen würden menschliche „Rassen“ wie tierische oder pflanzliche Arten entstehen und wären als „Erzeugnis der Geschichte“ zu betrachten.

Dem „Germanentum“ samt den ihm entstammenden „Nationalrassen“ waren für Chamberlain besonders gelungene Produkte aus „Rassenmischung“, welche in diesem Fall einen seltenen, „günstigen Ausgang“ genommen habe. Dabei ging Chamberlain von der These aus, „daß bestimmte Kombinationen von Erbfaktoren durch eine über viele Generationen wirkende Zuchtwahl eine gewisse Homogenität sowie begrenzte Invarianz der dadurch erzeugten

230 siehe Kap. 4.5.4.3

231 siehe Kap. 7.4/7.6

Großgruppen verursachen und damit besonders edle Vererbungs- und Fortpflanzungsgemeinschaften erzeugen können“ (Mühlen 1977: 96). Dabei wurden „Völker“ als „nationale Zuchtrassen“ interpretiert. Die körperlichen Merkmale wie die Pigmentierung, die Statur oder die Schädelform spielten für Chamberlain keine Rolle, stattdessen handle es sich beim „Rassebewusstsein“ um das entscheidende Merkmal einer „Zuchtrasse“. Den „germanischen Nationalrassen“ fehle allerdings im Gegensatz zu den zwar weniger begabten aber dennoch tüchtigen „Juden“ eine ihrer „Rasse“ gemäßen Religion, was er als „Bedrohung“ auffasste (vgl. Mühlen 1977: 96f).

Die „Arier“ stellten für Chamberlain „Kelto-Slawo-Teutonen“ dar, deren „edelster Zweig“, die „Germanen“, als „Schöpfer einer neuen Kultur“ nach der Weltherrschaft streben. Dabei bekämen sie von „Rom“ und insbesondere „Juda“ Konkurrenz. Auch wenn „Nichtarier“ eine indoeuropäische Sprache sprächen, trenne sie dennoch eine unüberwindliche „Kluft“ von der „Herrenrasse“. Der Inquisitor Ignatius von Loyola (1491-1556) war schließlich Baske und kein „Arier“ gewesen und auch die „Juden“ würden als „widernatürliche Kreuzung“ zwischen Syrern, Hethitern, Beduinen und „arischen Amoritern“ das Antlitz der „Germanen“ in „heimtückischer“ Art und Weise „beschmutzen“ und die „arischen Seelen“ mit krankhaften Ideen „anstecken“, welche sich wie ein „Gift“ über alle Lebenszweige ergießen würden. Jesus Christus wäre ein „Arier“ gewesen und die christliche Kirche habe sich mit der Beibehaltung der „heiligen Dreizahl der Arier“ über den „semitischen Monotheismus“ hinweggesetzt. Lediglich ein neues „arisches Evangelium“, welches Christus folge, könne das geknechtete „Rassenbewusstsein“ vom „semitischen Joch“ erlösen (vgl. Geiss 1988: 173; Poliakov 1977a: 367-372).

5.5.2.2 Ludwig Woltmann (1871-1907) und die *Politische Anthropologie*

Der Zoologe, Arzt und ehemalige Sozialdemokrat Ludwig Woltmann wähte die Menschheit in einer allumfassenden Konkurrenzsituation, indem er Ausbeutungsverhältnisse als „naturgegeben“ betrachtete. Dabei näherte sich Woltmann dem *Gobinismus* an, indem er von ursprünglich „reinen Rassen“ ausging, welche bei ihm jedoch durch Frauen- und Kinderraub bald „vermischt“ worden wären. Die „Rassen“ würden sich als ahistorische „Naturfaktoren“ gegenseitig ausschließlich unterjochen, verdrängen oder vernichten, aber keineswegs im „Kampf ums Dasein“ in Form einer „Auslese“ weiterentwickeln. Die „Rassenbegabungen“ würden aus vorgeschichtlichen Zeiten stammen. Woltmann bedauerte „mediterrane Beimischungen“ bei der „germanischen Rasse“, durch welche diese an Körpergröße und „Langschädeligkeit“ eingebüßt hätte, was einem „physischen Abstieg“ gleichkäme,

wohingegen die Bevölkerung Italiens durch die „Germaneneinfälle“ zur „Veredelung“ gelangt wäre (vgl. Mühlen 1977: 107f, 184).

Bei Woltmann stieß die Existenz der antiken Wurzeln der Renaissance auf Ablehnung. Stattdessen stilisierte er 1905 in Anlehnung an Gobineau und Chamberlain den „germanischen Blutanteil“ in seiner Schrift *Die Germanen und die Renaissance in Italien* zum entscheidenden Schrittmacher dieser kulturellen Entwicklung. Das „germanische Blut“ habe das „italienische Bauerntum“ durchdrungen und somit entscheidend die „Blütezeit“ der Renaissance eingeleitet, dem Papsttum „romanisierter Germanen“ zum Siege gegenüber den „deutschgewordenen Germanen“ verholfen und, wie er nur zwei Jahre später in dem mit *Die Germanen in Frankreich* betitelten Buch bekundete, gleichfalls der Französischen Revolution und „Napoleons Weltherrschaft“ den Weg bereitet. Bei den Ketzerbewegungen habe es sich lediglich um Unstimmigkeit von einer Art „Unterrassen“ gehandelt. Der einstige Sozialist ließ sich also mit dieser Theorie eines von „Tugend“ und „Kreativität“ geprägten, „überbauenden Germanentums“ vom „Klassen“- zum „Rassenkampf“ bekehren, wobei für ihn die europäischen Revolutionen von nun an lediglich Machtkämpfe von „germanischen Eliten“ darstellten. Er versuchte die Theorien seiner Vorläufer in seiner „anthropologischen Geschichtstheorie“ mit einer enormen Fülle von in erster Linie kulturhistorischen Quellen zu untermauern, in der aber auch die „Langschädeligkeit“ der „germanischen Rasse“ aus Nordeuropa zum Ausdruck kommt. Überhaupt verstand er „Kultur“ lediglich als Ausdrucksform einer „Rassenbasis“ als Grundlage und eines „Rassenkampfes“ als „geistiger Überbau“. Vor allem anhand von mehreren hundert Porträts von kulturell bedeutenden „Persönlichkeiten“ (z.B.: Dante, Napoleon, Renan oder Richard Wagner) sah er bei einer Vielzahl deren blauen Augen und blonden Haare als erwiesen an (vgl. Lichtsinn 1987: 12; Mosse 2006: 80, 103; Mühlen 1977: 107f, 135; Poliakov 1977a: 345; Rocker 1949: 421f; Srbik 1950: 164; 355).

Im Jahr 1902 begründete Woltmann seine Zeitschrift *Politisch-Anthropologische Revue. Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker* (PAR),²³² welche hauptsächlich im deutschsprachigen Raum Verbreitung fand. Im darauffolgenden Jahr brachte er seine Schrift *Politische Anthropologie* heraus (vgl. Mühlen 1977: 107, 218, 230).

232 Diese Zeitschrift wurde auch nach Woltmanns Tod noch bis 1922 herausgegeben. Allerdings trug sie ab 1911 den Untertitel „Monatsschrift für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage“.

Sie wurde zu einem Sammelsurium an gängigen Theorien des Rassegedankens, von seinen Kritikern wie beispielsweise Moritz Hoernes angefangen²³³, welche sich jedoch auch nicht vollständig von ihren zeitgenössischen Konstrukten lösen konnten bis hin zu völkischen Autoren wie Matthäus Much und Karl Penka oder gar der später durch seine „Ariosophie“ zu Bekanntheit gelangende Jörg Lanz von Liebenfels.²³⁴

5.5.2.3 Die *Anthroposoziologie* und die „arische Rassenaristokratie“ als „Motor“ der Gesellschaft

Die von Georges Vacher de Lapouge (1854-1936) und Otto Ammon (1842-1916) in den Neunzigerjahren begründeten *Anthroposoziologie* lehnte sich stark an Ernst Haeckels „monistische“ sozialdarwinistische „Auslese“ und Francis Galtons Eugenik an, wobei der *rassendarwinistische* Entwicklungsgedanke gegenüber der Beharrlichkeit der „Rassen“ in den Hintergrund tritt. Dahinter verbirgt sich wie schon bei Haeckel ein ordentliches Stück *Gobinismus* mit dessen a priori festgelegten und somit ahistorischen „Rassen“, welche durch „Mischung“ fortwährend „degenerieren“. Die anthroposoziologischen Ideengebäude Lapouges und Ammons sind somit zu den *synkretischen Rassentheorien* zu zählen. Die „Rassenzugehörigkeit“, für welche insbesondere der Schädelindex der ausschlaggebende Faktor sei, erscheint als etwas Determiniertes. Zwar wird Veränderungen ein gewisser Spielraum eingeräumt, doch tendieren die „Rasseneigenschaften“ des Individuums tendenziell eher zur einen oder zur anderen Seite. Der durch seine *Dolichocephalie* („Langschädeligkeit“) gekennzeichnete Arier“ wird als treibende Kraft der Geschichte und Gegenwart dargestellt und repräsentiere die „Spitze“ einer vorbestimmten pyramidenförmigen feudalen Ständeordnung, welche als eine Folge der „sozialen Auslese“ dargestellt wurde und vom „überevorteilten Kurzschädel“ durch seine „verdorbene Sittlichkeit“, aus welcher eine höhere Geburtenrate und revolutionäre Bestrebungen resultieren würden, untergraben werde. Im urbanen Kontext nehme der Schädelindex zwar momentan ab, weil die „Rundschädel“ sesshafter wären und die „dolichocephalen Arier“ in die Städte drängen würden, was dort zu deren Festsetzung in den oberen Gesellschaftsschichten führe. In naher Zukunft werde der Schädelindex jedoch auch in den Ballungszentren ansteigen, womit der „Langschädel“ zunehmend ins Hintertreffen gerate, wie dies weltweit schon seit urgeschichtlichen Zeiten passiere (vgl. Hawkins 1997: 117, 192f, 195, 198f; Mühlen 1977: 87-92, 99, 103-106; Young 1968: 209).

233 siehe Kap. 5.5.2.4/7.2.2

234 siehe Kap. 7.7.2/S. 419-427

Dabei gingen beide Verfechter der Anthroposoziologie von angeblich „entscheidenden Prinzipien“ aus, mit welchen sich „Selektionsfaktoren“ bestimmen ließen, welche zur Begünstigung oder Benachteiligung von gewissen „anthropologischen Typen“ führen würden. Patrik von zur Mühlen hat dabei zehn solcher „selektiven Momente“ hervorgehoben, welche sowohl bei Lapouge als auch bei Ammon eine bedeutende Rolle spielen:

Dem Milieu wurde in Form vom Erziehungssystem (1) und dem Klima (2) ebenso eine selektive Rolle zugeschrieben wie der Art der „Vermischung“ (3), welche sich in einer „unterschiedlichen Prägekraft von Erbfaktoren“ äußere. Daneben könne die „natürliche Auslese“ (4) aber auch beispielsweise durch Krankheiten weiter fortwirken. Die „militärische Auslese“ (5) bewirke eine „Rekrutierung der Kräftigsten“, welche dann in den Kriegen gegenüber den „Schwachen“, welche zu Hause geblieben waren, stärker dezimiert wurden. Durch die „politische Auslese“ (6) würden sich bestimmte „Rassenmerkmale“ in den politischen Parteien widerspiegeln. Die „religiöse Auslese“ (7) nehme durch das Zölibat Einfluss auf die durch „Rassenmerkmale“ gekennzeichnete Vererbung. Mit einer „moralischen Auslese“ (8) ließ sich die Kriminalität mit der Kategorie „Rasse“ in Verbindung setzen, während die „gesetzliche Auslese“ (9) bestimmte Bevölkerungsgruppen begünstige. Zusätzlich unterliege die Gesellschaftsordnung einer „ökonomischen Auslese“ (10).

Aufgrund dieser „allgemeingültigen Faktoren“ wurde die Behauptung aufgestellt, dass sich ein auf „Anpassung“ und „Auslese“ beruhender „Zuchtprozess“ vollziehe, welcher den „Charakter“ ganzer „Völker“ verändere, aber dennoch im Bezug zur „rassischen Substanz“ zu setzen wäre (vgl. Mühlen 1977: 87f, 92).

Die *Brachycephalie* („Kurz“- oder „Rundschädeligkeit“) brachte Lapouge mit Rassenmischung und einer aus ihr entstandenen „asiatischen Hybridrasse“, dem *Homo Alpinus*, in Verbindung. Die „Kurzschädel“ hätten ursprünglich in einem affenähnlichen Staat in Wäldern und Bergen gehaust und wären lediglich aus ihren Schlupfwinkeln gelockt worden, um der „arisch- dolichocephalen Rasse“, welche bereits Getreide anbaute, zu dienen. Im *Homo Mediterraneus* sah Lapouge offensichtlich lediglich eine Mischform aus den anderen beiden „Rassen“ (vgl. Hawkins 1997: 193f; Fuchs 2003: 121; Poliakov 1977a: 313; Young 1968: 212ff).

Bei Lapouge erscheint der „Arier“ im Gegensatz zu Gobineau als eine „Höherzucht“, welche sich im Rahmen einer *sélection sociale* („gesellschaftliche Auslese“) vollzogen habe und kein Produkt einer „fremden Erobererrasse“ darstelle. Die „Erbmasse“ wird dabei entscheidend und

die Willensfreiheit zur reinen Fiktion. Allerdings prophezeite Lapouge ganz im Sinne der düsteren Degenerationstheorie Gobineaus, dass die „arische Rasse“, der *Homo Europaeus*, im Begriff sei auszusterben. Dabei glaubte er die Höhe der Steuerleistungen und gar die Religionszugehörigkeit am Schädelindex festmachen zu können, wobei dem Protestantismus der „Dolichocephalen“ der Katholizismus der „Brachycephalen“ gegenübergestellt wurde. Die vergangenen Glaubenskonflikte wurden als „Rassenkriege“ dargestellt, seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes²³⁵ und der Französischen Revolution befänden sich die „Kurzschädel“ auf dem Vormarsch. Trotzdem wären diese Aufwiegler mit dem „Fluch des Schädelindex“ belastet, welcher sie zu „geborenen Sklaven“ stempelte. Instinktiv würden sie sich gleich Hunden neue Herrscher suchen, falls „blonde Langschädel“ nicht vorhanden wären. In Abwesenheit von „Ariern“ würden sie „Chinesen“ und „Juden“ zu ihren Herrschern küren. Die Zukunft ende deshalb in einem gnadenlosen „Rassenkampf“, weshalb Lapouge prophylaktisch eine „bewusste Selektion“, die *sélection systématique*, forderte. Über künstliche Befruchtungen und die zwangsweise Einberufung „würdiger“ Frauen zum „Geschlechtsdienst“, die „selektive Fabrikation“, sollte der gewünschte Schädelindex und ein zufriedener optimistischer „Menschentypus“ produziert werden. Die „minderwertigen Elemente“ sollten dagegen in eigenen Städten zusammengefasst und mit kostenlosem Alkohol, Glücksspiel und Prostitution in den Ruin getrieben werden und dadurch aussterben, bevor sie Nachwuchs zeugen könnten. Hilfe dies alles nichts, gebe es noch die Sterilisation als Mittel der „Ausmerzung“ (vgl. Hawkins 1997: 194-197; Fuchs 2003: 121, 198; Poliakov 1977a: 313f; Young 1968: 210-218).

Die Schlagworte der Französischen Revolution *Liberté, Egalité et Fraternité* („Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“) ersetzte er mit seinem eigenen Slogan *déterminisme, inégalité et sélection*, was übersetzt „Determinismus, Ungleichheit und Selektion“ bedeutet (vgl. Hawkins 1997: 198).

Otto Ammon, Mitglied des reichsdeutschen „Alldeutschen Verbandes“, führte gemeinsam mit Ludwig Wilser seit 1886 anthropologische Vermessungen an Soldaten und Wehrpflichtigen und vier Jahre später auch an Schülern in Baden durch, wobei dem Schädelindex besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Im Gegensatz zu Lapouge vertrat Ammon ein sittlich-christliches Weltbild, wobei er in Abkehr vom „Manchestertum“ einem staatlichen

235 Nach dieser Verordnung aus dem Jahr 1598 wurden zwar den Hugenotten als calvinistischen Protestanten in Frankreich lokal begrenzt die Bürgerrechte garantiert. Gleichzeitig blieb allerdings der Katholizismus Staatsreligion (vgl. Pehle 2006: 6).

Wohlfahrtssystems einen gewissen Platz einräumte; gleichzeitig jedoch auch die Sozialdemokratie und den Gleichheitsgedanken ablehnte. Seine Gedanken mündeten dennoch in einer sozialdarwinistisch-biomechanischen Gesellschaftstheorie (vgl. Lichtsinn 1987: 6-9, 31-37, 51-55, 65ff, 93).

Ammon glaubte den „langschädeligen“ blonden hochgewachsenen, bäuerlichen „Arier“ als Archetyp des Germanen ausgemacht zu haben. Dieser komme aber in „reiner“ Form quasi gar nicht mehr vor, seitdem er sich nach verschiedenen Einwanderungswellen mit dem „kurzschädeligen“ kleinwüchsigeren „dunklen Typus“, einer „vorgermanischen Mischbevölkerung“, welche andere Forscher mit einem „turanischen“ oder „mongolischen Typus“ in Verbindung setzten, fortgepflanzt hätte. Seit der „germanischen Urzeit“ sei der Durchschnittsindex der „deutschen Bevölkerung“ deutlich gestiegen, wohingegen sich der „langschädelige Anteil“ stetig verringert habe. Während der „Kurzschädel“ mit größerer Zähigkeit auf ihrer „ländlichen Scholle“ verharre, würde der „tatkraftige Dolichocephale“ bevorzugt in die städtischen „Zentren der Zivilisation“ abwandern. Dort würden die „Langschädel“ jedoch nach einer anfänglichen Vermehrung innerhalb von wenigen Generationen von den sich schneller fortpflanzenden „Kurzschädeln“ aufgerieben und wären ohne Gegenmaßnahmen zum Aussterben verurteilt. Dennoch wäre die numerisch kleine, mit den meisten „arischen Rassenbestandteilen“ ausgestattete Bevölkerungsschicht, die führende (vgl. Lichtsinn 1987: 24-27, 71-78, 104f).

Ammon lehnte andererseits eine eugenische „Zuchtwahl“ im Sinne Lapouges ab, da die „künstliche Auslese“ zwar den „Wohlstand“ anheben könne, aber der „natürlichen Zuchtwahl“, der Humanität und dem „Trieb der Menschenliebe“ bzw. der „Nächstenliebe“ zuwiderläuft (vgl. Lichtsinn 1987: 58-65).

Für die „arisch-germanische Herrenrasse“, welche die durch „Langköpfigkeit“ geprägte Oberschicht repräsentierte, vertrat Ammon neben allen Degenerationsgedanken ohnehin eine optimistischere Prognose für die Zukunft. Alles war für ihn samt der natürlichen Auslese gottgewollt, wobei das gesellschaftliche Schichtungsgefüge, welches auf der „sozialen Auslese“ basiere nur als deren Abbild zu betrachten wäre und lediglich die Einhaltung sittlicher Normen erfordere. Ammon differenzierte hinsichtlich gesellschaftlicher Institutionen zwischen „auslesenden Einrichtungen“, welche die „Sozialaristokratie“ aufrechterhalten, und „schädlichen Einrichtungen“, die für die Festsetzung von „unfähigen“ Personen in gehobenen Positionen sorgen würden. In dieser Hinsicht forderte er die talentierteren angeblich „langschädeligeren“ Schüler im Schulsystem von den proletarischen Kindern „abzuselektieren“,

um eine Nivellierung der Gesellschaft aufzuhalten. Daneben handle es sich vor allem bei der Strafjustiz um den „Gesellschaftsmechanismus“, welcher die „natürliche Auslese“ aufrechterhalten könne, indem der soziale Aufstieg „untauglicher Individuen“ verhindert und die Beförderung „begabter Individuen“ an die ihren Talenten entsprechenden Positionen bewerkstelligt werde. Die „rundköpfige Mehrheit“ versuche ihren Vormarsch „unter socialdemokratischer oder klerikaler Führung“ (Lichtsinn 1987: 100) über das „allgemeine direkte Wahlrecht“ gegenüber der „langköpfigen Minderheit“, welche die „eigentliche Trägerin der Geisteskultur“ darstelle, durchzusetzen. Fürsorge- und Treuepflicht würden als Gegenmittel helfen. Außerdem „ist jeder Versuch zur kastenartigen Abschließung der Stände, [...] aber auch die Außerachtlassung der von der Natur gezogenen und von unserem Instinkte gebilligten Schranken gegen Vermischung“ (Ammon nach Lichtsinn 1987: 99) als „schädlich“ einzustufen. Die „Panmixie“ bewirke zwar einen „Stillstand“ der gesellschaftlichen Entwicklung und sei als das Gegenteil der natürlichen Auslese und somit der „Ständebildung“ anzusehen, doch müsse den Ständen eben auch immer wieder „frisches Blut“ zugeführt werden, um der „Degeneration“ vorzubeugen (vgl. Lichtsinn 1987: 66, 74f, 92-101).

Falls dies alles nichts nütze gebe es noch den Krieg als „Werkzeug“ der „natürlichen Auslese“, ein „reinigendes Gewitter“, welches gar als ein „Kulturschöpfer“ zu betrachten wäre (vgl. Lichtsinn 1987: 101; Kühl 1997: 41f, 45).

Matthäus Much stand, wie bereits behandelt wurde, im Briefkontakt zu Otto Ammon, im Zuge dessen einschlägige Schriften zur „Arierfrage“ ausgetauscht worden sind.²³⁶ Much hat offenkundig von Ammon dessen Arbeit *Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen*, welche erstmals 1895 erschien, Ende des Jahres 1896 erhalten (vgl. Lichtsinn 1987: 186; Windischbauer 2002: 16f).

In der Zweitaufgabe seines Werkes *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* von 1904 hat sich Much auf den Artikel Ammons *Die Monogamie als Beweis der nordeuropäischen Heimat der Indogermanen* berufen, welcher als Beilage zur „Allgemeinen Münchner Zeitung“ im Jahr 1890 erschienen ist, um Europa als einen idealen Ursprungsort von Ackerbau und Monogamie darzustellen. Dagegen wäre die Polygamie die „vorwiegende Eheform“ bei den „nomadischen Völkern“ Asiens. Die „indogermanischen Völker“ wären stets „monogamische Völker“. In der Monogamie liege die

²³⁶ siehe Kap. 4.6/S. 147

Grundvoraussetzung für eine bessere Kindererziehung, „heldenhafte[s] Zusammenhalten [...] und die größere Neigung, eine rassenmäßig ebenbürtige Wahl zu treffen“ (Much 1904: 362). Auch die „immerwährende Bevölkerungszunahme“ hatte Ammon bei den „indogermanischen Völkern“ hervorgehoben, wobei er offenbar im Jahr 1890 noch nicht von tiefgreifenden „Degenerationserscheinungen“ ausging (vgl. Much 1904: 361f).

Auch hinsichtlich der Vergangenheit fällt Ammons Urteil mit einer positiven Bewertung aus:

„Noch größer ist der Unterschied in der Qualität der Nachkommenschaft und besonders in der moralischen Qualität. – Alle die namhaften Tugenden, welche die alten Völker und darunter die ausgearteten Arier selbst an dem jugendkräftigen Germanentum mit Neid anstaunen, sind teils direkt Produkte der Monogamie, teils Wirkungen der nämlichen Selektionsursachen, welche die Monogamie hervorgebracht hat“ (Ammon nach Much 1904: 362).

Zwei Seiten später findet Lapouge als Vertreter der These einer in der Nordsee untergegangenen „indogermanischen Heimat“ Erwähnung, welche einst zwischen Schottland, Dänemark und Norwegen gelegen haben soll (vgl. Much 1904: 364).

Somit sollte Much mit den gegenwartsbezogenen, antidemokratischen Theorien der Anthroposoziologie, welche die „weltgeschichtliche Rolle“ des „Ariers“ als Folge einer einmaligen Sonderentwicklung dargestellt haben, vertraut gewesen zu sein.

Konsequenter Sozialdarwinisten wie z.B. Alexander Tille (1866-1912), Wilhelm Schallmayer (1857-1919) oder Alfred Ploetz (1860-1940) forderten dagegen, trotz ihres Festhaltens am Rassengedanken, den Abbau gesellschaftlicher Beschränkungen, um gerade auf die Weise die Gesellschaft permanenter „Zucht“ zu unterwerfen, was letztlich eine „allgemeine Artaufbesserung“ zum Wohle der gesamten Gesellschaft auslöse. Damit legten die im Gegensatz zu Haeckel, Lapouge oder Ammon „konsequenteren selektionistischen Sozialdarwinisten“ eine aprioristisch vertretene „Ungleichheit der menschlichen Rassen“ ab und verstanden „gesellschaftliche Schichtenbildung“, an deren Spitze auch bei ihnen der „Arier“ oder die „weiße Rasse“ als ein Ergebnis vom Wettbewerb im „Kampf ums Dasein“ stehen konnte. Mit der Übertragung des Selektionsgedankens auf die menschliche Gesellschaft setzten sie „Rasse“ in ein neues Verhältnis zur „Nation“ und sahen im Gegensatz zu den „Gobinisten“ beide Begriffe mehr oder weniger als identisch an. Bei ihnen waren „rassische“ Grenzziehungen innerhalb der „Nationen“ allenfalls graduell zu ziehen. Allerdings weckten sie auch den Wunsch nach einer „aktiven Rassepolitik“, da der „drohende Niedergang“ mit

diesen Auslegungen nicht mehr unumgänglich schien (vgl. Mühlen 1977: 63, 77, 88ff, 91f, 98f, 103f, 112f).

Alfred Ploetz sorgte sich seit 1895²³⁷ angesichts des „wachsenden Schutz[es] der Schwachen [um] die Tüchtigkeit unserer Rasse“ (Ploetz nach Pusman 2008: 25f). Um diese zu gewährleisten sollte die Zeugung des Nachwuchses keiner „angeheiterten Stunde“ überlassen, sondern „wissenschaftlichen Grundsätzen“ Folge geleistet werden. Sollte sich das neugeborene Kind dennoch als „schwächlich“ oder „missgestaltet“ erweisen, sollte ihm ein „Ärzte-Collegium“ über eine geringe Dosis Morphinum einen „sanften Tod“ bereiten. Gemeinsam mit Eugen Fischer (1874-1967) gab er seit 1904 die Zeitschrift „Archiv für Rassen- und Gesellschaftshygiene“ heraus und begründete im Jahr darauf die „Gesellschaft für Rassenhygiene“, welche aus 12 Ortsgruppen bestand (vgl. Mühlen 1977: 230; Pusman 2008: 25f, 155, 311).

5.5.2.4 Die Kritiker des Gedankens einer „arischen Rasse“ – zwischen Zeitgeist und Entschleierung eines Mythos

Um bestimmte historische Ereignisse als Werke einer bestimmten „historischen Rasse“ darzustellen, wurde eine „rassisch“ argumentierende Geschichtstheorie geschaffen. Bei den „Völkern“ Europas handelte es sich zunehmend um verschiedene „Rassen“ oder verschieden zusammengesetzte „Rassenmischungen“. Jeder „historischen Rasse“ wurde eine eigene Entwicklungsgeschichte zugeordnet, was letztendlich in einer „politischen Anthropologie“²³⁸ mündete. Deren Kritiker Paul Broca, Rudolf Virchow, Rudolf Martin (1864-1925), Felix von Luschan (1854-1924),²³⁹ Hermann Schaaffhausen²⁴⁰ und Julius Kollmann (1834-1918)²⁴¹ wehrten sich generell gegen die nationale Nutzenanwendung der Anthropologie und damit auch prähistorischer Funde und warfen der Gegenseite vor, sich nicht aus dem „Kampfgewühl der politischen Parteien“ heraushalten zu können oder dies auch nur zu wollen. Dabei wurde zwischen den damaligen „Nationalitäten“ als „Mischprodukt“ der verschiedenen „Rassen“ und

237 Der Titel dieser Schrift lautet: *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen*.

238 Als Vorläufer nennt Hoernes Karl Friedrich Burdach (1776-1847); Arthur de Gobineau, Gustav Klemm und Carl Gustav Carus; als Vertreter Georges Vacher de Lapouge, Otto Ammon, Ludwig Woltmann und Houston Stewart Chamberlain.

239 Luschan stand nachweislich seit 1873 mit Much in Briefkontakt (vgl. Windischbauer 2002: 97ff).

240 Mit Schaaffhausen pflegte Much nachweislich zwischen 1881 und 1890 einen brieflichen Austausch von Ideen (vgl. Windischbauer 2002: 181).

241 Mit Kollmann hatte Much zwischen 1875 und 1880 einen ausgiebigen Schriftverkehr (vgl. Windischbauer 2002: 85-88).

dem Begriff der „Rasse“ an sich unterschieden. Virchow (1889), Kollmann (1892) und Luschan (1892) schlossen bereits 12 bis 15 Jahre nach Virchows „ethnischer Deutung“ der Ansiedlung von Lengyel bzw. der Schweizer Pfahlbauten als „dolichocephal“ sowie „arisch“ die Existenz einer „arischen Rasse“ aus. Virchow selbst hatte noch 1886 aufgrund von in „großen Grabbauten“ vorgefundenen „langköpfigen Schädeln“, Pommern seit der Steinzeit von „Ariern“ bewohnen lassen. Dabei würden diese Schädel den „germanischen Schädeln“ aus späteren Zeiten ähneln, wobei es nicht von Belang sei, ob es sich um „Kelten“, „Germanen“ oder eine andere Gruppe handle. Sicher wäre, dass sie ein und demselben „Urstamm“ angehören würden, nämlich dem „arischen“. In letzten nachweisbaren Brief von Kollmann an Much vom 19. Juni 1890 wird zwar bestätigt, dass „Arier“ und „Semiten“ nicht „verwandt“ wären und man sich somit bezüglich von „Rassenproblemen“ einig wäre. Allerdings gebraucht Kollmann womöglich absichtlich nicht die Begriffe „Arier“ und „Semiten“, sondern schrieb von „Europäern“ und „Asiaten“. Moritz Hoernes warnte eindringlich in Matthäus Muchs Todesjahr vor einer Rückprojizierung von rezenten physischen „Rassenunterschieden“ auf vorgeschichtliche Zeiten, ohne den lange andauernden prähistorischen und historischen Entwicklungsprozess miteinzubeziehen (vgl. Hoernes 1909a: 130f; Much 1893: 346; Much 1904: 335; Poliakov 1977a: 311, 425; Pusman 2008: 65, 77f; Seidler/Rett 1988: 47ff).

Moritz Hoernes betonte, dass „die Frage, wo der Mensch anfängt zwar zu allen Zeiten“ (Hoernes nach Jakubovitsch 1993: 90) ein Streitobjekt gewesen wäre, doch ließ er Chamberlain und seine Anhänger über das Ziel hinausschießen, da sie das Menschsein nur auf die „germanische Rasse“ beschränken wollten (vgl. Hoernes 1909a: 130, 431, 464; Jakubovitsch 1993: 90).

Eine interessante in Anlehnung an Broca getroffene Aussage von Hoernes zur Begrifflichkeit „Rasse“ betont die Neutralität des Wortes an sich, sage es doch „weniger [aus] als die Ausdrücke Arten und Varietäten [...]. Das Charakteristische einer Rasse ist nach diesem Anthropologen [Broca] eine Summe von Merkmalen, die sich durch Erblichkeit derart fortpflanzt, daß sich im Laufe der Geschichte keine Abweichung bemerken läßt“ (Hoernes 1909a: 204).

Ob Moritz Hoernes selbst eine solche ererbte Unabänderlichkeit für möglich hielt, ließ er ebenso offen wie die Frage nach einem monogenistischen oder polygenistischen Ursprung der Menschheit (vgl. Hoernes 1909a: 204-209).

5.5.3 Die Donaumonarchie am Scheideweg und der lange Schatten am Glanz der Weltmetropole Wien

Die auf die Germanophilie und den Pessimismus indischer Prägung und der aus diesen geschaffenen „neuheidnische“ Weltauffassung gingen Untergangsszenarien hervor, welche im ausgehenden 19. Jahrhundert in der Donaumonarchie bestens ihren Widerhall fanden, da die dortigen politischen Entwicklungen „düsteren“ Zukunftsvisionen genügend Raum ließen. Vor allem akademische Kreise, insbesondere die deutschnational gesinnten Studenten, suchten angesichts des drohenden „Untergangs“ Trost in einer glorifizierten „germanischen Vergangenheit“. Geistig fand diese Haltung in Wagners Bayreuther Kreis und in Nietzsches gesellschaftlichem Nihilismus seine Fortsetzung. Politisch schlug sich dieses „Neuheidentum“ in Schönerers antisemitischen, „germanisch“-antiklerikalem „Alldeutschtum“ nieder (vgl. Franz 1955: 402f).

Insbesondere die Hauptstadt Wien, war nicht nur was die Agitation der verschiedenen Nationalismen anging, ein Sammelsurium von Degenerationsgedanken. Hier fanden auch die verschiedensten philosophischen, kulturgeschichtlichen und rassentheoretischen Gedankengänge bei gleichzeitiger Abgrenzung voneinander ihr Zusammentreffen, wobei die Unterscheidung des methodologischen Ansatzes nicht immer leicht fällt. Noch unüberschaubarer wird dieses Gemengsel auf dem nicht-wissenschaftlichen, populären und mitunter völkischen Boden des Zeitgeistes des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Deterministische Rassentheorien, welche Wandlungen eine wenn dann lediglich eine untergeordnete Rolle einräumen, waren bei der Verfestigung von kulturpessimistischen Weltbildern von einflussreicher Bedeutung. Wien stellte ein besonderes Pflaster für Degenerationstheorien dar, in welchem die Stadt zwischen pompösem „Glanz“ und dem drohenden „Niedergang“ ihren Platz einnimmt. Dabei konnte die Metropole im Zeitalter der Industrialisierung und Urbanisierung sowohl die eine als auch die andere Rolle einnehmen und dabei stark vorgefertigten Mustern folgen. Verfalls-, Degenerations- und Entartungstheorien blieben dabei keineswegs auf Protagonisten aus dem deutschnationalen Umfeld beschränkt, sondern sind in die weit verbreitete Untergangsstimmung des ausgehenden 19. Jahrhunderts eingepasst.²⁴²

242 siehe Abb. 56/62f

Die militärischen Niederlagen von Solferino (1859) und Königgrätz (1866) hatten bereits am Glanz und künftigen Hegemonialbestrebungen der Habsburgermonarchie zweifeln lassen. Bei der Planung der zur Kompensation des dadurch entstandenen „Minderwertigkeitskomplexes“ durchgeführten Stadterweiterung und des Ausbaus der Ringstraße standen bereits seit 1858 hygienisch-sanitäre Gesichtspunkte im Fokus (vgl. Birkner 2002: 100, 116, 119-124).

Nach der Choleraepidemie von 1866 mit nahezu 3000 Todesopfern ging im Vorfeld der Wiener Weltausstellung von 1873 die Angst vor einem weiteren Ausbruch der Krankheit um, so dass das Kaiserhaus zahlreiche wohnungspolitischen Maßnahmen getroffen hat. Letztlich dürfte es sich jedoch um die allgemeine Befürchtung gehandelt haben, dass soziale Gegensätze in einer Form zum Ausdruck kommen könnten, welche den Ruhm Österreichs vor einem internationalen Publikum weiter schmälern. Cholerafälle ließen sich trotz Aufforderungen, selbst an Privatpersonen, vor allem in der Innenstadt und am Prater, in und um ihre Häuser Reinigungsarbeiten durchzuführen und der Ausweisung von „verdächtigen“, tatsächlich oder vermeintlich Krankheitssymptome aufweisenden Personen, keineswegs verhindern. Im Sommer machten zahlreiche Choleratote, welche auch in der Öffentlichkeit zusammengesackt waren, auf die Problematik aufmerksam, wobei in kaiserlichen Stellungnahmen angereiste, obdachlose und „vagabundierende“ Personen²⁴³ für den Ausbruch der Krankheit verantwortlich gemacht wurden (vgl. Birkner 2002: 124, 132-136).

Der Börsenkrach und die anschließende Weltwirtschaftskrise förderten Existenzängste, vor allem auch innerhalb der bürgerlichen Schichten.²⁴⁴

Carl von Rokitansky (1804-1878), ein Mitbegründer der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (AGW) und ihr erster Präsident, weitete die Theorie des *therapeutischen Nihilismus* der Wiener medizinischen Schule, nach welchem die Diagnose alles und die Therapie nichts bedeute, auch auf die gesamte menschliche Gesellschaft aus, wobei er in seinem böhmischen Reformkatholizismus befangen blieb, welche gleichzeitig eine philanthropische Harmonielehre zuließ (vgl. Johnston 1992: 232; Pusman 1991: 34f; Pusman 2008: 35ff).

Sowohl in der sozialdarwinistischen Gesellschaftstheorie von Ludwig Gumplowicz, welche im nachfolgenden Kapitel behandelt wird, findet sich dieser therapeutische Nihilismus wieder als auch in der *fin de siècle*-Kultur der Wiener Lebenswelt. Richard Wahle (1857-1935), Heinrich Gomperz (1873-1942) und Karl Kraus (1874-1936) wirkten um die Jahrhundertwende

243 Die „Vagabunden“ wurden auch damals als Sündenböcke herangezogen; siehe Kap. 8 (gesamt).

244 siehe Kap. 4 (S. 48f)/Abb. 73f

literarisch an der Manifestierung eines deterministischen Weltbildes mit, nach welchem sich gesellschaftliche und sprachliche „Krankheiten“ jeglicher Heilungsmöglichkeit entzögen (vgl. Johnston 1992: 212ff, 230f).

5.5.3.1 Die Rassentheorie von Ludwig Gumplowicz (1838-1909) und der Degenerationsgedanke im zionistischen Kontext

Der einer Krakauer Rabbinerfamilie entstammende Jurist und Soziologe Ludwig Gumplowicz erlangte im Jahr 1875 mit seiner Abhandlung *Race und Staat. Eine Untersuchung über das Gesetz der Staatenbildung* in Graz einen Lehrauftrag, welcher er später in erweiterter und modifizierter Form unter dem Namen *Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen* (1883) veröffentlichte. Bei ihm trafen der Kulturpessimismus eines Gobineaus auf das *Homo homini lupus*-Menschenbild²⁴⁵ eines Thomas Hobbes (1588-1679). Der Sozialdarwinist Gumplowicz vertrat eine polygenistische Auffassung vom menschlichen Ursprung: „Stämme“ wären weltweit an vielen Orten unabhängig voneinander aufgetreten. Wenn einer dieser „Stämme“ sich auf Wanderung begebe, würde er Gebiete anderer erobern, die Unterworfenen in seinen Staat pressen und ihnen die Sklavenrolle zuschreiben. Bald würde diese Sklavenklasse jedoch zu Leibeigenen „aufsteigen“ und mit der Zeit mit ihren Beherrschern, den Nachkommen der einstigen Eroberer, über eine Vereinheitlichung der Sprache, gemeinsame wirtschaftliche Interessen, sowie familiäre Bindungen zu einer unter ein und dasselbe Recht gestellten „Nation“ verschmelzen. Die Unterwerfung einer angesessenen Bevölkerung führe zu einer auf „Rassengegensätzen“ beruhenden sozialen Schichtung. Ein „rassisch andersartiges“ den anderen „überlegenes Bevölkerungselement“ wird einem „dienenden“ gegenübergestellt. Die Verwendung des Begriffs „Rasse“ bleibt bei Gumplowicz zwar indifferent, doch wird er als Grundvoraussetzung zur Errichtung von Staaten und deren Entwicklung angesehen. Die Staaten dienen dazu Vorrechte zu sichern, welche die Bedürfnisbefriedigung der eigenen Gruppe garantieren sollen. Durch langwierige soziale Umschichtungsprozesse könnten jedoch die „Rassengegensätze“ verwischen, wodurch „Nationen“ zum Entstehen oder gar zum Verschwinden gebracht würden; ein Vorgang welchen Gumplowicz „Syngnese“ nannte, der aber erst in ferner Zukunft vollständig vollbracht sein werde. Dadurch könnten Klassengegensätze nach wie vor „Rassengegensätze“ widerspiegeln, wobei die eine „Rasse“ zum Herrschen und die „andere“ zum Dienen bestimmt wäre. Hierbei hat Gumplowicz den Determinismus biologischer Gesetzmäßigkeiten auf den

245 *Homo homini lupus* (lat.): Der Mensch ist dem Menschen Wolf.

gesellschaftlichen Kontext übertragen, wobei Konflikte nach dem Selektionsprinzip entschieden werden und unvermeidlich zur „rassischen Durchmischung“ führen würden. Durch den allgemeinen Zugang zu einer vorher nur einer „Herrenschicht“ zugänglichen „Nationalkultur“ verlöre der Staat seine Funktion als herrschaftserhaltendes Instrument und „erschlaft“, womit er neuen Eroberungen „fremder Rassen“ preisgegeben werde. Dadurch stelle der „Rassenkampf“ in all seinen „offen-gewalttätigen“ bzw. „latent-friedlichen Formen“ die treibende Kraft der Geschichte dar. Den therapeutischen Nihilismus wendete Gumplowicz dabei auf die gesamte Gesellschaftsentwicklung an und ließ auch *gobinistische* Elemente in seine Rassentheorie einfließen. Zwar fände im „Rassenkampf“ eine „Auslese“ statt, aus welcher sich die jeweils „siegreiche Rasse“ konstituiere, doch wäre dieser Vorgang keineswegs mit einem „Veredelungsprozess“ in Form eines „universellen Fortschritts“ in Verbindung zu setzen, weil die Menschen kontinuierlich immer ein und dieselben bleiben würden und von Natur aus keines „Fortschritts“ befähigt wären (vgl. Johnston 1992: 324-328; Hawkins 1997: 117, 189f, 215; Mühlen 1977: 92-95, 149, 189; Mühlmann 1986: 116; Seidler/Rett 1988: 36f).

Der Schüler von Gumplowicz Gustav Ratzenhofer (1842-1904) erkannte die Aufgabe der Soziologie in der Berufung zum Doktor des gesellschaftlichen Körpers. Dazu hat Ratzenhofer die Theorie des „ewigen Kampfes“ auf realpolitische Gegebenheiten übertragen und sie mit seinen für die Soziologie und die Ethnologie richtungsweisenden Kategorien „Konflikt“ und „Interesse“ erweitert. Im Bevölkerungswachstum sah er den Auslöser für wachsende Feindseligkeit auch innerhalb einer Gruppe, welche dann zum Ausbruch komme, wenn durch die Expansionsbestrebungen einer Gruppe hervorgerufenen gemeinsamen Interessen versiegen. Bei den Folgen handle es sich um „ethnische“ und soziale Differenzierung sowie Staatenbildung. Zusätzlich schuf er eine „sittliche“, auf die Kooperation der Klassen ausgerichtete Komponente, wobei er seine Forderung nach „Synthese“ erklingen ließ, anstatt die Klassengegensätze aufrecht zu erhalten, was ihm eine Welle der Ablehnung aus den verschiedensten politischen Lagern – ganz gleich, ob aus dem konservativen, liberalen oder sozialistischen – eintrug (vgl. Mühlmann 1986: 116f; Johnston 1992: 327ff).

Gumplowicz verglich die jüdischen Gemeinden mit phönizischen Handelsniederlassungen und erhob den Vorwurf, dass das „jüdische Volk“ im Gegensatz zu den „Phönikern“ des Altertums nicht in der Lage wäre, sich vollständig aufzulösen (vgl. Poliakov 1977a: 327, 427).

Die feindselige, antisemitische Stimmung erwog auch die in Wien gegen Ende des 19. Jahrhunderts einflussreichen Führungspersonen der zionistischen Bewegung Max Nordau

(1849-1923) und Theodor Herzl (1860-1904) vor physischer und mentaler „Aufsaugung“ der „Juden“ zu warnen und die Durchsetzung der Siedlungsansprüche im „gelobten Land“ als den einzigen Weg zu rechtfertigen, um diesen „Zersetzungsprozess“ aufzuhalten.

In einer Welt voller „ungerechter und erbitterter Feindschaft“ der „Völker“, würde laut Nordau die „innere Fäulnis“ und „sittliche Verrottung“ der „Juden“ voranschreiten. Lediglich die Arbeiter- und Bauernschaft, sowie Teile des Bürgertums beschrieb er als die gesunden, sich mit Leichtigkeit und schneller Geschwindigkeit anpassenden Teile der Bevölkerung (vgl. Pick 1989: 26f; Zollschan 1925: 466).

Theodor Herzl lehnte sich mitunter an Haeckels *Monismus* an, indem er sich auf eine immerwährende „ewige Kraft“ als Prinzip der darwinistischen Evolutionstheorie berief. Das „Judentum“ wurde unter dem Hintergrund der damaligen Rassentheorien, in einer Art „Schulterschluss“ mit den Rassenantisemiten, als eine Abstammungsgemeinschaft definiert. Ein von den „Juden“ selbst geschaffener Staat könne „kraft seiner hohen Anlagen“ mittels „gezielter Maßnahmen“ den Zustand der „Rasse“ in Form einer neugebildeten „Nation“ derart „verbessern“, dass die Gleichwertigkeit der „jüdischen Rasse“ bewiesen und ein bisher niemals dagewesenes, für die Gesamtheit der Menschen noch wertvolleres Zeitalter eingeleitet werden könne (vgl. Schwarz 2001: 136, 138; Zollschan 1925: 294f).

5.5.3.2 Die „Völkerschau“ als angeblicher Tummelplatz von Krankheitserregern und sexueller Wollust

Rassentheoretische Ansätze oder mit Vorurteilen behaftete Klischeevorstellungen drangen weit über den wissenschaftlichen Kontext oder den politischen Schlagabtausch hinaus ins Bewusstsein weiter Teile der Bevölkerung. Verstärkt wurde diese Zuschreibung von Verhaltensweisen nach mitunter „rassischen“ Kriterien durch inszenierte „Völkerschauen“, welche als Wanderveranstaltungen durch die Länder Europas zogen.

Gustav Jäger behauptete im Jahr 1881, dass „verschiedene Rassen [...] unterschiedliche und unverwechselbare Gerüche“ (Mosse 2006: 133) hätten. Dabei setzte er „Gestank“ mit „Krankheit“ und „minderwertigen Rassen“ gleich, wobei die „Juden“ durch einen besonders „unangenehmen Geruch“ auffallen würden. Dabei behauptete er, dass die wollene Unterbekleidung seiner Firma „Jägers Unterwäsche“ Abhilfe schaffen würde, indem sie die Haut warm halte und die Körpergerüche einschließe (vgl. Mosse 2006: 133; Schwarz 2001: 126f).

Diese Geruchstheorie kam in der antiliberalen und rassistischen Satirezeitschrift „Kikeriki“ bezüglich der „Singhalesen-Völkerschau“ von 1884 zum Ausdruck. Der angebliche „Gestank“ der Darsteller wird mit betitelten und mit Untertext versehenen Karikaturen dargestellt und Hygienemaßnahmen eingefordert, wobei auch ihre Bewunderer zu „Krankheitsherden“ diffamiert werden (vgl. Schwarz 2001: 91ff).²⁴⁶

Ihren Höhepunkt nahm die Reinlichkeitsdebatte um die Jahrhundertwende. Symptomatisch steht hierfür das „Aschanti-Dorf“, dessen im „Tiergarten am Schüttl“ zwischen 1896 und 1897 zur Schau gestellten Bewohner im Gegensatz zu den Völkerschauen der Achtzigerjahre als „Naturvolk“ ohne auch nur imaginären ethnohistorischen Kontext und zwischen „Wildheit“, Exotismus und Ablehnung präsentiert wurden. Gekoppelt waren diese Vorstellungen an Ideen von „Triebhaftigkeit“ und Sexualität, welche die „Aschanti“ in die Nähe von Tieren rückte, um so eine unüberbrückbare Kluft zu unserer „Zivilisation“ herzustellen. Theodor Herzl sprach von den „Aschanti“ als „Menschen der Urzeit“.

Trotz sexueller Belästigungen durch das Publikum und teils körperlichen Reaktionen durch die „Aschanti“ wurde vor allem deren männlichem Anteil eine zügellose Potenz und immense Lüsternheit zugeschrieben. Biertrinkende und rauchende Kinder aus dem „Aschanti-Dorf“ konnten sowohl als Belustigung über das „fehlende Sitten“ als auch als warnendes Beispiel für deren „Verderben“ bei der einheimischen Jugend dienen. Gerüchte von in Wien zur Welt gekommenen „Aschanti-Kindern“ kamen in Umlauf, wobei eine „Slawin“ eines davon geboren hätte. Nachdem sich dieses Gerücht als Trugschluss aufgelöst hatte, nahm sich die Redaktion des Blattes „Kikeriki“ der Angelegenheit von der aus ihrer Sicht humoristischen Seite an, so dass der Vater der „Aschanti-Kinder“ als ein dunkelhäutiger, hakennasiger „Mauschel“ namens „Goldstein Sami“ ausgegeben wurde. Dieser habe die Mutter, eine „Böhmin“ namens „Smrcet Kathe“, unter „Gas-Laternenschein“ im Schüttl zur „Racenkreuzung“ verführt. Doch Afrika stünde den daraus entstandenen Zwillingen nicht in der Nähe, schließlich wäre der Vater „Asiate“ wie dessen Name aus den Taufschein einwandfrei belege. Die Taufe habe am Erdberg unter dem „Göd“²⁴⁷ Noske stattgefunden, wobei wohl der liberale Politiker Constantine Noske (1848-1920) gemeint war. Hierin ist eine klare Verbindung von Antiliberalismus, Antisemitismus und Antislawismus zu erkennen. Die „Slawin“ ist es ja, welche sich für die „jüdische Lüsternheit“ empfänglich zeigt, der Liberale

246 siehe Abb. 60

247 Mit „Göd“ ist Pate gemeint.

steht dabei Pate. Folglich kommen hierbei nur die gesamtgesellschaftlichen mit Vorurteilen behafteten Angriffe gegen das „jüdisch-liberale“, „jüdisch-demokratische“ oder „jüdisch-sozialistische“ Fortschrittsdenken zum Ausdruck. Den „Juden“ wurde eine „rassische Minderwertigkeit“ bzw. „Rückständigkeit“ zugeschrieben, welche sie in die Nähe von „Negern“ und in letzter Konsequenz Tieren rücken ließ, was auch anhand der Gerichtsakten zum Ehrenverteidigungsprozess, welcher von einer wirklich existenten Wienerin erhoben wurde, nachdem sie von einer anderen der Geburt eines „Aschanti-Kindes“ bezichtigt worden war. Zur Verteidigung vor Gericht betonte die Beschuldigte zur Untermauerung die „Richtigkeit“ ihrer vorigen Angaben, dass die Klägerin ein Affäre mit einem „Aschanti“ geführt habe und das Neugeborene über eine „samtweiche und haarige Haut“ verfügt hätte. Dennoch wurde sie zu einer Geldstrafe verurteilt. In Wahrheit war das neugeborene angeblich „schwarzgefärbte“ Kind kurz nach der Geburt gestorben (vgl. Schwarz 2001: 167-178).²⁴⁸ Zusammenfassend könnte für den „Aschanti-Kinder“-Diskurs gesagt werden, dass das Bild des „Aschanti-Negers“ die für die Stigmatisierung zu einer „minderwertigen Rasse“ benötigte „Kluft“ herstellte, während das Bild des „asiatischen Juden“ die reellere Gefahr der „Racenkreuzung“ darstellte, für welche sich angeblich die „Slawen“ als erstes begeistern ließen.

5.5.3.3 Die Pathologisierung der Sexualität

Ein Blick auf den Titel und das Inhaltsverzeichnis der *Psychopathia sexualis*²⁴⁹ des Grazer Psychiaters Richard Freiherr von Krafft-Ebing (1840-1902) genügt, um festzustellen, dass dieser versuchte, alle sexuellen Neigungen, welche er als „abnorm“ betrachtete, in „krankhafte Verirrungen“ zu verwandeln. Hierzu suchte er Verbindungen mit physischen Krankheiten sowie neurologischen und psychologischen Eigenheiten. Zwischen 1873 und 1889 übte Krafft-Ebing das Amt als Direktor der Grazer Landesirrenanstalt aus; danach zog es ihn nach Wien. Krafft-Ebing vertrat nach seinem katholischen Weltbild die Ansicht, Geschlechtsverkehr wäre als „dessen einzige natürliche Funktion“ zielgerichtet und zwar zur „Sicherstellung der Arterhaltung“ und stellte jede Art von sexuellem Lustempfinden als etwas Krankhaftes dar (vgl. Johnson 1992: 108, 239f).

248 siehe Abb. 61

249 Die Erstauflage aus dem Jahr 1886 ist in Latein. Sie wurde aber sogleich in zahlreiche Sprachen übersetzt und um ein Vielfaches erweitert. Im Jahr 1901 kam es bereits zur Herausgabe der elften Auflage.

Obwohl Krafft-Ebing „sexuelle Verirrungen“ auf extreme Art und Weise als „Entartung“ darstellte, veräußerte er bezüglich der „Culturentwicklung“ ein geradezu optimistisches Gedankenkonstrukt. Die Menschheit nehme „trotz episodischer Rückschläge“, in Form von „Schwankungen“ und „Fluctuationen“, welche mit der „Ebbe und Fluth“ der sexuellen Seite des „individuellen Daseins“ vergleichbar wären, einen zwar langsamen und oftmals unscheinbaren, aber dennoch unaufhaltsamen Aufschwung in „Sitte und Gesittung“. Zudem bezeichnete er das Christentum als „mächtigen Hebel auf der Bahn des sittlichen Fortschritts“ (Krafft-Ebing 1901: 6).

Sein Schüler Sigmund Freud setzte Friedrich Nietzsches „enthüllende Psychologie“ um die Jahrhundertwende mit seinen Entdeckungen in der Psychoanalyse und der Traumdeutung fort und erschütterte das „idealistisch überhöhte Menschenbild“ mit der „Aufdeckung von Nachtseiten“, bei welchen es sich um „unbewusste Triebregungen“ handle (vgl. Mühlmann 1986: 145, 180f).

Für den Wiener Philosophen Otto Weininger (1880-1904) handelte es sich um einen sogenannten „assimilierten Juden“, welcher seine jüdische Herkunft abgrundtief hasste. Beim Antisemiten Houston Stewart Chamberlain handelte es sich um sein großes Vorbild. Ebenso verachtete er das weibliche Geschlecht, welches zwar verabscheuenswürdig wäre, welchem aber aufgrund seiner sexuellen Reize nicht zu entgehen sei. Für Weininger handelte es sich in seinen Behauptungen um unumstößliche Wahrheiten; unter dem Einfluss des therapeutischen Nihilismus war das Elend nicht nur übermächtig, sondern gar unumgänglich. So brachte er sich letzten Endes in sehr jungen Jahren um, was sein kurz zuvor erschienenenes Buch *Geschlecht und Charakter* (1903) zu einem Bestseller machen sollte.

Das „männliche Prinzip“ flößte er dem „arischen“, das „weibliche“ vor allem dem „semitischen Mann“ ein. Der „amoralische“ und „laszive Jude“ eigne sich allenfalls zum Zuhälter (vgl. Johnston 1992: 169-172; Mosse 2006: 130ff; Poliakov 1977a: 377f).

Den „Chinesen“ mangle es an jeglicher Strebsamkeit, da sie in „weiblicher Bedürfnislosigkeit“ verharren würden. Außerdem sei es keine „bloße Laune“ der chinesischen Nation, Zöpfe zu tragen, ebenso wenig handle es sich beim spärlichen Bartwuchs nur um eine Laune der Natur.

Unter „Negern“ habe es niemals ein Genie gegeben. Moralisch stünden sie „so tief“, was daran ersichtlich würde, dass nun in Amerika bereits ihre Emanzipation als „unbesonnener Streich“ abgetan wurde (vgl. Poliakov 1977a: 377; Weininger 1918: 410).

Am meisten wäre das „Judentum“ mit seinem ausgesprochenen Sexualtrieb als „entartende“ Kraft zu fürchten, sei es doch scheinbar nach anthropologischen Daten sowohl mit den „Negern“ als auch mit den „Mongolen“ verwandt. Bei den „Negern“ weise das häufig geringelte Haar auf die „Beimischung von Mongolenblut“. Bei den Juden seien „malayische“ und „chinesische Gesichtsschädel“ anzutreffen (vgl. Weininger 1918: 411).

Sowohl dem „Juden“ als auch dem „Weibe“ fehle es an Geist, kantischer Vernunft, schlichtweg an Persönlichkeit, was sich nach und nach zeigen werde. Seine „Staatsfremdheit“ münde ebenso wie bei der Frau in „Unsoziabilität“ als Folge des ihnen gemeinen Mangels an eines von Sinnlichkeit befreiten „intelligiblen Ichs“, was wiederum am Fehlen eines eigenständigen, überindividuellen, mit Selbstschätzung ausgestatteten Eigenwerts liege. Dieser „Rassencharakter“ hindere den „Juden“ an der Genese eines Adels und das trotz Jahrtausende andauernder „Inzucht“. Sein Verlangen nach Selbstbewusstsein füttere der „Jude“ mit dem „gewaltsamen Bedürfnis“ nach der Erniedrigung seiner Mitmenschen; das „Weib“ trotz seiner gleichsam fehlenden Eignung zum „Aristokratischen“ durch seine „weibische Titelsucht“ (vgl. Weininger 1918: 418).

Der Hygienediskurs um die Jahrhundertwende stand zwar, wie Werner Michael Schwarz betont hat, ganz im Zeichen der Angst vor dem „Untergang“ der „weißen“ „nordischen Rasse“ (vgl. Schwarz 2001: 178), doch wäre es aus meiner Sicht zu einfach den im Verlaufe des 19. Jahrhunderts zunehmenden Rassismus auf seine kulturpessimistische Ausrichtung zu reduzieren. Der Einfluss der „Mendel’schen Gesetze“ und der „Weismann’schen Theorie der Kontinuität des Keimplasmas“²⁵⁰ hatte eugenische Hoffnungen geweckt, aber auch Ängste vor biologischer „Degeneration“ verfestigt. Dieses Defizit an „rassischem Selbstbewusstsein“ konnte mit *synkretischen Rassentheorien* und dem *Rassenmystizismus* Chamberlains nicht vollständige überwunden werden, indem dessen Gedanke von besonders begabten „heterogenen Zuchtrassen“ um sich griff, welche die jeweilige „Nation“ verkörpern sollten. Vielmehr scheint die Forderung nach „Rassezucht“ einer tiefen Angst vor einem durch „Rassenmischung“ bewirkten „Niedergang“ zu entspringen.²⁵¹

250 siehe Kap. 5.5.1/S. 225f

251 siehe Kap. 5.5.2.2./5.5.2.3/5.5.3 (gesamt); zudem die Abb. 56/60-64

5.6 Matthäus Muchs Rassentheorie – ein Mosaik aus verschiedensten Komponenten

Matthäus Muchs Rassentheorie ist somit nach Patrik von zur Mühlens Definition zu den *synkretischen Rassentheorien* zu rechnen. Die Zusammensetzung aus der *rassendarwinistischen* und der *gobinistischen* Wurzel der Rassentheorien soll anhand von konkreten Beispielen aufgezeigt werden. Hinzu gesellt sich Gustav Klemms Dichotomie der „aktiven“ und „passiven Rasse“. Dabei stellt in Muchs Spätwerk der „Boden“ die „natürliche Grundlage“ für die geistigen und technologischen Errungenschaften der „Indogermanen“ und deren körperlichen „Rasseeigenschaften“ dar. Der Einfluss der Anthropogeographie von Friedrich Ratzel samt ihrer Bewegungslehre auf Matthäus Muchs Theorie von einer westbaltischen „Heimat der Indogermanen“ wird jedoch erst im Zusammenhang mit der „Nordthese“ dargestellt.²⁵²

Mit dem auch in der Darwin'schen Theorie verankerten Evolutionsgedanken wurden lang andauernde Entwicklungszeiträume erklärt, welche man zudem mit der völkischen Kontinuitätstheorie bis zu den neolithischen „Indogermanen“ zurückreichen ließ. Den „Deutschen“ wurde über die „Germanen“ eine verlängerte Nationalgeschichte auf „arischer Grundlage“ zugesprochen. Hierbei vermischen sich eine „arisierte“ Form von Herders *Volksgesellschaft* und der Grimm'schen *germanischen Kontinuitätstheorie* mit zeitgenössischen Rassenkonstrukten, um sozialdarwinistisch aufgeladen die „Höherentwicklung“ einer „indogermanischen Rasse“ zu beweisen. Die Kategorie „Boden“ aus Friedrich Ratzels *Anthropogeographie* diente Much dabei dazu, einer „westbaltischen Heimat“ den prägenden Einfluss auf eine „eigentümliche Kulturentwicklung“ seiner „Indogermanen“ zuzuschreiben. In Anlehnung an Ratzels Diffusionismus gewinnt die Verbreitung von „Kulturelementen“ ausgehend von einem „Ausstrahlungszentrum“ die entscheidende Rolle, wobei es bei Much jeweils die „Indogermanen“ als wandernde aber dennoch sesshaftes „Völker“ selbst waren, welche für die Verbreitung ihrer Güter, der „Kulturmittel“²⁵³ verantwortlich sind. Diese bei Ausgrabungen vorgefundenen „Kulturmittel“ wurden mit bestimmten somatischen Eigenheiten, der „Dolichocephalie“, einer hohen Körpergröße, blonden Haare, blauen Augen unterlegt und dabei auch einer ästhetischen Wertung nach dem griechischen Schönheitsideal unterzogen. Seine in der „Kupferzeit“-Ausgabe von 1893 noch überwiegend „arische“ bzw. in

²⁵² siehe Kap. 9.3.4-9.3.6

²⁵³ siehe Kap. 9.3.6

seinem Spätwerk „indogermanische Rasse“ (1902/1904) wird mit angeblich spezifischen „Kulturmitteln“ ausgestattet und dabei für deren Verbreitung im „Raum“ gesorgt, welche aber auch auf ihre Grenzen stoßen kann. Dort wo Much das „indogermanische Siedlungskontinuum“ aufgrund fehlender, diesbezüglich zu deutender Funde unterbrochen sah, kommen das Darwin'sche *Selektionsprinzip* und die *gobinistische Degenerationstheorie* als Erklärungsmuster zum Einsatz. Dort wären aufgrund der Entfernung zur „westbaltischen Heimat“ „aristokratische Herrscherkaste“ als „reinsten Teil“ der „indogermanischen Rasse“ trotz ihres angeblich größeren Potentials im „Kampf ums Dasein“ der unterdrückten einheimischen Bevölkerung unterlegen gewesen, so dass sie durch „Mischung“ mit „passiven Rassen“ und das daraus folgende „Versiegen des Blutes“ annähernd verschwunden wäre. Lediglich vereinzelt ließen sich körperliche Merkmale auch außerhalb der „Heimat der Indogermanen“ mitunter in der aktuell ansässigen Bevölkerung noch nachweisen. Und auch die kulturellen Errungenschaften wären aufgegeben worden, da die „passive Rasse“ im Gegensatz zur „aktiven“ nicht die Gabe habe, „fremdes Kulturgut“ aufzunehmen und im eigenen Sinne weiterzuentwickeln. Im Gegensatz zu Gobineaus Kulturpessimismus ist bezüglich des „Kampfes ums Dasein“ die Vision eines günstigen Ausgangs für die „indogermanische Rasse“ zu spüren, welche für den Fortbestand dieses imaginären „rassisch-völkischen Siedlungskontinuums“ Sorge tragen wird. Ganz nach den „politisch-anthropologischen“ Maßstäben eines Ludwig Woltmann ist nämlich der „Zerfall“ der „Rassenaristokratie“ nicht unumgänglich, doch wird die ständige „rassische“ und kulturelle „Auffrischung“ durch „kecken Scharen“ aus der „westbaltischen Heimat“ benötigt, um dem „degenerativen Treiben“ Einhalt zu gewähren.²⁵⁴

Much hat den beiden „dolichocephalen Rassen Europas“, der „mediterranen“ und der „indogermanischen Rasse“, einen gemeinsamen Ursprung in der „mittelländischen Rasse“ zugeschrieben. Der angebliche „Gegensatz“ zu der „brachyzephalen Rasse Asiens“ wird hervorgehoben, wobei er häufig die Begriffe „mediterrane“ und „mittelländische Rasse“ synonym verwendete, um gerade die „nordisch-arische“ bzw. „indogermanische Rasse“ als eine „Höherentwicklung“ darzustellen.²⁵⁵

Die grundlegende Theorie einer „mediterranen Rasse“ wurde im Jahr 1897 vom italienischen Anthropologen Guiseppe Sergi (1841-1936) aufgestellt. Bei der Unterscheidung zwischen

²⁵⁴ siehe Kap. 5.6.3

²⁵⁵ siehe Kap. 7.2.3/S. 362

„Romanen“ und „Germanen“ handle es sich nicht bloß um „oberflächliche Verschiedenheiten“, sondern um einschneidende „Rassengegensätze“. Der Norden und der Süden stünden sich in klaffender Weise schroff gegenüber (vgl. Wiwjorra 2006: 290, 304).

Als Herkunftsgebiet seiner „braunen“ den ganzen Mittelmeerraum dominierenden *razza mediterranea* legte sich Sergi wage auf Ostafrika und zwar zwischen Südägypten und „Somaliland“ fest. Jedenfalls müsse es nördlich des Äquators gelegen haben (vgl. Sergi 1901: 70). Alle drei „euro-afrikanischen Varietäten“ wären ursprünglich „dolichocephal“ gewesen, während die „Brachycephalie“ zu einer aus Asien stammenden „anderen Menschenart“, den „Ariern“ gehören würde, welche mit dem von Carl von Linné geschaffenen *Homo Alpinus* gleichzusetzen sei und gegen Ende des Neolithikums nach Europa vorgedrungen wäre (vgl. Sergi 1901: VI f, 12, 42, 161, 240 f, 258, 263, 306; Wiwjorra 2006: 304).

Die Hautfarbe des „euro-afrikanischen Stammes“ hätte sich dagegen auf seinem Weg von seinem afrikanischen Ursprungsgebiet nach Nordeuropa durch die verschiedenen, von der Quartärzeit bis über neolithische hinaus relativ konstanten klimatischen Bedingungen geändert. Dieser Prozess wurde als eine Entwicklung von einer „schwarzen“ und „rotbraunen“ Hautfarbe (äquatoriales Afrika) über eine „braune“ (Mittelmeerregion) bis hin zur „weißen“ (Nordeuropa) beschrieben und von Sergi „Albinismus“ genannt. Dieser könne weder durch einen Wechsel des Wohnorts noch durch „Vermischung“ aufgehalten werden (vgl. Sergi 1901: 252 ff, 259).

Diese Theorie des „Albinismus“ erinnert an Matthäus Muchs frühere rassentheoretische Erwägungen von 1879 anlässlich der „Nubier-Karawane“.²⁵⁶

Die beiden klassischen Kulturen, die griechische und die römische, wären im Gegensatz zur mykenischen „Zivilisation“ keineswegs von aus Asien stammenden „brachycephalen Ariern“ geschaffen worden, sondern von der „mediterranen Rasse“ geschaffen worden. Die ersten „asiatischen Einwanderer“ wären „Wilde“ gewesen, deren Kultur gegenüber der neolithischen „euro-afrikanischen Zivilisation“ als „minderwertig“ einzustufen wäre. Später hätten die „asiatisch-arischen Brachycephalen“ jedoch die mykenische Kultur begründet und diese über „Diffusion“ im Mittelmeerraum verteilt (vgl. Sergi 1901: VI f, 264).

Der „Indogermanisierung“ der „antiken Zivilisationen“ und des Alten Ägyptens, welche deren Ursprünge nach Indien verlegt hatte, war forschungsgeschichtlich diesbezüglich eine

256 siehe Kap. 5.5/S. 218 f

„Arianisierung“ gefolgt, welche nach der rassenanthropologischen Feststellung von körperlichen Unterschieden innerhalb der indoeuropäischen Sprachgruppe immer noch von der Vermittlung dieser Sprachen durch „arische Eroberervölker“ ausgeht und der Behauptung eines europäischen Ursprungs der „arischen Zivilisationen“ Platz geschaffen hat (vgl. Sergi 1901: 4f).

Die heutigen „Deutschen“ wären laut Guiseppe Sergi im Gegensatz zu den alten „Germanen“ niemals „dolichocephal“, während die „mediterrane Rasse“ trotz der „arisch-asiatischen“ Invasionen größtenteils „langschädelig“ geblieben wäre. Eine von zahlreichen deutschsprachigen Wissenschaftlern behauptete gemeinsame „rassische“ Identität von „Ariern“ und „Germanen“ stellte Sergi in Abrede und fasste diesbezügliche Ansichten unter dem Schlagwort „Germanismus“ zusammen. Zunächst wäre lediglich die Sprache der „Germanen“ der „Arianisierung“ zum Opfer gefallen, später auch ihre körperlichen Eigenschaften (vgl. Sergi 1901: 263f).

Matthäus Much hat 1904 auf den in der von Ludwig Woltmann herausgegebenen „Politisch-Anthropologischen Revue“ erschienenen Artikel *Die Menschenrassen Europas* des Arztes Gustav Kraitschek (1870-1927) verwiesen, nach welchem in Portugal und Italien die „Schwarzen [Schwarzhaarigen] bei weitem nicht die Zahl erreichen wie im Norden die Blonden“ (Much 1904: 332). Im Mittelmeerraum wäre die Bevölkerung mehrheitlich braun- und nicht schwarzhaarig, was auf eine Beeinflussung der „Bewohner des Südens“ durch „blonde Völker“ schließen lasse. Das geringere Vorkommen des „schwarzen Typus“ im Norden könne leicht mit der „Einschleppung von Sklaven“ oder „allgemeinen Verkehr“ erklärt werden (vgl. Much 1904: 332f).

Kraitschek wurde zwei Jahre danach zum Ausschussrat der AGW gewählt, welchem er bis ein Jahr vor seinem Tode angehören sollte (vgl. Pusman 2008: 127).

Laut Kraitschek sei es als Tatsache von vornherein auszuschließen, „daß irgend ein im Norden gefundener dolichokephaler Schädel einem Manne der dunklen mittelländischen Rasse eigen gewesen, sie macht es vielmehr wahrscheinlich, daß alle derartigen Schädel der hellen nordischen Rasse angehören, sie gibt aber auch ein unwiderlegliches Zeugnis für die indogermanische Heimat im Nordwesten Europas; von ihr drängten durch Jahrtausende seit der neolithischen Zeit die blonden Völker von der Ostseegegend nach allen Weltrichtungen. Nie wurde ihre engere Heimat von irgend einer nennenswerten Invasion dunkler Völker betroffen“ (Kraitschek nach Much 1904: 332). In Skandinavien würden solche „Langschädel

immer in Verbindung mit bedeutender Körpergröße und mit hellen Augen und blonden Haaren“ (Much 1904: 333) auftreten. In Mitteleuropa kämen dagegen „Volksbestandteile“ zum Vorschein, welche auf „eine deutliche Mischung zweier einander fremder Rassen, die wir nach der zuerst in die Augen fallenden Eigenschaft als eine helle und dunkle bezeichnen können“ (Much 1904: 330), hinweisen würden.

Dennoch stünden sich die beiden „dolichokephalen Rassen“, die „mediterrane“ und die „indogermanische“, einander in vielerlei Hinsicht „näher“ als andere „Rassen“, wobei sie angesichts „ihres umfassenden Kulturaustausches einmal in unmittelbarer und langer Berührung gewohnt“ hätten. Dadurch hätten sie zwar den „plastischen Gesamtbau des Körpers, die Schädelform [und] die Gesichtsbildung“ (Much 1904: 346) gemeinsam, obwohl die „ansehnliche Körpergröße“, die „Dolichozephalie“ und die „Leptoprosopie“ („Schmalgesichtigkeit“) nur im Norden allgemein verbreitet wäre. Bei anderen „körperlicher Eigenschaften“ und bezüglich der „Psyche“, welche sich in grundsätzlich verschiedenen Sprachen äußere, gäbe es allerdings eine Reihe von Unterschieden. Hierbei steche vor allem „die geringere Körpergröße und die dunkle Farbe der mediterranen Rasse“ (ebd.) hervor. Dabei handle es sich um Merkmale, welche sich Richtung Norden zunehmend denen der „nordischen Rasse“ nähern würden.

Aus diesen beiden „Rassen“ bestünde dennoch eine nahe miteinander verwandte „dolichokephale Urbevölkerung Europas“, wobei „selbst entfernter wohnende Völker der mediterranen Rasse“ (ebd.) all diese verwandtschaftlichen Züge vorweisen würden.

Gegenwärtig würde „eine brachykephale Menschenrasse von dunkler Beschaffenheit die vom Schwarzen Meere bis zum atlantischen Ozean quer durch Europa sich erstreckenden Gebirge – Balkan, Karpaten und Alpen – [bewohnen] und [habe], durch die Indogermanen zurückgestaut, wahrscheinlich die im Süden von Deutschland und in den österreichischen Ländern verbreitete Brachykephalie hervorgerufen“ (Much 1904: 341).

Somit handle es sich bei der näheren Ziehung der „Grenzlinien“ zwischen den „Kulturkreisen“ der „indogermanischen“ und der „mediterranen Menschenrasse“ um eine Aufgabe für die Zukunft, da diese durch einen aus einer „dunklen“, „brachykephalen“ und immer noch „räthselhaften Menschenrasse“ bestehenden „eingeschobenen Keil“ auseinandergehalten würden. Diese „Rasse“ habe scheinbar in „kultureller Beziehung“ von jeher eine lediglich äußerst „untergeordnete Rolle“ eingenommen (vgl. Much 1904: 345f).

Much glaubte die Feststellungen von Rudolf Virchow bezüglich der Klassifizierung der Schädel aus der bronzezeitlichen Uferrandsiedlung von Auvernier als „arisch“ auf alle steinzeitlichen Pfahlbauten übertragen zu können (vgl. Much 1902a: 247ff; Much 1904: 337).

Selbst wenn man die „Indogermanen“ aus dem steinzeitlichen Kontext ausschließt und folglich von einer späteren Einwanderung der „Germanen“ und „Slaven“ nach Europa in historischer Zeit ausgeht, bliebe die Frage offen, „zu welcher Rasse jene zahlreiche und hochstehende dolichocephale Bevölkerung gehört habe, welche damals die westbaltischen Länder einschließlich des mittleren Europa bewohnt hat“ (Much 1902a: 255).

Sowohl die „hamitische“ als auch die „semitische Rasse“ sei hierbei grundsätzlich auszuschließen. Keinerlei Spuren würden jedenfalls auf eine der beiden hinweisen, kein Forscher habe jemals eine diesbezügliche Behauptung aufgestellt. Auch die möglicherweise der „hamitischen Rasse“ nahestehenden „Iberer“ kämen nicht in Frage, „obwohl deren Wohnsitze einst weiter gegen den Norden gereicht haben [...], weil sie wohl ein dolichocephales Volk, aber von dunkler Leibesbeschaffenheit sind, und weil nur wenige gemeinsame Züge in der archäologischen Hinterlassenschaft zeigen, und sehr wahrscheinlich durch jene breite Zone brachykephaler Alpenvölker dunkler Leibesbeschaffenheit von den nördlichen dolichocephalen hellen Völkern getrennt waren“ (ebd.). Mit den *Ligurern*²⁵⁷ verhalte es sich mit ihren weiter in nördliche Richtung reichenden Wohnsitzen ähnlich, doch ständen auch diese, da sie als „kraushaarige Gebirgsbewohner“ geschildert werden, aufgrund dieser ihnen eigenen körperlichen Merkmale, außer Frage.

Auffallend ist hierbei die Abgrenzung der europäischen „Brachyzephalen“ von der „semitischen Rasse“ Asiens. Stattdessen gewinnt hier Muchs Konstrukt einer „passiven“ paläolithischen Bevölkerung an Bedeutung.

Selbst wenn sich der Eindruck bestätige, dass in der Schweiz „die Pfahlbauten des reinen Steinalters von einer rein brachykephalen Bevölkerung bewohnt gewesen“ (Much 1904: 341) wären, wäre im letzten Abschnitt der Jungsteinzeit „ein dolichocephales Volk in der Schweiz eingewandert [...], welches die alte Bevölkerung aus ihren Wohnsitzen verdrängt hat und, da gegen die Einwanderung vom Süden her sowohl das unwegsame Hochgebirge, als auch die breite Zone der Brachykephalen hinderlich waren, nur vom Norden gekommen sein kann“

257 Bei den *Ligurern* handelt es sich um eine in griechischen und römischen Quellen erwähnte Bevölkerungsgruppe, deren Siedlungsgebiet sich von den Pyrenäen bis nach Oberitalien erstreckte, aber von den „Etruskern“ im 6. Jh. v. Chr. und anschließend von den Römern immer weiter in Berggebiete zurückgedrängt und schließlich unterworfen wurde (vgl. Haarmann 2012: 178).

(Much 1904: 341f). Bei den „dolichocephalen Ankömmlingen“ hätte es sich, wenn dieser Fall zutrifft, um „Indogermanen“ gehandelt. Diese hätten sich mit der eingesessenen „brachycephalen Bevölkerung“, indem sie „zweierlei Elemente“ vereinigt hätten, derart „gemischt“, dass mit „mesokephalen Schädeln“ eine weitere „Varietät des europäischen Menschen“ entstanden sei (vgl. Much 1904: 339-343).

Hierbei hat Matthäus Much offensichtlich Johannes Ranks Theorie von „Zwischenformen“ angenommen.²⁵⁸ Mit Ranke stand er nachweislich zwischen 1879 und 1902 in Briefkontakt, wobei dieser u.a. Vorträge bezüglich von Muchs Veröffentlichungen über die „Kupferzeit“ (erweiterte Auflage von 1893) und „Die Heimat der Indogermanen“ (EA: 1902) versprach (vgl. Windischbauer 2002: 162ff).

Für die Zukunft erhoffte sich Much eine „fortschreitende Detailforschung“, welche in der Lage sein werde, „die Zeit der Ausbreitung der Indogermanen, ihre Richtungen und die Art und Weise des Zusammentreffens mit fremdrassigen Völkern festzustellen. Dem entsprechend werden sich ja auch einmal die näheren Umstände der Einwanderung eines von Norden gekommenen neolithischen Volkes in Frankreich und Italien darlegen lassen“ (Much 1904: 342).

Moritz Hoernes habe bereits die „Tatsache“ gelten lassen, dass ein neolithisches „Volk“ in eine „alteinheimische – vielleicht noch paläolithische Bevölkerung“ (Much 1904: 342) Frankreichs und Italiens „eingedrungen“ wäre. Die Herkunft aus dem Norden und die „indogermanische“ Abstammung „dieses Volkes“ hätten bereits Wolfgang Helbig (1839-1915), Luigi Pigorini (1842-1925), Vasilii Ivanovich Modestov (1839-1907) und mit Abstrichen „selbst“ Guiseppe Sergi zugegeben. Selbst letzterer hätte soweit Zugeständnisse machen müssen, dass „auch er das siegreiche Vordringen der Indogermanen nicht in Abrede stellen kann“ (Much 1904: 343).

Bei der „mittelländischen Rasse“ ging Matthäus Much von einer Übereinstimmung „primitiver“ Kulturerscheinungen aus dem paläolithischen Zeitabschnitt aus Nordafrika sowie Süd- und Mitteleuropa aus. Eine Übertragung der Kultur „von einem Volke zum anderen“ (Much 1907b: 42) stellte er hierbei in Frage und veranschlagte stattdessen eine natürliche Ausbreitung „derselben Menschenrasse über die Küstenländer des Mittelmeeres bis in die Mitte Europas“ (Much 1907b: 42). Die „Kulturübertragung“ zwischen den „Völkern“ sei überbewertet worden, vielmehr sei der Import des „Kulturschatzes“ der „Wanderung ganzer

258 siehe Kap. 5.3.4/S. 197

geschlossener Stämme“ zuzuschreiben, welche diesen schon beim Aufbruch in ihrem Besitztum und in ihren Fertigkeiten mitgenommen hätten. Hierbei handle es sich um die „mittelländische Menschenrasse“, welche schon zu Beginn des Neolithikums nördlich und südlich des Mittelmeeres sesshaft geworden wären. Die Frage stelle sich nach dem Vorleben dieser „Rasse“ und was aus ihr geworden wäre. Im Gegensatz zu Sophus Müller, welcher von einer vom „Orient“ über Süd- und Westeuropa bis an die „dänischen Küsten“ flutende „Kulturwelle“ ausgegangen war, hat Much eine „Menschenwelle“ beschrieben, welche er mit der „mittelländischen Rasse“ in Verbindung setzte. Zunächst hätte sich diese in Südeuropa festgesetzt, sich aber dann über das Festland bis zu den westbaltischen Inseln ausgebreitet und zwar „langsam aber stetig“. Sie hätte ihren „zwar geringen aber immerhin doch bestimmbar und insbesondere den eigenen Kulturschatz, d.i. den materiellen Besitz, die erreichte Erkenntnis und das Entwicklungsvermögen mit in den Nordwesten Europas geführt“ (Much 1907b: 43).

Damals wären „Kulturwellen“ in Richtung West- und Südeuropa „bei dem damaligen lockeren Gefüge die Menschheit, die nicht einmal eine Zusammengehörigkeit nach Rasse oder Sprache empfand, sondern noch in einzelne, sich oft feindselig gegenüberstehende kleine Gruppen und Sippen aufgelöst war“ (Much 1907b: 44), noch unmöglich gewesen. Dagegen wäre die „Verbreitung von Kulturgütern“ durch eine „Volkszunahme“ ausgelöst worden, wobei es sich um eine „natürliche Ausbreitung der Menschen“ gehandelt habe. Diese sei durch den Aufbruch und die anschließende Wanderung einer größeren Menschenmenge bewirkt worden.

5.6.1 Matthäus Muchs Vorstellungen von „Rassenmischung“, „Aufsaugung“ und „Niedergang“ im Zusammenhang mit Herkunft und Diffusion der „Indogermanen“

Laut Matthäus Much wäre durch diese „isolierte Lage“ der „eigentlichen Heimat“ der „Indogermanen“ zunächst die „Gefahr“ gebannt gewesen, „in ihrer körperlichen Eigenart Einbuße zu erleiden“ und sie hätten sich „daher unverändert bewahren“ können (vgl. Much 1904: 413).

Von der westbaltischen Küste südöstliche Richtung hätten die „Indogermanen“ „daher um so kraftvoller und erfolgreicher vorgehen“ (Much 1904: 411) können. Durch diese „isolierte Lage“ wäre nicht nur den „feindlichen, sondern auch allen anders gearteten Einflüssen von auswärts“ (ebd.) in höherem Maße getrotzt worden.

Dabei wird auf Untersuchungen des Sohnes von Anders Retzius, Gustav Retzius (1842-1919), verwiesen, welche dieser gemeinsam mit Carl Magnus Fürst (1854-1935) durchgeführt hatte und deren Ergebnisse in der *Anthropologica suecica. Beiträge zur Anthropologie Schwedens* veröffentlicht worden waren. Hierbei wurde mit Schwedens „isolierter Lage“ die „Tatsache“ begründet, „daß in alter Zeit keine rassefremden Volksbestandteile einströmen konnten“ (Much 1904: 412).

Skandinavien sei bis auf Finnland mit einer Bevölkerung mit ein und denselben „Körpermerkmalen“ ausgestattet, die „deutschen Ostseeländer“ und der Osten Englands und Schottlands würden sich unmittelbar anschließen. Nordfrankreich und Süddeutschland stünden schon ferner, während die „hellen Farben“ in Südfrankreich und Norditalien zunehmend seltener würden und weiter Richtung Süden fast vollständig verschwänden. Für diese „Abnahme der hellen Körperbeschaffenheit“ sei nicht allein der „allmählich steigenden Einwirkung des südlichen Klimas [...] zuzuschreiben“ (Much 1904: 331), da sie auch auf den gleichen geographischen Breitengraden in östlicher Richtung verlaufe und auch dort mit „der Entfernung vom Ausstrahlungszentrum der hellen Rassenmerkmale“ (Much 1904: 332) die „dunklere Färbung“ zunimmt.

Dieses Modell könnte mit einem auf körperliche Merkmale beruhenden „somatischen Schichtungen“ umschrieben werden, welche sich wie in dieser Arbeit noch deutlich wird, sich gemeinsam mit den „indogermanischen Kulturmitteln“ diffusionistisch vom nördlichen Europa in süd- bzw. südöstlicher Richtung ausbreiten.²⁵⁹

Offensichtlich verstand Much diese „dunklere Färbung“ als gemeinsames „Körpermerkmal“ der durch „Langschädeligkeit“ geprägten „mediterranen“ und der durch „Kurzschädeligkeit“ gekennzeichneten „semitischen“ sowie „mongolischen Rasse“.

259 siehe Kap. 9.3.1/9.3.2/9.3.5/9.3.6

5.6.2 Die „Altersstadien“ der Menschheit und deren Unterlegung mit organischen Wachstumsbegriffen zur Veranschaulichung von Gobineaus Rassentheorie

Johann Gottfried Herder hat im ausgehenden 18. Jahrhundert die *Lebensaltertheorie*, welche die Altersstufen von Individuen mit „Entwicklungsstadien“ der gesamten Menschheit gleichsetzt und bereits bei Aurelius Augustinus (354-430) nachweisbar ist, auf die „Urmenschheit“ übertragen. Von der „Kindheit“ angefangen setzt sich nach dieser Sichtweise ein *biomorpher Wachstumsprozess* über das „Knaben-“ und das „Jünglings-“ bis ins „Mannesalter“ fort, ehe das „Greisenalter“ Verfallserscheinungen einleite. Den „Urzustand“ der Menschheit rückte Herder ähnlich wie Jean-Jacques Rousseau in ein positives Licht, ohne dabei in dessen Romantizismus zu verfallen. Den Menschen der Gegenwart verstand Herder als Fortsetzung einer *genetisches Prinzip* benannten, „echten Entwicklung“ während der Urgeschichte, welche im Gegensatz zu kulturellen Einflüssen aus der Antike und den nachfolgenden Zeiten von einer „Unnachahmlichkeit“ geprägt gewesen wäre. Dabei stand Herder sowohl im Gegensatz zu der von vielen Aufklärern wie z.B. Thomas Hobbes (1588-1679), David Hume (1711-1776) vertretenen naturalistischen Auffassung eines von „Roh“- und „Wildheit“ geprägten „Urzustandes“ der einst „raubtierartigen“ Menschheit, welche bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. entstanden war und deren bekanntester Vertreter der Antike Lukrez (vmtl. 97-55 v. Chr.) darstellte, als auch zu den ebenfalls in der klassischen Antike wurzelnden zyklischen Modellen, für welche Giambattista Vico (1668-1774) die theoretischen Grundlagen für die Neuzeit geschaffen hatte. Bei letzteren wurde die Analogie der menschlichen Geschichte mit der Natur hervorgehoben und deshalb vom kontinuierlichen Werden und Vergehen des Einzelnen, der Gemeinschaft, ganzer Reiche und Kulturen ausgegangen. Adam Ferguson (1723-1816) kombinierte den Primitivismus mit dem Zyklizismus, indem er einerseits glaubte, in der sozialen Differenzierung den Entwicklungsgang der Menschheit von einer „primitiven Stufe“ zu einer „höheren Kultur“ nachvollziehen zu können und es andererseits in Erwägung zog, dass jede Gesellschaft die Möglichkeit besäße, sich mit jeder Generation grundlegend zu „erneuern“. Den „orientalischen Despotismus“ verstand Herder als „sekundäre Entartungserscheinung“, welche jedoch dem steten Fortschreiten der Menschheit keineswegs entgegenstünde (vgl. Müller-Karpe 1975: 18f, 22; Müller 1998: 31; Trigger 1989: 56f).

Matthäus Much schuf eine Kulturtheorie, in welcher er Herders *genetisches Prinzip* nur für die „Indogermanen“ und deren Nachkommen in ihrer „angestammten Heimat“ gelten ließ, wobei allein die „Nordländer“, ganz im Sinne von Fergusons Theorie der „Erneuerung“, immer wieder in der Lage wären, sich zu regenerieren. Die „nordischen Eroberer“ dagegen ließ er gemeinsam mit den von diesen unterworfenen „Urbevölkerungen“ unter dem ideellen Einfluss *gobinistischer Degenerationstheorien* „verwelken“.

Die Kultur wäre laut Matthäus Much bei den „Völkern“ Ägyptens und Vorderasiens „wie in einem Treibhause zu baldiger Blüte aufgeschossen, aber auch bald verfallen“ (Much 1904: 356).

Bei den „Indogermanen“ ließ Much einen solchen an organische Wachstumsbegriffe angelehnten kulturellen Werdegang nur für bestimmte Zweige gelten:

„Die Kultur der Indogermanen war eine dauerhafte und sieht heute noch nach Jahrsausenden [sic!] ihren Gipfelpunkt vor sich, wogegen selbst indogermanische Völker, wie die Inder, Perser und Griechen, die durch Berührung mit jenen rasch aufblühenden und rasch verwelkten Völkern des Orients zu einer frühreifen Kultur gelangten, wieder herabgesunken sind, weil die Zeit der jugendlichen Entwicklung nicht lange genug gedauert hat, um einen Vorrat körperlicher und geistiger Kräfte anzusammeln, der den üblen Folgen der leiblichen Vermischung und Verschmelzung mit jenen unausgereiften Völkern hätte Widerstand leisten können“ (ebd.).

Matthäus Much sah in der „isolierten Lage“ der von „wechselseitigen Anregungen“ entrückten „Heimat“ der „Indogermanen“ die Ursache für eine im Gegensatz zu anderen „Völkern“ verlängerte „Jugend“. Schließlich habe es sich dabei keineswegs um „verlorene Zeit“ gehandelt, stattdessen konnten nur so „die Indogermanen langsam und Schritt für Schritt eine zwar späte, aber umso mehr ausgereifte und selbstständige Kultur entwickeln, ihrer Selbsterziehung unbeirrt die ihrem Wesen entsprechende Richtung geben und so auch ihre geistige Eigenart, die sich von derjenigen der südlichen und östlichen Völker ebenso sehr unterscheidet, wie ihre leibliche, vollkommen unbeeinflusst erhalten“ (Much 1904: 413).

Ebenso wie die Individuen im wärmeren Klima gegenüber dem Norden früher „reifen“ und „altern“ würden, entspräche dies dem Werdegang der dortigen „Völker als Ganzes“. Bei den „Völkern südlicher Länder“ entspräche die schnellere körperliche und geistige Entwicklung auch einem „rascheren Verbrauch“, der nur während eines kurzen Zeitabschnittes „angesammelten Kräfte“. Selbst wenn bald eine „hohe Kultur“ erklommen worden wäre, hätte

dieser Zustand nur kurz angedauert, um dann ohne einen äußeren „Ansturm“ wieder zu „versinken“. Dieser Vorgang sei mit einer „in wenigen Sommermonaten“ sprießenden Pflanze, welche nach der Entfaltung ihrer „Blütenpracht“ und der Reifung ihres Samens abstirbt, zu vergleichen; ebenso mit einer „Tierspezies, welche ausgelebt hat und im Kampfe ums Dasein neben anderen, kräftigeren Wettbewerbern erliegt“ (Much 1904: 355). So könne beispielsweise durch den Prozess des „Verwelkens“ bei den „Griechen“ und „Römern“, trotz ihrer Zugehörigkeit zur „indogermanischen Rasse“, von „frühreifen Völkern“ gesprochen werden.

Die länger andauernde „Jugend“ im Norden Europas hätte zweifellos für den gegenüber den „Südländern“ hohen Wuchs der „Nordländer“ gesorgt. Die später einsetzende Pubertät Sorge u.a. für die „große Populationskraft“ und des aus ihr entstehenden „stetigen Überquellens der Menschenzahl und Menschenkraft im Norden“ (Much 1904: 352-361).

Die lange Lehr- und Jugendzeit würde verbunden mit der langen Wachstumsphase auch bei der Gesamtbevölkerung ihre Spuren hinterlassen. Hierbei kommen bei Much lamarckistische Ideen von der Vererbung erworbener Eigenschaften zum Ausdruck:

„Die fortdauernde Schulung und Übung wird auch entsprechende Eindrücke auf das Gehirn- und Nervensystem ausüben, und da beide, solange der Körper noch im Wachsen begriffen ist, sich im Zustand der Plastizität befinden, werden diese Eindrücke in die Struktur bleibend behalten und sich mit der Zeit, wenn sie sich durch Generationen hindurch immer erneuern, auch vererben“ (Much 1904: 355).

5.6.3 Der „Untergang“ der antiken Kulturen des Mittelmeerraumes

Bereits Ernst Moritz Arndt ließ die antiken „Hochkulturen“ Athens und Roms durch „Mischmasch“ und „Verbastardung“ mit einem „Volksgesinde“ untergehen (vgl. Wiwjorra 2006: 284f, 300f).

Der Historiker Jakob Philipp Fallmerayer (1791-1861) hielt die „Hellenen“ in Europa für „ausgerottet“, wobei mit ihnen auch „Schönheit“ und „Ebenmaß“ in körperlicher, geistiger, sittlicher und kultureller Hinsicht geschwunden wären. Er wollte dagegen „eine zweifache Erdschichte, aus Trümmern und Moder zweier neuen und verschiedenen Menschenrassen aufgehäuft“ (Fallmerayer 1830: III; Fallmerayer nach Wiwjorra 2006: 285) festgestellt haben, welche die Gräber des „alten Volkes“ der „Hellenen“ überlagern würden. Bei einer der beiden „Menschenrassen“, welche eingewandert wären, handle es sich um frühmittelalterliche

„skythische Slaven“; bei der anderen um „Albanier“ bzw. „illyrische Arnauten“, welche eine zweite „Revolution“ ausgelöst hätten. Der Niedergang des antiken Griechenlands wurde mit dem „Versiegen echten Hellenenblutes“ begründet, von welchem „kein Tropfen“ mehr in den Adern der rezenten griechischen Bevölkerung fließe. Somit handle es sich bei dieser um die Nachkommenschaft „fremder Ueberzügler“, welche „mitternächtigen Völkern“ zuzuordnen wären. Dabei wäre die Herrschaft der „lateinischen“ und „germanischen Völker“ momentan im Rückzug begriffen und scheine in die Hände der „großen Nation der Slaven“ zu gelangen. Nach der jahrhundertelangen osmanischen Herrschaft fasste der gerade begründete griechische Staat solche Gedanken als Bedrohung auf, so dass Fallmerayer der Verfolgung ausgesetzt wurde (vgl. Fallmerayer 1830: IIIff; Kernd'l 1977: 164; Wiwjorra 2006: 284ff).

In Arndts und Fallmerayers Schriften werden also die antike und die moderne Bevölkerung Griechenlands durch eine unterschiedliche Abstammung kontrastiert. Dieser hypothetische Riss wurde durch die Verwendung der Bezeichnung „Hellenen“ statt „Griechen“ weiter verstärkt und hat bei Georg Ludwig Kriegk in zwei Abhandlungen 1858/59 durch die Bezeichnungen „alte Griechen“ und „Neugriechen“ eine weitere Vertiefung gefunden. Dabei kam eine kulturpessimistische Sichtweise zum Ausdruck, nach welcher das „innere Wesen“ der „Altgriechen“ neben der Einwanderung der „Slawen“ auch von „Gothen“ und anderen „Barbaren“ gewandelt worden wäre. Den eigentlichen „Niedergang“ der „altgriechischen Kultur“ schrieb allerdings auch Kriegk den seiner Meinung nach noch „unzivilisierten Slawen“ zu (vgl. Wiwjorra 2006: 285f).

Der Gegensatz Athen-Sparta in der antiken Literatur wurde im 19. Jahrhundert politisch aufgeladen und fand so auch Eingang in Prozesse von „Verderb“, „Zerfall“ und „Entartung“. Für „liberale Philhellenen“ wurde das klassische Athen als die auf das „aufgeklärte Ioniertum“ beruhende Geburtsstätte von Demokratie, Kunst und Individualismus zum Vorbild des liberal-demokratischen Weltbilds.

Dagegen wurde das antike Athen für Vertreter der reaktionär-restaurativen Strömung zu einer Art „Sündenpfehl“, welcher den „Niedergang“ des „hellenischen Zeitalters“ eingeleitet hätte. Sparta wurde dazu im Gegensatz zu Athen als ein „Militärstaat“²⁶⁰ unter der Führerschaft einer kastenartig abgeschlossenen, kriegerischen „dorischen Adelsschicht“ dargestellt. Im

260 Auch bei den Vorstellungen von vergangenen „Adelsschichten“ und „Militärstaaten“ ist wie beim Verständnis von „Fürstengräbern“ (siehe Fußnote 561) eine zeitliche Rückprojizierung von Begrifflichkeiten späterer Epochen eigentlich unzulässig.

ausgehenden 19. Jahrhundert wurde Sparta gar zum Mythos, ein frühes Zeugnis „rassenzüchterischer“ Bestrebungen zu sein (vgl. See 2003: 85f).

Für Ernst Haeckel lieferte in seiner im Jahr 1868 veröffentlichten Schrift „Natürliche Schöpfungsgeschichte“,²⁶¹ dass der Umgang der „alten Spartaner“ mit „schwächlichen“, „kränklichen“ oder an einem „körperlichen Gebrechen“ leidenden Kindern als Vorbild für die Wahrung der „Reinheit“ und der „Gesundheit“ der „arischen Rasse“, welche er als die dominierende Gruppe innerhalb der „mittelländischen Menschenart“ ansah, herangezogen werden könne. Da alle mit „minderwertigen“ Kennzeichen gebrandmarkten Kinder dort getötet und nur der „kräftige“ und „gesunde“ Nachwuchs am Leben gelassen worden wäre und sich ausschließlich dieser später fortgepflanzt hätte, sei die „spartanische Rasse“ nicht nur mittels „auserlesener Kraft und Tüchtigkeit“ zu Beständigkeit gelangt, sondern auch generationsübergreifend „fortgeschritten“. Auf diese Weise sei gar der „körperlichen Vollkommenheit“ zur Steigerung verholfen worden. Großteils hätte Spartas „Volk“ einer solchen „künstlichen Auslese oder Züchtung [...] seinen seltenen Grad von männlicher Kraft und rauher Heldentugend“ (Haeckel nach Wippermann 2005: 48) zu verdanken.

Der Begründer der Eugenik, Francis Galton, erklärte ein Jahr später das „hohe Kulturniveau des antiken Athen [...] mit dessen Einwanderungspolitik und seinem Auslesesystem, durch das eine hochwertige Rasse herangezüchtet worden sei. Das gesamte Hellenentum sei [später] nur durch Vermischung mit minderwertigen Rassen zugrunde gegangen“ (Mühlen 1977: 90).

Im von Schönerers Lieblingsdichter Robert Hamerling 1875 verfassten historischen Roman *Aspasia* wurden gegenwärtige politische Gegensätze zwischen Österreich und Preußen auf das antike Altertum zurückgespiegelt, wobei Österreich das „sündige“ Athen und Preußen das von „Zucht und Ordnung“ beherrschte Sparta darstellen sollten. Begrifflichkeiten von „Niedergang“ und „Entartung“ ziehen sich wie ein roter Faden durch die Schrift. Den „Zerfall“ des „wahren Hellenentums“ hätte das von Gold korrumpierte und von „innerlich schleichendem Verderb“ gekennzeichnete „Bürgertum“ ausgelöst. Die Ethik des Sokrates habe dabei die Schönheitsidee besiegt. Dessen „wachsende Üppigkeit und Genußsucht, [...] das Überhandnehmen wüster Demagogie, [habe] den natürlichen Verlauf der menschlichen Dinge“ (Hamerling [o.J.]: 336) von „Blüte“ über „Verfall“ bis hin zur „Entartung“ begünstigend

261 Der volle Titel lautet: *Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen, über die Anwendung derselben auf den Ursprung des Menschen und andere damit zusammenhängende Grundfragen der Naturwissenschaft.*

vorbereitet. Zum „inneren Verderb“ wären nun unter den hellenischen „Stämmen“ blutige Konflikte hinzugekommen, welche niemandem einen Vorteil verschafft hätten. Im Gegenteil wäre das Allgemeinwohl und die Freiheit somit dem Untergang geweiht worden und dabei schlussendlich von den Gräueln der Pest, dieser „menschenvertilgenden Seuche“ begleitet worden (vgl. Hamerling [o.J.]: 250f, 253f, 335f; [k.A.] 1958a: 169).

Der Direktor der Grazer „Landesirrenanstalt“ und später in Wien tätige Psychiater Richard Freiherr von Krafft-Ebing betonte, dass die gegenwärtige christliche Gesellschaft „weit erhaben“ gegenüber jenen „sexuellen Zuständen“ der „alten Griechen“ sei, welche durch ihr „Volksleben“, ihre religiösen Praktiken samt dem „sodomitischen Götterglauben“ und ihre Gesetzgebung gekennzeichnet gewesen wären, „ganz zu schweigen von dem Phallus- und Priapuscult²⁶² der Athener und Babylonier, von den Bacchanalien²⁶³ des alten Roms und der bevorzugten öffentlichen Stellung, welche die Hetären bei jenen Völkern einnahmen“ (Johnston 1992: 108, 239f; Krafft-Ebing 1901: 6).

Zeiten staatlichen Verfalls würden „monströse Verirrungen des sexuellen Trieblebens“ (Krafft-Ebing 1901: 7) hervorrufen, welche sich teilweise auf psycho- oder zumindest neuropathologische Zustände in der Gesellschaft zurückführen lassen. Als „warnende Beispiele“ werden Griechenland, der römische Staat, das Frankreich unter Louis XIV. und seinem Nachfolger sowie die von „entarteter Sinnlichkeit“ geprägten Großstädte Babylon, Ninive und Rom genannt. An diesem Punkt endete sein Optimismus²⁶⁴ zugunsten einer pessimistischen Sichtweise der „Zivilisation“ (vgl. Krafft-Ebing 1901: 6f).

Friedrich Ratzel hat in seiner Anthropogeographie „weiten Räume“ eine Schutzfunktion zugeschrieben. Eine „ungestörte Entwicklung“ bei bestimmten Menschengruppe würde nur in diesen garantiert, da sich die „Möglichkeit der Berührung und Kreuzung für mit den Nachbarn“ (Steinmetzler 1956: 45) reduziere. Lediglich in „weiten Räumen“ hätte eine Lebensform im „Kampf ums Dasein“ ausreichend Platz, um vor anderen „angreifenden“ Lebensformen zurückzuweichen. Der „weite Raum“ präge sich zudem im „Geist“ eine und bewirke ein optimistisches Weltbild. Zudem stellte Ratzel Überlegungen an, ob „weite Räume“ eine „gewisse geistige Einförmigkeit“ hervorrufen, was er für das „amerikanische Volk“ festzustellen glaubte. Zwar könnten „weite Räume [...] auch schnell von einem Volk

262 *Priapus* (griech.): Dabei handelt es sich um einen Gott der Fruchtbarkeit (vgl. Tripp 2012: 452f).

263 *Bacchus* (lat.), *Bakchos* (griech.): Dabei handelt es sich um einen mit dem griechischen Dionysos identischen Gott der Antike, welcher für seine Orgien berühmt war (vgl. Tripp 2012: 125, 156-164).

264 Krafft-Ebing hatte auch optimistische Zukunftsvisionen; siehe Kap. 5.5.3.3./S. 245.

oder einer Kulturidee durchmessen werden, aber es dauert lange bis eine entsprechende Tiefenwirkung erreicht wird“ (ebd.).

Dagegen würden „enge Räume“ als Beschleuniger der „Kulturentwicklung“ wirken. Dies lege daran, dass ein „Volk“ in kleinflächigen Gebieten, seine Umgebung schneller kennenlerne, seine Bevölkerungszahl verdichte und somit einen größeren Organisationsgrad benötige. Die „Kulturelemente“ würden schneller zur Wirkung gelangen und aufeinander einwirken, so dass eine „Frühreife“ ausgelöst werden würde. Darüber hinaus würden „enge Räume“ die Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit anderen Menschengruppen erhöhen, so dass „Kreuzung“ mit anderen „Rassen“ und der Austausch von „Kulturelementen“ an Geschwindigkeit und Intensität zunehme. Die Kehrseite bei solchen „Völkern“ wäre aber eben auch ein früher eintretender „schneller Verfall“. In städtischen Zentren offenbare sich dieser durch „enge Räume“ ausgelöster Effekt am deutlichsten, zudem stelle das klassische Griechenland ein Musterbeispiel dar (vgl. Steinmetzler 1956: 45f).

Auch Matthäus Much vertrat seit Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts die These, dass ein „enger Raum“ in seiner Vielfalt zu begrenzt wäre, um eine „scharf ausgeprägte Rasse“, welche auch noch wie die „Indogermanen“ die „Blüte der Menschheit“ darstelle, herausbilden zu können (vgl. Much 1885: 295).

Otto Ammon glaubte an eine „überlegene Rasse“ der „Arier“, welche in prähistorischen Zeiten nach Griechenland und Italien gelangt wäre, um „dunkelhaarige Urbevölkerungen“ zu unterwerfen, von nun an einen bevorrechteten Stand zu bilden, aber allmählich mit den Untertanen zu „verschmelzen“ (vgl. Lichtsinn 1987: 104f).

Matthäus Much führte die seit jeher existierende Uneinigkeit der „indogermanischen Völker“ auf die „Zerrissenheit“ der geographischen Gegebenheiten zurück. Durch diese wären Bedingungen vorgefunden worden, welche bewirkt hätten, „daß weder in Griechenland noch im Westbaltenlande jemals eine Hand stark genug war, die auf ihre Selbständigkeit bedachten Stämme, das ganze, an sich doch einheitliche Volk auch zu einem einheitlichen Reiche dauernd zusammen zu fassen“ (Much 1904: 414). Hierin liege der auslösende Faktor, „daß sich die Stämme in ihrer Gesamtheit ablösten, in die Welt wanderten und neue Völker bildeten, in denen sich niemals das Bewußtsein erhalten hat, daß sie Brüder seien, die aus einem Vaterhause gezogen sind“ (Much 1904: 414).

Die Aristokratie als „indogermanischer Bestandteil des Volkes“ hätte in Athen im Laufe der Jahrhunderte nicht nur staatliche Funktionen verloren, sondern auch durch Kriege und innere

Streitereien zahlenmäßig stetig abgebaut. Im Jahr 404 v. Chr. hätte sich dann gar der von der Demokratie zur Beseitigung innerer Kämpfe eingesetzte Ausschuss angemaßt, 1500 der vornehmsten und reichsten Bürger zu töten. Ebenso wären zahlreiche „hervorragende“ Staatsmänner, Gelehrte und Künstler zur Flucht gezwungen worden und teilweise an ihre Stelle wie im Römischen Reich „Sklaven“ gerückt, welche nun nicht mehr bloß als „Ackerknechte und Hausgesinde“ eingesetzt worden sind. Stattdessen wären von diesen nun berufliche Positionen als „feinere Handwerker“, Privatsekretäre, Erzieher und Lehrer, Schreiber, Künstler sowie Ärzte eingenommen worden. Much ging von einer Überlagerung der „Indogermanen“ bzw. „echten Griechen“ von der „Schichte der Athener“ aus, wodurch sich die „Halbbürger“ (Metöken) herausgebildet hätten. Gegenüber den Sklaven und „Ureigeborenen“ hätten diese beiden Gruppen numerisch eine absolute Minderheit dargestellt. Während Kriegswirren und Aufständen hätten sich die Sklaven mit Griechinnen fortgepflanzt. Auch die „arge Vermischung mit Kleinasiaten, Syrern, Phöniziern, Ägyptern“ (Much 1904: 358) habe „trotz des aristokratischen Bewußtseins der herrschenden Klasse“ (ebd.) schon frühzeitig stattgefunden. Auch in den Kolonien habe eine solche „Entartung“ auf Athen zurückgewirkt. Besonders die „kleinasiatischen Jonier“, welche sich nach ihrer Auswanderung „fremde Frauen“ genommen hätten, finden hierbei Erwähnung (vgl. Much 1904: 256ff, 356ff, 417).

Auch die „indogermanischen Griechen“ wären in ihrer „neuen Heimat“ auf „fremdrassige Bewohner“ in einer „von fremden Lebenskeimen erfüllten Atmosphäre einer anderen Welt“ (Much 1904: 412) gestoßen, welchen „allmählich“ das Bürgerrecht zugestanden worden wäre, was die Auflösung der hellenischen Kultur zur Folge gehabt hätte:

„[...] infolge dessen die gesetzlichen oder doch klassenmäßigen Schranken gegen die leibliche Vermischung der bisherigen Beherrscher mit den Beherrschten fielen, war bald nach ihrer Einwanderung die Schifffahrt schon so entwickelt, daß sie bei der ohnehin sehr großen Nähe der semitischen und hamitischen Kulturländer allen guten und schlechten Einflüssen von diesen Seiten her ausgesetzt waren, und als die Phöniker den geistigen und materiellen Austausch beschleunigten und endlich die Griechen selbst als äußerst tätiges Handelsvolk diesen Völkerverkehr vermittelten, waren sie allen Einwirkungen von außen schrankenlos preisgegeben. Das sehen wir deutlich in der Kunst und im Götterhimmel und in der leiblichen Beschaffenheit der Neugriechen. Ein langsames und unrühmliches Vergehen war die Folge“ (ebd.).

Der „raschere Verbrauch“ der nur kurze Zeit „angesammelten Kräfte“ bei den sich „körperlich und geistig“ früher entwickelnden „Völkern“ Südeuropas wäre bei den „Spartanern“ durch eine Art „Abhärtungsprozess“ aufgehalten worden, welcher durch gymnastische Übungen, frühzeitigen militärischen Drill, „Entbehungen aller Art“ und „äußerst strenge gemeinsame Zucht“ gekennzeichnet gewesen wäre. Doch auch die Anzahl der „indogermanischen Spartiaten“ mit ihrer „Stammesüberlegenheit“ und „edlen Herkunft“ hätte sich durch die Ablehnung der Aufnahme neuer Bürger, kontinuierlichen Kriege und aufgrund des im Zuge von Sklavenaufständen gezeugten Nachwuchses dermaßen verringert, dass ein „nicht-indogermanisches“, einem „willenlosen Herdenvolk“ zugehöriger „Bestandteil“ gegenüber der „Aristokratie“ die Oberhand gewonnen hätte (vgl. Much 1904: 352f, 357f).

Auch in Ludwig Woltmanns grundlegendem theoretischem Werk *Politische Anthropologie* kommt die „kriegerische Menschenzucht“ Spartas zum Ausdruck, welches letztlich aufgrund von Bevölkerungsmangel zugrunde gegangen wäre. Im Gegensatz zum „athenischen Staat“, welcher aus „Klassenkämpfen“ (auch „Kämpfe nach innen“) hervorgegangen wäre und sich lediglich „im Kampf nach außen“ verfestigt hätte, sei der „spartanische Staat“ größtenteils aus „Rassenkämpfen“ (auch „Kämpfe nach außen“) herausgebildet worden. In Rom wären beide „Entstehungsgründe“ gleichsam zur Wirkung gelangt (vgl. Woltmann 1936a: 263f, 273, 318).

Allgemein wäre es für die Staatengeschichte von entscheidender Bedeutung, ob beim „kriegerischen Zusammenstoß und der nachfolgenden Verschmelzung der Stämme und Nationen zu einem gemeinsamen Staate gleichwertige oder ungleichwertige Rassenelemente zusammenkommen“ (Woltmann 1936a: 273). Käme es dabei zur Unterwerfung von „Stämmen“ als „Glieder derselben Rasse“, würden sich „anfängliche Rechtsunterschiede“ mit größerer Geschwindigkeit und Leichtigkeit angleichen und eine „nationale Gemeinschaft“ mit einem machtvollen, demokratisch gesinnten Staatswesen entstehen „als bei der Vereinigung von andersrassigen Stämmen“ (ebd.). Bei der letzteren bliebe selbst bei gesetzlichen Reformversuchen die durch „anthropologische Unterschiede“ hervorgerufene rechtliche Ungleichheit fortwährend erhalten. Die „begabteren Rassenelemente“ würden dabei über eine „wirtschaftliche und geistige Überlegenheit“ verfügen, welche in „tatsächlichen politischen Vorrechten“ münde. Hierin liege auch die Ursache für kontinuierliche Aufstände, Revolutionen und „innere Kriege“ in „solchen Staaten“ (vgl. Woltmann 1936a: 273f).

Dabei wird die „spartanische Eugenik“ mit der Behauptung, „daß die Germanen eine physische Auslese unter den Neugeborenen ausübten und Feiglinge, Ehrlose und Verräter töteten“ (Woltmann 1936a: 263) auch in die „deutsche Nationalgeschichte“ übertragen.

Matthäus Much weitete diese Degenerationstheorie auf die „vorderasiatischen Kulturvölker“ und die „Inder“ aus, welche „auch viel Negerblut“ aufgenommen hätten. Zudem erwähnte er in diesem Zusammenhang die „Juden“, welche nach ihrer zweiten „Versetzung“ nicht mehr in ihren Herkunftsort zurückkehrten. Dieser Vorgang erinnere an den Hellenismus, welcher auf der „Blüte“ seiner Kultur „durch Mischung mit tiefer stehenden Rassen zugrunde gegangen“ (Much 1904: 356) sei, was schon einem römischen Geschichtsschreiber aufgefallen wäre:

„Die Griechen, deren Kultur sich zur höchsten Blüte der Menschheit entwickelt hatte, sind als Staat und Volk zu Grunde gegangen, weil sie nur die herrschende Klasse bildeten, die z. T. durch die steten Kriege und die inneren Kämpfe aufgerieben wurde, z. T. durch Vermischung mit der beherrschten Klasse und mit orientalischem Zuzuge die angestammten Eigenschaften hat, denen sie ihre Herrschaft und ihre Kulturhöhe verdanken. Die Griechen sind zu Grunde gegangen, weil sie aufhörten, Indogermanen zu sein, was schon Livius erkannt hat, indem er sagte: ›in Syros, Parthos, Aegyptios degenerarunt‹“ (ebd.).

Bereits 1865 betonte Sacken, dass trotz der Vermittlung der „höheren Cultur“ durch die römische Herrschaft, die „nördlicheren Völkerschaften [...] ihre Eigenthümlichkeit in Sitte und Leben [bewahrt und] durch ihr lebenskräftiges Aufstreben dem siechenden Römerthum den Untergang“ (Sacken 1865: 11) bereitet hätten.

Matthäus Much rückte dagegen die weniger auf bildende Künste spezialisierten „ursprünglichen Römer“ in eine verwandtschaftliche und somit für ihn auch geistige Nähe zu den „Indogermanen“. Das Reich der „alten indogermanischen, staatsgründenden Adelsgeschlechter“ wäre zu Beginn von „indogermanischem Geist“ gewesen, jedoch allmählich durch die „Vermischung mit fremden Rassen“ zugrunde gegangen. Diese wäre durch den Aufstieg der unterjochten „Ureinwohner“ von „mittelländischer Rasse“ und dem Vordringen von „Üppigkeit und Charakterlosigkeit“ aus dem „Orient“ in die Wege geleitet worden. Zwar wäre dieser Vorgang durch die Fortpflanzung der „ältesten Römer“ mit „indogermanischen Nachbarn“ und auch später noch mit den „gallischen“ und „germanischen Völkern“ deutlich langsamer von statten gegangen als im antiken Griechenland, doch wären die „indogermanischen“ römischen „Adelsgeschlechter“ nach und nach durch Aufstände, Kriege und die Freilassung von Sklaven der „Ausrottung“ preisgegeben worden. Selbst mit bevölkerungspolitischen Maßnahmen sei dieser „Rassenverfall“, welcher im Zusammenbruch des weströmischen Kaiserreiches gemündet hätte, nicht mehr aufzuhalten gewesen:

„[...] als die letzten Römer während der Kaiserzeit erlegen waren, war auch der letzte Rest indogermanischen Blutes erstorben. Die Rassenentartung zeigt sich hauptsächlich darin, daß auch die Römer fremde Religionen aufnahmen, die ägyptische Isis und den orientalischen Mithra, ein Beweis, daß die eigenen Götter keinen Wert mehr hatten. Willig, wie echte Orientalen ließen sie sich nun von der fremden abenteuerlustigen Soldateska aus den niedrigsten Ständen hervorgegangene Despoten, den einstigen Schafhirten Diokletian, den Rinderhirten Galerius, den Schweinehirten Maximus, alle drei illyrischer Herkunft, den syrischen Gaukler Phillippus als Herrscher aufdrängen. Es gab keine Römer mehr“ (Much 1904: 359f).

Die Künste und die „Wissenschaftspflege“ wären nun „erstorben“, so dass „politische Ohnmacht“ sowie „geistige Öde“ Einzug halten konnten. Notgedrungen hätten Entlehnungen aus der byzantinischen Kunst stattgefunden, um den an die Kunst gerichteten Anforderungen des Christentums gerecht zu werden. Doch hätten „Germanen“ diesem Zusammenbruch ein Ende gesetzt und das Blatt gewendet:

„Erst als durch die in Italien angesiedelten germanischen Scharen abermals indogermanisches Blut in das italienische Volk zufloß, begann ein neuer Aufschwung“ (Much 1904: 360).

Die „ostgotischen Langobarden“ wären bei ihrem Eroberungszug in Italien zwar noch „untergegangen“, haben aber dennoch ihre Spuren in der Architektur und in der hohen Anzahl langobardischer Namen bei „Fürsten- und Adelsgeschlechtern“, Priestern, Künstlern und Dichtern hinterlassen, welche sich bis in die Renaissance-Zeit erhalten haben.

Laut Much wäre seit der „nordischen Steinzeit“ der Einfluss von mit „keckem Wagemut“ ausgestatteten, in den Süden ziehenden „Scharen“ ausgegangen, deren Auswanderungen einem ständigen „Aufsaugungsprozess“ unterlegen wären:

„[...] wie später die Goten, Vandalen, Sueben, Franken, Langobarden, Normannen in den Kämpfen erliegen mußten oder von der Überzahl der Landesbewohner aufgesaugt wurden, so ist seine geringe Nachhaltigkeit leicht erklärlich; sie stimmt in vortrefflicher Weise mit den somatischen Eigenschaften der Bevölkerung dieser südlichen Länder, die nur in ihren nördlichsten, den Einbrüchen der Nachbarn zugänglicheren Teilen, in Frankreich und Oberitalien, die Spuren indogermanischer Beimischung deutlich erkennen läßt “ (Much 1904: 55).

6 Die „Rassisierung“ des „Judenproblems“

Der an der Universität Leyden, einer damaligen Hochburg protestantischer Wissenschaft, tätige Universitätsprofessor Georgius Hornius (1620-1670) schuf in seinem Buch *Arcae Noae, sive historia imperiorum et regnorum a condito orbe ad nostra* aus dem Jahr 1666 eine für die späteren Rasseneinteilungen richtungsweisende Theorie. Zwar fehlte noch die Bezeichnung „Rasse“, doch wurde bereits die *Noahlegende* mit der Hautfarbe verknüpft. Dabei wurde, gemäß der biblischen Autorität, an der monogenistischen Sichtweise festgehalten und alle Menschen als die Abkommen der drei Söhne Noahs: Japhet, Sem und Ham, angesehen. Die Nachkommen des Letzteren, die „Hamiten“, traf mit der Verfluchung ihres „Ahnherrens“ durch dessen Vater ein besonders hartes Los,²⁶⁵ wodurch sich ihre Haut „schwarz“ gefärbt hätte. Bei den „Semiten“ handle es sich um die „gelben Asiaten“, welche später zumeist die „Mongoliden“ genannt wurden. Die „Japhetiten“ dagegen würden die „weißen Europäer“ darstellen (vgl. Borst 1995: 1305ff; Geiss 1988: 147f; Poliakov 1977a: 155f).

Wie an dieser richtungsweisenden Entstehungsgeschichte deutlich wird, unterliegen auch Rassentheorien, ähnlich wie Nationalisierungsprozesse der Mythenbildung, wobei der Begriff *Mythos* als „unwahre Erzählung“ aufzufassen ist, welcher in semantischer Opposition²⁶⁶ zur Wirklichkeit gesehen werden kann, wenn auch diese selbstverständlich ihrerseits keine absolute Richtigkeit für sich beanspruchen kann. Platon (428/27-348/47 v. Chr.) kennzeichnete bereits den Mythos als eine „Lüge“, aus welcher der Staat seinen Nutzen ziehen kann, so dass die Mythenbildung tief in die Politik eindringen kann. Schon bei den frühchristlichen Denkern wurde der Mythos so zu einem Kampfbegriff, um jegliche „heidnische“ Vorstellungen als vernunftwidrig und verlogen zu stigmatisieren. Letztlich handelt es sich beim Mythos um eine aus Erzählungen bestehende Illusion, wobei „aus einem wie auch immer motivierten Interesse heraus“ (Dörner 1995: 19), der Versuch unternommen werden kann, solche künstlichen Gebilde zu enttarnen. Dabei kann der Wahrheitsgehalt von Mythen nicht weiter ernst genommen werden, dennoch können sie auf die Empfänger eine faszinierende Wirkung ausüben.

265 Da Ham laut Altem Testament den Genitalbereich seines Vaters Noah versehentlich sieht, werden er und seine Nachkommen für alle Zeiten verflucht.

266 Unter *Semantik* ist die Lehre zu verstehen, welche sich mit dem Sinngehalt der Elemente von Zeichensystemen befasst (vgl. FWL 1987: 686f).

Aus meiner Sicht ist jedoch nicht grundlegend zwischen Mythenbilder und Rezipient zu unterscheiden, vielmehr benötigt jeder Verfasser oder Weiterleiter eines Mythos verschiedene Quellen, gleichgültig wie diese beschaffen sind und ob er diese angibt oder nicht, um seine Gedanken zu schaffen und in Worte zu fassen. Somit wird aus dem einstigen Empfänger ein Mythenbilder, egal in welchem gesellschaftlichen Umfeld und in welcher Form dies passiert, es sei denn er ist stumm, kann nicht schreiben und sich auch sonst nicht mitteilen. Bei Matthäus Much verwischt die Grenze zwischen Empfänger und Mythenbilder. Sicher hat er den „arischen“ Mythos genauso wenig erfunden wie die Rassenanthropologie.

Für Österreich ist in der Dichtung seit den Aufständen von 1848 eine nationale Verengung zu spüren, nach welcher aus den „Völkern“ der Habsburgermonarchie, ein „Volk“, die „Deutschen Österreichs“, ausgewählt wurde. Dabei wurde die Geschichte anderer Bevölkerungsgruppen, welche diesen „Deutschen“ zu folgen hätten, verklärt; deren Leistungen nun als ein bloßer Abklatsch der „Leitkultur“ angesehen. Gerade in der *Singularisierung* der angeblich „minderwertigen Völker“, wie z.B. der „Russe“ oder der „Jude“, wird die Feindseligkeit offensichtlich. Aus unterschiedlichen Mentalitäten werden Vorurteile geschaffen, welche das Individuum stigmatisieren sollen. Im Zuge des „Kulturkampfes“ wurde diese Polemik ideologisch und damit auch symbolisch aufgeladen, wobei der „Norden“ als der große Sieger bei der „Germanisierung“ Österreichs erscheinen sollte. Dabei kam es zu symbolischen Inszenierungen, um auch die kulturelle Vormachtstellung zu untermauern. Solche Gedankengänge schlugen „sich unter anderem in Verhaltensmustern, Kleidungs-codes, Umgangsformen, der Art und Weise wie Feste gefeiert werden etc., etc.“ (Schmid 1986: 83) nieder, welche soziokulturell verbindend und gleichzeitig differenzierend wirken konnten. Der Fortschritts-gedanke konnte durchaus in dieses Hegemonialkonzept eingebunden werden, schließlich tat man den „minderwertigen Völker“ ja nur „Gutes“, indem deren „Entwicklung“ gefördert würde (vgl. Schmid 1986: 82ff).

Jörg Wiwjorra hat zwar einerseits betont, „daß die Idealisierung des germanischen Altertums eines negativen Feindbildes bedurfte und ohne ein solches nicht zu denken ist – ob in Gestalt der Romanen, der Kelten, der Slawen oder eben der Juden“ (Wiwjorra 2006: 279), um ein rassistisches Überlegenheitsgefühl herzustellen, mit welchem auch eine Vielzahl von antisemitischen Agitatoren, wie beispielsweise Wilhelm Marr oder, wie in Kürze beschrieben wird, auch Eugen Dühring ihre vornehmlich auf die Gegenwart bezogenen Hetzschriften an gewissen Stellen unterlegten; andererseits aber festgestellt, dass der Antisemitismus bei völkischen „Germanenforschern“ gegenüber dem Antiromanismus oder dem Antislawismus

eine meist nur marginale Rolle einnahm. Gerade der „vorzeitliche Kampf“ der „Germanen“ gegen die römischen Armeen oder die „slawischen Konkurrenten“ bei der Besiedlung der „Heimaterde“ wurde jedoch häufig in antisemitische Pamphlete übernommen, so dass in diesen ein Konglomerat aus mehr oder weniger rassentheoretisch verankerten Feindbildern seinen Ausdruck finden konnte. In diesen konnte das „Germanentum“ mit Leichtigkeit dem „Judentum“ gegenübergestellt werden, während „Juden und antisemitische Äußerungen in der übergroßen Mehrzahl der Darstellungen zum germanischen Altertum keine oder nur eine geringe Rolle“ (ebd.) spielen.

Auf Grundlage der im zeitgenössischen Kontext virulenten manichäischen, „rassisch“ aufgeladenen Gegenüberstellung von „Germanen“ bzw. „Ariern“ zu den „Juden“ bzw. der „semitischen Rasse“, „könnte gleichwohl manchem völkischen Altertumsforscher unterstellt werden, er habe die Judenfeindschaft gleichsam ›mitgedacht‹, auch wenn er selbst kein antisemitisches Feindbild bediente. Auch aufgrund der starken personellen und organisatorischen Vernetzung der völkischen Bewegung, wie auch wegen der argumentativen Verwebung des völkischen Thesengebäudes lassen sich die Vertreter völkisch-germanischer und antisemitischer Positionen nicht eindeutig auseinanderhalten“ (Wiwjorra 2006: 279f).

Dabei können „völkisch-germanische wie antisemitische Positionen unter einem gemeinsamen rassenideologischen Vorzeichen“ (Wiwjorra 2006: 280) gestanden haben und individuell ausgelegt worden sein, was sich in der Wahl ihrer Themenschwerpunkte, in ihrer Wortwahl oder in ihrem sozialen Umfeld äußern kann.

Antisemitische Inhalte werden in vielen Schriften nicht konkret, sondern über eine metaphorische Zeichensprache vermittelt, wobei die Deutung von Details dem lesenden Publikum überlassen werden.

Matthäus Much hatte weitgefächerte Kontakte. Er kannte antisemitische Agitatoren und völkische „Germanenforscher“. Daneben verfügte er aber auch über eine Vielzahl an Kontakten zu ernstzunehmenden Wissenschaftler u.a. im internationalen Rahmen, wie sein von Erwin Windischbauer bearbeiteter Nachlass an Briefen belegt. Auf der anderen Seite bewunderten ihn aber auch die selbsternannten „Ariosophen“, Guido List und Adolf Lanz, welche getrost in die Kategorie „Spinner“ gesteckt werden können, da ihre Schriften auch für die damalige Zeit jeder rationalen Grundlage entbehren.²⁶⁷

267 siehe Kap. 4.6/7.7.2 (S. 410-416, 419-427)

Bezüglich des „Arier“-Mythos ist also gerade im urgeschichtlichen Rahmen festzustellen, dass seine Wurzeln eindeutig in symbolträchtigen Erzählungen zu suchen sind, wenn auch mitunter versucht wurde, sich dieser zu entledigen und sie mit naturwissenschaftlich argumentierenden rassenanthropologischen Kriterien zu ersetzen. Zumindest sollte auf diese Weise dem mythologischen Gehalt eine weitere Argumentationsschiene zur Seite gestellt werden, um den Mythos rationaler erscheinen zu lassen. Für Matthäus Muchs Werk lässt sich belegen, dass die offen mythologischen Quellen in seiner langwährenden Schaffensperiode zunehmend gegenüber rassentheoretischen Ansätzen ins Hintertreffen geraten. Die für Muchs geistigen Horizont durchaus relevanten antijüdischen Mythen reichen dabei teilweise weiter in die Vergangenheit zurück, als so manche Elemente seiner Theoriegebilde, welche er in einer „germanischen“ oder gar „indogermanischen Kontinuität“ gesehen hat.²⁶⁸

Der aus Polen stammende Jude M. Zalkind-Hourwitz (1751-1812) machte sich bereits im Jahr 1789 Gedanken darüber, wie die Juden in Frankreich ein glücklicheres Leben führen und auch für die nichtjüdische Bevölkerung an Nützlichkeit gewinnen könnten (vgl. Poliakov 1983: 244f).

Dabei findet, neben der jüdischen Ablehnung von Werten wie „Tapferkeit“ und „Brutalität“, ein divergierender „Ehrenstandpunkt“ Erwähnung:

„Sie sind der Meinung, daß der Edelmann ruchlos ist, der seine Schulden mit Stockschlägen bezahlt, und nicht der Jude, der die Schläge erhält. Sie hegen schließlich die Überzeugung, daß die Gewandtheit im Fechten kein Beweis für Tapferkeit, noch diese Tapferkeit ein solcher für Ehrbarkeit ist. Man muß zugeben, daß man sich dieser Vorurteile der Juden nicht zu schämen braucht, wenn man in Erwägung zieht, daß die berberischen Seeräuber sehr schlechte Fechter, sehr tapfer und sehr unredlich sind ...“ (Zalkind-Hourwitz nach Poliakov 1983: 63).

In der Aufklärungszeit wurde die jüdische Bevölkerung auch schon als eine eigene, „ganz besondere Menschenrasse“ aufgefasst, um sich von den religiösen Vorurteilen zu lösen und den Juden Hass auf ein scheinbar rationales wissenschaftliches Fundament zu stellen. Christoph Meiners zählte zwar die „Juden“ zu den „morgenländischen“ und den „kaukasischen Völkern“, doch nahmen sie dort aufgrund ihrer, durch „Sinnlichkeit“, „unersättliche Raubgier“ und „kalten Mordlust“ gekennzeichneten „Triebhaftigkeit“, „Gefühlslosigkeit“,

²⁶⁸ siehe Kap. 5/6 (jeweils gesamt)

Ruhebedürftigkeit, „Träg“- und „Feigheit“ und „eckelhafte Unreinlichkeit“ den „untersten Platz“ auf einer imaginären Stufenleiter ein. Allerdings stünden sie „vor“ den „Mongolen“ und „Negern“, welche noch „minderwertiger“ wären. Der Kraniologe Friedrich Blumenbach verpasste den „Juden“ bereits 1790 eine eigene, angeblich nur für diese „typische“ Schädelbildung. In einem Nachtrag des preußischen Rechtsanwalts Carl Wilhelm Friedrich Grattenauer (1773-1838) zu seiner hetzerischen Flugschrift *Wider die Juden. Ein Wort der Warnung an alle unsere christliche Mitbürger* aus dem Jahr 1803, behauptete er, Gott habe die „Juden“ mit einem spezifischen „Gestank“, so mancherlei „Erbübeln“, versteckten Krankheiten und außerdem „ekelhaften Gebrechen“ bestraft (vgl. Poliakov 1983: 158f, 260; Wippermann 2005: 76).

Die frühen deutschen Nationalisten Ernst Moritz Arndt, Johann Gottlieb Fichte und „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn proklamierten schon die „Reinheit“ der „Nation“ und schlossen bereits Juden und „Zigeuner“, unter dem Verweis auf ihre „orientalische Herkunft“, von der „germanisch-deutschen Blutsnation“ aus, auch wenn diese schon seit Generationen im deutschsprachigen Raum lebten. Im Jahr 1842 fand dieser Ausschluss im *ius sanguinis*, also einem „Blutsrecht“, welches nach einem nationalisierten Abstammungsprinzip entworfen wurde, seinen Niederschlag. Sinti und Roma bzw. Juden wurden nun in Deutschland gesetzlich als „fremdblütig“ eingestuft und konnten somit nicht mehr Teil der „deutschen Abstammungsgemeinschaft“ und „Kulturnation“ werden (vgl. Wippermann 2005: 135).

Der aus der Sprachwissenschaft eingeführte Begriff „arisch“ als Gegensatz zu „semitisch“ erlangte bei der Kategorisierung von „Rassen“ eine weitaus größere Bedeutung als die Begriffe „indogermanisch“ oder „germanisch“. Die Übertragung des Begriffs „arisch“ von der Sprachwissenschaft in die *Rassenlehre* wurde gerade von Sprachwissenschaftlern wie beispielsweise Christian Lassen, Adolphe Pictet, Ernest Renan und Max Müller gefördert, wenn auch die letzteren beiden über mancherlei Resultat dieser Entwicklung keineswegs glücklich waren. Zwar kritisierten sie später die Anwendung der Begrifflichkeit der „arischen Rasse“ als Gegensatz zu einer „semitischen Rasse“ in den anthropologischen Disziplinen, doch ließ sich die von ihnen losgetretene Entwicklung nicht mehr aufhalten und fand nun weite Verbreitung (vgl. Poliakov 1977a: 224, 233; Mosse 2006: 165; Poliakov 1987: 116; Römer 1989: 125; Young 1968: 147).

Dennoch hatten gerade diese beiden miteinander befreundeten Sprachwissenschaftler, Renan und Müller, die Theorie geschaffen, welche es ermöglichte, die „Arier“ als „Rasse“ zur

Antriebsfeder der Weltgeschichte zu erheben (vgl. Poliakov 1977a: 233, 300; Poliakov 1987: 115f).

Ernest Renan (1823-1892) hat in seinem berühmten Werk *Vie de Jésus* (1863), welches schon im darauffolgenden Jahr als *Das Leben Jesu* in deutscher Sprache veröffentlicht wurde, den „Orientalen“ vom „abendländischen Menschen“ unterschieden, was laut Victor Klemperer (1881-1960) auf folgende Weise geschah:

„Dem Orientalen gleiten Traum und Wahrheit, bildliche und tatsächliche Aufrichtigkeit anders ineinander als dem abendländischen Menschen, man darf ihn nicht Betrüger schelten, wenn er tut, was bei einem minder phantasiestarken Menschen Betrug wäre. Und sollte Jesus doch zu einigen Täuschungen wissentlich sich hergegeben haben, so war dies ein Zwang und eine tragische Schuld seiner Lage: wenn er seine Sendung erfüllen, wenn er veredelnd wirken wollte, so mußte er dem Volke als Messias gelten, und der Messias musste eben Wunder tun“ (Klemperer 1926: 188).

Renan verhielt sich, schon vor der Abfassung seines Hauptwerkes, zustimmend zu Joseph Arthur de Gobineaus Rassenwerk und wurde seit 1853 häufig neben dem Grafen als „Begründer einer Geschichtsphilosophie auf rassistischer Basis“ (Young 1968: 138) gepriesen. Auf seiner Suche nach unumstößlichen, allgemeingültigen Wahrheiten in der Geschichte, welche Renan glaubte, „wissenschaftlich“ belegen zu können, muss er auch auf die Idee einer „Abstammung aus sich selbst“ gestoßen sein. Mit dieser Vorstellung einer Selbstzeugung hatten bereits die deutschsprachigen Humanisten ihrem „Germanien“ als Phantasiegebilde seine Einzigartigkeit verliehen, Renan übertrug sie nun auf die Sprache, deren Genese lediglich auf ihren eigenen Wurzeln beruhe.

Die Grundlagen seiner Ideenwelt bezüglich des „Ariers“ schöpfte Renan aus den Gedanken deutscher Denker, wie Wilhelm Schlegel oder Jakob Grimm, welche er theologisch unterwanderte. Aus der Verschiedenheit der semitischen und indoeuropäischen Sprachen wurde auf eine absolute „rassische“ Unterschiedlichkeit ihrer Sprecher geschlossen. Renan verwandelt eine philologische Unterscheidung zu einer historischen und betonte, „dass beide Rassen keinen gemeinsamen Ursprung haben können“ (Young 1968: 139). Trotz seiner Aufstellung einer Rassendichotomie in „Arier“ und „Semiten“ hielt er als Vertreter eines sprachlichen Polygenismus, an anderer Stelle, womöglich aufgrund seiner katholischen Kinderstube, am einheitlichen abstammungsgeschichtlichen Ursprung dieser beiden Kategorisierungen fest. Allerdings schrieb er beiden „Rassen“ divergierende kulturelle

Potentiale zu, welche mit den Attributen „Greisenhaftigkeit“ und „Jugend“ umschrieben werden können. Während die „Semiten“ ihre „welthistorische Mission“ mit der Errichtung des Monotheismus abgeschlossen hätten und nun als „Volk“ bereits „herabgekommen“ wären, handle es sich nun bei den „Ariern“ um das „auserwählte Volk“. Die „arische Rasse“ habe sich nach Jahrtausenden, welche von Mühsal geprägt waren, mit der „Zivilisation“ zur „Herrin der Welt“ erhoben, von welcher künftig allein das Schicksal der gesamten Menschheit maßgeblich abhängen werde (vgl. Poliakov 1977a: 234f; Young 1968: 138-143).

Als Philologe, Historiker und Orientalist zog Renan durch die angebliche „Einförmigkeit der semitischen Sprachen [...] sprachpsychologische Rückschlüsse auf die semitische Mentalität“ (Young 1968: 139). Die „Semiten“ setzte Renan allerdings nicht mit „Juden“ gleich, über welche er sehr widersprüchlich urteilte und seine Meinung, wie auch bei der Frage nach Mono- oder Polygenismus, immer wieder änderte. Er hat dabei das „Judentum als Rasse“ vom „Judentum als Religion“ abgegrenzt. Lediglich im Altertum habe zwischen diesen beiden Komponenten Einheit, in Form von einer „ursprünglichen Nationalreligion“, geherrscht. Dabei wäre das Judentum, während der babylonischen Gefangenschaft und insbesondere im Verlaufe des griechischen und römischen klassischen Altertums „von andersrassigen Elementen durchsetzt“ (Young 1968: 140) worden. Auch wäre es zu Bekehrungen von „Galliern“ und „Chazaren“²⁶⁹ gekommen. Das „moderne Judentum“ stelle somit „kein ausgesprochen rassisches Phänomen“ dar.

Dabei wurde von Renan eine Unterteilung des „semitischen Geistes“ in eine hebräisch-mosaische und in eine arabisch-islamische Form vorgenommen. Den Maßstab zu diesem „semitischen Geist“ liefere der „Araber“ und nicht der „Jude“. Ein solcher „Semit“ sei fast ausschließlich negativ zu beurteilen, was auf seinem stärker ausgeprägten Egoismus beruhe. Wie das von ihnen geschaffene Alte Testament wären aber auch die gläubigen Juden durchweg religiös dogmatisch und intolerant. Ihr Provinzialismus beruhe auf das Fehlen jeglicher schöpferischer Vorstellungskraft. Ihre „zivilisatorische Einförmigkeit“ wäre ein Anzeichen für eine sich erst spätzeitig durch „Nachahmung“ entwickelte „Zivilisation“. Sowohl in der Politik als auch in der Philosophie und Wissenschaft hätten die „Semiten“ gegenüber den „Ariern“ bzw. „Indogermanen“ keinerlei Verdienste vorzuweisen. Dennoch zählte er die „Semiten“ gemeinsam mit der „indoeuropäischen Rasse“ der „Arier“ zu den „großen Edlerrassen“, den

269 Bei den *Chasaren* handelte es sich um einen aus dem Nordosten des Kaukasus stammenden „Turkstamm“, dessen Oberhaupt Khan Bulan (reg. 786-809 n. Chr.) Ende des 8. Jahrhunderts zum Judentum konvertierte (vgl. Haarmann 2012: 79ff).

grandes races nobles, welche er, aufgrund ihrer gemeinsamen Abstammung, den „wilden Rassen“ gegenüberstellte (vgl. Mosse 2006: 164; Poliakov 1977a: 234f; Young 1968: 141ff).

Lediglich die Religion und Teile der durch Handel erlangten „materiellen Zivilisation“ hätten die „keltischen“ und „germanischen Rassen“ von den „Semiten“ übernommen, wobei er auch die Schönheit und Außergewöhnlichkeit der Geschichte letzterer hervorhebt. Die „semitische“ geistig-schöpferische Tätigkeit beschränke sich „in der Hauptsache auf die Religion und deren Verbreitung“ (Young 1968: 141), während er der „indogermanischen Rasse“ philosophische Begabung und Rationalismus bescheinigt.

Die „Indogermanen“ wären in politischer Hinsicht den „Semiten“ in keinerlei Hinsicht zu Dank verpflichtet. Im Gegenteil, Renan stilisiert die „semitische Rasse“ zum „Feind der abendländischen Zivilisation“, die Vernichtung des „Semitentums“ sei die einzige zu leistende Bedingung, nach welcher sich die „abendländische Zivilisation“ ungestört entwickeln könne. Allerdings gestand er den „Semiten“ die Möglichkeit zu, diese „Ungleichheit“ zu überwinden. Dennoch handle es sich um einen *guerre éternelle*, einen „ewigwährenden Krieg“ (vgl. Young 1968: 141-144).

Jesus Christus habe die Intoleranz und den Dogmatismus des Alten Testaments reformiert. Das Christentum sei ein für alle Zeit gültiger Glaube, das Judentum lediglich in einem historisch abgeschlossenen Zeitabschnitt existent. Die „modernen Juden“ hingegen wären befähigt, einen bedeutenden Beitrag am Fortschritt der Menschheit zu leisten. Auch sah er „Rasse“ nicht unbedingt als den ausschlaggebenden Faktor für körperliche Merkmale. „Typenähnlichkeiten“ konnten unabhängig von der „Rassezugehörigkeit“ bestehen. Der „jüdische Typ“ war für Renan eher ein „Produkt sozialer Notwendigkeiten und aufgezwungener Lebensgewohnheiten“ (Young 1968: 144) als ein „Rassephänomen“. Dem „ethnologischen Element“ komme zwar für ur- und frühgeschichtliche Zeitabschnitte eine gewisse Bedeutung zu, doch schwinde diese mit dem „Fortschritt“ der „Zivilisation“. So gebe es beispielsweise zahlreiche „Israeliten“, welche in einer direkten Abstammungslinie zur einstigen Bevölkerung Palästinas stünden und dennoch „keine Spur semitischer Merkmale mehr aufweisen, weil sie von der modernen Zivilisation erfaßt wurden“ (ebd.), welche die Überlegenheit der „Rassen“ und den Untergang lokaler „Ursprünglichkeit“ bewirkt hätte (vgl. Mosse 2006: 164; Young 1968: 144).

Neben dem sozialen Milieu spricht Renan physikalischen Merkmalen eine bedeutende Rolle zu. Gemeinsam wären diese beiden Faktoren „die gestaltenden Kräfte der

Menschheitsentwicklung“ (Young 1968: 144), welche den Gegenpol zum angeborenen Einfluss der „Rasse“ bilden würden und manchmal sogar diesen Einfluss des „Blutes“ zu dominieren oder gar abzutöten scheinen. Der Monotheismus der „semitischen Rasse“ sei durch die „immense Einförmigkeit“ (*immense uniformité*) der Wüste hervorgerufen worden, „wohingegen eine andere natürliche Umgebung anderen Rassen ein verschieden geartetes Lebensgefühl eingab“ (Young 1968: 145).

Eine durch „Rassenmischung“ herbeigeführte „gesamtmenschheitliche Dekadenz“ hielt Renan im Gegensatz zu Gobineaus Kulturpessimismus für ein Ding der Unmöglichkeit. Zwar bezweifelte er nicht die Existenz von „Erobererrassen“, doch würden diese nicht zwangsläufig zu Dekadenz und damit zu dem von Gobineau prophezeiten Untergang führen. Im Gegenteil handle es sich bei den „bedeutendsten europäischen Ländern“ weitgehend um ein Produkt aus „rassischer Vermischung“. Auch die Spuren der im 5. Jahrhundert über Frankreich einhergegangenen „germanischen“ Eroberungen wären bereits im 10. Jahrhundert beseitigt gewesen. Der Unterschied zwischen Bauern und Adeligen sei von ausschließlich sozialer und somit nicht „rassischer Natur“ (vgl. Young 1968: 140-146).

Im Alter löste sich Renan vom Gedanken einer exklusiven „Rassenaristokratie“ im Sinne des *Gobinismus* und vertrat eine eher demokratische Sichtweise, nach welcher das Bürgertum als Urheber der gesamten „modernen Zivilisation“ dargestellt wurde (vgl. Young 1968: 143).

Der in Oxford lehrende Friedrich Max Müller (1823-1900), welcher vor allem als Max Müller zu Bekanntheit gelangte, stellte schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine evolutionäre Sprachstufenfolge auf, und zwar von den *family languages*, den „isolierenden“ Sprachen, über die darauffolgenden *nomad languages*, die innerasiatischen „turanischen“ bzw. „agglutinierenden“²⁷⁰ Sprachen, zu den „darüber“ liegenden *state languages*, „Semitisch“ und „Arisch-Indogermanisch“ (vgl. Römer 1989: 34, 117).

Bei Müller handelte es sich um einen Vertreter des „sprachlichen Monogenismus“, d.h. er ging von einer einzigen Ursprache der Menschheit aus. Außerdem war er spezialisiert auf Sanskrit (vgl. Römer 1989: 39, 55).

Zudem hat er von sprachwissenschaftlicher Seite her am meisten für die Verbreitung der Bezeichnung „Arier“ bzw. „arisch“ getan. Er machte von dieser exzessiven Gebrauch und empfahl sie nachdrücklich. Er hielt sie für passender als „indoeuropäisch“, „indogermanisch“,

270 *agglutinierend*: zusammengeballt, verklumpt, verklebt

„japhetisch“, „sanskritisch“ oder „mittelländisch“ (vgl. Poliakov 1977a: 224f; Römer 1989: 55).

Außerdem benutzte Müller schon in hohem Maße die Begriffe „arische“ und „indogermanische Rasse“, wobei er „Völker“ meinte, welche eine indoeuropäische Sprache sprechen. Er sprach dabei von einer „Civilisation der indogermanischen Rasse, jener Rasse, zu welcher wir und alle die größten Völker der Welt gehören“ (Müller nach Römer 1989: 65). Somit kann die Schlussfolgerung aufgestellt werden, dass es, trotz zahlreicher späterer Kritik aus den eigenen Reihen am Rassengedanken, „tatsächlich die Sprachwissenschaft [war], welche den Ariermythos geschaffen hat“ (ebd.).

Max Müller offenbarte seinen Martialismus, also einen kriegesischen Geist, welchen er in der „arischen Rasse“ verkörpert sah und an einen expansiven Drang nach Entdeckungen und Eroberungen koppelte. Bemerkenswert sind hierbei seine Vorträge am Londoner Royal Institute von 1859 bis 1861, in welchen „dem triumphalen Vordringen der Arier zum Nordkap und den Säulen des Herkules“ (Poliakov 1987: 116) an Denkwürdigkeit Tribut gezollt werden sollte. Durch ständige Kämpfe mit der „turanischen“ und der „semitischen Rasse“, aber auch aufgrund von internen Konflikten, wären die „Arier“ zu den „Herren der Welt“ emporgestiegen (vgl. Poliakov 1977a: 242, 416; Poliakov 1987: 116).

Als die Rassenlehren und der Antisemitismus im Zuge des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/1871 überhandnahmen, wollten die nach wie vor befreundeten Linguisten Müller und Renan diese zuvor von ihnen selbst geförderten Kategorisierungen rückgängig machen. Nun war es jedoch, da ihre Begrifflichkeiten von einer „semitischen Rasse“ und einem „arischen“ Mythos über die frühe rassenantisemitische und nationalistische Hetze bereits in breiteren Kreisen an Einfluss gewonnen hatten, bereits zu spät, so dass ihre Selbstkritik an ihren zuvor aufgestellten Rassenzuordnungen keinen Widerhall mehr finden konnte (vgl. Poliakov 1977a: 224, 233; Mosse 2006: 165; Poliakov 1987: 116; Römer 1989: 125; Young 1968: 147).

Nachdem das Elsass mit der Gründung des Deutschen Reiches annektiert worden war, sollte es auch „germanisiert“ werden. Hierzu wurde Müller an die Universität Straßburg berufen, um eine Vortragsreihe zu präsentieren. Obwohl auch außerordentlich patriotisch-nationalistische Ansichten in seiner Antrittsrede ihren Ausdruck fanden, tadelte er gleichzeitig „den ethnologischen Gebrauch sprachwissenschaftlicher Begriffe“ (Römer 1989: 125). Einen „übertriebenen Nationalismus“ geißelte Müller ebenso wie die „Herrschaft des Geldes“. Er

ließ verlauten, dass zu leicht vergessen werde, dass, wenn von „Arischen“ und „Semitischen Familien“ die Rede ist, der Grund für eine solche Einteilung ein rein sprachlicher sei. Folglich sei es unwissenschaftlich, die Begriffe „Arische Race“, „Arisches Blut“ oder „Arische Schädeln“ zu benutzen „und dann ethnologische Classifikationen auf linguistischen Grundlagen zu versuchen. Diese beiden Wissenschaften, Linguistik und Ethnologie, können ... gar nicht streng genug auseinander gehalten werden“ (Müller nach ebd.). Beide Wissenschaften sollten zuerst unabhängig voneinander „Völker“ und Sprachen klassifizieren, danach wäre es erst an der Zeit, Resultate miteinander zu vergleichen. Dennoch könne dann ebenso wenig eine Sprache als „dolichocephalisch“ oder ein Schädel als „arisch“ bezeichnet werden. Auch wenn Renan und Müller weder an die Existenz von „arischen Schädeln“, welche aussterben könnten, noch an die Wirksamkeit eines „arischen Blutes“, welches im „Versiegen“ begriffen wäre, glaubten, wurde eine solche Degenerationsparanoia weiterhin von zahlreichen Rassentheoretikern gefördert (vgl. Poliakov 1977a: 233, 235, 242f; Poliakov 1987: 116; Römer 1989: 125).

Die rassenbezogenen Begriffe von Ernest Renan und Max Müller bahnten sich ihren Weg durch Lexika und Schulbücher (vgl. Poliakov 1977a: 233), wobei in Frankreich und England der Ausdruck „Arier“ oder „Indoeuropäer“ in der Regel mit einer größeren Vorliebe verwendet wurde als im deutschsprachigen Raum (vgl. Poliakov 1977a: 225; Römer 1989: 53).

Dort fand stattdessen der Ausdruck „Indogermane“, in einer völkisch verengenden Sichtweise, eine größere Verbreitung, wobei über eine bis in urgeschichtliche Zeiten zurückreichende „Nationalgeschichte“, das „eigene Volk“ als von größtmöglicher „Reinheit“ geprägte „Edelrasse“ glorifiziert wurde.

Mit der Gründung des wilhelminischen Kaiserreichs erwuchs also das Bedürfnis einen zeitlich weit zurückreichenden nationalen Integrationsmythos weiter zu etablieren. Der „Indogermanendiskurs“ reichte zeitlich so weit zurück, dass es einem Laienpublikum mitunter schwer gefallen sein mag, sich mit ihm zu identifizieren, doch konnte der „Arier“-Mythos bei der „historischen Vertiefung“ des „Germanentums“ Pate stehen und verließ hierzu oftmals den wissenschaftlichen Boden, was u.a. „Gobineaus Rassenwerk“ im Deutschen Reich zum literarischen Durchbruch verhalf. Solche erfundenen „Traditionen“ benötigten Feindbilder, als

welche ihnen, neben den Franzosen, Engländern oder Italienern, auch die einheimische „jüdische Bevölkerung“²⁷¹ dienten (vgl. Bernbeck 1987: 29f; Mühlen 1977: 66f).

Zahlreiche der führenden Frührasenantisemiten bedienten sich schon damals eines idealisierten Germanenmythos, wie in der bereits erwähnten Schrift Wilhelm Marrs *Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum. Vom nicht confessionellen Standpunkt aus betrachtet* zum Ausdruck kommt. Auch Eugen Dühring, welcher bereits mit seiner Formulierung der „Judenfrage“ als „Rassenproblem“ die gängigen Klischeevorstellungen übertraf, stellte die Antisemiten als „nordische Germanen“ dar, welche sich gegen die „Asiatischen Israeliten“ betätigen sollten (vgl. Dühring 1881: 93).

Der Autor René de Lagrange veranschaulichte 1883 in der französischen Tageszeitung „Le Figaro“ die im Jahr 1871 in Paris einmarschierten preußischen Truppen mit Eisen und Stahl gepanzerten Körpern, aristokratischem, hellhäutigen Antlitz und rotblonden Haaren, wie es schon Tacitus beschrieben hätte. Diesen Soldaten wären langhaarige „israelische Bankiers“, also jüdische Finanzleute und Buchhalter mit langen Mänteln, in Gold gefassten Brillen, breitrempigen Hüten, länglichen Gesichtern, rötlichen, schmutzigen Bärten und gekräuselten Korkenzieherlocken wie Geier gefolgt, um das französische „Volk“ zu berauben. Edouard Drumont behauptete in seinem richtungsweisen antisemitischen Werk *La France juive* ebenfalls Augenzeuge gewesen zu sein wie die Adler den Geiern das Feld überlassen hätten (vgl. Poliakov 1977a: 320f).

Im Zuge des aufkommenden Antisemitismus wurde, vor allem wenn der Diskurs über Hetzkampagnen in populäre Kreise übergriff, die Begrifflichkeit „Semite“ auf die „jüdische Rasse“ eingeschränkt, so fehlte doch in Deutschland und Österreich eine genügend große muslimische Gemeinde um als wirksames Feindbild in der Tagespolitik und im Alltag im populären Diskurs breitenwirksam zu werden. Allerdings waren auch die Belagerungen der Türken des 16. und 17. Jahrhundert im Gedächtnis der österreichischen Bevölkerung geblieben, was sich sowohl die Deutschnationalen als auch die Christlichsozialen propagandistisch zu Nutzen machten.²⁷²

271 Die „jüdische Bevölkerung“ steht hier deswegen in Anführungsstrichen, da die Begrifflichkeit an diesem Punkt mit der „Rassisierung“ einer Glaubensgemeinschaft zusammenhängt, wobei ein wohl nicht unwesentlicher Teil der stigmatisierten Gruppe im Zuge der Emanzipation und „Assimilierung“ bereits mehr oder minder säkularisiert war.

272 siehe Kap. 4.5.1 (S. 96)/Abb. 78

In Österreich blieb trotz der „Judenemanzipation“²⁷³ die Eheschließung zwischen Christen und Juden verboten, während diese zwischen Juden und Konfessionslosen erlaubt war. Dennoch blieben solche Ehen die absolute Ausnahme, so dass das Bild einer „Aufsaugung“ des „deutschen Volkes“ durch „Rassejuden“ paradox erscheint. Lediglich in den Städten, Erwähnung finden hierbei Wien und Budapest, war der Anteil an sog. „Mischehen“ deutlich höher ohne jedoch auch nur annähernd, bezüglich der Gesamtheit an Eheschließungen mit jüdischer Beteiligung, die Zwanzigprozenthürde zu überspringen. Lediglich in Triest waren solche „Mischehen“ offenbar an der Tagesordnung, so dass sie nach der Jahrhundertwende gegenüber den „rein jüdischen Ehen“ sogar die Mehrzahl darstellten. Der große Anstieg an „rein jüdischen Ehen“ in der Habsburgermonarchie ist selbstverständlich nicht darauf zurückzuführen, dass das „deutsche Volk“ über einen Geburtenreichtum „zersetzt“ werden sollte, sondern beruht auf dem Umstand, dass sich immer mehr Juden, auch die überwiegend orthodoxen aus Galizien, seit den Pogromen in ihren Herkunftsorten zu Beginn der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts,²⁷⁴ zunehmend auch auf das Standesamt begaben, um ihre Heiraten offiziell anerkennen zu lassen (vgl. Zollschan 1912: 483ff).

6.1 Die verborgene Zeichensprache des Antisemitismus

Bei der *Semiotik* handelt es sich um die Lehre von Zeichensystemen, zu welchen auch die Bedeutung von Bildern und die Sprache zu zählen sind. Es geht darum, ihre Strukturen samt den Beziehungen zu dargestellten Objekten zu verstehen (vgl. FWL 1987: 687).

In den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts hat die Semiotik den Ansatz herausgearbeitet, dass die Realität prinzipiell zeichenbezogen ist. Neben der Biosphäre bewegt sich somit der Mensch auch in einer *Semiosphäre*, welche aus „sinnhaften, bedeutungsbeladenen Zeichenwelten“ besteht, welche dem Akteur oder bestimmten Gruppierungen nicht nur in Wort, Schrift und Bild begegnen, sondern auch einen Raum als Rahmen anbieten. Durch verschiedene Bewegungsmöglichkeiten können unterschiedliche Wege eingeschlagen werden, welche sich sodann auch als Zeichenwelten auf ein breiteres Verständnis stoßen können:

273 Der Begriff „Judenemanzipation“ steht deswegen in Anführungsstrichen, da diese in vielen Teilen Europas mit keiner nachhaltigen Konsequenz durchgeführt wurde.

274 siehe Kap. 4.5/S. 89

„Zwar ist nicht alles in der Welt Zeichen, aber alles kann durch semiotische Aneignung zum Zeichen werden. Jede Wahrnehmung, jede Schlußfolgerung, jeder Akt der Verständigung ist nur sinnvoll zu denken als ein Medium der Zeichen vermittelter Prozess“ (Dörner 1995: 45).

Eine solche Sichtweise hat bereits Charles Sandor Peirce (1839-1914) vertreten. Neuere Ansätze eine Mentalitätsgeschichte zu erstellen, haben bei ihren Rekonstruktionsversuchen von historischer Wirklichkeit, eine solche semiotische Dimension zu deren Durchleuchtung hinzugezogen.

Andreas Dörner hat in dieser Hinsicht festgestellt, dass „die semiotische Dimension des Politischen meist ausgeblendet oder unterschätzt wird. Zwar sind Leidenschaften und Interessen, Bedürfnisse und Ideologien in Rechnung gestellt; die Frage jedoch, wie diese ihrerseits durch Zeichen- und Kommunikationsprozesse nicht nur vermittelt, sondern konstruiert und gesteuert werden, bleibt unberücksichtigt“ (Dörner 1995: 45).

6.1.1 Die Kaffeehäuser mit ihrem „orientalischen Tand“ als Hort der „Semiten“

Am 25. Februar 1874, als Matthäus Muchs Artikel *Ueber die Resultate der Welt-Ausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung* in den MAGW zur Veröffentlichung gelangte, war der Rassenantisemitismus noch in den Kinderschuhen. Umso aufschlussreicher, dass dabei tendenziös antisemitische Klischees vertreten werden.

Der Besitz einer wirksameren Waffe oder eines effektiveren Werkzeugs verschaffe im Gegensatz zu den angeblich nutzlosen „ordinären Thonwaaren des Orients“ einen entscheidenden Vorteil. Schon Tacitus hatte behauptet, dass bei den „Germanen“ importiertes Silbergeschirr lediglich wie „gemeines Thongeschirr“ Verwendung gefunden hätte.²⁷⁵

Dabei wird auf die Tatsache verwiesen, dass im Alten Ägypten die Töpfer-Drehscheibe bereits im Gebrauch war und dennoch weder glasiert noch plastisch verziert wurde. Auch für den „Orient“, welchen er offensichtlich von Nordafrika abgrenzt, waren unglasierte geometrisch verzierte Gefäße bekannt, ohne dass Much diese weiter zeitlich einordnet. Der einfache überwiegend geometrische Stil stünde den prunkvollen, glasierten und somit „ordinären Töpfererzeugnissen“ mit plastischen Verzierungen aus dem „Orient“ gegenüber. Bis in die

²⁷⁵ Heute sind zahlreiche Funde von römischen Prunkgefäßen als Grabbeigaben bekannt, welche von der Ur- und Frühgeschichte dem „germanischen“ Fundhorizont zugerechnet werden. Somit ist auf keine rein profane Nutzung dieser Importware zu schließen.

Gegenwart würden in Ägypten Einflüsse aus Griechenland oder dem „Orient“ lediglich in der Formgebung zur Geltung kommen. In Marokko und in der Türkei werde dagegen noch gegenwärtig die Keramikherstellung freihändig, also ohne Drehscheibe, bewerkstelligt (vgl. Much 1874: 4-7).²⁷⁶

Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg hatte Gefäße mit schmaler Basis, welche dem in der Nähe von Brünn²⁷⁷ gelegenen Rossitzer Gräberfeld entstammen, einen „slavischen Ursprung“ hervorgehoben. Zudem stellte er eine Ähnlichkeit der Artefakte zu rezenter ruthenischer und slowakischer Töpferware fest (vgl. Andrian-Werburg 1871: 232f, 236ff).

Matthäus Much betonte nun, dass er zwar diese Schlussfolgerungen nicht anzweifeln wolle, um dies dann anschließend doch zu tun, indem er behauptete, es könnten keine Schlüsse gezogen werden (vgl. Much 1874: 6).²⁷⁸

Er verweist zudem auf die Ähnlichkeit zu den von Eduard von Sacken erwähnten steinzeitlichen Gefäßen aus den Schweizer Pfahlbauten (vgl. Much 1874: 4-7; Sacken 1865: 44, 107, 221), aber auch zu anderen, ebenfalls auf der Ausstellung zu besichtigenden Stücken:

„Wer nicht Gelegenheit hatte, dieselbe [Form] an den kleinen Schälchen wahrzunehmen, aus denen er im Céricle Oriental seinen Mokka schlürfte, der konnte an den vielen Scherben von becher- und flaschenartigen, manchmal recht hübsch verzierten Gefäßen traurige Belege sehen“ (Much 1874: 6).

Die Bemerkung deutet auf den ersten Blick nicht weiter auf eine antisemitische Tendenz in Matthäus Muchs Frühwerk hin, doch könnte sich diese dennoch hinter diesen Worten verbergen. Dies wird bei der Betrachtung der ersten nachweisbaren antisemitischen Äußerungen Georg von Schönerers deutlich, wobei sowohl das weiter gefasste Konstrukt einer „semitischen Rasse“ von Ernest Renan und Max Müller zu beachten ist, welches bei Much, zumindest durch die Betonung der geometrischen Dekorweise im Alten Ägypten, schon 1874 eine gewisse „rassische Verengung“ in Richtung vorderasiatischer „Orient“ erfährt.

276 In der dynastischen Zeit wurden Gefäße in der Regel überhaupt nicht verziert oder glasiert. Lediglich aus der prädynastischen Zeit ist die geometrische Dekorweise bekannt. Da nicht davon auszugehen ist, dass die damaligen Grabungen in korrekter Weise stratigraphisch durchgeführt worden sind, mag es sein, dass sich wesentlich neuere plastisch verzierte und glasierte Keramiken mit den Überresten von wesentlich älteren prädynastischen Gefäßen vermischten. Ich bedanke mich an dieser Stelle bei meiner Kollegin, der Ägyptologin Mag. Barbara Wolf, für die Befragung ihres fachkundigen Bekanntenkreises.

277 Das heutige Brno in Tschechien.

278 Hinsichtlich einer „ethnischen Deutung“ für urgeschichtliche Fundkontexte ist dies mit Sicherheit richtig.

Am 20. Februar 1878 holte sich Schönerer einen Ordnungsruf im Parlament ein, als er die Abgeordneten, welche eine höhere Besteuerung forderten, als „Mameluken der Krone“²⁷⁹ bezeichnete.

Im Zuge der Verkündung seines politischen Grundsatzprogrammes vom 7. März 1878, kam es zu seiner ersten im Reichsrat geäußerten antisemitischen Bemerkung als er den von der Regierung angeschlagenen Ton mit dem von „nichtchristlichen Kaffeehauslokalitäten“ verglich (vgl. Pulzer 1966: 124f; Wladika 2005: 80, 82).

Beim Journalisten Daniel Spitzer (1835-1893) findet sich bei dessen Beschreibung des Straßenlebens Budapests vom 10. Mai 1887 ein Bezug zu Kaffeehäusern in Verbindung mit einem Tätigkeitsbereich, welcher von antisemitischer Seite als „jüdisch“ oder „verjudet“ dargestellt wurde:

„In den Straßen Pests herrscht die größte Regsamkeit, aber neben dem geschäftlichen Treiben der Handelsstadt kommt auch das Dolce far niente [süße Nichtstun] der Großstadt zur Geltung. Man sieht Viele, die sofort, nachdem sie aus dem Bette gestiegen sind, sich an ihr tägliches Nichtsthun machen, Amphibien, die theils in der Politik, theils im Kaffeehause leben, denn alle Jene, die eine Neigung zum Müßiggange haben, strömen in der Hauptstadt zusammen, wo ja alle ausgesprochenen Talente ihr Fortkommen finden“ (Spitzer 1894: 113f).

Anschließend findet der Degenerationsdiskurs des ausgehenden 19. Jahrhunderts seinen Niederschlag:

„Es fällt Einem hin und wieder eine vornehme physiognomische Herabgekommenheit auf, wie man sie nur bei letzten Ausläufern edler Geschlechter wahrnimmt, während man wieder bei so Manchem über seine ganz erfolglosen Bestrebungen, wie ein Lord auszusehen, weinen könnte. [...] Man sieht wohl nur in wenigen großen Städten so viele elegant gekleidete Menschen auf der Straße wie hier, und alle tragen den einst so verpönten Cylinderhut [...]. Dagegen trifft man auch Jammergestalten wie sonst nirgends, in ein räthselhaftes Durcheinander von Fetzen gehüllt, die kein Lumpensammler aufgabeln möchte, und mit Gesichtern von höchst ungeimpftem, erschreckendem Aussehen“ (Spitzer 1894: 114).

²⁷⁹ Bei *Mameluken*, arab. erkaufte Sklaven, handelte es sich um die Leibwache „orientalischer“ Herrscher; Meyers Großes Konversations-Lexikon/ - (1908 – Bd. 13) - Leipzig: 198.

Bereits im Jahr zuvor schrieb Spitzer seine Verwunderung nieder, dass die Antisemiten noch nicht auf die Idee gekommen waren, den „Juden“ und Liberalen die Schuld am Ausbruch der Cholera zu geben:

„Die Antisemiten haben, wenigstens vorläufig, noch nicht gegen die Juden die Beschuldigung erhoben, daß unter ihnen die stärksten Zwetschkenesser zu finden sind, und man hört auch nicht, daß im Reichsrathe der Antrag auf weitere Einschränkungen der Preßfreiheit eingebracht werden solle, damit die Liberalen nicht etwa den Versuch machen, zur Cholera aufzureizen“ (Spitzer 1894: 39).

6.1.2 Die Spuren der rhetorischen Mittel des frühen Rassenantisemitismus Georg von Schönerers in ihrer Wechselwirkung zu den ersten rassen- theoretischen Ansätzen in den urgeschichtlichen Werken von Matthäus Much und Karl Penka

Der in Wien tätige Sprachwissenschaftler Friedrich Müller (1834-1898) verknüpfte, in Anlehnung an Charles Darwins Evolutionstheorie und Ernst Haeckels rassensystematischen Stammbaum, sprachliche Komponenten mit rassenanthropologischen Kriterien, wobei die „Behaarung“ für ihn das Hauptkriterium darstellte (vgl. Schwarz 2001: 117ff).

Dabei hat er zwischen „wollhaarigen“, „schlichthaarigen“ und „lockenhaarigen Rassen“ unterschieden, wobei die zuletzt genannte Kategorisierung, neben den indischen „Dravida-Stämmen“ und der nordafrikanischen „Nuba-Rasse“ bzw. „Nuba-Fulah-Rasse“, mit der „mittelländischen Rasse“ belegt wurde. Die „Dravida-Stämme“ würden eine indische „Urbevölkerung“ darstellen, welche zwischen ca. 2000 und 1500 v. Chr. von den einwandernden „Ariern“ unterjocht worden wäre, was sich im Kastensystem niederschläge (vgl. Müller 1873: 410f, 426f, 548ff).

In seinem erstmals 1873 veröffentlichten Werk *Allgemeine Ethnographie* stellte er die Theorie auf, dass sich diese „mittelländische Rasse“ in vier verschiedene Gruppen aufgeteilt hätte:

„Was nun die letzte der Rassen, die mittelländische, anbelangt, so scheint der Ursitz derselben im armenischen Hochlande gesucht werden zu müssen. Nur von da aus lassen sich die Wanderungen der vier Abzweigungen derselben, nämlich der Basken, der sogenannten kaukasischen Völker, der Hamito-Semiten und der Indo-Germanen leicht begreifen, während bei der Verlegung des Ursitzes weiter nach Osten zwar die Verbreitung der Indo-Germanen, nicht aber der anderen drei Abzweigungen begreiflich wird“ (Müller 1873: 68).

Während sich der „baskische Stamm“ am frühesten von der „mittelländischen Rasse“ abgezweigt hätte und anschließend die Wanderung des „kaukasischen Stammes“ im für diesen namensgebenden Gebirge aufgehalten worden wäre, hätten die „Hamito-Semiten“ und die „Indo-Germanen“ noch lange in Nachbarschaft beisammen gewohnt, was durch übereinstimmende religiöse Überlieferungen und Ursprungsmythen bestätigt würde. Die „Hamito-Semiten“ hätten sogar noch längere Zeit eine Einheit gebildet, ehe „hochasiatische Horden“ die „Hamiten“ nach Afrika und die „Semiten“ nach Mesopotamien abgedrängt hätten (vgl. Müller 1873: 68-71).

Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts, als Schönerers Rassenantisemitismus noch nicht ausgereift war, und er sich diesbezüglich eher einer wirtschaftlichen als „rassischen“ Argumentationsschiene bediente, fasste Matthäus Much einen „gemeinsamen Ursprung“ des „Indogermanen“ bzw. „Ariers“ aus der „semitischen Rasse“ offensichtlich nicht als Makel auf, zählt er beide doch zur „weissen Race“ (vgl. Much 1879b: 209f; Much 1880: 158f).

Im Jahr 1879, zwei Jahre bevor Eugen Dühring das Christentum zu einer Erfindung und zum Handlanger des Judentums deklarierte, stellte Matthäus Much die Edda-Mythen als eine „Germanenbibel“ dar, welche er der „jüdischen Schöpfungsgeschichte“ als eine „Naturlehre“ gegenüberstellte.²⁸⁰

Karl Penka (1847-1912) betonte in seinem 1883 veröffentlichten Werk *Origines Ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen*, „dass der Connex zwischen Racencharakter und der nationalen Form der religiösen Anschauung weit inniger ist als der zwischen der nationalen Sprachform und dem Racencharakter“ (Penka 1883: 115). Dabei führte er die „Juden“ als Musterbeispiel an, welche überall auf europäischem Boden ihre „nationale Sprache“ aufgegeben hätten, um die Sprache des jeweiligen Landes anzunehmen, in welchem sie gerade leben, aber dennoch „mit grosser Zähigkeit [...] an ihrer Religion festhalten“ (ebd.).

Penka gab zudem zu verstehen, dass es sich auch beim Christentum generell um ein den „germanischen Anschauungen“ aufoktroiertes Werk des „Judentums“ handle.

Die „Semiten“ werden neben der „arischen“ und „turanischen Rasse“, im Gegensatz zu Matthäus Muchs Weltbild, als „dritte europäische Race“ angesehen, welche sich „am reinsten“ bei den „Juden“, den „kaukasischen Völkern“, in Spanien und Sizilien erhalten hätte. Von

²⁸⁰ siehe Kap. 7.4/S. 371f

Spanien aus hätten die „Semiten“, deren Verhältnis gegenüber dem Christentum dort keineswegs durch „Indifferenz“ geprägt wäre, über den Katholizismus religiöse Zwietracht über das gesamte Europa gesät (vgl. Penka 1883: 115f).

Offenbar verstand Penka die im restlichen Europa lebenden „Juden“ als die gegenüber den „katholischen Semiten“ Spaniens „gemischtere Variante“, wobei er jedoch den „Gegensatz der Racen“ als unüberwindlich einstufte. Weder durch „ethnische Einheit“, noch durch sprachliche Gemeinsamkeiten ließe sich dieser überwinden. Dies liege daran, dass es sich bei „Racenmerkmalen“ um etwas „Unabänderliches“, während „die ethnischen Momente dagegen, nämlich Sprache und Sitte, leicht dem Wandel unterliegen“ (Penka 1883: 117), wofür die „deutsche Geschichte“ zahlreiche Belege liefere.

Drei Jahre später ließ Penka ein weiteres Buch *Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker* folgen. Darin ließ er alle „grossen orientalischen Religionen – Brahmanismus, Buddhismus, Mosaismus, Christenthum, Mohamedanismus – bei dolichocephalen Völkern“ (Penka 1886: 89), zu welchen er auf Grundlage der rassenevolutionistischen These einer „mittelländischen Rasse“ von Friedrich Müller auch die „orientalischen Völker“ von „semitischer Race“ zählte, ihren Ausgang nehmen. Gerade den „Semiten“ schrieb er die Verantwortung für die Schaffung des Christentums zu, für dessen Verbreitung die durch „Brachycephalie“ gekennzeichnete „turanische Rasse“, welche im zeitgenössischen Kontext mit den „Mongolen“ gleichzusetzen ist, über den Katholizismus gesorgt hätte, was sich noch heute am Schädelindex nachvollziehen lasse, so dass sich dieser in den katholischen Ländern Europas in einer „kurzköpfigen dunkelhaarigen Bevölkerung“ äußere (vgl. Penka 1883: 2f, 115f; Penka 1886: 89).

Hierbei sind bereits die konfessionellen Konnotationen in Form von „Rassenreligionen“ im wissenschaftlichen Umfeld ausgedrückt, welche protestantisch mit „dolichocephal“ und katholisch mit „brachycephal“ in Verbindung setzten und durch Georges Vacher de Lapouges Buch zur „Rolle des Ariers“ kurz vor der Jahrhundertwende zu weiter Bekanntheit gelangen sollte.²⁸¹

Jedenfalls kämen die ursprünglich aus den mittelasiatischen Hochebenen und nicht aus Kleinasien, dem Kaukasus oder Armenien stammenden „Brachycephalen“ keineswegs als

281 siehe Kap. 5.5.2.3

Begründer der „neolithischen Cultur“ und dieser Religionen in Frage. Dies sei deswegen unmöglich, da „Cultur, die die Brachycephalen bei ihrer ersten Einwanderung nach Europa mitbrachten, ganz verschieden war von der Cultur der neolithischen Periode“ (Penka 1886: 89f) und weit hinter dieser „zurückgestanden“ habe.

Ebenso wenig wie Matthäus Much hatte Karl Penka Probleme, trotz der Abkehr vom Polygenismus, von einem einheitlichen Ursprung der „Ario-Semiten“ und des gesamten Menschengeschlechts auszugehen, welchen er in der Fruchtbarkeit aller „Mischlinge“ richtig belegte. Als auslösenden Moment für die unterschiedliche Entwicklung der „Menschenrace“ verstand Penka die klimatischen Bedingungen der Eiszeit, wobei er sich auf die Theorie der *Sonderung im Raum* von Moritz Wagner²⁸² berief. Dabei leitete Penka die angeblich in Nordeuropa entstandene „arische Race“ vom „Neandertaler“ und der nachfolgenden „Canstatt-Race“ her, welche mit ihrem kräftigen Körperbau als Protomodelle dienten. In der aus Afrika stammenden „Cro-Magnon-Race“ hat er dagegen den Vorreiter der „Iberer“ und „Berber“ gesehen. Schon die der Canstatt-Mensch wäre im europäischen Norden von den Cro-Magnon-Menschen aus Mitteleuropa bedrängt worden. Insbesondere wären aber beide „Racen“ durch den Einfall der „turanischen Völker“ in die Enge getrieben worden. Diese wären damals noch gegenüber dem in Ost- und Mitteleuropa ansässigen Cro-Magnon „höherentwickelt“ gewesen, ehe die „Arier“ von ihrem skandinavischen „Ausstrahlungscentrum“ zum Gegenschlag ausgeholt hätten (vgl. Penka 1883: 73-94).

Der Cro-Magnon habe sich auch über die britischen Inseln verbreitet und lebe „am reinsten“ in der irischen und walisischen Bevölkerung fort. Deren längliche, schmale Nasenform näherte sich zuweilen der „jüdischen Form“. In der irischen Mythologie fänden sich Hinweise, dass die Megalithbauten nicht von den Einwanderern aus dem „Orient“ erbaut worden sind, sondern von blondhaarigen und blauäugigen Skandinaviern (vgl. Penka 1883: 90; Penka 1886: 55f, 174).

Insbesondere den „Berbern“ und der „pelasgischen Urbevölkerung Griechenlands“ ließ Penka ein höheres Maß an Berührungspunkten zu den „asiatischen Semiten“ zukommen. Überhaupt wäre die „semitische Race“ aus drei Abtheilungen entstanden: den „eigentlichen Semiten“ asiatischen Ursprungs, den „afrikanischen Hamiten“ und den „europäischen Japhetiten“. In letzteren hat er die mediterranen „Urbevölkerungen“ gesehen, welche durch „Mischung“ mit den anderen beiden Zweigen nach und nach zu einer „ibero-semitischen“ oder „semito-

282 siehe Kap. 9.3.1 (S. 531)/9.3.4 (S. 560)

iberische Race“ verschmolzen wären, welche er allerdings erst 1886 ausdrücklich so benannte (vgl. Penka 1883: 94-100; Penka 1886: 56, 94f).

Außerdem wird eine allumfassende, weltweite „Akklimatisierungsfähigkeit“ der Bewohner der mediterranen Regionen und der „Juden“ gegenüber der „arischen Race“ hervorgehoben. Gleichfalls wären der durch „Brachycephalie“ gekennzeichnete „turanische Typus“ und die „Neger-Race“ durch eine zeitlich weitzurückreichende Konstanz geprägt (vgl. Penka 1883: 52; Penka 1886: 95f, 131).

Dies liege daran, dass „die arischer Race unter der Einwirkung klimatischer Verhältnisse, wie sie gegenwärtig nur dem Norden eigenthümlich sind, entstanden ist, [...] dieselbe am besten im Norden fortkommt, im Süden allmählig degenerirt und später vollkommen erlischt“ (Penka 1886: 95).

Bei den „Slaven“ und Rumänen handle es sich um die „typisch Brachycephalen“, welche die „turanischen Elemente“ verkörperten. Besonders auf der Balkanhalbinsel wären „semitische“ und „turanische Elemente“ zusammengetroffen, doch selbst die „Deutschen“ der Donaumonarchie wären bereits überwiegend „brachycephal“ (vgl. Penka 1883: 100ff, 108, 114).

Somit deutet Penkas Theorie auf ein wesentlich geringeres „arisches“ Überlegenheitsgefühl hin als von Matthäus Much „Herrenvolk“ der „Indogermanen“. Dieser verneinte die Möglichkeit eines allgemeinen Bevölkerungswechsels für Nord- und Mitteleuropa und somit seit der Jungsteinzeit auch Österreich, welcher sich auch in „Kulturelementen“ oder „Rassenmerkmalen“ niederschläge.²⁸³ Eine solche Rassentheorie, wie die von Penka, erlaubte eine wissenschaftliche Fundierung von antisemitischen Verschwörungstheorien. Die „Juden“ werden als besonders anpassungsfähig beschrieben und verbünden sich mit anderen als „unterwandernde“ und „gefährlich“ eingestuften „Elementen“, wie den „Mongolen“, um sich bei den „Wirtsvölkern“ auszubreiten. Auch der Rivale England mit seinem „Vorzeigejuden“ Benjamin Disraeli konnte mit dieser Besiedlungsgeschichte als teilweise „semitisiert“ oder besonders „verjudet“ dargestellt werden, wie dies beispielsweise Eugen Dühring in seiner richtungsweisenden antisemitischen Schrift von 1880/1881 getan hatte.

283 siehe z.B. Kap. 5.4.1/S. 203 oder Kap. 7.2.3/S. 361

Antisemitische Historiker konnten, wenn sie in der neueren Geschichte nichts fanden, was auf das Judentum hinwies auf die Urgeschichte zurückgreifen, um die Anwesenheit „semitischer Elemente“ in einer bestimmten Region nachzuweisen.

Hierbei gab Penka unter Berufung auf Friedrich Müller ein Schema vor, die „Judenfrage“ über Bildnisse in die ferne Vergangenheit zu übertragen. Eine solche Vorgehensweise findet sich in Matthäus Muchs Spätwerk²⁸⁴ wieder und hielt über Hans F. K. Günther (1891-1968) auch in die NS-Ideologie Einzug (vgl. Günther 1929: 97ff, 101ff).

Der „jüdische Typus“ fände sich auf Gemälden italienischer und niederländischer Meister wieder, doch fänden sich auch schon auf assyrisch-babylonischen, altpersischen und altägyptischen Monumenten abgebildete Nachweise für diese aus Mesopotamien stammende „semitische Typus“ und wäre ein Ausdruck für die „Zähigkeit des Racencharakters“ der „Juden“, welcher dort noch heute in den wallenden gekräuselten Bärten, mandelförmigen Augen und „eigenthümlich“ geformten kräftigen Nasen seinen Ausdruck fände. Ebenso wenig hätte sich der „ägyptische“, der „Neger-Typus“ oder der „indische Typus“ des „Zigeuners“ zumindest in den letzten 4000-5000 Jahren verändert. Daneben schrieb Penka mit dem Hinweis auf Julius Kollmanns Schädelvermessungen eine besondere Rolle zu. Dieser stand dem „arischen“ Mythos zwar skeptisch gegenüber,²⁸⁵ sprach aber dennoch von spezifischen „fossilen Europäerschädeln“, in welchen auch schon die rezenten „europäischen Gesichtszüge“ angelegt wären (vgl. Penka 1883: 15; Penka 1886: 130f).

Wahrscheinlich hat Matthäus Much dem „Ritter von Zwettl“, Georg von Schönerer, entscheidende Anstöße zu seiner auf einer angeblich „germanischen Vorzeit“ erwachsenen Deutschtümelei gegeben; schließlich wurde er ja von diesem diesbezüglich im Jahr 1883 als „Mann der Wissenschaft“ gefeiert²⁸⁶ und könnte gleichfalls auch für dessen Antisemitismus Impulse gegeben haben. Der deutschnationale Rassenantisemitismus benötigte sowohl Theorien, welche auf ein „Herrenvolk“ hinwiesen, um die „Überlegenheit“ der eigenen „Rasse“ zu untermauern, welcher Much auf die Urgeschichte übertrug als auch paranoide Visionen, wie die von Karl Penka im prähistorischen Kontext, welche der Bevölkerung die nötige Angst vor „Degeneration“ einimpfen konnten, um sich zu festigen.

284 siehe Kap. 9.8.1/S. 659-665

285 siehe Kap. 5.5.2.4

286 siehe Kap. 4.5.1/S. 97

Schönerer schürte mit Aussagen, dass der Wiener Stephanskirche und der Linzer Dom in der katholischen Habsburgermonarchie bald zu einer Synagoge „verkommen“ könne (vgl. Pichl 1914: 355) oder indem er den Journalismus als „Giftmischerei“ und „Terrorismus“ verunglimpfte,²⁸⁷ Ängste in der Bevölkerung, gegenüber den „Juden“ ins Hintertreffen zu gelangen oder gar von diesen überrumpelt zu werden. Schönerer proklamierte dabei einen „Kampf ums Dasein“:

„Die Unterliegenden sind: Der ehrliche Arbeitende, zumeist in erster Linie der Bauer, der Handwerker, der Arbeiter und die anderen berechtigten, sich ehrlich fortbringenden Berufsklassen im Staate; überhaupt wird zu den Unterliegenden derjenige gehören, der im ehrlichen Schaffen zurückbleibt hinter der Raffiniertheit der Volksausbeuter“ (Pichl 1914: 323).

Im Anschluss scheint es, als hätte Matthäus Muchs besonders im Jahr 1893 geschaffenes Bild des „Germanen“ als „Rächer der Wälder“, dessen Gegenbild des „Nomaden“ als „ärgsten Feind“ des Waldes bereits 1886 zum Ausdruck kommt, aus Schönerers Hetzreden übernommen. Allerdings kündigte sich diese Dichotomie bei Much schon 1878 sachte an. Schönerer stellte jedenfalls dem „deutschen Volks-Eichenbaum“ und dem „slawisch-böhmischen Lindenholz“ bestehende „arische Holz“ den „semitischen Borkenkäfern“ gegenüber stellt.²⁸⁸

Eigentlich wäre der „kräftige Volks-Eichenbaum“ gesund, doch nun könnte er „von Schmarotzertieren und parasitären Schlingpflanzen befallen und umrankt und von semitischen Borkenkäfern massenhaft angebohrt“ (ebd.) werden, was für die weitere Entfaltung des „herrlichen Eichenbaumes“ ein Hindernis darstelle.

Bezüglich des Zeitungswesens sehnte Schönerer den Tag herbei, an welchem sich die „Arier“ dieser von „Verlogenheit“ und „Korruption“ gekennzeichneten „Judenpresse“ entledigen (vgl. Pichl 1914: 416f):

„Die arischen Völker Österreichs – an ihrer Spitze die Deutschen – werden den Tag mit noch nie dagewesenem Jubel begrüßen, an welchem der Grundsatz zum Gesetz erhoben wird: Die Schonzeit der jüdischen Zeitungsschreiber und ihrer Genossen ist nunmehr für alle Zeit vorüber!“ (Pichl 1914: 417).

287 Ein Musterbeispiel liefert die *Erste Rede über die Presse*, welche am 13.2. 1885 im Sofiensaal in Wien gehalten wurde (vgl. Pichl 1914: 412).

288 siehe Kap. 8.2.4/S. 468f

Beim Spötter Daniel Spitzer handelte es sich um einen solchen „Preßjuden“, welcher in seinem post mortem veröffentlichten Werk *Letzte Wiener Spaziergänge*, bei welchem es sich um eine Zusammenfassung von Zeitungs-Feuilletons aus den Jahren 1886 bis 1892 handelt, die Antisemiten fortwährend scharf angreift. Insbesondere Georg von Schönerer und Karl Türk werden dabei zu seinen bevorzugten Scherzobjekten (vgl. Spitzer 1894: 15ff, 22f, 39, 163-166, 191-195, 277, 287f).

Ende des Jahres 1889 findet dann Spitzers beißender Spott mit seiner Beurteilung des Abgeordneten Türk bezüglich des völkischen Verständnisses von „Rasse“ seinen Höhepunkt, wobei der eher seltener verwendete Bezug zu den „Ariern“ und deren befürchtetem „Niedergang“ in Erscheinung tritt. Die Rassenantisemiten befürchteten offenbar auch, demagogisch gegenüber den „Juden“ den Kürzeren zu ziehen:

„Auch der ›unverfälschte Deutsche‹, der Abgeordnete Türk, einer von den letzten Mohikanern, die fortwährend das Aussterben ihrer arischen Race beweinen, hat schon das Wort ergriffen. Er war aber diesmal auffallend kurz angebunden und äußerst matt. Wahrscheinlich waren die Kräfte dieses Abgeordneten erschöpft durch seine Teilnahme an dem Hamerling-Feste unserer teutonischen ›Gigerln‹,²⁸⁹ die, wenn sie auch keineswegs so harmlos sind wie diese Modegecken,²⁹⁰ doch in der Weise derselben die nationale Mode durch Uebertreibung carikiren. Obwohl nämlich die Werke Grillparzer's sowohl als auch Hamerlings's nur Caviar für die süßen Unverfälschten sind, haben sich diese doch erdreistet, die beiden österreichischen Dichter zu den Ihren zu rechnen und sie in ihre Augias²⁹¹-Walhalla aufzunehmen, die schon im Interesse der Reinlichkeit von der Gesundheits-Polizei endlich einmal ausgemistet werden sollte“ (Spitzer 1894: 277).

Im letzten Satz des Zitates kommt eine antisemitische Unterlegung des Germanenmythos zum Ausdruck, welche sich bei Matthäus Much schon ca. ein Jahrzehnt vor Georg von Schönerers gegen Mitte der Achtzigerjahre immer deutlicher werdenden Äußerungen und auch noch vor den ersten „Arierparagraphen“ zumindest ansatzweise ankündigt.²⁹²

289 Bei *Gigerln* handelt es sich um einen auch heute noch in Wien geläufigen Ausdruck für Menschen, welche sich über ihr Modebewusstsein von ihrer Umwelt abgrenzen wollen.

290 *Gecke* ist ein veraltetes Wort für Frosch.

291 Laut der griechischen Mythologie ist *Augias* der König von Elis, wobei ungewiss bleibt, bei wem es sich um dessen Vater handelt. Jedenfalls war er nicht nur für seine Rinder- und Ziegenherden, sondern auch für seine Doppelzüngigkeit bekannt, ehe ihn Herakles besiegte (vgl. Tripp 2012: 122f).

292 zu Schönerers germanophilen Anfängen siehe Kap. 4.5/4.5.1/7.5

Eine „slawische Kontinuitätstheorie“ bezüglich der Keramikherstellung lehnte Matthäus Much ab, wobei seine anschließende Bemerkung zum „orientalischen“ Kaffeetrinken vermuten lassen kann, dass er eine größere Nähe der „Slawen“ zu den „Semiten“ angenommen hat (vgl. Much 1874: 6).

Dies ist in Ermangelung der später aufgestellten *Altslawenthese* zu diesem Zeitpunkt aus völkischer Sicht konsequent und selbst die Annahme einer ursprünglichen „indogermanischen Reinheit“ der „Altslawen“ erlaubte nur regional von einer „slawischen Kontinuität“ auszugehen.²⁹³

Die Theorie von körperlich schwächeren „Germanen“ oder „Kelten“, welche aufgrund des Auffindens von kurzgriffigen Schwerter entstanden ist, weist Much, nach seinen wagen diesbezüglichen Andeutungen aus dem Jahr 1871,²⁹⁴ vollständig zurück. Es erscheine unwahrscheinlich, dass einst ganz Mittel- und Nordeuropa von den „Kelten“ bewohnt gewesen wären. Stattdessen findet sich bei Much ein Verweis auf die Mythe von *Thors Hammer*, nach welcher angeregt durch Lokis List, die Zwerge eine solche Waffe absichtlich mit einem zu kurzen Stiel versehen hätten.²⁹⁵ Dennoch wird dieser Streithammer von den Göttern zur besten Waffe erkoren. Der geschmiedete Hammer habe, wie auch das mit der Bronzezeit gleichzeitig auftretende, gesamte „germanische Heidentum“, seine Wurzeln im Neolithikum Dänemarks (vgl. Krause 2010: 183f; Much 1874: 14f, 22ff).

Das für die Jungsteinzeit charakteristische Repertoire an Ackerbaugeräten, Werkzeugen und Waffen hätte dort schon damals seinen Anfang genommen, wobei der Hammer als „vollendetste Form der Steinwaffe“ besonders schnell zu sakraler Bedeutung gelangt wäre (vgl. Much 1874: 19-24).

Inwieweit er die „Kelten“ als „asiatisch“ oder „germanisch-europäisch“ bzw. seit 1878 als „arisch-indogermanisch“ deutete, geht nicht eindeutig aus seinen Bemerkungen hervor. Brigitte Fuchs dürfte jedoch mit der Vermutung richtigliegen, dass er die „Kelten“ anfangs als „asiatisch“ und in seinen späteren Schriften als zwar „indogermanisch“, aber mit wachsender Entfernung von ihrer „westbaltischen Heimat“²⁹⁶ zunehmend „orientalisiert“ bzw.

293 siehe Kap. 5.4.3

294 siehe Kap. 9.7/S. 647f

295 In der Mythe steht nichts von einer absichtlichen Handlung der Zwerge *Sindri* und *Brokk*, sondern dass der Stiel des Hammers *Mjöllnir* deswegen zu kurz gerät, weil einer der Zwerge von der Arbeit abgelenkt wird, da er nach einer lästigen Fliege, zu welcher sich vermutlich Loki verwandelt hatte, schlägt.

296 siehe Kap. 7.2.3 (S. 363)/9.3.5

„semitisiert“ betrachtete und ihnen somit auch einen höheren Schädelindex, also „rundere Schädel“ zuschrieb (vgl. Fuchs 2003: 228ff).

Überhaupt ließ der völkische Diskurs zu den damals brennenden Fragen der „ethnischen Deutung“ urgeschichtlicher Kulturen, wobei ich nur nochmals auf die „Keltenfrage“ und die „Altslawenfrage“ als die mustergültigsten Beispiele hinweisen kann, für die Neuzeit ein interpretativ weites Variationsfeld zu. Auch zeigen sich zahlreiche Begrifflichkeiten, wie z.B. der „Orient“ oder „Asien“, als relativ austauschbar. Zumindest erscheinen die Grenzen zwischen bestimmten „Semiten“ und „Mongolen“, welche keinen Ackerbau betreiben, besonders durch ihre Zugehörigkeit zu den „Nomadenvölkern“ verschwommen. Die einstigen von „Reinheit“ geprägten „Rassenmerkmale“ können sowohl durch „Mischung“ erlöschen, aber auch in Gruppen und Individuen, welche im Lauf der Zeit eine andere Sprache angenommen haben, fortleben. Beispielweise konnte nach diesem Schema ein noch lebender slawischsprachiger Bürger der Habsburgermonarchie, sowohl als von jeher ansässiger „dolichocephaler Altslaw“ von „indogermanischer Rasse“ oder auch als irgendwann eingewanderter „brachycephaler Asiate“ angesehen werden; zudem konnte ein eigentlicher „Germane“ sprachlich „slawisiert“ oder sein Verhalten „verjudet“ sein, womit er zu einem „Judenknecht“ geworden wäre. Bei einem deutschsprachigen „Slawen“ konnte weiterhin ein ursprünglich aus Asien stammender „Kurzschädel“ vermutet werden; insbesondere in weiter östlich gelegenen Verbreitungsgebieten slawischer Sprachen konnte auch mit diesem neuen „rassenanthropologischen“ Sichtweise eine größere „Asiatisierung“ oder „Orientalisierung“ bzw. „Semitisierung“ angenommen werden. Bei den „Juden“ hörte selbstverständlich der „Assimilationsdrang“ der deutschvölkischen Forscher grundsätzlich auf. Die Gegensätze zu den „Slawen“ ließen sich ideologisch minimieren, bei den angeblich grundsätzlich „fremden Orientalen“ funktionierte dies offenbar von germanophiler Seite aus nicht und war wohl auch gar nicht erwünscht, wohingegen liberale Wissenschaftler sich der Aufgabe, die „Juden“ keiner separaten „Rasse“ zuzuordnen, auf theoretischer Ebene näherten.²⁹⁷

Laut den von Matthäus Much, hinsichtlich seiner Schaffenszeit, zu einem frühen Zeitpunkt getätigten Äußerungen verweise der „ganze Habitus“ der Eisenzeit auf denjenigen der Bronzezeit, wobei insbesondere die Ackerbaugeräte hervorgehoben werden. Zudem wird der Schatzfund im rumänischen Petrossa aufgrund der Runeninschriften seines Goldschmuckinventars als „gothisches Nationalheiligthum“ gewertet, obwohl von Muchs

297 siehe Kap. 5.4.3/7.2.1 (S. 355)

Seite, hinsichtlich der Schmiedekunst, römisch-byzantinische Einflüsse zugegeben wurden (vgl. Much 1874: 9f).

Die Überreste einstiger Kleidung aus früheren „Culturstufen“ hätten ihre Fortsetzung in so manchen Nationaltrachten der Gegenwart, obwohl er zugegeben hat, dass die meisten solcher Trachten erst in der Neuzeit entstanden sind (vgl. Much 1874: 3f).

Zwar fehlt in Muchs Werk zu diesem frühen Zeitpunkt noch das Konstrukt von „asiatischen Nomadenvölkern“ als „zersetzender“ Gegensatz zu den „arischen Ackerbauvölkern“,²⁹⁸ doch könnte durch den Hinweis auf die Lebensweise der Christen in Zelten und Hütten, eine Andeutung auf eine unstete Lebensweise versteckt sein. Da Much ja Mittel- und Nordeuropa überwiegend von „Germanen“ besetzt sah, können diese Christen nach seinem Weltbild schließlich nur aus Rom oder Asien gekommen sein.

Die verbindenden Analogien der Artefakte aus den von Nordeuropa bis nach Troja reichenden Fundorten würden auf den „Sitz der ältesten Cultur Europas“ (Much 1874: 21) hinweisen, wobei er, wie er in der diesbezüglichen Fußnote erwähnt, sich durchaus bewusst wäre, „dass Troja jenseits des Hellespontos liegt, allein auch hier können wir von einer altgriechischen, somit europäischen, nicht etwa von einer asiatischen Cultur reden“ (ebd.).

Much grenzte also an dieser Stelle schon ansatzweise eine seit der Steinzeit, insbesondere durch das „Germanentum“ geprägte „europäische Cultur“ von einer „asiatischen“ ab, wobei deren „orientalisierende“ Wirkungen bezüglich der Keramik auch für die Neuzeit Erwähnung finden (vgl. Much 1874: 4-7, 28).

Der Bezugspunkt über die Kontinuitätstheorie zum „germanischen“ Handwerk und Ackerbau könnte einen frühen Bezugspunkt zum bevorzugten Klientel des Rassenantisemitismus der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts aufweisen, womöglich wollte er jedoch, im Rahmen der Weltausstellung, lediglich die Tatkraft des von ihm favorisierten „Volkes“ hervorheben. Auch der deutschvölkische Antiklerikalismus, welcher später in der „Los von Rom“-Bewegung mündete,²⁹⁹ könnte in solchen Bemerkungen eine frühe Ausdrucksform gefunden haben.

Brigitte Fuchs hat Much im Hinblick auf den soeben behandelten Artikel als geistigen Wegbereiter der Germanophilie und des Antisemitismus in der österreichischen Landeskunde bezeichnet:

²⁹⁸ siehe Kap. 8.3-8.3.5.3

²⁹⁹ siehe Kap. 7.4/7.6

„Im Rahmen dieses als ›Heimatsforschung‹ bezeichneten Forschungsansatz galt es als vornehmste Aufgabe, die Vorgeschichte Österreichs mit ›Germanen‹ zu besiedeln und den ›alldeutschen‹ Antisemitismus in die Vorgeschichte zu übertragen“ (Fuchs 2003: 228).

Möglicherweise reiften bei Much zu dieser Zeit bereits Träume, welche ihn zu seinem *Rassendarwinismus* und der Idee einer erobernden „nordisch-indogermanischen Herrenrasse“ in seinen späteren Werken anregte. Jedenfalls scheint er die geringe Anzahl der zur Schau gestellten menschlichen Skelettreste bedauert zu haben (vgl. Much 1874: 24f).

Zunächst wurde in den beiden Ausgaben der „Kupferzeit“ besonders auf kulturelle Ausdrucksformen hingewiesen, wobei manche wie z.B. die „geometrische Dekorweise“ als „arischer Besitz“ besonders hervorgehoben wurden.³⁰⁰

In seinem Spätwerk treten dann körperliche Komponenten als „Rassenmerkmale“ wesentlich deutlicher ans Licht und nehmen eine geradezu ebenbürtige Rolle neben den „Kulturmitteln“ ein.³⁰¹

Muchs Theorie eines „germanisch-deutschen Siedlungskontinuums“ auf österreichischem Gebiet konnte in der Folge auf eine erweiterte „rassisch-arische“ bzw. „indogermanische Grundlage“ gestellt werden. Die weitergefasste Auslegung nahm dabei offensichtlich in der an die Öffentlichkeit tretenden propagandistischen Tätigkeit der „Alldutschen“ eine untergeordnete Stellung ein, fand jedoch in den „Arierparagraphen“ und den Duellverboten mit Juden in den verschiedenen Organisationen eine praktische Umsetzung.

Auch scheint vor Karl Penkas Veröffentlichung zu den „Ursprüngen der Arier“ von 1883 von wissenschaftlicher Seite noch das grundlegende rassentheoretische Konzept zu fehlen, um für eine nordeuropäische Herkunft der „Indogermanen“ als eine „eminente nordische Rasse“ zu plädieren.

Außerdem war für Muchs Spätwerk die damals noch nicht formulierte These einer „mediterranen Rasse“ von Guiseppe Sergi, welche damals in der Form noch nicht definiert war, in ihrer Gegensätzlichkeit bedeutend.³⁰²

300 siehe Kap. 9.6

301 siehe insbesondere die Kap. 5.6 (gesamt)/7.2.3/9.3.2/9.8.1/9.8.3

302 siehe Kap. 5.6 (S. 248-251)/7.2.3 (S. 362)/9.3.1 (S. 551)

6.1.3 Die „arisch-germanischen Bibeln“ als ideologisches Werkzeug des Antisemitismus

In Frankreich hatte sich ein gewisser Teil des Adels, ob historisch gewachsen oder erst in jüngerer Zeit zu diesbezüglichen, oft selbstgeschaffenen Ehren gelangt, eine „germanische“ bzw. fränkische Genealogie zur Legitimierung ihrer Forderungen nach der Wiedererrichtung ständischer Privilegien zugelegt.³⁰³ Der „Arier“ wurde dagegen sozusagen der „Germane des armen Mannes“. Ernest Renans *Das Leben Jesu* wurde mit seiner Betonung eines „germanischen“ bzw. „keltischen Christentums“ als, im Gegensatz zum „semitischen Monotheismus“, einzig zukunftssträchtige Religion in Form von einem „ewigen Evangelium“, zum Vorbild für zahlreiche „arische Bibeln“ (vgl. Poliakov 1977a: 234ff).

Für Verfolgungen der „Juden“ sprach sich Renan in keiner Weise aus, allerdings wurde seine Theorie über Jesus und dessen Verwerfung des Alten Testaments zu einem der Wegweiser für „germanische Christen“ wie Houston Stewart Chamberlain (vgl. Mosse 2006: 164f).

Beispielsweise betrachte der wohl populärste französische Historiker des 19. Jahrhunderts, Jules Michelet (1798-1874) in seiner *Bible de l'humanité* aus dem Jahr 1864 die „Arias“, zu welchen er auch „Inder“, „Perser“ und „Griechen“ zählte, als „unsere Verwandten“ und stellte sie als „Dreiheit“ bzw. „Söhne des Lichts“ dem „dunklen Genie“ des Südens gegenüber, welches altertümlichen urbanen Zentren, wie den phönizischen Städten Karthago und Tyros, dem ägyptischen Memphis und dem biblischen Judäa entstamme und sich in den „düsteren Bibeln“ der Pharaonen und des Judentums niedergeschlagen hätte. Trotz ihrer „großartigen Schönheit“ wären diese Schriften von „heikler Doppelsinnigkeit“ geprägt, welche neben der Dunkelheit auch den Tod verkörpert (vgl. Poliakov 1977a: 236f, 415).

Der im indischen Bengalen als französischer Kolonialrichter tätige Louis Jacolliot (1837-1890) leitete in seiner *Bible dans l'Inde. Vie de Iezeus Christna* von 1868 den biblischen Moses vom indischen Gott Manu und Jesus vom griechischen Göttervater Zeus her. Überhaupt schuf Jacolliot, anhand des von ihm wiederentdeckten „Manu-Gesetzbuches“, „Weisheiten“, welche er als Grundlage für seine kühnen etymologischen Ableitungen hernahm. Der aus Asien stammende „Iezeus Christna“ habe die „Erneuerung“ der „alten Welt“ bewerkstelligt. Jesus Christus habe diese Aufgabe für die „neue Welt“ erfüllt, während die „Juden“ als eine „herabgekommenes und dummes Volk“ dargestellt wurden. Auch Moses wäre ein „fanatischer

303 zum Thema *Frankenlegende* siehe auch Fußnote 192/S. 196

Sklave“ gewesen, welcher lediglich aus pharaonischer Barmherzigkeit am ägyptischen Hof aufgezogen worden wäre (vgl. Poliakov 1977a: 237, 416; Suneson 1989: 47).

Der britische Premierminister William Ewart Gladstone (1809-1898) glaubte mit Hilfe der „indischen Bibel“ Jaccolliots, den Darwinismus widerlegen zu können, wodurch sich Max Müller im Jahr 1869 veranlasst sah, Gladstone über seine seit Jahren vertretene Sichtweise einer einst geographisch zusammenhängenden „Heimat“ der „Urahnen der Inder, Perser, Griechen, Römer, Slawen, Kelten und Germanen“ (Poliakov 1977a: 242) eingehend aufzuklären (vgl. Poliakov 1977a: 237, 241f).

Mit einer solchen Sichtweise konnten sich selbsternannte „Germanen“ als „Arier“ identifizieren, welche nur allzu gerne überhörten, dass Ernest Renans und Max Müllers die von ihnen geschaffene Rasseterminologie bereits zurückgezogen hatten, während die lautesten Gegenstimmen aus dem Lager der Gelehrten kamen, welche „in der öffentlichen Meinung vom semitischen Adam abstammten oder sich nur zum Teil vom germanischen Adam herleiten ließen“ (Poliakov 1977a: 243).

Der nationalen Verengung auf die „Germanen“, als die reinsten Vertreter der „Arier“ bzw. „Indogermanen“, ist auch der Umstand zuzuschreiben, warum damals als „rückständig“ geltende Länder wie Italien, Spanien oder Russland aus der großflächig angelegten „arischen Gemeinschaft“ größtenteils ausgeschlossen blieben (vgl. ebd.).

Much behauptete ein Teil der „Gothen“ hätte unter der Führerschaft Athanarichs dem vordringenden Christentum heftigen Widerstand geleistet und christianisierte „Gothen“ gezwungen „Götzenfleisch“ zu essen, ehe er sie „nach altem Brauche ein Götzenbild auf einem Wagen zu den Hütten oder Zelten der Christen fahren [... ließ], damit sie demselben opferten und es anbeteten“ (Much 1874: 16).

Matthäus Much ist u.a. zu dem fragwürdigen Schluss gekommen, dass dieser angeblich in der „germanischen“ Bronzezeit wurzelnde „Brauch der auf einem Wagen herumziehenden Göttin [...] sich trotz Christenthum bis tief in das Mittelalter erhalten“ (ebd.) hätte. Noch im Jahr 1530 n. Chr. wäre in Ulm ein in dieser Tradition geplanter Prozessionszug verboten worden.

Am 10. Dezember 1878 stellte Matthäus Much vor der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, wie an anderer Stelle eingehender dargelegt werden wird,³⁰⁴ eine „Germanenbibel“ als eine monotheistische „Naturlehre“ der „jüdischen Schöpfungsgeschichte“ gegenüber. Der

304 siehe Kap. 7.4/S. 371f

„Judenbibel“³⁰⁵ hatte, wie auch der antiken *Theogonie*³⁰⁶ der Griechen, der Glauben an einen allmächtigen Schöpfergott an. Zuvor hatte er bereits, am 4. Oktober des gleichen Jahres, die Einheit der „europäischen Culturvölker“ betont und auch Gemeinsamkeiten Richtung Vorderasien zugelassen:

„Wir wissen, dass die europäischen Culturvölker zusammen mit Indern, Persern und einigen vorderasiatischen Völkern in der Urzeit ein Volk gebildet haben“ (Much 1879b: 209).

Hierbei deutet sich bereits sein Kulturschichtungsmodell an, nach welchem die „Indogermanen“ von Europa Richtung Asien vorgedrungen wären,³⁰⁷ wenn er auch damals noch das armenische Hochland als Ausgangsort verstanden hat (vgl. ebd.).

6.1.4 Der symbolische Wirksamkeitsgehalt der verschiedenen Metalle in Bezug zum Antisemitismus

Der in Stockholm und London tätige Gelehrte Emmanuel Swedenborg (1688-1772) betrachtete die „götzendienliche Nation“ der „Juden“ als die „allerhabgierigste“ überhaupt, welche nach Gold und Silber lechze, ohne diese Edelmetalle überhaupt verwenden zu wollen. Dies liege am „jüdischen Wesenszug“, welcher durch eine „ausgeprägte Liebe“ zu „irdischen Dingen“ gekennzeichnet sei, weshalb Bekehrungsversuche seitens der Kirche zwecklos wären (vgl. Poliakov 1987: 70f).

Das Kupfer betrachtete Matthäus Much als „arisches Kulturmittel“, welches er in Verbindung zur Sesshaftigkeit, Ackerbau und Handwerk setzte. Im zeitgenössischen völkisch-antisemitischen Kontext beruhten solche an die eigene „Scholle“ gebundene Produktionsformen auf „ehrliche Arbeit“ und wurden somit als „schaffendes Kapital“ angesehen, während Gold mit einem durch „Nomadentum“ geprägten „semitischen Händlervolk“ bzw. „jüdischem Wucher“ bis hin zum Großkapital in Verbindung gesetzt. Beispielsweise hatte bereits im Jahr 1868 Hermann Goedsche die traditionell-jüdische „Macht des Goldes“ beschworen.³⁰⁸ Wie dazumal in weiten gesellschaftlichen Kreisen üblich, fand dieses „raffende Finanzkapital“ im öffentlichen Leben beispielsweise in angeblich

305 Den Ausdruck „Judenbibel“ benutzte Much dabei nicht. Allerdings wurde seiner Auffassung nach in den Volksschulen die „Schöpfungsgeschichte der Juden“ gelehrt.

306 Bei der *Theogonie* handelt es sich vermutlich um die Darstellung der Schaffung der Welt und der Genealogie der Götter vom griechischen Dichter Hesiod, welcher im späten 8. Jh. v. Chr. gelebt hat (vgl. Tripp 2012: 247, 507).

307 siehe Kap. 9.3.6

308 siehe Kap. 7.7.1/S. 395

„verjudeten“ Geschäftszweigen wie Händlerberufen, Pfandleihen oder dem Bankwesen und der Börse seinen Ausdruck.³⁰⁹

Die für Matthäus Muchs Dichotomie zwischen „europäisch-indogermanischen Ackerbauvölkern“ und „asiatisch-nomadischen Hirtenvölkern“ grundlegende Theorie einer „arischen Agrarverfassung“, welche in einer „germanischen“ und einer „slawischen“ Variante ihre Fortsetzung gefunden hätte,³¹⁰ findet in einer Rede Schönerers bei einer Versammlung des „Deutschnationalen Vereins“ vom 26. März 1884 ihre Bestätigung:

„Soll Grund und Boden wieder Familienbesitz werden können, so muß das alte deutsche Familienrecht wieder aufleben und nach deutschem Recht der Grundbesitz vererbt werden“ (Schönerer nach Pichl 1914: 418).

Am 3. Jänner 1886 hetzte er vor dem „Salzburgischen Bauernverein“ mit Vehemenz gegen die vermeintlichen Hauptfeinde des „deutschen Bauernstandes“:

„Jüdische Moral und römisches Recht sind die Todfeinde, die der deutsche Bauernstand in erster Linie entschieden zu bekämpfen hat“ (Schönerer nach Pichl 1914: 419).

Bereits in seiner am 19. Mai 1879 in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft“ veröffentlichten Schrift *Baugen und Ringe* (vgl. MAGW [IX] 1879: 89-131) betonte Matthäus Much, dass in den Resten „unserer nationalen Dichtung“ Geld und „bestimmte Münzgattungen“ relativ selten überhaupt eine Rolle gespielt hätten. Dies würde jedoch nicht bedeuten, dass die „Germanen“ überhaupt keine Zahlungsmittel gekannt hätten, worauf der Umstand hinweise, dass das Wort Münze aus dem Lateinischen stammt, sich das Wort Geld jedoch aus „unserer Sprache“, dem Gotischen, herleiten lässt. Dabei handle es sich um ein „Entgelt“ als Straf-, Ersatz-, Opfer- oder Lohnabgaben (vgl. Much 1879a: 1, 28f).

Im Jahr 1886 ordnete Matthäus Much aus Südosteuropa und Troja stammende urgeschichtliche Goldfunde von „fremdartigem Charakter“ einem „orientalischen Culturkreis“ zu, nachdem er bereits im Jahr zuvor von „Gold in fremden Formen“ gesprochen hatte, dessen Name „wahrscheinlich von den Semiten übernommen“ (Much 1885: 294) worden wäre und an anderer Stelle „Berührungspunkte der Verbreitungsbezirke bei den Rassen“ (Much 1885: 288) Erwähnung finden, an welchen es nach Abschluss der Herausbildung und Ausbreitung der

309 siehe Kap. 3.2 (S. 36)/4.3/7.7.1 (S. 395f)/Abb. 73

310 siehe Kap. 8.3.5.1

„indoeuropäischen Völker“ zum Austausch von „Culturmitteln“ gekommen wäre (vgl. Much 1885: 288, 293f; Much 1886: 178).

Ein „germanischer“ Herrscher erlangt nach Matthäus Much's Weltbild erst dann den Heldenstatus, wenn er seine aus Ringen bestehende Kriegsbeute „freigebig“ aufteilt, also zu einem „Baugenbrecher“ wird. In Friedenszeiten wäre es für Zechgelage verwendet worden, auf welche dieser großzügige Ringspender das Dienstpersonal, sog. „Goldfreundchen“, eingeladen hätte. Daneben wäre das „Ringgeld“ als Belohnung und Liebes-, Braut- oder Gastgeschenk verwendet worden (vgl. Much 1879a: 36-41, 44f).

Allerdings wäre mit dem Erwerb des „Ringgeldes“ häufig auch ein „hässlicher Geiz“ verbunden, welcher sich nicht nur in Raub und Gewalttaten zur Anhäufung von Schätzen geäußert, sondern auch Zwietracht unter den „Germanen“ gesät und somit ihren „Untergang“ bewirkt hätte. Der König *Beowulf* lässt laut Mythe für den Hort des Drachen sein Leben. Der Drache *Fafnir* verflucht das von seinem Bezwinger Sigurd erbeutete Gold, die Ringe sollten ihn „verderben“. Auch der von den *Asen*, einem göttlichen, in der altisländischen „Jüngeren Edda“ erwähnten „Adelsgeschlecht“, zur Rückbeschaffung des Schatzes angeheuerte Zwerg *Andvari* spricht einen „Fluch des Goldes“ aus, als er auch den letzten Ring, mit Hilfe dessen er den ganzen Schatz zurückgewinnen wollte, den *Asen* übergeben musste. Zwei Brüder und acht „Edlinge“ des Sigurds sollen ins „Verderben“ gestürzt werden. Stattdessen müssen die *Asen* den Ring an *Hreidmar* abgeben und somit der Fluch auf dessen Söhne übertragen, welche den „*Andvaranaut*“ oder Nibelungenring schlussendlich versenken (vgl. Borst 1995: 439f; Much 1879a: 41ff).

Hinweise auf einen unterschwelligen Antisemitismus sind in der Bemerkung angedeutet, welche den von *Beowulf* erbeuteten Schatz, aufgrund seines Reichtums mit „den Geldschätzen unserer Banken [vergleichen], wollten wir nicht das Uebermaass mit Dichtung auf die etwas bescheidenere Menge des wirklichen Lebens zurückführen“ (Much 1879a: 35), welche einen Nähe zum „salonfähigen Antisemitismus“ seiner Zeit vermuten lässt, nach welchem Banken und ihre Zinswirtschaft als ein explizit „jüdisches“ Ausbeutungsinstrument verstanden wurden.³¹¹

311 siehe Kap. 4.3

Bei den „nordischen Germanen“ hätten dagegen das „Ringgeld“ als Lebensgrundlage von Gut und Burg gedient und musste durch Kriegszüge erbeutet werden, wobei sich der „König“ durch Freigebigkeit ausgezeichnet hätte (vgl. Much 1879a: 35-39).

Im Opernstück *Der Ring des Nibelungen*, welches bei den *Bayreuther Festspielen* im Jahr 1876 uraufgeführt wurde, hatte Richard Wagner dem Kulturbild zweier unsympathischer und hässlicher Brüder, welche miteinander wetteifernden, zu weiter Verbreitung verholfen. Im Zeichen des aufkommenden Antisemitismus konnte der eigentliche „Meisterschmied“ Mime,³¹² auch einen „schachernden Pechvogel“ und der mit einer Tarnkappe versehene Kammerdiener und Schatzwächter *Alberich* einen von Skrupellosigkeit geprägten „erfolgreichen Geschäftsmann“ darstellen.

Mime kann, wenn auch nicht mit letzter Gewissheit, den Zwergen zugeordnet werden. Jedenfalls wird er nach einem versuchten Komplott gegen seinen Ziehsohn Sigurd, welchem er auch die Schmiedekunst gelehrt hatte, von diesem erschlagen.³¹³

Auch bei Alberich handelt es sich um einen Zwerg mit einem grauen Bart, welcher in der Nibelungensage auftaucht. Neben seiner „Zwergennatur“ lässt seine durch eine goldene Geißel und eine Tarnkappe bewerkstelligte Kampfesstärke eine Nähe zu antisemitischen Verschwörungstheorien zu.

Auch beim von Matthäus Much erwähnten Zwerg *Andvari*³¹⁴ handelte es sich um einen Zwerg, welcher nachdem ihm von Loki der letzte Ring abgenötigt wurde, das Schmuckstück mit einem Fluch belegt, welcher jedem seiner Besitzer den Tod bringen soll, von nun an Zwietracht unter den „Germanen“ sät und auf den Nibelungenschatz übergeht. Andvaris Ring wird zum Inbegriff von Betrug und führt auch zur Ermordung des Helden Sigurd, ehe er im Rhein versenkt wird.

Das mit der „Götterdämmerung“ um sich greifende Feuer habe die Welt vom „Fluch des Goldes“ und der „Welt des Geldes“ befreit, welche symbolisch der goldene Ring verkörperte. In der zeitgenössischen Sichtweise wurden die diesbezüglichen Bedeutungen, ganz nach den Vorstellungen Richard Wagners, mit dem „Judentum“ in Verbindung gesetzt (vgl. Krause 2010: 15, 20f, 182; Langeveld 1997: 128).

312 altnord. *Mimir*, lat. *Mimingus* (vgl. Krause 2010: 182)

313 siehe Abb. 71

314 Bei *Andvari* handelt es sich um eine altnordische Bezeichnung für „der Vorsichtige“ (vgl. Krause 2010: 20).

Auch Georg (von) Schönerer verstand sich als „Drachentöter“ im Kampf gegen die durch den Drachen verkörperten „zersetzenden Einflüsse“ des „Judentums“ als „semitische Rasse“. ³¹⁵

An dieser Stelle möchte ich das Gedicht eines unbekannten Verfassers, welches auf „Strache’s Nationaler Postkarte No. 20“ des einschlägigen Verlages „Ed. Strache“, welcher seinen Sitz in Warnsdorf und Haida hatte, abgedruckt wurde und in welchem das „Zwergen- und Drachengezücht“ von Siegfried besiegt wird. Das abgebildete Exemplar dieser Karte ist zudem mit handschriftlich angebrachten Runen versehen und wurde im Jahr 1903 bzw. „2016 nach Noreia“ versendet. Im oberen Bereich der Karte sind die Worte „Zum Gedächtnis an dem Besuche der Götterdämmerung“ vermerkt. Am unteren Rand steht „Treugermanischen Heils u. Segenstriumph zum Jahresfeste“:

*„Jung Siegfried schmiedet, das Heldenkind,
Zusammen des Nothungs Stücke,
Ob auch der tückische Mime sinnt
Im Herzen Verrath und Tücke. –
Jung Siegfried schwinget, der starke Held,
Den Nothung im Sonnenlichte:
Hei, wie an des Schwertes Schärfe zerschellt
Das Zwergen- und Drachengezüchte!
Wach auf, mein Volk, sei der Väter wert,
Misstraue dem faulen Frieden!
Das in Stücke fiel, das hehre Schwert
Der Einigkeit zu schmieden.
Sei stark, mein Volk, und schwinge den Stahl
Trotz Stürmen und Ungewittern:
Hei wie das Schwertes Schärfe zumal
Die Zwerge und Drachen erzittern“* ³¹⁶

Während Siegfried auf der Lithographie „heldenhaft“ das Untier erlegt hat, schaut ihm der bärtige Mime hinter einem Baum versteckt zu, wobei es so aussieht, als ob Siegfried die „Gefahr“ bereits wittert, da er seinen Kopf in Richtung Baum gedreht hat. In einem weiter unten abgetrennten Bereich schaut der Zwerg erschrocken zu wie Siegfried das Schwert

315 siehe Kap. 4.5.1 (S. 100f)/7.5 (S. 379)/Abb. 91

316 siehe Abb. 71

„Nothung“ schmiedet. Tücke und Verrat sollen dabei zum Ausdruck kommen, die bärtigen Zwerge können in diesem zeitlichen Kontext mit einer Art „semitischen Untergrundagenten“ in Verbindung gesetzt werden, welche unter der Obhut des durch den Drachen verkörperten „jüdischen Finanzkapitals“, dem „Volk“ in den Rücken fallen und es „zersetzen“ würden.

Alle gesammelten urgeschichtlichen Quellen würden laut Matthäus Much auf eine „Verbreitung des Ringgeldes aus dem Oriente über Europa“ (Much 1879a: 25) hinweisen, wobei es schließlich auch Skandinavien erreicht hätte. Alles deute darauf hin, dass Ägypten diesbezüglich seit der Bronzezeit den Ausgangspunkt dargestellt hätte:

„Wir gelangten in der Verfolgung desselben [Zuges] aus dem äußersten Südosten, Aegypten, über Assyrien an die asiatische Küste des griechischen Meeres, Troja, und über dasselbe nach Mykenae. Von da führte uns allerdings ein Sprung über eine noch bestehende Kluft, die aber nicht allzu weit ist und noch überbrückt werden wird, nach Siebenbürgen und Ungarn, und die angrenzenden Länder Niederösterreich, Oberösterreich und Böhmen [...] bis in die skandinavischen Länder“ (ebd.).

In Skandinavien hätte sich der Gebrauch von „Ringgeld“ bis ins 10. Jh. n. Chr. erhalten, ehe sich auch hier, im Anschluss an Kriegszüge, durch einen seit dem 8. nachchristlichen Jahrhundert zunehmenden Handel „warägischer Kaufleute“ mit Byzanz und Arabien, vom Münzgeld verdrängt worden wäre. Dabei würden sich auch Münzfunde aus den umliegenden Ländern nachweisen lassen, wobei das „Ringgeld“ zunächst noch neben dem Münzgeld weiter existiert hätte (Much 1879a: 24ff).³¹⁷

Zwar beruhen diese Aussagen teilweise auf frühgeschichtlichen Fakten, doch erscheint mir die Deutung des Fundmaterials als „Ringgeld“ bei Matthäus Much oft einseitig, da andere Interpretationsmöglichkeiten wie z.B. als Schmuck, zu welchem das „Ringgeld“ auch gedient habe, nur marginal zur Sprache kommen. Interessant ist die Aussage, dass auch in heutiger Zeit geprägtes Geld sowohl bei „Orientalinnen“ als auch bei „deutschen Mädchen“ oder an der Kleidung „unserer Bauern“ oder an Uhrketten oder Ohrgehängen Verwendung findet. Ob es sich hierbei um eine bloße Feststellung oder aber um einen Hinweis auf eine fortschreitende „Orientalisierung“ der einheimischen Kultur handeln sollte, wird wohl Muchs Geheimnis bleiben (vgl. Much 1879a: 8).

317 Dieser Abschnitt steht im Konjunktiv, da ich weder den damaligen noch den heutigen Forschungsstand eruieren konnte. Selbst fachkundige Leute konnten mir diesbezüglich nicht weiterhelfen.

Neben der altnordischen Mythologie als Hauptquelle, dienten ihm urgeschichtliche Fundstücke als Deutungsmuster, um Rückschlüsse bis in die bronzezeitlichen Pfahlbauten zu ziehen (vgl. Much 1879a: 27).

Dabei kündigte sich ein *diffusionistisches Kulturschichtungsmodell* an,³¹⁸ ehe Much im Jahr 1886 dann ausdrücklich von einem „orientalischen Culturkreis“ geschrieben hat. Eine „Volksschichte“ hätte sich aus dem „Orient“ ausgebreitet, wobei sie jedoch gegenüber den „arischen Culturmitteln“ durch eine geringere Beständigkeit im Ursprungsgebiet gekennzeichnet gewesen wäre:

„Es ist dies ein Gang der Dinge, den wir auch sonst, namentlich bei gewissen Moden beobachten können, welche in völlig unveränderter Gestalt ein Land, ja selbst in dem nämlichen Lande eine andere Volksschichte erst erreichen, nachdem sie an ihrem Ursprungsorte längst erloschen sind“ (Much 1879a: 26).

Der Gebrauch dieses „formlosen Gegenstandes“, wobei die „Geldringe“ gemeint waren, bei „divergentesten Völkern“, deute jedoch auch auf „verschiedene Orte“ als Herstellungszentren hin. Diese theoretische Tendenz von verschiedenen Ausgangspunkten, welche an den *Elementargedanken* Adolf Bastians erinnert,³¹⁹ wird zwar gegenüber der Auffassung von einzelnen „Fabriks- und Handelscentren“ zur Debatte gestellt, aber gleichzeitig, indem diese „einzelnen Fabriksorte“ wieder nur als „Folge des einmal gegebenen Impulses“, im Falle des „Ringgeldes“ aus dem „Orient“, dargestellt werden, wieder eingeschränkt (vgl. Much 1879a: 25f).

In seiner für die Entwicklung des Rassenantisemitismus richtungsweisenden, Ende des Jahres 1880 fertiggestellten und im darauffolgenden Jahr erstmals veröffentlichten Schrift *Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort* ließ Eugen Dühring, ganz nach dem diesbezüglich weiter gefassten Verständnis von Ernest Renan, den Begriff „semitische Race“ nicht nur für die „Juden“ gelten. Seinen Antisemitismus schränkte er dagegen in höherem Maß auf den „Judenstamm“ ein.

Den Begriff „Semite“ bzw. „semitische Race“ ließ Dühring dabei, außen vor, was besonders in der hier verwendeten, kurz nach der Erstveröffentlichung verbesserten zweiten Auflage zum Ausdruck kommt:

318 siehe Kap. 9.3.3/9.3.6

319 siehe Kap. 9.3.4

„Man sage eben auch dann, wenn man die Race meint, kurzweg Jude und nicht etwa Semit. [...] Ueberdies sind die Juden ein bestimmter Volksstamm aus der semitischen Race und nicht diese ganze Race selbst, der beispielsweise einst auch die Punier [„Phönizier“], zerstörten Carthagischen Angedenkens, angehörten. Araber-Beduinen sind nicht vom Judenstamme, wohl aber Semiten. Die Juden sind überhaupt die übelste Ausprägung der ganzen semitischen Race zu einer besonders völkergefährlichen Nationalität. Der Ausdruck semitisch wird bei den Juden leicht zur Beschönigung und ihn lassen sich auch die Juden lieber gefallen, als den Namen von allbekannter Tragweite und Volksverständlichkeit“ (Dühring 1881: 3).

Auch Eugen Dühring betonte die Gier nach Gold und Geld der „jüdischen Geschäftemacher“. Dabei vergaß er nicht auf Staatsmänner mit jüdischem Hintergrund bei den „Westmächten“, Frankreich und England, hinzuweisen. Frankreich stünde auch nach dem Fall des Kaiserreiches unter einer „verdeckten Judenleitung und Judenausbeutung [...] und wahre Intransigenten [Unnachgiebigen] würden die sein, welche vor Allem nicht die geringste Transaction mit dem Judenthum duldeten und dieses aus der politischen Herrschaft [...] wegfegten“ (Dühring 1881: 91f).

Den „Charakter“ Englands habe sein Premierminister D’Israeli geprägt, welcher in Wirklichkeit „Herr von Israel“ heiße, tatsächlich aber von seinen Eltern Benjamin Disraeli (1804-1881) genannt worden war. Durch dessen Zugehörigkeit zum „Judenstamm“ wären nicht nur Verfallserscheinungen in der „Englischen Aristokratie“ aufgezeigt worden, sondern Disraeli hätte auch die Außenpolitik des Landes „nach den Grundsätzen einer privaten Finanzunternehmung erledigen wollen. Er hat es versucht, durch Actiengeschäfte sachte ganze Länder einzucassiren, wobei er eine besondere angestammte Vorliebe für die alte Judenheimath Aegypten an den Tag gelegt hat. Seine Urahnen liebten das Gold und Silber der Aegypter; er aber wollte Moses Verwaltungssystem noch übertreffen und gleich die Aegypter selbst einstecken“ (Dühring 1881: 92).

Am Anfang des Buches stellte Dühring folgende „unleugbare“ Behauptung in den Raum:

„Wo Juden im Vordergrund sind, da ist die meiste Corruption. Dies ist eine Grundthatsache aller Culturgeschichte und aller Culturgeographie. Man könnte nach diesem Merkmal eine Karte entwerfen, sie über Länder, ja über die ganze Erde ausdehnen und auf diese Weise auch das Profil der Geschichte nehmen, indem man in den verschiedenen Jahrhunderten und Jahrtausenden die Versetzung der Bevölkerungen mit Juden zum Maassstab machte. Man würde auf diese Weise einen ganzen Atlas der Corruption gewinnen. Hieraus folgt aber nicht,

dass die Juden überall die Macht gehabt hätten, die jedesmal fraglichen Corruptionszustände allein zu erzeugen“ (Dühring 1881: 7f).

Eugen Dühring scheute sich also nicht sein rassenantisemitisches Weltbild auf die ferne Vergangenheit auszuweiten. Über Rudolf Muchs Mitgliedschaft im „Düringbund“ lässt sich eine geistige Nähe auch zu dessen Vater vermuten; schließlich waren beide ja Teil der deutschnationalen und frührasseantisemitischen Bewegung in Österreich.³²⁰ Der Idee Dührings anhand von historischen Daten zu jüdischen Migrationsbewegungen eine geographischen Verbreitungskarte der Korruption zu erstellen, welche auch Rückschlüsse in die ferne Vergangenheit zuließe, widmeten sich Karl Penka über rassenanthropologische Theorien und Matthäus Much vorwiegend über die Interpretation von urgeschichtlichem Fundmaterial dieser Aufgabe, wozu beide frühvölkischen Forscher auch sprachwissenschaftliche Vergleiche heranzogen.

Karl Penka schuf nur kurze Zeit nach Dührings einschlägiger Hetzschrift und zwar im Jahr 1883, damit ca. 20 Jahre vor Matthäus Much, ein allumfassendes rassenanthropologisches Konzept, mit Hilfe dessen der Rassenantisemitismus bis in das Neolithikum zurückverlegt werden konnte. In den klimatischen Bedingungen der Eiszeit verstand er den entscheidenden Zeitraum für eine „rassevolutionistische Diversifikation“. Dabei habe es sich um ein ökologisches Milieu gehandelt, welches in der Gegenwart so nicht mehr gegeben sei, womit die momentanen „Rassenunterschiede“ als unabänderlich erscheinen.³²¹

Dabei sah Penka einen gemeinsamen Ursprung der „semitischen“ und der „hamitischen“ Sprachen als erwiesen an, wobei auch anatomische Vergleiche auf diese ursprüngliche Einheit hinweisen würden. Dagegen stünden die „arischen Sprachen“ in keinerlei „genealogischem Zusammenhang“ mit den beiden anderen Sprachgruppen. Selbst „die „arischen Völker [würden] solche Verschiedenheiten in ihren physischen und psychischen Merkmalen zeigen, wie sie sonst nur zwischen verschiedenen Racen, nicht aber zwischen den verschiedenen Völkern einer und derselben Race“ (Penka 1883: 2) auftreten. Der „Typus des dolichocephalen Semiten mit seinem zierlichen Körperbau, dem ovalen Gesichte, der Adlernase, den schwarzen Augen und schwarzem Haare, dem üppigen Haarwuchse“ (Penka 1883: 2f) stünde angeblich in „schroffem“ Gegensatz zum „slavischen Typus“, welcher durch „Brachycephalie“ („Kurzschädeligkeit“), ein kurzes und breites Gesicht, eine kurze und flache Nase, sowie einen

320 siehe Kap. 4.6 (S. 87)/7.4 (S. 375)

321 siehe Kap. 6.1.2 (S. 284-288)/7.2.1 (S. 353)

nur geringfügigen Bartwuchs gekennzeichnet wäre. Zwar würden sich sowohl der „semitische“ als auch der „germanisch-skandinavische Typus“ durch die „Dolichocephalie“ („Langschädeligkeit“) auszeichnen, allerdings verfüge der letztere über eine hohe Statur, ein schmales Gesicht, eine hohe, gerade und schmale Nase, blonde Haare und blaue Augen. Die Bewohner der drei südlichen Halbinseln, also Spanien, Italien, Griechenland, kämen zwar mit ihrer „Dolichocephalie“, welche sie trotz zahlreichen „Kreuzungen mit anderen Elementen“ größtenteils beibehalten hätten und ihrer „dunklen Complexion“ noch am ehesten als „Mittelglieder“ zwischen „afrikanischen Hamiten“, „asiatischen Semiten“ und „europäischen Ariern“ in Frage, doch sprächen sie eben keine „arische Sprache“, wodurch sie auch ihrer Abstammung gemäß nicht von „echten Ariern“ herzuleiten wären (vgl. ebd.).

Den „turanische Typus“ ließe sich auch in Mitteleuropa und Frankreich nachweisen und sei in manchen Gegenden gar „vorherrschend“. Eine Ausnahme bilde die Schweiz, welche trotz ihrer Mehrsprachigkeit, „im Grossen und Ganzen einen einheitlichen Typus“ (Penka 1883: 114) zeige und mit Abstrichen die vielsprachige k.u.k. Monarchie, in welcher lediglich die „Zigeuner“, die „Juden“ und die angeblich mit diesen „stammverwandten“, aber zahlenmäßig irrelevanten „Armenier“ diese körperliche Einheitlichkeit herabsetzen würden. Dennoch überwiege, nach einer Studie von Regimentsarzt Augustin Weisbach, bei allen Bevölkerungsgruppen die „Brachycephalen“. Aus „culturell-ethnischen“ Unterschieden dürfe deswegen keineswegs auf eine „anthropologische Verschiedenheit“ geschlossen werden.

Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts, also zur Zeit der Erweiterung des „Linzer Programmes“ um einen expliziten „Arierparagraphen“³²² stellte Matthäus Much das Kupfer als „europäisch-arischen Besitz“ dar, während das Gold von „fremdartigen“, dem „orientalischen Kulturkreise“ entstammenden „semitischen Völker“, wobei insbesondere die „Phönizier“ Erwähnung finden, überreicht worden wäre (Much 1885: 275, 277, 288, 293f; Much 1886: 172-181; Much 1893: 354ff).

Die Bezeichnungen für Gold, Silber und bläulichem Eisen ließen sich in der „arischen Sprachfamilien“ alle vom „ältesten“ Begriff für Metalle *áyas* herleiten, welcher ursprünglich nur für Kupfer gestanden habe und somit als „eigenes Sprachgut“, Zeugnis von der selbständigen Entdeckung und Entwicklung der Metallverarbeitung ablege. Dieser Produktionszweig beruhe auf „eigener Thatkraft“.³²³ Auch die sprachlichen Bezeichnungen

322 siehe Kap. 4.5 (S. 86)/4.5.1 (S. 104)/4.5.2 (S. 106f)/4.5.4.2 (S. 118f)

323 siehe Abb. 13/67f

wären das Resultat von „eigener Culturarbeit“, wofür auch ein weiterer Wortvergleich von Matthäus Much angeführt wurde, bei welchem Begriffe aus dem Sanskrit, dem Armenischen, dem Altslawischen, dem Lateinischen und dem Altnordischen Verwendung finden (vgl. Much 1886: 172-175, 180f).³²⁴

Für Gold fehle dahingegen eine „allen arischen Völkern gemeinsame Bezeichnung“ (Much 1886: 176) bzw. gebe es kein „gemeinsam-arisches Wort für Gold“ (Much 1886: 180). Otto Schrader (1855-1919) habe gestanden, dass sich nur beim „indisch-iranischen Zweig“ diesbezügliche Bezeichnungen finden lassen. Beim „europäischen Zweig“ der „Arier“ findet sich das Gold lediglich im Griechischen, wobei es sich hierbei um ein aus den „semitischen Sprachen“ entnommenes Lehnwort handle, wobei Much Wörter aus dem Hebräischen und Assyrischen anführte. Dass es sich dabei um „aus der Fremde überkommenes Gut“ (Much 1886: 180) handle, gelte „mit einiger Berechtigung“ auch für die archäologischen Hinterlassenschaften (vgl. Much 1886: 176f, 180f; Much 1893: 355).

Zu einem so frühen Zeitpunkt, wie der „indogermanischen Urzeit“ in Europa samt Griechenland und Troja, welche Matthäus Much unter Berufung auf Schrader in die Jungsteinzeit verlegte und dabei richtig erkannte, dass das Kupfer schon zu einer Zeit verarbeitet wurde, als kaum an einen „phönizischen Einfluss“ zu denken ist, was auch für die frühe „vorphönizische“ Goldverarbeitung gelte (vgl. Much 1886: 174-177; Much 1893: 355ff).

Allerdings müsse es dennoch ein „semitisches Volk“ gewesen sein, welches den „europäischen Ariern“ das Gold überbracht hätte:

„So scheint es doch zweifellos zu sein, dass der europäische Zweig der arischen Völkerfamilie durch die Berührung mit einem semitischen Volke in die Kenntnis und in den Besitz des Goldes und damit zugleich des Namens gelangt ist“ (Much 1886: 177).

Bleibt noch anzumerken, dass in den von Alexander von Helfert herausgegebenen „Mittheilungen der k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ (MCKHD), in welchem Teile des Inhalts der „Kupferzeit“ in Einzelstücken als Artikelserie in den Jahren 1885/1886 mit Much als Autor unter dem Vornamen Mathias erschienen, zwar auch Goldfunde Erwähnung finden, aber gerade die

324 Matthäus Much schuf die These einer eigenständig entwickelten Kupferzeit in Europa, welche er den „Ariern“ bzw. „Indogermanen“ zugeschrieben hat; siehe Kap. 9.5.

Verbindung zu einem „semitischen Volk“ oder einem „orientalischen Culturkreis“ außen vor gelassen wurde. Allerdings findet die eigenständige Entwicklung und die von „Sesshaftigkeit“ geprägte Lebensweise der „arischen Rasse“ der „Steinzeitvölker“ in Mitteleuropa Betonung. Dabei wird die Einwanderung eines „nomadischen“ bzw. „fremden Volkes“ in Abrede gestellt, wobei sich hier ein unterschwelliger Antisemitismus ankündigt (vgl. MCKHD [NF.: XI.] 1885: C –CIX; MCKHD [NF.: XII.] 1886: I-VIII, LVII-LXXVII, XCIII-CXI, CLVif, CLXXXVIII).³²⁵

In der Zweitaufgabe seiner „Kupferzeit“ von 1893 ließ Much auch „alarodische Nachbarn“ neben den „semitischen“ als mögliche Überbringer gelten (vgl. Much 1893: 357).

Beim „alarodischen Typus“ handelt es sich um eine von Fritz Hommel eingeführte Kategorie, welche Felix von Luschan als „armenoiden Typus“ bezeichnete, welcher neben einem hohen Wuchs, über die „Kurzköpfigkeit“ und „semitische Gesichtszüge“ verfüge. Laut Hermann Hirt hätte dieser „Typus“ in der Vergangenheit in Vorderasien und teilweise auch in Nordafrika und Europa weite Verbreitung gefunden (vgl. Hirt 1905: 138).

Luschan beschrieb im Jahr 1922 einen „Volkswitz“, nach welchem die Armenier siebenmal so tüchtige Händler wären wie die Griechen, welche wiederum siebenmal die „Juden“ in derlei Hinsicht überträfen (vgl. Luschan 1922: 169).

Das Gold hätte gegenüber dem Kupfer laut Matthäus Much nur bei einem kleinen Teil der „europäischen Arier“, und dort auch nur spärlich, Verbreitung gefunden:

„Während also das Kupfer sich fast über das ganze von den europäischen Ariern bewohnte Gebiet verbreitet hat, und in alle Gebrauchszwecke eingetreten ist, sehen wir das Gold nur in einem kleineren Theile desselben und auch da nur spärlich und erst auf jenem fern gelegenen Punkte in größerer Menge erscheinen, wo die Gränzlinie zwischen arischen und semitischen Völkern in oftmaligem Schwanken begriffen war“ (Much 1886: 177).

Somit hielt es Matthäus Much für „wahrscheinlich, dass das Gold viel später als das Kupfer in den Cultur-Bereich der europäischen Arier getreten ist“ (ebd.), um dort genügend Zeit für eine weiträumige Verbreitung zu finden. In urgeschichtlicher Hinsicht wäre jedenfalls folgender Schluss zulässig:

325 zur These von „asiatischen Nomadenvölkern“ in ihrem Verhältnis zum Antisemitismus siehe Kap. 8.1 (gesamt)/8.3.4-8.3.5.4/8.3.8/8.3.9

„[...] dass das Gold den im südöstlichen Theile Europas wohnenden arischen Stämmen, denen es in dieser Zeit allein bekannt geworden, durch die Vermittlung semitischer Nachbarn zugekommen ist. Diese Schlußfolgerung fände eine ausgiebige Stütze, wenn es sich bestätiget, dass auch die Formen der großen trojanischen Goldfunde einen fremdartigen Charakter haben und dem orientalischen (hittitischen?) Culturkreise angehören“ (Much 1886: 178).

Im Jahr 1893 findet bei Matthäus Much zwar kein „orientalischer Kulturkreis“ explizit mehr Erwähnung, was womöglich daran lag, dass er jetzt auch Goldfunde aus Spanien in seine Theorie miteinbeziehen musste. Die Brüder Henri (1857-1933) und Louis Siret (1860-1934), hatten für Spanien eine „frühzeitig abgeschnittene Bronzeculturentwicklung“ festgestellt, wobei dem Neolithikum die ersten Kupfer- und Bronzegegenstände gleichzeitig entgegnetreten wären.³²⁶ Diese Behauptungen, welche auf breite Anerkennung u.a. von Moritz Hoernes stießen, waren nicht so einfach in Einklang mit Muchs These einer „arisch“-europäischen Kupferzeit zu bringen. Allzu schwierig mag Matthäus Much dieses Vorhaben allerdings auch wieder nicht erschienen sein, hatten doch die Brüder Siret im Fundmaterial „sichere Beweisstücke einer einheimischen Metallurgie“ (Hoernes 1892: 413) ausfindig gemacht und zudem mit der Abgeschlossenheit der Entwicklung deren Sonderstellung betont. Matthäus Much beschloss offensichtlich die Theorie zu erwähnen, aber nicht zu genau auf sie einzugehen und stattdessen seine alte „schwankende“ Grenzziehung im Umfeld des Hellespont³²⁷ in den Vordergrund zu drängen:

„In Spanien liegen in jener Zeit die Völkerverhältnisse noch in vollständigem Dunkel; an den Dardanellen dagegen ist die Grenze zwischen arischen und semitischen Völkern, oder doch die Grenze ihrer Macht und ihres Einflusses in oftmaligem Schwanken, und es dürfte der Schluß nicht zu gewagt erscheinen, daß das Gold, nicht aber zugleich auch dessen Bezeichnung den im südöstlichen Teile Europas wohnenden Ariern, denen allein es in dieser Zeit bekannt geworden ist, durch die Vermittlung ihrer semitischen oder alarodischen Nachbarn in vorphönizischer Zeit zugekommen sei“ (Much 1893: 357).

Im Jahr 1886 betonte Matthäus Much, dass sich nur im Südosten „unseres Gebietes: in Troja, auf Thera-Therasia³²⁸ und im einstigen Pannonien“ (Much 1886: 177) Gold häufiger in der Gesellschaft von Kupferfunden nachweisen ließe. Bei Pannonien handelt es sich um eine im

326 siehe auch Kap. 9.5/S. 626

327 Die Dardanellen, im Altertum Hellespont genannt, bezeichnen eine Meerenge an der Mittelmeerküste der heutigen Türkei.

328 Bei Thirasia handelt es sich um eine griechische Insel in den Kykladen des Ägäischen Meeres.

Jahre 12 bis 9 v. Chr. gegründete römische Provinz, welche sich zunächst von Dalmatien bis zur Drau erstreckte, damals bitter umkämpft war und dessen genaue territoriale Zuordnung auch heute noch von Interpretationsschwierigkeiten und daraus resultierenden Kontroversen geprägt ist. Jedenfalls wurde erst während der Regierungszeit des römischen Kaisers Claudius (41-54 n. Chr.) das nordpannonische, zwischen der Donau, dem Neusiedler See und dem Plattensee gelegene Gebiet, welches zuvor mehr oder weniger brach lag, militärisch und verwaltungstechnisch organisiert. Welches Gebiet Matthäus Much mit Pannonien meinte bleibt im Unklaren, wobei diesbezüglich eine gewisse Neigung, den „goldenen Kulturkreis“ in südöstliche Richtung zu verlegen, unbestreitbar ist. Schließlich habe der zu Berühmtheit gelangte Fund von Stollhof in Niederösterreich, bei welchem Goldscheiben in Gesellschaft mit zahlreichen Kupfergegenständen gefunden wurden, den westlichsten Auffindungsort eines derartigen Fundkomplexes dargestellt (vgl. Gassner/Jilek 2003: 83ff; Much 1886: 177; Urban 2003: 97, 102f).

Sieben Jahr später hatte er sich Matthäus Much wohl aufgrund des Drucks von Funden und Theorien anderer Urgeschichtsforscher gezwungen gesehen, dieses Fundgebiet auf Stellen auszuweiten, welche ihm zuvor nicht in den Sinn gekommen wären. Während in der Ausgabe der „Kupferzeit“ von 1886 nur ein einzelnes Schmuckstück von der Atlantikküste im Westen Frankreichs als Ausnahmeerscheinung Erwähnung findet (vgl. Much 1886: 177), kommt in der erweiterten Fassung von 1893 zu den Dardanellen, ein weiteres „südwestliches Gebiet“ zur Sprache, über welches das Gold in den „arischen Kulturbereich“ Europas „eingedrungen“ sei. Dieses erstreckte sich von Spanien bis nach Südfrankreich. Auch die „äußerste Marke“ des „südöstlichen Fundgebiets“ findet mit dem Fund eines Goldreifes im mährischen Grußbach³²⁹ einen weiteren Bezugspunkt (vgl. Much 1893: 356).

Gegenüber den „semitischen Völkern“ des „Orients“ wird die angeblich marginale Rolle des Goldes bei den „europäischen Ariern“ hervorgehoben, unter welchen stattdessen, bereits vor der Beendigung der Steinzeit, das Kupfer zu weitreichender Verbreitung gelangt wäre. Selbst in den Gebieten, wo das Gold „eingedrungen“ sei, fände es sich zumeist nur spärlich und lediglich an den entferntesten Punkten häufiger und stamme offenbar aus späterer Zeit (vgl. ebd.).

329 Bei Grußbach handelt es sich um das heutige Hrušovany nad Jevišovkou in der Nähe von Znojmo in Tschechien.

In Richard Wagners zuletzt zu seiner „Rheingold“-Trilogie verfasstem Vorspiel *Der Ring des Nibelungen* erscheinen die Germanen kurz vor Schluss noch von ihrer Gier nach „reinem Gold“ befangen, ehe sie den „feig und falschen“ Schatz endgültig im Rhein versenken (vgl. Wagner 1876: 74f).

Bei Matthäus Much erscheinen in seiner „Heimat der Indogermanen“ nach der Jahrhundertwende die „Nordländer“ als „seetüchtige Völker“ und mitunter als wahre Piraten, welche Gold erbeuten. Zwar erwähnte er die Geschädigten dieser Raubzüge zur See nicht, doch stellt sich die Frage, wer diese denn, außer den „Semiten“, gewesen sein sollen. Schließlich hat er zuvor in beiden Ausgaben seiner „Kupferzeit“ das Gold als Gut der „Semiten“ beschrieben, welches er in der diesbezüglichen Erstauflage gar als Erscheinung eines ausdrücklich „orientalischen Culturkreises“ darstellte und sich sinngemäß in der Zweitaufgabe ähnlich ausdrückte. Beim Versuch das semiotische Puzzle aus Muchs Gedankengängen zusammenzusetzen kann der Eindruck erweckt werden, als habe er diese „nordischen Seeräuber“ für frühe Antisemiten gehalten, welche die verfeindete „goldene Internationale“ der „Juden“ über Beutezüge in ihre Schranken gewiesen hätte. Allerdings hielt er wahrscheinlich ein solches „Räuberleben“, wie knapp 60 Jahre zuvor Gustav Klemm, für eine frühere Entwicklungsstufe der „activen Völker“.³³⁰ Aufrufe als Bankräuber in Erscheinung zu treten finden sich in seinen urgeschichtlichen Schriften selbstverständlich nicht, doch könnte es durchaus möglich sein, dass Matthäus Much zumindest einer gesetzlichen Enteignung des „jüdischen Finanzkapitals“ bedingungslos zugestimmt hätte.

Für eine weitgefächerte Identifizierung breiter Bevölkerungsschichten mit einer „arischen Herrenrasse“ war dieses abstrakte, zeitlich weit zurückreichende Gebilde nicht wirklich geeignet. Der Bezugspunkt zu Indien sorgte wohl für Verwirrung, schließlich waren sich ja schon die wissenschaftlichen Kreise über die Herkunft und Verbreitung der „Indogermanen“ keineswegs im Klaren.³³¹ Dennoch finden sich mitunter interessante Belege auch aus dem populär-zeitgenössischen Umfeld.³³²

Auch finden sich schon bei Ernest Renan und Max Müller in ihrer „rassisierten“ Variante des „Arier“-Mythos Bezugspunkte zur Gegenwart, welche auch auf realpolitische Gegebenheiten und Konflikte projiziert werden konnten. Der Journalist Theodor Curti (1848-1914) beklagte

330 siehe Kap. 8.2.1

331 siehe Kap. 9 (gesamt)

332 siehe Abb. 165/193

eine diesbezüglich einseitige Darstellungsweise schon in seiner Broschüre *Anatomie und Intervention. Ein Wort über die orientalische Frage* von 1876:

„Diese Darlegung will dem Kampfe im Osten seine wahre Physiognomie geben, welche Vorurtheil, Missverständniss und Egoismus verzerren. Bald werden die Insurrection auf der Balkanhalbinsel und der serbisch-türkische Krieg lediglich als Folge russischer Hetzereien dargestellt, bald sucht man ihren Ursprung allein in dem gegenseitigen Hasse der Christen und Nichtchristen, oder gibt dem Kampfe gar den Charakter eines Kampfes der Indogermanen, Mongolen, Semiten“ (Curti 1876: 1).

Matthäus Muchs Glorifizierung der jüngeren Eisenzeit, der *Latènezeit* als das „germanische Zeitalter“³³³ konnte dagegen leichter an eine allgemein verständliche „verlängerte Nationalgeschichte“ der „Deutschen“ angebunden werden. Preußen war so „eisern“ wie sein Kanzler Otto von Bismarck, dessen Kriegspolitik, welche zur Gründung des Deutschen Reiches führte, auf „Blut und Eisen“ basierte (vgl. Dörner 1995: 201). Eisen und insbesondere das eiserne Schwert stand symbolisch für die Wehrhaftigkeit des „deutschen Volkes“ (vgl. Dörner 1995: 150, 239), die Firma Krupp produzierte Waffen aus diesem Metall und hochwertigen Stahl. Überhaupt konnte die Industrialisierung mit ihren Bergwerken und Lokomotiven als Fortsetzung der Eisenzeit angesehen werden. Außerdem wurde Eisen eben nicht als Währung eingesetzt und auch im Gegensatz zu Gold und Bronze kein Schmuck bzw. „Tand“ hergestellt. Dafür eignete es sich vorzüglich für Werkzeuge, mit welchen Produkte von „ehrllicher Arbeit“, also „schaffendes Kapital“, und kein auf Kosten anderer erwirtschaftetes „schädliches Kapital“ der Korruption des „jüdischen Finanzkapital“, hergestellt werden konnten. In antisemitischen Kreisen, welche antijüdische Gedanken aus der Bevölkerung aufnahmen und diese in Form eines weiter polemisierten „Rassenantisemitismus“ in hetzerischer Absicht dem „Volk“ zurückgaben, wurde die Korruption entweder als vollständig „jüdisch“ oder zumindest „verjudet“ dargestellt, wobei beide Komponenten häufig in ein und demselben Atemzug zur Geltung gebracht wurden. Insbesondere die Waffenproduktion galt als typisch „jüdisch“, entweder um die Minderwertigkeit der Waffen und somit verlorene Kriege zu rechtfertigen³³⁴ oder aber um den „Juden“ die Schuld am Nationenhass zu geben.³³⁵ Der „Jude“ selbst galt jedoch als „weibisch“, unsportlich, unkriegerisch, „ehrllos“ und somit nicht

333 siehe Kap. 5.4.2

334 Hierbei soll an die Verleumdungen gegen den Waffenfabrikanten Loewe erinnert werden; siehe Kap. 3.2./S. 40.

335 siehe Kap. 7.7.1/S. 404

für „satisfaktionsfähig“ im Duell.³³⁶ Diesem Bild als „Schwächling“ und „Drückeberger“, der den „ehrlichen Kampf“ von „Mann zu Mann“ scheue, diene seine besondere „Schlauheit“ als Gegenbild, welche der „Jude“ zur „Unterwanderung“ der Gesellschaft nutze, um mit unlauteren Mitteln wie der Intrige und der Korruption in gehobene Positionen aufzusteigen, von wo aus er die Fäden in der Welt ziehe. Aber auch der „kleine Mann“, insbesondere der Bauer und der Handwerker, waren angeblich ständig von „Juden“ umringt, welche sie um ihren hart verdienten Lohn prellten.³³⁷

Das *Vaterlandslied* von Ernst Moritz Arndt aus dem Jahr 1813 beginnt mit den Worten *Der Gott der Eisen wachsen ließ, Der wollte keine Knechte* (Arndt 1840: 194) und diene als Vorlage für eine Propagandaansichtskarte des „Deutschnationalen Vereins“, auf welcher die „Manneskraft“ eines „germanischen Kriegers“ hervorgehoben wird.³³⁸ Im Gedicht kommt es bereits im Jahr 1813 unter Betonung von „kühnem Mut“, Kampfeskraft, „Blut“ und „Eisen“ zur Heraufbeschwörung einer neuen „Hermannsschlacht“, welche allem „Tand“, aller „Schande“, insbesondere der „Knechtschaft“ ein Ende bereite. Für keinen „Tyrannensold“ würde der rechtschaffende „deutsche Mann“ Menschenschädel spalten. Zur Verteidigung seines „ererbten Landes“ nehme dieser jedoch schon „Säbel, Schwerdt und Spieß“ in die Hand. In einem früheren Gedicht, dem *Lob des Eisens* von 1806 wird Gold als Ausdruck der „feigen Welt“ dargestellt, nach welchem nur „Knechte“ lechzen, wohingegen das Eisen das Pflügen des Ackers und den von „wahren Männern“ geführten Kampf um „Freiheit“ ermögliche. Das Gold diene als Zahlungsmittel des Despotismus und somit als Grundlage der Waffenherstellung, doch ließe sich jeder Tyrann mit einem aus Eisen geschmiedeten Hammer erschlagen (vgl. Arndt 1840: 90ff, 194f).

Der Hammer, welcher auch in Matthäus Muchs Werk immer wieder eine bedeutende Rolle einnimmt, wurde neben dem Schwert zum am meisten herausragenden Symbol der deutschvölkischen Bewegung, was sich in zahlreichen Namensgebungen von Organisationen, Zeitschriften und in der Literatur äußerte. Er stand synonym für das Handwerk und den Bergbau, also „ehrliche Arbeit“ und für „deutsche Wehrhaftigkeit“. Im Gegensatz zum Schwert, welches eine stärkere Anbindung ans Mittelalter und die Neuzeit bis hin zu den Säbeln der Burschenschaftler zeigte, ließ sich der Hammer leichter in eine Kontinuität zur

336 siehe Kap. 4.3 (S. 77)/4.5.1 (S. 93)/4.5.4.2 (S. 121f)/

337 siehe Kap. 4.5/S. 86-90

338 siehe Abb. 66

„germanischen Vorzeit“ setzen.³³⁹ Bei Much finden aber auch Steinschwerter Erwähnung (vgl. Much 1874: 23).

In dem am 7. März 1877 herausgegebenen Einzelheft der MAGW scheint Matthäus Much in seiner Schrift *Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffenweisende Ausdrücke der deutschen Sprache* von einer gewissen „altgermanischen Kulturhöhe“ ausgegangen zu sein. Zwar hätten die „Germanen“ laut dem *Hildebrandlied* noch im 5. Jh. n. Chr. mit steinernen Waffen gekämpft, doch handle es sich hierbei um Überlieferungen aus weitaus älterer Zeit. Das Wort Hellebarde, welches sich etymologisch von der Steinaxt herleiten ließe, würde ja auch noch heute von Nachtwächtern im dörflichen Umfeld benutzt „und so könnte es in einigen hundert Jahren einmal einem Gelehrten beikommen, zu behaupten, dass die Sicherheitspolizei in den germanischen Dörfern noch im 19. Jahrhundert steinerne Waffen getragen habe“ (Much 1878: 11).

Mit zahlreichen sprachlichen Vergleichen glaubte Much die Wehrhaftigkeit und Werkfähigkeit der „Deutschen“ über frühgeschichtliche Quellen bis in die Steinzeit zurückverfolgen zu können. Ein gewöhnlich mit „scharfen Schauern“ übersetzter Satz aus dem althochdeutschen *Hildebrandlied* würde keinen Sinn ergeben und stattdessen „scharfe Schneiden“ bedeuten. Zudem ist nach Muchs Übersetzungen³⁴⁰ von Steinäxten („Steinbarten“), Lanzen, für welche synonym das Wort Eschen gebraucht worden sei, Speeren, Schilden, gleichbedeutend mit Linden, da sie aus dem Bast dieses Baumes hergestellt worden wären, Pfeilspitzen, Töpfen, Wandbewürfen, Ziegeln, Würfeln, Kreiseln, Messern, Sägen, Sicheln und schließlich „dem Hammer, Werkzeug und Waffe zugleich, heiliges Symbol und Attribut einer Gottheit“ (Much 1878: 14) die Rede. Zudem stellte er etymologische Vergleiche von Werkzeugen und Waffen in verschiedenen Sprachen (Slawisch, Griechisch, Litauisch, Sanskrit) mit Wörtern an, welche bereits Richtung Indien weisen und auf den Stein hindeuten, wobei er den „deutschen Hammer“ vom altnordischen *hamar* ableitet (vgl. Much 1878: 7-15).

Gold und Juwelen standen hingegen für die „falsche Welt“ des „Judentums“, welches angeblich durch seine besondere Profitgier gekennzeichnet wäre.

339 siehe Abb. 70

340 Dabei werden neben dem *Hildebrandlied*, auch das *Nibelungen-* und das *Eckenlied* sowie Julius Cäsars Schrift zu den Gallischen Kriegen bzw. Tacitus als Quellen verwendet.

Georg von Schönerer trug auf seiner auch in dieser Arbeit vielzitierten Rede im Sofiensaal vom 26. November 1886 folgende Zeilen eines nicht näher benannten deutschnationalen Dichters vor:

„Was ist die größte Schmach auf Erden?

Das ist: von deutschem Stamme sein

Und dann zum Judenknechte werden

Aus Sucht nach Gold und Edelstein!

Was ist der größte Ruhm auf Erden,

Mehr wert als Gold und Edelstein?

Seitab von jüdisch-feilen [verkäuflichen] Herden

Ein unverfälschter Deutscher sein!“ (Pichl 1914: 309).

Auch über die Germanophilie und Deutschtümelei machte sich Daniel Spitzer bereits seit dem Jahr 1886 lustig (vgl. Spitzer 1894: 27, 276f) und Schönerers Lieblingsdichter Robert Hamerling und erklärte ihn zu seinem Gegner, wobei dessen satirische Veröffentlichung *Homunculus. Modernes Epos in zehn Gesängen* aus dem Jahr 1887 in scherzhafter Weise eingehend behandelt wird. Hamerling beschrieb darin den Müßiggang eines in Jerusalem hypothetisch errichteten „jüdischen Staates“. Der Held der Erzählung, Munkel, eine Art künstliche Miniaturausgabe vom legendären Beschützer der jüdischen Gemeinden Golem, wird aus „dämonischem Durst“ nach Geld zum Spieler, was daran liegt, dass dessen Erzeuger Gold statt Eisen in die Retorte einfüllte. Bevor er die Juden nach Jerusalem führt, versuchte er sich in Eldorado mit der Begründung einer „Schule zur Vermenschlichung der Affen“ (Spitzer 1894: 149). Baron Rothschild wird im „gelobten Land“ gar zu einem „Schnorrer“. Als die „Juden“ am Ende Munkel kreuzigen wollen, wird er von Ahasverus, dem „ewigwandernden Juden“, ³⁴¹ gerettet (vgl. Spitzer 1894: 144-151).

341 siehe Abb. 127

6.2 Der „arische“ Mythos im Bezug zu Kultur und Wissenschaft um die Jahrhundertwende

Eugen Dühring sprach den „Juden“ wie vor ihm schon Ernest Renan³⁴² der „semitischen Rasse“ jegliche Fähigkeit ab, sich eigenständig geistig zu betätigen und sich somit schöpferisch in Kunst und Wissenschaft zu bewähren. Dies liege am „jüdischen“ Materialismus, welcher eine von Uneigennützigkeit geprägte geistige Tätigkeit verhindere, welche allein zur „Wahrheit und Schönheit“, frei von geschäftlichen Interessen, vordringen könnte (vgl. Mühlen 1977: 128).

Dies entsprach selbstverständlich keineswegs der Wahrheit. Gerade die seit Jahrhunderten immer wiederkehrenden Verfolgungen mit häufig wechselnden Lebensumständen hatten die jüdischen Familien dazu veranlasst, ihren Kindern eine vielseitige Bildung zukommen zu lassen. Von bestimmten Berufszweigen, wie beispielsweise dem Handwerk oder dem Erwerb und der Bebauung von Land, blieben die „Juden“ aufgrund von gesellschaftlichen oder gesetzlichen Restriktionen, weiterhin ausgeschlossen. Nachdem den Juden der Zugang zu den Universitäten erlaubt worden war, erwies sich dieses hohe Maß an Allgemeinbildung, wie Kenntnisse in Fremdsprachen, der Medizin, von divergierenden ökonomischen bzw. volkswirtschaftlichen Lehren und philosophischen Standpunkten, in bestimmten Studiengängen als immenser Vorteil, welcher sich in der Berufswelt durchaus auch in einem relativ hohen Gehalt niederschlagen konnte. Kunst und Ästhetik sind bekanntlich eine Geschmackssache, doch offenbarten aus jüdischem Elternhaus stammende Künstler, gerade im Vergleich zur sog. „Volkskunst“, ein vielfältiges Repertoire aus unterschiedlichen Einflüssen, welches wie bereits behandelt wurde, als „intellektuelles Übergewicht der Juden“ in Wien beschrieben werden kann.³⁴³

Im Jahr 1897 wurde das „Kaiser-Jubiläums-Theater“ mit Hilfe des frischgekrönten Bürgermeisters Karl Lueger unter dem Vorzeichen gegründet, „arischen“ Theaterstücken in deutscher Sprache zur Aufführung zu verhelfen. Hierzu wurde das Motto der „Befreiung nationalen Kunstlebens von der Cliquenherrschaft“ (Bleibtreu 1903: 5) ausgerufen. Laut einer „bewussten Klausel“ sollten nicht nur die Schauspieler, sondern auch die Autoren der vorgeführten Stücke „arischer Abkunft“ sein. Diese antisemitische Vorgehensweise wurde als

342 siehe Kap. 6/S. 273ff

343 siehe Kap. 4.3/S. 80

„Notwehr“ aufgefasst, da sich alle anderen Theater, „indirekt“ zumeist auch die Hofbühnen, in „jüdischen Händen“ befänden.

Beim Schriftsteller Karl August Bleibtreu (1859-1928) handelte es sich um den Autor des diesbezüglichen Artikels *Das Jubiläumstheater*, welcher nur unter Vorbehalt in der von Karl Kraus herausgegebenen Zeitschrift „Die Fackel“ im Jahr 1903 veröffentlicht wurde (vgl. Kraus 1903: 3f).

Bleibtreu äußerte sein Unverständnis darüber, warum auch „Juden von ausgesprochen arischer Gesinnung“ (Bleibtreu 1903: 6) so „geniale“ Köpfe, wie der kurz zuvor verstorbene Otto Weininger, von einem solchen „Arierparagraphen“ betroffen sein sollten. Zwar handle es sich bei „Weiningers“ um „reine Ausnahmeerscheinungen“, doch wäre ein solch von „Albernheit“ geprägter „unsittlicher Eingriff“ lediglich eine Ausdrucksform von „stumpfsinniger Parteiwut“. Allerdings dürften nur solche Autoren Aufnahme finden, welche zuvor bei „Judentheatern“ keine Anstellung gefunden hatten, „denn sonst könnte man absichtlich und geflissentlich Kukulseier ins christlichsoziale Netz legen“ (ebd.). Neben dem im „Jubiläumstheater“ vorgeführten „christlichsozialen Schund“ und den volkstümlichen oder völkischen „Dilettantenstücken“, wie z.B. denen von Felix Dahn, würden auch die „jüdischen Theater und Zeitungen [...] jedem Schund ihrer Rassegenossen oder sonstwie Versippten eine Weltreklame verschaffen“ (Bleibtreu 1903: 7). Allerdings findet neben der „Bösartigkeit“ der „ordinären Presse“ auch der jüdische Respekt vor Andersdenkenden als „versöhnendes Erbteil des Judentums“ Erwähnung, mit dessen Hilfe einem gehassten Mann zumindest mit „achtungsvoller Feindschaft“ begegnet werden kann (vgl. Bleibtreu 1903: 4-10).

In der gleichen „Fackel“-Ausgabe wurde von Karl Kraus die „Ärztefeindlichkeit“ christlichsozialer Agitatoren bemängelt. Zwar würde die liberale Presse die Wissenschaft, insbesondere die medizinische, verteidigen, doch würden gerade diese Blätter mit ihrer Fülle von „Heilkunst“-Inserten der Gesundheit der Bevölkerung weit mehr schaden als die christlichsoziale Hetze. Der zionistische Mediziner Alexander Marmorek (1865-1923) hatte lange mit der Veröffentlichung seiner Forschungen zu seinem Tuberkulose-Serum gezögert. Nun war er bei der christlichsozialen Presse schwer in die Kritik geraten, während ihn die liberale Presse stützte. Marmorek wurde vorgeworfen, dass er lediglich Tierversuche³⁴⁴ als Nachweis der Tauglichkeit dieser Arznei durchgeführt hatte, wobei Pierre Paul Émile Roux

344 Mit der Betonung der Vivisektion als Forschungsmethode wurde Marmorek ganz der Klischeevorstellung des „Juden als Tierquäler“ gerecht; siehe Kap. 8.3.9.

(1853-1933), bei deren Nachprüfung, zu anderslautenden „negativen Resultaten“ gelangte (vgl. Kraus 1903: 13-16).

Gemeinsam mit dem christlichsozialen „Wiener Aerzteverein“ (1894) förderte der „Verein Deutscher Aerzte“ antisemitische Tendenzen und versuchte die „jüdischen“ Kollegen aus medizinischen Berufen zu verdrängen. Dabei wird nicht deutlich, welcher als „national-antisemitisch“ eingestuft der „Verein Deutscher Ärzte“ gemeint war. Der erste Verein, der unter diesem Namen im Jahr 1868, also lange vor der Etablierung des Rassenantisemitismus, gegründet wurde, war der „Verein deutscher Aerzte in Prag“, welcher womöglich später vom Antisemitismus infiziert wurde. Vielleicht ist hier auch vom 1897 geschaffenen „Centralverein deutscher Aerzte in Mähren“ die Rede, welcher von Beginn an über einen „Arierparagraphen“ verfügt haben könnte. Es werden aber auch noch zahlreiche andere Gruppen unter diesem Namen genannt. Auffallend ist, dass sich das Betätigungsfeld der „Vereine Deutscher Aerzte“ auf Böhmen, Mähren und auch Schlesien erstreckt. Jedenfalls ist die in Warnsdorf³⁴⁵ verlegte und von Eduard Strache (1847-1912) herausgegebene Zeitschrift „Gesundheitslehrer. Volksthümliche Monatsschrift. Organ der Österreichischen Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums“³⁴⁶ eindeutig dem völkisch-antisemitischen Umfeld zuzuordnen (vgl. Adler 1900: 51-54; MB [XXXI.]1908: 339). Strache ist auch für den Druck zahlreicher propagandistischer Ansichtskarten mit insbesondere germanophilen und alldeutschen Inhalten verantwortlich.³⁴⁷

Der im Jahr 1907 gegründete „Akademische Verein Deutscher Mediziner“ verfügte unter Ausschluss jüdisch verwurzelter Ärzte über einen „Arierparagraphen“. Nur „deutsche Arier“ sollten aufgenommen werden, was von der Zeitschrift „Medicinische Blätter. Wochenschrift für die gesammte Heilkunde. Organ des Zentralverbandes der Balneologen Österreichs“ als eine, „vom ethischen wie kollegialen Standpunkte äußerst bedauerliche, antisemitische Tendenz“ (MB [XXXI.]1908: 579) dargestellt wurde.³⁴⁸

Mit der Bezeichnung „deutsche Arier“ wird auch eine in den „Arierparagraphen“ gängige nationale Verengung deutlich, mit deren Hilfe, trotz der *Altshawenthes*³⁴⁹ und der damit

345 Dabei handelt es sich um die im Norden des heutigen Tschechien gelegene Kleinstadt Varnsdorf.

346 Der Hinweis auf den Herausgeber und den vollen Namen der Zeitschrift ist dem Online-Katalog der Österreichischen Nationalbibliothek zu entnehmen.

347 siehe Abb. 25/28/30/35/71/163/179

348 siehe Abb. 158

349 siehe Kap. 5.4.3

verbundenen prinzipiell möglichen Zugehörigkeit einzelner „Slawen“ zum „arischen Volk“, diesen dennoch die Aufnahme in Organisationen verweigert werden konnte.³⁵⁰

Selbst der in Wien tätige zionistische Arzt, Anthropologe und Rassentheoretiker Ignaz Zollschan (1877-1948) schrieb in seinem Werk *Das Rassenproblem. Unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage*, welches erstmals in Matthäus Muchs Todesjahr, also 1909, seine Veröffentlichung fand, bezüglich der in Galizien und Russland ansässigen jüdischen Bevölkerung von „wahren Zwerg- und Krüppelexistenzen“. Dabei wäre es gleichgültig, ob sie sich nach klassischen Klischeevorstellungen als Hausierer, Krämer, Trödler, Schankwirt, Pfandleiher, Makler oder „Wucherer“ oder aber als Arbeiter, Handwerker, Tagelöhner und Ackerbauern betätigten. Lediglich den Großkaufleuten und Akademikern war es im realen Leben möglich, außerhalb der im Zuge der Verfolgungen eingerichteten „Ansiedlungsrayons“ zu wohnen (vgl. Zollschan 1912: Vff, 453f).

Selbstverständlich konnte ein solch negatives Bild auch auf die aus Osteuropa einwandernden jüdischen Bevölkerungsgruppen übertragen werden, wenn sich auch die Gebildeteren unter diesen, großteils tatsächlich in der Oberschicht festsetzten. Ebenso wie der arme „jüdische Bauchladenhändler“ in den Augen der Deutschnationalen die „Volkskraft“ der „Zersetzung“ zuführe, könnten dies auch die „vermauschelten Machenschaften“ des „reichen Juden“.

Auch für Wien konnte auf solche Weise für die schon ansässige Bevölkerung ein durch die Einwanderung der sog. „Ostjuden“ ausgelöstes, angeblich bedrohliches Szenario geschaffen werden, den ärmeren ungebildeteren Schichten unter diesen, aber gleichzeitig auch „Minderwertigkeit“ unterstellt werden.

Nur unter Berücksichtigung dieses soziohistorischen Hintergrunds ist folgender Seitenhieb Matthäus Muchs zu verstehen:

„Hat die Indogermanen nicht nur im Verlauf der historischen Zeit, sondern schon lange vorher das Herrschergefühl zu ihrer weiten Ausbreitung geführt, so mag sich dieses keine engen Grenzen gezogen haben und bei dem Drange zur Aneignung neuer Wohnplätze mag auch der Anspruch auf gute und reichliche Nahrung, der noch heute im Nordländer steckt, mitgewirkt haben; Südländer, die sich mit ein paar Händen voll Feigen, galizische Juden, die

350 siehe Abb. 39

sich mit einem Stück Brot und einigen Zwiebeln begnügen, werden nie als Eroberer auftreten“ (Much 1902a: 309; Much 1904: 418).

Dies hieß aber eben keineswegs, dass sich die sog. „Ostjuden“ nicht „einschleichen“ könnten, um innerhalb kürzester Zeit in die lokale Oberschicht vorzudringen bzw. diese zu „unterwandern“. Eugen Dühring betonte schon Anfang der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts, dass die „Judeninternationale“ diplomatische Kongresse „umschwänzeln“ würde. Insbesondere im rumänischen Staatswesen, bei welchem der „Religionscultus“ keine Rolle spiele, wären „staatsbürgerliche und sociale Fremdenprivilegien“ überwiegend „materieller Natur“. Dadurch könnten „die Fremden, d.h. die Juden, wollen dort Staat und Gesellschaft forciren und aus Hausirern zu Herren des Hauses werden. Sie wollen das Land und die Ländereien, die man sie bisher hat durchstreichen lassen, in Besitz nehmen. Sie wollen das Recht zum Grundbesitzerwerb ansichbringen, um ihre Gastgeber, denen sie geliehen und an denen sie Wuchergeschäfte practicirt haben, schliesslich auszupfänden und auszutreiben“ (Dühring 1881: 101f).

Indem Matthäus Much „einträufelndes fremdes Blut“ als Grund für das „Verschwinden“ des erobernden „Herschervolkes“ der „Inder“ ansah (vgl. Much 1904: 194f), gewann seine Theorie im Jahr 1904 eine stärkere Anlehnung an den *Gobinismus*, welcher auf der Nivellierung der „rassischen Klassenhierarchie“ basiert, ohne jedoch dessen allumfassenden Kulturpessimismus aufzunehmen. Trotz der ganzen vergangenen „Mischungsprozesse“ verstand Much den europäischen Raum überwiegend als Wohngebiet einer in „indogermanischen Rassenmerkmalen“ verhafteten Bevölkerung (vgl. Much 1904: 1f), doch beinhaltet seine Betonung vom „Grenzland“ und dem in der Vergangenheit stattgefundenen Niedergang auch eine Warnung vor fortschreitenden „semitischen Völkern“ des „orientalischen Kulturkreises“ (vgl. Much 1886: 178), wenngleich diese „Grenze“ gegenüber der Vergangenheit Richtung Westen zurückgesetzt erscheint, da er die gegenwärtigen „Bosniaken“ nicht mehr dazuzählte (vgl. Much 1884: 38). Der in Österreich tätige frühe Rassenantisemit Rudolf Wittmann und Mitangreifer auf das „Neue Wiener Tagblatt“ im Jahr 1888³⁵¹ fragte Much im Herbst 1895, ob er bezüglich einer Bosnienreise bereits aus „Asien“ zurückgekehrt wäre (vgl. Windischbauer 2002: 242).

Hierbei deutet sich bereits das Konzept des u.a. von Bismarck geprägten „Mitteleuropagedankens“ an, welcher in Matthäus Muchs Hauptwerk *Die Heimat der*

351 siehe Kap. 4.5.3/S. 109f

Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung nach der Jahrhundertwende allgegenwärtig präsent erscheint.³⁵²

Bei der bereits des Öfteren zitierten Rede vor der Hauptversammlung des Bauernkasinos in Vöcklabruck vom 19. Februar 1888 betonte Georg von Schönerer, dass der Staat im eigenen Interesse, den Bauernstand sowohl hinsichtlich des besitzlosen Proletariats als auch gegenüber „demjenigen Besitzenden und viel Reicheren“ (Pichl 1914: 356), welcher über keinen Grundbesitz verfügt, kräftigen solle. Gemeint war der „Börsianer“, welcher wenn der Krieg ausbricht, sein Hab und Gut in eine „feuersichere Kasse“ sperre und sich in den „Orientexpresszug“ setze, um an einen sicheren Ort, vorzugsweise „nach Paris oder London“, zu gelangen.

6.3 Das Griechentum und der Grad seiner „Orientalisierung“

Allein schon durch seine geographische Lage liegt Griechenland an der Pforte zu Asien. Insbesondere Orientvorstellungen wie z.B. die Märchen von *Tausend und eine Nacht* mit despotischen Herrschern, sklavischer Ergebenheit, Geistern aus Wunderlampen, prunkvollen Palästen und schönen Tänzerinnen, regten die Phantasie des „Okzidents“ in vielerlei Hinsicht an und wurde auch auf die einstigen „Hochkulturen“ Mesopotamiens und Ägyptens übertragen. Nun stellte sich im 19. Jahrhundert die Frage, inwieweit sich ein solch lasziver Lebensstil auf die Kultur des antiken Griechenland übertragen hatte.

Die im Werden begriffene griechische Nation verstand sich nach der Überwindung der Fremdherrschaft des Osmanischen Reiches in Anlehnung an die antiken Schriftquellen als das „Mutterland“ der „europäischen Demokratie“, was die Ausgrabung der Athener Akropolis zu bestätigen schien und von demokratischen und liberalen Strömungen auch im restlichen Europa nur allzu gerne rezipiert wurde. So fand die klassische Antike kulturell in bildungsbürgerlichen Kreisen und über diese hinaus auch architektonisch in mehr oder minder originalgetreuen Nachahmungen ihren stilistischen Niederschlag. Zur Herleitung der Formen klassizistischer Bauwerke benötigten die Architekten wissenschaftliche Hilfe, welche im universitären Rahmen meist von den „Altertumswissenschaften“ bewerkstelligt wurde (vgl. Bernbeck 1987: 18).

352 siehe Anhang 12.4/S. 722f

Zudem gerieten die einst weitreichenden Handelsbeziehungen, Kolonisationsbestrebungen und Eroberungszüge ins Gedächtnis der westlichen Welt. Die Griechen, insbesondere die „Athener“, wurden darin als Überbringer kultureller Werte sozusagen als „Kulturträger“ dargestellt.

Im restaurativ-völkischen Diskurs hingegen wurden Athen und der „Orient“ zu Schreckensbildern einer verschwenderischen Lebensweise, während Härte und Kriegerum als Ideale des „Nordens“ hochgehalten wurden, welche sich mit der in den antiken Quellen beschriebenen und von Francis Galton sozialdarwinistisch aufgeladenen „Manneszucht“ Spartas in Verbindung setzten ließ.³⁵³

6.3.1 Die „Germanisierung“ des „Griechentums“ aus Nordeuropa

Karl Otfried Müller (1797-1840) glorifizierte in seiner philhellenischen Studie *Die Dorier* von 1824 das „dorische Wesen“ und bezeichnete dessen Vertreter als „Preußen der Antike“. Zwar verband er damit noch keine „nordische“ Herkunft der hellenischen Griechen und offenbarte keine rassentheoretischen Mutmaßungen, doch wäre selbst verschiedenen oder weit entlegenen „Dorischen Staaten“ die nationalen „Ursitten“ aller „occidentalen Völker“ zu eigen, welche er scharf von späteren „allgemeinen Hellenensitten“ abgrenzt. Die „Dorische Sitte“ beherrsche „die Individuen fast mit gleicher Strenge wie das eigentliche Recht“ (Wiwjorra 2006: 282f; Müller 1993: 113).

Der Jurist Hermann Müller (1803-1876) verpasste den Griechen zwanzig Jahre später als erster deutscher Autor eine Herkunft aus dem Norden. Seine von ihm selbst als laienhaft deklarierte Studie erhielt den eindrucksvollen Titel *Das nordische Griechentum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas*. Das antike Griechenland sei hierbei nur ein späterer Ausläufer eines großräumigeren aus dem europäischen Nordwesten stammenden „nordischen Griechenthums“. Dort seien nicht nur die „Griechen“ und die übrigen mit diesen eng verwandten „europäischen Völker“ entstanden, sondern gar die gesamte Menschheit. Dabei hoffte er die wahre Bedeutung der Worte Moses gefunden zu haben und die Lage des Paradieses bestimmen zu können (vgl. Wiwjorra 2006: 283f).

Bei Karl Otfried und Hermann Müller fehlten bei ihren nach Westen bzw. Nordwesten weisenden Thesen zur eigentlichen Herkunft des „Griechentums“ noch rassentheoretische

³⁵³ siehe Kap. 5.6.3

Zuordnungen. Daneben entwickelte sich jedoch auch eine biologistische Sichtweise des griechischen Altertums, welches durch *Dorische Wanderungen* ausgelöst worden wäre.

Bei dem Schweizer Josef Anton Henne (1798-1870) handelte es sich um den ersten Historiker, welcher 1847 die Degenerationstheorien von Ernst Moritz Arndt und Jakob Philipp Fallmerayer³⁵⁴ mit Hermann Müllers These eines „nordischen Griechentums“ zu einer Synthese verknüpfte. Dabei warb Henne um eine gewisse „germanische Autochthonie und Suprematie“, welche sich in einer mythologischen „Blutsverwandtschaft“ der ältesten hellenischen Sagenwelt mit „unserer nordischen“ äußere. Zwar habe der Norden seine Mythen von der als älter einzustufenden „hellenischen Sage“ entlehnt, doch dieser letztlich einen tieferen Sinn verliehen (vgl. Wiwjorra 2006: 253f, 286f).

Auch Arthur de Gobineau glaubte für das antike Griechenland verschiedene „Bevölkerungselemente“ ausgemacht zu haben und unterschied dabei zwischen einer „Urbevölkerung“ von „hamitisch-semitischer Race“ und aus nördlicher Richtung erobernden „Olympern“ von „arischem Typus“ mit blauen Augen, blondem Haar, „weißer“ Hautfarbe und einem schlanken, hohen Wuchs. An einen nordeuropäischen Ursprung des gesamten Griechentums glaubte er jedoch nicht (vgl. Wiwjorra 2006: 288).

Auf Alexander Conzes These von geometrisch verzierten „indo-germanisch-griechischen Thongefäßen“ wird noch an anderer Stelle ausgiebiger eingegangen.³⁵⁵

Adolf Bastian interpretierte 1874 die vermeintlich „vorgriechischen“ Schichtungen Trojas für „celtisch-germanische oder nordische Funde“ (Bastian nach Wiwjorra 2006: 291) und sah sie als Mitbringsel von Richtung Südosten gewanderten „Galatern“ an.

Karl Penka stellte 1883 die These eines „nordischen Griechentums“ auf, nach welcher die von antiken Schriftstellern erwähnte blonde Haarfarbe von Heroen und Göttern auf einen mit dem „arischen“ gleichzusetzenden „germanisch-skandinavischen Typus“ zurückzuführen sei. Deshalb sei der Vergleich „altgriechischer Idealgestalten“ mit den ältesten „germanischen“ menschlichen Plastiken von besonderem Interesse.

Ernst Krause, alias „Carus Sterne“, popularisierte im Jahr 1891 in seinem Buch *Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat* Penkas Ansichten und ergänzte sie mit weiteren kulturellen und mythologischen Parallelen, welche, wenn es sich nicht von vornherein um

354 siehe Kap. 5.6.3/S. 258f

355 siehe Kap. 9.4/S. 631f

Missdeutungen handelte, grundsätzlich als Hinweis auf eine „nordische Herkunft“ der „Griechen“ gedeutet wurden (vgl. Wiwjorra 2006: 289f, 371).

Der Schriftsteller und Politiker Karl Blind (1826-1907) glaubte in seinem Artikel *Sind die Trojaner germanischer Abkunft?* in der Zeitschrift „Die Gegenwart“ (Nr. 23) aus dem Jahr 1884 eine germanische Herkunft der „Troer“ und „Thraker“ mit anthropologischen Merkmalen belegen zu können. Als Hinweis führte er eine Quelle an, welche die „Thraker“ als rothaarig und blauäugig schilderte. Er schloss auf eine Übereinstimmung von in weiteren Quellen angegebenen Charakteristiken wie Kriegslust oder das Benutzen von Trinkhörnern mit diesem äußeren Erscheinen, legte eine „Stammesverwandtschaft“ der „thrakischen Troer“ mit den „Deutschen“ nahe und gab ihnen deshalb den Beinamen „Germanen des Ostens“ (vgl. Wiwjorra 2006: 291f).

Der Gymnasiallehrer Rudolf Petersdorff (geb. 1845) führte 1902 die sprachwissenschaftlich belegte „indogermanische Verwandtschaft“ von „Griechen“ und „Germanen“ auf eine langwährende „unmittelbare Nachbarschaft“ zurück, welche sich auch in einer „kulturhistorischen Nähe“ geäußert hätte. Um dies nachzuweisen „identifizierte er das Gebiet zwischen Karpaten und Donaumündung als äußerstes östliches Verbreitungsgebiet der Germanen oder eines noch in engerem Verbund lebenden ›slavisch-germanischen‹ Volkes“ (Wiwjorra 2006: 291). Nur durch die lange Zeit bestehende Berührung hätten sich „kultur- und mythengeschichtliche Gemeinsamkeiten beider Völker“ (ebd.) herausgebildet. Antike Nachrichten über die „Herkunft griechischer Teilvölker“ deutete Petersdorff als Nachweise, dass diese, vor allem die „Dorier“ aus „nördlichen Gegenden“ stammen würden. Dabei unterlegte er seine Sichtweise mit der von Otto Schrader aufgestellten Theorie einer „indogermanischen Heimat“ in Südrussland und generierte daraus seine „griechisch-germanische“ Kontaktzone.

Im Jahr 1882 verglich der Germanist Rudolf Henning (1852-1913) in seiner Schrift *Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung* das griechische Megaron bezüglich der Raumaufteilung mit einer „altgermanischen“ Halle, wobei besonders die „ostgermanische“ Hausform als eine „directe Erbschaft“ einer „alt-arischen“ Form betrachtet werden könne. Diese „Erbschaft“ stamme aus einer Zeit, zu welcher die „Nationen“ noch einheitlich, also „ungetrennt“ beisammen gelebt und deshalb einer Kultursphäre angehört hätten. August Meitzen (1822-1910) widersprach zwar der angenommenen „ursprünglichen Verwandtschaft“, bestätigte jedoch eine Ähnlichkeit des „nordischen“ mit dem „altgriechischen“ Haus. Allerdings schloss er auf eine von Griechenland ausgehende kulturelle Beeinflussung

Nordeuropas. Dem seit 1883 in Südostasien reisenden Paul Sarasin (1856-1929) und dessen Cousin Fritz Sarasin (1859-1942) kam auf einer Forschungsreise die Idee, in den noch bewohnten Pfahlbauten der indonesischen Insel Celebes³⁵⁶ das Vorbild griechischer Tempel zu sehen und brachte diese These im Jahr 1907 mit seinem Artikel *Über die Entwicklung des griechischen Tempels aus dem Pfahlhause* in der „Zeitschrift für Ethnologie“ zu Papier, was beim völkischen Schriftsteller Willy Pastor (1867-1933) auf Hohn stieß, welchen er in seinem Beitrag *Pfahlhausbau und Griechentempel* in der Zeitung „Tägliche Rundschau“ zum Ausdruck brachte. Pastor hielt es für eine hochgradig unwissenschaftliche „Zumutung“, die „Kulturhöhe“ des „Griechentempels“ mit den Stelzengebilden von „Naturvölkern“ zu vergleichen, wohingegen er den „alteuropäische Pfahlhausbau“ als „Urform“ nicht für abwegig hielt. Unter „alteuropäischem Pfahlhausbau“ verstand er skandinavische Holzbauten und nicht etwa Seeufersiedlungen des Alpengebietes, was an Rudolf Hennings Hausform-Herleitung anknüpfte. Außerdem untermauerte Pastor diese These eines „nordischen Griechentums“ mit der „Trojaburgen“- Studie Ernst Krauses, den er persönlich kannte, seine Ausführungen. Aus „unseren nordischen Bauernhäuser“ könnte, im Gegensatz zu den „klapperdürren Celebes-Gestellen“, die hellenische Tempelarchitektur entstanden sein (vgl. Wiwjorra 2006: 293ff, 364, 380, 384).

Laut Matthäus Much hätten die „vorindogermanischen Bewohner“ Griechenlands samt ihrer archäologischen „Hinterlassenschaft“, trotz der günstigen Lage als Verkehrsknotenpunkt zwischen drei Kontinenten, niemals die Stufe der gleichzeitig lebenden Bevölkerung der westbaltischen Länder erlangt. Die vorgefundenen Steingeräte würden dies eindrucksvoll belegen, da jene der „nordischen Länder“ in „Schönheit“ und Perfektion angeblich eindeutig herausragen und dies trotz der Nähe Griechenlands zu den „alten Kulturländern“ am Nil und Euphrat. Dagegen legte Much einen durch einen einwandernden „indogermanischen Stamm“ ausgelösten „mächtigen Anstoß“ zu „rascherem Fortschritt“ nahe, welche die in Griechenland vorgefundenen günstigen Verhältnisse besser ausgenutzt habe und womöglich gegenüber den afrikanischen und asiatischen Einwirkungen überwiege. Die Verhältnisse hätten jedoch hauptsächlich die „Kulturentwicklung“ und nicht im gleichen Verhältnis die „Machtentwicklung“ unterstützt (vgl. Much 1904: 404f).

356 Bei *Celebes* handelt es sich um die heute Sulawesi genannte Insel zwischen Borneo und Neuguinea.

6.3.2 Das „Ziegenvolk der Griechen“ als Sinnbild des demokratischen Bürgertums unter dem Einfluss der „Semitisierung“

Arthur de Gobineau schrieb, entgegen seiner sonstigen Glorifizierung von „Reinheit“ der „Arier“, gerade dem „semitischen Anteil“ die für die „zivilisatorische Potenz“ der „Griechen“ ausschlaggebende Komponente zu (vgl. Wiwjorra 2006: 288).

Offensichtlich schwelten bei Matthäus Much schon seit 1871 Gedanken, nach welchen das Griechentum zu vorgeschichtlicher Zeit von „Germanen“, eventuell „gothischen Skythen“ beeinflusst worden wäre. Später behauptete er dann mit zunehmender Deutlichkeit, dass „Arier“ bzw. „Indogermanen“ überhaupt die ursprünglichen Griechen dargestellt und deren Kultur geschaffen hätten, welche dann später aus dem „Orient“ zurückgedrängt worden wäre. Aber erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter Hinzunahme einschlägiger rassenanthropologischer Gesichtspunkte, explizit geäußert wurden (vgl. Much 1871c: 318f; Much 1874: 10, 21; Much 1875: 29-33; Much 1878: 13f; Much 1879a: 15, 25; Much 1879c: 345; Much 1883: 29; Much 1886: 176ff; Much 1893: 306-309, 342f, 354-357; Much 1902a: 302ff; Much 1904: 6, 155ff, 282ff, 412-416).

Bald nach ihrer Einwanderung wären die Griechen laut Matthäus Much in ihrer „neuen „Heimat“ auf eine „fremdrassige Urbevölkerung“ gestoßen, welche zunächst den Eindringlingen erlegen wären:

„Wir wissen, daß die griechischen Heroen als blond geschildert werden, anderseits hören wir von einem Stande der Hörigen und sehen am Westgiebel des Zeustempels von Olympia vor den wohlgestalteten Griechen schwarzhaarige, dickköpfige Kerle erliegen, in denen die Typen der alteinheimischen dunklen brachykephalen Bevölkerung erblicken dürfen“ (Much 1904: 407f).

Eine Bemerkung, welche als ein später Ausläufer seiner von Muchs Deutung des *Merkgedichts von Rig* angesehen werden kann.³⁵⁷ Dabei ließ er Zinserhebungen hinsichtlich der Ackerbauerträge im Gegensatz zu als legitim erscheinen, welche ja auch im zeitgenössischen Kontext, insbesondere dem des Antisemitismus, als „schaffendes Kapital“ angesehen wurden, während eine mit Geldgeschäften in Verbindung stehende Verzinsung zum angeblich ausschließlich „raffenden Kapital“ der „Juden“ gezählt wurde.³⁵⁸

357 siehe Kap. 7.2.1/S. 345-350

358 siehe Kap. 4.3

Als ein „indogermanisches Volk“ hätten die Griechen den „Barbaren“ in den von ihnen errichteten zinspflichtigen Kolonien ihre Kultur verbreitet und dafür nichts außer dem „Reichtum durch Handelsgewinn“ hinzugewonnen, was ihrer Machtentwicklung als „Volk“ förderlich gewesen wäre (vgl. Much 1904: 406f).

Während „indogermanische Völker“, wie die „Griechen“, „Perser“ oder „Inder“, wären über den Kulturkontakt „mit jenen rasch aufblühenden und rasch verwelkten Völkern des Orients zu einer frühreifen Kultur“ (Much 1902a: 261) gelangt, jedoch auch bald wieder „herabgesunken“, da im Gegensatz zu den „europäischen Nordvölkern“, die Dauer ihrer „jugendlichen Entwicklung“ zu kurz gewesen wäre, „um einen solchen Vorrat körperlicher und geistiger Kräfte anzusammeln, der den üblen Folgen der leiblichen Vermischung und Verschmelzung mit jenen unausgereiften Völkern hätte Widerstand leisten können“ (ebd.). In der Fußnote betonte Much, dass den „Italern“ ohne die Aufnahme von „Kelten“- und „Germanenblut“ das gleiche Schicksal geblüht hätte (vgl. Much 1902a: 260f).

Die „Griechen“ wären unter Alexander dem Großen (356-323 v. Chr.) von ihrem „Mutterland“ abgeschnitten worden, da deren damalige Expansion ins Landesinnere dem „genialen Geist“ ihres „Führers“ und nicht einer „wirklichen Machtfülle des Volkes“ zu verdanken gewesen wäre, so dass sie, aufgrund ihrer „verhängnisvollen Minderzahl“ von der „unterjochten Volksmenge“ schrittweise „aufgesogen“ worden wären (vgl. Much 1902a: 260f, 302f; Much 1904: 407f, 412, 416).

In Karl Penkas richtungsweisender Schrift aus dem Jahr 1883 erscheinen die „Attiker“ als ein „pelasgisch-attisches Mischvolk“, welches im Gegensatz zu den „Dorern“, wobei es sich um „unvermischte arische Hellenen“ handle, zu sehen wäre. Bei den „Pelasgern“ handelte es sich nach den antiken Geschichtsschreibern um die „Urbevölkerung“ Griechenlands, während die „Dorer“ synonym für die „Spartaner“ stehen, welche gerade von völkischen Autoren mit *Dorischen Wanderungen* aus dem Norden Europas in Verbindung gesetzt wurden. Die heutigen Griechen stünden allerdings der „semitischen Race“ näher als den „Slaven“ oder den „echten Ariern“ (vgl. Penka 1883: 97f).

Laut Matthäus Much hätte selbst die „spartanische Manneszucht“, mit ihrem Programm aus „gymnastischen Übungen“, diesen „Degenerationsprozess“ nur verzögern können. Hierbei wird sein martialisch geprägtes Weltbild sichtbar, wobei ein aus dem zeitlichen Kontext naheliegender Hinweis auf die auf „arische Reinheit“ bedachten Turner- und Burschenschaften gegeben ist, welche sich aus völkischer Sicht, wie schon damals die „Spartaner“ in einem

angeblichen Abwehrkampf gegen ein „willenloses Heervolk“ befinden konnten.³⁵⁹ Dass es sich bei letzterem um die „Semiten“ handeln sollte, wird zwar an dieser Stelle in Matthäus Muchs Werk nicht explizit erwähnt, scheint jedoch anhand des, mit Hilfe des in diesem Kapitel angestrebten Interpretationsversuchs hinsichtlich antisemitischer Motivationen des „Schliemann Niederösterreichs“, ermittelten Bildes bezüglich Griechenlands als primäre Einfuhrpforte für „semitisches Gold“ naheliegend.

Das ganze Griechenland wäre „gewissermaßen in der von fremden Lebenskeimen erfüllten Atmosphäre einer anderen Welt“ (Much 1902a: 302; Much 1904: 412).

Zudem wäre die Schifffahrt in Griechenland auf eine Entwicklungsstufe gelangt, welche die „Vermischung“ mit den ohnehin schon nahe angrenzenden „hamitischen“ und „semitischen“ Kulturländern und den „Phönikern“ gefördert hätte. Mit dem Zugeständnis des Bürgerrechts an die zuvor bei der Einwanderung unterworfenen und versklavten „fremdrassigen Bewohner“ und die dadurch bewirkte Aufhebung der gesetzlichen und „klassenmäßigen Schranken“, wäre von den Griechen selbst eine „leibliche Vermischung“ begünstigt worden. Ein solch allgegenwärtigen Degenerationsgedanke, welchen Much als „langsames und unrühmliches Vergehen“ auffasste, beinhaltete, dass die Griechen „allen Einwirkungen von außen schrankenlos preisgegeben“ (Much 1902a: 303; Much 1904: 412) gewesen wären. Dies habe „die leibliche Vermischung der bisherigen Beherrscher mit den Beherrschten“ (Much 1904: 412) begünstigt, was sich „deutlich in der Kunst und im Götterhimmel der alten Griechen und in der leiblichen Beschaffenheit der Neugriechen“ (Much 1902a: 303; Much 1904: 412) niedergeschlagen hätte.

Diese These eines „klassen“- und „rassenzersetzenden“, insbesondere „leiblichen Vermischungsprozesses“ erscheint in der Zweitaufgabe etwas pointierter, was zumindest einen Hinweis darauf gibt, dass Matthäus Much dieser Behauptung eine gewisse Bedeutung beimaß.

Zwar ähnele das „Indogermanenland“ auf den ersten Blick, vor allem durch seine Meereslage, in seiner „isolierten Lage“ dem in nördlicher Richtung durch eine Berglandschaft gegen außen abgeschlossenen Griechenland, doch unterscheide es sich von diesem auch „wesentlich“. Griechenland liege „gewissermaßen in der von fremden Lebenskeimen erfüllten Atmosphäre einer anderen Welt“ (Much 1904: 412), welche durch die „sehr große Nähe“ zu den „semitischen“ und „hamitischen Kulturländern“ sowie dem Kontakt zu den „Phönikern“

359 siehe Kap. 5.6.3

ermöglicht worden wäre, welche „den geistigen und materiellen Austausch beschleunigten (ebd.).

Gerade in der Sichtweise der Griechen als „äußerst tätiges Handelsvolk“ erschien Much im „Völkerverkehr“ der Hauptgrund für ihren „Niedergang“:

„Die Griechen selbst [treten] als äußerst tätiges Handelsvolk [auf], die diesen Völkerverkehr vermittelten und allen Einwirkungen von außen schrankenlos preisgegeben [waren]. Das sehen wird deutlich in der Kunst und im Götterhimmel der alten Griechen und in der leiblichen Beschaffenheit der Neugriechen. Ein langsames und unrühmliches Vergehen war die Folge“ (ebd.).

Beim Versuch zwischen den Zeilen zu lesen fällt der Umstand auf, dass Muchs auf „Völkerwellen“ basierenden Konzept von „Kulturschichtungen“ ein Antisemitismus anhaftet, welchen er versucht mit einem Gemisch aus angeblich wissenschaftlichen Argumenten zu untermauern. Die „Indogermanen“ treffen auf ihrem Weg nach Indien durch den mediterranen Raum selbstverständlich nach Muchs Weltbild auf „semitische“ oder „semitisierte Völker“, welche er zwar als „Erobererrasse“ unterdrückt, aber auch mehr oder weniger schnell wieder untergeht. Da er neben einer sprachlichen auch von einer größeren „körperlichen Differenzierung“ mit zunehmender Entfernung von der „Heimat“ als Ursprungsort ausgegangen ist, treffen die „Indogermanen“ im Süden auf die bereits eine stärkere „Orientalisierung“ aufweisende „mediterrane Rasse“ und in Nordafrika, Griechenland sowie insbesondere Troja als eine Art „Grenzstadt“ direkt auf die „semitische Rasse“. Die „indogermanischen Stämme“ sind zu eigensinnig, als dass sie weder im „Westbaltenland“ noch in Griechenland „jemals“ von einer mit genügender Stärke versehenen Hand hätten geführt werden können.

Die Griechen und Römer hätten „Sklaven“ von „bloßen Ackerknechten“ und „Hausgesinde“ zu „feineren Handwerkern, Schreibern, Privatsekretären, Künstlern, Ärzten, Lehrern und Erziehern herangebildet und oft Freunde des Hauses geworden sind“ (Much 1904: 416). Hierbei ist ein unterschwelliger Bezug zum damals durchaus salonfähigen Antisemitismus vorzufinden, welcher den großen Anteil von Menschen mit jüdischem Hintergrund in bestimmten Berufszweigen zum Anlass nahm, deren Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen. Dabei handelte es sich um Berufe, welche mit dem seit den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum vermehrt, im Rahmen von antisemitischen Hetzkampagnen mit dem jüdisch verwurzelten Bildungsbürgertum in Verbindung gebracht

wurden. Die Konnotation von Jurist oder Notar findet dagegen keine Erwähnung, womöglich weil Matthäus Much Jura studiert hatte. Auch finden bei Much in einer Zeit, in welcher nicht nur in deutschnationalen Kreisen die „Juden“ als „weibische Rasse“ galten und ihnen die „Satisfaktionsfähigkeit“ abgesprochen wurde, mögliche militärische Funktionen von Sklaven keinerlei Erwähnungen. Der gesellschaftliche Aufstieg der einstigen Sklaven ins Bürgertum habe gerade bei dem von einer starken Handelstätigkeit geprägten Griechen ihren Niedergang ausgelöst (vgl. Much 1904: 412-416).³⁶⁰

Die „Athener“ erscheinen gegenüber den „Spartanern“³⁶¹ als das demokratische Bürgertum, welches ganz im zeitgenössischen völkischen Horizont den „fremden Elementen“ freien Lauf lassen. Beim Versuch diese These auf die Wortwahl des damals realpolitischen Antisemitismus umzulegen, sind es diese „Menschenrechtler“, welche den „Juden“ alle Rechte oder gar Privilegien zugestehen und gleichzeitig auch als erstes „verjuden“ und dabei gar nicht merken wie sie diesen gegenüber ins Hintertreffen gelangen. Ein „Ziegenvolk“ bzw. „willenloses Heerdenvolk“ lässt sich eben wie Ziegen an den Hörnern nehmen und solche können bekanntlich nach Lust und Laune zusammengetrieben und gegen ihren Willen in der Gegend herumgescheucht werden.

Dagegen stellen die „Spartaner“ auf Österreich bezogen die „volksbewussten“, im internationalen Kontext die restaurativen Kräfte dar,³⁶² welche diesen fortwährenden „Zersetzungsprozess“ am längsten aufhalten könnten. Der Unterschied liegt darin, dass die „alten Griechen“ in einer ihnen angeblich „feindlichen“ Welt überleben mussten und somit quasi von vornherein chancenlos waren, während die österreichischen „Deutschen“ zum einen gerade noch auf dem Gebiet der erweiterten mitteleuropäischen „Heimat der Indogermanen“ anzutreffen sind und somit auch der eigentlichen „nordischen Urheimat“ als für die „Rasse“ lebensspendendes Zentrum anzutreffen sind.³⁶³

Im Gegensatz zu Griechenland würden im westlichen Baltikum samt Mitteleuropa keinerlei Spuren darauf hindeuten, dass es sich, während der Steinzeit, bei der „hochstehenden dolichocephalen Bevölkerung“, um Mitglieder der „semitischen“ oder „hamitischen Rasse“

360 siehe auch Kap. 5.6.3/8.3.8 (S. 513ff)/Abb. 74/77/158ff

361 Sparta stellte nur die Hauptstadt von *Lakonien* bzw. *Lakedaimon* dar. Die „Spartaner“ bezeichneten sich wohl selbst auch als *Lakedaimonier*. Überhaupt erscheint der Gegensatz „Athener“ – „Spartaner“ dermaßen ideologisch überfrachtet, dass ich beide Bezeichnungen in Anführungsstriche gesetzt habe.

362 siehe Kap. 5.6.3

363 siehe Kap. 9.3.1/9.3.5

gehandelt habe. Auch die „Iberer“ wären auszuschließen, da sie trotz ihrer „Langschädeligkeit“ von „dunkler Leibesbeschaffenheit“ gewesen wären. Aus den archäologischen Hinterlassenschaften ergebe sich jedenfalls keinerlei Anhaltspunkt, dass eine „fremde Rasse“ hier einst wohnhaft gewesen wäre (vgl. Much 1902a: 255f).

In seiner knapp 20 Jahre zuvor veröffentlichten Schrift zur Besiedlungsgeschichte der österreichischen Monarchie hatte Much neben „Stammeswanderungen“ Sklaven, Kriegsgefangene und Kaufleute³⁶⁴ für die Vermittlung des Einflusses der römischen Kultur in dem Gebieten nördlich der Donau verantwortlich gemacht, was nach einem „Aufblühen“ von „Provincial-Industrien“ zum „vollständigen Verschmelzen“ von „Nationalem“ und „Fremden“ geführt hätte (vgl. Much 1884: 71).

Die Verschwörungstheorien der „Ariosophen“ nach der Jahrhundertwende ließen sich jedenfalls problemlos mit Muchs Rassendiskurs mit seinen manichäischen Gegenüberstellungen verknüpfen, ebenso wie das *Ex septentrione Lux*-Konstrukt einer aus Europa Richtung Asien vordringenden „nordischen Herrenrasse“ der „Arier“ bzw. „Indogermanen“.³⁶⁵

7 Zisleithanien im Spannungsfeld der geistigen Strömungen der Habsburgermonarchie

In der Habsburgermonarchie trafen die unterschiedlichsten, mitunter kontroversen oder gar diametral entgegengesetzten geistigen Strömungen aufeinander. Dabei traf der dynastische Katholizismus auf verschiedenste antiklerikale Haltungen, welche ihn reformieren oder zur Gänze abschaffen wollten. Zudem stellte die Monarchie mit ihren Kronländern ein vielfältiges Potential an sprachlich und kulturell divergierenden Gruppen dar, welche einerseits miteinander in Konflikt geraten konnten, andererseits aber auch einen vielfältigen Nährboden für ideelle Entfaltungsmöglichkeiten lieferten. Dem Wunsch nach Moderne stand zum einen die Romantik mit ihrer volkstümlichen „Bodenständigkeit“ gegenüber, zum anderen erwuchs aber auch ein Mystizismus, welcher ein Konglomerat aus verschiedensten ideellen Einflüssen darstellen konnte und mitunter pseudowissenschaftlich unterlegt wurde. In diesem

364 Die Kaufleute können im zeitgenössischen Kontext mit der „semitischen Rasse“ als „Händlervolk“ verknüpft werden.

365 siehe Kap. 9 (gesamt)

Spannungsfeld erwuchs auch das Vereinsleben Österreichs, welches in diesem Kapitel als ein Spiegelbild der in der Bevölkerung vorhandenen geistigen Strömungen zur Darstellung gelangen soll. Um die Jahrhundertwende fanden in der „Los von Rom“-Bewegung langfristig gärende, ideell aufgeladene Konfliktebenen ihren Ausdruck, wobei die jeweiligen Angriffsflächen im Gegensatz zu so mancherlei Bündnispolitik keineswegs neu waren. Auffallend ist eine Vermengung von religiösen mit nationalen Komponenten, welche sich in einem teilweise rassentheoretisch unterlegten Konstrukt von „Nationalreligionen“ niederschlug.

7.1 Der antiklerikale Kulturkampf und seine Bestrebungen zur Säkularisierung des Staatswesens der Habsburgermonarchie

Bereits Maria Theresia (1717-1780) und vor allem ihr Sohn Joseph II. (1741-1790) hatten die Rechte des Klerus beschnitten ohne das Verhältnis vom Staat zur Kirche vollständig zu säkularisieren. Der Katholizismus blieb also nach wie vor die Staatsreligion (vgl. Fuchs 1978: 43f).

Obwohl insgesamt das revolutionäre Programm der akademischen Bewegung von 1848 „– besonders in nationaler Hinsicht – nicht in Erfüllung“ (Franz 1955: 91) ging, wurde dennoch eine gesellschaftliche Entwicklung erreicht, welche eine „erstaunliche Reformtätigkeit“ seitens des Staates offenbarte. Diese ging vom neugeschaffenen Unterrichtsministerium aus, welches zum Status einer dauerhaften Einrichtung gelangte.

Zwar wollte die Kirche zunächst in der Anfangszeit dieser Aufstände die Möglichkeit ergreifen, ihre Position gegenüber dem Habsburger Absolutismus zu stärken und schlug sich zunächst auf die Seite der Revolution, doch schwenkte sie bald auf die Seite der Reaktion über, welche mit Zugeständnissen lockte. Schon 1849 begannen die langwierigen Verhandlungen zwischen den Bischöfen und der Regierung, welche 1855 in einem Konkordat endeten. Der Kirche wurden erneut ihre alten Rechte hinsichtlich der Ehegerichtsbarkeit und Ehegesetzgebung zugesichert. Finanzielle staatliche Unterstützung wurde der Kirche ebenso zugesagt wie Mitspracherechte bei konfessionellen und interkonfessionellen Angelegenheiten. Zudem wurden Schulen, in denen das katholische Element überwog, wieder unter kirchliche Aufsicht gestellt (vgl. Franz 1954: 82; Franz 1955: 312f; Fuchs 1978: 44f; Wladika 2005: 429f).

Obwohl das Konkordat einen immensen Triumph der Kirche darstellte, stand es von Anfang an im Widerspruch zum damaligen Zeitgeist. Bald eignete sich die „liberale Zeitbewegung“ die durch die Vorboten der mitteleuropäischen „Kulturkampfwelle“ nach Österreich dringenden antiklerikalen Gedanken an und holte mit deren Hilfe in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts zum Gegenschlag aus. Der Widerstand gegen diesen Verordnungs-katalog wuchs an, wobei vor allem nach der Niederlage Habsburgs gegen Preußen und Italien im Jahr 1866, der Liberalismus den Einfluss der Kirche aus dem öffentlichen Leben zurückdrängte (vgl. Franz 1954: 56f, 124, 148; Fuchs 1978: 45).

Klassenkampf und Darwinismus förderten zudem Gedanken und Erklärungen, welche anstelle eines starren Weltbildes der christlichen Lehre von einer einstigen paradiesischen Vollendung, den Glauben an eine permanente, langfristig verlaufende Vervollkommnung der Welt treten ließ (vgl. Steffes 1929: 94f).

Gustav Jäger musste nach eigener Sicht der Dinge seine wissenschaftliche Laufbahn im neoabsolutistischen Österreich der frühen Sechzigerjahre des 19. Jahrhunderts begraben, weil er bei einem im Jahr 1860 gehaltenen Vortrag vor der „Zoologischen Botanischen Gesellschaft“ den Darwinismus verteidigt hatte und setzte seine Karriere in Deutschland fort. Mit der liberalen Blütezeit von 1866/1867 konnte auch der Darwinismus hierzulande Fuß fassen, wobei im Jahr 1870 dessen Vorkämpfer im deutschsprachigen Raum Ernst Haeckel an die Universität in Wien berufen wurde, was dieser jedoch ablehnte. Im Jahr 1878 wurde Haeckel dann fürstlich in Wien empfangen, wobei sich gar der Kronprinz Rudolf seinen gutbesuchten Vortrag anhörte (vgl. Schwarz 2001: 59, 126).

Matthäus Much ist diesbezüglich als ein früher Anhänger der Lehre Darwins in Österreich zu nennen, berief er sich doch schon in seinem am 13. Juni 1871 in den MAGW veröffentlichten Artikel *Ueber die Urgeschichte Nordamerika's* auf „Professor Haeckel's Stammbaum der zwölf Menschenarten“ (Much 1871b: 204).

Der Sieg des protestantischen Preußen über das von der Gegenreformation geprägte katholische Österreich hatte weitreichende Auswirkungen u.a. auch im ideologischen Bereich. Das bedeutete den endgültigen Untergang des *Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation* und dessen 1815 auf dem *Wiener Kongress* begründeten Nachfolgeorganisation, dem *Deutschen Bund*, welcher bisher von Österreich geleitet worden war. Dieses „slawische Österreich“ wurde nun aus diesem Bund ausgegliedert. In liberalen Kreisen wurde dem „Pakt mit der Kirche“ von 1855 die Schuld an den blamablen Niederlagen von Solferino 1859 und

von Königgrätz 1866 gegeben. Im Jahr 1867 kam es bei der Errichtung der neuen Verfassung auch zur Schaffung der ersten dem Konkordat zuwiderlaufenden Gesetze. Der Papst lehnte ein diplomatisches Verzichtsansuchen bezüglich des „Paktes“ ab (vgl. Fuchs 1978: 45; Hochgerner 1983: 114; Wladika 2005: 20).

Die Liberalen sahen nun ihre Chance gekommen und machten 1868 erfolgreich Front gegen die 1855 eingeführten, zahlreichen Aufsichtsfunktionen der katholischen Kirche in Staatsangelegenheiten, was noch im gleichen Jahr zur Absegnung der Maigesetze und ein Jahr später des „Reichsvolksschulgesetzes“ führte. Die Zivilehe wurde im Zuge dieser legislativen Vorstöße aus dem liberalen Lager ebenso eingeführt wie die Möglichkeit, dass bereits Vierzehnjährige eigenständig ihr Religionsbekenntnis wählen konnten. Außerdem wurde das Schulwesen den katholischen Oberhäuptern entzogen, so dass sich der Klerus auf das Land mit seiner vorindustriellen handwerklich und bäuerlich geprägten Struktur zurückzog. Nach und nach gewann die Kirche jedoch durch die Personalpolitik katholischer Unterrichtsminister ihre Macht in der Schulaufsicht größtenteils zurück. Papst Pius IX. (1792-1878) reagierte empört auf die mit dem aufkommenden Kulturkampf verbundene Ablehnung des päpstlichen „Unfehlbarkeitsdogmas“ in Glaubens- und Sittlichkeitsfragen, so dass er auf dem von ihm im Jahr 1870 abgehaltenen „Ersten Vatikanischen Konzil“ die „ketzerische Entwicklung“ des „weltlichen Modernismus“ beklagte, was der liberalen Regierung den benötigten Vorwand lieferte, das Konkordat aufzukündigen, aber damit der weltlich-kirchlichen Autorität nur scheinbar den Todesstoß versetzte. Als Antwort auf diesen Vatikanischen Konzil und den papsttreuen, vor allem von den Jesuiten verfochtenen dogmatischen *Ultramontanismus*³⁶⁶ entstanden auf Kantianismus, liberale Philosophie, Positivismus und die zeitgenössischen naturwissenschaftlichen und idealistischen Erkenntnisse basierende katholische Reformbewegungen, deren Ideenwelten, wie z.B. im Falle des vom Münchner Theologieprofessor Ignaz von Döllinger (1799-1890) ins Leben gerufenen „Altkatholizismus“, zumeist eine nationale Färbung aufweisen. Außerdem wurde eine Reihe von Gesetzen erlassen, welche „das Staatskirchenrecht den sozialen Bedingungen in der konstitutionellen Monarchie anpaßte“ (Fuchs 1978: 46). Der enorme vom Klerus organisierte Widerstand gegen diese Verordnungen empörte zeitweilig den nichtklerikalen Teil der Bevölkerung. Der Liberalismus verringerte zwar den Einfluss der Kirche, doch blieb dieser ihre ideelle und wirtschaftliche Macht, welche auf ihrem Grundbesitz basierte, erhalten. Obwohl sie an Macht

366 *ultra montes* (lat.): jenseits der Berge, hier also der Alpen

eingebüßt hatte, konnte sie dennoch ihre vollständige Trennung vom Staat verhindern (vgl. Andics 1976: 207; Andics 1983: 295; Fuchs 1978: 45f, 76f; Wladika 2005: 51).

Mit Hilfe der Idee eines allmächtigen Schöpfergottes als Mittelpunkt des Universums wurde eine Neugestaltung Mitteleuropas gefordert, welche von der Nordseeküste bis in den Balkan stattfinden sollte. Dieser deutschen Reichsidee, verlieh die „Romfeindlichkeit“ des Kulturkampfes einen besonders prägenden Ausdruck, welcher den Materialismus eines liberalen Individualismus, aber auch einen kollektiven Nationalitätsgedanken verkörperte (vgl. Wladika 2005: 19ff).

An diesem Punkt fand der Deutschnationalismus seinen Anknüpfungspunkt an den antiklerikalen Altkatholizismus und den deutschliberalen Antiklerikalismus. Im Schreckgespenst einer internationalen sozialen Revolution, wie sie sich in den Aufständen der Pariser Kommune von 1871 andeutete, konnte ein weiteres gemeinsames Feindbild ausgemacht werden.³⁶⁷

In Ungarn ging die katholische Kirche eine Koalition mit der Magyarisierungspolitik der vom Adel dominierten staatlichen Autoritäten ein, so dass kein durch Antiklerikalismus geprägter Kulturkampf im Sinne Bismarcks entstehen konnte (vgl. Johnston 1992: 341).

Bayern blieb im Deutschen Reich das katholische Bollwerk gegen den von Preußen verbreiteten Protestantismus. Bereits während der Napoleonischen Kriege war Bayern eine Koalition mit Frankreich eingegangen, wodurch seiner „keltisch-gallisch-französische“ Bevölkerung eine frühere Christianisierung zugesprochen wurde, welche sich nun im Katholizismus äußere (vgl. Wiwjorra 2006: 130-135; Wladika 2005: 20).

Trotz seiner einst großangelegten Revolution hatten in Frankreich nach dem Sturz Napoleons im Jahr 1814 restaurativ-klerikale Kräfte Oberwasser gewonnen, wobei die Gegenseite, insbesondere in den Zeiten der Julirevolution des Jahres 1830 und der Erhebungen von 1871, mit dem einsetzenden „Kulturkampf“ antiklerikale staatliche Repressalien forcierte. Dennoch blieb Frankreich überwiegend katholisch geprägt, was unter staatlicher Schirmherrschaft zu klerikalen Gegenmaßnahmen gegen liberale Neuerungsversuche führte. Von deutscher Seite, wo der Kulturkampf Teil der preußischen Staatspolitik wurde, konnte dem „Erzfeind“ aufgrund seiner proklerikalen Politik „Revanchesucht“ vorgeworfen werden. Vom preußischen Antiklerikalismus ausgehend wurden auch in Österreich, Ungarn und Bayern Gesetze erlassen,

367 siehe Abb. 111

welche die Rechte des Klerus beschnitten, ohne dass dort im eigentlichen Sinne ein Kulturkampf stattfand. So kam es zunehmend zu einer Verknüpfung von Weltanschauung, Wissenschaft, Religion und Politik (vgl. Steffes 1929: 70-73).

Beispielsweise wird Hermann Schaaffhausens theoretischer Spagat zwischen Mono- und Polygenismus nur unter dem Gesichtspunkt verständlich, dass er der neukatholischen St. Remigius Gemeinde angehörte, welche liberale Gedankengänge und somit auch entwicklungsgeschichtliche Theorien tolerierte. Die Altkatholiken hielten dagegen resolut am Schöpfungsgedanken fest. Schaaffhausen hielt sich aus der Politik heraus; seine politische Betätigung blieb auf ein marginales Auftreten bei den Aufständen von 1848/1849 beschränkt. Sein römisch-katholisches Glaubensbekenntnis könnte ihm jedoch seine Karriere im vor 1815 französisch-katholischen und seitdem preußisch-protestantischen Rheinland gekostet haben (vgl. Zängl-Kumpf 1990: 22-27).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es in Ablehnung der „Teufelsmacht der Maschinen und Massen“ (Brückner 1969: 35) zur Herausbildung des Glaubens an ein von Gott geschaffenes Naturreich. Die liberale Fortschrittsideologie reagierte mit der Nutzenanwendung der Begrifflichkeit „Kultur“ als Kampfansage gegen die Tradition. Eine besondere Qualität erreichte dieser Ansatz im Jahr 1873 mit der Prägung des Begriffes „Kulturkampf“ durch den Mediziner und Naturwissenschaftler Rudolf Virchow (1812-1902), welcher auch 1889 das Berliner Volkskundemuseum mitbegründen sollte.

Ins Vorfeld der Prägung dieser Auseinandersetzung fallen auch die Gründungen der anthropologischen Gesellschaften in Berlin und Wien, wobei Virchow neben Adolf Bastian zur Leitfigur der deutschsprachigen Anthropologie wurde.³⁶⁸

Virchow verfügte daneben auch über das politische Amt eines Sprechers bei der liberalen „Fortschrittspartei“.³⁶⁹ Bei einem Beratungsgespräch zu einem Gesetzesentwurf bezüglich der Regelung des Einflusses des Katholizismus auf die Schulaufsicht im Abgeordnetenhaus des Preußischen Landtags und den nachfolgenden Wahlkampfreden seiner Partei zu den Reichstagswahlen von 1873, prägte Virchow den Begriff *Kulturkampf*. Dabei prangerte er die Einflussnahme der kirchlichen Hierarchie auf das weltliche Leben als „Selbstzweck“ an, welcher für ihn lediglich eine „einseitige, dogmatische Entwicklung der Kirche und des

368 siehe Kap. 7.2.1/S. 340

369 Die reichsdeutsche „Fortschrittspartei“ sollte nicht mit der seit Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts bestehenden gleichnamigen österreichischen Partei verwechselt werden.

Papstthums“ (Virchow nach Franz 1954: 9) darstellte. Besonders der Ultramontanismus habe als Reaktion auf die als „Ketzerie“ aufgefasste Emanzipation der „Laien als gleichberechtigte Träger der Kultur“ (Virchow nach Franz 1954: 9) einen „absonderlichen Charakter“ angenommen, welcher jedoch einen seit Jahrtausenden schwelenden Konflikt, den Kulturkampf, in Form von einer „historischen Entwicklung“ nicht aufhalten könne (vgl. Franz 1954: 9ff).

Der in der Anfangszeit des Deutschen Reiches von Otto von Bismarck gemeinsam mit den Nationalliberalen geführte Kulturkampf sollte dem deutschen Katholizismus und dessen Sprachrohr der „Zentrumspartei“ die politische Macht entreißen (vgl. Engelmann 1979: 359).

Bismarck prangerte die „Anmaßungen Roms“ an, seine Ideologie wurde zu einer Art Ersatzreligion, welche unter der Bezeichnung „deutscher Glauben“ zusammengefasst wurde. Vor allem in den Städten der Habsburgermonarchie hatte der Kulturkampf einen gewissen, wenn auch im Vergleich zum Deutschen Reich deutlich schwächeren, Widerhall in den geistigen Strömungen seiner Zeit (vgl. Wladika 2005: 20).

7.2 Das Verhältnis von Moritz Hoernes zu Matthäus Much unter Berücksichtigung des politischen und weltanschaulichen Hintergrunds im wissenschaftlichen Diskurs

Der österreichische Liberalismus orientierte sich bei der Beantwortung einer Reihe von Grundfragen an liberalen Vorbildern aus anderen Ländern. Die Liberalen verstanden sich als „Erben der Aufklärung“, vertraten mehrheitlich den Rationalismus und wollten Erkenntnisprobleme mit wissenschaftlichen Methoden und nicht durch institutionelle Einmischung lösen (vgl. Fuchs 1978: 10).

Zudem knüpfte der Liberalismus tendenziell an das antike Humanitätsideal an, während das Nationalgefühl im deutschsprachigen Raum auf von der Romantik geweckten Vorstellungen beruhte, welche im 19. Jahrhundert mit einem vorchristlichen „heidnisch-germanischen“ und einem außerhalb des Christentums situierten „indischen Leben“ in Verbindung gesetzt werden konnten (vgl. Franz 1955: 402f).

Moritz Hoernes und Matthäus Much stehen für die beiden Wurzeln der Urgeschichtsforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Österreich. Sie waren die Vorreiter

divergierender Forschungsrichtungen und spiegeln auch die Spannweite der politischen Weltanschauungen im bürgerlichen Lager wieder (vgl. Urban 2002: 9f).

Die liberale Haltung Hoernes trifft hierbei auf Muchs Deutschnationalismus. Dabei handelte es sich um Grundhaltungen, welche sich auch als weltanschauliche Hintergründe in ihren wissenschaftlichen Arbeiten widerspiegeln.

7.2.1 Die *Anthropologische Gesellschaft in Wien* im Spannungsfeld zwischen Liberalismus und Deutschnationalismus

Generell wurde in Österreich, dem staatlichen Interesse des „Vielvölkerstaats“ folgend, von einer „Mischbevölkerung“ ausgegangen. Dabei wurde die auf in Ungarn und Österreich administrativ erstellten statistischen Erhebungen fußende, dreibändige *Ethnographie der oesterreichischen Monarchie. Mit einer ethnographischen Karte in vier Blättern* von Carl Freiherr von Czoernig aus dem Jahr 1858 für die nächsten 25 Jahre, insbesondere auch für die Gründerväter der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (AGW), richtungsweisend. Den „Deutschen“, welchen er mit dem „Germanen“ gleichsetzte, sprach er für Österreich im Sinne des Deutschliberalismus den Status einer „Leitkultur“ zu, welcher sich auch ökonomisch im „deutschen Besitzstand“ des Bürgertums niederschlage. Die „Deutschen“ hätten sich diese Hegemonialrolle als die Vermittler der südlich der Alpen dominierenden mediterran-christlichen „Kultur“ an die auf „niedrigerem zivilisatorischen Niveau“ stehenden „Slawen“ und „Magyaren“, auch in historischer Hinsicht verdient. Hierbei fand bereits die „nationale Abstammung“ Betonung, über welche die Sprachkenntnisse keine letzten Aufschlüsse liefern könnten. Dabei ordnete er die Bevölkerung den drei „Hauptvölkerstämmen“, den „Germanen“, den „Slawen“ und den „Romanen“ zu, welche sich jedoch bereits in einer „keltischen Urzeit“ weitgehend „vermischten“. Überhaupt hätten sich „nationale“ Zuordnungen im Rahmen dieser Statistiken mitunter als äußerst schwierig erwiesen. Statt einer Segregation nach nationalen Strickmustern erhoffte er sich für die Zukunft eine fortwährende „Mischung“, welche für die Festsetzung der „deutschen Kultur“ nur förderlich wäre. Als vorbildliches Staatsmodell diente Czoernig das Römische Reich (vgl. Fuchs 2003: 152-156, 158-163).

Eduard von Sacken legte bereits im Jahr 1865 sein Hauptaugenmerk darauf, „den Entwicklungsgang, das frische Aufstreben der urwüchsigen Kraft, das allmähliche Fortschreiten der Civilisation, des geistigen Lebens zu verfolgen“ (Sacken 1865: 3), welches in der bürgerlichen Gesellschaft mit „geistiger Thätigkeit“ münde. Die Altertumskunde eigne sich

besonders für die Anregung des Patriotismus und die Erweckung des Nationalgefühls eines jeden „Volkes“, indem sich dieses so seines hohen Alters oder „seiner Abkunft von einem edlen, cultivirten Stamme“ (Sacken 1865: 1) rühmen kann. Die Rückbesinnung auf die durch die Fähigkeiten „seiner Vorfahren in ältester Zeit“ (ebd.) entwickelte „eigenthümliche Cultur“ würde ein geschichtliches Bewusstsein fördern, welches sich nicht auf seine Machtposition und Kriegsergebnisse beschränke. Das Bergen von altertümlichen Funden verschaffe nicht nur eine größere „untrüglichere“ Klarheit zu den späteren „fortgeerbten Zügen“ des „Volkslebens“, als dass dies die aus „kritischer Erforschung“ von Sprachen und Mythen gewonnen, „beachtenswerthen Daten“ erlauben, sondern lasse auch Rückschlüsse auf längst der Erinnerung entschwundenen früheren „Culturepochen“ und deren „gesammte Civilisationsstufe“ zu (vgl. Sacken 1865: 1-5).

Während der noch von einer „gewissen Passivität“ der Menschen geprägten „niederen Culturstufen“ würden die Entwicklungsphasen eines jeden Fortschritts äußerst lang dauern, wohingegen die „höhere Civilisation“ mit Rastlosigkeit „vorwärts“ dränge und in ihrem „raschen“ Verlauf immer „bedeutendere Resultate“ erziele. Mit dem anwachsenden Erwerb des „geistigen Capitals“, des „Schatzes“ des Menschen würden nicht nur „reichere Zinsen“ entstehen, sondern auch das „Capital selbst“ wachse „in einem progressiven Verhältnis“ an (vgl. Sacken 1862: 34).

Hierbei findet der deutschliberale Hegemonialgedanke in Form von einer „Leitkultur“ bei einer insgesamt fortschreitenden Gesellschaft seinen Ausdruck und wird mit der „germanischen Kontinuitätstheorie“ unterlegt (vgl. Sacken 1862: 93f, 98, 100-107).

Bei einer Beratung zum Schulgesetz im Herrenhaus im Jahr 1868 brachte der Begründer der pathologisch-anatomischen Schule in Wien, Carl Rokitansky, deutlich an den viktorianischen Liberalismus³⁷⁰ gekoppelte Anschauungen zur Geltung, nach welchen eine „fortschreitende Civilisation“ aus einer „fortwährenden Emancipation von historischen Fesseln“ (Rokitansky nach Franz 1954: 119) bestünde. Als Orientierungshilfen zur Erkenntnis „unseres Entwicklungsstandes“ forderte er Realismus als Grundlage der Wissenschaft und zudem Materialismus in der Lebensführung. Das kirchliche Dogma laufe dieser Wahrheitsfindung zuwider, dagegen könne ein neues Schulgesetz dieser „Zumutung“ am „Verstand der Generation“ Einhalt gebieten und so als „Schirm gegen mittelalterliche Verwilderung [... und] „kirchliche Sklaverei“ (Rokitansky nach Franz 1954: 120) dienen.

370 siehe Kap. 5.3/S. 181

Im darauffolgenden Jahr kam es in Berlin zur Gründung der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ (BGAEU), wobei neben Rudolf Virchow der Ethnologe Adolf Bastian am organisatorischen Aufbau maßgeblichen Anteil hatte. Virchow, welcher ja auch vier Jahre später den Begriff *Kulturkampf* prägen sollte,³⁷¹ wurde zur Leitfigur der deutschsprachigen Anthropologie. Im September 1869 nahmen zudem Naturforscher aus Deutschland und Österreich an einer Versammlung in Innsbruck teil, auf welcher sich der Wunsch nach einer gemeinsamen Vereinigung aller „deutschen“ Forscher regte. Im darauffolgenden Jahr fand diese Forderung in der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ (DAG) ihren Niederschlag.

Dagegen förderte Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg (1835-1914), Mitglied der „Geologischen Reichsanstalt“, eine selbständige organisatorische Basis für die Anthropologie in Österreich, ein Plan, welcher ebenfalls im Jahr 1870, indem die *Anthropologische Gesellschaft in Wien* (AGW) ins Leben gerufen wurde, seine Umsetzung fand (vgl. Laukötter 2007: 39ff; Pusman 2008: 39f).

Die AGW stand zwar von Beginn an unter dem Zeichen liberaler Vorstellungen, doch finden sich in den kommenden Jahrzehnten immer wieder Artikel, in welchen teilweise untereinander divergierende völkische Betrachtungsweisen geäußert wurden. Beim Antiklerikalismus, welcher im Kulturkampf eine weitgefächerte Verfestigung in der Gesellschaft fand, handelte es sich um das einigende Band zwischen Liberalismus und deutschnationaler Germanophilie,³⁷² welche mitunter gar in einem nicht abzuleugnenden „indo-/germanischen“ Mystizismus ihren Ausdruck fand. Hierbei spielte anfangs der an anderer Stelle noch erwähnte Germanist aus dem burschenschaftlichen „Silesia“-Umfeld, Wilhelm Scherer,³⁷³ welcher bis zu seinem Wechsel an die Straßburger Universität im Jahr 1872 auch Ausschussrat der AGW war, als Vertreter kleindeutscher „Preußenseuchlerei“ und „Herold des deutschen Glaubens“ eine herausragende Rolle. Allerdings wandte er sich noch in den Siebzigerjahren von solch aus „halbverstandener nordischer Mythologie“ bestehendem „barbarischen Unsinn“, welcher von den Anhängern Richard Wagners als „neues Evangelium“ verstanden wurde, mit Entschiedenheit ab (vgl. Pusman 2008: 38f).

371 siehe Kap. 7.1/S. 336f

372 Auch Matthäus Much verstand sich und die weiteren Vertreter einer europäischen Herkunft der „Indogermanen“ als „Ketzer“; siehe Kap. 9.3.1/S. 545f.

373 siehe Kap. 7.4/S. 369

Matthäus Much zeigte von deutschvölkischer Seite mehr Ausdauer und veröffentlichte 25 seiner insgesamt 28 Artikel mit teilweise eindeutig national gefärbtem Inhalt, sowie 26 weitere kleinere Vorträge und Vermerke in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (MAGW) in den Jahren 1871-1882. Außerdem erstellte Much auch deren Generalregister für die ersten zehn Jahrgänge sowie, in seiner Funktion als erster Sekretär, die Jahresberichte von 1877-1882, ehe er sich seinen umfassenderen Werken widmete (vgl. Fatouretchi 2009: 61f).

Im Antiklerikalismus trafen sich die liberale und die deutschnational-germanophile Ausrichtung, in der „Rassenfrage“ dagegen kaum, wenn dann schnitten sie sich nur marginal:

In seiner Eröffnungsrede vom 13. Februar 1870 anlässlich der Gründung der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ vor der konstituierenden Versammlung warnte Hofrat Rokitansky nicht nur vor konfessionellen Übergriffen auf den Geist der Wissenschaft, sondern meldete sich auch als Mahner gegen eine ideologische Nutzenanwendung wissenschaftlicher Daten zu Wort, wenn wohl auch nur um die eigene liberal-patriotische Haltung zu untermauern. Das „Zusammenstehen vaterländischer Kräfte“ würde die „anthropologische Aufklärung“ vereinsmäßig in Österreich fördern. Dieser Vorgang wäre der wissenschaftlichen Emanzipation und der Redefreiheit zu verdanken, welche besonders in „freien Staaten“ gedeihen würden. Außerdem forderte er hinsichtlich einer ethisch-moralischen Zielsetzung der Gesellschaft, sie solle sich als „Anwalt der Natur gegen religiöse und philosophische, gegen politische und soziale Grillen und ihre Zumuthungen“ (Rokitansky nach Pusman 2008: 35) richten. Lediglich einer philanthropischen Ausrichtung bescheinigte er die Legitimation sich der „Rassenfrage“ anzunehmen, welche lediglich in einer künftigen „Mischung“ der „Racen“ zu einer Lösung gelangen könnte.

Die Frage nach dieser „Vermischung“ der „Rassen“ wurde im neugegründeten Deutschen Reich für die physisch-anthropologischen Untersuchungen der folgenden Jahrzehnte bestimmend, wobei sich die AGW dem diesbezüglichen Forschungsvorhaben aus Berlin umgehend anschloss. Für keine der beiden Gesellschaften unterstanden die Vermessungen nationalen Zuweisungen, dennoch wurden von der DAG die „jüdischen“ Kinder auf einem für Eintragungen hinsichtlich der Vermessung von Schulkindern vorgedruckten Blatt gesondert behandelt (vgl. Fuchs 2003: 159).

Der zwischen 1870 und 1881 als Vizepräsident und danach bis 1902 langjährig als Präsident der AGW fungierende Andrian-Werburg wurde von der DAG abwechselnd mit Virchow und

Wilhelm Waldeyer (1836-1921) über einen längeren Zeitraum immer wieder zum Präsidenten gewählt und verteidigte mit Vehemenz die „Gleichwertigkeit der geistigen Anlagen aller Menschenrassen“ (Schroeder nach Pusman 2008: 40), welche er in „völkerpsychologischen Tatsachen“ als Folgeerscheinungen einer allen „Völkern“ gemeinsamen „Vorstellungsgeschichte“ bestätigt sah (vgl. Pusman 2008: 40).

Matthäus Much war bereits 1872 der DAG und 1880 der BGAEU beigetreten. Erwähnenswert erscheint diesbezüglich sein Vortrag *Ueber altgermanische Wohnsitze in Niederösterreich* auf der „VI. Allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ im Jahr 1875.³⁷⁴

Die liberalen Gedankengänge standen nur auf den ersten Blick dem deutschnational-völkischen Gedanken diametral gegenüber. Gerade die Zuordnung von spezifischen „Rassemerkmalen“ zu bestimmten „Volksgruppen“ im „nationalen Mischungsprozess“ ermöglichte einen weiten Interpretationsspielraum, welchem sich auch völkische Wissenschaftler bemächtigen konnten. Insbesondere der spätere Auswuchs dieser Ideenwelt, das militante „Alldeutschtum“, versuchte um die Jahrhundertwende den liberalen, naturwissenschaftlich ausgerichteten Materialismus mit einem auf „Reinheit“ fixierten, mystifizierten Rassebegriff zu ersetzen. Mit dessen Einzug in Arbeiten aus wissenschaftlichem Umfeld sollte die Überlegenheit der „arischen“ oder „indogermanischen Herrenvölker“ legitimiert werden. Die „höher“ stehende „Rasse“ blickte ganz im Sinne der restaurativ-konservativen *gobinistischen Rassentheorien* ihrem durch „Mischung“ ausgelösten „Niedergang“ entgegen. Als selbst die eigens zur Identifizierung von „Rassen“ geschaffenen, im Grunde wissenschaftlichen Methoden immer mehr in Sackgassen führten und gar schon Zweifel an der Berechtigung des Rassekonstrukts auftauchten, wurde unter dem Einfluss des Sozialdarwinismus zunehmend der „Grad“ der „Mischung“ zum ausschlaggebenden Punkt für die Zugehörigkeit zur „einen“ oder der „anderen Rasse“. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts konnte der Glaube an eine „drohende Degeneration“ der „Herrenrasse“ mit einem „Reinhaltungs-“ bzw. „Zuchtgedanken“ zwar eingeschränkt, aber dennoch kombiniert werden. Solche Theorien sind laut Patrik von zur Mühlens Einteilung zu den *synkretischen Rassetheorien*³⁷⁵ zu zählen.

374 Dieser Vortrag offenbart Muchs frühe Haltung zur *Keltenfrage*; siehe Kap. 5.4.1.

375 siehe Kap. 5.5.1/5.5.2/5.5.2.2/5.5.2.3

Allerdings gab es in der AGW und den von ihr veröffentlichten Schriften sehr bald nach ihrer Gründung auch Tendenzen, ein völkisches Weltbild auf „rassischen“ Grundlagen aufzubauen, wobei in germanophil-mystizistische und in *rassendarwinistische* theoretische Ansätze unterschieden werden kann, welche sich allerdings häufig in ein und derselben Schrift vermengen, mitunter auch bei ein und demselben Autor in verschiedenen Texten oder Schaffensperioden divergierend gewichtet wurden.

Much bezeichnete selbst 1875 den ehemaligen Pionieroffizier, Gutsbesitzer und Numismatiker Julius Neudeck (1835-1909) als „alten Weggefährten“ bei der Erforschung von „germanischen Wallanlagen“, insbesondere solchen mit einer angeblichen „Befestigungsanlage“, ³⁷⁶ widmete (vgl. Much 1875: 11; Windischbauer 2002: 142f).

Julius Neudeck veröffentlichte am 28. März 1879 einen Artikel *Germanische Befestigungen des oberen Waagthales in Ungarn* (vgl. MAGW [IX] 1880: 29-59), in welchem die Erbauer der zahlreichen Erd- und Steinbauten als „ein starkes, kriegerisches und intelligentes Volk“ (Neudeck 1880: 29) gedeutet werden. In größeren Kriegen hätten diese „Bauernburgen“ keine Rolle gespielt, da dann „alle wehrhaften Männer vereint dem Feinde entgegentraten, Weiber, Kinder und Vieh aber im Gebirge und in den Wäldern Zuflucht suchten“ (Neudeck 1880: 31).

Eingehend werden danach die Festungen der vermeintlichen „Germanen“ im Allgemeinen und im Einzelnen behandelt (vgl. Neudeck 1880: 32-59), wobei auch von Much beschriebene Hausberge Erwähnung finden (vgl. Neudeck 1880: 33f, 36).

Cornelius Fligier schrieb seit 1876 zahlreiche Artikel in den MAGW zur Besiedlungsgeschichte Süd-, Südost- und Mitteleuropas, wobei besonders ein durch blonde Haare geprägtes, „langschädliges Element“ Betonung findet, ehe er nach 1882 von der Bildfläche als Schreiber verschwindet. Somit fällt seine Schaffenszeit in der Gesellschaft mit Matthäus Muchs Tätigkeit als erster Sekretär zusammen. Im Briefwechsel mit Much wettete er gegen den keltomanen Sprachwissenschaftler Wilhelm Obermüller (1809-1888), welcher „allen Völkern“ Österreichs eine „gleiche Abstammung“ zuschreiben wolle. Much selbst stand wohl in den Jahren 1879/1880 in einem gespaltenen Verhältnis zu Obermüller, wenn sie sich auch anscheinend wieder versöhnten (vgl. Windischbauer 2002: 47, 146; Wiwjorra 2006: 137f, 174).

³⁷⁶ Dabei erscheint es wahrscheinlich, dass es sich zumindest teilweise um Befestigungsanlagen handelte, doch bin ich bei den insgesamt doch sehr martialischen Tönen dieser völkischen Schreiber und ihren diesbezüglich recht einseitigen Deutungen stets skeptisch.

Die Sprachwissenschaften, welche jeweils in das theoretische Geflecht nach eigenen Interpretationskriterien eingewoben werden konnten, erwiesen sich als bindendes Glied zwischen *Rassenmystizismus* und *Rassendarwinismus*. Als Musterbeispiele können zwei in den MAGW aus dem Jahr 1879 veröffentlichte Artikel angeführt werden:

Besonders in Fligier scheint Much damals einen „eisernen“ Mitstreiter für seine germanophile Haltung gefunden haben, welcher bereits vor ihm rassenanthropologische Kriterien in sein Theoriengebilde einfließen ließ. Dieser ließ die „Germanen“ gegen Osten vordringen und ordnet ihnen „dolichocephale“ Schädel aus Ostgalizien, Südrussland, Gouvernement Grodno und Moskau zu. Diese Schädel wären mit denen der „germanischen“ Reihengräber Süddeutschlands verwandt. Nunmehr ist Fligier zu folgendem Schluss gekommen, welcher tendenziell als ein früher Hinweis auf die *Altslawenthese*³⁷⁷ verstanden werden kann:

„Vom Niemen³⁷⁸ bis zur Moskwa ist somit bis jetzt die Verbreitung eines dolichocephalen und von der jetzigen brachycephalen Bevölkerung dieser Gebiete gänzlich verschiedenen Stammes erwiesen“ (Fligier 1880a: 16).

Die „Germanen“ wären hierbei zu Unrecht als „Urbevölkerung“ für diese Gebiete ausgeschlossen worden. Er verweist auf den dänischen Sprachforscher Vilhelm Ludwig Peter Thomsen (1842-1927), welcher mittels linguistischer Vergleiche den durch jahrhundertelangen Kontakt entstandenen Einfluss der „germanischen“ Sprachen auf zahlreiche „finnische“ Sprachen bewiesen hätte. Alle Lehnworte aus dem „Germanischen“ würden von ein und derselben Grundform herrühren, so dass der „finnische Stamm“³⁷⁹ damals noch ungetrennt in seinem eigentlichen Herkunftsgebiet „östlich vom finnischen Meerbusen“ gelebt haben müsse. Solche Entlehnungen können laut Thomsen nur als „Folge eines langandauernden und stetigen Zusammenlebens mit einem mächtigen und gebildeteren germanischen Volke“ (Fligier 1880a: 16) verstanden werden. Die lange Dauer der „germanischen“ Herrschaft würde allein schon dadurch bewiesen, dass die „finnischen“ Sprachen verschiedenen „germanischen“ Sprachentwicklungen ausgesetzt worden wären, welche „gothischen“, „nordischen“ oder noch urtümlicheren „gothisch-nordischen“ Ursprungs wären. Dieser Vorgang müsse in „Mittell Russland“ oder den „jetzigen Ostseeprovinzen“ stattgefunden haben. Somit sei „die

377 siehe Kap. 5.4.3

378 Dies ist die polnische Bezeichnung für den Fluss, welcher zu Deutsch meist Memel genannt wird.

379 Zur Ideologisierung der Bezeichnung „Finnen“ als „minderwertiges“ aus Zentralasien stammendes „brachyzephales Volk“ von „turanischer Rasse“ möchte ich auf das Werk *Finns in the Shadow of the „Aryans“*. *Race Theories and Racism* von Aira Kemiläinen aus dem Jahr 1998 hinweisen.

einstige Verbreitung der Dolichocephalen vom Reihengräbertypus in Mittellusland“ (Fligier 1880a: 17) keineswegs verwunderlich. Fligier ging davon aus, dass „Finnen“ einst die „germanische“ Sprache verstanden hätten. Dabei handle es sich um den Beweis für einen besonders langen Kontakt, bei welchem es „Verbindungen zwischen beiden Völkern“ gegeben haben müsse, so dass sich auch das Auftreten von „Finnen“ mit „Dolichocephalie“, blauen Augen und „flachsgelben Haaren“ erklären ließe, wobei er auf Virchow als damals kaum angreifbare wissenschaftliche Autorität verweist.

Matthäus Much räumte in seinem am 10. Dezember 1878 vor der AGW gehaltenen Vortrag *Ueber die Kosmogonie und Anthropogonie des germanischen Mythos* dem Entwicklungsgedanken gegenüber dem *Gobinismus* den Vorrang ein und berief sich auf Karl Simrock als Quelle. Der angeblich kräftige, rüstige, rasche und vielseitig gelehrte Ase Heimdall bzw. Rig oder Rigr, altnordisch *Rígr*, wird als der Erzeuger der drei Stände, Thräl, Karl und Jarl, dargestellt, wobei er sich den Decknamen Rigr zugelegt hatte, um sich bei Ehepaaren einzuschleichen (vgl. Krause 2010: 228; Much 1879c: 345-352).

Thräl oder *Thräll* wird mit der *Edda*, altnordisch „Urgroßmutter“, der Gattin des Ai, altnordisch „Urgroßvater“ gezeugt. Seine „schwarze“ Haut habe ihm laut Matthäus Much seinen Namen gegeben. Er wird zudem mit „hässlichem“ Gesicht, verrunzelter Haut und krummem Rücken dargestellt. Gemeinsam mit der krummbeinigen „Thyr“ bzw. *Thir*, altnordisch „Magd“, welche von Much als „Dirne“ bezeichnet wurde, was damals nicht unbedingt Prostituierte heißen musste, zeugte er das „Knechte Geschlecht“. Thyr wird mit dreckigen Fußsohlen und sonnengebräunter Haut versehen. Die Erzählung findet in der „nordgermanischen“ Mythologie nur einmalig Erwähnung.

Am ehesten wäre Thräl mit den steinzeitlichen Pfahlbaubewohnern zu vergleichen, welchen zum Zeitpunkt dieser Veröffentlichung von Much offensichtlich noch keine „indogermanische Kulturhöhe“ zugeschrieben wurde. Ihre Gewebe wären eventuell aus Bast gewesen und schlecht verarbeitet worden. Das schwere und klebrige Brot, ein Produkt des Ackerbaus, wäre in der Asche gebacken worden. Zumeist habe es aber einen Brei gegeben, wobei noch das Verständnis gefehlt hätte, das Mehl von der Kleie zu sondern. Das vorzüglichste Mahl habe ein Kalb in Brühe dargestellt. Und auch „die Kinder sind schwarz von Farbe, rauh und fratzig im Angesicht und von ungeschlachtetem Körperbau“ (Much 1879c: 347). Obwohl das Leben von stetiger Arbeit geprägt war, hätte es sich am Rande des Existenzminimums bewegt (vgl. Krause 2010: 13f, 62, 276, 284; Much 1879c: 345ff).

Als nächstes besucht Rigr den Weber *Afi*, altnordisch „Großvater“ und seine Gattin *Amma*, altnordisch „Großmutter“, welche feine Gespinste erstellt. Rigr und Amma zeugen Karl. Bei diesem handelt es sich laut Matthäus Much um den Pflüger des Bodens, Zähmer des Stieres, Zimmerer des Wagens und Erbauer der Häuser samt ihren Scheunen. *Karl* hat die altnordische Bedeutung „freier Bauer“. Gemeinsam mit der mit Ziegenhaut bekleideten *Snör*, welche Much als Synonym für „Schnur“ anführt, wird ein Haus mit vielen Betten erbaut und zahlreiche Kinder gezeugt; unter ihnen erscheinen auch der Schmied und der Krieger. Für Much stellte diese Mythe das „Zeitalter des Ackerbauers“ dar, aus welchem der Bauernstand hervorgegangen wäre (vgl. Krause 2010: 13, 20, 158; Much 1879c: 347f).

Auch Mit *Modir*, altnordisch „Mutter“, der Ehefrau des *Fadir*, altnordisch „Vater“, zeugt Rigr einen Sohn, *Jarl*, eine altnordische Bezeichnung, welche für „hoher Adliger“ steht. Dieser wurde durch helles Haar und „weiße“ Wangen gekennzeichnet. Mit Jarl kehrt das kriegerische Element in die Mythologie ein: Er lernt das Pferd zu reiten, Hunde zu hetzen, Bögen samt ihren Sehnen und Pfeilen herzustellen, eine Meerenge zu durchschwimmen, Schild, Schwert und Speiß zu verwenden. Zudem bringt ihm sein Vater Rigr das Runenalphabet bei und führt ihm die Bedeutung von „Ahnenschlössern“ als Erbe und Eigentum vor Augen. Indem er seine Feinde im Kampf tötet, wird Jarl zum Herrscher von „achtzehn Hallen“, wobei er insbesondere mit der Verteilung von Gütern beschäftigt ist (vgl. Krause 2010: 155; Much 1879c: 349ff).

Aus der Verbindung von Rigrs Sohn Jarl mit der *Erna*, was altnordisch „die Tüchtigen“ heißen könnte, gehen viele Nachkommen hervor, welche den „germanischen Adelsstand“ bilden würden. Dabei findet bei Matthäus Much insbesondere der runenkundige Konur bzw. Kon oder altnordisch *Konr* Erwähnung, was so viel wie Nachkomme bedeutet. Für Matthäus Much stellte diese Mythe die „Charakterisierung des beginnenden neuen Zeitalters“ (Much 1879c: 351) dar. Bei diesem *jungen*³⁸⁰ Konur hätte es sich um einen Weisen gehandelt, welcher vortrefflich in der Bedeutung der Runen unterrichtet war, so dass er seinen Vater Jarl und seinen Großvater Rigr in einem Runenkundewettbewerb schlug und sämtliches Wissen seiner Zeit in sich aufnahm. Er erscheint in der Mythologie als Feuerwehrmann, Banner der Stürme, Heilkundler, Seelsorger, versteht die Sprache der Vögel, kann die Schwerter der Feinde stumpfen und ist so stark wie acht Männer, was ihn zum unumschränkten Herrscher kürt (vgl. Krause 2010: 67f, 71, 155, 160, 184, 228; Much 1879c: 349ff).

380 An dieser Stelle deutet sich ein selten ausformuliertes, aber dennoch häufig mitgedachtes Konzept von „alten“ und „jungen Rassen“ an, welches auch die Grundlage für den Rassenzuchtgedanken bilden konnte.

Auch Konur stünde für eine Weiterentwicklung der „Germanen“:

„Aus den Ackerbauern ist ein kriegerisches, unternehmendes Geschlecht hervorgegangen, wie dies schon Strophe 21 des Gedichtes im Voraus andeutet, da sie unter den Söhnen des Bauers den Krieger und Helden nennt“ (Much 1879c: 350).

Nach heutigem Forschungsstand handelt es sich beim Rîgsmal bzw. der *Rígsþula*, dem *Merkgedicht* von *Rig* um eine spätmittelalterliche Mythisierung der Ständegesellschaft (vgl. Krause 2010: 228).

Matthäus Much verstand den „germanische Mythos“ dagegen als eine symbolisierte Form der „Naturgeschichte“, nach welcher die Asen die Riesen bekämpfen. Zwar handle es sich bei beiden Gruppen um Gottheiten, doch stellen die Riesen die Naturgewalten, das griechische „Chaos“ dar. Sie sind grundsätzlich zwar gutmütig gesinnt, bringen die Menschen aber immer wieder durch ihre Unbedachtsamkeit in Gefahr. Lediglich die Asen können ihnen gelegentlich Einhalt gewähren (vgl. Much 1879c: 324ff, 329-345).

Heimdall bzw. Rigr hilft in diesem Fall nur den drei Menschenpaaren zur Nachkommenschaft. Etwas Anstößiges sei daran nicht zu finden, der von Tacitus beschriebenen „germanischen Sittlichkeit“ tut dieser Umstand keinen Abbruch. Schließlich handle es sich „lediglich [um] mit der Personification umkleidete Ideen [..., so dass] der persönliche Gott Rigr [...] die zeugende Kraft der Natur“ (Much 1879c: 351) verkörpert. Der „germanische Mythos“ kenne kein Paradies, sondern zeichne vielmehr eine „naturgemäße Stufenfolge“ nach, welche auch in neuzeitlichen Gedankengängen ihren Ausdruck findet:

„Aus rohen, armseligen Anfängen arbeitet sich das Menschengeschlecht in einer naturgemässen Stufenfolge zu Wohlstand und Kraft empor, bei der nicht blos Behaglichkeit, Vielseitigkeit und Frische des Lebens gewinnen: es ist hoch bedeutsam, dass auch Schönheit des Körpers, Feinheit der Sitte und Bildung des Geistes in gleichem Grade sich entwickeln. Kann man eine treffendere Uebereinstimmung mit den Lehren der Neuzeit finden, als sie uns hier vorliegt?“ (Much 1879c: 350).

Allerdings würde die vorgetragene Dichtung bezüglich ihrer Versinnbildlichung der „naturgemäßen Entwicklung“ dadurch beeinträchtigt, „dass die [drei] Geschlechter der verschiedenen Zeitalter nicht unmittelbar auseinander hervorgehen“ (ebd.), so dass der Eindruck entstanden wäre, es handle sich um chronologisch parallel verlaufende

Entwicklungen, was allein durch die altnordischen Bezeichnungen für Urgroßeltern, Großeltern und Eltern widerlegt würde (vgl. Much 1879c: 350f).

Dabei wird offensichtlich, dass Much für die „Germanen“ untereinander eine ständische Gesellschaftsform ablehnte und die Dichtung als das Abbild von drei aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen verstanden hat, wobei im übertragenen Sinn eigentlich nur die Stein-, die Bronze- und die Eisenzeit gemeint gewesen sein können. Dem in der Steinzeit beginnenden Ackerbau wird noch keine „indogermanische Kulturhöhe“ zugeschrieben, was durch die Charakterisierung von Thräl und seiner Familie deutlich wird.

Nach einem von Theodor Fuchs geschriebenen Artikel *Ueber die Bedeutung des Rîgs-Mal* handle das *Merkgedicht des Rig* angeblich vom Ständeunterschied als Basis des „altgermanischen Staatswesens“. Es gebe kein anderes „Volk“ als die „Deutschen“, bei welchem der Abstammung eine so entscheidende Bedeutung zukommt:

„Das lebhafteste Bewusstsein der eigenen physischen Vorzüge, verbunden mit tiefster Verachtung anderer Volksstämme erzeugten ein brennendes Verlangen, den Adel des eigenen Stammes rein zu erhalten, und so sehen wir denn, dass die altgermanischen Gesetze die eheliche Verbindung von freien Germanen mit den hörigen und leibeigenen Geschlechtern mit den schärfsten Strafen belegen und in vielen Fällen sogar mit dem Tode bedrohen“ (Fuchs 1880: 144).

Auch heute noch wäre es nirgendwo anders so wichtig wie bei den „Deutschen“, aus was für einem Hause jemand abstamme. Unmöglich könnten die „Germanen“ von der Göttin Edda mit ihrem Ehemann Ai gezeugten Thräl herrühren. Schließlich würden dessen Kinder mit Thyr als „der Russigte, der Ochsenknecht, der Ungeschliffene, der Dicke, der Tölpel, der Fette, die Faule, die Geschwollene, die Krummnasige, die Lumpigte u. s. w. [benannt], und dies sollten die Ahnen der Germanen sein, der Germanen, die mit solcher Leidenschaftlichkeit an dem Adel ihrer reinen Abstammung hielten?“ (Fuchs 1880: 145).

Der aus Ungarn stammende Geologe Theodor Fuchs (1842-1925), dessen Name auf der Ersten Mitgliederliste der AGW auftaucht (vgl. MAGW [I] 1871: 18), kam 1860 nach Wien und promovierte drei Jahre später in Philosophie an der Universität Wien und wurde anschließend Assistent am „k.k. Mineralogischen Hof-Cabinet“, dessen Kustos er 1883 wurde. Im Jahr 1880 habilitierte er zudem und wurde 1897 zum außerordentlichen Professor für Paläontologie. Zwischen 1889 und 1904 war er Direktor der „Geologischen-paläontologischen Abteilung“ des Naturhistorischen Museums in Wien. Fuchs war also in den Naturwissenschaften bewandert. Er stand unter dem Einfluss der berühmten Geologen sowie Paläontologen Eduard

Sueß und Moriz Hoernes (1815-1868). Letzterer war der Vater des Geologen Rudolf Hoernes und des Prähistorikers Moritz Hoernes, welche ebenfalls dem liberalen Spektrum zuzuordnen sind.³⁸¹ Er beschäftigte sich mit der Frage inwieweit die Variabilität der Arten mit der Entstehung von Flyschgesteinen³⁸² zusammenhängt und nahm hierbei einen antidarwinistischen Standpunkt ein, wobei er insbesondere „die Entstehung großer und tiefgreifender morphologischer Unterschiede aus einer mechanischen Häufung der individuellen Varietäten“ (Schaffer 1927: 9) entschieden zurückgewiesen hat (vgl. Czeike 2004: 430; Schaffer 1927: 1-11).

Diese *antidarwinistische Sichtweise* bezüglich der Entwicklung der Artenvielfalt, übertrug Theodor Fuchs auch auf die Entwicklung der Menschheit, zumindest für eine Art „germanische Adelskaste“, indem er sich im Zuge seiner kürzeren Abhandlung *Ueber die Bedeutung des Rîgs-Mal* in den MAGW beschwert, dass es „gegenwärtig allerdings in manchen Kreisen als ein Zeichen besonderer Vorurtheilslosigkeit und grosser Objectivität betrachtet [wird], wenn man die Abstammung des Menschengeschlechtes auf affenähnliche Geschöpfe zurückführt [...]– Hätten die Germanen ihre Abstammung überhaupt von einem untergeordneten Wesen ableiten wollen, sie hätten sich einen Löwen, einen Bären, einen Eber, vielleicht einen Wolf zum Stammvater erwählt, gewiss aber nicht so verkommene menschliche Geschöpfe wie den Thräl und die Thyr“ (Fuchs 1880: 145).

Die „altgermanischen Gesetzbücher“ würden „bei allen deutschen Stämmen“ in dreierlei Menschentypen unterscheiden: die Herren oder „Frowen (liberi, ingenui)“, die Hörigen oder „Lite (liti)“ und die Sklaven oder „Schalke (servi)“. Die Hörigen und die leibeigenen Sklaven hätten bei der Zusammensetzung der Bevölkerung die große Masse gebildet und die arbeitenden Stände dargestellt. Diese wären gezwungen gewesen, die Äcker zu bebauen, „die Geschäfte des Hauses [zu] versehen und alle Handwerksarbeiten [zu] verrichten“ (ebd.). Vom öffentlichen Leben wären sie ausgeschlossen worden, hätten keine Möglichkeit gehabt, Eigentumsrechte an Grund und Boden zu erwerben und wären der Willkür ihrer Herren ausgesetzt gewesen, wobei der „Lite“ gegenüber dem Sklaven schon eine gehobene Stellung erlangt hätte, da er nur samt der Scholle verkauft werden konnte.

Diesen beiden Ständen gegenüber hätte der „freie Herrenstand“ über unumschränkte Rechte verfügt. Erwähnung finden die Rechte, Grund und Boden zu besitzen, an öffentlichen

381 siehe nachfolgendes Kapitel

382 Bei *Flysch* handelt es sich um im Gebirge vorkommende, erodierende Gesteinsformationen.

Versammlungen teilzunehmen und die ritterlichen Waffen zu tragen. Allein dem „Freien“ hätte die Kenntnis der Religionsgeheimnisse und der Runenwissenschaft gebührt. Außerdem rekrutierte die Priesterschaft ihre Mitglieder aus diesem Stand; auch die Herzöge gingen aus ihm hervor.

Doch auch der Adelsstand war eben nicht ohne Fehl und Tadel: Während die „Liten“ und die „Schalke“ schuften mussten, hätten sich ihre Herren „vollständigstem Müßiggang“ ergeben und sich ausschließlich mit Spiel, Trunk, Jagd, Raub und Krieg beschäftigt.

Theodor Fuchs scheute sich nicht seine Deutung des *Merkgedichts des Rig* in das Spätmittelalter zu transferieren, aus welchem diese ja ohnehin stammt:

Der Sklave *Thräl* würde gemeinsam mit seinen Nachkommen den Sklavenstand repräsentieren, welcher die niedrigsten Arbeiten verrichten muss und dem „tiefste Verachtung“ zukommt. Gemeinsam mit seiner Sippschaft stelle *Kärl* (Kerl, Karl) die hörigen Ackerbauern dar. Bei *Jarl*³⁸³ handle es sich um den Ahnherrn des „freien Herrenstandes“. In der Edda wird er als reitender, jagender Krieger beschrieben, welcher nachdem er das Runenalphabet erlernt hatte, Schlösser unter seinen Besitz nahm. Die Beute teilte er unter seiner Gefolgschaft auf, auch Ringe finden Erwähnung (vgl. Fuchs 1880: 146f).

Mit dem Ausscheiden und dem anschließenden Tod des Vorsitzenden der AGW Eduard von Sacken und der Übernahme dieses Amtes durch Andrian-Werburg, traten auch Theodor Fuchs, welcher zum gleichen Jahresband noch den Beitrag *Unsere Sammlungen* beisteuerte (vgl. MAGW [XI/NF: I] 1882: III, 194ff), und Cornelius Fligier aus der AGW ab. Aus völkischer Perspektive wurden diese jedoch adäquat mit dem Wiener Gymnasiallehrer Professor Carl Penka, wohnhaft in der Theresiengasse 70 in Währing (9. Bezirk) ersetzt, welcher noch unter Sacken am 17. Jänner 1882 der AGW als „wirkliches Mitglied“ beitrug und gemeinsam mit Dr. Cornelius Fligier, wohnhaft in der Prankergasse 37 in Graz auf der Mitgliederliste der AGW nach dem Stand der Jahresversammlung vom 14. Februar des gleichen Jahres erscheint. Theodor Fuchs taucht schon nicht mehr in diesem Verzeichnis auf (vgl. MAGW [XI/NF: I] 1882: 206-215; MAGW [XII/NF: II] 1882: 110).

Nachdem von Fligier regelmäßig eine Vielzahl von Artikeln mit völkischem Inhalt in den MAGW veröffentlicht wurde, finden sich in den darauffolgenden Bänden keine Schriften von

383 Hierbei ist an den Umstand zu erinnern, dass sich Gobineau genealogisch vom normannischen Ynglinger-Fürsten Ottar Jarl herleitete; siehe Kap. 5.3.3/S. 189.

ihm mehr. Auch im darauffolgenden Mitgliederverzeichnis von 1884 fehlt sein Name. Matthäus Much, Heinrich Wankel, Wilhelm Tomaschek, Franz Tappeiner und Wilhelm Osborne³⁸⁴ blieben aus dem völkischen Umfeld der AGW erhalten. Julius Neudeck war offensichtlich nie ein eingetragenes Mitglied (vgl. MAGW [XIV/NF: IV] 1884: [1]-[5]).

Ein Brief von Heinrich Wankel, in welchem er seiner Hoffnung Ausdruck gibt, dass Matthäus Much die Stelle als Sekretär der AGW weiterführt, stammt vermutlich vom 3. Februar 1883.³⁸⁵

Die ersten an Much gerichteten Briefe von Wankel mit antisemitischem Inhalt stammen aus dem Jahr 1883 während sich der Rassenantisemitismus in Österreich etablierte.³⁸⁶ Darin wird der AGW der Vorwurf gemacht, einen „judenmäßigen“ Antrag von 8.000 Gulden gestellt zu haben. Dabei handelte es sich anscheinend um eine Bezuschussung für eine Ausstellung im mährischen Olmütz,³⁸⁷ in deren Organisation Wankel involviert war. Das Geld, in den heutigen Gegenwert umgerechnet immerhin ca. 80.000 €, war Wankel offenbar zu wenig. Deswegen könne sich die AGW diesen auch sparen. In einem weiteren Brief, welcher ca. 1888 verfasst worden sein muss, polemisiert Wankel gegen einen „bezahlten Juden“, welcher in den Adelsstand erhoben worden war. Auch vom 27. Dezember 1890 ist eine weitere antisemitische Äußerung in einem Brief an Much belegt (vgl. Windischbauer 2002: 229-232).

Auf den Antislawismus des von Cornelius Fligier als „Tschechen“ bezeichneten Wilhelm Tomaschek ist bereits an anderer Stelle eingegangen worden.³⁸⁸

Der Tiroler Arzt und Anthropologe Franz Tappeiner (1816-1902) ließ in einer rassenanthropologischen Besiedlungsgeschichte seiner Herkunftsregion die „Germanen“ während der Völkerwanderungszeit eine „Urbevölkerung“ von „rein-brachykephalen Rhätiern“ überlagern. So wäre, wie er durch seine in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts durchgeführten Vermessungen bestätigt sah, die heutige Tiroler Bevölkerung zwar blond und blauäugig, doch wären deren Schädel deutlich von denen der „germanischen Rasse“ zu unterscheiden (vgl. Fuchs 2003: 161).

384 Zumindest sind das die Mitglieder, welchen ich eindeutig germanophile Inhalte zuordnen konnte.

385 Inhaltlich passt der Brief in diesen zeitlichen Kontext. Ich vermute, dass im Brief keine Jahreszahl angegeben ist und Erwin Windischbauer deshalb die Angabe mit einem Fragezeichen versehen hat.

386 siehe Kap. 4.5.1

387 Bei Olmütz handelt es sich um das heutige Olomouc in Tschechien.

388 siehe Kap. 5.4.3/S. 213f

Der Gutsbesitzer Wilhelm Osborne aus Dresden bekundete in einem Brief vom 14. November 1879 seine ideologische Nähe zu Matthäus Much, in welchem er die Ähnlichkeit von Muchs Schrift *Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich* (1875) zu seinen Veröffentlichungen betonte und seinerseits einen Separatabdruck mit der Bitte nach einer kurzen Notiz zuschickte (vgl. MAGW [XIV/NF: IV] 1884: [4]; Windischbauer 2002: 150).

Außerdem deutete Osborne in den MAGW die in der Nähe von Brno gelegene Fundstelle von Hradiště Stradonice nach germanophilem Strickmuster. Nur selten sei ein dermaßen umfangreicher Fund so unterschiedlich beurteilt worden. Abwechselnd war er für „celtisch“, „germanisch“ oder „slawisch“ erklärt worden. Anhand von Bodenfunden versuchte Osborne nun das Fundmaterial sowohl zeitlich als auch nach der „Volkszugehörigkeit“ einzuordnen und scheute auch den Vergleich mit schriftlichen Quellen nicht (vgl. Osborne 1881: 234-259).

Muchs soeben erwähnte Schrift findet hinsichtlich des Einzugs der „Markomannen“ und der Konfliktsituation mit den „Römern“ Erwähnung (vgl. Osborne 1881: 242).

Letztlich kam Osborne bezüglich der Fundstelle zu dem Schluss, „dass die meisten Umstände für eine markomannische (germanische) Besiedlung sprechen, und die überwiegende Anzahl der Fundgegenstände von diesem Volke stammt“ (Osborne 1881: 259).

Der „germanischen Einwanderung“ sei wahrscheinlich eine Besiedlung durch die „Bojer (Celten)“ vorangegangen, welche von den „Markomannen“ vertrieben worden wären. Die Anzahl der vorgeschichtlichen Fundstücke der „Celten“ dürfte allerdings ein geringes Ausmaß annehmen (vgl. Osborne 1881: 242, 259).

Jede diesbezüglich mögliche Theorie mache jedenfalls „die Annahme einer Besiedlung durch Czechen (Slaven)“ (Osborne 1881: 259) hinfällig.

Alexander Ernst Freiherr von Peez (1824-1912) stammte aus Wiesbaden. Bei ihm handelte es sich, nach heutigem Verständnis, um einen großdeutsch orientierten Industriellen, Politiker, Nationalökonom und Kulturkritiker, welcher zwar schon im Jahr 1856 die „Slawen“ als die „europäische Urbevölkerung“ akzeptiert hatte, aber dennoch die „Germanen“ als das „überlegene Volk“ darstellte, diese bereits durch blonde Haare, blaue Augen und „weiße“ Haut charakterisierte und diesbezüglich von einer „kulturhistorischen Sendung“ aus Nordeuropa ausging. Die „alten Deutschen“ waren für ihn die „echtesten Arier“, welche Europa mit „unserm Blut“ immer wieder „aufgefrischt“ hätten. In den Jahresbänden von 1882/1884 wird er als in Wien wohnhafter Reichsratsabgeordneter angeführt. Er war im Jahr 1873 mit der

Berichterstattung zur Weltausstellung in Wien beauftragt und begründete im darauffolgenden Jahr den „Verein der Montan-, Eisen- und Maschinenindustrie in Österreich“ (vgl. Baltzarek 1978: 189f; MAGW [XI/NF: I] 1882: 212; MAGW [XIV/NF: IV] 1884: [4]; Wiwjorra 2006: 168, 214f).

Das im Jahr 1883 veröffentlichte Buch *Origines Ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen* von Karl Penka hat der Sprachwissenschaftler und damalige Vizepräsident der Gesellschaft Friedrich Müller rezensiert, wobei trotz der inhaltlich bezeugten Gelehrsamkeit und der bekundeten kritischen Auffassungsgabe, Zweifel am Resultat einer skandinavischen „Urheimat der arischen Rasse“ geäußert wurden. Den „klimatischen Einwirkungen ihrer jetzigen Wohnsitze“ (Müller in MAGW [XIV/NF: IV] 1884: 34) maß Müller keine Bedeutung bei der Entstehung dieser blondhaarigen, blauäugigen, lockigen und hellhäutigen „eminent nordischen Rasse“ bei, wohingegen Penka in den eiszeitlichen Bedingungen die ausschlaggebenden Faktoren von jeglicher „Rassenevolution“ gesehen hat. Im Anschluss an einen Vortrag von Michael Haberlandt zur Einwanderung der „Indogermanen“ nach Europa leitete Penka eine kurze kontroverse Diskussion ein und vertrat seinen rassenanthropologischen Standpunkt (vgl. MAGW [XIV/NF.: IV] 1884: III, V, 34, [86]-[90]).

Der Briefkontakt mit Karl Penka, dem neben Much wohl wichtigsten Verfechter der Idee einer seit der Urgeschichte vorherrschenden „nordischen Herrenrasse“ auf dem Gebiet Österreichs, ist er spärlich und beschränkt sich auf den Austausch von Schriften (vgl. Windischbauer 2002: 154).

Womöglich war das Verhältnis von Matthäus Much zu Karl Penka schon von Anfang an, neben inhaltlichen Differenzen, durch eine gewisse Rivalität geprägt, was sich dann nach der Jahrhundertwende in einem polemisch geführten Forscherstreit in der „Politisch-Anthropologischen Revue“ entlud.³⁸⁹

Andrian-Werburg erkannte, trotz seines Eintretens für eine selbständige österreichische anthropologische Gesellschaft, welche zur Gründung der AGW geführt hatte, in der Zusammenarbeit mit der BGAEU und der DAG eine Chance, sich unter Wahrung einer institutionellen Eigenständigkeit, auch über die Grenzen Österreichs hinaus im deutschsprachigen Raum zu vernetzen, so dass er wie zuvor Matthäus Much die

389 siehe Kap. 7.7.2/S. 423

diesbezüglichen Kontakte seit 1881 intensiviert. Auffallend ist, dass sich Much gerade in dem Moment der Einsetzung von Andrian-Werburg als Präsident der AGW im Februar 1882 aus dem organisatorischen Bereich dieser Vereinigung größtenteils zurückzog, wobei er gesundheitliche Gründe angab und auch als Autor überwiegend in den Hintergrund trat. Im Jahr von Andrian-Werburgs Rücktritt, 20 Jahre später (1902), wurde er dagegen zum Ehrenmitglied erkoren. Möglicherweise kündigte sich die Beschneidung von Andrian-Werburgs Kompetenzbereich bereits mit der Ernennung Muchs zum korrespondierenden Mitglied des BGAEU im Jahr 1894 an (vgl. Fatouretchi 2009: 61ff).

Neben ihrer urgeschichtlichen Tätigkeit wirkten auch Franz Heger (1853-1931) und Graf Gundacker Wurmbrand am Ausbau der Beziehungen der AGW an den restlichen deutschsprachigen Raum auf der Vereinsebene eine bedeutende Rolle (vgl. Fatouretchi 2009: 51).

Zu Graf Gundacker Wurmbrand, welcher ja auch in seiner Funktion als deutschliberaler Politiker 1884 einen Antrag gegen die „Stremayrschen Sprachenverordnungen“ eingebracht hatte,³⁹⁰ lässt sich dagegen eine ideologische Nähe zu Matthäus Much herstellen. Beide schrieben während der Abwesenheit Muchs im organisatorischen Bereich der AGW gemeinsam den Artikel *Zur Vorgeschichte Niederösterreichs. Diluvial-, Stein-, Bronze- und Eisenzeit*, welcher 1888, also im Jahr des Angriffs unter der Beteiligung Muchs auf die „Judenpresse“, dem „Neuen Wiener Tagblatt“, im sog. „Kronprinzenwerk“³⁹¹ seine Veröffentlichung fand. Im darauffolgenden Jahr verhalf Wurmbrand Much zu einer weiteren mit *Die Vorgeschichte Salzburgs. Vorgeschichtlicher Bergbau* betitelten Veröffentlichung in der „Monarchie in Wort und Bild“, welche der Abteilung „Oberösterreich und Salzburg“ zugerechnet wurde.³⁹² Die im „Kronprinzenwerk“ veröffentlichten Artikel erschienen abschnittsweise als Zeitschriftenserie in Einzelheften³⁹³ und wurden so einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich. Im ersten, gemeinsam mit Wurmbrand verfassten Artikel, wird eine polygenistische Besiedelungsgeschichte Niederösterreichs in den Vordergrund gedrängt, nach welcher die auf der Stufe von „Culturvölkern“ stehende „indogermanische Race“ eine

390 siehe Kap. 4.2.2 (S. 72f)/4.5.1 (S. 100)

391 *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien und Niederösterreich/* - (2. Abtheilung: *Niederösterreich*)

392 siehe Abb. 176f

393 Dabei handelt es sich um eine Tatsache, welche jeder erfahrene Antiquar, zumindest in Wien, bestätigen kann. Die Einzelhefte konnten am Ende des Jahres in einem eigens angefertigten Einband gebunden werden lassen. Dasselbe gilt für die MAGW, weshalb das eigentliche Veröffentlichungsjahr von dem in Klammern angegebenen Zitierjahr des Gesamtbandes abweichen kann.

rezenten „Wilden“ Australiens und Afrikas ähnelnde „tief stehende Race“ von „Mammuth“- und „Renthierjägern“ abgelöst hätte. Allerdings hätte es sich bei diesen um keine „affenartigen Halbmenschen“ gehandelt. Auch die in der Umgebung der niederösterreichischen Wohnsitze der „Quaden“ aufgefundenen Bauwerke finden als „heidnische Opferstätten“ Erwähnung. Außerdem wird über die Anbindung der Überreste einer „einheimischen Betriebsamkeit“ an die Völkerwanderungszeit eine „germanische Kontinuität“ hergestellt (vgl. Much/Wurmbrand 1888: 123-135; Windischbauer 2002: 249f).

Im von Matthäus Much alleine verfassten Artikel im „Kronprinzenwerk“ aus dem Jahr 1889 ist lediglich von einem „neuen Geschlecht“ die Rede, welches als die Errichter der prähistorischen Bergwerksstollen in die Bergwelt eingezogen wäre, nachdem die „wilden Mammuthjäger“ bereits zuvor aus ganz Mittel- und Südeuropa verschwunden wären (vgl. Much 1889: 375-381).

Zwar wurde seit den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts bei den von der AGW angeregten Untersuchungen von einer „höheren Kultur der Deutschen“ ausgegangen, doch wurde der Begriff „Rasse“ in der Regel im Hinblick auf den Grad der „Vermischung“ und nicht im Sinne von „Reinheit“ mit den jeweils angrenzenden „Nationalitäten“ angewandt. Auf die unter deutschliberalen Vorzeichen in verschiedenen Teilen Österreichs von Moritz Holl und Emil Zuckermandl durchgeführten anatomischen Untersuchungen ist bereits eingegangen worden.³⁹⁴ Czoernigs Besiedlungstheorie wurde zum Leitmotiv bei der Herauslösung des Nationenbegriffs aus der „Rassefrage“, welche mit dem Wunsch nach Wahrung oder gar Verfestigung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen oder politischen Hegemonialstellung des deutschsprachigen Bürgertums Hand in Hand ging.³⁹⁵

Das im Umfeld der AGW im Jahr 1892 eingerichtete *Comité für die anthropologische Untersuchung der Juden Österreichs* widersprach der Behauptung, dass die „Juden“ nach physisch-anthropologischen Kriterien eine eigenständige „Rasse“ wären (vgl. Fuchs 2003: 159f).

Der Anatomieprofessor Carl Toldt (1840-1920) war seit 1885 Mitglied der AGW und wurde 1897/1898 Rektor der Wiener Universität. Als Antwort auf die Badenischen Sprachenverordnungen reagierte die deutschnationale Studentenschaft mit einer Kundgebung vor der Universität, bei welcher das Lied „Die Wacht am Rhein“ angestimmt wurde. Der Staat

³⁹⁴ siehe Kap. 5.3.4/S. 197

³⁹⁵ siehe Kap. 5.2.1 (S. 165f)/7.2.1 (S. 338)

wiederum reagierte mit Repressalien, doch Toldt hielt mit der Forderung nach Unabhängigkeit des „Deutschtums“ und der „akademischen Freiheit“ seine schützende Hand über die betroffenen Studenten. Der langjährige Funktionär der AGW Rudolf Pöch (1870-1921) warb wegen der von der Regierung begünstigten „maßlosen Forderungen“ der „Tschechen“ für Verständnis für die Empörung der „Deutschen“ (vgl. Pöch 1921: 85, 87, 91; Pusman 2008: 55f).³⁹⁶

Toldt stellte u.a. vergleichende anthropologische Studien zur Besiedelung Vorarlbergs und Tirols an, wobei er die Konstanz der körperlichen Eigenschaften gegenüber den Klimaeinflüssen betonte. Dabei würden „sich die einzelnen, ursprünglich korrelierten Eigenschaften trennen und selbstständig vererben“ (Pöch nach Pusman 2008: 56).

Im Jahr 1903 ersetzte Carl Toldt den Ausgleich und Toleranz als Werte vertretenden Ferdinand von Andrian-Werburg als Vorsitzenden der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“. Andrian-Werburg war, nachdem seit 1899 Unzufriedenheit mit seiner Tätigkeit als Präsident der AGW laut geworden war, im Jahr zuvor zurückgetreten, was laut Karl Pusman „eine entscheidende Zäsur“ in deren Gefüge auslöste (vgl. Pusman 2008: 55).

An dieser Stelle ist auch der Brief des Vorsitzenden des „Württembergischen Anthropologischen Vereins“, August Hedinger (1841-1910) aus Stuttgart, vom 19. August 1903 an Matthäus Much erwähnenswert, in welchem dieser gelobt wird, „in Wien den Stall ausgefegt [...] und den ›faulen‹ Andrian usw. entfernt“ (Hedinger nach Windischbauer 2002: 62) zu haben. Offensichtlich hat Hedinger Much eine besondere Rolle bei diesem, durchaus als ideologisch-strukturellen Wandel einzustufenden, personellen Wechsel im Vorstand der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ zugeschrieben, welcher bereits im drauffolgenden Jahr in der institutionellen Verwicklung seines Sohnes Rudolf Much als Sekretär der Gesellschaft mündete (vgl. Fatouretchi 2009: 101f; Pusman 2008: 55, 57; Windischbauer 2002: 61f).³⁹⁷

Zu dieser Zeit hatte Toldt auch mit Matthäus Much Schriftverkehr, wobei Toldt am 24. März 1903 seinen Wunsch äußerte, einer Einladung zu einer Exkursion nach Stillfried nachzukommen, und auch am 30. Mai 1903 angegeben hat, dass er einer von Carl Hagenbeck

396 siehe Abb. 114

397 Die genaueren Umstände dieser Machtübernahme konnte ich nicht eruieren. Die Hintergründe, welche zu Andrian-Werbungs Rücktritt führten, wären jedoch eine eigene forschungsgeschichtliche Untersuchung wert.

für die Gesellschaft vorgeführten Extravorstellung³⁹⁸ beiwohnen werde (vgl. Windischbauer 2002: 207f).

7.2.2 Moritz Hoernes (29.1.1852-10.7.1917) und seine liberale Weltanschauung

Moritz Hoernes stammte aus einer naturwissenschaftlich geprägten Familie, welche dem Liberalismus zugeneigt war, wofür auch seine Heirat mit einer Tochter seines Onkels, dem Altliberalen Eduard Sueß, zeugt. Gemeinsam mit seinem Bruder und späteren Geologieprofessor Rudolf Hoernes (1850-1912) verweilten sie in den Sommermonaten im sog. „Marzer Kreis“ ihres Onkels, welchem auch Urgeschichtsforscher wie Franz Heger angehörten, über welchen sie Kontakte zum „Ödenburger Altertumsverein“ knüpften und seit dem Jahr 1876 auch an Ausgrabungen teilnahmen (vgl. Kaus 1981: 39ff).

Zudem war Hoernes Student der Klassischen Archäologie und im Jahr 1878 erster Dissertant in diesem Fach an der Wiener Universität. Nach seiner Promotion nahm er im gleichen Jahr am Bosnienokkupationsfeldzug teil, für einen Liberalen eine damals übliche Handlung. Schließlich wurde geglaubt, es nur „gut“ mit den angeblich „rückständigen Bosniern“ zu meinen und ihnen ein Stück von der „deutschösterreichischen Leitkultur“ sowie der Industrialisierung näherzubringen. Dahinter verbargen sich selbstverständlich auch finanzielle Interessen von Bankiers und Fabrikanten, welche in Bosnien und der Herzegowina eine lukrative „wirtschaftliche Zukunftsregion“ sahen. Jedenfalls wundert es in diesem Kontext nicht, dass Hoernes die „altertümlichen Zustände dieses bislang unter türkischer Herrschaft gestandenen Landes“ (Hoernes nach Pusman 2008: 97) beeindruckten. In den folgenden Jahren organisierte er dort Ausgrabungen von urgeschichtlichen, römischen und mittelalterlichen Hinterlassenschaften (vgl. Andics 1988: 349f; Pusman 2008: 97; Urban 2002: 19).

Der Schwiegervater von Moritz Hoernes, Eduard Suess, war neben Ernst von Plener (1841-1923) der Anführer der sogenannten „bosnischen Linken“, welche sich 1879 nach einer erdrutschartigen Wahlkatastrophe der Liberalen herausgebildet hatte. Zudem verabschiedeten sich Suess und Plener aus den Reihen der „Verfassungspartei“, u.a. weil sie den rabiaten Antislawismus der „deutschen“ Politiker nicht mehr ertragen wollten (vgl. Andics 1988: 349f).

398 Dabei kann eigentlich nur die Völkerschau „Indien-Malabaren“ gemeint gewesen sein (vgl. Schwarz 2001: 233).

Nachdem sich Andrian-Werburg gegen seinen Rivalen Matthäus Much durchgesetzt hatte, beteiligte sich Moritz Hoernes seit 1885 in der AGW und engagierte sich zudem im Naturhistorischen Museum.

Im Jahr 1893 habilitierte Hoernes als erster Wissenschaftler im deutschsprachigen Raum für das Fach „Prähistorische Archäologie“, ehe er 1899 im gleichen Fachbereich die Dozentur an der Universität Wien und damit den ersten Lehrstuhl für Urgeschichte im deutschsprachigen Raum überhaupt als außerplanmäßiges Ordinariat erhielt, welches 1911 in ein vollwertiges Ordinariat umgewandelt wurde. Er sah „die Urgeschichte als eine historische Disziplin, als prähistorische Archäologie im Sinne einer Kunstgeschichte der Urzeit und als anthropologisches Fach mit enger Beziehung zur Anthropologie und zur Ethnologie“ (Urban 2002: 20). Er war mit diesen Nachbarfächern eng vertraut und wollte sie (ein wenig unkritisch aus heutiger Sicht) zu einem Gesamtbild zusammensetzen, wobei er aber keine eigene Schule begründete und seine Schüler in verschiedene Richtungen tendieren sollten (vgl. Pusman 2008: 97ff; Urban 2002: 19ff).³⁹⁹

Er war Verfechter einer monogenistischen Auffassung, was bedeutete, dass er „die Einheit und Gleichheit der menschlichen Art“ (Hoernes nach Urban 2002: 20) als Fundament seiner Kulturgeschichte manifestierte.

Zur „Rassengliederung“ meinte er schon damals:

„Alle bisher aufgestellten Rasseneinteilungen haben nur vorläufigen Wert zur Bezeichnung der am meisten in die Augen springenden Unterschiede“ (Hoernes nach Urban 2002: 20).

Allerdings erklärte Hoernes die Urgeschichte zu einer Teildisziplin der Anthropologie und betonte damit die Wichtigkeit der physischen Anthropologie für die prähistorische Forschung. Was aus heutiger Sicht diesbezüglich am meisten stört, ist die evolutionistische Unterscheidung in „niedrig“ stehende „Naturvölker“ und „höher“ stehende „europäische Rassen“.

Dabei hob Hoernes insbesondere die Anbindung der Urgeschichte an die Anthropologie hervor, da sich die Geschichtsschreiber mit urgeschichtlichen „ahistorischen“ Gruppen nur marginal befassten. Damit schob Hoernes den historischen Disziplinen die Aufgabe der Erforschung des „höher“ entwickelten Menschen zu, welcher über seinen „gehobenen

³⁹⁹ Zum Beispiel wurde aus seinem Schüler Oswald Menghin die tragende Figur der österreichischen Ur- und Frühgeschichte während der NS-Zeit; siehe Kap. 10./S. 683f.

Zivilisationsgrad“ mit klassischen historischen Quellen, also schriftlichen Zeugnissen, greifbar werde.

Beim vorgeschichtlichen Menschen handelte es sich somit für Hoernes im Gegensatz zum geschichtlichen um ein „andersartiges Wesen“, dessen komplett unterschiedliche Lebensweise „ihre homogene Fortsetzung [... in] den von den Geschichtsquellen unberücksichtigten ... Teilen der Bevölkerung unserer Erde [finde] und dadurch ihren Anschluß an die Ethnologie“ (Hoernes nach Pusman 2008: 98) erlaube. Aufgrund dieser enthistorisierenden Sichtweise des urgeschichtlichen Menschen betrachtete Hoernes sein Fach als Prähistorie, somit nicht als Teil der Geschichte und fasste sie deshalb in erster Linie als Teilbereich der Anthropologie auf.

Dabei ließ er „Arier“ und „Semiten“ von einem „Urvolk“ abstammen. Allerdings wurden auch Bemerkungen geäußert, welche der „Rasse“ einen großen Einfluss auf die Kultur zuschreiben (vgl. Urban 2002: 20), wobei dies Hoernes nicht mit einer „vaterländischen Altertumskunde“ verbunden hat.

Somit macht es Sinn, dass ihm Ingo Wiwjorra eine „ambivalente Haltung zur rassengeschichtlichen Konzeption der Vorgeschichte“ (Wiwjorra nach Urban 2002: 20) zugeschrieben hat.

7.2.3 Matthäus Muchs Geschichtsbild

In Matthäus Muchs Forschergeneration wurde erstmals versucht aus sprachwissenschaftlichen und historischen Quellen entwickelte Vorstellungen durch Ausgrabungen zu ergänzen. Oftmals war die archäologische Tätigkeit aus heutiger Sicht durch Dilettantismus geprägt, wobei nur selten stratigraphisch gegraben wurde. Dadurch konnte auch das Aufstellen einer *relativen Chronologie*⁴⁰⁰ des Fundmaterials nur langsam Fuß fassen und blieb zumeist noch lange umstritten. Dies förderte einen weiten Interpretationsspielraum, welcher auch nationalen Mythen genügend Raum ließ, vor welchen auch heute noch die archäologischen Wissenschaften keineswegs gefeit sind.⁴⁰¹

400 Die *relative Chronologie* befasst sich damit, welches Fundmaterial älter und welches neuer ist. Im Gegensatz dazu steht die *absolute Chronologie*, welche ein möglichst genaues Datum feststellen soll, an welchem die archäologische Hinterlassenschaft in den Boden gelangt ist.

401 An dieser Stelle möchte ich paradigmatisch auf den Artikel *Der Troianische Krieg in der Legitimation vom archaischen Griechenland bis zur Türkei der Gegenwart* von Martin Zimmermann hinweisen, welcher in dem von Nikolaus Buschmann und Dieter Langewiesche herausgegebenen Buch *Der Krieg in den Gründungsmythen der europäischen Nationen und der USA* im Jahr 2003 zur Veröffentlichung gelangte.

Als Vertreter einer „völkischen Wissenschaft“ war er einer der Wegbereiter, auf scheinbar wissenschaftlicher Grundlage, den Boden für die Weltanschauung eines „nordischen Herrenvolkes“ zu ebnen (vgl. Urban 2002: 14).

Eduard von Sacken stellte bereits in seiner Hallstatt-Monographie die Behauptung auf, dass die „Völker“ nicht in gleichem Maß in der Kultur voranschreiten. Manche wären zur Förderung der Kultur „durch actives Eingreifen berufen, während sich andere mehr receptiv verhalten, durch sich selbst aber nur wenig vorwärts kommen, nicht selbst Eroberer auf dem Gebiete des Geistes sind, wohl aber fremde Eroberungen sich anzueignen und zu verwerthen verstehen“ (Sacken 1868: 138).

An dieser Stelle nimmt Sacken also bereits eine ähnliche Unterscheidung in „aktiv“ und „passiv“ vor wie Matthäus Much später in seiner Rassendichotomie. Allerdings benutzte er neben „activ“ das Wort „receptiv“, also empfangend, spaltet so die Menschheit zwar auch in zwei unterschiedlich veranlagte Gruppen von „Völkern“, doch wird der angeblich unterlegenen Gruppe in höherem Maß das Potential zugesprochen Kultureinflüsse aufzunehmen (vgl. Sacken 1868: 138).

Hierbei könnte bei Sacken der deutschliberale Gedanke einer „Leitkultur“ eine Rolle gespielt haben. Zwar sind im Grunde alle „Völker“entwicklungsfähig, doch schreiten sie eben nur unter „deutscher Obhut“ voran.

Gut 35 Jahre später kamen in der Zweitaufgabe von Muchs Werk *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschungen* die „passiven, nur empfangenden Völkern“ zur Sprache, wobei der Zusatz „nur“ auffällt, welcher eine „aktive“ Anteilnahme an kultureller Entfaltung von vorherein ausschließt (vgl. Much 1904: 288).

Knapp 15 Jahre nach Eduard von Sackens richtungsweisender Hallstatt-Monographie vereinnahmte Matthäus Much in seinem unter dem Titel *Die Frauen in der Urgeschichte* am 6. Dezember 1882 bei einem Treffen des „Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse“ gehaltenen Vortrag noch beide Komponenten, sowohl das „active“ als auch das „empfangende“ für die Pfahlbaubewohner. Überhaupt wären „die Zustände in der damaligen Zeit in Italien, in Griechenland und selbst an der Küste Kleinasiens keine anderen“ (Much 1883: 32) gewesen. Zwar werden an dieser Stelle noch Indien und Ägypten als die „uralten Culturländer“ bezeichnet, doch hätte es bei der „für den Fortschritt empfänglichen und activen Naturanlage“ (ebd.) der jungsteinzeitlichen Pfahlbaubewohner, doch nur eines gewissen

Anstoßes gebraucht, um eine Beschleunigung in ihrer Entwicklung herbeizuführen und zur Kenntnis der Metalle zu gelangen (vgl. Much 1883: 29-32).

In seiner im Jahr darauf veröffentlichten, aber wohl im gleichen Jahr geschriebenen Abhandlung *Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Cultur-Entwicklung* ist vom „Eindringen einer höherstehenden thatkräftigen Raçe“ (Much 1884: 7) die Rede, welche die altsteinzeitlichen „Renthierleute“ verdrängt hätte.

Es wäre „sehr wahrscheinlich“, dass auf dem Gebiet der Monarchie seit der Einwanderung in der Jüngerer Steinzeit „kein allgemeiner Bevölkerungswechsel mehr stattgefunden hat“ (Much 1884: 18f). Much ging hierbei sowohl von „wirklichen Verwandtschaftsverhältnissen“ zur rezenten Bevölkerung als auch von einer kulturellen Vorreiterrolle der „Pfahlbaubewohner und ihrer Zeitgenossen“ aus. Ihre „Cultur“ sei lediglich noch nicht so weit entwickelt gewesen wie die „unsrige“. Die „Keime der Entwicklung“ wären jedoch schon in ihr präsent gewesen, wodurch diese für den Fortschritt empfänglich gewesen wären. Allerdings hätten die damals noch friedlichen Bauern sich nicht nur für den Fortschritt „empfänglich“ gezeigt, sondern diesen auch mit einer forschenden geistigen Anlage „aktiv“ gesucht. Umso tiefgreifender die Erkenntnisse sind, zu denen die Forschung über diese Menschen gelangt, desto deutlicher trete hierbei die Verwandtschaft zum heutigen Staatsbürger der Monarchie mit Ausnahme des „Volksstammes“ der Ungarn hervor.

Offensichtlich zählte Much die ungarische Bevölkerung also weder zu den „aktiven Völkern“ noch zur „arischen Rasse“, wobei deren „Rassenzugehörigkeit“ nicht näher ausgeführt wird. Eine unterschwellig angedeutete Nähe zu den „mongolischen“ bzw. „turanischen Völkern“ liegt aber durch die östliche Lage Ungarns in geographischer Hinsicht auf der Hand.

Im Gegensatz zu Matthäus Muchs angenommenen völkischen Siedlungskontinuum, glaubte Karl Penka, dass seit dem Ende des 18.⁴⁰² und im Verlauf des 19. Jahrhunderts klimatische Veränderungen in Süddeutschland und Frankreich zum „Zusammenbruch der vom arisch-germanischen Elemente in Mitteleuropa begründeten social-politischen Ordnung“ (Penka 1883: 118) geführt hätten, was den „brachycephalen Elementen“ ein „numerisches Uebergewicht“ verschafft, während „die zur Minorität herabgesunkenen Vertreter der alten Ordnung dieselbe nicht mehr aufrecht erhalten konnten“ (ebd.).

402 Damit kann eigentlich nur die Französische Revolution gemeint sein.

Hierin drückte sich ähnlich wie später bei Georges Vacher de Lapouge der restaurative Wunsch nach einer Rückkehr ins Feudalsystem aus,⁴⁰³ in welchem die Oberschicht aus „Langschädeln“ bestanden hätte, wobei bei Penkas *synkretischer Rassentheorie*⁴⁰⁴ bereits in den beginnenden Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts der *Gobinismus* an die Seite eines *Rassendarwinismus* gestellt wurde, welcher klimatische Faktoren berücksichtigte. Dagegen stachen bei Matthäus Much erst nach der Jahrhundertwende, insbesondere in der Zweitaufgabe seiner „Heimat der Indogermanen“, Vorstellungen vom „Niedergang“ der „arischen Rasse“, allerdings auch nur außerhalb Europas, durch.⁴⁰⁵

In seinen beiden Gesamtausgaben des Werkes *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen* aus den Jahren 1886 bzw. 1893 werden überwiegend die aus der „arischen Rasse“ hervorgehenden Begrifflichkeiten für seine „Herrenrasse“ benutzt, obwohl sich die Bezeichnung „Indogermanen“ schon im Titel ankündigt. In seiner „Heimat der Indogermanen“ tritt der Begriff „Indogermanen“ allgegenwärtig in den Vordergrund.⁴⁰⁶ In der Erstauflage von 1902 taucht „arisch“ oder „Arier“ gar nicht mehr auf; in der Zweitaufgabe nur an den Stellen, welche auf Rudolf Virchow zur Unterstützung seiner Thesen bezugnehmen (vgl. Much 1904: 336, 386).

Die beiden „dolichocephalen Rassen“, zu welchen neben der „nordischen Rasse“ der „Indogermanen“ auch die inzwischen von Guiseppe Sergi eingeführte „mediterrane Rasse“⁴⁰⁷ gezählt wird, bezeichnete Much seit 1904 als „Urbevölkerung Europas“, die „mittelländische Rasse“. Dabei erscheint die „nordischen Rasse“ gegenüber der „mediterranen Rasse“ als eine früher entstandene „Höherentwicklung“, da er den Begriff „mittelländische Rasse“ auch noch für die „Urbevölkerung Italiens“ gelten lässt, welche bereits von „indogermanischen Herren“ unterjocht worden wären. Die anderen Ausdrücke treten in den Hintergrund. Zudem kommen Wörter wie „Nordleute“ oder „nordische Rasse“ auf (vgl. Much 1904: 146, 175, 201, 346, 359, 409).

Nun tritt die Dichotomie von „aufgeweckten“, in ihrem „Lebens- und Schaffensdrange“ die „Schranken ihrer Heimat“ durchbrechenden und sich neue Wohnsitze aneignenden, also

403 siehe Kap. 5.5.2.3

404 zu den *synkretischen Rassentheorien* siehe Kap. 5.5.1

405 siehe Kap. 5.6.1-5.6.3/9.3.2/9.8.1-9.8.3

406 Laut der für diese Werke recht zuverlässigen Suchmaschine in google-books erscheint in der Erstauflage von 1886 die Begrifflichkeit „arische(-r/-s/-n)“ bzw. „Arier“ auf 37 Seiten, dagegen „indogermanische(-r/-s/-n)“ bzw. „Indogermanen“ nur auf 12 Seiten; in der Zweitaufgabe beträgt das Verhältnis immer noch 56 zu 21.

407 zu Guiseppe Sergis Konstrukt einer „mediterranen Rasse“ siehe Kap. 5.6/S. 248ff

erobernd auftretenden „aktiven Volksstämmen“ bzw. „aktiven Völkern“ wieder in den Vordergrund. Gegenüber diesen würden die „passiven Völkern“ der ostbaltischen Küstenländer im Landesinnern verbleiben. Bei den „Italern“ des Südens handle es sich um keine Reiter; auch hätte bei ihnen die Pferdezucht nie eine so bedeutende Rolle gespielt wie bei den „Kelten“.⁴⁰⁸ Überhaupt hätten die „nordischen Völker“ seit der Jungsteinzeit überall über das gezähmte Pferd verfügt, während die „passiven, nur empfangenden Völker“ lediglich einen Ochsen benötigen würden, welcher den Pflug oder den Wagen zieht. Lediglich ein „Streiter“ brauche das Ross für seinen Kriegswagen, um im Kampf seiner Überlegenheit Ausdruck zu verleihen. Allerdings dürften „unsere Nordleute“ als „Reitervölker“ keineswegs mit „asiatischen Hirtenvölkern“ bzw. „nomadischen Reitervölkern Asiens“ verwechselt werden, da sie sich nicht so „einseitig“ wie diese entwickelt hätten und im Gegensatz zu diesen auch noch zu Fuß geblieben wären (vgl. Much 1904: 157, 288, 399ff).

In Matthäus Much's erstmals im Jahr 1902 erschienenen und 1904 deutlich erweiterten Buch *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschungen* hat er die westbaltischen Länder („ein zerklüftetes Land“) als Herkunftsort der „Indogermanen“ angegeben. Wanderungen waren für Much hierbei zur „Beschleunigung der körperlichen und sprachlichen Differenzierung vom Mutterstamme“ (Much 1904: 415) von entscheidender Bedeutung. Allerdings käme es eben durch Wanderung auch zwangsläufig zur Summierung zweier Kulturen, nämlich der „eingewanderten“ und der „alteinheimischen“, da es nach Much's Auffassung ja nur „passive“, ausschließlich „empfangende“ und „aktive“, also „handelnd“ und „erobernd“ auftretende „Völker“ gibt. So entstehen dann die erobernde, regierende „Menschenklasse“ und die einheimische dienende „Sklassenklasse“ (vgl. Urban 2002: 13f).

Dieses Konzept war prägend für Much's Geschichtsbild, so dass bei ihm wohl eine Voreingenommenheit durch dieses Konzept wohl schon vor Forschungsbeginn anhaftete.

Seine Argumentationskette erreicht ihr Ziel in der „Bildung zweier Menschenklassen in demselben Lande, nämlich der erobernden und der bewältigten, also der herrschenden, denkenden, Freien- und Adelsklasse und einer dienenden, arbeitenden Sklassenklasse, also Teilung der Arbeit im Gesamtorganismus in die Regierungstätigkeit einerseits und in die körperliche Arbeit andererseits“ (Much 1904: 415f; Much nach Urban 2002: 13).

408 In seinem Frühwerk vor 1882 unterschied Matthäus Much die „Kelten“ abstammungsmäßig von den „Germanen“; siehe Kap. 5.4.1.

In seiner Zweitaufgabe der „Heimat der Indogermanen“ erscheint seine *synkretische Rassentheorie* gegenüber der Erstauflage zwei Jahre zuvor deutlich aufgebläht und wird an *gobinistische* Ideen angelehnt, wobei gleichzeitig eine *rassendarwinistische* „anthropologische Geschichtstheorie“ auf Grundlage spezifischer Umweltbedingungen ihre Anwendung findet. Much hat seiner „Adelsklasse“ den Anschein von größerer „rassischer Reinheit“ verliehen, welche jedoch mit zunehmender Entfernung von der „angestammten Heimat“ durch die „Vermischung“ mit „niedrig“ stehenden „Rassen“ nach und nach abnehme und schließlich von „Entartung“ bedroht wäre, was zwangsläufig zu einer Nivellierung der sozialen Schichtung führe. Somit nehme diese „Rassenreinheit“ Richtung Nordeuropa zu und gegen Süden und Osten ab.⁴⁰⁹

Jedes Mal wenn die eine Schar von „Nordländern“ auf dem „Kriegsschauplatz“ erliege, trete ein andere, „stärkere“ an ihre Stelle, wobei zunächst die „Kelten“ auf die Römer treffen und trotz deren numerischer, organisatorischer, militärischer, finanzieller und diplomatischer Überlegenheit erste Erfolge vorweisen können (vgl. Much 1904: 419f).

Die „Germanen“ wären als letzter „Stamm“ der „nordischen Völker“ aus der *Vagina gentium*⁴¹⁰ Nordeuropas zunächst nach Mitteleuropa gegen Süden und dann im Mittelalter weiter gegen Osten an den Hellespont und selbst nach Nordamerika vorgedrungen und würden sich durch Wagemut, Unternehmungsgeist, Siegesbewusstsein und Herrschergefühl auszeichnen, was aus den geographischen Gegebenheiten erzwungen worden wäre. Im „Kampf um Land“ wären auf den Trümmern des Römischen Reiches „germanische Königreiche“ gegründet worden, welche später im Mittelalter als die Grundlage des Aufbaus des Römischen Reiches Deutscher Nation gedient hätten (vgl. ebd.).

Auch Matthäus Muchs Rassenantisemitismus findet zum Abschluss dieses für die völkische Urgeschichtsforschung richtungsweisenden Werkes *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* seinen Platz, indem er unter dem Hinweis auf das „Lied vom Rig“ die vorwärtsstrebende „faustische Natur der Nordländer“ der „steten Unzufriedenheit“ mit allem Erreichten jener „Orientalen“ gegenüberstellte (vgl. Much 1902a: 311; Much 1904: 421).

Seine Kulturbilder führten zu zahlreichen Fehlinterpretationen. Beispielsweise wurden im westlichen Baltikum gefundene „Kurzschädel“ als in den „Norden geschleppte Sklaven“

409 siehe Kap. 5.6.1-5.6.3/9.3.2/9.8.1-9.8.3

410 *Vagina gentium* (lat.): der Schoß des „Volkes“ bzw. des „Stammes“

interpretiert, Tumuli (Grabhügel) und mittelalterliche Hausberge in Niederösterreich als „altgermanische Opfer- oder Tempelstätten“ dargestellt (vgl. Much 1904: 417; Urban 2002: 13).⁴¹¹

Moritz Hoernes kommentierte in Form von Randnotizen ablehnende Bemerkungen in einem Exemplar der Zweitaufgabe der „Heimat der Indogermanen“, welches später an die Fachbibliothek des Wiener Ur- und Frühgeschichtsinstituts überging, „O Much“, „Unsinn“ „nein“ oder mit Fragezeichen. Auch die Schlussfolgerung Muchs zur Verbreitung sichelförmiger Steinklingen, nämlich, „dass diese eigenartigen Geräte [nur] durch Festsetzung zu erklären [sind], die aus dem Norden gekommen sind“ (Much nach Urban 2002: 13) wurde von Hoernes angestrichen und mit drei Fragezeichen versehen.

Die Behauptung Muchs, dass die Verbreitung schuhleistenförmiger Steinkeile oder der Tonlöffel mit Tüllengriff „weniger auf gegenseitigen Austausch von Dingen und Formen als auf tatsächliche Wanderungen“ (Much nach Urban 2002: 13f) beruhe, wurde von Hoernes mit einem klaren „nein!“ beantwortet.

Bezüglich „Rasse“ stellte Much dann im vorletzten Abschnitt für Mitteleuropa fest, dass es hier zu einer deutlichen „Mischung zweier einander fremder Rassen, die wir nach der zuerst in die Augen fallenden Eigenschaften als eine helle und dunkle bezeichnen können“ (Much nach Urban 2002: 14) gekommen wäre, was Hoernes mit der Unterstreichung des Wortes „zweier“ und der Randnotiz „warum 2 nicht 3, 4 oder mehr?“ (Hoernes nach Urban 2002: 14) beantwortete.

Die „indogermanischen Völker“ wollte Much anhand der Verbreitung des Bernsteinschmuckes dingfest machen. So brachten seiner Meinung nach „noch vor Ausgang der Steinzeit“ „Protokelten“ den Bernstein nach Frankreich und „Protoitaler“ in die Schweiz und Oberitalien. Andere Aussagen sind jedoch beileibe nicht dermaßen naiv und dadurch leicht zu durchschauen, vielmehr reiht sich Much in den darwinistischen Zeitgeist ein und stellte sich in den Dienst einer „völkischen Wissenschaft“, deren Vertreter „die Vorstellungen einer nordischen Herrenrasse aufbereiteten“ (ebd.).

411 zu Muchs Deutung der Tumuli und mittelalterlichen Hausberge als „altgermanische Kultstätten“ siehe auch Kap. 5.2.1/S. 169ff.

7.3 Das Wandern und Bergsteigen als völkische Freizeitbeschäftigung

Der „Österreichischen Alpenverein“ (ÖAV) wurde 1862 in Wien gegründet. Neben Friedrich Simony (vgl. ZÖAV 1865: 403, 414), Carl Freiherr von Czoernig⁴¹² (vgl. ZÖAV 1865: 397), Alexander von Helfert und Ferdinand Hochstetter (vgl. ZÖAV 1865: 399), welche wohl dem deutschliberalen Spektrum zugerechnet werden können, taucht im ersten Mitgliedsverzeichnis des ÖAV der spätere Teilnehmer der germanophilen „Lothringer Tafelrunde“ Heinrich Biziste auf,⁴¹³ welcher im Fünfhaus als Anwaltsgehilfe tätig war (vgl. ZÖAV 1865: 396); außerdem Matthäus „Much Dr., VIII, Josefgasse 6“ (ZÖAV 1865: 401).⁴¹⁴

Der 1869 geschaffene „Deutsche Alpenverein“ (DAV) trat mit eigenen Sektionen in offene Konkurrenz zu seinem österreichischen Gegenstück, um sich dieses einzuverleiben, doch beruhten die Annährungsversuche letzten Endes auf Gegenseitigkeit. Als Ziel wurde bereits in der ersten Jahresausgabe der „Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins“ von 1870 eine „alle deutschen Stämme“ umfassende Struktur ausgegeben, wobei es keine Rolle spielen sollte, ob die Mitglieder in Deutschland oder in Österreich wohnhaft waren. Am 23. August 1873 wurde in Bludenz die Vereinigung der reichsdeutschen und österreichischen Alpenvereinsgruppen zum „Deutschen und Österreichischen Alpenverein“ (DÖAV) beschlossen. Seit dem 1. Januar 1874 schlossen sich auch die Gruppen des „Österreichische Alpenvereins“ und die einstige „Sektion Wien“ des DAV als „Sektion Austria“ diesem Vorhaben an, indem sie sich in den DÖAV eingliederten (vgl. Müller 1979: 25-30).

Bei der Fundierung des grenzübergreifenden „Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ (DÖAV) gliederte sich daraufhin der „Österreichische Alpenverein“ einer „gesamtdeutschen“ Dachorganisation ein, eine Entwicklung, welche der esoterische „Ariosoph“ und selbsternannte Bewunderer Matthäus Muchs, Guido von List,⁴¹⁵ seit 1871 in vollem Umfang mitmachte (vgl. Goodrick-Clarke: 37f; Windischbauer 2002: 96).

So wundert es auch nicht, dass der bekannte spätere Schönerer- Biograph Eduard Pichl (1872-1955), 1891 Gründungsbursch der „Gothia“, im Jahr 1921 Obmann der „Sektion Austria“ des

412 zu Czoernigs deutschliberaler Besiedlungsgeschichte Zisleithaniens siehe Kap. 5.2.1 (S. 165f)/7.2.1 (S. 338)

413 siehe Kap. 4.2.1/Fußnote 54/S. 69

414 Ich denke, dass es sich bei „Josefgasse“ um die Josefgasse handelt und somit Dr. Much für Matthäus Much steht. Selbst die Hausnummer 6 stimmt mit Szombathys Angaben überein; siehe Kap. 2.1/S. 20.

415 siehe Kap. 7.7.2/S. 411f

DÖAV wurde. Pichl war bekannt für seinen Duellierungsfanatismus und als antisemitischer Agitator, was ihm den Beinamen „Judenfresser“ eintrug. Er förderte sowohl im DÖAV als auch im „Liesinger Turnverein“, deren Mitglied er seit 1893 war, Ausschlussverfahren gegen Mitglieder von „jüdischer Rasse“. Bereits am 12. März 1895 erreichte er den Ausschluss jüdischer Mitglieder in der „Sektion Austria“ des DÖAV. Dennoch läuft er nach nur einem Jahr zur „Akademischen Sektion Wien“ über, da ihm in der „Austria“ laut eigenen Angaben zu viele „Juden“ verblieben wären. Im Jahr 1907 wurde ein „Arierparagraph“ in der gegründeten Wintersportvereinigung der gleichen Sektion nach dem Vorbild eines Erlasses der „Sektion Mark Brandenburg“ von 1899 eingeführt. Ein von Pichl benannter Pfad auf der Rax heißt heute noch „Gothensteig“ (vgl. Kaiser 2000: 55, 75, 90; Amstädter 1995: 259, 266).

Als Pichl schon in seinem ersten Jahr als Vorsitzender versuchte, vermeintlich „germanische“ Bräuche wiederzubeleben und den Arierparagraphen in der „Sektion Austria“ durchsetzte, konnte dieser „neuheidnische Pangermanismus“ wohl nur gedeihen, da er schon länger in diesem Umfeld präsent war. Jul- und Sonnenwendfeiern wurden zur Rückbesinnung auf das „Deutsche“ abgehalten und für politische Propaganda genutzt (vgl. Kaiser 2000: 91).⁴¹⁶

Die Bergwelt diente nicht nur völkischen Betrachtern in Abkehr vom modernen Großstadtleben als ein Hort des „Althergebrachten“, wobei die Illusion einer Art „heilen Welt“ und der „Nähe zur Natur“ geschaffen wurde. Dabei kam es zu einer Idealisierung des arbeitsamen alpenländischen Lebens und seiner bäuerlichen Kultur.⁴¹⁷

Zu Veröffentlichungen Muchs kam es in der „Zeitschrift des Österreichischen Alpenvereines“ ebenso wenig wie danach in der „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ bis ins Jahr 1902. Auch taucht er in keinem Mitgliederverzeichnis mehr auf. Allerdings könnte Much in diesem Umfeld seine ersten germanophilen Anstöße bekommen haben, welche ja neben Heinrich Biziste auch den Deutschliberalen nicht völlig fremd gewesen sein dürften.

Matthäus Muchs im Jahr 1902 in der „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ veröffentlichter Artikel *Prähistorischer Bergbau in den Alpen* zeugt jedenfalls von einem weiteren Bezugspunkt in Netzwerke mit deutlich hervortretenden deutschnationalen, völkischen und antisemitischen Tendenzen.

416 siehe Abb. 84-89

417 siehe Abb. 13-17/21/41/46/68/79/84-89/128-135/141/197

7.4 Die Vorboten der „Los von Rom“- Bewegung zwischen Kulturkampf, Protestantismus und „Germanenkult“

„Der Katholizismus ist an Allem schuld. Gebt uns eine 200jährige Geschichte als protestantischer Staat und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch das Talent zur Musik und zum Konkordat. Man hat uns gründlich katholisch gemacht.“

Dieser Ausspruch stammt vom österreichischen Hofrat und Dichter Franz Grillparzer (1791-1872) aus dem Jahr 1855 und ist als Antwort auf das neu eingeführte Konkordat zu verstehen, welches die katholische Vormacht in der Verwaltung sichern sollte (vgl. Franz 1955: 420).⁴¹⁸

Diese Darstellung des Katholizismus im Gegensatz zur Entwicklung der „Volkskultur“ wurde auch zu einem Wahlspruch des protestantischen Pfarrers Paul Braeunlich, Schönerer ließ ihn auf Tausende von Ansichtskarten drucken (vgl. Wladika 2005: 446).⁴¹⁹

Einer der frühesten Aktivisten der Burschenschaft „Silesia“, Adolf Kresta, verstand, im Zuge der organisatorischen Planungen, den Aufgabenbereich der Burschenschaften darin, als „Pflanzstätten männlicher Tugenden“ zu wirken. Aus ihnen sollten „richtige Männer“ hervorgehen, welche gesamtgesellschaftlich das „sittlich-veredelnde Element“ darstellen sollten. Dabei wäre dem Beispiel der vorangegangenen „deutschen Studentengeneration“ zu folgen und „der französischen Sittenkorruption, der unnatürlichen Verkünstelung deutschen Sinnes, der Entcharakterisierung unseres geliebten deutschen Volkes“ (Kresta nach Bilger 1911: 10f) mit Schärfe entgegenzutreten. Bereits Anfang der Sechzigerjahre stellte er dabei, in einem weiteren Vortrag, die „germanische“ der „französischen Freiheit“ gegenüber, wobei der gravierende Unterschied im „romanischen“ und germanischen Wesen“ begründet liege. Unter dieser Prämisse wurde am 23. Jänner 1862 ein Kommers im Gedenken an Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) veranstaltet, welcher als „Befreier“, die „deutsche Dichtung“ von einem an die „Fremde“ angelehnten „Bannkreis“ literarisch „erlöst“ habe. Allzu kleinlich wurde dieser Antiromanismus wohl nicht ausgelegt, auch fehlten noch die dilettantisch-indifferente Assoziationskette von romanisch, römisch, römisch-katholischer Klerus bzw. dem Habsburger Kaiserhaus als Handlanger des Papismus und des Römischen Rechts, welche später ein verbindendes Glied der völkischen Bewegung darstellen sollte, aber daneben auch gewisse

418 zum Inhalt des Konkordats siehe Kap. 7.1/S. 332-335

419 siehe Abb. 83

Kreise um die Jahrhundertwende abschrecken sollte, der „Los von Rom“-Bewegung beizutreten. So fand der „Lessingkommers“ im „Römischen Hof“ statt, auf den „konstitutionellen“ Kaiser wurde angestoßen und der Jurist, Politiker und Romanist Alois Ritter von Brinz (1820-1887) hielt ebenso eine Rede wie zahlreiche Abgeordnete. Hierbei war also noch keine Rede von einer „Vereinigung aller deutscher Stämme“ oder gar von einer Zerschlagung des „Vielvölkerstaats“ als Repräsentant des „undeutschen“ Katholizismus. Eine frühe deutlich national verengte Atmosphäre wird, zumindest laut der angeführten Quelle, neben dem von Kresta ausgegebenen Motto der Veranstaltung lediglich dadurch spürbar, dass eine Gedenkfeier für den deutschen Nationalisten aus den „Befreiungskriegen“, Johann Gottlieb Fichte, beschlossen wird. Diese fand auch am 19. Mai des gleichen Jahres statt, ehe sich im darauffolgenden Herbst die „Silesia“ gründete (vgl. Bilger 1911: 3, 9-12).

Die „Los von Rom“-Bewegung hat wohl ihre eigentlichen Wurzeln im gegen eine politische Einflussnahme des Vatikans gerichteten Altkatholizismus und im liberalen Antiklerikalismus. Ihre früheste Entstehungsphase kann somit auf die Aufstände von 1848 verlegt werden. Hinzu kam der, für das protestantische Preußen günstige, Ausgang der Schlacht von Königgrätz. Begab man sich auf die Seite des „deutschen Volkes“ konnte ideell die Niederlage in einen Sieg umgewandelt werden und war so leichter zu verkraften.

Wahrhaftig deutschnationale Gedankengänge, welche also mit einem völkischen Einheitsgedanken verbunden waren, verbargen sich seit 1866 hinter dem Protestantismus (vgl. Johnston 1992: 76).

Der Begriff „kleindeutsch“ geriet gegenüber „deutschnational“ zunehmend in den Hintergrund. Bereits in der Frühphase der deutschnationalen Turnerbewegung hatten die beiden berühmten Professoren, der Germanist Wilhelm Scherer (1841-1886) und der Rechtshistoriker Heinrich Brunner (1840-1915), deren Nähe gesucht. Sie schrieben über Österreich als von einem seit der ausgehenden Gegenreformation in Abhängigkeit zu Rom stehenden „Mischlingsstaat“ und gerieten unter den Einfluss des kleindeutsch ausgerichteten protestantisch-preußischen Historikers Heinrich von Treitschke.

Die moderneren antisemitischen Weltverschwörungstheorien werden seit 1868 greifbar, doch haben sie selbstverständlich zahlreiche und vielfältige Vorläufer.⁴²⁰

420 siehe Kap. 3.1.2/6.1.4/7.7.1/8.1.1

Julius Krickl erklärte sich bereits 1871 für „romfrei“, Georg von Schönerer sprach sieben Jahre später vom „Evangelischwerden des deutschen Ostmarkvolkes“ und nahm 1883 an der Feier zu Ehren Martin Luthers anlässlich von dessen 400. Geburtstag teil. Luther und die Reformation wurden als das „Wiedererwachen der deutschen Volksseele“ gepriesen, welches jedoch ohne nachfolgende Personen des öffentlichen Lebens niemals zu Ruhm und Ehre gelangt wäre. Der Protestantismus münde als geschichtlich vorgegebenes Ziel in der für das protestantische Preußen siegreichen Schlacht von Königgrätz und der deutschen Reichseinigung von 1871, welche neben dem im deutsch-französischen Krieg siegreichen „deutschen Volk“ insbesondere Otto von Bismarck zugeschrieben wurde. Schönerer verstand diese Vorgänge als Kämpfe gegen den „undeutschen Katholizismus“ und seine Schergen, wobei vor allem die österreichischen Kaiser gemeint waren, welche seit der Gegenreformation das „Deutschtum“ in seine Schranken verwiesen hätten. Eine löbliche Ausnahme stellte aus „schönerianischer“ Sicht der hochverehrte Kaiser Joseph II. dar, welcher bereits die Jesuiten für die Finsternis „unserer Halbkugel“ verantwortlich gemacht hatte (vgl. Whiteside 1981: 55, 183; Wladika 2005: 194f).

Schon am 21. Februar 1876 forderte Georg von Schönerer eine stärkere staatliche Kontrolle der Klöster und Abteien. Das Land sei durch seine starke Bindung an die Kirche zu „Kl-österreich“ verkommenen. Außerdem bekräftigte Schönerer die Forderung nach dem Anschluss der „österreichischen Deutschen“ an das „stammverwandte Deutschland“, wobei er die Frage stellte, wie diese bewerkstelligt werden solle, wenn der Liberalismus hierzulande nicht einmal in der Lage wäre, die „allmächtige Kirche“ in ihre Schranken zu weisen. Somit stelle der Konstitutionalismus lediglich ein „Trugbild“ und der Parlamentarismus eine unnötige „kostspielige Spielerei“ dar (vgl. Wladika 2005: 75f).

Bereits zwei Jahre zuvor, nämlich in seinem Artikel zur Weltausstellung des Jahres 1873 in Wien, stellte Matthäus Much einen Zweig der „Gothen“ als besonders widerstandsfähig gegenüber dem Christentum dar (vgl. Much 1874: 16).⁴²¹

Aus dem am 7. März 1877 in den MAGW herausgegebenen Artikel *Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffenweisende Ausdrücke der deutschen Sprache* von Matthäus Much erscheint eine antiklerikal anmutende Bemerkung, bei welcher der „Pfaffe Lambrecht“ des „literarischen Diebstahls“ beschuldigt wird, indem er über die Vermeidung des Begriffes *steinbart* aus dem Hildebrandlied, in seinem Alexanderlied versucht hätte, dem „Gedächtnis

⁴²¹ zur *Gotentheorie* siehe ausführlicher Kap. 5.2.1/S. 169ff

des Volkes“, zur besseren Verständlichkeit des Textes, die eigentliche Bedeutung „Steinaxt“ und damit die Erinnerung an längst vergangene Zeiten zu entreißen. Stattdessen hatte Lambrecht dem „Helden“ ein *svert*, also ein Schwert in die Hand gegeben. Das *Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht* entstand in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wobei der Begriff „Pfaffe“ damals für einen Dichter aus dem geistlichen Umfeld stand und noch nicht zum antiklerikalen Jargon eines Kulturkampfes gehörte. In dieser Schrift wurde Alexander der Große (356-323 v. Chr.) glorifiziert. Allerdings lässt der Vorwurf eines „literarischen Diebstahls“ einen völkischen Antiklerikalismus anklingen, nach welchem das „Volk“ durch die Machenschaften der römisch-katholischen Kirche seiner authentischen Wurzeln beraubt würde (vgl. Much 1878: 13f; Ott-Meimberg 1982: 464ff).

Im Jahr 1879 stellte Matthäus Much die Edda-Mythologie als eine „Bibel der Germanen“ der „jüdischen Schöpfungsgeschichte“⁴²² des Christentums und der griechischen *Theogonie*⁴²³ gegenüber. Die „germanische Götterwelt“ würde zudem lediglich „eine in Bilder und Personificationen gefasste Naturlehre“ (Much 1879c: 344) ein und desselben Gottes darstellen (vgl. Much 1879c: 330f, 344).

Deswegen handle es sich bei der „Germanenbibel“, wie auch bei der „Judenbibel“,⁴²⁴ eigentlich um eine monotheistische Religion, welche allerdings eine auf „Naturgesetzen“ beruhende, „Naturlehre“ und keine Schöpfungsgeschichte darstelle:

Ich muss vielmehr sofort bemerken, dass die Edda, im Gegensatze zu den Lehren der Bibel keine Schöpfung kennt; kein Willensact eines allmächtigen Wesens rief die Welt aus dem Nichts ins Dasein, denn selbst das älteste mit göttlichen Attributen erscheinende Wesen der Germanen ist nicht schon vor der Entstehung der Welt da, sondern entsteht mit und in ihr. Die Welt entwickelt sich aus dem Ungeordneten zur Ordnung, aus dem Unvollkommenen zum Vollkommenen (Much 1879c: 330).

Dadurch dass es sich bei dem „germanischen Göttervater“ eben um keinen allmächtigen Gott handle, entwickle sich auch das „Menschengeschlecht aus rohen Anfängen zur vollen Blüte und Herrschaft“ (Much 1879c: 331). Neben der von den „Juden“ als „Glaubenswahrheit“ vermittelten „kosmogonischen und anthropogonischen Anschauung“ hätte die „eigene

422 siehe Fußnote 305/S. 297, daher Anführungsstriche

423 siehe Fußnote 306/S. 297

424 Much hat diesen Ausdruck nicht explizit benutzt, sondern schrieb von einer „Schöpfungsgeschichte der Juden“.

Glaubenswelt“ keinen Platz und wäre beseitigt worden, damit „Anschauungen fremder Völker“ zur Geltung gelangen konnten (vgl. Much 1879c: 327f).

Bei den „germanischen Göttern“ handle es sich lediglich um eine „Personification“ der Naturgesetze, nach welchen den vier Elementen des Altertums, der Luft, dem Wasser, dem Feuer und der Erde, eine bedeutende Rolle bei der Zusammensetzung des Menschen zugesprochen wird, wobei eine solche „Naturlehre“ den Menschen aus seiner „Unmacht“ und „Bestimmungslosigkeit“ befreit hätte. Deswegen wäre auch der Mensch nach „germanischen“ Vorstellungen einer den Naturgesetzen innewohnenden „Kraft“ und keinem „Willensact“ entsprungen. Die „Wissenden“ hätten sowieso nie an den realen Gehalt dieser „Personificationen“ geglaubt (vgl. Much 1879c: 337, 344f).

Neben den „Juden“, deren Schöpfungsgeschichte schon in der Volksschule auf dem Lehrplan gestanden hätte, würden auch zahlreiche andere „Völker“, u.a. die „Germanen“ über solche „kosmogonischen und anthropogonischen Anschauungen“ verfügen, wofür Immanuel Kant das Interesse in allgemeinen Kreisen geweckt hatte. Im Gymnasium wäre dann die *Theogonie* der Griechen an der Reihe, wohingegen die Römer „glücklicher Weise“ kaum Zeit gehabt hätten, um *über den Ursprung der Welt und des Menschen nachzudenken, weil sie vom Anbeginn ihres Namens an sich mit Staaten- und Völkerraub und derlei praktischen Dingen* (Much 1879c: 327) beschäftigt hätten. Nach der Schule konnten zwar noch Kenntnisse über die entfernteren arabischen, persischen und indischen Religionen gesammelt werden, während der Glaube der „eigenen Urväter“ über die Entstehung der Menschheit jedoch stets außer Acht gelassen würde. Die „offizielle Wissenschaft“ hatte lange Zeit die Vergangenheit des „eigenen Volkes“ gar nicht zur Kenntnis genommen, dabei könne über die „hohe Dichtung“ der Edda-Mythen sowohl „die geistige Cultur der Urväter unseres Volkes“ (Much 1879c: 329) mit Gewissheit ebenso erschlossen werden wie deren Befähigung zu materiellem Fortschritt, welche sich aus den hinterlassenen Resten ihrer Werkzeuge rekonstruieren lasse (vgl. Much 1879c: 327, 329f).

Der Einfluss Eugen Dührings auf den im deutschsprachigen Raum seine Kreise ziehenden Antisemitismus ist keineswegs zu unterschätzen. Hierbei lässt sich eine ideologische Nähe zu den Matthäus Muchs und seinem Sohn Rudolf Much nicht nur vermuten, sondern auch belegen. Somit liegt es nahe, den Versuch in Angriff zu nehmen, die ideelle Verwandtschaft und die religionsbezogenen Zusammenhänge etwas näher zu durchleuchten.

Dürring behauptete, dass Leute, wie z.B. Lessing, nur mit Unterstützung der Juden zu großem Ansehen gelangt wären und für die Verbreitung eines falschen Toleranzverständnisses und eines irreführenden Humanitätsbegriffes gesorgt hätten. Überhaupt hielt er Religion und Toleranz für zwei grundlegende Gegensätze (vgl. Dürring 1881: 94-97):

„Hienach soll beispielsweise das Christenthum das Religionsjudenthum und das Religionstürkenthum dulden, oder auch umgekehrt, die Türken sollen, wo sie die Uebermacht haben, die Christen dulden. Ebenso sollen hienach freie Gemeinden geduldet werden, sie mögen ein Bekenntnis haben oder nicht“ (Dürring 1881: 97).⁴²⁵

Allerdings erhob Dürring vor allem den Zeigefinger gegen das Judentum und den Islam:

„Wenn der Türke den Christen wirklich toleriren soll, so muss er erst seine Religion abschaffen; denn diese spornt ihn an, die Ungläubigen, also besonders die Christen auszurotten. Gäbe es irgendwo noch einen Ort, wo die Juden mit ihrer Bevölkerung überwiegend wären und die herrschende Religion bildeten, so wäre der Fall ein ähnlicher wie der mit den Türken. Sie könnten nur ernsthaft tolerant sein, indem sie ihrer Religion den Hauptnerv abschnitten und sie hiemit überhaupt abschafften. Dieser Nerv ist, wie ich nochmals erinnere, die Auserwähltheit zur Ausbeutung aller Völker oder kurz die Feindschaft gegen das Menschengeschlecht. Eine humanitätswidrige Religion kann nicht tolerant sein; sie kann nur schädigen und unterdrücken. Beispielsweise muss der Muhamedanismus, und noch viel mehr der Judaismus, unterdrücken oder unterdrückt werden“ (ebd.).

Lediglich in einem gesamtgesellschaftlichen „Degenerationsprozess“ wären die behandelten Religionen zu einer gewissen Toleranz in der Lage:

„Im Trägheits- und Versumpfungszustande oder in der Verwesung mögen sich die Religionen allerdings toleriren, wie nebeneinanderliegende Leichname, die auch nicht gegeneinander aufstehen. Sie können alsdann nicht verfolgen und unterdrücken; sie brauchen es aber auch nicht. Das Leblose hat eben, weil es aller Triebe baar ist, kein Bedürfniss, sich zu regen. Die Toleranz der Apathie und Fäulniss ist daher erklärlich genug. Von ihrer Art ist auch die meiste religiöse Toleranz, wie sie seit Jahrhunderten verstanden wird. Nur wenige Bestandtheile darin

⁴²⁵ An dieser Stelle möchte ich eindringlich darauf hinweisen, wie das in diesem Fall auch im Literaturverzeichnis vermerkt ist, dass in dieser Arbeit die „Zweite, verbesserte Auflage“ Verwendung gefunden hat, welche wie die Erstauflage im Jahr 1881 veröffentlicht wurde und sich in Inhalt und Gesamtumfang kaum unterscheidet.

gehören wirklich der eigentlichen Humanität, nämlich dem Streben nach Verallgemeinerung einer bessern Menschlichkeit an“ (Dühring 1881: 97f).

Der vom Judentum propagierte Toleranzbegriff sei von Schein und Einseitigkeit geprägt. Während die „Juden“ für sich die volle Gewährleistung aller Freiheiten beanspruchen würden, habe ihre eigene Religion die „Unduldsamkeit zum uralten Princip“. Dies schlage sich auch in der „gesellschaftlichen Meinungsduldung“ aufgeklärter liberaler Juden nieder, welche den Atheismus lediglich auf das Christentum bezögen, nicht aber für das Judentum gelten ließen. Auch die religionsspezifische Liberalisierung staatlicher Einrichtungen würde das Judentum lediglich für sich beanspruchen. Beim Judentum handle es sich weder um eine Konfession, welche ihre Verbreitung unter „verschiedensten modernen Völkerstämmen“ fände, noch „um die Judenreligion, sondern um einen moralischen, sozioökonomischen und politischen Gesamtkomplex des „Judenstammes“, welcher eine allumfassende Duldung für sich einfordere. Bei den religiösen Einrichtungen der „Juden“ handle es sich um politische Gebilde, welche zunächst Kaderorganisationen aus „Religionsjuden“ herausbilden würden. Da diese „Cadres“ jedoch mit „blossen Racenjuden“ verkehren, beschränke sich der „gesellschaftliche Verkehr des Judenbluts [...] fast regelmässig auch auf Judenblut, sei es nun Vollblut oder Halbblut. Auf diese Weise ringelt sich die Kette zusammen“ (Dühring 1881: 101).

Das Ziel bestünde darin, aus ihrem gesellschaftlichen Umfeld alles aufzunehmen, was ihren eigenen Interessen diene. Ohne dieses „Racengeschäft“ käme der organisatorische Kern abhanden, ohne welchen die „Beherrschung der Presse“ und auch die „Einnistung im Handel“ noch eine Weile, jedoch nicht dauerhaft, fortbestehen könnten. Lediglich der „internationale Judenbund“ habe das Vorrecht unter dem Verweis auf seine religiöse Herkunft als „politischer Verein“ anerkannt zu werden (vgl. Dühring 1881: 98f, 101).

Obwohl er auch das Christentum als „Frucht der Race“ und durch die Übernahme des Alten Testaments als Erfindung des Judentums betrachtete, blieb die eigentliche „Judenreligion“ sein Hauptangriffsziel. Auch die mittelalterlichen Verfolgungen jüdischer Gruppierungen betrachtete er als Werk des Volkszorns und nicht des Christentums. Ganz im Gegenteil stellte er dieses als Beschützer seiner angeblichen Erfinder dar. Gegenüber den konfessionellen Unterschieden zwischen den „germanischen“, „slavischen“ und „romanischen Völkern“, handle es sich bei der „Judenreligion“, um eine „Racenreligion“ als politische Ausdrucksform von Eigeninteressen, so wie auch die „Judenmoral“ eine „Racenmoral“ darstelle. Eine solche „Racenreligion“ lasse „sich nicht auf andere Stämme übertragen, und es wäre eine hochkomische Vorstellung, sich moderne Völker als Bekenner der Judenreligion zu denken“

(Dühning 1881: 100). Somit handle es sich eben nicht nur um religiöse Toleranz, welche von jüdischer Seite eingefordert werden würde, sondern um weitaus mehr, weshalb man sich hüten solle, auch nur das geringste Zugeständnis zu machen (vgl. Dühning 1881: 99ff).

Aus den Jahren 1883 bis 1886 sind Briefe vom oberösterreichischen „Bauernführer“ Hans Oehn an Matthäus Much belegt, in welchen dieser seinem Zorn über „Pfaffen“, deren „feurige Zungen“ und „katholische Tyroler Advokaten“ freien Lauf ließ (vgl. Windischbauer 2002: 146f).

Rudolf Much war seit Anfang der Achtzigerjahre Mitglied der Burschenschaft *Thuringia*, welche unter dem Namen „Philia“ 1879 als der erste von Beginn an „judenreine“ Verein gegründet worden war.⁴²⁶ Aus der im Jahr zuvor aufgelösten „Thuringia“ entstand am 1. Juli 1885 der sogenannte *Düringbund*, welcher den vorigen „verwelschten“ Namen seiner lateinischen Wurzel entledigen⁴²⁷ und somit „verdeutschen“ wollte, wobei auch die Anlehnung der neuen Namensgebung an den deutschen Antisemiten Eugen Dühning zur Sprache kommt. Auch Dühning vertrat, wie soeben geschildert wurde, u.a. die Auffassung, das Christentum sei einzig und allein ein Werk der Juden. Much junior nahm an der deutschnationalen Bewegung regen Anteil und verfasste mit dem „Lied der Deutschen in Österreich“, einem weiteren „Lied der Ostmarkdeutschen“ und einem dritten „Hamerling und Schönerer“ Strophen, welche musikalisch unterlegt werden konnten (vgl. Pichl 1913: XI, 65f, 101, 106, 154, 275, 330, 354, 357, 462, 551, 561, 651).

Auch Karl Penka verknüpfte die Kategorie „Rasse“ mit religiösen Anschauungen und verstand in den „Semiten“ die Errichter des Christentums, wobei sich dieses insbesondere über den vom „mongolischen Typus“⁴²⁸ verbreiteten Katholizismus etabliert hätte (vgl. Penka 1883: 109, 115f).

Dem Katholizismus stellte er den Protestantismus als „deutsche Reaktion“ gegenüber:

„Dass das Christenthum in seinem innersten Wesen dem echten Arier mit seiner heiteren Lebensauffassung, seinem hochfahrenden Wesen, seiner Lust am Kampfe nicht congenial war,

426 siehe Kap. 4.5/S. 87

427 *Thuringia* (lat.): Thüringen

428 Hierbei sind nicht die „Mongolen“ als „Volk“, sondern deren „turansische Rasse“ gemeint. Ich habe hier nur zur besseren Verständlichkeit im Fließtext „turansisch“ durch „mongolisch“ ersetzt, da Penka diesen Begriff auf S. 109 seiner an dieser Stelle angeführten Schrift als Zitat zur Erklärung des „turansischen Elements“ ebenfalls anführt. Die diesbezügliche rassenanthropologische Konzeption findet sich in Kap. 6.1.2. (S. 284-287)/8.3.5.1 (S. 483).

beweist am besten der Umstand, dass die Christianisirung vieler germanischer Stämme verhältnismässig sehr spät erfolgte, theilweise durch Anwendung von Gewalt zu Stande gebracht werden musste und überhaupt nur durch weitgehende Concessionen an die altnationalen Sitten und Anschauungen derselben möglich war. Der deutsche Protestantismus selbst war nichts anderes als eine plötzlich zum Durchbruche gekommene Reaction des germanisch-arischen Volksgeistes gegen eine Religion, die niemals in die innerste Denk- und Anschauungsweise der unvermischt gebliebenen Germanen Eingang gefunden hatte“ (Penka 1883: 115).

Dabei stellte Penka den Protestantismus als Ausdruckform der „altnationalen Ansprüche“ der Aristokratie auf die Führung des „Volkes“ dar, welche er den Interessen des Klerus diametral gegenüberstellte. Daraus leitete er das Eintreten der Mehrheit der deutschen Fürsten für den Protestantismus ab, dessen Propaganda gerade in den Ländern gefruchtet hätte, in welchen die „germanischen Stämme“ noch überwiegend „unvermischt“ geblieben waren. Hierzu zählte er Skandinavien, Grossbritannien, Holland sowie Nord- und Mitteldeutschland, während sich in allen anderen Ländern der Katholizismus durchgesetzt hätte (vgl. Penka 1883: 115f).

Der „schönerianische“ Dichter und Schriftsteller Aurelius Polzer sah im Jahr 1885 die Zukunft der „Deutschen“ im Protestantismus liegen und konvertierte damals bereits selbst (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 41; Whiteside 1981: 183).

Matthäus Much und Karl Penka stellten somit in den frühen Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts urgeschichtliche Theorien auf, welche einem völkischen Antiklerikalismus auf die Sprünge halfen. Dieser konnte in gewissen Kreisen eine ideologisierende Wirkung entfalten. Somit sind die beiden Forscher gemeinsam mit Eugen Dühring und Rudolf Much als geistige Vorboten der kurz vor der Jahrhundertwende fußfassenden „germanisierten“ Variante der „Los von Rom“- Bewegung aufzufassen, in welcher antiklerikale, antislawische und antisemitischen Inhalte ihre Vereinigung fanden.⁴²⁹

Dabei deutete sich schon das Konzept einer „Herrenrasse“ an, welche im Stehen bete und sich, wie schon Much ausführte, das Feuer selbst vom Himmel geholt hätte.⁴³⁰ Dagegen fände in der „Judenbibel“ ein allmächtiger Gott seine Ausdrucksform, welche von Ehrfurcht gekennzeichnete, im Knien betende „Sklavenrasse“ hervorgerufen hätte, welche vorwiegend über die Nachahmung von Erfindungen anderer „Völker“ zu materiellen Errungenschaften

⁴²⁹ siehe Kap. 7.6

⁴³⁰ siehe Kap. 8.3.2 (S. 474)/8.3.9 (S. 515f)/9.3.6 (S. 579f)

gelangt wäre, sich vornehmlich im Handel und an der Börse hervortue und so reichlich Gold erwirtschaftete, mit welchem sie Zwietracht und Kriege unter den „Völkern“ säe.⁴³¹

7.5 „Germanen“- und Personenkult bei den „Schönerianern“

Seit dem Jahr 1887 förderte Georg von Schönerer gemäß seiner Parole, dass für „uns Deutsche“ der „germanische Heldenglaube“ zweifellos „höher“ stehen müsse als die Weltanschauung der „jüdischen Erzväter“, eine sektiererische Form des Antisemitismus, welche mit germanophiler Mythenbildung und Esoterik unterlegt wurde. In Anlehnung an die Schlacht von Noreia (113 v. Chr.) und dem dortigen Sieg der „Teutonen“ und „Kimbern“ über die römische Truppe wurde eine „Zweitausendjahrfeier germanischer Geschichte“ ins Leben gerufen, welche im darauffolgenden Jahr auf der Burgruine Aggstein stattfand (vgl. Hamann 1996: 347, 350; Pulzer 1966: 170; Wladika 2005: 191).

Dabei wurde versucht, in Anlehnung an Schönerers Germanenverehrung, ein Revitalisierungsprogramm „altgermanischen Brauchtums“ durchzusetzen. Mit teilweise den aufblühenden Lebensreformbewegungen nahekommenden Forderungen wollte Schönerer eine Art völkische Ersatzreligion als Alternative zum staatlichen Katholizismus kreieren, wobei bei ihm nach 1887 auch der Protestantismus immer wieder neben seinem „Heidentum“ durchstach (vgl. Wladika 2005: 191-196).

Der christliche Kalender hieß für die „Schönerianer“ nun „Zeitweiser“ und sollte mit Hilfe einer neu entwickelten „germanischen“ Zeitrechnung vollständig umgewandelt werden, was nur in gewissen Teilen der eigenen Reihen Anklang fand. Die offiziellen Monatsnamen und katholische Namens- und Taufstage wurden in pseudo- bzw. „altgermanische“ umbenannt,⁴³² das „Sonnenwend“- „Ostara“- und das „Julfest“⁴³³ eingeführt. Zur Regenerierung der durch die katholische Kirche und ihren „finsternen Dienern“ verängstigten Seele schrieb Schönerer dem „Naturglauben“ eine heilsame Wirkung zu (vgl. Hamann 1996: 347f, 350; Pulzer 1966: 170; Wladika 2005: 191).

431 siehe Kap. 3.2/4.3/6.1.4/7.7 (gesamt)

432 Bei den pseudogermanischen Monatsnamen handelt es sich um Hartung, Hornung, Lenzing, Oster, Mai, Brachet, Heuert, Ernting, Scheiding, Gilbhard, Neblung, Jul (siehe Abb. 97); wobei die Namen leicht variieren konnten und mitunter auch „-mond“ als Nachsilbe angehängt wurde.

433 *Ostara* stand für Ostern und *Jul* für Weihnachten.

Vor 1887 gab es nur die Kornblume als politisches Symbol der Deutschnationalen, doch nun eröffnete sich ein weites Betätigungsfeld, um eine neue Zeichensprache einzuführen. Der engere Kreis der „Schönerianer“ versuchte sich in den Lebensgewohnheiten, dem Kleidungsstil und dem Gehabe von den Mitbürgern zu unterscheiden. Der „Verwelschung der deutschen Sprache“ und der „internationalen Verjudung“ wurde die entschiedenste Feindschaft angesagt. Das Schlagwort „Durch Reinheit zur Einheit“ fand ein propagandistisch weitgefächertes Anwendungsgebiet (vgl. Hamann 1996: 347ff; Wladika 2005: 192, 203, 234, 245).⁴³⁴

Runenzeichen kamen neben „alldutschen Kampfliedern“ in diesen „germanisch“-völkischen Kreisen zur Anwendung.⁴³⁵ Vor der Eheschließung sollten „deutsche“ Paare ihre „arische Abstammung“ und „biologische Gesundheit“ prüfen und ihren protestantischen Kindern „germanische“ Vornamen geben. Die Verhaltenskodizes der deutschnationalen Studentenverbindungen und die deutschvölkischen Moralvorstellungen sollten zunehmend auf die gesamte Gesellschaft übertragen werden. Dabei stand „nationale Pflichterfüllung“ auf dem Programm, um einen „Hort der Sittlichkeit“ zu schaffen. Frauen sollten sich schlicht kleiden, „deutsche“ Frisuren tragen und auf Schminke verzichten. Die Jugend sollte in „gewissenhafter Selbstzucht“, in Abstinenz von Nikotin und Alkohol, ihre Körper mit Turnübungen „stählen“ und auch auf eine überwiegend vegetarische Ernährung umsteigen (vgl. Hamann 1996: 348f; Wladika 2005: 192).

Das Antlitz Schönerers wurde ebenfalls seit 1887 zu einem Marketingprodukt und „zierte“ Bierkrüge, Pfeifen, Schmuck und Zigarettenhüllen. Er selbst ließ sich von nun an als „Mein Führer“ anreden und die Salzburger „Schönerianer“ veröffentlichten eine mit *Heil dem Führer!* betitelte Broschüre. Sein Programm durfte weder abgeändert oder erneuert, noch öffentlich diskutiert werden und war genauso wie seine Worte für die ganze Anhängerschaft bindend (vgl. Hamann 1996: 351; Wladika 2005: 193).

Georg von Schönerer glaubte, dass aus dem „niederem Volk“, nach „arischen“ Gesichtspunkten, ein sich „veredelnder Neuadel“ emporsteigen würde. Sich selbst verstand Schönerer als Vorreiter dieser „heroischen Mission“, was er durch sein Rittertum bestätigt sah.

⁴³⁴ siehe Abb. 164

⁴³⁵ siehe Abb. 100/119/121/163f

Dabei stellte sich Schönerer als eine Personifikation der mythischen Drachentöter, Siegfried oder Sankt Georg dar,⁴³⁶ wodurch er es als seine heilige Aufgabe betrachtete, dem „semitischen Lindwurm“, welcher symbolisch für die „jüdische Korruption“ samt ihrer „sensationslüsternen jüdischen Preßbestien“ stand, Einhalt zu gewähren (vgl. Hamann 1996: 345f; Wladika 2005: 71f).

Aus anderen Sprachen entlehnte Floskeln aus dem Lateinischen, insbesondere „Servus“ oder „Prosit“, waren den selbsternannten „Germanen“ besonders ein Dorn im Auge und sollten durch eigene Begriffe ersetzt werden. Seit dem Jahr 1891 wurde in Anlehnung an ein römisches Gedicht, in welchem „hails“ als Trinkspruch „gothischer Helden“ vorkommt, der „Heil“-Gruß geläufig und wurde im darauffolgenden Jahr von Schönerer als „geeigneter Gruß zwischen Deutschnationalen“ offiziell eingeführt. Zudem ist im Turnergruß „Gut Heil“ eine weitere Wurzel des nun in einem weiteren Umfeld Verbreitung findenden „Heil“-Gruß zu sehen. Von den Turnvereinen wurde auch die Einführung von Strafgeldern beim Gebrauch von Fremdwörtern übernommen (vgl. Hamann 1996: 347; Wladika 2005: 192).

Im Jahr 1887 wurde zudem in Salzburg von Anton Langgassner (1853-1889) der „Germanenbund“ gegründet,⁴³⁷ welcher sich anstrebte, unter der Losung „Alle für Einen, Einer für Alle!“ ein Wohlfahrtssystem samt Arbeitsvermittlung und Fürsorge für seine „deutschen“ Mitglieder zu schaffen. Der „Germanenbund“ sollte als legale, da vordergründig „unpolitische“ Struktur, für den Fall eines Verbots des „Schulvereins für Deutsche“, das völkische Netz mit der Gründung von neuen Zweigstellen ausweiten (vgl. Wladika 2005: 195f).

Doch gerade diese in den Augen Schönerers „unpolitische“ Ausrichtung ging ihm bald nicht mehr weit genug, so dass er im Juli 1893 die sogenannte „Revolte im Germanenbund“ anzettelte. Sie richtete sich gegen dessen Bundesleitung unter dem Vorsitz des Obmanns Julius Sylvester, einem einstigen Mitstreiter Schönerers, welcher ihm bei der Einführung antisemitischer Paragraphen in der Burschenschaft „Teutonia“ zu Beginn der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts behilflich gewesen war. Dieser eigentlich interne Konflikt gelangte in die Pressemitteilungen und rief die Regierungsvertreter auf den Plan, was im darauffolgenden Monat zur behördlichen Auflösung der „6. Hauptversammlung des Germanenbundes“ führte, wobei ihr politischer Charakter als Grund angeführt wurde. Nur kurze Zeit später sollte der

436 siehe Abb. 91

437 siehe Abb. 92

„Germanenbund“ zur Gänze staatlich verboten werden, was harsche Kritik an Schönerer von ehemaligen Mitgliedern des Bundes hervorrief. Besonders die enge Anbindung Sylvesters zu den konservativen Burschenschaften führte zu einem kontinuierlichen und vollständigen Bruch Schönerers mit diesen (vgl. Wladika 2005: 247).

Auf Initiative von Karl Iro (1861-1934) und Georg Schönerer wurde Anfang des Jahres 1894, in Anlehnung an den einstigen „Germanenbund“, der „Bund der Germanen“ ins Leben gerufen, welcher auf breiter Basis ein ideologisch-völkisches Zentrum für die „germanische Ersatzreligion“ bilden sollte.⁴³⁸ Nach außen gab sich der Bund „unpolitisch“, vereinsintern forderte er neben der „Pflege“ und „Förderung“ des „deutschen Wesens“ auch die „Tüchtigkeit“ seiner Mitglieder, welche über ein Wohlfahrtssystem abgesichert werden sollten. Namen aus der „germanischen“ Mythologie wurden an die Seite von Namen aus der neueren deutschen Geschichte gestellt, „deutschvölkische“ Rede- und Leseabende veranstaltet, entsprechende Bibliotheken angelegt, die „deutsche Fechtkunst“, das Turnen, das Wandern, „deutsche Geselligkeit“, Literatur und Kunst angepriesen. Über eine eigene Arbeitsvermittlung sollte daneben „hilfsbedürftigen Volksgenossen“ geholfen werden. Mitglieder des „Bundes der Germanen“ versuchten mit zahlreichen Initiativen, einem ideologischen Rüstzeug zum breiten Durchbruch zu verhelfen, welches sie für „germanisch“ und zugleich „deutsch“ hielten. Zahlreiche im Umfeld angesiedelte Organisationen wurden gegründet, in welchen „Arierparagrafen“ eingeführt wurden, welche neben der „Rasse-Reinheit“, die „deutsche Muttersprache“ vor allem gegen das Jiddische sichern und außerdem eine „völkische Solidarität“ gegen die Geschäfte des „jüdischen Großkapitals“ schaffen sollten (vgl. Wladika 2005: 248-251).

Der in den Napoleonischen Kriegen gefallene Turner Karl Friedrich Friesen (1784-1814), welcher dem Umfeld von „Turnvater“ Jahn entstammte und schon vor der Gründung des Deutschen Reiches einen Heldenstatus erlangte, wurde für zahlreiche Turnvereine namensgebend. Bei der 1883 gegründeten Turnverbindung „Friesen“, welche in Wieden⁴³⁹ ihren sportlichen Aktivitäten nachkam, handelte es sich um den ersten Ableger der reichsdeutschen „Friesen“-Turnvereine (vgl. Müller 1886: 191-194).

438 siehe Abb. 93/99/116/142/164

439 Bei Wieden handelt es sich um den 4. Bezirk Wiens.

Bei der Bezeichnung „Friesen“ könnte es sich um eine bei den deutschvölkischen Organisationen gerne verwendete Doppeldeutigkeit handeln. Im völkischen Kontext war häufig von „Friesenblut“ die Rede.⁴⁴⁰

Bei den *Friesen* handelte es sich nämlich auch um eine in antiken Quellen als „germanisch“ bezeichnete Gruppe aus dem Norden Deutschlands, welche wohl auch zur friesischen Sprache ihren Teil beigetragen hat (vgl. Simek 2006: 13, 151ff).

Georg Schönerer war nach seiner Inhaftierung zunächst nur der antisemitisch-völkische „Deutsche Turnerbund“ als Agitationsfeld geblieben. Besonders der 1890 begründete „Turnverein Friesen-Hernals“ diente ihm als Unterschlupf. Seine Verbindung zum Vorturner des „Turnvereines Friesen-Hernals“ Josef Carl Kernreuther (1862-1932) war ihm dabei behilflich, welcher 1893 einen umfangreichen Lernbehelf für den „arischen Turner“ herausbrachte. In dieser Schlüsselposition als völkisches Bindeglied verbreitete Kernreuther germanophile Inhalte und machte Kenntnisse in der völkischen Literatur der Neunzigerjahre zur Grundvoraussetzung für die Erlangung einer Vollmitgliedschaft bei seinen „Friesen“. Kernreuther engagierte sich neben seiner Tätigkeit im „Turnvereines Friesen-Hernals“ besonders im „Bund der Germanen“, in welchem auch Franz Stein ein frühes Betätigungsfeld fand (vgl. Wladika 2005: 248).

In den frühen Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts wurde aus der Kornblume als politischem Symbol für die Verehrung Wilhelms I.,⁴⁴¹ welche zuvor von einem kleinen Kreis überzeugter Deutschnationaler getragen wurde, ein weit verbreitetes Abzeichen der gesamten „Deutschen Linken“. Insbesondere von den sich nun nach und nach herausbildenden Alldeutschen wurde die Kornblume getragen, welche im Verlauf des „Furor teutonicus“ um die Jahrhundertwende gleichbedeutend mit „Treue“ wurde (vgl. Hamann 1996: 347; Whiteside 1981: 177; Wladika 2005: 376).

Im Jahr 1900 schlossen sich die „kulturell-völkischen Organisationen“ im „Bund der Germanen“ zusammen, welcher von nun an als weitgefächelter Dachverband fungierte und sich neben der alldeutschen Propaganda eine „völkische Erziehung“ zum Ziel setzte, so dass die „Grenzen zwischen politischer und völkischer Agitation“ (Whiteside 1981: 229) in der Praxis verwischten. Dennoch diente der in den Vereinsstatuten deklarierte kulturelle Tätigkeitsbereich nach wie vor als Deckmantel, um eine Erlaubnis für diesbezügliche

440 Hierzu ist das Gedicht „Friesenblut“ von Karl Neubauer betrachtenswert; siehe Abb. 182.

441 Bei der Kornblume hatte es sich um dessen Lieblingsblume gehandelt.

Gründungen zu erhalten und Verboten seitens des Staates vorzubeugen. Im Namen des „Bundes der Germanen“ wurden Schriften zur „germanischen“ Mythologie und „Rassenfragen“ herausgebracht und diesbezüglich Lesungen, Diskussionsrunden sowie „neuheidnische“ Feiern organisiert. Freizeitbeschäftigungen wie Wandern, Turnen und Gesangsveranstaltungen wurden zu völkischen „Ritualen“ erklärt. Die Bandbreite der Vereinsnamen der verschiedenen Ortsgruppen des Bundes verrät ein Kulturbild, welches auf einem umfassenden alldeutsch-völkischen Betätigungsfeld basierte. Von mythologischen Benennungen wie „Walhalla“, „Mjölner“, „Nibelungen Hort“, „Siegfried“ oder „germanischen“ Volksbezeichnungen wie „Gothen“, „Markomannen“ oder „Langobarden“ angefangen, über deutschtümelerische Bezeichnungen wie „Deutscher Wanderer“, „Deutsche Eiche“, „Deutsche Klinge“, „Deutsche Wacht“, „Deutsche Wehr“, „Kornblume“, „Eisen“ oder „Ostmark“, bis hin zu lutherischem oder preußischem „Heldenmut“ in der Reformation und den „Befreiungskriegen“, welcher sich in Namen wie „Martin Luther“, „Ulrich von Hutten“, „Wartburg“, „Theodor Körner“, „Lützow“, „Jahn“ oder „Arndt“ äußerte, wurden diverse Identifikationsebenen mit der alldeutschen Bewegung geschaffen. Die Mitgliederzahl der 160 Mitgliedsvereine des alldeutschen „Bundes der Germanen“ blieb in einem überschaubaren Rahmen, wobei jedoch das propagandistisch beeinflusste Umfeld weitaus größer gewesen sein dürfte. Kurz nach der Jahrhundertwende trat im Zuge der „Los von Rom“-Bewegung die Mitgliedschaft des „Bundes der Germanen“ im Vergleich zu anderen „Schutzvereinen“ in höherem Maß zum Protestantismus über, sympathisierte mit diesem Schritt oder wurde gleich zu „Neu-Heiden“ (vgl. Pulzer 1966: 170; Whiteside 1981: 229, 231, 312f; Wladika 2005: 441).

Durch die alldeutsche Bewegung fühlten sich neben dem traditionellen Klientel des Antisemitismus, den Handwerkern und Bauern, auch bestimmte Berufsgruppen wie z.B. Lehrer, Ärzte oder Schauspieler⁴⁴² direkt angesprochen. Zudem wurden Frauenorganisationen ins Leben gerufen, um auch das weibliche Geschlecht stärker in das völkische Umfeld einzubinden. Die Alldeutschen gewannen somit Einfluss in der „Germanischen Glaubensgemeinschaft“, dem in Linz tätigen bäuerlich-protestantischen „Fadinger-Bund“⁴⁴³ oder dem „Verein Heimstatt“, welcher „die Gründung deutscher Bauernhöfe im gemischtsprachigen Gebiet Böhmens und der Steiermark förderte“ (ebd.). Die „Schönerianer

442 Der Antisemitismus konnte auch in der Medizin und im Theater Fuß fassen; siehe Kap. 6.2/8.3.8 (S. 511, 513ff).

443 Stephan Fadinger (1585-1626) war der Anführer des sog. Oberösterreichischen Bauernkrieges von 1626.

ohne Schönerer“ übernahmen das Vokabular, z.B. „unverfälscht“ und „judenrein“ ihres vornehmlich nach 1901 zunehmend ungenannten „Führers“, welcher schon während der „Badeni-Krise“ gegenüber dem Duellanten Karl Hermann Wolf an Popularität eingebüßt hatte.⁴⁴⁴ Schönerer versuchte die Vereine auf sein „Alld deutsches Grundprogramm“ einzuschwören, das eine Klausel enthielt, welche ihm seine ideologische Vormachtstellung als „letzte Instanz“ und somit „höchste Autorität“ sichern sollte. Bei zahlreichen Gruppen des „Deutschen Turnerbundes“ behielt er eine gewisse Autorität, was den Ausschluss „jüdischer“ Mitglieder im Sinne von „Arierparagraphen“ weiter vorantrieb. Schönerers Bedeutung sank jedoch mehr und mehr auf den Status einer nostalgischen Legende herab. Selbst die ihm einst treuen Studentenverbindungen nahmen ihn realpolitisch immer weniger wahr und umschrieben ihre Gesinnung nach 1905 vermehrt mit „deutschfreisinnig“ oder „deutschfreiheitlich“ (vgl. Whiteside 1981: 227-233).

7.6 Die eigentliche „Los von Rom“-Bewegung

Während der „Badeni-Krise“ trug Karl Lueger sein politisches Amt als frischgekürter Bürgermeister und seine treue Anhängerschaft den Neid der Alldutschen ein, obwohl er mitunter in den „Furor teutonicus“ eingelenkt hatte. Aufgrund seiner Wortgewandtheit bekam er den Beinamen „Gaukler von Wien“. Franz Stein kehrte Luegers radikal-antipreußische Haltung alter Tage⁴⁴⁵ ebenso hervor wie seine „lasterhaften“ Verbindungen zu „Pfaffen“, Prostitution und Kriminalität. Überhaupt wurde die Hauptstadt nun vermehrt als eine Art „Sündenpfuhl“ dargestellt. Lueger verstand sich als „Mann des Volkes“, welcher nur ausdrücke, was „seinen Wienern“ auf dem Herzen liege. Von alld deutscher Seite wurde nicht vergessen auf seine klerikalen und jüdischen Hintermänner hinzuweisen. Er empfangen „fremde Herrscher“ und würde als Bürgermeister in jeder Gemeinde des Egerlandes⁴⁴⁶ mit Spott und Schande „zum Teufel“ gejagt (vgl. Wladika 2005: 380f).

Die eigentliche „Los von Rom“-Bewegung bekam einen bedeutenden Anstoß aus dem Deutschen Reich und zwar aus Krefeld. Dort lenkte der Kaufmann Wilhelm Schlechtendahl mit seinem Vortrag auf der Generalversammlung des „Evangelischen Bundes“ im Jahr 1897 die Aufmerksamkeit auf die durch die Sprachenverordnungen hervorgerufenen politischen

444 siehe Kap. 4.5.4.3/4.5.4.5

445 siehe Kap. 4.2/S. 65

446 Beim Egerland handelt es sich um die heutige Region *Chebsko* im Westen Tschechiens.

Verhältnisse in der Habsburgermonarchie. Dieser Bund verstand sich sowohl als antiklerikal als auch als nationalistisch, Schlechtendahl forderte „evangelische Hilfsaktionen“ mit kriegerischem Charakter auch für das Ausland. Leopold Witte (1836-1921), Mitglied des Zentralvorstandes des „Evangelischen Bundes“, lud am 8. Dezember 1897 Nationalgesinnte u.a. auch aus Österreich nach Dresden zu einer Besprechung ein. Drei Tage später wurde an der Wiener Universität vom Mediziner Franz Födisch (geb. 1870) ein Vortrag gehalten, in welchem er die deutschnationale Studentenschaft aufforderte dem „Volk“ zu zeigen, wie es die „Fesseln“ der „römischen Todfeindin“ abstreifen könne. Am darauffolgenden Tag ließ sich der aus Mähren stammende Arzt Theodor Georg Rakus (1869-1929) vom akademischen „Verein Philadelphia“ auf dem „Ersten Deutschen Volkstag in Wien“ in seiner Funktion als Sprecher der „deutschen Studentenschaft“ über Carl Luegers politischen Katholizismus aus. Außerdem verknüpfte er, angesichts der „Badeni-Krise“ und den Vorfällen in Prag,⁴⁴⁷ politische Forderungen der Studenten mit sozialdarwinistischen und antislawischen Gedanken und verkündete vorbehaltlos das Schlagwort „Los von Rom“. Den Protestantismus hielt Rakus bewusst aus seiner Rede heraus, schließlich war er schon seit 1896 für eine „Wotans-Gläubigkeit“⁴⁴⁸ eingetreten, hatte den „Germanen“ seinen „Heldentrost“ zukommen lassen und sich gegen die Dominanz der „Wölfin Rom“⁴⁴⁹ ausgesprochen. Der „Verein Philadelphia“ organisierte von nun an über ein „Los von Rom“-Komitee, die Gründung von studentischen Sektionen der eigentlich reichsdeutschen Zusammenschlüsse „Gustav-Adolf-Verein“ und „Evangelischer Bund“, welche sich bereits Ableger auf organisatorischer Ebene in Österreich geschaffen hatten. Der „Gustav-Adolf-Verein“, welcher bereits im Jahr 1844 in Deutschland als erste militant-alkatholische Organisation gegründet worden war, unterstützte von nun an die alldeutschen Impulse in der „Los von Rom“-Bewegung und prangerte die angebliche Übervorteilung der „Slawen“ durch die römisch-katholische Kirche im Nationalitätenstreit an (vgl. Pulzer 1966: 169, 187f; Whiteside 1981: 215f; Wladika 2005: 430ff).

Beim protestantischen Pastor Paul Braeunlich (geb. 1866) handelte es sich um den eigentlichen Hauptinitiator der „Los von Rom“-Bewegung. Im Jahr 1898 beschloss er mit Schönerer ein Bündnis zur Durchsetzung gemeinsamer Ziele. Braeunlich freute sich nicht nur über die Übertrittgesuche der „Alldeutschen“, sondern erhoffte sich, den Protestantismus weiten Kreisen aus dem deutschvölkischen Umfeld zugänglich zu machen. Diese

447 siehe Kap. 4.5.4.3

448 altfränk.: *Wodan*; nordgerm.: *Odin* stellt zumindest eine mythologische Hauptgottheit dar (vgl. Krause 2010: 203-210, 311f); siehe Abb. 112/179.

449 siehe Abb. 105

Erwartungshaltung fand wenig Anklang, die gemäßigten „Schutzvereine“ zeigten keinerlei Interesse, die Religion in eine politische Kampagne miteinzubeziehen (vgl. Whiteside 1981: 212; Wladika 2005: 441, 443, 446f).

Der altkatholische Pfarrer Anton Nittel (1826-1907) veröffentlichte im Jahr 1898 ein kleines Buch unter dem Namen *Los von Rom und Prag*, wobei vor der vollständigen „Tschechisierung der deutschen Landesteile“ gewarnt wurde, welche sich in der Umsetzung des böhmischen Staatsrechts und den Sprachenverordnungen angedeutet hätte. Die „Jungtschechen“ und der böhmische Feudaladel würden sich einander nahestehen und generell mit dem angeblich durchgehend fanatisch nationalistisch eingestellten hohen böhmischen Klerus zusammenarbeiten. Dagegen würden die deutschsprachigen Priester, um die Kluft zum hohen Klerus zu überwinden, ihr Nationalbewusstsein einschränken. Auf diese Weise wäre es durch die Pfarrer in ihrer Position als Vertrauenspersonen zu einer „Gewöhnung“ der deutschsprachigen Bevölkerung an den „slawischen Klerus“ gekommen. Während der „Tscheche“ durch seine Treue zu „seinem Volk“ auffalle, wäre der „Deutsche“ nichts anderes als ein „Römling“.

Diese Aktivitäten hatten die Veröffentlichung dreier böhmischer Flugschriften mit den Titeln *Protestantismus und deutsches Volkstum*, *Was hat das deutsche Volk der Reformation zu verdanken?* und *Wie Böhmen katholisch wurde* zur Folge. Der katholischen Kirche wurde die Rolle als Feindin des „Volkstums“ schlechthin zugesprochen, welche für die Störung der „nationalen Erstarkung der Völker“ verantwortlich wäre. Die Flugschriften fanden trotz Beschlagnahmungen seitens der Polizei in ganz Böhmen, aber auch in den protestantisch geprägten Regionen des Waldviertels und der Steiermark weite Verbreitung. Die Theorie, dass in Österreich vor der Gegenreformation, der Protestantismus am verbreitetsten gewesen wäre, wurde als Nachweis einer frühen „evangelischen Belehrung“ der Bevölkerung verstanden und fand vor allem in den Ortsgruppen des „Bundes der Germanen“ rege Zustimmung (vgl. Wladika 2005: 438-441).

Die von Georg Schönerer und Paul Braeunlich initiierte „Los von Rom“- Bewegung, bei welcher er seine „Volksgenossen“ zum Austritt aus der römisch-katholischen Kirche aufforderte, sollte „den künftigen Anschluss Österreichs an das protestantische Preußen [...] erleichtern“ (Fuchs 1978: 192) und trug ihm den Hass der Christlichsozialen Partei sowie der katholischen Mehrheit der Bevölkerung der Monarchie ein. Der „Entnationalisierung“ des „deutschen Charakters“ in den staatlichen Schulen und Kirchen sollte in Anlehnung an den preußischen Protestantismus des reichsdeutschen Kaiserhauses eine „germanisch-

evangelische“ Religion als Bollwerk entgetreten. Das „Eindringen“ von „Römlingen“ und vom „katholischen Slawismus“ in die „deutschen Gaue“ sollte dabei verhindert werden. Schönerer verstand sich, in entschiedener Gegnerschaft zum Papismus bzw. dessen Handlangern, dem Jesuitentum und dem „slawisch-pfäffischen“ österreichischen Staat, als eine Art „alldeutscher Luther“. Doch war eine protestantische Bevölkerung keineswegs das Ziel seiner Träume, stattdessen versuchte er den „Wotans-Glauben“ mit der evangelischen Reformation zu verbinden und als Gegenpol zur „römisch-habsburgischen Gegenreformation“ darzustellen (vgl. Whiteside 1981: 219f; Wladika 2005: 429ff, 444-447).

Eine solche Kampfansage an die katholische Kirche als „deutschfeindliche Kirche“ und ihre „Römlingen“ berief sich auf einen mit „germanischem Geist“ unterlegten Protestantismus und ging mit dem Hass auf das Haus Habsburg einher. Dieser konventionelle Schulterschluss sollte „den künftigen Anschluss Österreichs an das protestantische Preußen [...] erleichtern“ (Fuchs 1978: 192). Schönerer rief 1898 seine „Los von Rom“- Bewegung ins Leben als seine politische Anziehungskraft bereits im Schwinden begriffen war. Auf zahlreichen „Volkstagen“ in „Grenzgebieten“ schimpfte er von nun an vermehrt auf die von der „Judenbibel“ und der jesuitischen Geisteshaltung befangene Staatskirche, um zugleich die „Verteidigung“ der „deutschen Freiheit“ einzufordern; das Luthertum wurde zu einer „nationalen Religion“ und zu einem „Rassenbekenntnis“. Sexuelle Verfehlungen von Mönchen und Priestern kamen in der von ihm herausgegebenen Zeitung „Unverfälschten Deutschen Worte“ ebenso zum Ausdruck, wie die „rassejüdische“ und keinesfalls „arische“ Abstammung von Jesus Christus. Im Jahre 1898 errichtete der reichsdeutsche eindeutig national gesinnte „Evangelische Bund“ in Österreich einen Zweigverein. Ein Jahr darauf wurde im Gedenken an die Vorkommnisse der „Badeni-Krise“ in Eger ein „Volkstag“ abgehalten. Einen ersten Entwurf für eine Kirchenaustrittsanzeige bei der Bezirkshauptmannschaft veröffentlichte Anfang 1899 die Zeitschrift „Hammer“. Der „deutschen Treue“ des „Deutschen Michel“ wurde der „nationale Verrat“ der „schwarzen Saat“ gegenübergestellt. Mit den Schlagwörtern „Los von Rom“ und „Deutschland Erwache“ sollte der Michel aufgerüttelt werden und ein Vorstoßen zum „Dom der Altgermanen“ ermöglicht werden. Schönerer selbst konvertierte erst am 31. August 1900 zum Protestantismus, wobei es aus seiner Gefolgschaft zu weiteren 10.000 konfessionellen Übertritten kam. Dennoch erklärte sich Schönerer weiter zu einem bekennenden „Heiden“

(vgl. Fuchs 1978: 192; Hamann 1996: 356, Pulzer 1966: 170; Urban 2002: 15; Whiteside 1981: 212, 215; Wladika 2005: 448).⁴⁵⁰

Obwohl also die antisemitische Infizierung des Christentums auch auf den Katholizismus übergriff, waren es hauptsächlich protestantische Schreiber, welche sich dem Rassenantisemitismus der völkischen Bewegung zugehörig fühlten. Somit wäre es keineswegs verwunderlich, wenn Matthäus Much, trotz seines germanophilen Atheismus aus seinem Frühwerk, im Zuge der „Los von Rom“-Bewegung zur lutheranischen Augsburger Konfession übergetreten wäre (vgl. Fuchs 2003: 229).⁴⁵¹

Franz Stein vertrat die Auffassung, Österreich hätte durch die Unterdrückung der Glaubensfreiheit die Schlacht von Königgrätz heraufbeschworen und somit letztlich seinen Ausschluss aus dem Deutschen Bund selbst verschuldet. Deshalb müsse sich dieses Land nun den Anschluss mit dem Deutschen Reich, welches durch den Aufschwung des Protestantismus von 1866 entstanden war, redlich verdienen, indem es sich „romfrei“ zu machen habe. Stein verstand die „Los von Rom“-Bewegung lediglich als Mittel zum Zweck für einen Anschluss ans Deutsche Reich unter Preußens Führung (vgl. Wladika 2005: 435f; 445f).

Karl Hermann Wolf war zwar schon ein Jahr vor Schönerer, also 1899, zum Protestantismus übergetreten, betonte aber schon seit Februar 1897, dass es sich bei der Religionszugehörigkeit um eine Privatsache und nicht um eine Parteiangelegenheit handle. Am 7. Juli des folgenden Jahres sprach er sich im Abgeordnetenhaus gegen das Entfachen eines neuen Kulturkampfes aus. Indem Wolf nicht nur seine Teilnahme, sondern die seiner gesamten Anhängerschaft an Schönerers „Los von Rom“-Bewegung verweigerte und es darüber hinaus sogar wagte, sich dieser in den Weg zu stellen, wurde der sich schon länger abzeichnende Riss zwischen den beiden „alten Weggefährten“ weiter vertieft und brach im Jahr 1902 als offener Konflikt hervor (vgl. Hamann 1996: 360; Wladika 2005: 433, 435ff).

Franz Xaver Kießling hielt überhaupt nichts von Übertrittgesuchen. Bei ihm handelte es sich um einen Zeitzeugen der frühvölkischen germanophilen Gruppierungen in den Siebzigerjahren

450 siehe Abb. 32/102-110

451 Brigitte Fuchs hat einen Konfessionsübertritt Muchs ohne Jahresangabe vermerkt. Auf meine Anfrage antwortete sie in einer E-mail vom 26.4.2011, dass sie diese Stelle tatsächlich nicht belegt hat. Da sie mit Datenverlust zu kämpfen hatte, war von ihrer Seite die Quelle nicht mehr zu eruieren, sei aber in den MAGW zu vermuten, wobei mit Sicherheit kein Datum der Konversion angegeben gewesen wäre. Dort fand ich keinerlei Angaben zu Konfessionszugehörigkeiten. Der protestantische „Gustav-Adolf-Verein“ betonte in einer E-mail vom 11.6.2011, keinen Übertritt Muchs um die Jahrhundertwende feststellen zu können. Auf die Beantwortung der Frage nach einer früheren Konversion warte ich bis heute; zudem durfte ich persönlich keinen Einblick in das Kirchenbuch nehmen, so dass ich die Beantwortung dieser Frage offenlassen muss.

des 19. Jahrhunderts, wobei er an der „Lothringer Tafelrunde“ und dem allabendlich stattfindenden „Oppavia“-Stammtisch teilgenommen hat.⁴⁵²

Sein germanophiles Fundament stand also auf einem festgeformten Sockel. Im Zuge der „Los von Rom“-Bewegung lehnte er jede Form der Auslegung der „Judenbibel“ ab. Im „Georg Adler-Verlag“ aus Eger, welcher auch die Zeitschrift „Der Hammer“ verlegte, wurde im Jahr 1899 die kleine Broschüre Kießlings *Deutschtum und römisches Papstkirchentum. Ein Hinweis auf die Ursachen der deutschvölkischen Los von Rom-Bewegung in der Ostmark* herausgegeben, welche auch umgehend in den „Unverfälschten Deutschen Worten“ unter Vorbehalten, welche sich in kritischen Kommentaren der Schriftleitung, welche immerhin Karl Iro, also einem führenden Aktivisten des „Bundes der Germanen“, unterstand, in den Fußnoten äußerte. Iro befürwortete darin den Übertritt zum Protestantismus aus politischen Gründen. Auch der spätere alldeutsche Reichsratsabgeordnete, der Rechtsanwalt aus Aussig⁴⁵³ Anton Eisenkolb (1856-1926), Georg Schönerers verlängerter Arm in der „Los von Rom“-Bewegung, sendete daraufhin seinem Meister mahnende Worte, in welchen er den Protestantismus verteidigte und dessen Wichtigkeit für das „deutsche Volk“ betonte.

Franz Xaver Kießling behauptete, dass die römisch-katholische Kirche von jeher zu Zugeständnissen in größerem Ausmaß an den „altgermanischen“ Götterglauben gezwungen worden wäre, so dass dieser im „deutschen Volkstum“ fortgelebt hätte. Das „wahre“ Christentum als Weltreligion hätten erst die „Germanen“ produziert, wobei die ursprüngliche „reine“ Form der Bibel erst das „deutsche“ Luthertum herbeigeführt hätte. Dennoch lebe die Bibel nach wie vor aus „semitischem Geist und semitischen Fleisch“ (Kießling nach Wladika 2005: 448). Der „undeutsche Papismus“ habe Ströme von „germanisch-deutschem Blut“ verursacht. Die durch die römische Kirche verursachte „deutsche Blutung“ habe die Weltherrschaft der „germanischen Gesittung“ verhindert. Nicht die „jüdische Maria“ wäre den „Germanen“ in ihren Köpfen vorgeschwebt, sondern stets trotz ihrer „Verchristlichung“ ihre eigene Göttin Freya, des Wodans Gemahlin und Mutter Baldurs, wobei lediglich deren Name durch Maria ersetzt worden wäre. Noch die „deutschen Ordensritter“ hätten eigentlich die „Schlachtenjungfer“ und nicht die „jüdische Maria“ im Kampf gegen die „Slawen“ angerufen. Mit dem von Beginn an fortwährenden „Raub“ des „Volksbewusstseins“ durch die „Romkirche“ hätte diese die „Weltherrschaft“ angestrebt, was das „Blut“ der „Germanen“ und

452 siehe Kap. 4.2.1/S. 69

453 Das heutige Ústí nad Labem im Norden Tschechiens.

ihrer Götter gekostet hätte. Nachdem sie ihre „Deutschfeindlichkeit“ mit der Abkehr von Rom endlich überwunden hätte, wäre lediglich die altkatholische Kirche möglicherweise in der Lage, eine Basis für eine „deutsche Volkskirche“ auf „germanischer“ Grundlage zu bilden. Dazu müsse sie sich jedoch vollständig vom Christentum lösen und sich stattdessen der „germanischen Glaubensgemeinschaft“ zuwenden, welche nur zu ihrer vollen Blüte gelange, wenn sie sich jeglicher christlichen und „semitischen“ Wurzeln entledige, „denn nur das Arische im Germanentum, das rein Germanische war es, ihr ureigenes Volkstum, dass die deutschen zum ersten Gesittungsvolk erhob“ (Kießling nach Wladika 2005: 449).

Deswegen wäre der Aufruf Braeunlichs, dass der „urväterliche Glaube“ in einer „Rückkehr zum Protestantismus“ zu suchen sei, irreführend. Lediglich die „germanische Religion“ verfüge über die „kulturelle Kraft“, welche durch ihr „Blut“ gekennzeichnet wäre, um den „undeutschen Mächten Roms“ und der „Verslawung des Deutschtums“ Einhalt gewähren zu können (vgl. Wladika 2005: 442f, 447ff).

Hierbei wird die sowohl die Anbindung an die ursprünglich harmlose *germanische Kontinuitätstheorie* deutlich als auch eine offensichtlich realitätsfremde, gar in sich widersprüchliche Sicht der Dinge, durch welche diese Broschüre von Kießling auch durchaus im übernächsten Kapitel zu Weltverschwörungstheorien in Österreich ihren Platz gefunden hätte.

In Böhmen, Kärnten und der Steiermark liefen zahlreiche Pfarren unter dem Vorsitz slawischsprachiger Priester, so dass hier vor allem die Übertrittsbereitschaft bei den „Deutschen“ grundsätzlich gegeben war. Großgrundbesitzer nutzten die Stimmung, um über lutherische Missionare eine Hetze gegen die „slawische Einwanderung“ zu betreiben. Vor allem in der Steiermark traten deutschsprachige Bevölkerungsteile, aufgrund der Ablehnung gegenüber ihren slowenischen Priestern, dem Protestantismus bei (vgl. Whiteside 1981: 212ff), „während er in Böhmen teils die Feindseligkeit der Tschechen gegenüber den Habsburgern, teils die Furcht der Deutschen vor einer Erhebung der Tschechen ausdrückte“ (Johnston 1992: 76).

Die Alldutschen warfen den nicht auf das „Deutschtum“ ausgerichteten Nationalbewegungen der Habsburgermonarchie eine größere Anbindung zum Katholizismus vor, wobei sich dieser mitunter tatsächlich für deren „nationale Sache“ gewinnen ließ. In einseitigen Übertreibungen

wurde ein scharfer Antislawismus geschürt, welcher nicht selten mit dem Antisemitismus⁴⁵⁴ Hand in Hand ging (vgl. Streitmann 1984: 202f, 206ff, 210).

Der Verein „Südmark“ setzte evangelische Pastoren aus Württemberg in „Grenzgebieten“ ein. Schönerer warb ebensolche für Böhmen mit Reden auf Veranstaltungen des „Evangelischen Bundes“ und des „Gustav-Adolf- Vereins“ in Sachsen und Schlesien an. Zwischen 1900 und 1910 wurden in Nordböhmen mehr als 100 protestantische Kirchen gebaut. Der Laienprediger Georg Zörkler setzte bei der Bekämpfung der Habsburger Dynastie auf eine Trinität aus Alldeutschtum, Deutschnationalismus und Protestantismus (vgl. Whiteside 1981: 215, 217).

So entstand eine „Mischung aus Protestantismus und teutonischem Heidentum“ (Pulzer 1966: 170), was allein schon bei einem Blick auf die Ortsgruppennamen des „Bundes der Germanen“ deutlich wird. Neben „Odin“, „Kriemhilde“, „Kornblume“ und „Eiche“ finden hier auch „Ekkehard“, „Ulrich von Hutten“, „Martin Luther“, die „Wartburg“ und der „Kriegsheld“ aus den „Befreiungskriegen“ Gebhardt Leberecht von Blücher (1742-1819) ihren Platz. Auch in den Turnvereinen, Burschenschaften und dem „Deutschen Frauenverein“ gewann dieses ideologische Mischmasch seine Verwurzelung und wahrte sich dabei den Anschein von „germanischer Kontinuität“ bis in die Gegenwart.

Georg Schönerer gründete 1902 in Eger die „Alldeutsche Luthersippe“ und im Jahr darauf seinen „Deutsch-evangelischen Bund für die Ostmark“. Daneben entstand der sudetendeutsche „Ulrich-von-Hutten-Bund“. Diese seltsame Allianz aus „heidnischem Germanenkult“, „Alldeutschtum“, Atheismus, modernen Wissenschaften, Esoterik und pietistischem Protestantismus, welche sich aus verschiedensten Bevölkerungsschichten rekrutierte, sorgte nicht nur für Repressalien durch den Staat, welcher mitunter Pastoren auswies, sondern konnte auch ideologisch nicht lange zusammenhalten. Zwar hatten sich die „alldeutschen“ und protestantischen Gedanken in der Verehrung des „Bismarck-Reiches“ und der Verachtung für den Katholizismus als Grundlage der dynastischen Traditionen getroffen, doch stand der überwiegende Teil der konservativ-biederer protestantischen Bevölkerung einer „alldeutschen“ Vereinnahmung der Religion für die Politik ablehnend gegenüber. Die Zusammenarbeit konnte nur fruchten, solange beide Seiten Missionierungsversuche bei der jeweils anderen Seite und in der Bevölkerung als erfolgsversprechend betrachteten. Stattdessen sorgte ein solch ideologisches Gemengsel auf Dauer vorwiegend für

454 Zu dieser Form von Antisemitismus siehe Abb. 32/106-109; die Betrachtung der Rolle von Franz Xaver Kießling in der „Los von Rom“-Bewegung ist diesbezüglich besonders verwirrend und aufschlussreich zugleich.

Unverständnis sowohl beim potentiellen Klientel, welches dem biedereren Umfeld des konservativen Protestantismus entstammte als auch bei der „alldeutsch“-völkischen Anhängerschaft. Die „Alldutschen“ konnten mit der Bibel, die Protestanten mit Wotan zumeist wenig anfangen. Auch die evangelischen Verbände Deutschen Reichs wollten neben dem dortigen „Alldutschen“ um Ernst Hasse bald nicht mehr wirklich etwas von der österreichischen „Los von Rom“-Bewegung wissen (vgl. Whiteside 1981: 212-226).⁴⁵⁵

Karl Lueger nahm in Österreich als Wiener Bürgermeister mit seiner „Christlichsozialen Partei“ der „Los von Rom“-Bewegung die Sprengkraft. Unter dem Protektorat von Thronfolger Franz Ferdinand Erzherzog von Österreich-Este (1863-1914) wurde 1901 der „Katholische Schulverein“ gegründet, welcher mit dem Schlagwort „Los von Rom ist Los von Österreich“ Gegenpropaganda gegen die Parole Schönerers „Ohne Juda, ohne Rom wird gebaut Germaniens Dom!“ betrieb. Zudem schufen die Katholiken im Jahr 1906 ihren „Gralsbund“ (vgl. Fuchs 1978: 54; Hamann 1996: 357; Johnston 1992: 73, 78).

Mitunter lenkte jedoch auch der „Katholische Schulverein für Österreich“ seine propagandistische Ausrichtung auf germanophile Inhalte, was wohl geschah, um den „Schönerianern“ Anhängerschaft zu entziehen oder vielleicht auch, weil bei ihnen selbst eine gewisse Faszination entstanden war.⁴⁵⁶

Der „Deutsche Schulverein“ verweigerte seine Teilnahme an der „Los von Rom“-Kampagne und nahm konfessionsübergreifend Schüler und Lehrer auf (vgl. Hamann 1996: 357).⁴⁵⁷

Dennoch wandelte sich der „Deutsche Schulverein“ nach anfänglich liberalen Ansätzen „zu einer Pflanzstätte des Rassendünkels“ (Fuchs 1978: 193) nach deutschnational-alldeutschem Strickmuster. Daneben verkündete der antiklerikale Verein „Freie Schule“ eine unabhängige Morallehre (vgl. Fuchs 1978: 147f, 193), doch auch in diesem Umfeld machte sich Deutschtümelei breit.⁴⁵⁸

Im Grunde handelte es sich bei diesem alldeutschen antiklerikalen Kulturkampf um eine Parallelentwicklung zum „Furor teutonicus“, seinen Höhepunkt erreichte er jedoch erst etwas später, in den Jahren 1901/1902. Wiederum bildete sich oftmals eine „Einheitsfront“ der

455 siehe Abb. 100-105/110/112

456 siehe Abb. 125

457 Dabei kann aber durchaus eine antiklerikale Infiltrierung des „Deutschen Schulvereins“ festgestellt werden; siehe Abb. 123.

458 siehe Abb. 124

Deutschnationalen mit Demokraten, Liberalen und Sozialdemokraten, welche die ursprünglichen Grenzen der deutschvölkischen Kreise überschritten. Die Verbindungen zu den Sozialdemokraten wurden hauptsächlich über den Antislawismus hergestellt (vgl. Fuchs 1978: 174; Whiteside 1981: 216f).

Georg Schönerer stieß mehr und mehr auf Widerstand des traditionell-protestantischen Teiles der „Los von Rom“-Bewegung und bekam im Jahr 1905 im katholischen „Piusverein“ einen weiteren Kontrahenten aus dem nicht-völkischen Spektrum, welcher sein Aufgabenfeld im propagandistisch-journalistischen Bereich ansiedelte (vgl. Boyer 2010: 229f; Whiteside 1981: 218f).⁴⁵⁹

Im gleichen Jahr riefen Rakus und Schönerer den „2. Deutschen Studententag“ in Form einer Versammlung ein, welche an den „Wagner-Kommers“ aus dem Jahr 1883 erinnerte. Neben Lobpreisungen auf die „nationalen Heldentaten“ Schönerers bzw. des Luthertums wurde der konfessionelle Übertritt von den deutschnationalen Burschenschaftlern mit ihren „Schlägern“ beeidigt (vgl. Whiteside 1981: 216).

Die „Los von Rom“-Bewegung war eigentlich schon seit 1902 auf dem absteigenden Ast, die Zahl der jährlichen Übertritte sank bis sie sich schließlich im Jahr 1910 im Vergleich zu der Statistik von 1899 vollständig normalisierte. Dagegen demonstrierte die Gegenseite auf ihren Katholikentagen in den Jahren 1907 und 1910 ihre eigene Machtstellung selbstbewusst. Pulzer hat die Zahl der Konversionen vom Massenübertritt von 1900 bis 1910 auf 85.000 beziffert (vgl. Boyer 2010: 230; Pulzer 1966: 169; Whiteside 1981: 221).

7.7 Das „unterwandernde Weltjudentum“ als „Zersetzer“ der „Volkskraft“

So einfach kann nicht zwischen einem auf mittelalterliche Vorurteile beruhenden Antijudaismus und einem sich besonders im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zuspitzenden Rassenantisemitismus unterschieden werden.⁴⁶⁰ Vielmehr wurden die antijüdischen Vorurteile übernommen, welche bereits vorhanden waren und sich schon in besonderem Maß durch die mit der Industrialisierung entstandenen Probleme aufgeladen hatten. Auch wurden bereits in

459 siehe Abb. 78

460 Dies macht es sehr schwer festzulegen, in welchem Fall das Wort *Juden* in Anführungsstriche zu setzen ist. Letztlich versuche ich in jedem Einzelfall zu differenzieren und es nur dann nicht zu kennzeichnen, wenn wirklich nur von Juden als Religionsgemeinschaft die Rede ist.

der Aufklärungszeit jüdische Lebensweisen teilweise als besondere „Rasseneigenschaften“ angesehen und mit dazu erfundenen Stigmata angereichert.⁴⁶¹ Neu war am Rassenantisemitismus des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, dass die „Juden“ nun zum einen in allumfassende Rassentheorien eingebunden erschienen,⁴⁶² zum anderen ihnen ein spezielles Blut zugeschrieben wurde, mit welchem sie als „vagabundierendes“, „fremdes Volk“ die „Erbsubstanz“ des „arischen Wirtsvolkes“ verderben und zersetzen würden. Dabei diente nun der „Germane“ bzw. „Arier“ als Gegenbild zum „Juden“ bzw. „Semiten“ und nicht mehr der Christ. Dies hatte zur Folge, dass der Eindruck vermittelt wurde, dass die beiden als Opponenten dargestellten Gruppen mit unabänderlichen Eigenschaften dargestellt wurden, womit auch ihr Konflikt vorprogrammiert und unausweichlich erschien. Der „Arier“ konnte dabei ebenso wie der „Semit“ als Gewinner oder Verlierer auftreten, was häufig in ein und demselben Text variierte. Während jedoch der „Germane“ als die „reinste“ Form des „Ariers“ angeblich stets durch eigene Arbeit oder zumindest durch ehrlichen Kampf in seine Spitzenposition geriet, wurde behauptet, dass der „Jude“ mit Heimtücke und Hinterlist zu Privilegien gelange.

Den Judenhass der Aufklärungszeit hat Léon Poliakov auch „Antisemitismus im Reinzustand“ genannt (vgl. Poliakov 1983: 67). Die Übergänge zwischen Antijudaismus und Antisemitismus sind also fließend, so dass es zu gegenseitigen Beeinflussungen der oftmals in verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten entstandenen antijüdischen Mythen gekommen ist, wobei mitunter divergierende ideologische Ansätze zusammenfanden, deren Kluft durch ein gemeinsam verwendetes Hetzjargon kein großes Hindernis darstellte.

7.7.1 Das „arisch-germanisch“ infizierte Christentum im Zeitalter der aufkommenden Weltverschwörungstheorien

Bereits im 17. und 18. Jahrhundert fanden Klischeevorstellungen, nach welchen jeder westliche Herrscher „Hofjuden“ beschäftige und deshalb alle Juden begünstige, weite Verbreitung. Gerade die Ausweisung der jüdischen Bevölkerung Wiens durch Leopold I. im Jahr 1671 führte zu zahlreichen Übersiedlungen nach Berlin, wo sich in besonderem Maß antijüdische Vorurteile verfestigten. Die „Juden“ würden durch ihre Handelstätigkeiten und Pfandleihen, welche mit der Unterstützung der Obrigkeiten monopolisiert worden wären, den Markt kontrollieren und so über niedrigere Preise die lokale Wirtschaft, insbesondere das

⁴⁶¹ siehe Kap. 3.1.2/6.1.4/8.1.1/8.3.8

⁴⁶² siehe Kap. 6.1.2

Handwerk ruinieren und den „erbeuteten“ Gewinn in Kneipen und Lusthäusern verprassen. Dagegen wurde es als größte „Heldentat“ angesehen einen Juden zu überlisten, wie dies beispielsweise auch in der Volkserzählung *Der Jude im Dorn* zum Ausdruck kommt, welches von den Brüdern Grimm in ihre Märchensammlung aufgenommen wurde. Die sog. „Hofjuden“ gewannen teilweise das Vertrauen weltlicher Herrscher, so dass ihnen Ruhmsucht und Machtgier vorgeworfen werden konnten. Diese Sichtweise wurde dadurch gefördert, dass einige Juden auch als Hoflieferanten exklusive Waren aus der Ferne heranschafften und zu Positionen als Hofbankiers, Münzmeister oder politische Unterhändler gelangten. Als solche erhielten Juden, wenn sie ihre Aufgaben zufriedenstellend erfüllt hatten, auch mal Geschenke von Fürsten, welche auch vereinzelt ihre Töchter mit den Söhnen ihrer wohlhabenden Angestellten verheirateten. Jüdische Hochzeiten wurden oftmals zu Hof abgehalten. So entstand das Bild des „hinterlistigen“, „raffgierigen“, „privilegierten“ und „machthungrigen Juden“, welches in der Realität oft ganz anders aussah. Oftmals warteten christliche Handelspartner nur darauf ihren jüdischen Kollegen eins auszuwischen um ihr Vermögen einzuheimsen. Auch stellten die Juden häufig nur die Strohmannen von wesentlich reicheren christlichen Hintermännern dar, welche sie in der Hand hatten. Dies führte dazu, dass viele jüdische Familien, welche in die Oberschicht vorgedrungen waren, versuchten, ihr religiöses Bekenntnis und die damit verbundene Lebensweise geheim zu halten und gleichzeitig einen enormen Ehrgeiz entwickeln konnten, gesellschaftlich anerkannt zu werden (vgl. Poliakov 1983: 23-36).

Für Johann Gottlieb Fichte hob neben der Sprache und der Gesinnung bereits der „Boden“ und das „Blut“ als entscheidende Faktoren beim Werden der „Nation“ hervor. Gleichzeitig wurde auch schon vom „Versiegen“ der „angestammten Blutstropfen“ ausgegangen, wobei Fichte es für möglich hielt, dass dies schon geschehen wäre. Seit den Auseinandersetzungen mit der römischen Armee hätte ein immerwährender Kampf gegen „fremde Unterjochung“ stattgefunden und dabei auch in der Reformation seine Fortsetzung gefunden, wobei den „Deutschen“ bzw. „Germanen“ ihr „stammeseigenes Blut“ verloren ginge (vgl. Dörner 1995: 123; Fichte 1808: 263-272).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass dem Stigma des „überevorteilten Hofjuden“ die Nationalisierung einer angenommenen autochthonen Geschichte als Gegenbild diene, welche auf Grundlage einer angeblich spezifisch historisch gewachsenen Lebensführung gestellt wurde und in einem „ewigen Krieg“ ihre Fortsetzung fände. Hier deuten sich bereits Hauptmotive an, aus welchen die späteren Verschwörungstheorien geschnitzt sind. Einige

dieser Untergangsszenarien wurden mit dem „gobinistischen“ Gedanken des „rassischen Niedergangs“ angereichert, welcher mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert mit der Theorie aufgerüstet wurde, dass dieser lediglich mit „Rassenzucht“ in Form von einer „Aufordnung“ aufzuhalten wäre.

Zudem zog die Theorie eines „Weltjudentums“ als ein sich über intrigante Machenschaften verbreitender „Geheimbund“ zunehmend ihre Kreise. Hermann Goedsche (1815-1878) schrieb 1868 unter dem Namen „Sir John Retcliffe“ den Roman *Biarritz*, in welchem sich auf dem Prager Friedhof dreizehn jüdische Älteste gegen die Welt verschwören. Bei diesem Treffen fänden die Eigenschaften des „auserwählten Volkes“ zueinander. Dabei werden die Greise mit Tierbildern verglichen: die Schlange steht für die Beharrlichkeit, der Falke für den scharfen Blick, der Hund für das ausgeprägte Gedächtnis, die Ameise für die Vorsicht und der Biber für die Geselligkeit. Goedsche betonte außerdem die „Macht des Goldes“, welche die geheime Kraft der *Kabbala*⁴⁶³ ausmache und verfestigte so die traditionelle Verknüpfung von Judentum und „plattem Materialismus“. Schließlich beschließen die Greise eine Weltverschwörung, welche auf die Bündelung des gesamten Kapitals in ihren Händen und die Instrumentalisierung der Presse zur Lenkung der öffentlichen Meinung abzielt. Dieser Roman zirkulierte daraufhin nicht nur unter dem Titel *Rabbiners Rede* im österreichischen Kaiserreich, sondern auch in Russland, wo sein Inhalt u.a. später zum Vorbild der um die Jahrhundertwende gefälschten *Protokolle der Weisen von Zion* wurde.

Ein Jahr nach der Veröffentlichung von Goedsches *Biarritz* ernannte in Frankreich Henri Roger Gougenot de Mousseaux (1805-1876) die Juden in einer Streitrede als Anhänger einer geheimen, mysteriösen Religion, deren Vorstand der Teufel als „König der Juden“ darstelle, wobei ihm Dämonen und Geister behilflich wären. Im katholischen Frankreich wurden solche Behauptungen vor allem mit einer jüdisch-freimaurerischen Weltverschwörung gegen den Katholizismus in Verbindung gebracht und auch in Polen verfestigte sich ein die alten antijüdischen Vorurteile übersteigender Antisemitismus als „katholische Reaktion“ auf die neuen wissenschaftlichen und liberalen Strömungen (vgl. Mosse 2006: 151f; Pulzer 1966: 63).

In Wilhelm Marrs Schrift *Der Sieg des Judentums über das Germanentum* wurde im Jahr 1879 die Auffassung vertreten, dass die Hauptaufgabe des Antisemiten darin liege, die Schuld der „arischen Rasse“ an ihrer eigenen „Verjudung“ zu erklären. Dem „Judentum“ machte Marr bezüglich seines 1800 Jahre währenden „Kampfes“ keinen Vorwurf, da sie sich schließlich

463 Bei der *Kabbala* handelt es sich um die mystische Tradition der Juden.

nicht eigenständig „arisieren“ könnten. Zudem hätten sie trotz aller Verfolgungen dank ihrer „rassischen Eigenschaften“ überlebt, über ihre „finanziellen Sitten“ im Jahr 1873 den großen Börsenkrach ausgelöst und die Weltherrschaft an sich gerissen. Die „selbstverschuldete Verjudung“ schreite unaufhaltsam voran, auch der Antisemitismus könne sie nur Verzögern, wäre aber dennoch voranzutreiben (vgl. Mühlen 1977: 127; Poliakov 1988: 29).

Papst Pius IX. (1792-1878) schob den Juden die Urheberschaft am aufkommenden Anarchismus und der Freimaurerei zu und hielt auch an der Verbreitung dieser Hetze fest als sich um das Jahr 1870 bereits der Kulturkampf ankündigte und die Kirche mit ihren leibhaftigen und weitaus mächtigeren Feinden zu kämpfen hatte (vgl. Mosse 2006: 171).

Der katholische Theologe August Rohling hatte dieser Reaktion bereits 1871 in seinem Buch *Der Talmud-Jude. Zur Beherzigung für Juden und Christen aller Stände* ein mustergültiges Denkmal gesetzt, in welchem er dem Talmud als der bedeutendsten religiösen jüdischen Schrift vorwarf, ein Programm zur Erlangung der Weltherrschaft zu sein. Die Christen würden dabei als „Diener Baals“⁴⁶⁴ und zudem als Esel, Hunde und Schweine dargestellt, wodurch sich die „Juden“ in ihrer „Verworfenheit“ dazu berechtigt fühlten, mit den Christen „Wucher“ und „Sodomie“ zu betreiben und ihre Frauen zu vergewaltigen. Rohling befürwortete die Ausweisung der „jüdischen Nation“ von „Gottesmördern“, welche weit mehr als nur eine religiöse Gemeinschaft darstelle. Seine Schrift hatte großen Einfluss auf die deutschen, französischen und österreichischen Katholiken und auch auf die deutschnationalen Rassenantisemiten (vgl. Mosse 2006: 172f; Pulzer 1966: 135f).

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung bei einer solchen antisemitischen Hetze hatten die auf mittelalterlich-religiöse Vorurteile beruhenden, angeblichen „Ritualmorde“, wie der von Tisza-Eszlár.⁴⁶⁵ Die Anzahl diesbezüglicher Gerichtsverfahren im deutschsprachigen Raum hat Léon Poliakov von 1867-1914 auf ganze zwölf beziffert. Inwieweit dieses Konstrukt in der Gedankenwelt der Bevölkerung präsent war und immer wieder um sich griff, wird uns verborgen bleiben (vgl. Poliakov 1988: 27).

Rohlings „Talmud-Jude“ war neben dem Antisemitismus auch von Antiprotestantismus gekennzeichnet und wurde vielleicht gerade deshalb vornehmlich von Katholiken aufgegriffen. Außerdem wurde sie ins Russische und Französische übersetzt. Insbesondere

464 Bei *Baal* handelt es sich um einen „altorientalischen“ Wettergott, welcher mit einem Vegetationskult einherging (vgl. König 1956: XX).

465 siehe Kap. 4.5.1/S. 95

zirkulierte seine Schrift im Rahmen der in Kürze beschriebenen Ausschreitungen in Frankreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts (vgl. Mosse 2006: 173; Pulzer 1966: 135f).

An dieser Stelle ist auch die ambivalente Position Karl von Vogelsangs zu nennen, welcher in Österreich den militanten Antisemitismus, aufgrund von symbolischen Darstellungen eines am Galgen hängenden Juden ablehnte, aber dennoch durch das Judentum sozialisierte Gruppen als „fremdes Volk“ und Ausdruck jeglicher modernistischen Strömung ansah. Er lehnte es ab die jüdische Religion anzugreifen, befürwortete jedoch wörtlich einen „katholischen Antisemitismus“, welcher Juden zur Konvertierung anregen sollte (vgl. Mosse 2006: 171f).

Generell eignete sich der Katholizismus in geringerem Maß als der Protestantismus für den Rassenantisemitismus, welcher die Taufe als Mittel zur „Lösung“ der „Judenfrage“ ablehnte. Zudem zeigte der Protestantismus eine größere Hingebung zu dem insbesondere seit Anfang des 19. Jahrhundert aufflammenden deutschen Nationalismus, wobei Martin Luther als der „Befreier des deutschen Geistes von katholischer und römischer Knechtschaft“ (Mosse 2006: 166) gepriesen wurde. Gleichzeitig wurden erste Stimmen laut, dass die alten mosaischen Gesetze des Alten Testaments nur für das Judentum zu gelten hätten. Nach 1848 wurde in vielen protestantischen Predigten das Christentum mit dem „Volk“ gleichgesetzt. Dieses völkische Christentum sollte sich seiner „fremden semitischen Wurzeln“ entledigen. Im Jahr 1863 wurde unter diesen Vorzeichen die „Evangelische Vereinigung“ gegründet. Doch auch der Katholizismus war keineswegs dagegen immun, sich vom Antisemitismus infizieren zu lassen, wobei insbesondere die antisemitische Hetze in Frankreich das treffendste Beispiel lieferte. Der Protestantismus ging vor allem in Preußen, während Bismarcks „Kulturkampf“, eine Koalition mit dem wilhelminischen Militarismus ein (vgl. Mosse 2006: 163-171).

Der Rechtshistoriker Johann Caspar Bluntschli (1808-1881) stellte in seinem 1857 im *Deutschen Staatswörterbuch* veröffentlichten Artikel *Arische Völker und arische Rechte*, die „arische Völkerfamilie“ auf das Siegerpodest der Weltgeschichte, welches sich diese durch ihr aristokratisches Ständebewusstsein und die Umwandlung des Bodens zum Eigentum auch redlich verdient hätten. Während sich die „Semiten“ vor Gott unterwürfen, würden die „Arier“ durch ihr größeres Selbstwertgefühl in den menschlichen Geist vertrauen. Im Jahr 1865 wurde Bluntschli zu einem Mitbegründer des „Deutschen Protestantenvereins“ (vgl. See 2003: 70f).

Entsprechend der nationalen Außenpolitik versuchte sich in Deutschland wiederum der militante Protestantismus sowohl vom den Menschen versklavenden „Papismus“ Frankreichs als auch vom scheinheiligen, imperiale Interessen mit humanitären Werten verschleiern

Protestantismus Englands abzugrenzen, dessen Imperialismus mit seiner Gier nach Gold (vgl. Mosse 2006: 165) eine Nähe zur „goldenen Internationalen“ der „Juden“ vermuten ließ.⁴⁶⁶

Bismarck wollte mit seinem „Kulturkampf“ den deutschen Katholizismus von seinen internationalen Kontakten abschneiden und verstärkte so die schon vorhandene Tendenz. Teilweise reagierten Katholiken mit einer Forcierung der traditionellen, in mittelalterlichen Vorstellungen verwurzelten antijüdischen Tendenz, um in einer Zeit, in welcher ein „rassisch“ argumentierender Antisemitismus auch in Regierungskreisen salonfähig wurde, ihre Staatstreue zu beweisen (vgl. Mosse 2006: 165f).

Die religiöse Ausrichtung der völkischen Bewegung konnte auch auf eine „germanische“ Religion abzielen, welche durch das vom „Juden“ Paulus „verdorbene“ Christentum verdrängt worden wäre und erst unter der Reformation mit dem Protestantismus wieder zu seiner wahren Bestimmung gelangt sei. Dieser Gedanke ging auf den Orientalisten und Kulturphilosophen Paul Anton Bötticher (1827-1897), alias „Paul de Lagarde“, zurück, welcher in seiner von 1878 bis 1892 erschienen Aufsatzsammlung *Deutsche Schriften* einen Kampf ums Überleben zwischen „Ariern“ und „Juden“ heraufbeschwor (vgl. Mosse 2006: 123).

Solchen Konstruktionen diene die Beimengung einer rassistischen „arischen Überlegenheit“ bzw. „Unterlegenheit“ als Polarisationspunkt des Antisemitismus. In der populären Literatur gelangte die auf die angeblich „reine Kraft ihres Blutes“ basierende „Heldenhaftigkeit“ des „Arier-Germanentums“ zu nahezu göttlicher Lobpreisung. Die „Germanen“ wurden als „edelster Urstamm“ der „weißen Rasse“ dargestellt und durch blaue Augen gekennzeichnet, wobei insbesondere der von Richard Wagner ins Leben gerufene *Bayreuther Kreis* mit seiner seit 1878 herausgegebenen Zeitschrift „Bayreuther Blätter“ diese Sichtweise popularisierte (vgl. Geiss 1988: 192; Römer 1989: 66).

Beim Berliner Philosophen Karl Eugen Dühring (1833-1921) handelte es sich anfangs um einen Sozialisten, welcher zwar für die Rechte der Arbeiter eintrat, aber im Gegensatz zum Marxismus, dem existierenden Staat die Mittlerrolle zwischen Proletariat und Bourgeoisie zuschrieb. Dadurch fasste ihn Friedrich Engels (1820-1895) als Bedrohung für die Arbeiterbewegung auf und veröffentlichte, um seine Gesinnungsgenossen vor seinem neuen Gegner zu warnen, im Jahr 1876 seine Schrift *Anti-Dühring*, welche zu großer Popularität gelangte. Nur ein Jahr später wurde Dühring wegen Beleidigung seiner Kollegen von der

⁴⁶⁶ siehe Kap. 8.1.1/8.1.2/8.2.3/8.3.5

Berliner Universität verstoßen und ließ sich nun zu Angriffen gegen sein ganzes ehemaliges Umfeld verleiten. Er begann die Sozialdemokraten zu hassen, lehnte auf einmal den Staat als seinen früheren Arbeitgeber an der Universität ab, änderte seine Volkswirtschaftslehre und wendete sich auch gegen Richard Wagner, welcher sich zuvor mit ihm anfreunden wollte.

Dühring wandte sich nun dem Rassenantisemitismus zu und wurde gar zu einem der Begründer dieser ideologischen Ausrichtung, indem er, stärker noch als Wilhelm Marr oder Edouard Drumont mit seiner im Jahr 1880 fertiggestellten Schrift *Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort*, der Anschauung zum Durchbruch verhalf, welche die „Judenfrage“ als „Rassenproblem“ darstellte. Dabei käme die Gesamtheit der „Raceneigenschaften“ in gegenwärtigen Handlungen zum Ausdruck, zu deren Beurteilung sowohl das „geschichtliche Gesamtverhalten“ als auch die Taten verschiedener Individuen betrachtet werden müssten. Der „parasitäre Charakter“ wäre die hervorstechendste „Raceneigenschaft“ der „Juden“, welche sich in ihrer „eingefleischten Selbstsucht“ äußere. Die „Belästigung“ der „anderen Völker“ wäre sozusagen ihr Lebenselixier (vgl. Mosse 2006: 197f; Mühlen 1977: 127f).

Die „Juden“ würden, um sich auszubreiten, einen von „Skrupellosigkeit“ geprägten „Kampf“ führen:

„Man wird sich erinnern müssen, dass die Juden den Kampf um ihre Ausbreitung und um die zugehörige Vernichtung und Einengung von Elementen der bessern Nationalitäten mit bekannter Skrupellosigkeit und mit allen Mitteln führen, die der schlechten sittlichen Beschaffenheit ihres Stammes entsprechen. Hätten sie die Macht dazu, so wären die andern Nationen längst verschwunden oder höchstens in der Rolle von Judenknechten als Gegenstände der Arbeitsausbeutung übriggelassen worden. Ein solcher Zustand ist sogar das einzige Idol, welches das sonst ideallose Judentum von Urbeginn an im Sinne gehabt hat“ (Dühring 1881: 117).

Dühring verhalf der Auffassung, das Christentum als Werkzeug der „jüdischen Rasse“ zur Versklavung der Welt darzustellen, zu weiterer Bekanntheit. Die christliche Kirche hätte lediglich das Alte Testament und somit auch das Judentum rezipiert, was sich in „Privilegien“ und „Schutzvorrechten“ für die jüdischen Gemeinden geäußert habe. Somit hätten auch die christlichen Glaubenssätze niemandem mehr genutzt als den „Juden“ (vgl. Dühring 1881: 100f; Mosse 2006: 197f).

Da es den „Juden“ jedoch an Weitsichtigkeit fehle, würden sie gar gegen das von ihnen selbstgeschaffene Christentum vorgehen:

„Mit ihrem Eintagsverstand sehen sie es jedoch nicht ein, dass sie mit ihrem heutigen Verhalten gegen das Christenthum den Ast absägen, auf dem sie so lange gesessen haben. Darum ist ihnen auch diese Arbeit zu gönnen. Sie sehen schon heut mächtigere Elemente gegen sich in die Schranken treten, als sie der Geist des Mittelalters mit allen seinen Volksaufständen und Verfolgungen zur Verfügung hatte. Es sind Völkerindividualitäten und auch die allgemeine Humanität, was sich gegen sie regt. Die Nationen besinnen sich auf ihr von den Juden verletztes Selbst, und die edlere menschliche Gesinnung beginnt sich in vollem Gegensatz gegen das Judenthum zu fühlen“ (Dühring 1881: 100).

Dabei wäre es ein törichter Ansatz die Religion und deren Einrichtungen ausklammern zu wollen, schließlich wäre diese ein Produkt der „Race“ und müsse deshalb „auch vom Racen- und Culturstandpunkt behandelt“ (Dühring 1881: 101) werden:

„Die Religion verkörpert nicht blos Phantasievorstellungen, sondern auch Gefühle und Grundsätze. Die Religion ist eine Heiligung von Sitten oder auch von Sittenwidrigkeiten; sie ist eine Heiligung der Stammesnatur. Die Judenreligion ist daher eine Heiligung des Judenwesens. Man hüte sich, sie als eine Gleichgültigkeit zu behandeln“ (ebd.).

Dühring betonte bereits, dass selbst Vertreibungen lediglich eine regionale Verlagerung des „Judenproblems“ darstellen würden (vgl. Mühlen 1977: 128).

Voltaire, Shakespeare und der französische Politiker und Schriftsteller Henri Rochefort (1830-1913) hätten zwar das „Problem“ der „Verjudung“ richtig dargestellt, doch fehle es an Ansätzen dieses zu meistern (vgl. Dühring 1881: 95ff):

„Derartiges ist jedoch noch weit davon entfernt, aus einer blossen Theorie und einem blos theoretischen Urtheil in ein praktisches Thun auszuschlagen. Urtheile müssen nicht blos gefällt, sondern auch vollstreckt werden. Nach dieser Seite spitzt sich die Judenfrage nun dahin zu: Was ist der Zweck der Execution und welche Mittel stehen für sie zur Verfügung?“ (Dühring 1881: 97).

Dühring forderte eine „Emanzipierung“ der „Volkskräfte in ihrem nationalen Bewusstsein“ (Dühring 1881: 110) gegen das „grosse Gesamtverbrechen“ der „Juden“, welches durch „collektiven Landesverrath“ und die „Judenselbstsucht“ entstanden sei. Der einstige Sozialist sah alle Parteien, insbesondere die Sozialdemokratie, als „verjudet“ an und auch die übrigen

sozialistischen und kommunistischen Bestrebungen wären bereits „jüdisch“ infiltriert. Der Kommunismus plane die „Völker“ zu enteignen und deren Habe dem „jüdischen Gemeingut“ zuzuführen. Internierung wäre dabei keine Lösung, stattdessen schlug er Deportation vor (vgl. Dühring 1881: 110f, 152f).

Zudem forderte er einen „Verteidigungsfeldzug“ als einen Überlebenskampf gegen den „Orientalismus“:

„Die Judenfrage selbst ist eine sociale Frage und zwar eine von erster Ordnung; ja vorläufig rangirt sie noch vor der allgemeinen socialen Frage; denn sie ist nicht blos eine Lebensfrage des aufstrebenden Arbeiterthums, sondern eine Existenzfrage der modernen Völker. Die Abschüttelung des Judenalsps ist eine Angelegenheit der Nationen. Gegen den Orientalismus müssen die Nationen in allen Parteien vorgehen, wie wenn es sich um einen Feldzug zur Vertheidigung der Nationalrechte gegen einen fremden Angreifer handelt“ (Dühring 1881: 153).

Dührings Antisemitismus war zwar durchaus rassenbiologisch motiviert, doch fehlte ein allumfassendes Rassenkonzept. Die „Juden“ dienten ihm als Sinnbild des „Niederträchtigen“ ohne jedoch dabei eine „Rassengliederung“ in Form einer Welthierarchie vorzunehmen. Dabei fehlte sowohl ein „Arier“-Mythos als auch das Konzept einer „rassischen Elitenbildung“ und zudem eine ausformulierte kultur- und geschichtspessimistische Dekadenztheorie (vgl. Mühlen 1977: 129).

Dennoch finden sich mitunter rassentheoretische Ansätze in dieser Hetzschrift. Einerseits verstand er sich und seine vermeintlichen „Volksgenossen“ im Kampf gegen das „Judentum“ als Abkömmlinge von „nordischen Germanen“ (vgl. Dühring 1881: 93), andererseits verpasste er den „Racejuden“ eine „Orientalische Physiognomie“, wenn er diese auch nicht weiter präziserte, aber trotzdem mit inneren Werten in Verbindung setzte:

Seit den Zeiten, als ein, wenn ich nicht irre, vom Namen Schlesinger auf den Namen F.J. Stahl getaufter Jude⁴⁶⁷ und Berliner Professor einer ihrer Hauptführer war, ist bei ihnen [den Konservativen] der Geschmack an Racenjuden fortgepflanzt worden und zeigt gegenwärtig noch manche lebende Früchte in der Presse und anderwärts. Der Vater jenes Stahl war, soviel ich weiss, ein Viehhändler; der Sohn war bereits zum politischen Geschäft mit Menschen

467 Er meinte damit Friedrich Julius Stahl (1802-1861), einen konservativen Staatstheoretiker, welcher ursprünglich Julius Jolson oder Golson hieß. Für den Nachnamen Schlesinger finden sich jedenfalls keinerlei Belege (vgl. Füssl 1988: 16).

avancirt. Seine Orientalische Physiognomie war so ausgeprägt, dass sie unter Tausenden von andern Juden hervorragte; aber dieses kleine Männchen mit seinem urjüdischen Aeussern und Innern betrieb nun den Handel mit conservativen Ideen, wie einst sein Vater den mit dem Vieh der Conservativen (Dühring 1881: 153).

Zudem vergaß Dühring nicht auch vor getauften „Juden“ und „Mischlingen“ zu warnen, wobei die staatlichen Verwaltungsbehörden an Stellen ergänzend wirksam werden sollten, wo „die Racengesetze mit ihren äusserlich abgrenzenden Abstammungsmerkmalen nicht mitzuumfassen vermögen“ (Dühring 1881: 154).

Dabei habe er schon vor Jahren darauf hingewiesen, dass es zwar mehr Schaden verursache, den „Machinationen der rachgierigen und im Dunkeln schleichenden Judenmacht“ (Dühring 1881: 155) entgegenzutreten als dem Staat und der Kirche, doch müssten „im Interesse der Humanität, Sitte und Cultur [...] solche Gefahren und Schädigungen“ (ebd.) in der Presse und im Universitätsbetrieb auf sich genommen werden. Dies mache nichts weiter aus, schließlich sei diese intellektuelle Sphäre sittlich sowieso schon „derartig gesunken“, dass die „Judenpresse“ nun schon zu ihrer „unentbehrlichen Stütze“ gehöre.

Der erzkonservative Publizist Edouard Drumont (1844-1917) entwarf für Frankreich in seinem über eine Millionen Mal verkauften zweibändigen Buch *La France Juive* ein ähnliches Untergangsszenario. Darin wurde behauptet, die „Semiten“ wären durch Habgier und den daraus resultierenden Geschäftssinn geprägt, welcher sich nach anfänglich scheinbarer Harmlosigkeit mit der Zeit schleichend in gefährlichen Intrigen äußere. Drumont verglich dabei die „Juden“ seit dem Verlassen der Ghettos mit einem in Staat und Gesellschaft um sich greifenden Krebsgeschwür, welches sich zudem durch internationale Kontakte „vaterlandlose“ Verstärkung geholt hätte und so alle soziopolitischen Bereiche dominiere und diese „degeneriere“. Überhaupt stünden die „Juden“ paradigmatisch für die „Entwurzelung der Moderne“ und würden zu Nervosität und Geisteskrankheiten neigen. Die Kirche habe den Kampf gegen das „Judentum“ aufgegeben, aber auch Protestanten und Freimaurer wären nichts weiter als „Halbjuden“ oder „Juden“. Deswegen müsse nun das „Volk“ das Heft selbst in die Hand nehmen, um die „Juden“ ein für alle Mal aus Frankreich zu vertreiben. Nur so könne für eine wirtschaftliche Umverteilung gesorgt und soziale Gerechtigkeit erlangt werden. Unter Berufung auf die Degenerationstheoretiker Jean-Baptiste Morel und Cesare Lombroso⁴⁶⁸ verpasste Drumont den „Juden“ physiognomische und andere körperliche

468 zu Lombrosos *Atavismus*-Theorie siehe Kap. 8.3.8/S. 512f

Merkmale, welche er als Indiz für deren „Dekadenz“ wertete. Neben der als antisemitisches Klischee altbewährten Hakennase, hätten diese abstehende Ohren, längliche Körper, Plattfüße und feuchte Hände.

Zwar blieben solche Unterfangen, wie die von Marr und Drumont, in der Tagespolitik größtenteils wirkungslos, doch verankerten sie langfristig den Rassenantisemitismus als geistige Strömung des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Trotz Drumonts Antiklerikalismus feierten zahlreiche katholische Wochenzeitschriften in Frankreich dessen Antisemitismus, so dass dieser dort, auf Grundlage des vorangegangenen dortigen Judenhasses, welchen die Frühsozialisten Charles Fourier (1772-1832), Jean Pierre Proudhon (1809-1865)⁴⁶⁹ und Alphonse Toussenel (1803-1885) ideologisch geformt hatten und unter Mithilfe der vom Rassentheoretiker Georges Vacher de Lapouge kurz vor der Jahrhundertwende begründeten Anthroposoziologie,⁴⁷⁰ zuerst in Form von einem rassenantisemitisch aufgeladenen „nationalen Sozialismus“ seinen realpolitischen Durchbruch feiern konnte (vgl. Mosse 2006: 13, 84, 169, 186-190; Mühlen 1977: 105, 127; Poliakov 1983: 83; Poliakov 1987: 99, 173).

Dies geschah Ende des 19. Jahrhunderts als die *Dreyfus-Affäre* (1894-1899) die „Grande Nation“ spaltete. Im Jahr 1894 wurde der elsässische General mit jüdischen Wurzeln Alfred Dreyfus (1859-1935) zwei Wochen nach seinem Amtsantritt wegen angeblichem Landesverrat inhaftiert. Dabei dürfte er doppelt vorbelastet gewesen sein: durch seine regionale Herkunft, welche eine Nähe zu den Deutschen vermuten ließ und zudem im Zeitalter des frühen Rassenantisemitismus sein jüdisches Elternhaus. Im darauffolgenden Jahr wurde der Hochverratsprozess gegen ihn eröffnet. Die französischen Antisemiten taten alles, um ihn mit gefälschten Dokumenten und einer breit angelegten Hetze weiter zu belasten. Zur Wiederherstellung der angeblich gefährdeten „öffentlichen Ordnung“ wurde im Jahr 1899 die militante „Action Française“ unter katholischen, royalistisch-restaurativen, antiegalitären, antifreimaurerischen und antisemitischen Vorzeichen gegründet. Ihr Anführer Charles Maurras (1868-1952) nahm zwar ein ambivalentes Verhältnis zur „Rassenfrage“ ein, scheute sich jedoch nicht, zeitweilig die rassenantisemitischen Forderungen von Edouard Drumont zu unterstützen. Insbesondere die Jugendorganisation der „Action Française“, die „Camelots du Roi“ trugen den Judenhass als „heiligen Krieg“ auf die Straße, wobei nicht nur die jüdische

469 Die französischen Sozialisten behaupteten die „Juden“ würden Gold als Waffe benutzen. Proudhon titulierte den „Juden“ als „Feind des Menschengeschlechts“. Seine „Rasse“ solle nach Asien „zurückgeschickt“ oder vernichtet werden (vgl. Mosse 2006: 188; Poliakov 1987: 179).

470 zur *Anthroposoziologie* siehe Kap. 5.5.2.3

Gemeinde und deren Einrichtungen als Angriffsziel dienten, sondern auch die Freimaurerei, der Republikanismus, der Sozialismus und die sog. „Dreyfusards“, welche den angeblich abtrünnigen General unterstützten. Außerdem wurden auch solche Personen des öffentlichen Lebens, welche man zu diesen Kategorien zählen wollte, ins Visier genommen. Die „Action Française“ verknüpfte ihre nationalistische Propaganda an eine Boden-Mystik, wobei insbesondere vorgegeben wurde, den kleinflächigeren Grundbesitz zu schützen. Als Gegenbild diente der „ruheloze und bedrohliche Kapitalismus“ des „internationalen Judentums“. Für Georges Vacher de Lapouge war diese Eskalation nichts anderes als der „rassenmäßige“ Aufstand des „brachycephalen Kleinbürgertums“ gegen die „jüdische Überfremdung“ des Landes, um die Früchte ihrer Revolution von 1789 nicht in die Hände der „Juden“ übergleiten zu lassen (vgl. Dreyfus 1901: 17-21; Mosse 2006: 81, 152f, 176, 185; Mühlen 1977: 105f, 127; Pulzer 1966: 55, 58ff; Wladika 2005: 283).

Auch in Russland hatte die Dreyfus-Affäre ihre Spuren hinterlassen und diente der Fortführung der antijüdischen Politik des Zaren. Die vermutlich zwischen 1894 und 1899 in Frankreich unter Beihilfe der russischen Geheimpolizei geschaffenen *Protokolle der Weisen von Zion* wurden aus diversen Verschwörungstheorien zusammengewürfelt. Wiederum treffen sich angeblich jüdische Gelehrte auf dem Prager Friedhof, um die Welt zu unterwerfen und zwar diesmal mit modernen Mitteln: vom Gleich- und Freiheitsgedanken der Französischen Revolution angefangen bis zur Verbreitung von Sozialismus und Liberalismus, wobei die Freimaurerlogen willig Pate stünden (vgl. Mosse 2006: 152f, 169, 173; Mühlen 1977: 127; Pulzer 1966: 58ff).

Die „Juden“ wurden darin nicht mehr als die begünstigten Handlanger weltlicher Herrscher dargestellt, sondern die Regierungen zu Stroh Männern und Marionetten einer „jüdischen Weltorganisation“ degradiert. Jegliche Staatenbildung und somit auch alle Kriege und Konflikte, ob religiöser, sozialer oder wirtschaftlicher Natur, gingen auf diese Verschwörung des „Weltjudentums“ zurück, was durch die „Protokolle“, welche nur versehentlich in die angeblich ausschließlich von „Juden“ dominierte Öffentlichkeit gelangt wären, dokumentiert würde. Neu war im Vergleich zu den vorangegangenen Verschwörungstheorien weniger der Inhalt als die Erzählperspektive aus Sicht eines „jüdischen Weltherrschers“, mit welcher der gefälschten Hetzschrift der Schein von Authentizität gegeben werden sollte (vgl. Beek [Hrsg.] 1922: 31-80; Mosse 2006: 152f).

Die Verfassungsstaaten mit ihren Wahlordnungen und Rechtsauffassungen wären nur Schein und Trug, um dem Nichtjuden seine Selbstbestimmung vorzugaukeln. In Wirklichkeit handle

es sich dabei nur um ein weiteres Werkzeug, Hass, Zwietracht und „unfruchtbaren Parteihader“ zu säen. Außerdem wären alle Regierungen jederzeit absetzbar, wenn dies dem „Weltherrscher“ nützlich erscheine. Wenn die „Juden“ als „Wölfe“ im von ihnen geschaffenen und kontrollierten „Staatskörper“, über die Einflößung des „Giftes des Freisinns“, die „Zersetzung des Blutes“ vorantreiben würden, müssten sie nur noch auf dessen „letzten Todeskampf“ warten. Über die Verbreitung von Hunger und Seuchen würde den „Völkern“, welche sowieso nur aus einer „Hammelheerde“ von Nichtjuden bestünden, keine Atempause gegönnt, um sie gegeneinander aufzuwiegeln und somit der Geldwirtschaft sowie letztlich der „jüdischen Weltherrschaft“ zu unterwerfen. Dabei wären auch Freimaurerlogen behilflich (vgl. Beek [Hrsg.] 1922: 47-52).

Die Wissenschaft und jegliche geistigen wie politischen Strömungen lägen in den Händen des „Weltjudentums“ und würden die Bevölkerung von ihrem wahren Feind ablenken (vgl. Beek [Hrsg.] 1922: 58).

Und für den Fall der Fälle, dass alle Stricke reißen und diese „geheime Macht“ Gefahr laufe, dem Volkszorn weichen zu müssen, hätte das „Judentum“ noch folgendes probates Mittel parat:

Sie könnten einwenden, daß die Nichtjuden mit der Waffe in der Hand über uns herfallen werden, sobald sie vor der Zeit entdeckten, wie alles zusammen hängt. Für diesen Fall haben wir ein letztes, furchtbares Mittel in der Hand, vor dem selbst die tapfersten Herzen erzittern sollen. Bald werden alle Hauptstädte der Welt von Untergrundbahnen durchzogen sein. Von ihren Stollen aus werden wir im Falle der Gefahr für uns die ganzen Hauptstädte mit allen Einrichtungen und Urkunden in die Luft sprengen (Beek [Hrsg.] 1922: 47).

Einen weiteren Baustein für den „arischen“ Mythos in Verbindung mit einer Theorie der „niederrassischen Weltverschwörung“ stellt das Ideengebäude der im Jahr 1875 von der in England lebenden Helena Petrovna Blavatsky (1831-1891) begründeten „Theosophical Society“ dar. Unter Bezugnahme auf altägyptische oder später, in ihrem Hauptwerk *Die Geheimlehre* von 1888, auch auf hinduistische Quellen, welche sie mit von ihr selbst erstellten Gedanken anreicherte, schuf sie ein zyklisches Weltmodell, welches dem Materialismus der Vereinigten Staaten von Amerika und des viktorianischen Großbritanniens gegenüberstand. Statt einer darwinistischen, auf die Naturwissenschaften aufbauenden Evolutionstheorie, unterteilte sie ihre Weltgeschichte in sieben Kreisläufe, welche von „Aufstieg“ und „Verfall“ geprägt gewesen wären und letztlich auf einen Schöpfergott zurückgingen. Jeder Phase wird

eine bestimmte „Wurzeldasse“ zugeordnet, wobei die ersten drei „vormenschlich“ gewesen wären. Bei der „vierten Wurzeldasse“ handle es sich um die „Atlantier“, welche mittels heute unbekannter „psychischer Kräfte“ überall Monumentalbauwerke errichtet hätten, aber in einer Flut fast vollständig ums Leben gekommen wären. Noch befände sich der Mensch in diesem vierten Zyklus, doch wäre die „fünfte Wurzeldasse“, die „arische“, bereits auf Erden, um die Phasen fünf bis sieben der „höherwertigen Wurzelassen“ einzuleiten. Den einzelnen Menschen durchdringe ein „Lebensgeist des Universums“, sozusagen ein „vitales Äther“. Symbolismen spielen in Blavatskys Weltbild eine wichtige Rolle, insbesondere die Swastika (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 24-27; Mosse 2006: 119).

Der Autor und bayrische Archivdirektor Franz von Löher (1818-1892) versuchte in seinen Schriften den Bildungsstand „unserer germanischen Vorfahren“ in einer „lichteren Farbe“ zu zeichnen (vgl. Wiwjorra 2006: 95).

Löher bezeichnete den „Germanen“, als denjenigen welcher lichte Höhen bestieg, dort die Hände faltete, über dem Haupt emporhob und gegen den Himmel ausstreckte. Bei Reue, Trauer und Bestürzung wäre der Blick zur Erde, bei einem Hoffnungs- oder Dankgefühl nach oben gerichtet worden. Solche „natürlichen Geberden, in welchen halb unbewusst religiöses Ergriffensein sich kundgab, waren allen Germanen ebenso gemeinsam, wie allen Semiten die Gewohnheit, sich vor des Allerhöchsten unermesslicher Allgewalt niederzuwerfen, dass das Haupt den Boden schlug“ (Löher 1886: 68).

Auch die esoterisch-weltverschwörerische Strömung des parallel sich zum wissenschaftlichen Rassendiskurs modifizierenden mystischen Rassismus ging wohl kaum spurlos an Matthäus Much vorüber und hat jedenfalls umgekehrt von diesem Impulse empfangen. Dekorelemente verstand Much jedenfalls nicht als ein reines Formkriterium, stattdessen als ein Mitbringsel bei den Wanderungen der „Indogermanen“ und Zeichen ihrer Sesshaftigkeit. Die von Much als „arisch-germanisch“ eingestuft Symboliken waren für ihn Ausdruck von „Rasseneigenschaften“.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war es Julius Langbehn (1851-1907), welcher die schlesische Tradition eines protonationalistischen Landschaftsmystizismus, welchen der Schuster Jakob Böhme (1575-1624) begründet hatte, mit der Theosophie Blavatskys kombinierte und rassistisch uminterpretierte. Richtungsweisend war hierbei sein Buch *Rembrandt als Erzieher* (1890). Dank seiner vielschichtigen Interpretationsmöglichkeiten gelangte es zu großer Volkstümlichkeit. Moralisch richtete es sich gegen Wohlgefälligkeit und

mittelständische Üppigkeit und griff in der Kunst den Naturalismus und den Realismus entschieden an. Mystizismus hielt er dabei für die wandelnde Kraft, Kunst und Wissen zu modifizieren. Lediglich die „germanischen Künstlerrasse“ verfüge über einen voller Kreativität strotzenden „Lebensgeist“, welcher diese befähige, die Rolle als „Mittler zwischen Mensch und Kosmos“ (Mosse 2006: 121) einzunehmen. Lediglich ihr stünde es zu, dass in der Natur manifestierte Universum Gottes zu verstehen.

Richard Wagners Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain ging es mit seinem weite Verbreitung findenden Werk *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* (1899) in erster Linie darum, die „kennzeichnende jüdische Form“ aus „unserem Geist“ auszusondern, da sie diesen gefährde. Die urchristliche Dreieinigkeit sei hierbei vom „semitischen Monotheismus“ trotz heftigen Widerstandes der „Judenchristen“ unterjocht worden und lediglich durch die „hellenische Denkart“ weitertradiert worden. Die religiöse Vereinnahmung der Zahl Drei sei eine „indoeuropäische Eigenheit“. Jesus Christus stilisierte Chamberlain zu einem „arischen Propheten“. Die „Juden“ wurden als „Teufel“ dem „erwählten Volk“ der „Germanen“ gegenübergestellt (vgl. Chamberlain 1922: 273, 613; Mosse 2006: 128f).

7.7.2 Die Mystifizierung der Landschaft in Niederösterreich als Gegenbild zur „jüdischen Weltverschwörung“ im ausgehenden 19. Jahrhundert

Im Zuge der im 19. Jahrhundert zunehmenden Verteufelung des Großstadtlebens als Hort der „Entartung“, wurde in Österreich die Hauptstadt Wien als der lokale Herd eines „drohenden Niedergangs“ ausgemacht. In diesem Konstrukt konnten sich diesbezüglich orientierte Propheten aus allen möglichen politischen und weltanschaulichen Sparten wiederfinden, wobei offensichtlich für viele das Wiener Umland, Niederösterreich, einen Rückzugsort darstellte, wo die Welt trotz aller „Bedrohungen“ noch so war, wie sie u.a. den völkischen Vorstellungen entsprach. Hierbei konnte mit Vorstellungen zur Vergangenheit die Gegenwart unterlegt werden und der restaurative Charakter dieser Theorien Verschleierung finden, mit welchen warnende Stimmen, ob katholisch oder „alldeutsch“, romantisch oder auf die Realpolitik bezogen, eines von vielen Argumenten zur Verbreitung ihres auf „Sittlichkeit“ beruhenden Weltbildes finden konnten.

Die florierende Indogermanistik „bestärkte die pessimistischen Lebensanschauungen des Restaurationszeitalters“ (Franz 1955: 403) derart, dass einströmende „indisch-iranische“ Gedanken gemeinsam mit der von den Brüdern Grimm begründeten germanistischen Sprachwissenschaft, die Wurzeln für „geistige Neubaubestrebungen“ seit der Mitte des 19.

Jahrhunderts darstellten. Dabei mussten christliche Werte „indo-/germanischen“ Überlieferungen weichen. Besonders das auf Einflüsse der indischen Philosophie aufgebaute Hauptwerk von Arthur Schopenhauer (1788-1860) *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819) bestärkte die geistige Strömung einer durch den restaurativen Pessimismus geprägten „neuheidnischen“ Weltauffassung und hat dabei bei Richard Wagner und Friedrich Nietzsche eine starke Wirkung hinterlassen. Der neugeschaffene Gedanke einer sich im „Nibelungenepos“ niederschlagenden „germanischen Schicksalsgemeinschaft“ wurde in den Werken von Friedrich Hebbel⁴⁷¹ und Richard Wagner⁴⁷² auf dichterische Weise umgestaltet. Dieses „Neuheidentum“ ist auch als eine geistige Wurzel der „Schönerer-Bewegung“ anzusehen, welche sich vor allem im „Germanenkult“ und im Antisemitismus niederschlug, wobei mitunter ein mystifizierter Rassebegriff zum Ausdruck kam. Dieser fand insbesondere mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert vor allem in der alldutschen „Los von Rom“-Bewegung seine Offenbarung (vgl. Franz 1955: 402f).

In seiner *Gotentheorie* von 1871 zeigte Much bereits gewisse Kenntnisse zur nordischen Mythologie. In seiner Schrift zu den „Germanischen Wohnsitzen“ von 1875 ist dagegen kein offensichtlicher Bezugspunkt zur nordischen Sagenwelt erkennbar; vielmehr geht es um die Kämpfe der niederösterreichischen „Germanen“ gegen das römische Imperium.

In einem Brief von Heinrich Wankel vom 15. Juli 1874 bittet er Much um eine Bestandsangabe von Büchern zur Runenschrift (vgl. Windischbauer 2002: 225).

Muchs Abhandlungen von 1878 und 1879 *Ueber den Ackerbau bei den Germanen. (Zur Hochäcker-Frage)* und *Baugen und Ringe. Eine Studie über das Ringgeld und seinen Gebrauch bei den Germanen* sind dagegen mit einer starken „nordisch-germanisch“-mythologischen Komponente versehen.

Anfang 1879 hat Much einen Brief vom Dresdner Geologen und Paläontologen Hugo Bruno Geinitz (1814-1900) erhalten, in welchem dieser hinsichtlich eines Granitblocks betonte, dass es sich bei den Ritzungen keineswegs um Runen handelt (vgl. Windischbauer 2002: 52f).

In seiner im Jahr 1886 veröffentlichten ersten Gesamtabfassung *Der Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen* hielt Much bereits die in der „Jüngern Edda“ erwähnten *Asen* für den Stammbaum der „Germanen“ für bedeutsam. Hier erfolgte also eine

471 im Jahr 1862

472 insbesondere in den Jahren 1872-1876

Anbindung an die „nordische Mythologie“, welche seine erst später explizit formulierte und zunehmend nach damals wissenschaftlichen Kriterien untermauerte Nordthese in gewisser Weise vorwegnimmt. Auch in der Zweitaufgabe der Kupferzeit von 1893 finden die Asen als Götter Erwähnung, mit deren Hilfe die „Germanen“ einen genealogischen Bezug zu ihren „Urahn“ herleiten konnten. Dabei handle es sich bei diesen, um erfolgreiche Schmiede, was in der *Wöluspa*, der „Älteren Edda“, Erwähnung gefunden habe:

*„Die Asen einten sich auf dem Idafelde,
Hof und Heiligtum hoch sich zu wölben.
Erbauten Essen⁴⁷³ und schmiedeten Kleinode,
Schufen Zangen und Werkzeuge“* (Much 1893: 354).

Jedenfalls findet sich seit 1882/1884 ein großes Repertoire an geometrischen Symbolen⁴⁷⁴ in Muchs Werk wieder. Hakenkreuz, Sonnenrad,⁴⁷⁵ Sonnenscheibe und Dreieck hat er nun als „religiöse“ Ausdrucksformen einer „höherstehenden thatkräftigen Race“ verstanden. Deren „ziemlich gleichartige Cultur in fast ganz Europa geherrscht habe [...] und] im allgemeinen aus der natürlichen Anlage der Völker heraus erwachsen“ (Much 1884: 35) wäre. Die von dieser „thatkräftigen Race“ mit „activer“, fortschrittssuchender „geistiger Anlage“ verdrängten „Mammutjäger“ hätten jedenfalls nicht der „arischen Race“ angehört, da sie ausgestorben wären (vgl. Much 1884: 7, 19, 35, 40).

In seiner Erstauflage der „Kupferzeit“ deutete Much zwei Jahre später das Hakenkreuz seit der Jungsteinzeit „dem besonderen culturgeschichtlichen Besitzstande der arischen Rasse“ (Much 1886: 170) zu, ehe in der Zweitaufgabe dessen schwindende Bedeutung in Europa gegenüber der „hervorragenden Rolle“ in Troja betont wird (vgl. Much 1886: 31, 168ff; Much 1893: 151).

In der Erstauflage der „Heimat der Indogermanen“ erscheint das Hakenkreuz mit keiner Silbe, in der Zweitaufgabe auch nur an einer Stelle bezüglich einer Rindsfigur in Lengyel, wobei deren wesentlich höheres Alter gegenüber griechischen Darstellungen Erwähnung findet (vgl. Much 1904: 283).

Die als Ausdrucksformen einer „germanischen“ Kultur verstandene „Symbolik“ der „schönerianischen“ Sektierer wird stets im Zusammenhang mit dem 1887 begründeten

473 Bei *Essen* handelt es sich um Feuerstellen.

474 siehe Kap. 9.6

475 Ein Sonnenrad findet sich bereits auf einer Abbildung aus seiner Schrift des Jahres 1875; siehe Abb. 164.

„Germanenbund“ erwähnt. Frühere diesbezügliche Begebenheiten erscheinen wenig erforscht. Bei den „Indogermanen“ handelte es sich offensichtlich doch um eine zu weit gefasste vorgeschichtliche Gruppe, als dass sie in der Alltagskultur für nationale Identifikationsprozesse weitverbreitete Anwendungsbereiche gefunden hätte. Dennoch verliehen Muchs Theorien „wissenschaftlich“ interessierten Deutschnationalen die Möglichkeit, die Wurzeln ihres „Lieblingsvolks“ weit in die ferne Vergangenheit zu verlegen und so eine Art „altgermanische Kulturhöhe“ zu kreieren. Die von Much angeführten Dekorelemente fanden ebenso wie die Runen dennoch Einzug in die alldutsche Propaganda, wobei sich auf Grundlage der von Much betonten „geometrischen Dekorweise“, insbesondere für die Doppelspirale als „altes arisches Eigentum“ (vgl. Much 1893: 310), zahlreiche Belege auf germanophilen Ansichtskarten um die Jahrhundertwende finden lassen.⁴⁷⁶

Auch lässt sich über das im Jahr 1888 erschienene, historische Werk *Der altdeutsche Stamm der Quaden* von Heinrich Kirchmayr eine Verbindung von Matthäus Much mit der völkisch-„ariosophischen“ Bewegung herstellen. Dabei finden nämlich Muchs Theorie zu einer „germanischen“ Besiedlung Niederösterreichs und seine Erkundungen in Stillfried Erwähnung.⁴⁷⁷ Das Buch wurde vom Verein „Deutsches Haus in Brünn“ herausgegeben, dessen Vorsitzender, der Industrielle Friedrich Wannieck (1838-1919), nicht nur seine schützende Hand über das „Deutschtum“ im heutigen Brno legen wollte, sondern auch gute Kontakte zu Guido List hegte. Vom gleichen Verein „Deutsches Haus“ wurden später drei Schriften Lists herausgegeben, wobei sich Wannieck hinsichtlich der Überschneidungen von Kirchmayrs akademisch anmutender Schrift und den auf „hellseherischen Fähigkeiten“ beruhenden Beobachtungen Lists beeindruckt zeigte (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 39; Kirchmayr 1888: 43, 61f).

Bei Guido von List (1848-1919) handelte es sich um einen Sohn eines wohlhabenden Wiener Kaufmanns, welcher die Grenze zur Wissenschaftlichkeit auch aus damals völkischer Sicht teilweise zu überschreiten wusste. Lists Skizzen von altertümlichen Monumenten, Burgen und Landschaften sind aus dem Jahr 1863 erhalten. Die Vergangenheit glaubte er anhand von „Brauchtum“ und „Landschaft“ rekonstruieren zu können. Neben Ausflügen in ländliche Gebiete war er als Ruderer im Verein „Donauhört“ aktiv und besetzte 1871 eine Stelle als

476 siehe Abb. 142/163/177/179

477 siehe Kap. 5.2.1 (S. 171ff)/5.4.2 (S. 208)

Sekretär des „Österreichischen Alpenvereins“. List widmete sich neben der Erforschung der Folklore auch der Auffindung „germanischer Kultstätten“.

Laut eigenen Angaben wurde er bereits 1862 in den unter dem Stephansdom gelegenen Katakomben vor einem zerbrochenen Altar zum „germanischen Glauben“ bekehrt und hätte sich daraufhin verpflichtet, später einen Tempel für Wotan zu errichten (vgl. Daim 1958: 82f; Goodrick-Clarke 2004: 36f).

Offenbar hielt er die unterirdischen Gänge für ein vorchristliches Heiligtum. List versuchte die Kunst mit einer aus der romantischen Geschichtsschreibung erwachsenden „Gelehrsamkeit“ zu verbinden. Mit der Ritualisierung seiner Ausflüge in der Natur gab er sich im Kreise seiner Leser ein mystisches Antlitz und organisierte „Mittsommer-Sonnwend-Lager“.

Am 24. Juni 1875 lud er seinen Freundeskreis nach Carnuntum ein, wo bis in die Nacht hinein gezechet wurde, was für List die 1500-Jahrfeier des Sieges der „Germanen“ über die Römerherrschaft⁴⁷⁸ darstellte. Zu deren Huldigung loderte er ein Feuer an und vergrub acht Weinflaschen in Form einer Swastika unter dem Heidentor. Diese Feier sollte Guido List zum Roman *Carnuntum* aus dem Jahr 1888 inspirieren und gewann für die Deutschnationalen Österreichs in doppelter Hinsicht an Anziehung. Zum Einen ließ er die „germanischen Stämme“ Österreichs Rom angreifen, zum anderen folgten seine Ideen einer durch die *germanische Kontinuitätstheorie* begründeten verlängerten Nationalgeschichte im Sinne Jacob Grimms, welche lediglich durch die Eingriffe des Römischen Reiches (100-375 n. Chr.) und das als „anderes Rom“ titulierte Christentum unterbrochen worden wäre (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 37ff).

Zwischen 1877 und 1887 veröffentlichte Guido List zahlreiche Artikel zum Thema „Brauchtum“ in den tendenziös nationalistischen Zeitschriften „Heimat“, „Deutsche Alpenzeitschrift“, „Deutsche Zeitschrift“ und „Neue Welt“. Über den „Deutschen und Österreichischen Alpenverein“ stellte er Kontakte zu „allddeutsch“ gesinnten österreichischen sowie reichsdeutschen Mitgliedern her. In seinen Schriften verkörperte die „Landschaft“ für ihn nicht bloß die „Heimat“, sondern war mit all ihren Eigenheiten ein Symbol nationaler Identität, weshalb sie auch ihren Ausdruck in der Folklore finde.⁴⁷⁹

478 In Wirklichkeit flüchteten die *Ostgoten* im Jahr 375 n. Chr. vor den „Hunnen“ (vgl. Simek 2006: 102f).

479 Das Problematische an diesem Ansatz ist nicht die in diversen Kontexten haltbare These, dass die Beschaffenheit der Landschaft zu einem Teil der Mythologie werden kann, sondern liegt in der Nationalisierung eines Landschaftskonstrukts, wobei die *Nation* an sich bereits einen Mythos darstellt.

Im Jahr der Veröffentlichung von Lists zweibändigem phantasievoll romantisch unterlegten Roman *Carnuntum* ist vom 12. Jänner 1888 ein Schreiben an Matthäus Much überliefert, in welchem er seine Bewunderung seit einem Jahrzehnt für dessen Werk zum Ausdruck brachte. Zudem bat er um „einige kleine Arbeiten aus seiner Feder“ (List nach Windischbauer 2002: 96).

Mit seinem zweibändigen Buch *Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder* von 1891 wurde List einer größeren Leserschaft bekannt, Auszüge wurden in einer Artikelserie in Karl Hermann Wolfs Zeitschrift „Ostdeutsche Rundschau“ abgedruckt. Dort tauchen die ersten Abhandlungen von List bezüglich „magischen Brauchtums“ auf: *Die deutsche Mythologie im Rahmen des Kalenderjahres*, *Der deutsche Zauberglaube im Bauwesen* und *Mephistopheles*; ehe seine nationalen Gefühle immer mehr vom Antisemitismus durchtränkt wurden, was in seinem Essay *Die Juden als Staat und Nation* aus dem Jahr 1893 seinen Ausdruck fand. Außerdem hielt List Vorträge zur „heiligen Priesterschaft“ des „Wotankultes“, welchen er als erloschenen Glauben einer „nationalen Religion“ der „Teutonen“ darstellte und stand in Verbindung mit dem „Bund der Germanen“ (vgl. Daim 1958: 84; Goodrick-Clarke 2004: 40).

Dabei weitete Guido List in seinen „mythologischen Landschaftsbildern“ die Kontinuität „germanischer“ Mythen zu einer „ario-germanischen“ esoterischen Religion aus. Niederösterreich wäre in grauer Vorzeit von keinem „Volksgemengsel aller möglichen Rassen und Stämme“ (List 1913: 25), sondern von „Germanen“ bewohnt gewesen, welche, im Gegensatz zum heutigen „Deutschen“, noch gewusst hätten, wie die Spuren der „Denkmäler“ ihrer „Vorväter“ auf der eigenen „Scholle“ zurückzuverfolgen wären. Die sogenannten „alten Germanenweisen“ hätten dabei „ihre Weisheit in das Antlitz der Erde geschrieben und in den oft merkwürdigen Flur-, Berg-, Fluß- und Ortsnamen verkalt aufbewahrt“ (List nach Daim 1958: 84). Er interessierte sich für „Vulven- bzw. „Wackelsteine“ und „altgermanische Kultstätten“.⁴⁸⁰ Die Steiermark stelle auch heute noch die „Südgrenze Germaniens“ gegenüber den „slawischen“ und „romanischen Stämmen“ dar und wäre lediglich zwischenzeitlich, während der römischen Besatzung bis an die Donau verschoben worden. Ein halbes Jahrtausend habe hier „ario-germanische Freiheit“ einem Weltreich gegenüber gestanden. „Die mächtige Festung“ und „Königsstadt“ Stillfried findet Erwähnung (vgl. Daim 1958: 84; List 1913: 25, 27f, 30; Mosse 2006: 121).

480 Das Konstrukt einer „altgermanischen Kulturhöhe“ ist abgesehen davon, dass es sich bei Lists „Kultsteinen“ um geologische Strukturen handelt, allein schon deshalb absurd, da es sich bei den „Germanen“ um ein *Exonym* handelt, welches erst mit römischen Autoren greifbar wird.

Für diese Stelle in Guido Lists Hauptwerk ist wohl Matthäus Much mit seiner „Germanisierung“ der an einem Eichenwald gelegenen, befestigten Höhensiedlung von Stillfried an der March als Verteidigungsanlage im Kampf gegen die „römische Fremdherrschaft“ aus dem Jahr 1875 die geistige Vorreiterrolle zuzuschreiben.⁴⁸¹

Im Anschluss schlug Guido List einen Wortlaut an, welcher an Muchs Veröffentlichung *Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich* erinnert,⁴⁸² jedoch esoterisch-mystisch aufgeladen klingt:

„Hier auf diesem klassischen Boden der Völkergeschichte, auf welchem sich seit mehr als zweitausend Jahren alle Völker der alten Welt mit deutschem Mute maßen, um alle besiegt zu werden [...]. Hier auf diesem urheiligen geweihten Erbboden des gottbegnadeten Ostarlandes brach am 24. Juni 375 das Altertum zusammen und eine neue Zeitschichte der Weltgeschichte ward durch das heilige Ziuschwert der Germanen eröffnet und Mittelalter genannt“ (List 1913: 31).⁴⁸³

Die Nachkommen der „Germanen“, welche Rom besiegt hatten, hätten auf dessen „Trümmern“ eine „neue Welt“ erbaut und würden heute noch die mit „Römerblut“ gedüngte „Scholle“ bewohnen.

Über einen stark ausgeprägten „Wotanskult“ vereinnahmte er nicht nur Blavatskys Gedanken zu einer „germanischen Theosophie“, sondern stellte auch mit Hilfe von bis ins frühe 17. Jahrhundert zurückreichenden okkulten Schriften der „Rosenkreuzer“ eine Verbindung zur „Armanenschaft“ her, einer kastenartigen, elitären „Herrenrasse“ aus „alten Teutonen“, welche das Recht hätten, andere für sich arbeiten zu lassen (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 49-62).

Zur Bestätigung solcher Behauptungen wollte er „ario-germanische“ Hinterlassenschaften bei seinen Erkundungen in der Landschaft, den Grabhügeln, Höhensiedlungen und mittelalterlichen Burgen Niederösterreichs erkannt haben. Selbst in geologischen Strukturen wollte er „Megalithbauten“ ausgemacht haben.⁴⁸⁴ Zudem faszinierten ihn die Runen und überhaupt befasste er sich stark mit Symbolen, u.a. dem Hakenkreuz (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 49-52).

481 siehe Kap. 5.2.1 (S. 171ff)/5.4.2 (S. 208)

482 siehe Kap. 4.6/S. 143

483 Bei *Ziu* handelt es sich nach momentanem Forschungsstand um eine „südgermanische“ Variante des altnordischen *Týr* bzw. des althochdeutschen *Tīwaz*, dem „germanischen“ Kriegs-, Himmels- und Thinggott (vgl. Krause 2010: 286, 288f, 320).

484 siehe Abb. 121

Im Jahr 1893 erschienen in der „Ostdeutschen Rundschau“ erneut Aufsätze von Guido List, welche Namen wie *Götterdämmerung* und *Allerseelen und der vorchristliche Totenkult des deutschen Volkes* trugen, welche auf germanophile Inhalte schließen lassen. Im darauffolgenden Jahr erschien von Guido von List die Artikelserie *Die deutsche Mythologie im Rahmen des Kalenderjahres*. Der völkisch-bäuerlichen Idylle gab er mit seiner Schrift *Der Kohlenbrenner, eine niederösterreichische Volkstype* ihren Ausdruck; 1895 dann auch mit dem Artikel *Die Blütezeit des deutschen Handwerkers im Mittelalter* dem Konstrukt des „nationalen Handwerks“. In seinen Artikeln in der 1878 vom „Schönerianer“ Aurelius Polzer gegründeten Zeitschrift „Der Bote aus dem Waldviertel. Organ der deutschen verfassungstreuen Partei“ und in der alldeutsch-studentischen „Kyffhäuser-Zeitung“ (gegr. 1887) stellte er, anhand seiner Forschungen in Heraldik und „Volksbrauchtum“, traditionelle Institutionen wie Tauf-, Heirats- und Begräbnisrituale als Spiegelung „altgermanisch-teutonischer Sitten“ dar und wurde so zum Vorbild für Franz Xaver Kießlings Studien für Niederösterreich, welche auf Topographie, altertümliche Monumente und Bräuche basierten (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 40).

Außer der weiteren Veröffentlichung von als Sagen und Mären deklarierten, neoromantisch-abenteuerlichen Romanen, dramatischen Dichtungen und Theaterstücken über das Leben in „germanischer Urzeit“ und den Zwist mit dem römischen Militär, wurde am 6. Juni 1896 anlässlich eines Frühlingsprogramms vom „Wiedner Sängerbund“ das Gedicht *Ostaras Einzug* aus Guido Lists Feder gesungen, welcher von nun an weiter einem „heidnischen Deismus“ verfiel. Im Jahr 1899 erschien ihm, nach seiner zweiten Heirat in einer protestantischen Kirche, der Lutheranismus seiner Frau, der Schauspielerin Anna von Wittek, bzw. der Protestantismus der alldeutschen „Los von Rom“-Bewegung, in heidnisch-völkischer Hinsicht, als nicht weitreichend genug. Um die Jahrhundertwende widmete er sich sentimental Bühnenstücken, welche seinen Vorstellungen einer „nationalen Vergangenheit“ transportieren sollten und in denen Sonnwendfeuern neben Liebesgeschichten und Königsdramen thematisiert wurden. Seit 1902 bediente er sich zunehmend des Okkultismus zur Interpretation alter Inschriften und begab sich auf die Suche nach der Herkunft der „arischen Ursprache“ und der Runen, wobei er von einer Kontinuität in mittelalterlichen Symboliken ausging. Mit Hilfe eines Wappens, welches angeblich von einem Vorfahren aus dem 12. Jahrhundert stammte, wollte List einen von ihm für sich in Anspruch genommenen Adelstitel legitimieren und verfolgte von nun an überwiegende heraldische Studien bis er am 2. März 1908 mit zahlreichen Gesandten, auch aus dem Gebiet des Deutschen Reiches, die

„Guido von List-Gesellschaft“ gründete. Im gleichen Jahr veröffentlichte List seine Schrift *Das Geheimnis der Runen*, mit welchem er glaubte „die Sprache des arischen Geistes gefunden zu haben“ (Mosse 2006: 122) und unter dem Namen *Der Übergang vom Wuotanismus zum Christentum* drei Jahre später eine weitere. Bereits im Jahr 1905 unterschrieb, neben zahlreichen esoterischen bzw. völkischen Autoren und Politikern, der christlichsoziale Wiener Bürgermeister Karl Lueger eine Petition zur Unterstützung der Errichtung einer solchen Vereinigung und wurde später gemeinsam mit anderen Sympathisanten aus den verschiedensten gesellschaftlichen Spektren auch Mitglied, was für eine damals weitgefächerte Akzeptanz von Lists „ario-germanischer Schule“ in der Mittel- und Oberschicht Österreichs und Deutschlands spricht (vgl. Daim 1958: 83-86, 278; Goodrick-Clarke 2004: 40-44, 246; Mosse 2006: 122).

Guido List wollte gemeinsam mit seinen Anhängern die Landschaft mit der Seele lesen und dabei, wie die Archäologie mit dem Spaten, die Vergangenheit wiederentdecken. Er forderte eine Rekonstruktion des römischen Amphitheaters von Carnuntum, um dort nach dem Vorbild der einst von Richard Wagner ins Leben gerufenen Bayreuther Festspiele „germanische“ Bräuche zu revitalisieren und diesbezüglich Vorführungen zu inszenieren. Er verstand seine Aktivitäten als eine Art „ariosophischen Kulturkampf“ zwischen dem „Volk des Lebens“ und seiner vitalen „kosmischen Kraft“ und dem „Dämon der Finsternis“. Dabei glaubte er wie vor ihm schon die Urgeschichtsforscher Karl Penka und Matthäus Much, dass die „Arier“ ihre geistige und körperliche Stärke während der Eiszeit im Überlebenskampf mit der Natur gewonnen hätten.⁴⁸⁵ Die Besiedlung Niederösterreichs und die „künstliche Errichtung“ von „Heilsteinen“ würden aus „weit vorsintflutlichen Urzeiten, lange vor der Entstehung unseres Kontinents“ (List 1913: 49) stammen. Einst hätte eine „Riesenwelt der vierten Menschheitsrasse“ die Welt beherrscht. Deswegen wären auch Monumentalbauten wie z.B. die Pyramiden Ägyptens, die Steinfiguren der Osterinseln und Buddha-Statuen wesentlich älter als bisher angenommen. Parallelen ließen sich auch in Niederösterreich finden. Im Zuge von „schrittweisen Umwälzungen“, welche vor 850.000 Jahren begannen und vor 11.000 Jahren abgeschlossen gewesen wären, sei diese „atlantische Rasse“ mit ihrem Reich Atlantis vom Erdboden verschwunden und die „fünfte Rasse“, die „arische“, an ihre Stelle getreten, indem sie die letzten Nachkommen der Riesen bekämpfte. Guido List beschrieb auch diese

485 Beide völkischen Forscher vertraten Auffassungen, welche von einer „Rassenevolution“ während der Eiszeit ausgegangen sind; zu Penka siehe Kap. 6.1.2 (S. 286f)/7.2.1 (S. 353)/9.3.1 (S. 546f), zu Much siehe Kap. 9.3.1 (S. 547f)/9.3.6 (570f).

„vierte Rasse“ als „riesenhafte Ahnen“, was er wohl nicht als widersprüchlich aufgefasst hat, da es grundsätzlich keine „unvermittelten Sprünge“ im „Naturleben“ gäbe. Die kontinuierliche Abnahme der menschlichen Körpergröße wäre jedenfalls nicht abzuleugnen. Jedenfalls hätte die „arische Rasse“ im „genau berechneten“ Jahr 9564 v. Chr. Eurasien erobert, wovon noch die „keltische“ und die „germanische“ Mythologie ein Liedchen singe. Dahingegen wären die Riesen, nun also doch, ausgestorben. Ihr „nordisches Paradies“ hätten die „Arier“ allerdings ebenso verloren wie später die „Germanen“ im langwährenden Kampf gegen die Romanisierung und die Christianisierung ihren „Wuotansglauben“, doch sei der Kampf der „Deutschen“ um ihre völkische Identität noch nicht verloren, obwohl sie nun keine Steinblöcke für ihre kultischen Handlungen mehr bewegen können. Schließlich gebe es einen „ewigen Kreislauf“ und eine „ewige Wiedergeburt“. In Anlehnung an Ernst Haeckel nannte er dieses ideologische Gebilde „materiellen“ bzw. „geistigen Monismus“ (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 42; List 1913: 6-84; Mosse 2006: 121, 123).⁴⁸⁶

Auf die genauen Umstände der „Niedergangstendenzen“ ging List in der Schrift *Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder* nicht ein, so dass hier eher von einer „ario“- germanophilen Mystifizierung der Weltgeschichte unter besonderer Bezugnahme auf „Rasse“ und die niederösterreichische Landschaft gesprochen werden kann, wobei auch die „Riesen“ als „Kulturträger“ erscheinen. In seiner Schrift *Die Armanenschaft der Ario-Germanen* aus dem Jahr 1911 legte er sich jedoch auf die katholische Kirche mit ihren „römischen Pfaffen“, „Juden“ und Freimaurer als „Feinde“ des „Ario-Germanentums“ fest, wobei nur ein Weltkrieg dem „Herrenmensch“ sein „abgegaunertes Herrenrecht“ zurückgeben könnte und auch die aus „Herdenmenschen“ bestehende „Tschandalabrut“ wieder in „geordnete Bahnen“ weisen könne. Im gleichen Jahr machte er die aus der Wüste entstammenden „unsteten Nomaden“ in einem Artikel zur „Bodenrechtsfrage“, welcher in den „Unverfälschten Deutschen Worten“ veröffentlicht wurde, als „Schädlinge“ und „Feinde“ des „Volkes“ aus (vgl. Hamann 1996: 296f, 610; List 1913: 33).

Der selbsternannte „Adelige“ und „Ariosoph“ Guido (von) List war Mitglied im „Österreichischen“- bzw. seit 1874 im „Deutschen und Österreichischen Alpenverein“, in seinem Ruderverein „Donauhof“ und im „Deutschen Turnverein“. Mit seinen Veröffentlichungen gewann er zunehmend in alldeutschen Kreisen eine Leserschaft und persönlich an Ansehen. Mit dem „Schönerer der Turner“, Franz Xaver Kießling, war er zudem

486 zu Haeckels *Monismus* siehe Kap. 5.5.1/S. 224f

befreundet, welcher im Zuge der „Los von Rom“-Bewegung eine „slawisch-jüdisch-liberale Verschwörung“ gegen das „Deutschtum“ verkündete (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 37, 41, 43; Wladika 2005: 240, 447ff).⁴⁸⁷

Der Einfluss Muchs auf den alldeutschen Aktivisten Kießling oder die sektiererischen Mystiker um List ist nicht zu widerlegen.

Von Beruf war Kießling technischer Zeichner, daneben verstand er sich als „Brauchtums- und Germanenforscher“ und verknüpfte seine Bestrebungen nach „rein arischen“ Turnerbünden mit einem zunehmenden Interesse an Höhlenkunde, Heimatforschung und Altertumskunde. Zunächst wollte Kießling im „Hamerling-Haus“ eine deutschvölkische Gedenkstätte inklusive antisemitischer Publikationen errichten. Um 1890 war er es jedoch, welcher eine persönliche Anfrage Schönerers ablehnte, dort eine altertümliche Sammlung aufzustellen, so dass Kießlings Sammlung später das Grundgerüst der Sammlung im Heimatmuseum Drosenhofen bilden sollte (vgl. Dimmel/Heintschel 1995: 220, 227; Wladika 2005: 447).

Im Jahr 1893 kritisierte Kießling bei der staatlichen Auflösung in Verbindung mit den Spaltungstendenzen im „Germanenbund“ das intrigante Verhalten Schönerers (vgl. Wladika 2005: 247).

Zwei Jahre veröffentlichte er mit seiner Schrift *Kirchberg am Walde als bedeutsame Örtlichkeit und als Hamerling-Stätte* eine obskure Abhandlung (vgl. Dimmel/Heintschel 1995: 227).

Am 3. November 1898 berichtete Kießling in einem Brief Matthäus Much davon, dass das „Neue Wiener Tagblatt“ die „Opfersteinfrage“ wieder aufgerollt habe, Schalensteine würden nun aufgekauft und zerstückelt. Offenbar erwehrten sich die römisch-katholischen Priester der frisch entstandenen Konkurrenz durch den „Wotanskult“ und zerschlugen Steine, welche von diesem geheiligt wurden. Offenbar war dieses Thema schon vorher zwischen den beiden angeschnitten worden, wobei Kießling anfänglich womöglich nicht bekannt war, dass sich Much schon auf der „Zweiten gemeinschaftlichen Sitzung“ bei der „II. Gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft zugleich XXV. Allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck vom 24.-28. August 1894“ (MAGW [XXIV/NF: XIV] 1894: [65]) in Übereinstimmung mit Rudolf Virchow gegen die „geschäftige Phantasie“ gewandt hatte, dass

487 Kießling stellte dabei eine widersprüchliche Weltverschwörungstheorie auf; siehe Kap. 7.6/S. 387ff.

die sog. „Schalensteinen“ von einstigen Menschenopfern oder Kultgegenständen herkommen würden, sondern geologische Gebilde sind. Folglich genügte Matthäus Much hierbei durchaus wissenschaftlichen Ansprüchen. Kießling dankte Much im gleichen Brief für die Einladung zu einem diesbezüglichen Meinungsaustausch nach Zwettl und begründete seine Absage mit der Behauptung, dass er sich von der klerikalen Geistlichen und ihrer Presse als „Wotansverehrer“ beobachtet würde. Außerdem leide er an einer Erkältung, welche sein Gehör beeinträchtige (vgl. MAGW[XXIV/NF: XIV] 1894: [65], [68], [86], [106]f; Windischbauer 2002: 84).

In der Nähe von Zwettl wohnte Schönerer im Schloss Rosenau. Auch die Familie Much verfügte über einen starken Bezug zu Niederösterreich (vgl. Krause 1988: 3). Das in der Literatur als Matthäus Muchs Geburtsort angegebene Göpfritz liegt so ziemlich in der Mitte zwischen dem südwestlich von diesem gelegenen Zwettl und Drosendorf in nordöstlicher Richtung.

Im Januar des Jahres 1898 stellte Kießling sein Buch *Eine Wanderung im Poigenreiche. Landschaftliche, vorgeschichtliche, muthologische und volksgeschichtliche Betrachtungen über die Oertlichkeiten Horn, Rosenburg, Altenburg, Drei-Eichen, Messern, Nondorf, Haselberg u.a. sowie deren Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Vorzeit auf Grundlage von Mütthe, Meinung und Sage des Volkes* fertig, welches er Much am 17. Juli 1899 mit einem Wink auf „Seitenhinweise auf Prähistorisches“ übersandte und dabei um Veröffentlichung in den Mitteilungen, also wahrscheinlich in denen der AGW bat.⁴⁸⁸ Er unterzeichnete mit „deutschem Gruße“. Am 26. September 1899 lud er Much ein, seine urgeschichtlichen Funde in Augenschein zu nehmen. Es folgen zwei weitere Briefe bevor er am 10. Oktober von einem in Drosendorf gefundenen „Steinhammer“ berichtet, ehe er sich am 23. März zu Muchs „Heimat der Indogermanen“ äußerte (vgl. Windischbauer 2002: 84f).

Das Vorwort zur „Wanderung im Poigenreiche“ lässt keinen Zweifel an der in ihr vertretenen Gesinnung aufkommen:

Von dem innigsten Wunsche beseelt, daß die Deutschen der Ostmark, namentlich in jenen Grenzgebieten, auf welche der slawische und semitische Einwanderer bereits seine Hand legen will, im engeren Heimatslande das große deutsche Vaterland werthschätzen lernen und nirgends darauf verzichten, das Erbe deutscher Väter, den Boden, den sie mit ihrem Herzblute gedünget, Fremdlingen preiszugeben, war zugleich der Verfasser bemühet, nach bestem

488 Offenbar verhielt sich Matthäus Much abweisend. Jedenfalls ist kein diesbezüglicher Literaturbericht in den MAGW vorzufinden.

Können, Wissen und Gewissen die Deutschheit des hier betrachteten Landstriches zu beleuchten und möglichst volksthümlich darzustellen. Heil!

Drosendorf, im Eismonate 1898.

Der Verfasser (Kießling 1898a: 6).

Überhaupt scheint sich der Autor recht wichtig genommen zu haben. Er verweist ausschweifend vornehmlich auf seine eigenen Veröffentlichungen. Trotz der inhaltlichen Übernahme von Muchs *Gotentheorie* und des Trugschlusses, mittelalterliche Hausberge als „altgermanische Kultstätten“ darzustellen; zudem einer ähnlichen Version der „germanischen Kontinuitätstheorie“ in Anlehnung des Bauerntums und Handwerks an die nordische Mythologie, findet Matthäus Much in diesem Buch mit keiner Silbe namentlich Erwähnung, obwohl er von Kießling das Buch anschließend zugeschickt bekommen hat (vgl. Kießling 1898a: 346-363, 367ff, 372-378).

Der Glaube an die „heidnisch-germanische“ Götterwelt stünde bis in die Gegenwart in einem fortwährenden Kampf mit der „jüdisch-biblischen Einheitsgottverehrung“, vor welcher u.a. die evangelische und die altkatholische Kirche immun geblieben wären. Hier findet also die gerade in die Gänge kommende „Los von Rom“-Bewegung ohne ausdrückliche Erwähnung ihren ideologischen Niederschlag (vgl. Kießling 1898a: 367, 369ff).

In einer weiteren Schrift von Kießling aus dem gleichen Jahr, welches unter dem Namen *Ueber Besiedlungsverhältnisse, sowie völkische und glaubensthümliche Zustände in der Vorzeit Niederösterreichs, mit besonderer Berücksichtigung von Vindobona (Vindomina) - Wien und dessen Umgebung* veröffentlicht wurde, findet Matthäus Much hinsichtlich der Widerlegung der These „slawischer Ursprünge“ von niederösterreichischen Ortschaften Erwähnung (vgl. Kießling 1898b: 26).

Daneben stand auch ein weiterer mit List und Wannieck befreundeter Rassenfanatiker, welcher die „Ostara“-Hefte herausgab, Adolf Joseph Lanz (1874-1854), alias „Jörg (Georg) Lanz von Liebenfels“, unter einem gewissen Einfluss Muchs.

Lanz träumte laut eigenen Angaben schon als Kind davon „Tempelritter“ zu werden und trat 1893 als Novize dem Stift Heiligenkreuz bei, trat aber vor dem Hintergrund der „Los von Rom“-Bewegung 1899 wieder aus, um seinen eigenen „Orden des Neuen Tempels“ (ONT) nach seinem eigenen antijesuitischen Verständnis von Katholizismus zu begründen. Laut einer späteren Angabe in einem „Ostara“-Heft von 1930 ist er im Zuge dessen auch dem

Protestantismus beigetreten. Die Bibel genoss bei ihm nach wie vor hohes Ansehen als er, aufgrund seiner nun antiklerikalen Haltung, ein „ariosophisches Institut für sakrale heroische Rassenzucht“ (Daim 1958: 55) begründete. Seine Ordensbrüder bezeichneten sich als „Neutempler“, wobei im Jahr 1907, unter Beihilfe wohlhabender Wiener Freunde, die Burg Werfenstein im oberösterreichischen Mühlviertel erworben wurde, um dort, unter dem Gesichtspunkt von keuscher „Rassenreinheit“, welche als Enthaltksamkeit bezüglich der „Rassenmischung“ bzw. „Blutschande“ verstanden wurde, esoterische „Kulthandlungen“ durchzuführen (vgl. Daim 1958: 4-58, 63f, 67ff; Goodrick-Clarke 2004: 83ff).

Ebenso wie List seine „mythologischen Landschaftsbilder“ mit Blavatskys Theosophie, der nordischen Mythologie der Edda und den Runen in Verbindung setzte, tat es ihm Lanz, kurz nach der Veröffentlichung der beiden Ausgaben von Matthäus Muchs *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* (1902/1904), in seinen „Ostara“-Zeitungen gleich (vgl. Daim 1958: 107f; Goodrick-Clarke 2004: 46, 49f, 98, 225).

Bei den mehr (Matthäus Much, Karl Penka, Franz Xaver Kießling, Guido List, Jörg Lanz von Liebenfels) oder minder (Eduard von Sacken, Heinrich Kirchmayr) „rassisch“-nationalistisch aufgeladenen Veröffentlichungen ist außer in den Schriften von Lanz-Liebenfels ein volkstümlicher Bezug zur Alpenlandschaft und zum niederösterreichischen Waldviertel zu erkennen, welcher sich auch in Muchs Forschungstätigkeit widerspiegelt. Der in Wien geborene Kießling lebte die meiste Zeit seines Lebens in Drosendorf im Waldviertel und auch Guido List suchte dort Spuren einer „germanischen Vergangenheit“ in „mythologischen Landschaftsbildern“. Sackens wissenschaftliche Tätigkeit konzentrierte sich mitunter auf Niederösterreich und lieferte bereits 1862 gewisse Bezugspunkte zur Germanophilie, wenn auch seine Hinweise selbstverständlich mit der „germanischen Kontinuitätstheorie“ und der „vaterländischen Altertumskunde“ in Verbindung zu setzen sind, wobei sich bereits der Hinweis auf den Begriff *Ostara* als „heidnisch deutsches Feuer“, „Lichtbringer“ und Synonym für Ostern findet, welcher auf Jacob Grimm zurückgeht. Diesen Einfluss ließ auch Adolf Lanz in seine „Ostara“-Veröffentlichungen einfließen. Der „rassische Heldenkampf“ mit unterworfenen „dunklen Teufeln“ wird direkt an Grimm angebunden, welcher bei Lanz in der Vertreibung des Winters durch die hellstrahlende Sonnengöttin Ostara seinen Ausdruck gefunden hat (vgl. Daim 1958: 103f; Grimm 1835: 181f, 349, 358).

Insbesondere in Oberösterreich und Tirol gab die Zeitschrift „Der Scherer“, welche der hauseigene „Deutschvölkische Schererverlag“ herausgab, einem weiteren seltsamen Gemengsel aus aggressivem Chauvinismus, Antisemitismus und Antiklerikalismus seinen

Ausdruck, wobei gleichzeitig revolutionäre gar sozialistisch und antiimperialistisch anmutende Töne Betonung fanden. Selbstverständlich galt die angestrebte „völkische Solidarität“ nur für „arische Völker“ von „deutscher“ Herkunft. Der als „Judenfresser“ titulierte Bergsteiger Eduard Pichl fand u.a. Gefallen an der Zeitung; überhaupt stellte sie eine Schnittstelle zwischen den „Schönerianern“ und intellektuellen völkischen Kreisen dar. Im oberösterreichischen Linz kursierte die alldeutsche Zeitschrift „Linzer Fliegende Blätter“, welche der junge Adolf Hitler (1889-1945) ebenso wie die „Ostara“-Hefte⁴⁸⁹ gelesen haben soll. Zahlreiche sog. „Scherer“-Klubs wurden unter Namen wie „Agilolf“,⁴⁹⁰ „Adalgoth“⁴⁹¹ oder „Donauwacht“ gegründet. Das Hakenkreuz wurde im „Scherer“ gelegentlich verwendet, im Jahr 1903 fand ein mit „Nazi“ signiertes Gedicht seine Veröffentlichung (vgl. Whiteside 1981: 230f).

In München beschäftigte sich Alfred Schuler (1865-1923) mit der Swastika; in ähnlicher Manier auch Lanz-Liebenfels. An Weihnachten des Jahre 1907 wurde eine Hakenkreuzfahne auf der Burg Werfenstein gehisst, deren goldene Grundierung die „Ewigkeit“, die Lilien die „Reinheit“ und das rot gefärbte Hakenkreuz das „aufsteigende Arioheroische“ symbolisieren sollten (vgl. Daim 1958: 70-80).

In Muchs Schriften findet das Hakenkreuz bereits seit 1882/1884 Erwähnung. Es erscheint als eines von vielen geometrischen Symbolen der „arischen Rasse“, nimmt aber keine besondere Rolle ein (vgl. Much 1884: 35; Much 1886: 31, 169; Much 1893: 151; Much 1904: 283).

Die ersten Artikel von Lanz wurden in zwei neubegründeten reichsdeutschen Zeitschriften, dem „Hammer. Blätter für deutschen Sinn“, welche vom völkischen Antisemiten Theodor Fritsch redigiert wurde⁴⁹² und in der vom Sozialdarwinisten Ludwig Woltmann herausgegebenen „Politisch-Anthropologischen Revue“ veröffentlicht. Über den „Hammerbund“ stellte Fritsch auch Verbindungen nach Österreich her, so dass Karl Iro und Franz Stein gelegentlich im Deutschen Reich Vorträge über die Zerschlagung der Habsburgermonarchie, den Anschlussgedanken und die Machenschaften des „Slawentums“, „Judentums“ und des Klerikalismus abhielten. In der „Politisch-Anthropologischen Revue“

489 Zu diesem Thema ist die Lektüre des Buches *Der Mann der Hitler die Ideen gab* von Wilfried Daim aus dem Jahr 1958 zu empfehlen.

490 Dabei handelt es sich um einen Angehörigen des bayerischen Herrschergeschlechts der *Agilolfinger* aus dem 7. Jh. n. Chr.

491 Bei *Adalgoth* handelt es sich um eine Figur aus Felix Dahns historischem Roman *Ein Kampf um Rom*.

492 Die reichsdeutsche „Hammer“-Zeitschrift sollte nicht mit der österreichischen von Franz Stein herausgegebenen Zeitung „Der Hammer“ verwechselt werden.

standen die Artikel von Lanz-Liebenfels im zweiten und dritten Jahresband Seite an Seite mit Schriften u.a. von Karl Penka, Ludwig Wilser, Gustav Kraitschek, Georges Vacher de Lapouge, Cesare Lombroso, Ludwig Gumplowicz, Gustav Ratzenhofer und selbst Moritz Hoernes, welche also nicht ausschließlich einer völkischen Gesinnung Ausdruck verliehen und weit bis ins wissenschaftliche Umfeld reichten. Lanz referierte 1903 in einer Abhandlung über die *Die Urgeschichte der Künste* und versah seinen Artikel mit zahlreichen wissenschaftlichen Quellenangaben. Im darauffolgenden Jahr ließ er sich in der gleichen Zeitschrift über *Deutschland und die Jesuiten* aus, wobei er eine „Germanisierung“ des Papsttums und des Katholizismus forderte, um die Wehrhaftigkeit des Deutschen Reiches wiederherzustellen und dessen Weltmachtambitionen gerecht zu werden. Sein Name wurde mit einem Dokortitel angeführt, wobei es durchaus sein könnte, dass ihm von der Universität Wien, ein akademischer Titel in einem anthropologischen, paläontologischen oder mythologischen Fach verliehen worden war, ohne dass sich dies heute nachweisen lässt (vgl. Goodrick-Clarke 2004: 83ff, 225; Hamann 1996: 366f; PAR [II] 1903/04: Vf; PAR [III.] 1904/05: IIIf, 389ff).

Die angegebenen Quellen reicherte Lanz-Liebenfels mit der für ihn typischen Paranoia vor orgiastischer Sexualität⁴⁹³ und „Rassenmischung“ an, wobei die u.a. aus Moritz Hoernes, Josef Szombathy und Oskar Hovorka von Zderas bestehende liberale Linie der AGW ebenso Erwähnung findet, wie der völkische Strang, welcher durch Alexander von Peez, Franz Tappeiner, Wilhelm Tomaschek, Karl Penka, Matthäus Much und Rudolf Much repräsentiert wird, aber auch das „Poigenreich“-Buch von Franz Xaver Kießling seinen Platz bekommen hat (vgl. Lanz-Liebenfels 1903: 154ff).

Bei der Überbrückung der „gährenden Kluft“ zwischen der paläolithischen und neolithischen Kunst findet Matthäus Much mit der Erstauflage seiner „Heimat der Indogermanen“ (1902) Erwähnung, welcher dem „genialen Penka“ mit dessen „Origines Ariacae“ (1883) und der „Herkunft der Arier“ (1886) darin gefolgt ist (vgl. Lanz-Liebenfels 1903: 140, 155).

Außerdem werden „Neger“ und „Mongolen“ von Lanz in die Nähe von Affen gerückt, wobei es sich um „Produkte arischer Sodomie“ handle. Der aus dem Norden auswandernde „Arier“ ginge in der „Vermischung“ gegen Süden und Osten auf, dennoch gehöre ihm in Anlehnung an die „Rigveda“ die Erde (vgl. Lanz-Liebenfels 1903: 152ff).

493 Er verwendete für diesen Artikel nicht umsonst das Buch *Psychopathia sexualis* von Krafft-Ebing; siehe Kap. 5.5.3.3/S. 244f.

Im Rahmen eines in der „Politisch-Anthropologischen Revue“ polemisch geführten und von Haarspalterei geprägten Forscherstreits von Matthäus Much mit Karl Penka, wer die These einer „nordischen Heimat“ der „Arier“ bzw. „Indogermanen“ zuerst gefunden oder genauer umrissen hatte,⁴⁹⁴ von welchem die Redaktion sehr bald genug hatte, gab er offen zu, die Dilettantenwerke von Franz von Löher und Ernst Krause (1839-1903)⁴⁹⁵ begeistert gelesen zu haben, wodurch auch sein Forschungsdrang neue Impulse erhalten habe (vgl. Wiwjorra 2006: 95, 376; PAR [V] 1906/07: 418, 527ff, 647f, 712).

Auch in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (MAGW) taucht in diesem Jahr der Name Jörg Lanz auf. Ein gewisser K.H.E. Jong aus Horn rezensierte eine Schrift von Lanz, deren Titel *Das Necrologium Sancrucense modernum* lautet, wobei es sich um einen Separatabdruck aus dem „Archiv für österreichische Geschichte“ aus dem Jahr 1900 handelte. Neben dem statistischen und genealogischen Inhalt, wird auch die kulturgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben und auf das umfangreiche Quellenverzeichnis hingewiesen. Außerdem wird Adolf Lanz als 161. „wirkliches Mitglied“ der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Dr. A. Jörg Lanz-Liebenfels, wohnhaft in der Perchtoldsdorferstraße 21 in Rodaun, angeführt. Das Eintrittsjahr wird mit 1900 beziffert (vgl. MAGW [XXXIII/3.F.: III] 1903: IV, 358f, [9], [125]).

Matthäus Much erhielt, was ein Schreiben vom 15. Februar 1904 belegt, ein Exemplar von *Anthropozoon biblicum* zugesendet. Lanz bittet dabei um „strenge Prüfung“ und eine Rezension in den MAGW, wobei sich Much laut Erwin Windischbauer abweisend verhielt (vgl. Windischbauer 2002: 90, 261).

Im Jahresband des gleichen Jahres eben diese Schrift *Anthropozoon biblicum. Vierteljahresschrift für Bibelkunde, talmudische und patristische Schriften* (I. Jg., Heft 3 1904) wird diese Schrift auch nicht von Much, sondern vom Mediziner Oskar Hovorka von Zderas (1866-1930) in den MAGW rezensiert, welcher sich ausgiebig über den Inhalt lustig machte. Insbesondere die Behauptungen hinsichtlich der Evolution des Menschen regten Hovorka zu Scherzen an. Der „Eo-Ariacus“ hätte ein „Flugsaurier“-Stadium, aber niemals das „Stadium von Affen“ durchschritten, sich aber dennoch mit diesen und deren Vorfahren „bastardisiert“. Wenn Lanz den Übergang vom „Menschentier“, dem *Anthropozoon*, zur „Pygmäenrasse“ erklärt hätte, wäre ihm vielleicht bezüglich der Aussage, dass es sich bei den

494 Bei der Ausformulierung dieser These ist Karl Penka die Vorreiterrolle zuzusprechen; siehe auch Kap. 9.3.1.

495 Ernst Krause nannte sich auch „Carus Sterne“.

Pfahlbausiedlungen um „Nester“ der „Anthropozoa“ gehandelt hätte, mit Nachsicht begegnet worden. Hovorka machte sich über diesbezügliche Deutungen altertümlicher Denkmäler lustig, wobei Lanz u.a. assyrische Reliefdarstellungen sowie antike griechische und biblische Texte als Beispiele für „orgiastische Kulte“, „Pygmäen“ bzw. in der Gegenwart ausgestorbene „Unkenmenschen“ angegeben hatte. Anschließend finden sich auch warnende Worte:

„Lanz-Liebenfels erblickt schließlich im ›Alten Bund‹ einen heiligen Urvertrag zwischen Ariacus und Gott, das Menschentier auszurotten. Er bedeutet nichts mehr und nichts weniger als eine praktische Rassenpolitik zur Veredlung des Menschengeschlechts auf rein anthropologischer Grundlage. Nach ähnlichen Prinzipien soll sich auch der ›Neue Bund‹ richten.

Ich erlasse mir das Vorführen von weiteren Proben, denn die bisherigen dürften wohl genügen. Der Schein der Wissenschaftlichkeit vermag auf diesem Gebiete der ernsten Forschung nur solche Früchte zu tragen; allerdings kann man von konfusen Hypothesen nichts anderes als nur noch konfusere Deduktionen erwarten“ (Hovorka in MAGW [XIV/3.F.: IV] 1904: 183f).

Der erste Mensch, der „große Elektrozoe“ als „Urvater“, welcher noch über „elektrobiologische Kräfte“ verfügt habe, hätte von Gott in Anlehnung an das erste Gebot die Auflage bekommen, keine „Tiermenschen“-Götter an dessen Seite zu stellen. Doch wären mit einem fortwährenden „Sündenfall“, der insbesondere durch die Unbedachtsamkeit der Ehefrauen ausgelöst worden wäre, gerade diese ursprünglich übermenschlichen Kräfte, nach und nach abhandengekommen, was an Guido Lists Theorie von urzeitlichen „Riesen“ erinnert (vgl. Daim 1958: 90f).

Jedenfalls ging dieses Exemplar als Geschenk an die Bibliothek der AGW ein. Am 7. Juni 1904 konnte „Dr. Jörg Lanz-Liebenfels“ offenbar den Spott nicht mehr ertragen und trat als „wirkliches Mitglied“ aus der Gesellschaft aus (vgl. MAGW [XXXIV/3.F.: IV] 1904: III, 183f, [11]f, [67], [101]).

Es erscheint unwahrscheinlich, dass sich Matthäus Much für solche haltlosen Hypothesen empfänglich zeigte. Der Polygenismus wurde mit der zunehmenden Anerkennung von Darwins Evolutionslehre obsolet. Die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts in Frage zu stellen, war zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr wissenschaftlich. Völkische und rassistische Wissenschaftler versuchten stattdessen „Rassenunterschiede“ auf unterschiedliche Entwicklungswege nach einer durch Wanderungen oder geographische Barrieren bewirkten „Aufspaltung“ der Menschheit zurückzuführen, wobei verschiedene

„Kulturpotentiale“ durch Umwelteinflüsse, insbesondere während der Eiszeit, ausgelöst worden wären.⁴⁹⁶ Allerdings wird wohl Matthäus Muchs eigener ideologischer Hintergrund für die von Adolf Lanz an ihn gerichtete Anfrage bezüglich eines Literaturberichtes ausschlaggebend gewesen sein. Ob Much eine „aktive Rassenpolitik“ befürwortete, bleibt ungewiss, da auch im Deutschen Reich die „Rassenhygiene“ weder organisatorisch Fuß gefasst hatte noch praktisch ihre Umsetzung fand.⁴⁹⁷ Quellen finden sich hierfür jedenfalls nicht. Auch machte sich Moritz Hoernes schon über Muchs Thesen lustig, wobei für die renommierten Wissenschaftler Josef Szombathy und Sophus Müller Ähnliches anzunehmen ist.⁴⁹⁸ Warum sollte sich also Matthäus Much wegen eines offenkundigen Dilettanten vollständig der Lächerlichkeit preisgeben? Auch verstand er sich eben als Wissenschaftler und hatte seine politische Laufbahn offenbar bereits lange hinter sich. Es ist seinem „juridisch geschulten Blick“ durchaus zuzutrauen, dass er die bei List oder Lanz auftretenden Widersprüchlichkeiten, im Gegensatz zu seinen eigenen, als unwissenschaftlich zurückwies. Zudem hatte Lanz-Liebenfels richtigerweise gerade Penka die Vorreiterrolle bei der Erstellung der Nordthese zugesprochen und Much lediglich als dessen Nachfolger dargestellt. Hierin könnte ein weiterer Hintergrund für Muchs abweisendes Verhalten gegenüber einer Rezension der Schrift *Anthropozoon biblicum* begraben sein.

Auch Lanz von Liebenfels übernahm Blavatskys zyklisches Phasenmodell und berief sich wie diese schon vor ihm u.a. auch auf zeitgenössische rassentheoretische Diskurse, welche er in seine Weltverschwörungstheorie der „niederrassigen Tiermenschen“ aufnahm. Diese würden mit ihren Intrigen die „Rassenschande“ verbreiten und den „Arier“ in den „Niedergang“ stürzen. Solche durch den Kontakt mit Affen entstandenen „Mischwesen“ oder „Sodomsäfflinge“ würden seit jeher im Kampf mit den „arischen Herren“- bzw. „Gottmenschen“ stehen, welche sich jedoch selbst wiederum, trotz ihrer „Gotthaftigkeit“, nicht beherrschen können, dem „Sündenfall“ zu entgehen. Früher hätten jedoch die „arischen Asen“ mit ihren übermenschlichen Fähigkeiten die „Tiernmenschen“ in die Schranken gewiesen. Irgendwann wären jedoch gerade diese „arischen Kräfte“ durch den eintretenden „Frevel“ der „Rassenmischung“ verloren gegangen. Die „Dunkelrassen der Dämonen“ würden als „Pfuschwerk“ Gottes, dem „Weltenordner“ und „Weltbaumeister“, zu dessen Gegenkraft. Sein „Meisterwerk“ würde dagegen die „blonde heroische Rasse“ darstellen. Ein solcher

496 siehe Kap. 9.3.1 (S. 547f)/9.3.6 (570f)

497 siehe Kap. 5.5.2.3/9.3.1

498 siehe Kap. 2.1/5.2.1/9.4

„Raspeöbel“ wie die „Tiernmenschen“ sei in jeglicher Hinsicht vom Zerstörungstrieb beseelt. Krankheiten geistiger und körperlicher Natur, wirtschaftliche Missstände und „Kulturzerfall“ wären auf „Rassenmischung“ zurückzuführen, welche das Resultat einer „orgiastischen Sexualität“ darstelle. Daraus resultiere sowohl eine „Erschuld“ als auch der „Kampf“ gegen diese „Blutschande“ in Form von Programmen zur „Reinzucht“. Selbst in einem auf der Unterseite einer Steinfließe des Klosters, in welchem er gelebt hatte, vorgefundenen Grabrelief wollte er einen Nachweis für den „immerwährenden Rassenkampf“ gegen „Tiernmenschen“ vorgefunden haben, doch ließ er auch zeitgenössische archäologische, anthropologische und zoologische Thesen in seine rassistische Interpretation einer angeblich dualistischen Weltgeschichte einfließen (vgl. Daim 1958: 91, 103-109; 174-180; Goodrick-Clarke 2004: 83-87).

Lanz veröffentlichte von 1905 bis 1931 die *Ostara*-Hefte, in welchen er die Weltgeschichte auf einen „Heldenkampf der lichten, blonden Heldensöhne [mit dem] besiegt und unterworfenen dunklen ›Teufel‹, d.i. den *Tier- und Affenmenschen*, der noch heute, vermischt in den dunklen Menschenrassen, fortlebt und verhängnisvoll fortwirkt“ (Lanz nach Daim 1958: 104), reduzierte. Als Aufgabe seiner Zeitschriftenreihe bezeichnete er die „Erweckung und Erhaltung der blonden arisch-heroischen Rassen *aller Völker und Staaten*“ (Lanz nach Daim 1958: 104). Mit seinem imaginären, seit Menschheitsgedenken währenden „Kampf“ der „arischen Edelrasse“ gegen die „Tschandalen“ entwarf Lanz in seinen Schriften einerseits Programme, welche von der „Reinzucht der asischen Rasse“ mit dem Ziel einer „Rückkehr“ ins nördlich gelegene „glückliche Asgard“ bis hin zur „Ausmerzungen“ von „Kriminellen“ reichten, andererseits jedoch mit einer extremen Paranoia vor dem „Niedergang“ durch „Rassenmischung“ mit „Minderrassigen“, d.h. insbesondere „Negern“, „Mongolen“ und zum „Irrsinn“ neigenden „Juden“ verknüpft war. Dazu gesellte sich zunehmend ein kaum zu übertreffender Frauenhass. Außerdem fand Lanz Gefallen daran in seinen Zukunftsvisionen die „Mischlingsbrut“ auszurotten und ähnlich wie Guido List den „alten Affenmenschen“ erneut zu „verknechten“, damit dieser statt dem „asischen Menschen“ die „niedrigen Arbeiten“ verrichte. Schließlich sei der „höhere Mensch“ ein tierfreundlicher Mensch (vgl. Daim 1958: 103-109, 112-117; Windischbauer 2002: 90).

Die Leser von Matthäus Muchs Schriften und Zuhörer seiner Vorträge konnten diese inhaltlich ablehnen oder aber auch, in mehr oder minder modifizierter Form, weiterleiten, was beispielsweise für den antisemitischen Turner und Heimatforscher Franz Xaver Kießling oder die „Ariosophen“ Guido List und Lanz-Liebenfels belegt ist. Bei diesen erscheint Muchs Werk

dann dermaßen entkleidet, dass es auf den ersten Blick kaum mehr erkenntlich ist, aber bei Lanz durch das erwähnte Zitat in der „Politisch-Anthropologischen Revue“ belegt ist, wobei die Bewunderung von Kießling, List und Lanz für Matthäus Much als einen ihrer geistigen Väter auch in ihren Briefen ausgedrückt wird. Die Betrachtung des gesamten völkischen Umfelds legt weitere Vermutungen nahe, welche mit Vorsicht weitererforscht werden können. Dabei fällt auf, dass Muchs rassenanthropologisches Spätwerk den seit 1905 herausgegebenen „Ostara“-Heften von Lanz-Liebenfels direkt vorausgeht. Sozusagen findet der in dieser Zeitschrift vertretene „ewigwährende Rassenkampf“ in Muchs *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* eine wissenschaftlich anmutende Fundierung, welche eben für ein anderes, wissenschaftliches Milieu und nicht das esoterische Umfeld bestimmt sind. Letzteres konnte eine Nähe zur Lebensreformbewegung aufbauen und auch auf Unterstützung von Industriellen zählen.

Matthäus Much gab seinem Werk zumindest gegenüber den „ariosophischen“ Verschwörungstheorien den Anspruch von Wissenschaftlichkeit, wobei seine Schriften genauso gefärbt waren wie sie ihrerseits abfärbten. Gegenüber eindeutig pseudowissenschaftlichen Veröffentlichungen zeigte er sich wesentlich zugänglicher und tat dies auch öffentlich kund.

Im Jahr 1893 glaubte Ernst Krause, die Herkunft der trojanischen Sage aus Nordeuropa mit einem in nahe bei Rom gelegenen Tragliatella vorgefundenen Krug bezeugen zu können, was bei Josef Szombathy auf Hohn stieß, welchem er in den MAGW mit einem gleichzeitigen Seitenhieb gegen Karl Penkas These einer „nordischen Herkunft der Arier“ Ausdruck verlieh. Eine solche Behauptung ließ schon damals für Szombathy jegliche Wissenschaftlichkeit vermissen und stellte deswegen eine „Zumuthung“ für ihn dar (vgl. Szombathy in MAGW [XXIV/NF: XIV] 1894: 210).

Der Einfluss auf die Bevölkerung von solch pseudowissenschaftlichen Diskursen ist nicht zu unterschätzen. Meine private Ausgabe von Ernst Krauses Buch *Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee* aus dem Jahr 1891 verfügt neben auf der Titelseite abgedruckten Swastiken über diverse Stempel: Lehrerbibliothek, Bundes-Realschule Lehrerbibliothek mit dem handschriftlichen Eintrag Nr. 166 und Landes-Oberrealschule in Krems, welche ich nicht weiter datieren konnte.⁴⁹⁹ Falls es von Lehrern gelesen wurde, was in der völkischen

499 siehe Abb. 122

Hochburg Krems⁵⁰⁰ nicht unmöglich erscheint, so konnten diese völkischen Theoriengebäude an ihre Schüler weitergeben.

Laut einer populärwissenschaftlichen Quelle wurde die Bezeichnung *Nibelungengau* am 5. Dezember 1913 vom Gemeinderat Pöchlarn offiziell eingeführt und heißt noch heute so. Dabei soll sich der Name um 1900 eingebürgert haben und im Jahr darauf der Plan gefasst worden sein ein Nibelungendenkmal zu errichten, wobei die Idee erst im Jahr 1987 ihre Umsetzung fand (vgl. Trautsamwieser 2004: 62ff).

Um dies zu bewerkstelligen kam es dann 1903 zur Gründung des „Nibelungendenkmal- und Volksschauspiel-Vereines ›Bechelâren‹“, welcher sich offensichtlich gezwungen sah, gleich am Anfang seiner Satzungen den „unpolitischen“ Charakter seiner Zielsetzung hervorzuheben.⁵⁰¹ Stattdessen wurde das Aufgabenfeld in den kulturellen Bereich gesetzt, indem „endlich Sitten und Gebräuche der deutschen Vergangenheit zur Darstellung gelangen“ ([k.A.] 1903: 1f) sollten.

Beim *Nibelungengau* handelt es sich um den im Umfeld von Pöchlarn gelegenen Donauabschnitt in Niederösterreich, welcher zwischen den Donauregionen Strudengau in westlicher Richtung und der Wachau in östlicher Richtung begrenzt ist. Laut dem Nibelungenlied soll von dort aus der sagenhafte Rüdiger von Bechelaren (Pöchlarn) sein Herrschaftsgebiet als Markgraf der Hunnen verwaltet haben (vgl. Trautsamwieser 2004: 64).⁵⁰²

Die früheste literarische Erwähnung des Begriffes „Nibelungengau“, welche ich finden konnte, stammt vom Tiroler Schriftsteller, Dichter und Volkskundler Anton Renk (1871-1906), von welchem in der bereits erwähnten einschlägig deutschvölkisch-antiklerikalen Zeitschrift „Der Scherer“, gemeinsam mit anderen Dichtern wie z.B. Arthur Ritter von Wallpach zu Schwanefeld (1866-1946), dem „Vorkämpfer eines mythisch-germanischen Heidentums [...] und ein Feind Roms“ (Geißler 1913: 686), Schriften veröffentlicht wurden (Geißler 1913: 473, 686).

Das Gedicht Anton Renks, von welchem die Rede ist heißt *Gebet*. Neben der Erwähnung eines „rebenreichen Nibelungengaus“ wird darin Gott angerufen, „Deutschlands Neidinge zu

500 siehe Kap. 4.5 (S. 86)/Kap. 4.5.4.2 (S. 120)

501 Dies geschah womöglich aus dem gleichen Grund wie bei dem „Germanenbund“ bzw. dem „Bund der Germanen“, nämlich um staatlichen Repressionen vorzubeugen; siehe Kap. 7.5/S. 379-382.

502 zum *Nibelungengau* siehe auch <http://www.austria-lexikon.at/af/AEIOU/Nibelungengau> [11.07.2012]

schanden“ zu bringen. An die „Bauernkraft“ wird appelliert und an den „deutschen Geist“, welcher seit Jahrtausenden Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hätte und zwar überall dort, wo auch noch gegenwärtig „Deutsche“ als das weltweit „edelste Geschlecht“ wohnen, was Renk auch für die „Südlandszonen“ annahm. Hierbei kommt ein imperiales „Herrenrasse“-Bewusstsein zum Vorschein, welches dadurch untermauert wird, dass dieses Gedicht ursprünglich in der vom „Scherer-Verlag“ im Jahr 1901 veröffentlichten Schrift Renks *Tiroler und Buren* abgedruckt wurde (vgl. Renk 1907: 156ff, Anhang; Renk 1931: 86).⁵⁰³

Während scheinbar der 4. Bezirk (Wieden) ein frühes Zentrum antisemitischer Klubs in Wien bildete,⁵⁰⁴ stellten die Bezirke 5-8 (Margareten, Neubau, Mariahilf, Josefstadt) zumindest nach 1905 offensichtlich einen bevorzugten Standort für ein vielfältiges Vereinsleben dar, wo neben zahlreichen deutschnationalen *Schutzvereinen*⁵⁰⁵ beispielsweise der Verein „Freie Schule“⁵⁰⁶ oder auch der protestantische „Gustav-Adolf-Verein“ ansässig waren.⁵⁰⁷ Franz Stein organisierte mehrere Veranstaltungen im Vorfeld des Geburtstages von Otto von Bismarck, wobei er selbst eine Festrede im in der Mariahilfer Straße 81 (7. Bezirk) gelegenen „Englischen Hof“ am 31. März 1908 hielt. Adolf Hitler wohnte zu dieser Zeit gerade um die Ecke in der Stumpergasse 31, in unmittelbarer Nähe zur Redaktion des „Alldeutschen Tagblatts“, welches er nachweislich bezog, siedelte aber nur kurze Zeit später in den an die Bezirke 6 und 7 angrenzenden 15. Bezirk (Felberstraße 22) um, wo er zwischen dem 18. November 1908 und dem 20. August 1909 wohnte. Dort kaufte er laut Aussagen von Lanz-Liebenfels vom 11. Mai 1951 in unmittelbarer Nachbarschaft seine „Ostara“-Hefte in einer Trafik⁵⁰⁸ (vgl. Daim 1958: 15, 20ff; Hamann 1996: 364f; Wladika 2005: 631f).

503 Siehe Abb. 196f; auf die angenommene überwiegend „germanische“ Herkunft der Buren wird noch an anderer Stelle weiter eingegangen, siehe Kap. 9.8.4/S. 676f.

504 siehe Kap. 4.5.1 (S. 94)/7.5 (S. 380)

505 Auf den Rückseiten zahlreicher Ansichtskarten wird dies ersichtlich und ist im Anhang dieser Arbeit bei den Nachweisen im Abbildungsverzeichnis angeführt.

506 siehe Abbildungsnachweis zu Abb. 124

507 Der „Gustav-Adolf-Verein“ befindet sich auch heute noch samt seiner Kirche am Lutherplatz.

508 Die nichtösterreichischen Leser werden darauf hingewiesen, dass es sich bei einer Trafik um einen Zeitungs- und Tabakladen handelt.

8 Die „asiatischen Nomadenvölker“ als Bedrohung der „Zivilisationen“ der „arischen Bauernvölker“

Der Grad der „Kulturhöhe“ der „Arier“ bzw. „Indogermanen“ wurde bis weit ins 20. Jahrhundert mit zunehmender Leidenschaft diskutiert. Adalbert Kuhn stellte in seiner Abhandlung *Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker* im Jahr 1845, anhand von sprachlichen Vergleichen, die richtungsweisende Forschungsfrage für das in diesem Kapitel behandelte völkische Kulturbild:

„Nachdem wir nun gesehen haben, dass der Reichthum unserer Urväter an Vieh und Geflügel im ganzen aus denselben Bestandtheilen gebildet war wie heute, wenden wir uns zu der Frage, ob sie nur ein nomadisches Hirtenleben, das bald hier bald dort die beste Weide sucht, führten, oder ob sich der Ackerbau bereits bei ihnen fand und das Leben mit ihm eine grössere Festigkeit und Bestimmtheit gewonnen hatte“ (Kuhn 1845: 12).

Dabei ließ Kuhn die diesbezügliche Antwort, aus wissenschaftlicher Sicht durchaus konsequent, offen. Die rekonstruierten indoeuropäischen Wörter lassen sich eben nicht in eine chronologische Reihenfolge stellen (vgl. Römer 1989: 75).

Die Frage nach einer „Ursprache“ wird somit hinfällig, war aber gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Sprachwissenschaften vieldiskutiert.⁵⁰⁹

Ende der Fünfziger-, Anfang der Sechzigerjahre wurde die These von „arischen Bauernvölkern“ formuliert, wobei entscheidende Impulse von Adolphe Pictet und Max Müller ausgingen, welche einen in Indien gelegenen Garten Eden als Gegenbild zu den in der gegenwärtigen Realität lebenden „Arier“ schufen. Zu diesen wurde bereits deren europäischer Zweig gezählt, nachdem Christian Lassen die „kaukasische Physiognomie“ der „indischen Arier“, im Gegensatz zur „schwarzen asiatischen Rasse“ der sog. „Vindhja“- und „Dravida-Stämme“, betont hatte.

Adolphe Pictet (1799-1876) schuf mit seiner *paléontologie linguistique* eine sprachwissenschaftliche Methode, mit welcher er glaubte, eine ursprünglich bäuerliche Lebensweise der von „Jugend“ und „Vitalität“ geprägten „arischen Rasse“ in einem in Indien

⁵⁰⁹ siehe Kap. 5.2.2

gelegenen Paradies belegen zu können. Diese „arische Bauernrasse“ sei von einer „aktiven Intelligenz“ und dem Wunsch nach stetigem Fortschritt durchdrungen.

Der Sprachforscher Friedrich Max Müller stellte die These auf, dass der Begriff „Arier“ eigentlich „Bearbeiter des Bodens“ bedeutet habe. Von nun an konnten die „Arier“ als ein „Bauernvolk“, eine virile, d.h. „männliche Bauernrasse“ verstanden werden. Zu den heute noch lebenden „arischen Völkern“ zählte Müller seit dem Jahr 1864 auch die „Slawen“, weil sie heute noch ein solches „Bauernvolk“ darstellen würden (vgl. Mosse 2006: 67; Römer 1989: 64).

Es klingt plausibel, dass hierin eine frühe Wurzel für die Aufnahme der „Slawen“ in die Genealogie der „Arier“ liegt, welche später, insbesondere bei den Vertretern der *Altslawenthese*, u.a. bei Matthäus Much, zum Vorschein kommt.⁵¹⁰

Als Sprachwissenschaftler lehnten dagegen Victor Hehn und Otto Schrader die Theorie von ursprünglich Ackerbau treibenden und deshalb „sesshaften Indogermanen“ bzw. „Ariern“ ab, während sie von Johannes Hoops (1865-1949), Hermann Hirt (1865-1936) oder Forschern aus dem völkischen Umfeld, wie beispielsweise Matthäus Much oder Karl Penka, befürwortet wurde. Mit den sprachlichen Vergleichen sollte neben der „Kulturstufe“, auch die Besiedlungsgeschichte der „Arier“ nachvollzogen werden, um diese bis zu ihrem Ursprung in Form einer „Urheimat“ zurückzuverfolgen. Für die Befürworter der Annahme einer „unsteten“ Lebensweise der „Indogermanen“ war die lange Wegstrecke von Indien nach Mitteleuropa ein Indiz für deren „nomadisches Wesen“, da von dieser Seite mit Vehemenz an der These einer einstigen „arischen“ Einwanderung in Europa festgehalten wurde (vgl. Much 1893: 319; Penka 1883: 131-135; Römer 1989: 75).

Bedeutend für das Verständnis dieses Kapitels ist der Umstand, dass bei der Einteilung in Paläo- und Neolithikum für die Jungsteinzeit Fundkomplexe nachweisbar sind, welche auf Ackerbau und Viehzucht hinweisen und im altsteinzeitlichen Kontext fehlen. Dabei handelt es sich um archäologische Hinterlassenschaften von Wirtschaftsformen, welche in ihrer Kombination mit „Sesshaftigkeit“ assoziiert wurden und zum Teil noch werden.⁵¹¹

510 siehe Kap. 5.4.3

511 An der ausschließlichen „Sesshaftigkeit“ der von einer bäuerlichen Lebensweise geprägten neolithischen Bevölkerung sind in den letzten Jahren Zweifel aufgekommen. Wie mir bei Ausgrabungen in Niederösterreich, auf welchen ich beruflich tätig war, von geschulten Grabungsleitern zu Ohren kam, wird eher von einem Wanderfeldbau ausgegangen.

Weite Teile der Monarchie, inklusive der Alpengebiete mit ihren Pfahlbausiedlungen, aber auch ländliche Gebiete wie Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Krain und Istrien mit ihren urgeschichtlichen Überresten von Wohnsitzen, hätten für die intensive Weidewirtschaft von „Nomaden“ gar keinen Raum gelassen. Diese steinzeitlichen Siedlungen würden, teilweise noch über die Burgställe des Mittelalters hinaus, bis in die heutige Zeit, oftmals auch räumlich versetzt, fortbestehen (vgl. Much 1893: 320f).

Der angenommenen „Kulturhöhe“ der „Arier“ bzw. „Indogermanen“ und ihren Nachfolgern, vor allem den „Germanen“, wird die angeblich ausschließlich vom „Nomadismus“ geprägte und daher „unstete“ Lebensweise „minderwertiger Völker“ oder „Rassen“ entgegengesetzt. Somit konnte Matthäus Much die Dichotomie von Gustav Klemm in „aktive“ und „passive Völker“ *rassendarwinistisch* aufladen und der „passiven Rasse“ das Paläolithikum und den, aus den beiden „dolichocephalen Rassen“⁵¹² bestehenden, „aktiven Völkern“, insbesondere der „arischen Rasse“ der „Indogermanen“, das Neolithikum zuschreiben.

Die abwertende Haltung gegenüber den sog. „Nomadenvölkern“ hat aber eine noch weitaus tiefere kulturhistorische Bedeutung, in welche nun von meiner Seite nachfolgend versucht wird, etwas Klarheit zu bringen. Auch erscheint es bei der Betrachtung der näheren politischen Umstände und des diesbezüglichen Umfelds von Matthäus Much, sowie der Forschungsgeschichte des ausgehenden 19. Jahrhunderts, geradezu folgerichtig, dass seine Rassendichotomie von „aktiven“ und „passiven Völkern“ mit verschiedenen Wegen verknüpft wird, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Folglich rückt die Bewertung von Wirtschaftsformen in den Vordergrund.⁵¹³

Hierbei wird aufgezeigt, wie sich im Zeitgeist generell gängige Kulturbilder und gedankliche Konstruktionen in einer deutschnational ideologisierten Form von Germanophilie, Teil eines eigentlich wissenschaftlichen Diskurses werden konnten.

Zahlreiche Landwirte und selbstständige Kleingewerbetreibende, also Handwerker, Einzelhändler sowie umsatzschwächere Kaufleute hatten durch die liberalen Gesetzgebungen finanzielle Einbußen erlitten.

Das Handwerk und der Handel litten besonders unter der Verordnung von 1859, welche die Gewerbefreiheit sicherte. Zu Beginn der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts wiegelte die im

512 Damit sind die „indogermanische Rasse“ und die „mittelländische Rasse“ bzw. später die „mediterrane Rasse“ gemeint; siehe Kap. 5.6 (S. 248-251)/7.2.3 (S. 362)/9.3.1 (S. 551)/9.3.6 (S. 582f).

513 siehe Kap. 7.2.3/S. 360f

Entstehen begriffene deutschnationale Presse den „ehrlich“ arbeitenden Handwerker⁵¹⁴ gegen das emanzipierte „Judentum“ auf, welches im Speziellen, unter staatlicher Beihilfe, den „spekulierenden Kapitalismus“ vorangetrieben hätte. Dieser wiederum wäre ausschließlich für den Niedergang des Kleingewerbes verantwortlich. Insbesondere das „jüdische“ Verzinsungsprinzip wurde als „volksfeindlich“ titulierte. Der „jüdische Wucher“ führe zu großen Anhäufungen von Waren, welche dem Bürger durch „halsabschneiderische“ Ratengeschäfte, weit über den handelsüblichen Preisen, veräußert würden. Stattdessen wurde als völkische „Selbsthilfe“ ein gewerbliches Genossenschaftswesen ins Leben gerufen, welches abseits der „verjudeten“ Geldwirtschaft, mit Hilfe von staatlichen Subventionen, eigene Spar- und Vorschussvereine schuf, welche Kredite an „Volksgenossen“ unter gerechteren Bedingungen vergaben (vgl. Apfelthaler 1977: 37-48).

Vergessen werden sollte dabei nicht, dass die Reformforderungen immer wieder einer völkisch eingeschränkten Sichtweise unterstanden, wenn sie auch gelegentlich auf die anderen, nicht dem „Deutschtum“ zugerechneten Bevölkerungsgruppen ausgeweitet wurden, um sozusagen der „germanischen“ Großzügigkeit und Gastfreundschaft aus der Tacitus-Schrift und der nordischen Mythologie gerecht zu werden.

Die Bauernschaft verlor durch gesetzliche Bestimmungen aus den Jahren 1868/1869 an Verfügungsgewalt über ihren Besitz. Darüber hinaus wurde das traditionelle auf die Erhaltung des ungeteilten Gesamtbesitzes ausgerichtete Erbrecht eingeschränkt. Der Grundbesitz wurde vielerorts parzelliert oder gar auseinandergerissen, was zu hohen Verschuldungen führte. Infolgedessen mussten zahlreiche Gutshöfe aufgegeben werden, was sich an der stetig steigenden Zahl der zwangsversteigerten Höfe zwischen 1874 und 1880 zeigt. Somit wurde zu jenem Zeitpunkt die Lage der „deutschen Bauernschaft“ zu einem Hauptthema deutschnationaler Propaganda, wobei im Kampf gegen den Liberalismus dem Bauern die Vorbildrolle gegenüber dem Handwerker zugesprochen wurde (vgl. Apfelthaler 1977: 15-37, 39).

Doch auch auf einer von der Kaufkraft schwächeren Stufe brauchte der Deutschnationalismus seine Feindbilder, so dass z.B. Georg von Schönerer am 5. Februar 1883 vor dem „Salzburgischen Bauernverein“ folgende Forderung aufstellte:

514 Dies geschah, wie bereits ersichtlich wurde, mit nicht zu unterschätzendem Erfolg; siehe Kap. 4.5.1.

„die endliche Errichtung von Strafkolonien für gemeinschädliche Individuen, dann von Zuchthäusern und Arbeitsanstalten für Vagabunden, mit Durchführung des Grundsatzes: ›Wer nicht arbeiten will soll auch nicht essen‹“ (Pichl 1914: 119).

Auf der Großveranstaltung im Sofiensaal vom 26. November 1886 wird die Bedeutung des Bauernstandes „als festeste Stütze einer jeden Nation, als Wurzel des Volksbaumes“ (Pichl 1913: 422) beschrieben:

„Europa gehört dem arischen Volke und dieses Eigentumsrecht darf nicht verletzt und unserer vaterländischer Grund und Boden nicht zum Versuchsfeld und Tummelplatz für herrschaftslüsterne, feindliche, volksvergiftende, nomadische und semitische Elemente dienen! Wenn wir Deutschnationale auch jetzt nur Rufer in der Wüste bleiben, dann werden doch gewiß aus unseren Gebeinen dereinst die Rächer erstehen! Arische Volksgenossen! Deutsche Stammesbrüder! Tut eure Pflicht und seid fest wie Fels und Erz!“ (Pichl 1913: 422f).

Aber auch in einem harmlos erscheinenden Brief von einer „Völkerschau“ im Berliner Zoologischen Garten hat der Journalist Heinrich Hart (1855-1906) vom „eng begrenzten“ Geistesleben der „Mongolenhorden“ geschrieben, welches durch den „Nomadismus“ ausgelöst worden wäre. Lediglich der Buddhismus lasse es nicht weiter „herabsinken“ (vgl. Hart 2005: 78).

Die im Wiener „Tiergarten am Schüttl“ im Jahr 1899 vorgeführte „Völkerschau“ des „Bischari-Dorfes“, verkörperte aus der Perspektive des Publikums eine angeblich besonders durch den „Nomadismus“ gekennzeichnete Lebensweise. So mussten die „Bischari“ in Zelten wohnen und ihre angeblich besonders „hässlichen“ Frauen würden sich ihr Haar mit Hammeltalg oder Butter schmieren. Die Behörden wendeten im Rahmen des „Vagabundengesetzes“ ein Bettelverbot an, um die Protagonisten dieser Veranstaltung am Einsammeln von Bakschisch zu hindern. Diese traten daraufhin in den Streik bis es schließlich zu einer Einigung in Form von der Beibehaltung des Verbots bei einer gleichzeitigen Gehalterhöhung kam. Einen Tag vor dem Arrangement brannte ein Zelt der „Bischari“ nieder, eine Frau starb. Während die Betroffenen Brandstiftung beklagten, gab die Presse der Frau selbst die Schuld, sie habe im Zelt geraucht. Außerdem fand die „fehlende Anteilnahme“ der „Bischari“ hinsichtlich des Todesfalles Erwähnung (vgl. Schwarz 2001: 137, 160-164).

An diesen drei zuletzt genannten Beispielen wird die Spannweite deutlich, in welcher sich der Zeitgeist dieser konstruierten Dichotomie bewegte.

8.1 Die historisch gewachsene Abwertung mobiler Lebensformen

Mit der Industrialisierung wurde auch in der Habsburgermonarchie eine enorme Menge an Menschen in Bewegung gesetzt, wobei an dieser Binnenmigration, neben einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Geschäftsleuten, vornehmlich Menschen aus sozioökonomisch unterprivilegierten Schichten teilnahmen. Vielfältige gesellschaftliche Veränderungen eröffneten einstmals entrechteten Gruppierungen neue Möglichkeiten, sich auch im wirtschaftlichen Sektor zu etablieren. Solche Gruppen waren primär Diskriminierungen ausgesetzt, welche aus Eigentum besitzenden Kreisen in der Bevölkerung hetzerisch gestreut wurden. Neben auf naturgeschichtlichen Erklärungsmodellen beruhenden Wirtschaftstheorien und romantisch verklärten Nationalenpen gewannen Diskurse an Einfluss, welche die Bevölkerung anhand von sprachlichen, historischen, abstammungsgeschichtlichen und in der Folge „rassischen“ Kriterien in eine Art „Wertigkeitspyramide“ einteilen wollten.

8.1.1 Und der „ewige Jude“ läuft und läuft – an seiner Seite „Zigeuner“, „Mongolen“ und slawischsprachige Wanderarbeiter

Die Juden wurden, aufgrund ihrer durch Vertreibungen und Neuansiedlungen geprägten „unsteten“ Lebensweise, bereits im 18. Jahrhundert mit dem Begriff *laufen* in Verbindung gesetzt. Von einem französischen Schriftsteller, welcher sich als „Maître Goulléau“ ausgab, wurde gar die Behauptung aufgestellt, geschäftige Juden würden umherlaufen wie Quecksilber, was ihnen nicht nur als „hässlich“ aufgefasste äußere Merkmale wie Buckel, Zahnlücken, schiefe lange Nasen, schmierige Bärte und verschwitzte Leiber einbringe, sondern ihnen auch einen eigentümlichen Geruch verleihe, welcher als *foetor judaicus*⁵¹⁵ im Gegensatz zum „Geruch der Heiligkeit“ der Christen stünde (vgl. Poliakov 1983: 59ff).

Der preußische „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1688-1740) gab seinem Sohn Friedrich dem Großen als künftigem Herrscher den Ratschlag, die wie „Heuschrecken“ die Christen „ruinierenden“ Juden außer Landes zu jagen (vgl. Poliakov 1983: 27).

Es wurde gemutmaß, der „Jude“ wäre niemals in der Lage die „Nationalsprache“ ordentlich zu lernen, Sesshaftigkeit wäre ihm zudem von vornherein „fremd“. Als weiteres Indiz für seine Rastlosigkeit wurde die Bibel herangezogen, welche von seiner „orientalischen

515 Dabei handelt es sich um einen angeblich spezifischen „jüdischen Geruch“.

Herkunft“ berichtete. Der „Jude“ wurde so in Gedanken vieler Menschen zu einem für alle Ewigkeit durch die Wüste Sinai schweifenden „Nomaden“ (vgl. Mosse 2006: 150).

Die im 16. Jahrhundert entstandene Legende des ewig wandernden Juden *Ahasverus*, welcher sich an der Hetze gegen Jesus Christus vor seiner Kreuzigung beteiligt hätte und seitdem in verzweifelter Verdammnis in der Weltgeschichte umherirre, fand in Wien zur Zeit der Zuwanderung der in der Heimat von Pogromen verfolgten galizischen Juden regen Zuspruch (vgl. Geiss 1988: 191f; Mosse 2006: 149f).⁵¹⁶

Der eigentliche Ursprung der Ahasver-Legende ist laut Wolfgang Wippermann das Bild des umherziehenden „ewigen Zigeuners“. Als „Kains Kinder“ mussten sie für den Mord ihres Stammvaters mit ihrer „unsteten“ Lebensweise ebenso büßen, wie für ihre eigenen „Sünden“. Zum einen wäre der Heiligen Familie auf der Flucht vor Herodes nach Ägypten kein Obdach gewährt worden und zum anderen hätten die „Zigeuner“ gar als Nagelschmiede besonders spitze Nägel für die Kreuzigung des „Erlösers“ geschmiedet (vgl. Wippermann 2005: 91f).

Constantin Frantz (1817-1891), ein Kritiker der preußischen Hegemonialbestrebungen und des Militarismus, übertrug die Ahasver-Legende auf das „jüdische Volk“, welches nach der von ihm verschuldeten Hinrichtung Jesus Christus, durch Gottes Fluch zu ewiger Wanderschaft verurteilt worden wäre. Als ein solches „Wandervolk“ diene es von nun an Gott als „Werkzeug der Bestrafung anderer Völker“ (Poliakov 1977a: 359).

Frantz appellierte an ein „Erwachen der Deutschen“, ihr „germanisches“ Selbstverständnis als „christliche Nation“ zu erkennen, indem sie sich von jeglichem „jüdischen Einfluss“ befreien und sprach ihnen für die Nachbarstaaten einen Sendungsauftrag als „Zentrum“ einer europaweit greifenden „christlichen Föderation“ zu (vgl. Poliakov 1977a: 357ff).

Im Buch *Allgemeine Ethnographie* des Wiener Sprachwissenschaftler Friedrich Müllers offenbarte sich bereits im Jahr 1873 der Gegensatz zwischen „sesshaften Indogermanen“ und „asiatischen Nomadenvölkern“. Die letzteren würden der „hochasiatischen Rasse“ angehören und hätten Mittel- und Nordeuropa zuerst besiedelt, lange bevor die „Indo-Germanen“ und zwar die „Celten“ und „Etrusker“ eingewandert wären. Dies wäre gleichfalls auf Druck der „hochasiatischen Rasse“ geschehen, welche angeblich die „Indo-Germanen“ aus ihren Wohnsitzen drängten, welche wiederum auch die „Hamiten“ und „Semiten“ zurückgestaucht hätten. Während die „Germanen“ und die „Slaven“ die beiden „mächtigsten Völker“ der

⁵¹⁶ siehe Abb. 127

Gegenwart darstellen würden, wären die „kaukasischen Armenier“ und die „Juden“, wie im Altertum auch die „Phöniciern“, bei welchen es sich um „semitisierte Hamiten“ gehandelt habe, „vaterlandslose Handelsvölker“. Diese wären hauptsächlich durch eine weltweite „Zerstreuung“ entstanden, welche durch religiöse Verfolgungen ausgelöst worden wäre. Bei den „Zigeunern“ handle es sich um ein aus Indien stammendes „vielgewandertes Volk“, welches den „Vagabunden“ schlechthin verkörpere (vgl. Müller 1873: 67, 71f).

Besonders brachte der Wiener Orientalist Adolf Wahrmund (1827-1913) das Bild des „umherwandernden Juden“ in Umlauf, als er im Jahr 1887 seine Hetzschrift *Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft* herausbrachte, was ihm noch ein Jahr nach seinem Tod rühmende Worte vom Schönerer-Biograph Eduard Pichl einbrachte (vgl. Pichl 1914: 321).

Wahrmund schrieb dem angeblich vorherrschenden, „älteren semitischen Nomadentum“ eine größere „rassische Reife“ zu, durch welche die „Juden“ mit den „jüngeren arischen Völkern“ Katz und Maus spielen würden. Außerdem würden solche „Wüstenvölker“ die natürlichen Ressourcen ausplündern, während die „Waldvölker“ diese heiligen und bewahren würden.

Dieser Pauschalisierung fügte Wahrmund Wertungen wie „Unzuverlässigkeit im Handel“ und „wurzellose kosmopolitische Denkweise“ hinzu und stellte diese mit einer „verwurzelten arischen Bauernschaft“ in Kontrast. Er bediente sich der Tradition der Indomanen die Existenz der „arischen Bauernschaft“ mit sprachwissenschaftlichen Beweisführungen zu untermauern. Das „Judentum“ wäre dagegen ein Produkt „asiatischen Nomadentums“ und damit schon immer, auch vor seiner Verfluchung durch Jesus Christus, ein „Wüstenvolk“ gewesen. George Lachmann Mosse spricht von der Säkularisierung eines in der Religion verwurzelten antijüdischen Bildes, welchem durch eine pseudowissenschaftliche Umwelttheorie zusätzliche Glaubwürdigkeit verliehen wurde (vgl. Mosse 2006: 150; Poliakov 1977a: 333).

Ein auf solche Weise konstruierter Gegensatz konnte sich eine wissenschaftliche Verankerung beispielsweise mit der zu starkem Einfluss gelangenden anthropogeographischen Theorie von Friedrich Ratzel⁵¹⁷ zulegen, so dass die „Volksseele“ eine sich widerspiegelnde Ausdrucksform der sie umgebenden Landschaft darstelle, fand aber auch in mit Mystizismus behafteten „ariosophisch“-antisemitischen Schriften wie denen von Julius Langbehn ihren Niederschlag.

⁵¹⁷ zur *Anthropogeographie* siehe Kap. 9.3.4

Dieser behauptete, dass es lediglich der „germanischen Künstlerrasse“ vorbehalten wäre, das angeblich in der Natur als „Lebensgeist“ eines „kosmischen Äthers“ manifestierte Universum Gottes zu verstehen. Die unterschiedlichen Landschaften der Natur würden wiederum die verschiedenen „rassischen“ Identitäten der jeweiligen Bevölkerung widerspiegeln. Jeder „Rasse“ wurde eine Landschaft zugeordnet, dem „Arier“ als Zeichen seiner Beständigkeit der „deutsche Wald“, den „Juden“ hingegen die Wüste, „was Ausdruck ihrer Wurzellosigkeit und der Unfruchtbarkeit ihrer Seelen war“ (Mosse 2006: 121). Dem gegenüber stünde die „Rassenseele“ des „Ariers“ für das Wesen seines lebensstüchtigen, künstlerisch kreativen „Volksgeistes“, auf welchen dieser ein Monopol hätte, während der „Jude“ das Anrecht auf seine Seele schon lange zuvor, wie der⁵¹⁸ „Franzose“ in den Kämpfen der Französischen Revolution, verwirkt hätte (vgl. Mosse 2006: 121).

Auch Edouard Drumont ließ „umherschweifende Juden“ von „Wüsten“- und Nomadenvölkern“ abstammen. In der Einleitung zu einem über ihn geschriebenen Buch, behauptete er, der „Jude“ verfüge über „die Seele des Beduinen, der, um sein Ei zu kochen, eine Stadt niederbrennt“ (Drumont nach Mosse 2006: 190, 201).⁵¹⁹

In einem in der *Julfest-Schrift* des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ von 1910 veröffentlichten Theaterstück *Um deutsche Scholle und Schule. Ein Zeitbild in drei Abteilungen* des böhmischen Schriftstellers Anton August Naaff (1850-1918), welches in einem Bauernhaus eines Dorfes an einer sog. „Sprachgrenze“⁵²⁰ spielt, werden Wanderarbeiter als „tschechische Herumläufer“ titulierte:

„Das hat man davon, wenn einer gutwillig ist! Da kommen diese tschechischen Herumläufer ins Haus, bitten und betteln, und läßt man sich ein, tut ihnen Gutes, so wird man dafür auch noch gestraft — so oder so! Ich sag’s allweil und bleib dabei, man soll sich mit keinem Tschechen mehr einlassen“ (Naaff 1910: 39).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Konstrukt von „nomadisierenden Herumläuferten“ als Grundlage von Verschwörungstheorien diene und somit einfache Erklärungsmuster für Armut, Hunger, Krankheit und Naturkatastrophen lieferte. Besonders der „ewig wandernde

518 Hierbei handelt es sich um *Singularisierungen*, welche ein besonders deterministisches Bild vermitteln; siehe Kap. 6/S. 268.

519 Die Quellenangaben sind widersprüchlich. Einerseits soll dieser Satz in der für das Buch *Drumont* von Léon Furiette verfassten Einleitung aus dem Jahr 1902 geschrieben worden sein, andererseits habe diese Einleitung erstmals 1862 ihre Veröffentlichung gefunden. Drumont wäre erst 18 Jahre alt gewesen und stand wohl noch vor seiner fragwürdigen Karriere als Antisemit.

520 zum Thema *Sprachgrenze* siehe Kap. 4.2.2/S. 74f

Jude“ wurde so zum Sündenbock als ein „ewiger Außenseiter“. Das „ehrlich“ erwirtschaftete „schaffende Kapital“ manifestierte sich im „deutschen Handwerk“ und der „deutschen Landwirtschaft“, während das „raffende Kapital“ mit einem „jüdischen“ oder „verjudeten Finanzkapital“ der „goldenen Internationale“ verknüpft wurde.

Auf der unteren Wohlstandsebene konnte der „deutsche Handwerker“ bzw. der „deutsche Bauer“, dem „jüdischer Hausierer“, dem „Zigeuner“ oder dem slawischsprachigen Wanderarbeiter gegenübergestellt werden. So wurde eine übersteigerte Konkurrenzsituation suggeriert, welche zudem, über das Bild der „jüdischen Wechselgeschäfte“, die „deutschen“ Höfe mit Enteignung bedrohe.⁵²¹

Insbesondere in deutschliberalen und deutschnationalen Kreisen kursierten Behauptungen, es handle sich bei den „slawischen“ oder „magyarischen Völkern“ lediglich um „Wegelagerer“, hausierende „Rastelbinder“ (Besenbinder), Scherenschleifer und „Mausfallenhändler“, welchen ein Hang zur Kriminalität nachgesagt wurde und im Idealfall in der Ziegelproduktion, im Baugewerbe oder als Hausangestellte, in Form von billigen Arbeitskräften, als nützlich erschienen. Ohne „deutsche Hilfe“ wären solche „minderwertige Völker“ noch nicht einmal in der Lage zu rechnen und zu schreiben (vgl. Hamann 1996: 148, 370; Storfer 1981: 222).

Beim Wort „Katzelmacher“ handelte es sich um eine abwertende Bezeichnung für alle „Romanen“, insbesondere die italienischsprachigen. Es ist wohl aus einer Vielfalt von etymologischen Wurzeln entstanden, welche einander überlagerten und zusammenflossen. Jedenfalls steht der Begriff wohl im Zusammenhang mit den Wörtern Ketzerei, Katzen bzw. Kater, Sodomie, dem männlichen Geschlechtsorgan, Käse, Maisbrei, Rührlöffel und dem besonders für eine unstete Lebensweise stehenden Beruf des Kesslers, welcher keiner Zunft angehörte und trotzdem Kessel produzierte, flickte und nebenher Waren verkaufte. So wurde „Katzelmacher“ zu einem allgemeinen Ausdruck für anderssprachige Händler und wurde u.a. auch für „Zigeuner“, Hausierer, „Landstreicher“, „Vagabunden“, Musikanten sowie italienische Tagelöhner, insbesondere die der k.k. Nordbahn, verwendet (vgl. Storfer 1981: 219-228).

Auch in anderen Ländern entkamen Gruppen von Menschen, welche mit einer nicht-sesshaften Lebensweise in Verbindung gebracht wurden, den abwertenden Urteilen des bürgerlichen Eurozentrismus nicht. Der britische Arzt Langdon Haydon Down (1828-1896)

521 siehe Abb. 133-139

veröffentlichte im Jahr 1866 den Bericht *Observations on an ethnic classification of idiots*, nach welchem es sich bei der von nun an „mongoloid“ benannten „Idiotie“ um „ethnische Züge“ handle. Optisch fand er für Menschen mit dem „Down-Syndrom“ ebenso angebliche Parallelen zur „großen mongolischen Familie“, wie in ihrem Verhalten als „hervorragende Nachahmer“, der häufigsten rassistischen Stigmatisierung dieser Zeit.⁵²² Zwar stünden diese „Idioten“ in der Nachkommenschaft europäischer Eltern, in erster Linie wären sie jedoch ein Produkt der „Degeneration“, wobei Merkmale „niederer Rassen“ durchbrechen würden. Bei anderen „entarteten Idioten“ glaubte er an eine „äthiopische Spielart“ und betitelte sie als „weiße Neger“ europäischer Abstammung oder einen ursprünglich aus Amerika stammenden „menschenähnlichen“, mit „äffischen Zügen“ behafteten „malaiischen Typ“. Down schuf aus einer „ethnischen“ Bezeichnung eine „rassische“ Kategorie, welche als Bezeichnung für eine Chromosomenanomalie in der Pathologie Einzug erhielt. Cesare Lombroso übertrug diese Theorie im Jahr 1887 zusätzlich auf die Ebene der Kriminologie, indem er die Ähnlichkeit „europäischer Verbrecher“ mit dem „mongolischen“ und „australischen Typus“ betonte (vgl. Gould 1988: 143f).

Im neu gegründeten Deutschen Reich wurden „Vagabunden“ zum Sinnbild der „Sozialschädlichkeit“. Mit dieser Verknüpfung konnten Defizite im Wohlfahrtswesen mit „Degeneration“ erklärt und auf „niedere Gesellschaftsschichten“ beschränkt werden. Der „moralische Verfall“ zur „kriminellen Karriere“ würde, vor allem bei von Geburt an „Minderwertigen“, durch „Vagabundieren“ eingeleitet. Somit wurde die Rückkehr von „geborenen Verbrechern“ ins bürgerliche Leben abgelehnt; „Asozialität“ bleibe eine unausweichliche Folge. Lediglich eine „Germanisierung“ könnte die Kriminalitätsrate eindämmen. Für die drastische Zunahme von Gewalt- und Eigentumsdelikten im Ruhrgebiet wurde bald in der aus den östlichen Provinzen, insbesondere Polen, eingewanderten Arbeiterschaft der „entartete“ Sündenbock gefunden (vgl. Becker 2005: 163f).

Heinrich von Treitschke propagierte im Rahmen des „Antisemitismusstreits“ eine „vollständige Assimilation der eingesessenen Juden in die christliche Nation“ (Mosse 2006: 181), doch schloss er die osteuropäischen „Ghetto-Juden“ von diesem Plan aus. Er behauptete, diese wären die Ausgeburt ihres „semitischen Seins“ und warnte vor einer Machtergreifung aus Polen stammender Juden in Deutschland. Es handle sich bei den aus östlicher Richtung zuwandernden „hosenverkaufenden polnischen Jünglingen“, lediglich um Vaterland und

⁵²² siehe Abb. 162

Kaiser verachtende „deutschsprechende Orientalen“ ohne Bezug zu christlichen und „germanischen“ Vorstellungen von „sozialer Gerechtigkeit“. Diesen Gedankengang vollendete Treitschke mit Sätzen, nach welchen die „Juden“ als die Überbringer jedes Unglücks dargestellt werden (vgl. Poliakov 1977a: 319, 434; Mosse 2006: 181).

Allerdings wurden die „Juden“ schon Mitte der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts nicht nur geheimer Machenschaften bezichtigt, mit welchen sie sich in die christlichen Gesellschaften „einschleichen“, um ihren eigenen von den „arischen Nachbarn“ verschiedenen „Staat im Staat“ herauszubilden, sondern sie würden, nach ihrer Einwanderung aus dem Osten – als Mitglieder der „goldenen Internationale“ – eben auch innerhalb kürzester Zeit zu „mehrfachen Millionären“ und gar zu „Börsenkönigen“ aufsteigen,⁵²³ indem sie den Mittelstand mit betrügerischen Mitteln „ruinieren“. Somit nehme das „jüdische Element“ weitaus mehr Einfluss auf das „öffentliche Verfassungsleben“ als das im Deutschen Reich wesentlich zahlreicher vertretene „slavische Element“. Die „Herrschaft des Judenthums“ wäre somit beinahe vollendet (vgl. [Niendorf] 1876: Vorwort, 1ff, 43f, 71, 87).

Für diese mit zahlreichen Zitaten aus dem Talmud, der Aufklärungszeit und dem 19. Jahrhundert angereicherte Schrift *Die Sittenlehre des Talmud und der zerstörende Einfluß des Judenthums im Deutschen Reich* ist kein Autor angeführt, doch hat Peter Pulzer deren Verleger Anton Niendorf auch als Verfasser ausgemacht. Dabei handelte es sich wohl um das Programm der Vereinigung „Steuer- und Wirtschaftsreformer“, aus welcher später der reichsdeutsche „Bund der Landwirte“ hervorgegangen ist (vgl. Pulzer 1966: 155f, 291).

Über die galizische Einwanderung orthodoxer Juden in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts und deren Diskriminierung, vor allem durch Schönerer, ist bereits in dieser Arbeit berichtet worden.⁵²⁴

Bemerkenswert erscheint an dieser Stelle, dass Schönerer für den schärfsten Gesetzesantrag, der jemals im österreichischen Reichsrat gegenüber „Juden“ gestellt wurde, am 27. Mai 1887, die aus den Vereinigten Staaten von Amerika stammende „Antichinesenbill“ als Vorbild für das von ihm propagierte antisemitische Einwanderungsgesetz heranzog. Auch Karl Lueger stimmte als Abgeordneter dem Antrag zu. Nur eine Stimme fehlte, damit dieses Vorhaben weiter gesetzlich behandelt worden wäre (vgl. Wladika 2005: 186f).

⁵²³ Diese Behauptung erinnert an die dem *American Dream* entstammende Floskel „vom Tellerwäscher zum Millionär“.

⁵²⁴ siehe Kap. 4.5 (S. 89f)/4.5.1 (S. 91-96)

Der Anthroposoziologe Otto Ammon formulierte Mitte der Neunzigerjahre des 19. Jahrhunderts die These, dass bestimmte Gesellschaftskonstellationen zu einer „Benachteiligung“ der „höherwertigen Bevölkerungsteile“ führen würden. Als Beispiele nannte er die Konkurrenzsituation der „Deutschen gegenüber slawischen Wanderarbeitern in Ostpreußen und Österreich oder die [der] Weißen gegenüber chinesischen Kulis in Kalifornien“ (Mühlen 1977: 90). Es handelte sich um eine angebliche „Benachteiligung“ der ansässigen Bevölkerung, welche in Wahrheit wohl meistens auf Vorrechten beruhte.

Mit der modernen Staatenbildung und der einsetzenden Industrialisierung wurden Menschen mit einer weniger sesshaften Lebensweise zunehmend in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt und ihre Lebensweise im Zuge dessen kriminalisiert (vgl. Rieger/Turner 1994: 50).

In Österreich stieg im Zeitalter der im europäischen Kontext relativ spät einsetzenden Industrialisierung und der mit dieser verbundenen Urbanisierung die Binnenmigration. Laut Brigitte Fuchs wurden real existierende soziale Konflikte mit einer völkischen Nationalisierung des Bauerntums überdeckt. Die Bauernschaft wurde als „deutsch“ oder gar „germanisch“ dargestellt, während reisende Händler und Handwerker in ländlichen Gebieten als „fremd“ aufgefasst wurden. Diese Wanderarbeiter migrierten jedoch mehr und mehr in die Städte, um dort ihr Glück als Industriearbeiter zu versuchen. Offensichtlich erwarteten sie dort bessere Löhne als auf dem Land, wodurch die agrarischen Arbeitgeber über erhöhte Gehaltsforderungen klagten. Überhaupt kam es dadurch zu einer Assoziation des städtischen Proletariats mit „Fremdheit“ (vgl. Fuchs 2003: 223-227).

Im Jahr 1871 wurde in Österreich das erste Schubgesetz erlassen, nach welchem außerhalb ihrer Heimatgemeinde angetroffene Personen ohne Angabe von Gründen dorthin zurückgeschickt werden konnten, wo sie hergekommen waren.

Darüber hinaus führten neue gesetzliche Verordnungen, das „Vagabundagegesetz“ von 1873, welches 1885 erneuert wurde und der „Zigeunererlass“ aus dem Jahr 1888, zu weiteren tiefen Einschnitten in die Existenzgrundlage einer solch „heimatlosen“ Lebensweise (vgl. Rieger/Turner 1994: 50; Staudacher 1988: 235f).

Die Bezeichnung für „assimilierte Juden“ als „Nomaden im Frack“ ist aus der Spottschrift von Edmund Wengraf über Georg von Schönerer aus dem Jahr 1887 belegt, wenn auch nicht präzisiert wird, aus welcher der damals jüngsten Reden Schönerers dieses Schlagwort stammt (vgl. Wengraf 1887: 24f).

Auch Gerüchte von wandernden Gewalttätern machten die Runde. In Deutschland wurden auffällige, radikale Sozialisten zumeist aus einer Region ausgeschlossen und begaben sich auf Wanderschaft, um häufig anderorts aufgrund ihrer Bekanntheit oder neuerlicher propagandistischer Agitation, wieder vor das Problem gestellt wurden, keine Arbeit zu finden. In der Zeit von Bismarcks Sozialistengesetzgebung (1878-1890) verschärfte sich die Repression gegen die Arbeiterbewegung und verurteilte diese im Deutschen Reich hinsichtlich der Durchsetzung ihrer Zielvorstellungen auf legalen Wegen zur Betätigungslosigkeit. Von Seiten der sozialrevolutionär gesinnten Arbeiterschaft, welche sich als einer Art „Avantgarde“ in einem proletarischen Verteidigungskampf verstand, kam es zu militanten Aktionen bis hin zu Bombenattentaten. Als Musterbeispiel kann die von Johann Most (1846-1906), einem Verfechter der „Propaganda der Tat“, im Jahr 1885 verfasste Lebensgeschichte des Attentäters Friedrich August Reinsdorf (1849-1885) angeführt werden, dessen sozialistische Agitation eine wahre Odyssee auslöste, welche auch vor den Ländern der Habsburgermonarchie nicht haltmachte. Reinsdorf wird in dieser Schrift von Most als „tatsächlicher Ahasverus“ bezeichnet. Unter dem Sozialistengesetz verschärfte sich diese Situation zunehmend, Reinsdorf wurde Anarchist und plante einen Dynamitanschlag auf die Einweihungsfeier des Germania-Denkmal im Niederwald, welcher auf einen Streich die dort anwesende „herrschende Klasse“ als „Repräsentanten der Ausbeutung“ eliminieren sollte und nur aufgrund einer mangelhaften Präparierung der Zündvorrichtung des Sprengsatzes fehlschlug. Reinsdorf landete im Gefängnis und wurde gemeinsam mit einem „Genossen“ zwei Jahre darauf hingerichtet (vgl. Most 2002a: 11-27; Most 2002b: 20-30, 51-78).

Als „Wanderprediger des Anarchismus“ kam der aus einer böhmischen Glasbläserfamilie stammende Josef Peukert (1855-1910) im Jahr 1881 nach Wien und stellte sich unter militanten Vorzeichen an die Spitze der radikaleren Arbeiterklubs. Vermutlich hatte ihn das sog. „Londoner Revolutionskomitee“ im Rahmen eines „Weltkongresses“ nach Österreich beordert, um einen gewalttätigen Umsturz zu planen und hierzu die von Johann Most in London herausgegebene Zeitschrift „Freiheit“ zu vertreiben. In Österreich entstand in den Jahren 1882/1883 der sogenannte „Anarchistenterror“, welcher in harten Verurteilungen der „Arbeiterführer“ für rein propagandistische Tätigkeiten, aber auch in tödlichen Attentaten von Seiten des revolutionären Proletariats mündete. Ministerpräsident Taaffe beantwortete 1884 die konfliktbeladene Situation, im Rahmen der Verhängung eines „Ausnahmezustandes“, mit

der Ausweisung von 238 Personen, aufgrund ihrer subversiven „Umtriebe“ (vgl. Andics 1976: 229ff; Staudacher 1988: 269ff, 311ff).⁵²⁵

8.1.2 Das Proletariat als Produkt der „goldenen Internationalen“ der „Juden“ und das Sinnbild der Stadt als „Sündenpfeil“

Mit der Industrialisierung wuchs im Umfeld der urbanen Ballungszentren die Nachfrage an neuen Arbeitskräften, so dass es innerhalb der Habsburgermonarchie zu einer enormen Binnenmigration kam und sich in Wien ein industrielles Proletariat herausbilden konnte. Dem starken Bevölkerungsanstieg war jedoch der Wohnungsmarkt keineswegs gewachsen. Erst nach der Erhöhung der Industrielöhne zeigten Investoren Interesse, den Bau von Arbeiterwohnungen voranzutreiben. Selbstverständlich entdeckten auch Spekulanten diesen neuen Geschäftszweig, so dass die Mieten in die Höhe schossen und sich dadurch dermaßen viele Menschen in unzureichend angelegten Wohnungen zusammenpferchen mussten, dass die hygienischen Bedingungen zu wünschen übrigließen und Krankheiten um sich greifen konnten. Das Wohnungselend wurde gerade für die Situation des Wiener Proletariats zu einem symptomatischen Sinnbild. Im Vergleich mit anderen europäischen Großstädten ist jedoch anzumerken, dass es nicht zur Errichtung von völlig verarmten Arbeitervierteln kam. Vielmehr zog sich dieses Schreckensbild, mit Ausnahme einiger Nobelveiertel, durch ganz Wien, wobei die Klassengegensätze oft in ein und demselben Haus sichtbar wurden; eine Wohnsituation, hinter welcher auch die von Großbetrieben errichteten „Proletarierkasernen“ zurücktraten. In einem solchen Umfeld konnten neben dem Alkoholismus selbstverständlich auch Kleinkriminalität und Elendsprostitution gedeihen, wobei die Frage nach deren Organisationsgrad aus meiner Sicht schwer zu beurteilen ist. Jedenfalls fand die bürgerliche Familie in ihrer Wiener Umgebung samt der damaligen Medienwelt genügend Ansatzpunkte, um seinen Besitz oder gar sein Leben in Gefahr zu sehen.

Der in Wien tätige konservative Pfarrer Anton Tschörner prangerte in seinem Todesjahr 1879 in der vom Vater des christlichsozialen Gedankens Freiherr Carl von Vogelsang herausgegebenen „Oesterreichischen Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft und Volkswirtschaft“ soziale Missstände an (vgl. Böhm 1957: 667).

⁵²⁵ Sehenswert ist im diesbezüglichen Kontext ein eigens zu diesem Thema eingerichteter Raum im *Wiener Kriminalmuseum* in der Großen Sperlgasse 24 im 2. Bezirk (Leopoldstadt) Wiens.

Nach der Umbenennung der Zeitung in „Oestereichische Monatsschrift für Christliche Social-Reform, Gesellschafts-Wissenschaft, volkswirthschaftliche und verwandte Fragen“ sind zwei vom Herausgeber Carl von Vogelsang verfasste Artikel im Jahr 1883 erschienen, welche für den diesbezüglichen Zeitgeist besonders aufschlussreich sind. Zum einen sprach er sich gegen die skrupellosen Machenschaften des internationalen Großkapitals aus, welches er letztlich als ausschließliches Produkt des jüdisch verwurzelten Bankiershaus Rothschild ansah, wobei weder Nationalität noch Patriotismus Anerkennung finden würden (vgl. Vogelsang 1883a: 57-67); zum anderen gegen die „internationale Verschwörungskunst“ der Anarchisten und Nihilisten, welche sich aus seiner Sicht vornehmlich aus dem sog. „Lumpenproletariat“ rekrutierten und mitunter mit Gewalttaten auf ihre revolutionären Ziele aufmerksam machen wollten. Den Forderungen eines reformerischen Sozialismus gegenüber, insbesondere denen der Sozialdemokratie, zeigte er sich wohlwollend gesinnt. Die Wiener Arbeiterschaft solle, statt zu diesem „Lumpenproletariat“ als eine „Raub- und Mordliga“ zu „verkommen“, sich lieber von jeglicher Radikalität lossagen und den Zielen einer friedlichen Sozialreform widmen. Dabei zeigte er sich wie bereits aufgezeigt wurde als Verfechter eines ständischen an mittelalterliche Strukturen angelehnten Feudalsystems, wobei er die christliche Form eines „korporativen Sozialismus“, im Sinne des in Preußen tätigen christlichsozialen Agitators Adolf Stoecker, als sein Vorbild ausgab. Die Gläubigen sollten sich nach Vogelsangs Auffassung jedenfalls frei von dem Gedanken machen, dass im „staatsozialistischen Gemeinwesen“ für die Kirche kein Platz wäre (vgl. Vogelsang 1883b: 212-223).

Bereits im Vorfeld des im Jahr 1886 abgehaltenen „Deutschen Bauerntages“ in Wien kamen in Schöneres Sprachrohr, den „Unverfälschten Deutschen Worten“, die Angst zum Ausdruck, der verarmte Bauernstand könnte zu den Anarchisten überlaufen (vgl. Apfelthaler 1977: 28f).

Vor einer Proletarisierung der Handwerker wurde in der gleichen Monatszeitung bereits im Jahr zuvor gewarnt. Die fehlenden wirtschaftlichen Anreize, ein Handwerk zu erlernen, könnten einen „Niedergang“ in Form des „Hausierwesens“ auslösen (vgl. Apfelthaler 1977: 41f).

Georg von Schönerer wiederholte bei einer Rede auf einer Versammlung in Reichenberg am 16. September 1886 seinen bereits am 20. März des gleichen Jahres auf dem Bauerntag in Wien vorgetragenen „nationalen Standpunkt“, wobei sein Selbstverständnis als „Anwalt des kleinen Mannes“ auf den Bauernstand beschränkt blieb. Hinter dem Deutschliberalismus würden angeblich in besonderem Maß die „Juden“ stecken, welche bezüglich des Gleichberechtigungsgedankens, welcher konsequenterweise auch auf die „Tschechen“

Anwendung finden müsste, die Widersprüchlichkeit geformt hätten. Dabei würde es ihm selbst nichts ausmachen, wenn die von den Deutschnationalen zugunsten der Landwirte geforderten Reformen, auch „tschechischen Bauern“ zugutekämen.

Im Gegensatz zu diesem für die „nationale Zukunft“ angeblich „wichtigsten Stand“ der Bauern, dessen sich gerade vollziehender „Ruin“, den Niedergang aller sonstigen „Stände“ bewirken würde, handle es sich bei der industriellen Arbeiterklasse, um eine Antriebsfeder einer solchen „nationalen Zersetzung“, welche noch nicht einmal der weltweit „größte Staatsmann“ Otto von Bismarck aufhalten könne:

„Wenn Sie ein Volk von Proletariern erziehen wollen, dann wird in der Zukunft die Nation aufhören zu sein, denn ein Staat von Proletariern wird und kann nie national sein“ (Schönerer nach Pichl 1914: 265).

Im darauffolgenden Monat betonte Schönerer in seiner vielzitierten Rede im Wiener Sofiensaal, dass die Deutschnationalen seit der ersten Version des „Linzer Programmes“ Schutzmaßnahmen für die Arbeiterschaft gefordert hatten. Lediglich über den Rechtsschutz könne der besitzlose Arbeiter zu einem gewissen Eigentum gelangen und somit davor abgehalten werden, den Besitz gewaltsam anzugreifen, wobei er eine Stelle aus dem dramatischen Gedicht *Wallenstein* von Johann Christoph Friedrich von Schiller (1759-1805) für seine propagandistischen Zwecke benutzt:

„Etwas muß er sein Eigen nennen, oder der Mensch wird morden und brennen“ (Schiller nach Schönerer, zitiert in Pichl 1913: 265)

Gleichzeitig beklagte er den großen Einfluss des „Judentum“ auf die Sozialdemokratie, wobei man sich nur deren Führerschaft anschauen bräuchte, um diesen Umstand zu erkennen (vgl. ebd.).

Bereits am 1. August 1884 wurde in den „Unverfälschten Deutschen Worten“ betont, dass auch solche „Deutsche“ bekämpft würden, welche sich nach den eigenen deutschnationalen Kriterien „undeutsch“ verhalten. Solche „nationalen Gegner“ könnten der „schwarzen [Klerus] oder rothen [Sozialismus] oder der goldenen Internationalen [Judentum]“ angehören oder grau oder wasserfärbig sein“ (UDW nach Apfelthaler 1977: 114).

Am 1. Mai 1890 finden sich im gleichen Blatt Äußerungen, nach welchen es offensichtlich wird, dass für ein solch „vaterlandsloses Gesindel“, im nach Einheit mit dem Deutschen Reich strebenden deutschnationalen Gedankengut, kein Platz war. Der revolutionäre Arbeiter wurde

als „nationale Bedrohung“ aufgefasst, da er eine Klassenherrschaft des „internationalen Proletariats“ anstrebe (vgl. Apfelthaler 1977: 65).

Als Ablassventil diene der Angst vor internationalistisch-revolutionären Bestrebungen der Arbeiterbewegung und dem von dieser eingeforderten Freiheits- und Gleichheitsgedanken, ein weitgefächerter Degenerations- und Entartungsgedanke,⁵²⁶ welcher auch als ideologische Rechtfertigung der Klassengesellschaft herangezogen werden konnte und in einer vom Künstler Ernst Kutzer (1880-1965) illustrierten Ansichtskarte des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ zum Ausdruck kommt. Wiederum musste ein Zitat Schillers, diesmal aus seinem Gedicht *Das Lied von der Glocke*, herhalten:

*„Weh denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelfackel leihn! Sie strahlt ihm nicht, Sie kann nur zünden, und äschert Städt' und Länder ein.“*⁵²⁷

Der nicht zu bändigende internationalistisch-proletarische „Mob“ besteigt auf dieser Abbildung eine aus allerlei Unrat errichtete Barrikade, auf welcher eine zerfledderte rote Fahne mit der Aufschrift „Freiheit Gleichheit“ prangert. An vorderster Front fällt ein Proletarier im Kugelhagel, ein anderer, bereits auf dem Boden liegender Arbeiter, streckt eine Hand empor, während sich eine Frau, vor ihm niederkniend, um ihn sorgt. Doch auch hinter und auf der Barrikade liegen Leichen, die Gebäude im Hintergrund gleichen einer Ruinenlandschaft.

Obwohl Georg von Schönerer in derselben Reichenberger Rede, von einer größeren Verwandtschaft zwischen „Germanen“ und „Slawen“ berichtete, betonte er ebenfalls die „Höherwertigkeit“ der „Germanen“ und der zu diesen in angeblicher völkischen Kontinuität stehenden „Deutschen“:

„Wir wollen kein freies Menschentum aus dem Grunde, weil wir Germanen und Deutsche sind, und weil wir als Germanen mehr bedeuten wollen als derjenige, der sich einfach einen freien Menschen nennt“ (Schönerer nach Pichl 1914: 264).

Statt im Antisemitismus die größte Schmach des Jahrhunderts zu erkennen, solle dieser als dessen „größte Errungenschaft“ gepriesen werden, weil er das perfekte „Hauptreinigungsmittel in jedweder echt nationalen Beziehung ist“ (Schönerer nach Pichl 1914: 267) und sich an den Antislawismus anschließen lässt, was in Schönerers Warnungen

526 siehe Kap. 5.3.3/5.5 (gesamt)/5.6 (gesamt)

527 Schiller nach Kutzer; siehe Abb. 111

vor der „Mischung“ mit „undeutschen Elementen“ zum Ausdruck kommt. Dies wird besonders bei Schönerers Beantwortung der Frage deutlich, was denn eigentlich „national“ überhaupt bedeute:

„In unserem Sinne national sein heißt, sein eigenes Volk lieben über alles in der Welt. Das ist ein einfacher, klarer und natürlicher Standpunkt. Wenn man sich auf diesen Standpunkt stellt, dann muß man jede Mischung des eigenen Volkes mit Elementen bekämpfen, die dem deutschen Volke als solchem Schaden können, seien sie semitische oder slawische. Diesen Standpunkt kann man bekämpfen, wer ihn aber bekämpft, hat nicht das Recht, deutschnational vom Wirbel bis zur Zehe genannt zu werden“ (ebd.).

Im Anschluss an diese Aussage hetzte Schönerer gegen den Klerikalismus, die „Slawen“ und alle modernistischen Strömungen, welche er in Börsenmaklern, Manchestertum, Liberalismus und Demokraten als Feindbilder verkörpert sah. Dabei würde der Klerikalismus ebenso „entnationalisierend“ wirken wie der „doktrinäre Liberalismus, weil er uns unter die internationale Rotte der Geldmächte unterordnen will und mit uns selbstverständlich den nationalen Gedanken“ (ebd.).

Auffallend ist hierbei eine Art „Internationalisierung“ der geistigen und politischen Strömungen, welche seinem deutschnationalen Kurs zuwiderlaufenden, wobei er deren „zersetzende“ Einflüsse auf den „nationalen Gedanken“, welchen er am ehesten im ländlichen Bauernstand verkörpert sah, in den Vordergrund drängte (vgl. Pichl 1914: 264-267).

Im Zeitalter der Binnenmigration aus ländlichen Gebieten in die Großstadtmegropolen (Budapest, Prag, Wien) der Habsburgermonarchie sank die Zahl der in Wien geborenen Bevölkerung, so dass sie während der Regierungszeit von Franz Joseph I. (reg. 1848-1916) nicht einmal mehr die Hälfte betrug. Dem städtischen Proletariat, welches in überproportionalem Ausmaß slawischsprachig war, wurde „Vaterlandslosigkeit“ unterstellt (vgl. John 1988: 103ff).⁵²⁸

Von deutschnationaler Seite wurde die Ansicht verbreitet, dass die „internationale Arbeiterklasse“ gemeinsam mit der „goldenen Internationalen“ der „Juden“, die Schlüsselrolle bei der „sittlichen Demoralisierung“ des Großstadtlebens einnehmen würde, wobei die „Mischung“ der „Nationen“ voranschreite. Wenn dieser Gedanke weitergedacht wird, konnte diese in letzter Konsequenz nur in „nationalem Niedergang“ und allumfassender „Entartung“

528 Insbesondere aus Böhmen und Mähren war eine deutliche Migration in die Städte spürbar.

münden. Möglicherweise lag in diesen frühen Äußerungen von Schönerers antiproletarischer Geisteshaltung, der eigentliche Grund für den späteren Zwist mit seinem aus proletarischem Umfeld stammenden Zögling, dem Feinmechaniker Franz Stein, welcher den Bezug zum „kleinen Mann“ wörtlicher nahm und gerade ökonomische Benachteiligung des besitzlosen, deutschsprachigen Proletariats deutlicher betonte, ohne dabei die „Slawen“ und die „Juden“ in die „alldutsche Arbeiterklasse“ einzubinden.⁵²⁹

Auch mag an dieser Stelle der von Matthäus Much und ähnlichen völkischen Schreibern vertretene Gedanke einer quasi ständelosen „urgermanischen“ Ackerbaugesellschaft mitgewirkt haben, welchem aber auch die Idee einer aristokratischen Ständegesellschaft beiwohnt, da diese „bodenständige Rasse“ eben auch als „Erobererrasse“ auftritt und die anderen, unterlegenen „Völker“ in ein stark hierarchisches System in Form eines „nationalen“ Korsetts zwingt, in welchem die Ständeunterschiede nach „gobinistischen“ Richtlinien, von „unten“ nach „oben“, die „rassische Reinheit“ widerspiegelt. Hierbei könnte Schönerer bei der Betonung „deutschvölkischer“ Überlegenheit von Matthäus Much gelernt haben. Schließlich hatte dieser wohl einen leichteren und weitreichenderen Zugang zu rassentheoretischen Ansätzen, aus teilweise wissenschaftlichem Umfeld, als der Gutsbesitzer und Politiker Georg von Schönerer.

Im Jahr 1879 stellte Much die drei verschiedenen, im „germanischen“ *Merkgedicht des Rig* ihren Ausdruck findenden, gesellschaftlichen Stände, als entwicklungsgeschichtlich aufeinanderfolgende Stufen dar. Die durch Thrall, den „Schwarzen“, symbolisierten Pfahlbausiedler werden mit Produkten aus dem Ackerbau ausgestattet. Allerdings wäre es damals noch nicht verstanden worden, diese Güter effizient zu nutzen. Als nächstes wäre der eigentliche Ackerbauer in Gestalt von Karl, dem „Knecht“, aufgetreten. Schließlich folgen die Krieger, Herrscher und Eroberer, welche durch Jarl und seinen Sohn Kon ihre Ausdrucksform finden. Um eine ständische Gesellschaft handelt es sich also innerhalb des „Volkes“ nicht, sondern vielmehr um einen angenommenen völkischen Gang der Entwicklung.⁵³⁰

Offenbar hinderte gerade die Betonung von Nationalität und Eigentum, welchen Schönerer durch den „deutschen Besitzstand“ in der Habsburgermonarchie verkörpert sah, einen stärkeren Bezug zur Arbeiterklasse. Das Wirtschaftssystem sollte jedenfalls nicht über den Haufen geworfen werden, statt einer revolutionären Neuordnung schwebte ihm lediglich eine

529 Siehe Kap. 4.5.4.4; zu Steins proletarischem Elternhaus ist zu sagen, dass sein Vater Fabrikarbeiter war (vgl. Hamann 1996: 365).

530 siehe Kap. 7.2.1

völkische „Nationalisierung“ der Wirtschaft vor, in welcher weder die „goldene Internationale“ des „jüdischen Finanzkapitals“ noch der „fremde Wanderarbeiter“ einen Platz hatte.

Schönerers Verhältnis zum städtischen Industriearbeiter war ambivalent: Einerseits wurde dem Großkapital die Hauptschuld für dessen Elend gegeben und gesetzliche Schutzmaßnahmen für die Arbeiterschaft gefordert; andererseits aber das besitzlose Proletariat, durch seine Migrationsgeschichte, als „völkisches Gemengsel“ mit vorwiegend „slawischen Elementen“ dargestellt. Die Proletarisierung „deutscher Volksgenossen“ bewirke somit eine „Entnationalisierung“ und „Slawisierung“ Österreichs. Die Angst vor der „Zurückdrängung“ aus dem öffentlichen Leben durch „fremde Elemente“ und vor der „Vermischung“ mit „minderwertigen Völkern“ suggeriert zudem, dass sich dieser „Mob“, u.a. auch durch seine angeblich mangelhafte „Sittlichkeit“, in hohem Maß vermehre und seinen gesellschaftlichen Aufstieg mit unlauteren Mitteln vorantreibe. Diese Behauptungen lassen Vermutungen Raum, dass die Arbeiterschaft vornehmlich „Vermischungsprozessen“ unterlegen wäre und somit zu einer „zersetzenden“ Kraft würde. Ganz nach dem deutschliberalen Gedanken einer „Leitkultur“ wäre das Proletariat durch eine geringere geistige Leistungsfähigkeit gekennzeichnet und eigne sich allenfalls zu manueller Produktivität (vgl. Pichl 1913: 49f, 83-86, 114, 124, 133, 137, 210, 288, 298f, 335, 341, 392f, 402f, 424, 476, 503, 510f, 517, 587; Pichl 1914: 76, 109, 267).

Bei Matthäus Much handelte es sich spätestens nach seiner Heirat und der mit dieser verbundenen Übernahme der Zitherfabrik seines Schwiegervaters, um ein Mitglied der deutschsprachigen besitzenden Klasse.⁵³¹

Im gleichen Jahr wie dem des Angriffs auf das „Wiener Tagblatt“, also 1888, enthüllte der ehemals deutschnational gesinnte Sozialdemokrat Victor Adler, Sohn eines jüdischen Prager Kaufmanns, die katastrophalen Lebensbedingungen in der „Wienerberger Ziegelfabrik und Baugesellschaft“, indem er sich als verkleideter Arbeiter einschleuste. Der Konzern verstieß mit dem sogenannten *Trucksystem* gegen damals geltendes Recht und nötigte seine Arbeiterschaft, welche insbesondere aus sog. „Ziegelböhmern“ bestand, zu einem Leben am Existenzminimum. Sie wurden kasernenartig eingepfercht und bekamen firmeneigenes Blechgeld als Lohn, von dem sie auch noch Miete zahlen mussten. Außerdem waren sie

⁵³¹ siehe Kap. 2.1/S. 19

genötigt ihr „Geld“ auf dem Firmengelände zu überteuerten Preisen auszugeben (vgl. Andics 1976: 261ff; Andics 1984: 59-62).

Obwohl dies alles andere als legal war, hatten die journalistischen Veröffentlichungen staatliche Repressionen zur Folge. Adler konnte jedoch gemeinsam mit der streikenden Arbeiterschaft gesetzliche Verbesserungen erzielen, wie beispielsweise 1889 beim mitunter militanten „Tramwaystreik“, welcher die Wiener „Ringstraßengesellschaft“ in Angst und Schrecken versetzte. Um auf die aussichtslose Situation der Arbeiter der „Wiener-Tramway-Gesellschaft“ hinzuweisen, wurden diese provokativ als „weiße Sklaven“ titulierte (vgl. Andics 1984: 62, 73, 75f, 85f).

8.2 Die Abkehr von der unilinearen Dreistufentheorie

Der in Göttingen tätige Völkerkundler, Kulturhistoriker und Philosoph Christoph Meiners (1752-1840) trat bereits in den Neunzigerjahren des 18. Jahrhunderts mit seinem regionale Unterschiede betonenden *Gradualismus* der von Immanuel Kant (1724-1804) und Marie Jean Antoine Nicolas de Caritat Marquis de Condorcet (1743-1794) geschaffenen, eine unilineare Entwicklung der Menschheit vertretenden *Dreistufentheorie* entgegen, welche im Geist der Aufklärung verhaftet war. Diese besagte, dass es sich beim „Nomadentum“, lediglich um eine Übergangsstufe von „Jägergesellschaften“ zum „Ackerbauvolk“ handle und wurde später neben den Romantikern auch vom überwiegenden Teil der renommierten Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts vertreten. Meiners befasste sich u.a. mit dem „Hirtenleben“ und kam zu dem Schluss, es müssten hinsichtlich der „Wilden“ grundlegende Unterscheidungen getroffen werden. Bei den „Jägern und Fischern“ handle es sich zwar um die eigentlichen „Wilden“, doch wären diese im Gegensatz zu „Barbaren“, den „nomadischen Hirten“, meistens lange nicht so „einseitig“ veranlagt wie diese. Statt den „Nomadismus“ als eine universelle Entwicklungsstufe darzustellen, betonte Meiners die Statik des „nomadischen Hirtenlebens“. Dabei handle es sich um eine gesonderte Wirtschaftsform, welche zwar aufgrund des internen Gefälles an Reichtum bis an „gebildete Nationen“ heranreiche, jedoch wegen dem fehlenden Arbeitswillen dieser „Völker“ nicht zum Feldbau übergehen könne. Dagegen wären die mit „Wildheit“ behafteten „Jäger- und Fischer-Völker“ zumeist vielseitig und innovativ und würden nebenbei auch Feldbau betreiben, was ihren Lebensunterhalt steigern und zu einem Bevölkerungsanstieg führe. Die Möglichkeit einer Entwicklung von „wildem Jäger“- zu

„nomadischen Hirtenvölkern“ schloss er dabei aus. Überhaupt stellte er eine gleichförmige Entwicklung der verschiedenen „Völker“ in Frage.

Daneben entwickelte Meiners „die Theorie der *sekundären Primitivität in Rückzugsgebieten*“ (Mühlmann 1986: 61), wobei Gruppen von Menschen auf der Flucht vor einfallenden Nachbarn die Flucht in unfruchtbare Landstriche ergreifen und dabei in jeglicher Hinsicht auf Zustände „herabfallen“, welche sie fälschlicherweise als „Wilde“ erscheinen lassen (vgl. Mühlmann 1986: 60f).

Überhaupt stellte Meiners eine *Rassendichtotomie* auf: Da gab es einerseits die „schöne“, „weiße“ oder auch „kaukasische Rasse“, welche auf Adam zurückgehe und als die Krone der biblischen Schöpfungsgeschichte anzusehen sei; dagegen müsse die „hässliche“, „dunkle Rasse“ als die „dienende Klasse“ das Produkt einer anderen nicht biblisch tradierten Schöpfung sein. Beide dieser Gruppen würden über „unauslöschliche vererbte Merkmale“ verfügen. Alle anderen „Typen“ sah Meiners lediglich als „Varianten“ seiner dualistischen Rasseneinteilung an (vgl. Mosse 2006: 40f, 56f; Geiss 1988: 161).

Der Philologe Karl Phillip Buttmann (1764-1829) leitete im zweiten Band seines Werkes *Mythologus oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Alterthums* den Brudermörder Kain von „Spieß“ und sein Opfer Abel von „Schmerz“ ab. Daraus schloss er auf ein durch „freche Gewaltthätigkeit“ auffallendes „Lanzen“- oder „Unterdrücker-Geschlecht“ und ein durch „träge Weichlichkeit“ geprägtes „Schmerzen-Geschlecht“, wenn es sich auch lediglich um einen Temperamentunterschied handle. Abels Frömmigkeit wird als überbewertet dargestellt; schließlich führe er ein „bequemes Schäferleben“ voller „träger Weichlichkeit“. Dieses stünde im Gegensatz zum „mühsameren Betrieb“ von Kains Ackerbau, aus welchem die „Erfindung der Künste“ emporgesprungen sei (vgl. Buttmann 1829: 12ff, 17f).

Bereits bei Christian Jürgensen Thomsen handelte es sich um einen Forscher, welcher bei seiner Dreiteilung der Urgeschichte in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit nicht ausschließlich in Artefakte und ihre Entwicklung im zeitlichen Kontext interessiert war, sondern auch in die Fundumstände, die wechselnden Begräbnissitten und andere Hintergründe prähistorischer Lebensweisen in seinen Gedankengängen mitberücksichtigte. Wegweisend bei der Entwicklung der Vorgeschichtsforschung in Skandinavien als eigene Disziplin war die Arbeit des Zoologen Sven Nilsson (1787-1883), welcher zwar wie Thomsen in kulturelle Evolution glaubte, jedoch sein Hauptaugenmerk auf die Entwicklung von Subsistenzwirtschaften und nicht auf die technologischen Errungenschaften richtete. In Anlehnung an die Philosophen des

18. Jahrhunderts vermutete er, dass ein Bevölkerungswachstum der Hauptfaktor gewesen wäre, warum sich in Skandinavien „Jäger- und Sammlergesellschaften“ zunächst zu *pastoralistisch*⁵³² geprägten Gruppen und später zu Ackerbauern modifiziert hätten, ehe sie Geld, Schrift und Arbeitsteilung kennenlernen und die „Kulturstufe der Zivilisation“ erklimmen. Hierbei wurde Sven Nilsson zu einem Vorläufer der ebenfalls unilinear-kulturevolutionistischen Stufenmodelle von Edward Burnett Tylor (1832-1917) und Lewis Henry Morgan (1818-1881), welche diese in ihren Schriften *Primitive Culture* (1871) bzw. *Ancient Society* (1877) verbreiteten (vgl. Trigger 1989: 80; Kühn 1976: 69; Laukötter 2007: 36f).

8.2.1 Gustav Klemm und die Dichotomie von „aktiven“ und „passiven Rassen“ im Bezug zur „Sesshaftigkeit“ sowie dem „Nomadentum“ als deren Gegenbild

In der Broschüre *Die Verbreitung der activen Menschenrasse über den Erdball* von Gustav Klemm aus dem Jahre 1845 findet die Behauptung Betonung, dass sich die „passive Rasse“ in ihrem „Traumleben“ lediglich nach „Ruhe“ sehne. Deshalb würden die „Bojesmänner“⁵³³ jeglichem Besitz entfliehen und der „nordamerikanische Jäger“ über den arbeitssamen Fleiß der „europäischen Colonialisten“ spotten (vgl. Klemm 1845a: 10).

Ein solches Leben hinterlasse nicht viele Spuren, so dass von „rein passiven Völkern“, den „Jägervölkern und Fischern“, keinerlei oder nur eine sehr geringe Anzahl an Überbleibseln vorzufinden sind, während die „Nomaden“ schon mehr von diesen Hinterlassenschaften zurücklassen. Erst „mit dem Ackerbau und den festen Sitzen entstehen auch dauernde Denkmäler. So sind in Europa die Slawen am ärmsten an Denkmalen, deren Kelten und Germanen, Etrusker und Griechen in großer Fülle hinterließen“ (Klemm 1845a: 31).

Im gleichen Jahr veröffentlichte Klemm den vierten Band seiner *Allgemeinen Cultur-Geschichte. Die Urzustände der Berg- und Wüstenvölker activen Menschheit und deren Verbreitung über die Erde*, in welchem seine Vorstellungen von „Nomadismus“ deutlicher zum Ausdruck kommen. Die Domestizierung der Tiere samt ihrer Pflege wäre schon bei den „rein passiven“ noch „ungemischten Völkern“ gediehen. Deren „nomadische“ Lebensweise wäre

532 *Pastoralismus* bedeutet Wandertierhaltung.

533 Bei diesem Begriff handelt es sich um eine Entlehnung aus dem Niederländischen und bedeutet „Buschmänner“.

durch Jagd und Fischfang gesichert worden und das obwohl ihr „Traumleben“ ansonsten ein Sinnbild „des Beharrens im Stillstand“ darstelle (vgl. Klemm 1845b: 3f, 6).

In Arabien lebten „ackerbauende Oasenbewohner“ Seite an Seite mit viehzüchtenden und Handel betreibenden „nomadischen Beduinen“, wobei beide als „Wüstenvölker“ gemeinsam mit den „Bergvölkern“ zur „activen Rasse“ zu rechnen wären (vgl. Klemm 1845b: 131-140).

Für Gustav Klemm stellte, im Gegensatz zu Matthäus Much gut vierzig Jahre später, der „Nomadismus“ kein Unterscheidungsmerkmal von der „passiven“ zur „activen Menschenrasse“ dar. Ebenso wenig würde das Vorhandensein einer mit der Pflege der Tiere einhergehenden Viehzucht oder des Ackerbaus über die Zugehörigkeit zur „activen“ oder „passiven Rasse“ Auskunft geben.⁵³⁴

Den „wandernden Völkern“ der „activen Rasse“ würden dagegen die frühesten Kenntnisse des Ackerbaus, der Handwerke, des Webens und Gerbens alleine gehören. Insbesondere die „Schmiedekunst“ zeichne die „activen Völker“ aus. Auch brachte Klemm die Metallverarbeitung mit einer weltweit verbreiteten Megalithkultur in Verbindung (vgl. Klemm 1845a: 16, 32f; Klemm 1845b: 242).

Hierin nähert sich Matthäus Much an Gustav Klemms Geschichtsbild in hohem Maße an, nur dass er diese Errungenschaften um zahlreiche weitere unter dem Namen „Kulturmittel“ erweitert. Allerdings ließ Much die Bronzeherstellung, welche bei Klemm als Entwicklung der „activen Rasse“ noch eine besondere Würdigung findet, seit 1882/1884 lediglich als eine importierte Technologie gelten, welche aber bald unter eigener Regie und nach eigenen Maßstäben durchgeführt worden wäre.⁵³⁵

Für Gustav Klemm war der Ackerbau ein Produkt des Verschmelzens von „activen“ und „passiven Völkern“:

Der „Zustand des Räuberlebens“ der „activen Völker“ entspräche ungefähr dem „Zustand des Jäger- und Fischerlebens“ als „erste Entwicklungsstufe“ der „passiven Völker“. Während der „Jäger“ Nordamerikas und der „Australier“ nach dem Verzehr seines Vorrates schlafe, sei ein der „activen Rasse“ zugehöriger Mensch durch „lebhaftes Streben“ nach Besitz gekennzeichnet. Die vom „ursprünglichen Sitz“ weg organisierte Auswanderung wäre eine Eigentümlichkeit der „activen Rasse“. Bei „passiven Völkern“, wie den „Mongolen“ zwischen

⁵³⁴ siehe Kap. 8.3-8.3.5.4

⁵³⁵ siehe Kap. 9.3.6/9.4

dem 4. und 13. Jahrhundert oder bei den „Negervölkern“, hätten solche Eroberungszüge nur unter Anleitung von Führern stattfinden können, welche der „activen Rasse“ angehört hätten. Erst nach Befriedigung der Habsucht der „activen Rasse“ durch die Unterwerfung der „passiven Rasse“ und der „Vermischung“ mit dieser, hätte die nachfolgende „Culturstufe“ zur Entfaltung kommen können. Diese wäre durch „friedlichen Handelsverkehr“ zwischen den durch die Anhäufung geraubter Reichtümer entstandenen Metropolen und ein „behagliches Leben des Ackerbaus“ geprägt, wobei der Handel eine größere Betonung findet (vgl. Klemm 1845a: 7, 10ff).

Von Gustav Klemm wurde also keine strenge Dichotomie zwischen „Nomaden“- und „Ackerbauvölker“ geschaffen, schließlich hielt er ja gerade das „Verschmelzen“ zwischen „Völkern der passiven“ und „Völkern der activen Rasse“ für besonders fruchtbar.⁵³⁶ Anzumerken ist, dass ihm nicht nur die Darwin'sche Evolutionslehre als Baustein für sein Theoriengebäude fehlte, sondern auch die Unterscheidung von Paläolithikum (Altsteinzeit) und Neolithikum (Jungsteinzeit), welche erst zwanzig Jahre später von John Lubbock vorgenommen wurde,⁵³⁷ so dass die Einbindung der mit „Primitivität“ behafteten Vorstellung von „Jäger“- und „Sammlergesellschaften“ noch problemlos in das Bild eines allgemeinen und steten Aufstiegs der Menschheit eingereiht werden konnte.

Dadurch wird der deutliche Unterschied zu den Theorien Matthäus Muchs verständlich. Dieser hat gerade im Ackerbau die Grundvoraussetzung für den Bevölkerungsanstieg gesehen, welcher die „Indogermanen“ anschließend zum Auszug aus der „Urheimat“ in „fremde Länder“ gedrängt hätte. Auch nach Muchs Konstrukt von „Heimat“ als gegenüber der „Urheimat“ weiteren Raum, in welchem diese noch „ungetrennt“ gelebt hätten, stellt der Ackerbau den Haupterwerbszweig zur Nahrungsbeschaffung bei den „sesshaften Völkern“ dar, welcher in einer „Agrarverfassung“ institutionalisiert gewesen wäre.⁵³⁸

Das „Hinausgreifen über seine heimatlichen Grenzen, durch die Besitzergreifung neuer Wohnsitze“ (Much 1904: 415) würde im „Volk“ derart folgenreiche „Kulturfortschritte“ auslösen, dass die „indogermanischen Mittel- und Nordeuropäer“ zu einer vielfältigen Entwicklung im Stande gewesen wären. Ohne diese „Wanderzüge“ wären die „Indogermanen“ somit in einer genauso von „Einseitigkeit“ geprägten „rückständigen Art“ verhaftet

536 siehe Kap. 5.3.2/S. 187, 189

537 siehe Kap. 5/S. 152f

538 siehe Kap. 8.3.5.1/9.3.5.2 (S. 488f)/9.3.2 (S. 552ff)

„geblieben, wie die Chinesen, Mongolen, Turkmenen, Neger und andere Völker in der ihrigen“ (ebd.).

8.2.2 Eduard von Sacken und die zeitlich bedingte Indifferenz der Einordnung des archäologischen Fundmaterials

Eduard von Sacken stand zwar einerseits in der aufklärerisch-liberalen Tradition des *Unilinearismus*, was daran deutlich wird, dass ihn primär die „Zustände der Bewohner unseres Heimatlandes in der Vorzeit [... und die] Entwicklung des bürgerlichen Lebens und der geistigen Thätigkeit“ (Sacken 1865: 1) primär interessieren. Überhaupt liege das Hauptinteresse darin, „den Entwicklungsgang, das frische Aufstreben in urwüchsiger Kraft, das allmälige Fortschreiten der Civilisation, des geistigen Lebens“ (Sacken 1865: 3) nachzuzeichnen.

Eduard von Sacken stellte sich zwar als ein Verfechter des *Dreiperiodensystems* von Christian Jürgensen Thomsen dar, wobei die aufeinanderfolgenden Perioden, die Stein-, Bronze- und Eisenzeit als „allgemeine Culturstufen“ dargestellt werden und keine Bindung an einen „bestimmten Volksstamm“ zulassen (vgl. Sacken 1865: 12); andererseits schränkte Sacken die Reichweite des unilinearen Entwicklungsgedanken in seinem Theoriengebilde deutlich ein.

Dabei findet die kulturelle „Eigentümlichkeit“ als Grundlage dieser Entwicklung zum „bürgerlichen Leben“ Betonung:

„Von jeher rühmte sich jedes Volks seines Alters, seiner Abkunft von einem edlen, cultivirten Stamme. Nichts ist geeigneter das echte Nationalgefühl zu wecken, die Vaterlandliebe anzuregen, als das klare Bewusstsein eines Volkes seiner selbstständigen, seit Jahrhunderten ihm innewohnenden Kraft, seiner Thaten und Erlebnisse, kurz – das geschichtliche Bewusstsein und zwar nicht nur seiner Machtstellung und Kriegsthaten, sondern auch der eigenthümlichen Cultur, des Könnens und Wirkens seiner Vorfahren in ältester Zeit“ (Sacken 1865: 1).

Der Umstand, „dass unsere Voreltern schon in uralter Zeit nicht als wildes, nomadisches Jägervolk, sondern im Besitz des die Sitten veredelnden Ackerbaues, mit festen Wohnsitzen in Gemeinschaft, daher nicht ohne die Grundlagen bürgerlicher und staatlicher Ordnung lebten“ (Sacken 1865: 2), gewähre, im Gegensatz zum Barbarenvorwurf antiker Schriftsteller, „unserem patriotischen Gefühle eine gewisse Befriedigung“ (ebd.), wenn auch die kulturelle „Höhe“ Griechenlands und Roms unerreichbar geblieben wäre.

Mit der Betonung von „Eigentümlichkeit“ bzw. der eigenen Abstammung kommt eine kulturrelativistische und völkische Sichtweise zum Ausdruck.

Den „Germanen“ wird eine langsame Entwicklung zugeschrieben; schließlich hätten sie laut dem niederdeutschen *Hildebrandlied* noch im Frankenreich des 6. und 7. Jahrhunderts teilweise mit steinernen Waffen gekämpft (vgl. Sacken 1865: 13).

Sackens Kulturrelativismus findet einer Darstellung ihren Höhepunkt, welche an den erst später von Adolf Bastian ausdrücklich formulierten „Elementargedanken“⁵³⁹ erinnert, dessen Grundlage die Prämisse des Ideenreichtums, also eines generellen Innovationsdranges der Menschheit, bildet:

„Wichtige Aufschlüsse giebt hier die vergleichende Ethnographie, denn man kann als Grundsatz annehmen, dass gleiche Culturstufen auch ähnliche Erscheinungen hervorbringen, daher es uns nicht wundern darf, dass wir gewisse primitive Werkzeuge und Waffen, wie den Keil, Pfeil, Spiess, durchbohrte Thierzähne als Amulette u. s. w. bei allen Völkern der Erde, obwohl zu verschiedenen Zeiten antreffen“ (Sacken 1865: 5).

Zwar findet sich also bei Sacken noch keine einseitig formulierte völkische „Kulturhöhe“ des jungsteinzeitlichen Fundkontexts, doch wollte er diesen deutlich von der „Rohheit“ der Altsteinzeit abgrenzen. Aufgrund der „primitiven Culturstufe“ der „Steinleute unserer Heimat“, hätten diese mit „einfachen Mitteln“, der „rauen Natur“ den existenzsichernden „Lebensbedarf“ abringen müssen. Trotz der Verwendung dieser „einfachen“ Werkzeuge und Waffen aus Stein, Bein und Holz, wären diese „Steinleute“ keineswegs „auf der niederen Stufe eines Jäger- und Fischervolkes“ (Sacken 1865: 19) verharret, sondern bereits im Begriff gewesen durch Ackerbau und Viehzucht „zu den Grundlagen einer höheren Civilisation“ (ebd.) fortzuschreiten. Daraufhin nimmt er, im Jahr der für die Zweiteilung der Steinzeit in das Paläolithikum und das Neolithikum ausschlaggebenden Veröffentlichung *Prehistoric Times as Illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages* von John Lubbock, die Unterscheidung zwischen „äußerst rohen“, „unvollkommenen“, nur zubehauenen und noch ungeschliffenen „Steingeräten“, welche den „primitiven Urzustand“ einer „ersten Bevölkerung“ verkörpern und einem zweiten fortgeschrittenen Stadium weiterentwickelter Geräte vor, ohne Lubbocks Terminologie anzuwenden.

539 zu Adolf Bastians „Elementargedanke“ siehe Kap. 9.3.4

An anderer Stelle wird die Frage behandelt, welcher „Race“ oder welchem „Volksstamm“ die Menschen in der „primitiven Steinperiode“ angehört haben. Der „Bildung der Schädel“ komme dabei „am ehesten“ Bedeutung zu, wobei der Fund des Neandertalers und der eines mecklenburgischen Hockergrabes mit Beigaben aus Wildtierknochen, aufgrund ihrer „von lebenden Racen“ mit Deutlichkeit „abweichenden Bildung“, hervorzuheben wären. An dieser Stelle wird, vor allem durch den Bezugspunkt zu diesem Schädel aus Mecklenburg, besonders deutlich, dass Sacken mit dem damals aufkommenden Neandertaler-Diskurs durchaus vertraut war und seinen rassentheoretischen Ansatz an Hermann Schaaffhausens diesbezügliche Ansichten anlehnte.⁵⁴⁰ Diese „ganz besondere Form“ zeichne „sich durch die ungemein niedrige Stirn, den abgeplatteten, langen Oberkopf und sehr starke, vorstehende Augenbrauenknochen aus, eine Bildung, welche diesen Menschen ein sehr wildes, abstossendes Aussehen verliehen haben muss“ (Sacken 1865: 37). Der „prognathe Bau“⁵⁴¹ deute auf eine bloß „niedere Culturstufe“ hin. Dabei konnte Sacken offensichtlich, aus dem Wissensstand seiner Zeit verständlich, noch nicht die zeitliche Divergenz zwischen dem Neandertaler und Hockergräbern erkennen. Diese „ältesten Culturepoche“ wird durch das Aufspüren einer Vielzahl von Spuren menschlicher Tätigkeit im Verbund mit Knochen von teilweise später ausgestorbenen Tieren gekennzeichnet. Ihre zeitliche Einordnung hat er, aufgrund der nur äußerst dürftigen Anhaltspunkte, bewusst außer Acht gelassen (vgl. Sacken 1862: 32f; Sacken 1865: 36-39).

Die bedeutende Entwicklung geschliffener Steingeräte habe bei den durch eine „gewisse Passivität“ gekennzeichneten „niedereren Culturstufen“ noch lange Zeit gebraucht, um sich mit geistigen Fähigkeiten und verbesserten Erfindungen auszustatten, doch dann wäre der „Fortschritt“ unaufhaltsam vonstattengegangen:

„Je höher die Civilisation, desto reicher und rascher entfalten sich die Fähigkeiten des menschlichen Geistes und die Erfindungen und Verbesserungen, die Summe der gesamten Intelligenz mehren sich im progressiven Verhältniss“ (Sacken 1865: 39).

Die vollständig geschliffenen und glatt polierten Steinartefakte des „späteren Steinalters“, in welchem keine Überreste von ausgestorbenen Tierarten mehr vorkommen, würden eine „vorgerücktere Bildungsstufe“ bekunden. Besonders offenkundig würde diese „höhere Entwicklung“ im Betreiben von Ackerbau und Viehzucht, welche für die Pfahlbauten

540 Schaaffhausen trat für das hohe Alter und die Authentizität des Neandertalers ein; siehe Kap. 5.3.4/S. 193f.

541 *Prognathie* bedeutet Überbiss.

nachgewiesen sind und bei den „südlicheren Völkern“ bereits in der „ältesten Culturepoche“ ihren Anfang genommen hätten. Der Zustand der „Wildheit“ wäre bereits abgelegt worden, aber die Metalle noch unbekannt gewesen. Bei diesen steinzeitlichen Menschen handle es sich also keineswegs um ein „wildes Jägervolk“ oder „nomadische Hirten“. Der Ackerbau wurde in Verbindung mit der Errichtung von „festen, bleibenden Wohnsitzen“ und deren dauerhaften Nutzung durch mehrere Familienverbände betrieben; Vorräte für den Winter wurden angelegt und zudem Töpferwaren ohne Töpferscheiben freihändig angefertigt, mit Mahlsteinen wurde Getreide zu Mehl gemahlen und Brot gebacken, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde gehalten und zudem aus Pflanzenfasern geflochtene und insbesondere gewobene Kleidung hergestellt.

So wäre ein „gewisser Grad von Gemeinsinn und geselliger Ordnung“ (Sacken 1865: 82) geschaffen worden, wodurch ein „friedliches Zusammenleben“ ermöglicht wurde. Die Weberei und die Fürsorge für die Haustiere ließen auf die Existenz „geistigen Lebens“, religiöser Vorstellungen und einen Ahnenkult schließen. Die „ungeheure Mühe“, welche für das Errichten einer größeren Anzahl von Steingräbern aufgebracht wurde, deute keineswegs auf ein „Nomadenleben“ dieser „Völker“ hin, sondern auf eine Lebensweise in „bleibenden Wohnsitzen“ (vgl. Sacken 1862: 39-46; 69ff; Sacken 1865: 54-59, 81f).

Das „Volk“, welchem Sacken die Hallstätter Grabstätte zuschrieb, erscheine vordergründig „keineswegs als ein barbarisches, sondern [stünde] schon auf einer erheblichen Stufe der Civilisation“ (Sacken 1868: 140). Diese „gehobene Stufe“ würde durch vorgefundene Haustierknochen, insbesondere des heutzutage in dieser Gegend seltenen Pferdes, wie auch durch „eine hohe Ausbildung der Weberei“ (Sacken 1868: 141) aufgezeigt. Für eine solch ausgefeilte Herstellung der Kleidung waren Beweise in Form von eingeschlossenem Gewebe im Salzstock vorgefunden worden, welche auch im Eisenoxyd der Gräber oder in dort vorgefundenen Abdrücken, übereinstimmend zu erkennen gewesen wären. Einige waren aus Leinen, was Sacken als erstaunlich darstellte. Zudem waren zahlreiche Fibeln und Kleiderschnallen als Grabbeigaben aufgetaucht. Die große Anzahl vorgefundener „Sicheln, mögen diese nun mit dem Grabfelde gleichzeitig sein oder älter, einheimisches Fabrikat oder Handelswaare aus der Fremde, bezeugen einen ausgebreiteten Ackerbau, wenn auch nicht in dem rauhen Hochthale selbst, so doch in den milderer Thälern der Umgegend“ (Sacken 1868: 141).

Der Bergbau sowie ein durch Bernstein und insbesondere Bronzegegenstände nachgewiesener weitreichender Handel können ebenso wenig in Abrede gestellt werden (vgl. Sacken 1868: 1, 132ff).

An dieser Stelle ist wohl auch ein Haupteinfluss für Muchs Symbiose von „Kulturmitteln“ mit spezifischen geistig-religiösen Lebenswelten anzusiedeln, welche den „Ackerbauern“ gegenüber dem „Nomaden“ auf eine andere, „gehobene“ Stufe stellen.⁵⁴²

8.2.3 Das Ende des „Nomadentums“ und der Eintritt der „arischen Ackerbauvölker“ in die europäische Urgeschichte bei Matthäus Much

Matthäus Muchs Kulturtheorie lässt sich nahtlos in die Abkehr vom Dreistufensystem von Christoph Meiners einreihen (vgl. Much 1879b: 213; Mühlmann 1986: 60f).

Das ebenfalls unilineare Dreiperiodensystem Thomsens mit seiner feststehenden Abfolge von der Stein- über die Bronze- zur Eisenzeit verteidigte Much jedoch mit der Existenz einer eigenständigen „nordischen Bronzezeit“. Die „Germanen“ hätten als die Hersteller dieser Bronzegegenstände, welche nicht nur Handelsgut oder Imitationen des „Tandes“ der südlichen Länder darstellen würden, bewiesen, dass es sich bei ihnen keineswegs, wie von den klassischen antiken Schriftstellern vorgeworfen, um eines der „Jäger“- und „Hirtenvölker“ gehandelt haben könne. Die „Bronze-Industrie“ verweise auf eine „Bildungsstufe“ der „Germanen“, welche über der eines „Nomadenvolkes“ stünde, da keine „natürliche Entwicklung“ sprunghaft in die „Höhe“ schnellen könne. Die „Nomadenvölker“ wären also der industriellen Bronzeproduktion nicht mächtig (vgl. Much 1879b: 203-209).

Doch auch bei dem noch „ungetrennten Volk“ der „Indogermanen“ habe es sich genauso wenig um „Jäger“ bzw. „Wilde“ oder „blosse Nomaden“ bzw. „Wanderhirten“ gehandelt, was neben Max Müller (1823-1900), Wilhelm Mannhardt (1831-1880) oder Theodor Benfey (1809-1881) vor allem August Fick (1833-1916) über Sprachvergleiche nachgewiesen hätte. Diesen Linguisten zufolge hätten sich neben der Viehzucht auch Spuren gefunden, welche auf den Ackerbau hinweisen, da sie „schon vor ihrer Trennung ein Werkzeug zum Aufreißen des Bodens für die Aufnahme des Saatgutes und ein anderes zum Abschneiden der Feldfrucht“ (Much 1879b: 210) besessen hätten und außerdem feste Behausungen bewohnten. Die

⁵⁴² siehe Kap. 8.2.3-8.3.5/9.3.6

Viehzucht hätte zwar eine immense Bedeutung gehabt, die Jagd jedoch nur eine marginale. Außerdem habe es sich beim Göttervater der „Arier“ mit *diauspatar*, was „Vater Himmel“ bedeutet, und bei *parkana*, dem „Regen“- und „Gewittergott“, um „Götter von Ackerbauern“ gehandelt (vgl. Much 1879b: 209-212).

Hier finden wir also auch den Bezug zur Bauernschaft, dem neben den Handwerkern zweiten Hauptansprechpartner des von christlichsozialer und deutschnationaler Seite geprägten Judenhasses, am Übergang vom wirtschaftlichen zum „rassisch“ argumentierenden Antisemitismus.⁵⁴³

Zwar sei ein Mensch auf solch „avitischen“, also uralten und „rückständigen Stufen“, mit „Sinnesschärfe“ ausgestattet, jedoch nicht mit „Erfindungsgabe“:

„Dem Jäger genügt sein Jagdgeräth, das er vielleicht auch nur entlehnt hat, während der Nomade in unbegrenzter Faulheit sein Leben im Nichtsthun verbringt“ (Much 1879b: 213).

Anstatt Hindernisse zu überwinden, weiche er ihnen aus, stelle kaum Stahl und Messer her und gelange bevorzugt über den Tausch zu seinem geringen Bedarf an Werkzeugen. Dadurch kam Matthäus Much zu dem für sein Werk richtungsweisenden Schluss:

„Jäger und Wanderhirten führen ein Leben, das mehr einem Träume gleicht, ihr Charakter ist mehr passiv, und darum ihre Gemüthstimmung stets eine traurige, entgegen dem activen Charakter des Ackerbauern und seinem vorwaltend fröhlichen Gemüthe. Das conservativ-apathische Wesen des Jägers und Nomaden schließt jede Möglichkeit des Fortschrittes aus. Dieses, der Cultur verschlossene Naturell des Jägers und Nomaden gestattet uns daher den Rückschluss, dass die Indogermanen niemals Jäger gewesen sein können“ (ebd.).

Auch Karl Penka behauptete, dass neben physischen Unterschieden auch der „psychische Charakter“ der „Turanier“ von dem der „Arier“ und „Semiten“ verschieden sei. Dem „Turanier“ fehle es an Tatendrang und Willenskraft, da sein Wesen ein „passiv-phlegmatisches“ wäre. Infolgedessen bleibe er „in seiner ganzen Denk- und Anschauungsweise streng conservativ und Neuerungen abgeneigt“ (Penka 1883: 111). Als wahrer „Gefühlsmensch“ beuge er sich jeglicher staatlichen Organisation (vgl. Penka 1883: 109ff).

543 Siehe Kap. 4.3/S. 76; zudem sind die Abb. 13-17/21/41/46/68/79/128-135/141/197 in diesem Kontext betrachtenstwert.

Much hob hervor, dass er sich der Tatsache bewusst war, dass er mit der von ihm vertretenen Dichotomie in „aktive Ackerbauvölker“ und „passive Nomadenvölker“ der herkömmlichen Behauptung entgegentrete, dass „alle Culturvölker die Entwicklungsstadien des Jägers, Wanderhirten, sesshaften Viehzüchters und Ackerbauers durchlaufen müssen, deren eine die vorhergehende als nothwendig voraussetzte, während ich nach den oben gemachten Schlussfolgerungen die Stadien des Jägers und Wanderhirten als abgeschlossen und keiner weiteren Entwicklung fähig erachte, das Stadium des sesshaften Viehzüchters überhaupt ausschliesse“ (Much 1879b: 213).

Much ließ hinsichtlich der Lebensweise, lediglich den Vergleich rezenter „Nomadenvölker“ mit dem paläolithischen Menschen Europas gelten und kam dabei zu folgenden Schlüssen:

Im jüngeren Paläolithikums wären Rentier und Pferd in den „Zustande halber Zähmung“ gezogen worden, was für diese Zeit „einen nicht unwesentlichen Fortschritt, nämlich den Uebergang vom Jägerleben zum Nomadenthum“ (Much 1884: 4f) darstelle.

Much bezeichnete diese altsteinzeitliche „Urbevölkerung“ als Menschen von „äußerster Rohheit“ oder „beispielsloser Wildheit“, deren „Cultur-Zustände“ von „primitiver Einfachheit“ geprägt gewesen wären und somit keine dauerhaften festen Wohnsitze vorzuweisen hätten (vgl. Much 1883: 15f; Much 1884: 6).

Die „Mammutjäger“ Zisleithaniens würden scheinbar auf einer noch „roheren Cultur-Stufe“ stehen als jene Westeuropas. Dabei bliebe die Frage offen, wodurch diese größere „Rohheit“ ausgelöst wurde. Dabei kämen ein höheres Alter, eine von „fremden Cultur-Einflüssen [isolierte Lage] oder endlich [...] eine geringere Empfänglichkeit für dieselben“ (Much 1884: 7) in Frage.

Bei den „Mammutjägern“ und „Renthierleuten“ handle es sich, wie bei allen „Jäger“- und „Nomadenvölkern“, um „unstet umherschweifende“, aber dennoch immer dieselben Lagerplätze aufsuchende Populationen mit geringer Bevölkerungszahl. Durch ihre Lebensweise hätten sie „zur Erhaltung ihrer Daseinsbedingungen“ ein weitaus größeres Gebiet benötigt als die „Ackerbauern“. Much ist für diesen Zeitabschnitt zu dem Schluss gekommen, dass es bei einer solch „primitiven Einfachheit der Cultur-Zustände dieser Zeiten [...] unmöglich sei], wesentliche Differenzen in den Erscheinungen derselben aufzufinden, die etwa auf eine Rassen-Verschiedenheit oder gar auf verschiedene Nationalitäten hinweisen würden“ (Much 1884: 6).

Dabei vertrat Much ein Rassenkonstrukt, welches auf Gustav Klemms Dichotomie von „aktiven“ und „passiven Völker“ aufbaute,⁵⁴⁴ an welche auch Eduard von Sacken seine zeitlich unpräzisen Zuordnungen angelehnt hatte.⁵⁴⁵ Much wollte diese Zweiteilung, weiter zu einer Trichotomie verfeinern:

Much betonte, dass die „Mammuthjäger“ des älteren Abschnitts des Paläolithikums, zumindest in Mitteleuropa samt Österreich und Mähren, wo die „Cultur-Zustände“ eine ziemliche „Gleichartigkeit“ aufweisen würden, gemeinsam mit den Großsäugern der „Quaternär-Zeit“, vollständig vom „Schauplatze dieser Periode“ verschwunden wären. Dem „Mammuthjäger“ wären zunächst die „Renthierleute“ gefolgt (vgl. Much 1884: 6f).

Vier Jahre später betonte er die Ähnlichkeit von anatomischen Merkmalen zu den Skelettresten aus dem Neandertal in Deutschland und der Naulet-Höhle in Belgien. Trotz pathologischer Erscheinungen ließen die Schädelreste, trotz ihrer „extremen Langköpfigkeit“, auf die Zugehörigkeit zu einer „niedrig stehenden Menschenrace“ schließen, wobei u.a. in Anlehnung an Hermann Schaaffhausen und Eduard von Sacken,⁵⁴⁶ gewisse Merkmale hervorgehoben werden:

„Die Augenbrauenbogen weisen eine starke Wölbung auf, die Unterkiefer weichen zurück und die Zahnstellung ist schief“ (Much/Wurmbrand 1888: 125f).

Die Ähnlichkeit der „Mammuthjäger“ mit den „heute noch lebenden tief stehenden Racen“ wird hervorgehoben und auch bei einzelnen Individuen der „Culturvölkern“ würden diese Merkmale heute noch durchschlagen. Ein „sehr wesentlicher Unterschied“ wäre jedenfalls nicht festzustellen (vgl. ebd.).⁵⁴⁷

Die „Renthierleute“ würden gegenwärtig in den „Lappen“ bzw. „Samojeden“ fortleben. Beim Versuch das in den verschiedenen Quellen vertretene Gesamtbild zusammenzufügen, kann zwar der Eindruck gewonnen werden, als wolle Much die letzteren in die Nähe zu den „asiatischen Nomadenvölkern“ rücken, welche mit vielfältigen „rückständigen“ Konnotationen belegt werden, doch werden die Nachkommen der „Rentierhalter“ als eine „hinsterbende Rasse“ dargestellt, was eine Nähe zur richtungsweisenden Theorie von John

544 siehe Kap. 8.2.1

545 siehe Kap. 8.2.2

546 siehe Kap. 5.3.4/S. 193f

547 Hierbei nähert sich Much der Theorie des *Atavismus* von Cesare Lombroso, welcher diese ein Jahr zuvor in seinem Hauptwerk ausformuliert hatte; siehe Kap. 8.3.8./S. 512f.

Lubbock erkennen lässt, nach welcher die „niedereren Rassen“ im Zuge von Kolonialisierungsprozessen zum Aussterben „verdammt“ wären.⁵⁴⁸

Diese „Renthierleute“ wären durch die heißeren Sommer, sowie „das Eindringen einer höherstehenden thatkräftigen Race“ (Much 1884: 7), der „arischen“, in nördlichere Regionen abgedrängt worden, so dass dort „in den renthierzüchtenden Lappen und in den ihnen verwandten nordischen Völkerschaften ihre letzten mehr und mehr hinsterbenden Reste vermuthet“ (ebd.) werden könnten (vgl. Much 1884: 7; Much/Wurmbrand 1888: 126f).

Jedenfalls verschwinden diese beiden „ersten Menschengeschlechter in Niederösterreich [...], um anderen Menschenrassen Platz zu machen“ (Much/Wurmbrand 1888: 127).

Auffallend ist zudem, dass die Menschen des Paläolithikums für Much in seinen Ausgaben der „Kupferzeit“ 1886 bzw. 1893 keine Bedeutung zukommt und erst in seiner „Heimat der Indogermanen“ nach der Jahrhundertwende wieder in sein Theoriengebilde eingewoben wurde. In seiner Abhandlung *Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas* aus dem Jahr 1907 sollte es dann wieder, unter anderen Vorsätzen, eine besondere Rolle gewinnen.⁵⁴⁹

Bei den mit zahlreichen „Culturmitteln“ ausgestatteten neolithischen Neuankömmlingen habe es sich um in ganz Mitteleuropa ansässige „Indogermanen“ gehandelt, welche die „ersten cultivirten“ oder doch zumindest „culturfähigen“ Menschen auf den Gebiet der Habsburgermonarchie dargestellt hätten, wobei Matthäus Much ein „gewisses Verwandtschaftsverhältnis“ zu „uns“ annahm (vgl. Much/Wurmbrand 1888: 127, 130).

Diese neu ankommenden „Völker“ hätten schon von Anfang an „einen hohen Grad der Cultur“ (Much 1884: 7) aufgezeigt obwohl noch das Metall zur Gänze oder in ausreichendem Maße fehle. Doch hätten sie domestizierte Tiere (Schweine, Hunde, Rinder, Schafe, Ziegen) sowie kultiviertes „Getreide und Lein aus ihrer Heimat“ (ebd.) mitgebracht. Als Wohnplätze hätten sie „bei ihrem Vorwärtsdringen und ihrer allmäligen Ausbreitung“ (ebd.) höher liegende oder von der Natur geschützte, dauerhaft eingerichtete Örtlichkeiten, also sog. Höhensiedlungen, gewählt. Es sei damit bewiesen, dass die Bewohner dieser Siedlungen nicht „nomadisch“ gelebt hätten, was zudem durch die zahlreichen vorgefundenen Überreste von Keramik, Werkzeugen, Schmuckstücken und Nahrungs- und Haushaltsabfällen belegt werde.

548 siehe Kap. 9.3.3/S. 555f

549 siehe Kap. 9.3.6/S. 582f

Dieses Fundrepertoire deute auf einen „jahrhundertlangen Bestand“ der Höhensiedlungen hin.⁵⁵⁰

Die Tatsache, dass in manchen steinzeitlichen Pfahlbauten des Alpenraumes überwiegend Knochen von Wildtieren und nicht von Haustieren vorzufinden sind, erwecke den Eindruck, die Jagd sei die Hauptbeschäftigung der Bewohner gewesen, doch stehe dies in keinem Widerspruch zu deren Sesshaftigkeit. Schließlich hatte ja auch der „sesshafte Ansiedler“ von Zeit zu Zeit Lust auf einen „saftigen Wildbraten“ und habe diesen seinen Haustieren vorgezogen, um diese zu schonen. Der „Ackerbauer“ hätte noch mehr Grund gehabt „dem Wilde entgegenzutreten“, um nicht nur sich und sein Vieh, sondern auch seinen Acker zu verteidigen. Der „echte Bauer“ wäre immer zugleich „Jäger“, während der „Nomade“ grundsätzlich der Jagd abgeneigt wäre. Der Behauptung von Nikolai Michailowitsch Prshewalski, die „Nomaden“ hätten „die Stufe des Jägerlebens“ bald überwunden oder gar ganz übersprungen, sei zuzustimmen. Selbst die Fischgründe blieben bei „reinen Nomaden“ ungenutzt, wobei auf den im dritten Band von Friedrich Ratzels *Völkerkunde* aus dem Jahr 1888, welcher den Untertitel *Die Kulturvölker der Alten und der Neuen Welt* trägt, vorgenommenen Vergleich mit rezenten Gruppierungen aus den Ural- und Embagebieten⁵⁵¹ verwiesen wird (vgl. Much 1893: 334).

Anhand sprachlicher Vergleiche wollte Much bei den „arischen Völkern“ vielfältige Nachweise einer „uralten“ selbstständigen Metallverarbeitung gefunden haben, wobei ihm besonders die Mythen- und Sagenwelt als Bezugsquelle diene. Bei den meisten dieser „Völker“ würde das Schmiedehandwerk „in die graueste Vorzeit gerückt“ (Much 1886: 176).

Als Quellen finden die *Völuspá*-Mythe, die „Weissagung der Seherin“, das berühmteste Lied aus den „Götter- und Heldenliedern“ der *Älteren Edda* (vgl. Krause 2010: 295, 305), die *Gylfaginning*-Mythe, welche als „Gylfis Täuschung“ übersetzt werden kann und neben der *Älteren Edda* das für die „nordgermanische“ Mythologie bedeutendste Zeugnis aus der um 1220/1225 n. Chr. von Snorri Sturluson, unter dem Einfluss der Christianisierung, verfassten sog. *Neueren Edda* darstellt (vgl. Krause 2010: 62f, 106f) und das ebenfalls der *Älteren Edda* entstammende *Rîgsmal*, also das *Merkgedicht von Rig* Erwähnung (vgl. Krause 2010: 178f).

550 Heute weiß man, dass der neolithische Feldbau nur bedingt mit Sesshaftigkeit verbunden war. Böden laugen aus, was die Menschen zum Weiterziehen drängte.

551 Die *Emba* ist ein Fluss auf dem Gebiet des heutigen Kasachstans.

Die *Jüngere Edda* befasst sich genauso mit der vorchristlichen Mythologie, wie die *Ältere Edda*. Diese heißt nur deswegen so, weil sie früher für älter gehalten wurde, wobei die erste handschriftliche Überlieferung, der *Codex Regius*, ca. 50 Jahre jünger als die Aufzeichnung der Neueren Edda ist (vgl. Krause 2010: 48f, 62f).

Für Matthäus Much deuteten diese Quellen darauf hin, dass die Asen, als für die Genealogie der „Germanen“ bedeutsame Götter, keineswegs „Jäger“ oder „Hirten“ darstellen, sondern stattdessen „Schmiede“ gewesen wären. Der „Frühlingsgott“ Siegfried wäre dabei ebenso ein Schmied gewesen wie Wieland und dessen Brüder.

Hierin findet also seine Dichotomie in „Ackerbau“- und „Nomadenvölker“ Anlehnung an die Mythenwelt der „germanischen Kontinuitätstheorie“, wobei er das Kupfer als „europäisch-arischen Besitz“ begreift, wohingegen das Gold von einem „fremdartigen“ dem „orientalischen Kulturkreise“ entstammenden „semitischen Volk“ übernommen worden wäre (Much 1886: 172-181).

Auf das Kupfer als „arischer Kulturbringer“ in Verbindung mit „Sesshaftigkeit“ und Ackerbau und den mit dieser Lebensweise in Verbindung stehenden „Kulturmitteln“ wird im Kapitel zur Kupferzeit noch weiter eingegangen, während die Konnotation von Gold mit einem der „goldenen Internationalen“ angehörenden „semitischen Händlervolk“ in Verbindung zu setzen ist.⁵⁵²

Julius Lippert (1839-1909) stellte in seiner *Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau* von 1886 dem „arischen Ackerbauern“ den „semitischen Hirten“ gegenüber und sah dessen angebliche „Unfähigkeit“, Ackerbau zu betreiben durch das Fehlen einer „semitischen“ Muttergöttin-Mythe bestätigt. Somit würden die „Semiten“ einen „völlig verdorrten Zweig“ der „weißen Rasse“ verkörpern (vgl. Poliakov 1977a: 319, 426).

Im gleichen Jahr erklärte Georg von Schönerer bei seiner Rede im Sofiensaal Europa zum uneingeschränkten Eigentum des „arischen Volkes“. Der „vaterländische Grund und Boden“ dürfe keinesfalls als „Versuchsfeld und Tummelplatz für herrschsuchtlüsterne, feindliche, volksvergiftende, nomadische und semitische Elemente dienen“ (Pichl 1914: 414). Die entschiedenste Bekämpfung des „Nomadentums“ der „semitischen Völker“ hob er zu einer „der ersten nationalen Pflichten der seßhaften arischen Völker“ (ebd.) hervor.

⁵⁵² siehe Kap. 6.1.4/8.1.1/8.1.2

Aus Briefen geht Matthäus Much's Einfluss auf Richard Braungart (1839-1916), dessen Hauptwerk *Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen* nach Much's Tod im Jahr 1912 in Heidelberg veröffentlicht wurde.

Am 8. Februar 1882 dankte Braungart seinem offensichtlichen Ideengeber Matthäus Much für die Zustellung der „wertvollen“ Abhandlung *Ueber den Ackerbau der Germanen (Zur Hochäcker-Frage.)*.

Für deren Verwendung in sein im Jahr 1881 erschienenen Buch *Die Ackerbaugeräte in ihren praktischen Beziehungen wie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung* habe er diese allerdings leider zu spät erhalten. Er versprach jedoch, dass er Much's wissenschaftliche Arbeit im Falle einer weiteren Auflage benutzen werde und würde sie gerne zusätzlich käuflich erwerben. Außerdem pflichtete Braungart Much bei, dass „germanisches Wesen [...] das ganze mittlere Alpenland“ (Windischbauer 2002: 27) durchdringe.

Anscheinend wurden in den folgenden Monaten weitere Schriften ausgetauscht und noch 1899 dankte Braungart für die Zusendung einer weiteren Abhandlung und stellte die Frage, ob der den „Germanen“ zugeordnete Ausdruck *Arl* als Synonym für „Pflug, Pflüger, pflügen in den verschiedensten Sprachen in Verwendung ist“ (ebd.).

In seiner „Heimat der Indogermanen“ wird Richard Braungart von Matthäus Much als „verdienstvolle[r] Erforscher der Geschichte der Ackerbaugeräte“ (Much 1904: 392) gelobt, welcher festgestellt habe, dass die Rinder im Wohnbereich der „Germanen“ von jeher mit einem im Nacken angebrachten Doppeljoch angespannt worden wären. Dieses Nackendoppeljoch fände laut Braungart ausschließlich bei den „nordischen Völkern“ Verwendung, wohingegen „die benachbarten Romanen sich des Widerristjoches bedienen (vgl. ebd.).

Dieser Gegensatz hätte sich „schon seit dem Ende der Steinzeit und durch das ganze Mittelalter durch bis auf den heutigen Tag“ (Much 1904: 393) erhalten. Weder den Griechen noch den Römern sei die Weiterentwicklung zum Nackendoppeljoch zu verdanken, sondern, wie „uralte“ Überreste von Ackerbaugeräten beweisen würden, einzig und allein „unseren germanischen Vorfahren“, welche angeblich den westbaltischen Ländern entstammen. Überhaupt findet der Umstand Betonung, dass der Ackerbau „schon in der Steinzeit [...] einen verhältnismäßig bedeutenden Umfang erreicht“ (ebd.) hat.

8.2.4 Der „indogermanische Ackerbauer“ als Rächer der Wälder

Den Walddtopos, nach welchem Waldgebiete die „germanische Urheimat“ darstellen, hat die völkische Bewegung von Montesquieu und Johann Gottfried Herder entlehnt.⁵⁵³ Zunächst malten die Nationalromantiker dieses Bild vielgestaltig aus, bevor im Zuge der Napoleonischen Besatzung und der sog. „Befreiungskriege“ der Wald zu einem festen Bestandteil einer „urgermanischen Landschaft“ erklärt wurde und insbesondere die „deutsche Eiche“ zu einem Sinnbild nationaler Widerstandsfähigkeit erkoren wurde (vgl. Dörner 1995: 133, 159, 173).

So entdeckten auch völkische Schreiber und Redner die Möglichkeit den Wald als Teil einer „germanischen“, auf Ackerbau basierenden Kulturlandschaft darzustellen, ohne dass das in den antiken Quellen betonte „Barbarentum“ ihrer vermeintlichen „Ahnen“ übernommen wurde. Matthäus Much, dessen Familiengeschichte eine gewisse Verwurzelung im bäuerlichen Umfeld aufweist,⁵⁵⁴ kommt dabei seit 1878 eine gewisse Rolle bei der Verfestigung dieses Kulturbildes im urgeschichtlichen Kontext zu, indem er es als Vorurteil der antiken Schriftsteller darstellt, dass das „Germanenland unserer Vorväter“ größtenteils aus „schreckhaftem Urwald“ und „abscheulichem Sumpf“ bestanden habe (vgl. Much 1879b: 207).

Die geschäftlichen Unternehmungen Georg Ritter von Schönerers konzentrierten sich neben der Agrarwirtschaft auf den forstwirtschaftlichen Bereich. Daher spielte wohl auch ein gewisses Eigeninteresse mit, wenn er in seiner frühen politischen Laufbahn im Jahr 1874 zu Schutzmaßnahmen für die Landwirtschaft, den Viehbestand und die Wälder aufrief. Außerdem forderte er staatliche Subventionen für deren Besitzer (vgl. Whiteside 1981: 67).

Zwischen 1885 und 1888, also gerade zu der Zeit als Matthäus Muchs „Kupferzeit“ erschien, ist der Walddtopos auch bei verschiedenen Reden Schönerers in einer besonderen Präsenz erschienen:

Die Zukunft der „Nation“ sei in Gefahr, da der „deutsche Bauernstand“, als ihre „beste Stütze“, dazu gezwungen würde, zum Wanderstab zu greifen (vgl. Pichl 1914: 418f).⁵⁵⁵

⁵⁵³ siehe Kap. 3.1.1 (S. 30)/5.2.1 (S. 160f)

⁵⁵⁴ siehe Kap. 2.1/S. 18f

⁵⁵⁵ Versammlung des „Deutschnationalen Vereines“ vom 20.9.1885 in Asch

Das Wichtigste wäre, dass der „deutsche Volks-Eichenbaum“, dessen „Wurzel“ der Bauernstand darstelle, nicht „wurzelfaul“ werde. Sowohl beim „deutschem Eichenholz“ als auch beim „böhmischen Lindenholz“ handle es sich um „arisches Holz“. Die „deutsche Eiche“ würde am Eindringen eines Keiles aus „slawischem Lindenholz“ keineswegs zugrunde gehen, ein „Heer semitischer Borkenkäfer“ könne jedoch kein Baum überleben. Den im „Schwinden“ begriffenen „deutschen Bauernstand“ hob er als „losreißende Wurzelfaser“ des „alten Volkseichenbaumes“ hervor (vgl. Pichl 1914: 323, 413, 419).⁵⁵⁶

Im gleichen Jahr wurde die Erstauflage von Muchs Werk zur Kupferzeit veröffentlicht, in welcher er den „Nomaden“ zum „ärgsten Feind“ des Waldes deklariert (vgl. Much 1886: 165).

Schon im Jahr zuvor hatte Much auf seinem Vortrag *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* der Pflanzendecke aufgrund ihrer gegenüber der Tierwelt geringeren Mobilität die „größte Bedeutung“ für die These einer mitteleuropäischen „Heimat der Indogermanen“ zugeschrieben, wobei insbesondere die Waldbäume durch ihre Beständigkeit „den physiognomischen Charakter des Landes bestimmen“ (Much 1885: 287) würden.

In der Generaldebatte im Abgeordnetenhaus über den Staatsvoranschlag am 28. April des darauffolgenden Jahres forderte Schönerer eine rechtliche Grundlage, um jener „Wurzel unseres Volksbaumes“ wieder einen „festen Stand“ zu ermöglichen. Der Besitz an „Boden“ und „Scholle“ solle gesetzlich wieder „festgenietet“ werden (vgl. Pichl 1914: 419).

Bei seiner Rede im „Vöcklabrucker Bauernkasino“ vom 19. Februar 1888 ließ Schönerer verlauten, der „Judenfrage“ solle wie der Abwehr von „Borkenkäfern“ mit nachbarschaftlicher Hilfe beigesteuert werden. Der neuzeitliche Staat könne nach dem Verschwinden von Bauernhöfen in Jagdgebieten, durch die Machenschaften von Hochadel mit „reichen Industriellen“ als Geldgebern, nicht mehr den Schutz seines mit Hirschen und anderen Tieren bevölkerten Waldgebietes, vor staatszersetzenden Tendenzen gewährleisten. Hierzu bedürfe es bei den momentanen „kriegerischen Verwicklungen“ Österreichs des starken Armes des „Bauernsohnes“ (vgl. Pichl 1914: 355f, 419).

Beim russischen Forschungsreisenden Nikolai Michailowitsch Prshewalski (1839-1888)⁵⁵⁷ handle es sich laut Matthäus Much um den „trefflichsten Kenner“ der „mongolischen

556 Versammlung des „Deutschen Volksvereines“ vom 15.8. 1886 in Praskowitz an der Elbe/Rede im Sofiensaal vom 26.11. 1886

557 Nach Prshewalski ist ein einst in Zentralasien heimisches, dann ausgestorbenes und inzwischen wieder über Zuchtbestände in der Mongolei ausgewildertes Wildpferd benannt.

Nomaden“. Er habe im trockenen Klima und der Schneefreiheit im Winter die Grundvoraussetzungen für deren Viehzucht und „Hirtenleben“ erkannt. Solche klimatischen Bedingungen wären selbst im tibetischen Hochland, nicht aber im frühgeschichtlichen Mitteleuropa, vorzufinden (vgl. Much 1893: 332).

„Umgekehrt läßt der dichte geschlossene Urwald, welcher Mitteleuropa in der Zeit der aufdämmernden Geschichte bedeckt, darauf schließen, daß hier glücklicherweise niemals Völker gelebt, die, wie von einem Fluche getrieben, unstat von Weide zu Weide gezogen, eine üppig waltende Natur in Steppe verwandelt und der Wüste nahe gebracht haben“ (Much 1893: 332).

Beim „Nomaden“ handle es sich um des Waldes „größten Feind, wo immer er mit seinen Herden hinwandert, brennt er ihn kurzweg schonungslos nieder, um Weideland für sein Vieh zu erhalten; je mehr die Flamme verzehrt, desto besser!“ (ebd.).

Im Gegensatz zu den angeblich besonders zerstörerischen Einwirkungen der „Nomaden“ hat Much solche Einflüsse des „Ackerbauern“ als begrenzt beschrieben:

„Und in der That sehen wir in allen von nomadischen Völkern bewohnten Ländern den Wald nahezu vernichtet und selbst dort auf ein sehr kleines Ausmaß eingeschränkt, wo die Viehzucht, wie z.B. auf einem großen Teile der Balkanhalbinsel die Zucht der Ziegen, einen das richtige Verhältnis zum Ackerbau überschreitenden Umfang gewinnt“ (ebd.).

Der „seßhafte Ackerbauer“ trete dem Wald nur insoweit feindlich gegenüber, als er die Fläche für sein Ackerland brauche. Die Vernichtung des Waldes nehme dabei keinen größeren Umfang an, so dass eine „Verwüstung“ der Landschaft durch den „Ackerbauer“ ausgeschlossen erscheint. Als Grund hierfür wird angegeben, dass solchen Einflüssen „durch das Maß seiner Bedürfnisse eine natürliche, durch das seiner Arbeitskräfte eine unüberschreitbare Grenze gezogen ist“ (ebd.).

Im Gegenteil, durch die Vertreibung des „Nomaden“, würde der „Ackerbauer“ gar zu einer Art Bewahrer des Wald- und Sumpflandes. Somit wirke der Landwirt der „Versteppung“ entgegen, wobei ihn Matthäus Much als eine Art „Rächer der Natur“ beschrieben hat, welcher den „Nomaden“, die von diesem an ihr begangenen „Verbrechen“ sühnen lasse, ihn aus den

fruchtbarsten Gegenden in die unwirtlichsten Gegenden der Steppe vertreibe und dort immer enger eingrenze (vgl. Much 1893: 332f).⁵⁵⁸

Die Vorhersage des aus Ungarn stammenden Forschungsreisenden und Orientalisten Hermann Vámbéry (1832-1913), dass der „eingefleischte Wandermensch“ aussterben werde, würde sich bewahrheiten:

„Die einzigen Schlupfwinkel des eingefleischten Wandermenschen [werden] einst nur jene Stellen bilden [...], wo bodenloser Sand oder wasserlose Wüstenei den Versuchen des Kulturmenschen Trotz bieten, und auf diesem mit Gottes Fluch behafteten Boden [werde] der letzte Nomade schüchternen Blickes, gleich dem heute von ihm verdrängten Onager und der Antilope, seine kümmerliche Existenz beschließen“ (Vámbéry nach Much 1893: 333).

Zu Beginn der jüngeren Steinzeit, also des Neolithikums, habe es in Europa an keiner Stelle Steppen gegeben, welche auf von „Nomaden“ geschaffene „wüstenartige Einöden“ schließen ließen. So schnell hätte sich die „ertötete Natur“ von „nomadischen“ Eingriffen nicht regenerieren können:

„Dagegen haben wir von der Zeit der ältesten Pfahlbauten in den Alpen und der Kiefermoorfunde Jütlands an bis in die Zeit, als die ersten historischen Lichtstrahlen in dieses Gebiet fallen, unwiderlegliche Beweise für den Bestand überall verbreiteter Wälder, bis in jene Zeit herab, als die römischen Heere die deutschen Gaue durchzogen, wo sie ihnen so oftmals verhängnisvoll wurden“ (ebd.).

Auch die „Sitte der Leichenverbrennung“ deute auf den Wald hin, da dieser „den hierzu nötigen Scheiterhaufen geliefert hat“ (ebd.).

Bei seiner Theorie eines größtenteils unangetasteten Urwaldbestandes im „vorgeschichtlichen Europa“ stellte Matthäus Much einen Vergleich zum Alten Ägypten an, indem er sich auf Angaben des Althistorikers Eduard Meyer (1855-1930) berief, nach welchen behauptet wird, dass einst in Ägypten, dem Ackerbau keine Weidewirtschaft vorausgegangen sei. Das Niltal hätte damals eine größtenteils mit einem dichten „Urwald“ durchsetzte Sumpf- und Seenlandschaft dargestellt, welche für ein „Wanderleben“ undurchdringbar und damit nicht nutzbar gewesen wäre. Eine solche Natur hätte laut Meyer, mangels ausgedehnter Weide- und Jagdgründe, eine „sesshafte Lebensweise“ erzwungen.

558 siehe Abb. 142f

Im Gedankengut der ackerbautreibenden „Chinesen“ und „Japanesen“ hätten sich, ebenso wenig wie bei den „Indogermanen“, irgendwelche Erinnerungen an einen „Nomaden-Zustand“ erhalten. In Peru und Mexiko habe sich gar herausgestellt, dass der Ackerbau völlig ohne vorangegangene Viehzucht ermöglicht worden ist. In Ägypten dagegen wäre die Viehzucht zu „hoher Entwicklung“ gelangt und habe „auch hier“ nicht dem Charakter einer „Nomadenwirtschaft“ entsprochen. Stattdessen würde die ägyptische Viehzucht auf ein „Volk“ hinweisen, bei welchem der Ackerbau die Lebensgrundlage gebildet habe (vgl. Much 1879b: 213; Much 1893: 329-332; Much 1904: 388).

In der Steinzeit Mittel- und Nordeuropas sei der Norden noch von ausgedehnten Wäldern bedeckt und fahrbare Wege unbekannt gewesen. Neben Wasserläufen hätten teilweise Hügel und Berge, sowie die in den Ebenen allgegenwärtigen Moore, die Nutzung von Kriegswägen unmöglich gemacht (vgl. Much 1904: 398).

Somit war es für Much nur eine folgerichtige Erscheinung, dass sowohl im „vorgeschichtlichen Europa“, insbesondere in „Germanien“, wie auch im damals gleichfalls größtenteils mit Sümpfen bedeckten und mit „ausgedehnten Urwäldern“ vor „Nomaden“ geschützten Alten Ägypten, ein spezifischer archäologischer Fundhorizont, auf den Ackerbau als Lebensgrundlage hinweist (vgl. Much 1879b: 206; Much 1893: 330).

8.3 Das Konstrukt der „arischen Ackerbauvölker“ – die Mythologisierung archäologischer Hinterlassenschaften und zeitgenössischer Kontexte

Im neolithischen Kontext lassen sich in Europa die frühesten Spuren erkennen, welche auf den Ackerbau als Lebensgrundlage hinweisen. Dieser aus dem diesbezüglichen Fundmaterial naheliegende Schluss ließ sich von Matthäus Much problemlos in sein Weltbild eines aus „germanischen“ Wurzeln gewachsenen „deutschen Bauernvolkes“ einreihen, nach welchem bereits die „arischen Ackerbauern“ zu einer wahren „Herrenrasse“ herangereift wären.

8.3.1 Der Hausbau als Grundvoraussetzung zur „Sesshaftigkeit“ im Gegensatz zum Zelt des „Nomaden“

Als Grundlage der Sesshaftigkeit bezeichnet Matthäus Much „das dauernd gebaute Haus“, welches bis in die jüngere Steinzeit, „überall“ anhand von Hüttenlehm, durch „Feuerbrünste hartgebrannte Wandbewurfstücke“, nachweisen lässt (vgl. Much 1893: 322).

Schon im Jahr 1878 stellte sich Much gegen Victor Hehns These, „dass die Indogermanen vor ihrer Trennung noch keine Ackerbauern gewesen seien“ (Much 1879b: 211). Diese Ansicht, welche das „Urvolk“ als „Wanderhirten“ darstellte, entziehe sich jeder sprachwissenschaftlichen Beweisführung. Zahlreiche „indogermanische“ Ausdrücke, z.B. für Tür, eingefriedeten Hof mit Tor, Ställe, Hürden und für Vieh bezögen sich auf eine ausschließlich „sesshafte“ Lebensweise, was besonders dadurch deutlich würde, dass bei deren Errichtung der Gehöfte in Erd- und Zimmerarbeit unterschieden worden wäre. Mit festen Wohnungen stünden dauerhafte Wohnsitze in Verbindungen, ein „bleibendes Heim“ sei die Folge. Hierbei reiche die „ausschließliche Viehzucht“ als Lebensgrundlage nicht aus, so dass im Umfeld von festen Wohnsitzen, zwangsläufig Ackerbau betrieben werden müsse. Der Ackerbau sei überhaupt die Grundvoraussetzung für eine sesshafte Lebensweise gewesen, ginge damit dieser voran und würde zwangsläufig zur Errichtung ständiger Aufenthaltsorte führen (vgl. Much 1879b: 211).

Das Verbreitungsgebiet der „eigenthümlichen Sitte“, Wohnungen auf Pfählen über Gewässern zu errichten, hätte von den Seen des Alpengebiets bis ans Meer in Norddeutschland gereicht. Bei Pfahlbauansiedlungen in der Nordsee dürfte Much seine Phantasie spielen gelassen haben oder wollte diese bei seinem Publikum anregen. Seestationen in Norddeutschland sind in der Regel jünger als die der Schweiz, wurden normalerweise den „Wenden“ zugeordnet und reichen nur vereinzelt bis in die Steinzeit (vgl. Heierli 1901: 104; Much 1885: 258).

Für den Pfahlbau von Robenhausen sei eine Tür mit Türpfosten und der Verschlussladen für eine Fensteröffnung nachgewiesen worden. Aufgrund „der Gleichheit der Kultur in damaliger Zeit, insbesondere nördlich von den Alpen“ (Much 1893: 323) sei dabei nicht von einem vereinzelt Fund, sondern „mehr oder weniger“ von „gemeinsamen Erscheinungen“ auszugehen. Dabei grenzte er die einstige Bevölkerung Mitteleuropas deutlich vom „Nomadismus“ ab, wobei folgender Gegensatz Betonung findet:

„Dem bodenständigen dauernden Hause der vorgeschichtlichen Bevölkerung Mitteleuropas steht das dem Wesen des Nomadentums entsprechende Zelt gegenüber; die Natur seines

Landes und die mit ihr in gegenseitiger Wechselwirkung stehenden Lebensbedingungen machen die Beweglichkeit des gesamten Besitzes zur Notwendigkeit, und deshalb muß das Haus des Nomaden ein flüchtiges Zelt aus Häuten oder Filzdecken bleiben, welches ihm Roß und Kamel von Weideplatz zu Weideplatz tragen“ (ebd.).

Mittels der „germanischen Kontinuitätstheorie“ konnte über die von Rudolf Meringer und Michael Haberlandt eingeleitete Bauernhausforschung, welche um die Jahrhundertwende von Seiten der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ entscheidend gefördert wurde, der vermeintliche Anschluss vom Neolithikum bis an die Neuzeit geschaffen werden. Während sich Haberlandt gegen eine nationale Vereinnahmung der Bauernhausforschung zur Wehr setzte und stattdessen das Forschungsinteresse auf eine von „Primitivität“ gekennzeichnete „volkstümliche Unterschicht“ mit „urwüchsigem Geisteszustand“ richtete, beschäftigte sich Meringer seit dem Jahr 1891 mit dem angeblich in „germanischer Kontinuität“ stehenden „deutschen Bauernhaus“ und dessen Hausrat, wobei er nach „indogermanischen“ Wurzeln aus noch früheren Zeiten suchte (vgl. Eberhart 1994: 404; Pusman 1992: 128ff; Pusman 2008: 61, 108f).⁵⁵⁹

8.3.2 Der „ackerbautreibende Indogermane“ als Handwerker

Matthäus Much behauptete, dass es sich nur beim „Ackerbauern“, um den „Erfinder der Werkzeuge“ handeln könne. Da die Steinverarbeitung zu Gerätschaften der Schlüssel „zur Erfindung des Feuers“ gewesen wäre, sei dessen Nutzbarkeit lediglich durch den Ackerbau entdeckt worden, wobei sich wieder einmal der „Indogermane“ besonders hervorgetan hätte:

Die Indogermanen sind in hervorragender Weise mit Erfindungsgabe bedacht; ganz natürlich, weil ihr ganzes Wesen von jeher durch den Ackerbau bestimmt ist; ihr Charakter ist, wie schon bemerkt wurde, ein activer. Während Jäger und Nomaden traumhaft vegetiren, ist das Sinnen des Ackerbauers ein stets waches, aufmerksames, vom dauernden Streben erfüllt, die Gunst der Natur zu benützen, oder mit ihrer Ungunst in den Kampf zu treten (Much 1879b: 214).

So habe sich der „Indogermane“ das Feuer selbst vom Himmel geholt, „d.h. das Feuer nicht als Geschenk aus der Hand einer anderen Menschenrasse“ (ebd.) erhalten. Sowohl europäische als auch indische Mythen würden darauf hindeuten.

⁵⁵⁹ siehe Abb. 21/46/136

Insbesondere den Fundkontext der Pfahlbauten ordnete Much von nun an der „indogermanischen“ bzw. „arischen Rasse“ zu, nachdem er in seinem Frühwerk diesbezüglich keine „ethnische Deutung“ zugelassen hatte (vgl. Much 1871a: 131f; Much 1883: 20; Much 1885: 292).

Zahlreiche Holzartefakte waren gefunden worden, welche auf eine weitreichende Kenntnis von spezifischen handwerklichen Nutzungsmöglichkeiten der verschiedenen Sorten von Bäumen schließen lässt. Auch in der Töpferei zeige sich die „intensive Tätigkeit“ der Pfahlbau-Bevölkerung (vgl. Much 1885: 271f, 287, 290).

Über die Sprachwissenschaften glaubte Much „Einblick in den Zustand und in den Tätigkeitskreis der noch ungetrennten Indogermanen, für die wir in den Pfahlbauten und den gleichzeitigen Landansiedlungen Tausende von Belegstücken finden“ (Much 1885: 292), nehmen zu können. Die „Indogermanen“ erscheinen „nicht bloß als Viehzüchter; schon die Ausdrücke für Haus und Hof, für Zimmern und Siedeln u. s. w. wiesen darauf hin, dass es sesshafte Leute gewesen sind“ (ebd.), was außerdem durch die Zeugnisse, welche auf eine Existenz als „wirkliche Ackerbauern“ schließen lassen, belegt würde.

In der Erstausgabe seiner „Kupferzeit“ aus dem Jahr 1886 betonte Much, dass die Urgeschichtsforschung auf „den Gebieten, wo heute die europäischen Arier sesshaft sind“ (Much 1886: 166) seit der Jungsteinzeit keinerlei Spuren vorzuweisen hätte, welche auf ein „europäisches Nomadenthum“ hinweisen würden. Trotzdem verharre ein Großteil der Forschenden „bei der Annahme einer nomadischen oder halbnomadischen Culturstufe der Arier“ (ebd.) in diesem durch ein einseitiges Dogma geprägten „althergebrachten Glauben“. Dadurch hätte sich niemand dazu gezwungen gesehen im „arischen Sprachschatz“ nach Nachweisen für das „Nomadenthum“ zu suchen. Auch müssten dem Dogma zufolge alle Ausdrücke für Pflanzennahrung und eine „sesshafte Lebensweise“ vollständig fehlen und stattdessen ein Vokabular vorherrschen, welches „ausschließlich“ auf Viehzucht und „Wanderleben“ hinweise. Die „nomadisierenden Araber“ sollen ein paar tausend Wörter besitzen, welche lediglich für Kamele und Pferde Anwendung fänden, stattdessen bestünde der Wortschatz des „arischen Ackerbauern“ aus einem vielfältigen Angebot von Begriffen für Ackerbau, Hausbau samt den dazu notwendigen Zimmermannsfertigkeiten, wie auch für den Schiffs- und Wagenbau, Leder-, Flecht-, Spinn-, Strick-, Näh- und Töpfertätigkeiten, welche mit dem „nomadischem Wanderleben“ in vollständigem und „unvereinbaren Widerspruche“ stünden (vgl. Much 1886: 166ff).

Ins Alpenvorland und selbst in wärmere Alpentäler wären noch in der Jungsteinzeit „wahre Ackerbaukolonisten“ eingezogen, worauf die große Anzahl und Vielfalt der spezifisch auf Ackerbau hinweisenden Stein- und Knochengeräte, die Herstellung von Vorratsgefäßen, um die agrarischen Erzeugnisse zu lagern, sowie Webereien und Gespinsten aus Lein, um Matten und Kleidung herzustellen, hinweisen (vgl. Much 1893: 322-327).

Die „asiatischen Nomaden“ würde stattdessen lediglich auf Filzstoffe aus Kamelhaar und Schafwolle zurückgreifen, da die Herstellung von gesponnenen Stoffen aus Pflanzenfasern, zumindest „deren eifriges Sammeln“ und Vorbereitungen erfordere, welche für den „Nomaden“ eine bereits „widerwärtige Thätigkeit“ darstellen würde (vgl. Much 1893: 327).

Überhaupt handle es sich beim Schaf um das hauptsächliche Schlachttier der Nomaden und der Bewohner der Steppen. Dabei sei gegenüber dem östlichen Domestizierungsherd, ein nordafrikanisch-ägyptischer Ursprungsort, welcher auf Europa übergegriffen hätte, ebenso wie auch ein paläolithisch-europäischer Kontext, übersehen worden. Diese „autochthonen“ noch in den alpinen Pfahlbausiedlungen anzutreffenden Rassen, wären vom aus Asien später zugewanderten Schaf, dem „eigentliche[n] und kennzeichnende[n] Herden- und Schlachttier des Nomaden“ (Much 1904: 248), „überwuchert“ worden. Diesen aus Asien stammenden Rassen von Schafen folgten nach Matthäus Muchs diffusionistisch-rassenanthropologischem Weltbild auch ihre „asiatischen“ Besitzer Richtung Westen, wobei die engere Kontaktaufnahme zwischen „Europäern“ und „Asiaten“ während der Bronzezeit stattgefunden habe (vgl. Much 1893: 328f; Much 1904: 248).

Während also der afrikanisch-europäische „Ackerbauer“ die asiatischen Schafrassen übernommen hätte, wäre dem „asiatischen Nomaden“ das Rind als Arbeitstier ebenso „fremd“ geblieben wie das Schwein als Schlachttier (vgl. Much 1902a: 189ff; Much 1904: 245-249).

Somit unterstellte er den „Nomadenvölkern“, nicht in der Lage zu sein, neue kulturelle und technologische Güter aufzunehmen, was er gerade als Stärke der „Ackerbauvölker“ hervorhebt. Auch ging er offenbar keineswegs davon aus, dass die Einwanderung der „asiatischen Nomaden“ aus östlicher Richtung einen „allgemeinen Bevölkerungswechsel“ ausgelöst hätte.⁵⁶⁰ Ihre Schafe dagegen „überwuchern“ die in Mitteleuropa ansässigen Arten, ohne sie jedoch vollständig zu verdrängen.

⁵⁶⁰ siehe z.B. Kap. 5.4.1 (S. 203)/ Kap. 7.2.3 (S. 361)

8.3.3 Der „ackerbautreibende Indogermane“ als Forscher, Bauherr und Entwickler

Die „Indogermanen“ hätten laut Matthäus Much bereits einen Begriff für den Weg gehabt, welcher den „Jägern“ und „Wanderhirten“ fremd geblieben wäre. Beim „Ackerbauern“ handle es sich nicht nur um den ersten „Geometer“, sondern auch den „ersten Architekten“, den „ersten Ingenieur“, den „ersten Wegmacher“ und den „ersten Astronomen“, während diese Fähigkeiten für das Leben der „Nomaden“ und „Jäger“ belanglos wären (vgl. Much 1879b: 211f).

Seit der Gründung der Pfahlbauten hätten die „noch ungetrennten Indogermanen“ auch die aus gezimmerten Häusern und Höfen gleichzeitig bestehenden Landansiedlungen mit Wällen und Gräben umfriedet, Wege und weitreichende Gräberfelder angelegt (vgl. Much 1885: 291f), wobei die „dicht nebeneinander vorkommenden Ansiedlungen auf gesellige Ordnung, auf Recht und Sitte schliessen lassen“ (Much 1885: 294). Die Dörfer würden dabei als „Heimstätten“ die „Stammesgliederungen“, welche auf verwandtschaftliche und geregelte gesellschaftliche Beziehungen der „Indogermanen“ beruht hätten, widerspiegeln. Deren Grundlagen wären in der Ehe und der „Familie“ mit einem „Hausvater“ als „Geschlechtsherren“ zu suchen, wofür nicht weiter ausgeführte sprachwissenschaftliche Belege angeführt werden.

Im Bereich von Wallanlagen oder inmitten von, durch „natürliche Bodengestaltung“, geschützten Plätzen als Siedlungsorten, werden einstige Abfälle in großen Mengen vorgefunden, was auf eine sich über Jahrhunderte erstreckende kontinuierliche Besiedlung zu allen Jahreszeiten hindeute. Die Urgeschichtsforschung wäre von der Jungsteinzeit an, welcher die ältesten Pfahlbauten angehören, „also seit der Einwanderung der mit Haustieren, Getreide und einem umfassenden Bestande von Arbeitsgeräten ausgerüsteten Völker auf keine Spuren nomadischen Wesens, sondern immer nur auf feste Wohnsitze gestoßen“ (Much 1893: 320).

Die Pfahlbausiedlungen mit ihrer großen Anzahl von Pfählen würden, in gleicher Weise wie die Dolmenbauten und Hünengräber, „die großen Bauwerke der Steinzeit und der darauffolgenden Zeitalter“ (Much 1893: 321) im Westen Europas und an der Ostsee darstellen. Dazu wäre „ein Maß von Arbeit, geselligen Zusammenwirkens, ja selbst von einer gesellschaftlichen Ordnung [erforderlich], welches dem faulen, ungeselligen Nomaden völlig abgeht“ (ebd.). Eine solche „staunenswerte Geschicklichkeit“ und ein solches „Zusammenwirken“ würden nicht zu den Eigentümlichkeiten des „Nomaden“ gehören.

Stattdessen wäre bei derartigen Unternehmungen eine „Arbeitsamkeit“ und „Übung“ benötigt worden, welche einen stetigen Bevölkerungsanstieg voraussetze. Diesen könne ausschließlich ein umfassend ausgeprägter Ackerbau als Ernährungsgrundlage bewerkstelligt haben (vgl. Much 1893: 319ff).⁵⁶¹

8.3.4 Das „Ziegenvolk“ Griechenlands

Matthäus Much behauptete, dass z.B. „in Griechenland die Ziegenheerden, einen das richtige Verhältnis zu Ackerbau überschreitenden Umfang“ (Much 1886: 165) angenommen hätten, wohingegen der „sesshafte Ackerbauer“ den Wald in überschaubarem Rahmen abholze.

Die mitteleuropäische Ziege erscheine neben dem Schaf mit der jüngeren Steinzeit, wobei sie im Kontext der Pfahlbauten hinter dem Rind und dem Schwein, aber noch vor dem Schaf an dritter Stelle stünde. Auch wenn in der neolithischen Ansiedlung im Laibacher Moor, in den bronzezeitlichen Pfahlbausiedlungen des Bielersees und in der dritten Stadt Trojas die Schafsknochen überwiegen⁵⁶² dürfe keineswegs „auf einen nomadischen Zustand der Bewohner“ (Much 1902a: 190) geschlossen werden. Bei der Ziege wäre, im Gegensatz zum Schaf, während der Bronzezeit zwar keine „asiatische Überwucherung“ zu spüren, doch treten „gewisse Schwankungen“ auf, welche jedoch der fortwährenden Zucht der Ziege angeblich keinen Einhalt gebieten konnten. Überhaupt handle es sich bei den Griechen um das „recht eigentliche Ziegenvolk“, was ihre Mythologie belege, nach welcher eine Ziege die Nährmutter der höchststehenden Gottheit, des Zeus, darstellt. Erst in der dritten Stadt Troja verdränge das Schaf die Ziege als primäres Haustier; zudem sind in dieser Schicht Bronzegegenstände vorzufinden. Von den Griechen könne auf die steinzeitliche Bevölkerung Europas rückgeschlossen werden, bei welcher ebenfalls der Ziegenbestand als Grundlage zur Erwirtschaftung eines Übergewichts gedient habe, mit dessen Hilfe das eigene Gebiet stetig, über die „ursprünglichen Grenzen“ hinweg, ausgedehnt worden wäre (vgl. Much 1893: 329; Much 1902a: 186, 189-195; Much 1904: 254ff).

561 Der Name „Fürstengräber“ für besonders prunkvolle Grabhügel wird von der Urgeschichtsforschung beispielsweise zunehmend kritisch betrachtet. Wie eine anhand von ethnographischen und experimentell-archäologischen Daten vorgenommene Modellrechnung für den in der Nähe vom südwestdeutschen Villingen-Schwenningen errichteten Grabhügel „Magdalenenberg“ belegt, ist der Arbeitsaufwand für solche Bauvorhaben wesentlich geringer, als zuvor angenommen wurde. Die Bauarbeiten könnten problemlos von einem kleineren Dorf neben den Tätigkeiten zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes innerhalb weniger Jahre durchgeführt worden sein, so dass auch ein überregionales fürstliches Hoheitsgebiet keineswegs als grundlegende Voraussetzung für solche Unternehmungen erscheint (vgl. Eggert 2008: 351-356).

562 Überhaupt ist hierbei anzumerken, dass, wie ich aus von mir an der Universität Wien bei Dr. Günther Karl Kunst belegten Lehrveranstaltungen der Archäozoologie weiß, Schafs- und Ziegenknochen, selbst von Experten auf diesem Gebiet, oft nur sehr schwer auseinandergehalten werden können.

In Griechenland hätte die Ziegenzucht jedoch fatale Auswirkungen auf die Umwelt gehabt, so dass zwangsläufig die ganze Ernährung umgestellt worden wäre:

„Aber mit der zunehmenden Verwüstung des Waldes in Griechenland wurde der Schweinezucht der Boden entzogen, und es mußten sodann die Olive das Fett und die Ziege das Fleisch liefern“ (Much 1902a: 201; Much 1904: 263).

Die Schweinezucht stünde in einer „engen Beziehung“ zum Ackerbau und festen Wohnsitzen. Vorzufinden wäre sie bei den „europäischen Indogermanen“, wobei neben den „Griechen“ und „Römern“, die „Kelten“ und „Germanen“ als die „schweinezüchtenden Völker“ zu Bekanntheit gelangt wären.

Beim „Steppenbewohner“ sei dagegen die Zucht der Schweine nirgendwo mit „nomadischer Wirtschaftsweise“ verbunden. Gleichfalls wäre dem „Ursemiten“ das Schwein, wie noch den später auftretenden „West- und Südsemiten, insbesondere auch den nomadischen Juden“ (Much 1904: 263), fremd geblieben. Selbst nach deren Übertritt zu einer „sesshaften“ Lebensweise, sei diese immer noch von einer eher „halbnomadischen Wirtschaftsweise“ gekennzeichnet gewesen (vgl. Much 1902a: 200; Much 1904: 263).

8.3.5 Die „arisch-germanischen Ackerbauvölker“ im Gegensatz zu den „asiatischen Nomadenvölkern“

Mit der Annahme von „arischen“ bzw. „indogermanischen Ackerbauvölkern“ konnte von völkischen Autoren eine „altgermanische Kulturhöhe“ geschaffen werden, welche mit Hilfe der „germanischen Kontinuitätstheorie“, über das Mittelalter und insbesondere die sog. Bauernkriege an die Neuzeit angebunden werden konnte. In der Ära eines gegenwärtigen immer weitergreifenden Welthandels kamen Befürchtungen auf, der „einheimische Bauernstand“ könnte bald zugrunde gehen. Insbesondere wurde in Österreich der zuvor nur kurz zur „Blüte“ gelangte Liberalismus als der Schuldige für Landflucht und Urbanisierung angesehen. Dem Modernismus der Städte diene das in der Tradition verankerte Land als Gegenbild.

Mit diesem Kulturbild konnten sich insbesondere Gruppen von Menschen identifizieren, welche sich, berechtigt oder auch nicht, als die Verlierer dieser sozioökonomischen Entwicklungen verstanden. Über die deutschnationale Propaganda wurde versucht, ein solch potentiell Klientel für die eigenen Zwecke zu gewinnen, wobei einige Forscher aus dem völkischen Umfeld ideologische Schützenhilfe leisteten.

In seinem Vortrag *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* aus dem Jahr 1885 erscheinen die Pfahlbauleute als Teil der noch „ungetrennten Indogermanen“ von „arischer Rasse“, welche mit ihrem „strebsamen Geist“ neben dem Bergbau und Handwerkstätigkeiten den Ackerbau einführen und somit als eine Art „Kulturträger“ oder „Kultivierer“ schlechthin dargestellt werden, wobei seitdem von keinem „Wechsel der Bevölkerung“ auszugehen wäre, welcher durch die Einwanderung eines „neuen Volkes“ ausgelöst worden sein könnte:

„Aus allem angeführten sehen wir, dass die Cultur der Pfahlbauleute in ihrer Grundlage der unsrigen nicht fremdartig gegenüber steht, wie etwa das Nomadenthum dem Ackerbau, sondern in ihrem ganzen Wesen verwandt, und wenngleich nicht so entwickelt ist, doch die Keime des Fortschritts in sich trägt. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, dass es die Pfahlbauleute gewesen sind, welche überhaupt den ersten Lichtstrahl der Cultur in unsere Heimat gebracht, hier zuerst den unberührten Boden aufgebrochen und das allnährende Samenkorn zum ersten Male ausgesät [... sowie] die Hand angelegt haben, die Wildniss, in die sie eingezogen, zu einer menschenwürdigen Heimat für uns selbst umzugestalten“ (Much 1885: 276).

Während zahlreiche Sprachwissenschaftler „von einer nomadischen Natur der Indogermanen, von indogermanischen Halbnomaden oder von nomadisirenden Ackerbauern reden, [... wäre] die Urgeschichte nirgends seit der Gründung der ersten Pfahlbauten nirgends auf Spuren von Nomaden, vielmehr immer nur auf festgegründete Wohnsitze gestossen“ (Much 1885: 291). Neben den mit Wall- und Grabenanlagen ausgestatteten Ansiedlungen und den groß angelegten und mit Grabbeigaben von „glänzendem Reichthum“ ausgestatteten Gräberfeldern hätten in der „Ursprache“ der „Indogermanen“ die für das „nomadische Wesen“ typischen Ausdrücke hinsichtlich des „Heerdenviehs“ gefehlt, wohingegen „Objects- und Thätigkeitsbezeichnungen“ auf eine „rüstig“ fortschreitende Kultur von „nicht unbedeutender Stufe“ hinweisen würden (vgl. Much 1885: 276-284, 291f).

8.3.5.1 Das Konstrukt einer egalitären Agrarverfassung als Grundlage von völkischer Solidarität

Seit dem Beginn seiner politischen Anteilnahme war Georg von Schönerers Tätigkeit von einer starken Parteinahme für den „Bauernstand“ als eine Art „Anwalt“ gekennzeichnet. Die bäuerliche Wirtschaftsweise stellte Schönerer ganz im Sinne der Theorie von „schaffendem“ und „raffendem Kapital“ als Teil des mit „Ehrlichkeit“ behafteten arbeitenden „deutschen Volkes“ dar, während die „Juden“ als Inbegriff des „Finanzkapitals“ der „goldenen

Internationalen“ dem „raffenden Kapital“ zugeordnet wurden. Für Reformbestrebungen in der Landwirtschaft setzte er sich seit 1873 ein, also fünf Jahre vor seinen ersten antisemitischen Äußerungen im Reichsrat und zwölf Jahre bevor das „Linzer Programm“ um seinen antisemitischen Paragraphen erweitert wurde. Matthäus Much nahm nachweislich in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre am politischen Leben des „Deutschnationalen Vereins“ aktiv teil und stand nachweislich auch privat mit dessen Umfeld in Verbindung.⁵⁶³

Schönerer betonte, dass „jeder nationale Deutsche“ sich hinsichtlich der „Judenfrage“ auf die Seite des „Volkes“ zu stellen habe, da man „niemals zu Mietlingen [von habgierigen Fremdlingen] auf dem von unseren Vätern mit Gut und Blut verteidigten heimatlichen Boden herabsinken“ (Schönerer nach Pichl 1914: 412) wolle.⁵⁶⁴

Bei Schönerers Rede vor der Hauptversammlung des „Vöcklabrucker Bauernkasinos“ am 19. Februar 1888, also kurz vor dem Überfall auf das „Neue Wiener Tagblatt“, schlug Schönerer „volkstümlich-sozialistisch“ anmutende Töne an, indem er den „heimatlichen Grund und Boden“, lediglich seinen Bebauern in den Besitz übergeben will. Diese Forderung wurde sogleich mit einem aggressiven Antisemitismus verknüpft. Es bedürfe der Klärung der „Judenfrage“. Es könne nicht angehen, dass „die Deutschen in Niederösterreich von jüdischen Einwanderern von ihren Häusern, von ihrem Grundbesitz enteignet werden“ (Pichl 1914: 355).

In Oberösterreich habe ein einzelner „Jude“ namens Markus Holländer dem ganzen Gewerbe mit der Fälschung von Sensenmarken nicht nur empfindlichen Schaden zugefügt, sondern mit zunehmender Dauer dieses ganz zugrunde gerichtet. Der „Jude“ verweigere den Erwerb von Grund, um seinerseits mit „jüdischen Dienstboten“ Landwirtschaft zu betreiben, selbst wenn es ihm von politischer Seite angeboten wird. Es bedürfe einer „Volkspolitik“, welche die „einheimische Bevölkerung“ vor den Machenschaften „anderer Elemente“ schütze, welche nach „Haus und Hof“ und „Grund und Boden“ trachten (vgl. Pichl 1914: 355ff, 417ff).

Offenbar sah man, wie dies auf einer Ansichtskarte des „Bundes der Deutschen in Niederösterreich“ ersichtlich wird, die „Slawen“ als die neuen Bewirtschafter, während der angeblich zum Ackerbau nicht befähigte „Jude“ ordentlich abkassiert.⁵⁶⁵

⁵⁶³ siehe Kap. 4.5.1./4.6

⁵⁶⁴ Diese Aussage wurde im Zuge der Versammlung des „Deutschnationalen Vereins“ in Kaaden vom 9.8. 1885 getätigt.

⁵⁶⁵ siehe Abb. 133

Bei der Verteidigung seines Bauernhofes könne der „Bauernsohn“ keineswegs auf die Hilfe des von jeher „besitzlosen Proletariats“⁵⁶⁶ zählen (vgl. Pichl 1914: 356).

Deutlich hat Matthäus Much, wie bereits dargelegt wurde, den angeblich schroffen Gegensatz bezüglich des kulturellen Potentials zwischen „asiatischen Nomadenvölkern“ und „europäisch-arischen Ackerbauvölkern“ nicht erst mit seinem Werk nach der Jahrhundertwende, sondern bereits in seinen Abhandlungen *Ueber den Ackerbau der Germanen (Zur Hochäcker-Frage.)* aus dem Jahr 1878, *Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Cultur-Entwicklung* (1882/1884), dem Vortrag *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* (1885) und in seiner Schrift *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen* (1885/1886/1893) hervorgehoben.

Bereits im Jahr 1878, als es zu ersten antisemitischen Äußerungen Schönerers im Reichsrat kam,⁵⁶⁷ betonte Much, dass es sich bei der Auffassung des Bodens als Gemeinbesitz, um eine „Eigentümlichkeit“ des „germanischen Wesens“ handle, welche dieses für Jahrhunderte im Kampf gegen das Römische Reich vollständig vereinnahmt hätte. Doch auch über das Mittelalter hinaus wäre die Verbundenheit zur „Scholle“ erhalten geblieben und hätte in den Bauernkriegen seinen Ausdruck gefunden. Schließlich verteidige der ursprünglich friedliche aber dennoch wehrhafte private Grundbesitzer „mit der Waffe in der Faust“ (Much 1879b: 232) seinen Anteil an Grund und Boden (Much 1879b: 231f):

„Die Freiheit der Jagd, des Fischfanges, der Holzung und der Weide war das erstrebte Ziel aller Bauernkriege, offenbarte sich unter dem Deckmantel religiöser Kämpfe, und das Verlangen darnach lebte im Jahre 1848 an vielen Orten wieder mächtig auf“ (Much 1879b: 231).

Die revolutionären Aufstände von 1848 werden also über die Bauernkriege in die „germanische Kontinuität“ eingereiht, was einer deutschnationalen Unterlegung des Deutschliberalismus mit einer „germanisierten“ Variante des deutschen Bauernmythos von freiheitsliebenden Landwirten gleichkommt.

Die Lehrmeinung, dass Mitteleuropa bis in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung von „nomadischen Völkern“ bewohnt gewesen sein soll, hatte für Much eine

⁵⁶⁶ Im städtischen Proletariat konzentrierten sich damals viele slawischsprachige Arbeiter, insbesondere Tschechen.

⁵⁶⁷ siehe Kap. 4.5 (S. 86)/6.1.1 (S. 282)

„große Verwirrung“ dargestellt. Much hielt die Vorstellungen von „indogermanischen Halbnomaden“, „nomadischen Germanen“ und „nomadisierenden Ackerbauern“ für einen Trugschluss, welcher auf die Annahme beruhe, „die Einwanderung der Arier aus Indien, oder wie man späterhin behauptete, aus dem mittleren Asien erklären zu können, weil für eine so lange Wanderung die nomadische Natur am besten zu passen schien, und weil die vermeintliche Heimat der Arier im Innern von Asien noch heute von Wanderhirten erfüllt wird“ (Much 1893: 319).

Karl Penka ging dagegen von einem weniger statischen völkischen Konstrukt aus; zu einer „Arisierung“ der „germanischen Kontinuitätstheorie“ bis in die Steinzeit kam es bei ihm nicht. Stattdessen hätten die „sesshaften Arier“ den „Slawen“ und auch „nomadisierenden asiatischen Skythen“ den Ackerbau beigebracht, während ihn die „Germanen“ erst von den „Slawen“ wiedererlernen mussten (vgl. Penka 1883: 131-135).

Überhaupt verknüpfte Penka die „Kulturhöhe“ vornehmlich mit rassenanthropologischen Kriterien, welche er anhand von Sprachvergleichen belegen wollte. Die Staatenbildung liefert bei der Beurteilung der kulturellen Entwicklung den Haupt Gesichtspunkt, die „Kulturmittel“ treten dagegen im Gegensatz zu Matthäus Muchs Theoriegebilde größtenteils in den Hintergrund (vgl. Penka 1883: 99).

Auch Penka verstand die „Arier“ als eroberndes „Volk“, so dass jeder „Arisierung eines stammfremden Volkes die Unterwerfung desselben“ (Penka 1883: 131) vorangegangen sein müsse.

Solch „stammfremde Völker“ ordnete er der „turanischen“ bzw. „mongolischen Race“ zu, welche über eine „brachycephale“ Schädelform verfüge und sich auch von der Gesichtsbildung „wesentlich“ von den „arischen“ oder „semitischen“ unterscheide (vgl. Penka 1883: 109).

Matthäus Much betonte dagegen, dass bei allen oder „wenigstens“ den „europäischen Stämmen“ der „Indogermanen“ ein „Fehlen jedes Sondereigentums am Boden“ (Much 1893: 339) festzustellen sei. Die Spuren einer solchen völkisch-egalitären „Agrarverfassung“ wären bei den „Griechen“, insbesondere den „Spartanern“, den „Italern“, „Kelten“, „Germanen“ und „Slaven“ vorzufinden. Bei letzteren wären Teile dieser Agrarverfassung bis heute erhalten.

Doch auch bei den „Germanen“ wäre diese „arische Agrarverfassung“ lange bewahrt worden und hätte die Grundlage einer „andauernden Volksvermehrung“ gebildet. Diese hätte die Auswanderungs- bzw. Eroberungszüge ausgelöst (vgl. ebd.).

Jedes Mitglied, dieser eigentlich an den christlichen Ehe- und Familiensinn angelehnten, für Much aber auf „indogermanische Wurzeln“ zurückzuführenden „germanischen Agrargemeinschaft“, konnte sich seiner Anteile am Boden und dem landwirtschaftlichen Ertrag sicher sein, was die „Volksvermehrung“ gefördert hätte. Im Jahr 1904 hat er diesbezüglich, wohl auch durch den Einfluss des theoretischen Ansatzes bezüglich einer „mediterranen Rasse“ von Guiseppe Sergi,⁵⁶⁸ die „Italer“ aus dieser quasi „urkommunistischen Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen.

Für Matthäus Much entsteht die Klassengesellschaft erst dann, wenn sich ein „Volk“ aus der „Rasse“ herauslöst und ein „andersrassiges“, schwächeres unterwirft (vgl. Much 1893: 339; Much 1904: 406).

Außerhalb der eigentlichen „Heimat“, wäre lediglich eine zeitlich begrenzte Errichtung einer auf Adelsgeschlechtern basierenden Klassengesellschaft möglich, deren Grundbedingung der „heimatliche“ Bevölkerungsüberschuss bilde. Die „Agrarverfassung“ hätte zudem den Beschluss zur Auswanderung erleichtert und beruhe nicht auf „nomadischem Wesen“, sondern „in der Schwierigkeit des Landes, die rasch anwachsende Bevölkerung zu ernähren“ (Much 1893: 339).

Die „Germanen“ hätten diese Schwierigkeiten jedoch bewältigt und wären dabei zu einer mehr als nur ausreichenden Bevölkerungsdichte gelangt, so dass sie „jene ungezählten Schaaren germanischer Völker ausschütten“ (Much 1879b: 206) konnten. Als Grundlage habe hierbei der Ackerbau gedient, denn „nur ein fleissig angebautes Land vermag eine dichte Bevölkerung zu ernähren; nur der Ackerbau konnte die Mittel zu so lange dauernden Kriegen liefern, und nur ein Volk von Ackerbauern konnte die so oft eingerissenen Lücken rasch wieder füllen“ (Much 1879b: 209). Weder die Jagdgründe noch die „ausschließliche Viehzucht“ würden zur Bestreitung des Lebensunterhalts, auf dem geographisch eingengten Gebiet „Germaniens“ als *Vagina gentum*,⁵⁶⁹ für eine solch hohe Bevölkerungsdichte ausreichen. Dagegen würden „Jäger“- und „Hirten-Völker“ zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts ein viel ausgedehnteres Gebiet benötigen und könnten folglich zu keinem für die Aussendung von „Kriegerschaaren“

⁵⁶⁸ siehe Kap. 5.6/S. 248ff

⁵⁶⁹ *Vagina gentum* (lat.): der Schoß des „Volkes“ bzw. „Stammes“

notwendigen Bevölkerungsüberschuss und somit zu keiner „höheren Cultur“ gelangen (vgl. Much 1879b: 205f; 209).

Der schon lange vor Matthäus Much eine „nordische Urheimat“ der „Arier“ proklamierende Karl Penka ging diesbezüglich von einem relativ kleinen „Ursprungsgebiet“ aus, auf welchem das „indogermanische Urvolk“ langfristig verweilt haben müsse. Nur auf solche Weise hätten sich die Sprache, der Mythos, die Sitten und die Gebräuche herausbilden können, welche die „Indogermanen“ mit großer Zähigkeit bewahrt hätten. Da „etwas so Festgefügtes [...] bei allen den weitverzweigten Einzelvölkern uns noch so wohl erkennbar entgegentritt“ (Penka 1906: 207), könne es sich beim „indogermanischen Urvolk“ nicht um ein „unstet nomadisierendes Steppenvolk“ gehandelt haben. Die Etymologie der Pflanzenwelt und weitere nicht genannte Gründe, würden diese Aussage weiter untermauert.

Otto Ammon gab in seinem Werk *Die natürliche Auslese beim Menschen. Auf Grund der Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und anderer Materialien* von 1893 der Befürchtung Ausdruck, dass in Baden nicht nur die Stadtbevölkerung, sondern auch der historisch gewachsene „Bauernstand“ aus zwei verschiedenen „Haupt-Rassen-Bestandtheilen“ bestünde: und zwar aus einer „freien“, hochgewachsenen, „arischen“ bzw. „germanischen“, „langköpfigen“, „dolicho- und mesocephalen Rasse“ mit „weisser Haut“, blauen Augen, lichten Haaren, welchen er „Typus A“ nannte und einem „unfreien“, kleinwüchsigeren, „rundköpfigen“ „dunklen“ pigmentierten „Typus B“, welcher ein „Gemisch“ aus „Germanen“ und „fremdrassigen Individuen“ darstelle. Letzterer wurde auch als „mongolisch“ oder „turanisch“ bezeichnet. Jedenfalls handle es sich bei der dunkleren Pigmentierung um einen Einfluss des „Typus B“ um „uralte“ aus Asien das Donautal heraufsteigende „Einwanderer“. Diese hätten zunächst die „Ureinwohner“ dargestellt, hätten sodann vor den nachfolgenden Invasoren zunächst in die Gebirge flüchten müssen, ehe sie dort unterworfen worden wären, um seit der „germanischen Urzeit“ mit den „germanischen“ und später mit den „römischen Siegern“ zu verschmelzen (vgl. Ammon 1893: 44ff, 270-273).

Da die durch eine größere „Befähigung“ gekennzeichneten „Langköpfe“, wie in der Vergangenheit, den gesellschaftlichen Aufstieg in privilegierte Stände bewerkstelligen und sich zudem stärker am „Bevölkerungsstrom“ in die Städte beteiligen würden, verharre der „Bauernstand“ in „durchschnittlicher Begabung“. Der Schädelindex steige sogar immer weiter an, was bedeutet, dass die Landbevölkerung immer „rundköpfiger“ würde. Für die Zukunft wäre jedenfalls nicht anzunehmen, dass dieser „Bauernstand [...] Ersatz für die aussterbenden

Stadtbevölkerungen“ (Ammon 1893: 307) liefern könne. Eine solche „Auslese“ treibe die kontinuierliche „Rückbildung“ eines „latenten Überschusses seelischer Anlagen“ voran und verhindere somit auch das Schwinden der „ererbten Anlagen“ der „germanischen Freien“. Gleichzeitig nähmen deren Positionen „unfreie Mischlinge“ mit überwiegenden Bestandteilen des „dunklen rundköpfigen Stammvolkes“ ein. Die zunehmende Enteignung und Verschuldung des Grundbesitzes, wirke als Beschleuniger des „Bevölkerungsstroms“ in die urbanen Zentren, „so dass die Auswanderung den Bevölkerungsüberschuss übersteigt und eine allmähliche Aufbrauchung des bäuerlichen Elements nach sich zieht“ (Ammon 1893: 308). Körperlich könnte die Bauernschaft noch längere Zeit seine Kraft und Gesundheit erhalten, während gleichzeitig ihre „seelischen Anlagen“ stagnieren würden. Der seit einigen Jahrzehnten sich vollziehenden Rationalisierung der Landwirtschaft, mit ihren „erhöhten Anforderungen“, wäre der Bauernstand somit nicht gewachsen. Eine solche Landwirtschaft könne keine „schwächlichen Individuen“ gebrauchen, so dass man diese als Handwerkslehrlinge in die Städte schicke. Hierin zeige sich die „Kehrseite“ der „Wirkung der natürlichen Auslese“ (vgl. Ammon 1893: 307f, 312f).

Im gleichen Jahr gewann Otto Ammon mit der Schrift *Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft* bei einem Preisausschreiben der Zeitschrift „Das Land“. In dieser Abhandlung wird der Stellenwert eines „gesunden Bauerntums“ als „anthropologisches Kapital für das gesamte wirtschaftliche und geistige Leben der Nation“ (Lichtsinn 1987: 8f) betont. Die fortschreitende Industrialisierung und die gleichzeitig ausgelöste Urbanisierung würden den „Bauernstand“ immer weiter „verzehren“. Er leitete hieraus die Notwendigkeit von „Schutzmaßnahmen“ für „dieses kostbare Kapital an Menschenkraft“ (Lichtsinn 1987: 9) ab. Stadtbewohner und ihre Nachkommenschaft wären, unabhängig von ihrer Klassenzugehörigkeit, zur menschlichen Arterhaltung nicht in der Lage. Auch die Sozialgesetzgebung hätte den Arbeiter nur krank und in seinen Ansprüchen immer fordernder gemacht. Rassenanthropologische Überlegungen kommen in dieser Schrift jedoch nicht zum Ausdruck. Die auf ihrer „Scholle“ verharrenden „Rundschädel“ kann er jedoch nicht als „schützenswert“ betrachtet haben. Schließlich hielt er diese „Brachyzephalen“ für unfähig, die Erfordernisse der modernen Landwirtschaft zu bewerkstelligen und schrieb ihnen auch für die Vergangenheit, im Gegensatz zu den „germanischeren Langköpfen“, eine lediglich untergeordnete Rolle als unfreie Knechte zu. Folglich kann Ammon unter dem „Typus A“ nur die „Wahrung“ des „germanischen Elements“ gemeint haben.

Überhaupt hielt es Otto Ammon für wahrscheinlich, dass es sich bei allen Individuen um „Kreuzungsprodukte“ handle, wobei in seltenen Fällen, entweder Merkmale des einen oder aber des anderen „Typus“ stärker durchschlagen könnten. Allerdings wären 98 Prozent der Bevölkerung Badens als „Mischlinge“ zu klassifizieren (vgl. Ammon 1893: 270).

8.3.5.2 Der „ackerbautreibende Indogermane“ als Bergsteiger und Montanspezialist

Im Jahr 1878 behauptete Matthäus Much, dass kein „Nomadenvolk“ unmittelbar zur industriellen Bronzeherstellung übergehen könne (vgl. Much 1879b: 209).

Ein „Nomadenvolk“ wäre jedenfalls nicht in der Lage, die Bevölkerungsdichte derart ansteigen zu lassen, dass die Entsendung „zahlloser Kriegerschaaren“ ermöglicht werde (vgl. ebd.).

Neben dem „üppigen Wachstum“ in wärmeren Tälern hätten die Vorkommen von Salz, bald darauf von Kupfer und schließlich auch von Blei, Gold und Eisen den Anreiz geboten, in das Alpengebiet einzuziehen. Somit wären den „wahren Ackerbaukolonisten“ nach einer gewissen Zeit „Berg- und Hüttenmänner“ gefolgt, wobei in der Zweitfassung seines Buches *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* von 1904 auf seinen eigenen zwei Jahre zuvor in der „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ erschienenen Artikel *Prähistorischer Bergbau in den Alpen* verwiesen wird (vgl. Much 1904: 388).

Bei der „Sesshaftigkeit“ handle es sich auch um die Grundvoraussetzung für die Entwicklung eines Schmelzprozesses zur Produktion von effektiven Kupfergegenständen. Schließlich verleite schon das Umfeld der steinzeitlichen Pfahlbauten der Alpen, dessen Aufgliederung in verschiedene Arbeitsbereiche und die mit dieser verbundenen Spezialisierung sowie die Knappheit an „nordischem Feuerstein“ zu ausgiebigen Erkundungen der örtlichen Gesteinsarten. Dabei müssten die Suchenden früher oder später auch auf zur Metallgewinnung benötigte kupferhaltige Gesteine gestoßen sein. Im Gegensatz zu nordamerikanischen „Indianern“, welche lediglich das dort in großen Mengen vorkommende gediegene Kupfer zufällig gefunden hätten und es lediglich hämmern, wäre den sich auf einer „höheren Kulturstufe“ befindlichen damaligen Alpenbewohnern, die Vorteile eines Schmelzprozesses aufgefallen. Dessen lange vorbereitete, eigenständige Entwicklung findet neben der Nachvollziehbarkeit „fast aller“ Arbeitsschritte wissenschaftliche Bestätigung (vgl. Much 1886: 138-144; Much 1893: 291-296, 301f).

Selbstverständlich war es für Matthäus Much der Berge besteigende „Indogermane“, welcher sich bereits des alpinen Bergbaus bemächtigte und zu seiner weiteren Entwicklung Salz und Kupfer schürfte. Seine Erkundungen der prähistorischen Kupferbergwerke am Mitterberg bei Bischofshofen mag ihn zu dieser Idee gebracht haben. In seinem diesbezüglichen Artikel im sog. „Kronprinzenwerk“ ist zwar nur von einem einwandernden „neuen Geschlecht“ und in seiner Abhandlung für den „Deutschen und Österreichischen Alpenverein“ lediglich von einem „starken Geschlecht“ die Rede, welches einst den Bergbau ins Leben gerufen hätte, doch ordnete er diesen an anderer Stelle der „arischen Rasse“ bzw. den „Indogermanen“ zu, welche somit die gesamte mitteleuropäische Kupferzeit ausgelöst hätten. Die Kupferbergwerke und die Verhüttungsplätze am Mitterberg werden mit den Pfahlbausiedlungen, insbesondere der Mondseekultur in Verbindung gesetzt. Der „Indogermane“ baute sozusagen ein infrastrukturelles Netz auf, um in Bergwerken Salz, Gold und Kupfer abzubauen. Im Mittelalter sei ein wahrer „Bergsegen“ über die ansässige Bevölkerung hereingebrochen, wobei es Much für wünschenswert hält, „daß sich der Salzburger Bergbau aufs neue erheben und zu gleicher Blüte wie in den vergangenen Zeitaltern entwickeln werde“ (Much 1889: 381). Einem solchen Unterfangen sollte mit Herzlichkeit der übliche Bergmannsgruß „Glück auf!“ zugerufen werden (vgl. Much 1885: 275, 277; Much 1886: 101-121, 152-172; Much 1889: 375-381; Much 1893: 248-347; Much 1902b: 1-4).

Mit der Einführung der „Kupferzeit“ als „Kulturstufe“ in den Jahren 1882/1884, 1886 und 1893 ließ Matthäus Much einen regen in Form von Hochäckern betriebenen Ackerbau in den Alpenvorländern mit der Jungsteinzeit beginnen. Seit 1886 handelte es sich für ihn bei den „Ariern“, auch um die ersten Bearbeiter des Bodens auf österreichischem Gebiet, nachdem er diesbezüglich im Jahr 1878, lediglich die „Germanen“ samt ihrer „Agrarverfassung“ als „unsere Urväter“ nannte. Als „Bauern“- und somit „Culturvolk“ hätten diese auf „deutschem Boden“ nachhaltig ihre Spuren hinterlassen. Bedeutend waren bei seiner Interpretation die Pfahlbauten, deren auf den Ackerbau hinweisendes Repertoire an archäologischen Hinterlassenschaften, gegen den „Nomadismus“ der „Wilden“ als einstige Subsistenzform spricht. Während 1878 eine Kontinuität zwischen den Pfahlbauten und den „Germanen“ nur angedeutet wird, erklärte Much 1882/1884 ausdrücklich, eine kontinuierliche Entwicklung von der Jungsteinzeit bis zur „Kupfer-Zeit“ ohne Bevölkerungswechsel. Neben den Pfahlbausiedlungen wird den niederösterreichischen Höhensiedlungen in dieser Hinsicht eine besondere Bedeutung zugesprochen. Angeblich würden Sagen noch auf die Hochbeete

hinweisen. Jedenfalls habe nie ein Römer das Marchland durchpflügt und auch für die „Kelten“ berichten antiken Geschichtsschreiber diesbezüglich nichts, was bei einer Art „Kriegsberichtserstattung“ nicht weiter außergewöhnlich ist. Selbstverständlich interessierte diese Autoren das vielbeschriebene norische Eisen mehr als der „keltische“ Ackerbau (vgl. Much 1879b: 261-273; Much 1884: 19-26; Much 1886: 164-168; Much 1893: 325f).

Auch in seinem Artikel *Prähistorischer Bergbau in den Alpen* vertritt Matthäus Much die These, dass es sich bei den ersten Ausbeutern der alpinen Bodenschätze, also insbesondere des Salzes und der Metalle, um ein „echtes Ackerbauvolk“ von „sesshaften Bauern“ gehandelt habe und keineswegs um „Nomaden“. Für deren Existenz als „bloße Jäger“, welche mit Vorliebe den „geschlossenen Urwald“ bewohnt haben müssten, wären weder im Mühlviertel Oberösterreichs noch im Waldviertel Niederösterreichs irgendwelche Hinweise vorgefunden worden (vgl. Much 1902b: 1ff).

Für die Existenz eines solchen „sesshaften Ackerbauvolkes“ auf österreichischem Gebiet wurde von Matthäus Much, auch an dieser Stelle, auf die Pfahlbausiedlungen der oberösterreichischen Seen und die beiden Höhengründungen aus der Umgebung Salzburgs, der von Hammerau bei Reichenhall und der vom Götschenberg bei Bischofshofen, welche in unmittelbarer Nähe zur Kupferlagerstätte vom Mitterberg bestanden hat, hingewiesen. Dabei erkannte Much bereits die Möglichkeit, dass die Menschen damals auf der Suche nach Salz und Metallen in diese Gegenden vorgestoßen waren. Daneben waren ihm Höhengründungen in hügeligen Landschaften, wie beispielsweise in Niederösterreich, bekannt (vgl. Much 1902b: 3f; Urban 2003: 99, 101, 105, 113, 118f, 129, 170-173).

Es wird das Bild suggeriert, dass nur „Indogermanen“ in der Lage wären Wanderungen durchzuführen, welche archäologische Spuren hinterlassen. Dagegen wären die Bewegungen der „Nomadenvölker“ durch eine generelle „Unstetigkeit“ geprägt, welche angeblich kaum Hinweise auf ihre Existenz für die Nachwelt zurücklassen.⁵⁷⁰ Der unterschwellige Antisemitismus wird durch die Betrachtung der Zitate aus Georg von Schönerers Reden eingangs dieses Kapitels offensichtlich. Außerdem haben bereits die deutschnationalen und antisemitischen Tendenzen im alpinen Vereinsleben Erwähnung gefunden.⁵⁷¹ Beispielsweise

⁵⁷⁰ In Wahrheit ist es wohl so, dass die Spuren einer weniger sesshaften Lebensweise normalerweise spärlicher sind. Daraus jedoch ein eurozentristisches „Kulturgefälle“ zu konstruieren und einer intensiv geführten „nomadischen“ Lebensweise, welche wohl auch, mehr oder minder, von gewissen, mit „Sesshaftigkeit“ in Verbindung zu bringenden Zügen durchsetzt ist, ein größeres Maß an „Faulheit“ zuzuschreiben, erscheint aus heutiger Sicht grotesk.

⁵⁷¹ siehe Kap. 7.3

wurde auf propagandistischen Ansichtskarten deutschvölkischer Vereine, Odin bzw. Wotan als rechtschaffender Wandersmann dargestellt, die Durchführung eines Bergturnfestes mit einer Darstellung von eine Anhöhe besteigenden „Germanen“ angekündigt, alpenländische Bräuche zur Schau gestellt und die Auffassung verbreitet, es handle sich beim Wandern und Bergsteigen, um eine typisch „deutsche“ Freizeitbeschäftigung.⁵⁷²

Inhaltlich gewann der Bergbau, als deutschvölkischer Arbeitszweig, im alldeutschen Kontext eine verglichen mit dem Ackerbau und dem Handwerk, insbesondere dem Schmiedeberuf, eine nur marginale Bedeutung.⁵⁷³

8.3.5.3 Der „Indogermane“ als von „Sittlichkeit“ geprägter Staatenbilder

Adolf Bastian dagegen lehnte in seiner Abhandlung *Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Prolegomena zu einer Ethnologie der Culturvölker* aus dem Jahr 1868 eine aprioristisch vertretene Stufenleiter, ausgehend von einem dem „Waldmenschen“ nahe verwandten „Naturmenschen“, über den „Hirten“ zum „Ackerbauern“ bis in die „Zivilisation“, ebenso grundsätzlich ab, wie die diffusionistischen Theorien:

„Während die Einen, von einem Centralsitze der mit Göttern verkehrenden Stammväter aus, sich die Träger der Civilisation über die Erde verbreiten sehen, halten die Anderen es für durchaus natürlich, dass das allgemein Menschliche überall dasselbe sei“ (Bastian 1868: 264).

Für Bastian habe es sich bei „arischen Nomaden“ um die Stammväter der „zivilisierten Völker“ gehandelt und so weise auch die Hauptrichtung von Wanderungen, aufgrund „natürlicher Anziehungsgesetze“ sowie ausgehend von den Steppen stets in Richtung leicht zu besiedelnden, fruchtbaren Gegenden und zwar „aus den Nomaden-Ländern gegen die Culturstaaten“ (Bastian 1868: 102). Dadurch würden die „Nomadenländer“ mit den „Kulturstaaten“ in einen tiefgreifenden Konflikt geraten, bei welchem Sieg oder Niederlage die weiteren Geschehnisse in der Geschichte nachhaltig bestimmen würden (vgl. Bastian 1868: 102f; Poliakov 1977a: 299).

Lewis Henry Morgan stellte 1877 in seinem für eine große Anzahl von Gelehrten des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts richtungsweisenden Werk *Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation* die

⁵⁷² siehe Abb. 84-89/112

⁵⁷³ siehe Abb. 178

menschliche Entwicklung als eine unilineare Stufenleiter dar, wobei das „Hirtenleben“ samt der Zähmung der Tiere als eine Vorstufe zum Ackerbau anzusehen wäre. Diese Wirtschaftsformen wären in den Ebenen Indiens, Zentralasiens und Mesopotamiens entstanden und hätten die „Mittelstufe der Barbarei“ auf dem Weg zur „Zivilisation“ eingeleitet. Lediglich die präkoloniale Bevölkerung des amerikanischen Kontinents sei aufgrund der großen Ergiebig- und Nährhaftigkeit des Mais fast ohne Haustierdomestikation zu „bemerkenswertem Fortschritt“ gelangt, wobei in Peru die beginnende Bronzeerzeugung Erwähnung findet (vgl. Morgan 1921: XIVf, 10f, 20ff).

Der Wiener Sozialdarwinist Ludwig Gumplowicz (1838-1909) vertrat die Auffassung, „daß Staaten aus der Unterwerfung sesshafter Arbeitsvölkerschaften durch wandernde hervorgehen“ (Johnston 1992: 328). Von der fernen Vergangenheit bis in die Gegenwart dauere ein „Rassenkampf“ fort, welcher von jeher „in Form von Wanderzügen nomadischer Stämme – sodann in Kriegszügen und Eroberungen mit Landnahmen, endlich in Colonisationen und langsamen Migrationen wie heutzutage z.B. aus Europa nach Amerika, Asien und Australien“ (Gumplowicz 1883: 262) stattfinde.

Mit den „Medern“⁵⁷⁴ als Beispiel für solch „fremde Elemente“ wollte Gumplowicz ein der „Natur“ entspringendes weltumfassendes Prinzip erläutern, nach welchem sich zwei grundlegend unterschiedliche Lebensweisen von Anfang an gegenübergestanden wären:

„Einerseits ein roher und naturkräftiger Stamm, vom nomadischen Hirtenleben zu kriegerischem Handwerk übergehend, in letzterem erstarkt und durch Unterwerfung nachbarlich herumschwärmender Stämme zu einer Macht gelangt: andererseits ein alter Culturstaat in Behaglichkeit und Bequemlichkeit auf seinen Lorbern ruhend, friedlichen Genüssen sich hingebend und in der Anspannung seiner Kräfte nachlassend: zugleich aber durch seinen Reichthum, Pracht und Luxus den Neid und die Habsucht der wilden Horden aufstachelnd“ (Gumplowicz 1883: 287).

Bei den dem iranischen Hochland entstammenden „Hirtenstämmen“ sei es zur Herausbildung von „Kriegerkasten“ gekommen, welche die Niederungen überfallen hätten, um dort, nach der Unterwerfung Babylons und des assyrischen Reiches, zur staatstragenden Macht zu werden. Bei der Unterwerfung von „Kulturstaaten“ durch diese ein „nomadisches Hirtenleben“

⁵⁷⁴ Bei den *Medern* handelte es sich um eine Menschengruppe, welche im 7. Jh. v. Chr. in die urbanen Zentren Assyriens vordrang und ihre Hegemonialstellung ausbauen konnte bis sie 558 v. Chr. von Persien aus unterworfen wurde (vgl. Haarmann 2012: 187).

führenden „Stämme“, handle es sich um einen „naturnotwendigen“ Vorgang, welcher sich seither ständig wiederhole (vgl. Gumplowicz 1883: 279f, 287).

In Europa hätten die aus Asien einrückenden „kriegerischen Horden“, die „Urbevölkerung“ Europas dazu gezwungen, Ackerbaudienste zu leisten. Mit dem Auftreten der „Phönizier“ als „Händlervolk“ schiebe sich jedoch ein „wirtschaftliches Glied“ zwischen diese „Völkerverhältnisse“. Die „Phönizier“ hätten in ihren Hafenstädten eine von Reichtum geprägte „Cultur“ entwickelt, wobei die erhandelten Schätze, die Beute der raubenden „kriegerischen Völker Asiens“ überträfen. Um die Profite zu steigern habe sich, mit der zunehmenden Herausbildung von Machtstrukturen, eine Handelspolitik entwickelt, deren Organisation dann auch im Mittelmeergebiet koloniale Ausmaße angenommen hätte. Insbesondere Europa, aber auch die gesamte Menschheit habe von den „Phöniziern“ die „größten Culturdienste“ erhalten (vgl. Gumplowicz 1883: 330ff).

Die „Juden“ wären aus „nomadischen Viehzüchterstämmen“ entstanden, welche auf „langen Wanderungen“ Palästina eroberten, die dort ansässige Bevölkerung geknechtet und teilweise sogar ausgerottet hätten. Als das flächenmäßig kleine Land ihren Ansprüchen nicht mehr Genüge leisten konnte, wären die Juden dem „phönizischen“ Beispiel gefolgt und Kaufleute geworden. Von nun an hätten sie sich über den ganzen Erdball ausgebreitet. Auf europäischem Boden würde sich die Besonderheit ihrer Organisation in der „Anordnung phönikischer Niederlassungen“ widerspiegeln. Im Gegensatz zu den „Phönikern“ wäre es den „Juden“ jedoch nicht gelungen sich zu „assimilieren“ (vgl. Gumplowicz 1883: 334; Poliakov 1977a: 427).

Ludwig Gumplowicz vergaß, als ein aus Galizien stammender Pole, daneben nicht, auf den alten Erzfeind Russland hinzuweisen, dessen Bevölkerung er als Schreckensbild einer „Zusammenrottung“ von „asiatischen Horden“ darstellte. Dieser „Ansturm“ wäre im Begriff, Europa einzunehmen und nur durch ein deutsch-französisches Bündnis aufzuhalten, welches Russland von seinen Nachbarstaaten isolieren solle (vgl. Johnston 1992: 328).

Der Wiener Gustav Ratzenhofer (1842-1904) pflichtete Gumplowicz bei. Er sah die Gesellschaft unter dem Konflikt des „Sozialismus“ der „sesshaften Arbeitsvölkerschaften“ und dem „Individualismus“ der „wandernden Arbeitsvölkerschaften“ wachsen. Die Staatenbildung verlegte er in die Völkerwanderungszeit, der Feudalismus stelle ein Mischprodukt aus dem

Individualismus der „nomadischen Eroberer“ und dem „Kommunalismus“⁵⁷⁵ dar. Ratzenhofer befürwortete die komplette „Assimilierung“ der „Juden“ und sprach ihnen eine besondere Eignung für eine militärische oder juristische Karriere, bzw. eine Beamtenlaufbahn zu, während „sie als Journalisten oder Rechtsanwälte dazu neigten, die Fehler ihrer Rasse verstärkt hervorzukehren“ (ebd.).

Das Bild der sogenannten „Nomadenvölker“ schwankte zwischen „Wildheit“, „Staatenbilder“ und „Träger der Kultur“, was auch für Differenzen in den Betrachtungsweisen der ursprünglichen „indogermanischen Lebensweise“ und ihrer Entwicklung sorgte.

Friedrich Ratzel raubte den „Nomadenvölkern“ in seinen Vorstellungen, im Gegensatz zu Gumpłowicz und Ratzenhofer, jegliche Kreativität. Der „Nomadismus“ taugte zwar „Kulturvölker“ politisch zusammenfassen, indem er „Kulturelemente“ aufnehmen und weitergeben kann, doch könne er weder die Kultur selbst „anpflanzen“ noch „fortpflanzen“. In Zentralasien wären niemals eigene kulturelle Leistungen hervorgebracht worden und auch der von den „Nomaden“ bei ihren Eroberungen aufgenommene „geistige Besitz“ der unterlegenen „Völker“ könne nicht vollkommen „assimiliert“ werden:

„Selbst im Vollbesitz der größten Kulturzentren behält der Geist der Mongolen und Türken die Einfachheit der Steppe. In den Schätzen anderer Völker wühlend, vergaßen die Türken und Mongolen ihre eigenen Gaben auszuprägen“ (Ratzel 1909: 103).

Als Vermittler der geistigen Kultur zwischen den „alten Ausprägungsgebieten“ China und Persien würden „zentralasiatische Hirten- und Kriegervölker“ allerdings von jeher stets benötigt (vgl. ebd.).

Fast zehn Jahre vor Wahrmonds Antithese von im „Bauerntum“ verwurzelten, „arischen Waldvölkern“ und „wurzellosten“, im „Nomadismus“ verhafteten, „asiatischen Wüstenvölkern“, unter welche auch das „Judentum“ eingereiht werden konnte, sowie auch bevor Ratzel seine *Anthropogeographie*, in welcher den „Nomaden“ ein nur sehr begrenztes „kulturelles Potential“ zugesprochen wird, begründete, hat Matthäus Much dem Kontakt zwischen „bodenständigen Germanen“ und kulturell „tiefstehenden“ statischen „Jäger“- und „Hirten-Völkern“ den Charakter eines Überlebenskampfes, zumindest für letztere, verliehen. Durch deren „Berührung mit Kulturvölkern“ würde nicht etwa die eigene „nomadische“

575 Den Begriff *Kommunalismus* würde ich in diesem Zusammenhang am ehesten mit Gemeindewesen umschreiben.

Kultur „angehoben“, sondern sei dem „Untergang“ geweiht. Mit dem gegenwärtigen „Kulturzustand“ hätten sie bereits „das Ziel ihres Daseins erreicht“ (Much 1879b: 205). Nicht nur ihre Kultur wirke auf sie wie eine „Krankheit“, auch wären sie gegenüber Krankheiten anfälliger, was am „Indianer“ verdeutlicht werden würde, welchem nur „europäische Kleider“ angelegt werden müssten, „um sofort einem Heere von Krankheiten ausgesetzt zu sein“ (ebd.).

Da damals die Einflüsse des „Barbarentopos“ auf das Germanenbild auch in völkischen Kreisen weite Verbreitung fanden, meinte Much dieses Bildes des „Germanen“ als „Bärenhäuter“ mit seiner Darstellung des „Germanen“ als „Ackerbauern“ korrigieren zu müssen.

Matthäus Much veranschlagte für die in die Weltgeschichte eintretenden „Germanen“ eine „Kulturstufe“, welche mit einer „altgermanischen Kulturhöhe“ umschrieben werden könnte:

„Die Germanen erscheinen aber sogleich bei ihrem ersten Auftreten auf dem historischen Boden als ein in staatlicher Ordnung lebendes Volk, voll nachhaltiger Kraft und Ausdauer in dem jahrhundertelangen Kampfe, als ein Volk, das im Stande ist, den Eroberungsversuchen des auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Römerreiches nicht nur erfolgreichen Widerstand entgegen zu setzen, sondern demselben dabei auch noch Heere, ja Heerführer und Staatsmänner zur Verfügung zu stellen. Hierin liegt ein Maass materieller Macht und geistiger Grösse, das nicht auf einen Schlag erworben wird, und so wenig wie ein Nomadenvolk unmittelbar zur Bronze-Industrie übergehen kann, ebenso wenig wächst dessen materielle und geistige Kraft, der natürlichen Entwicklung der Dinge entgegen, sprungweise in die Höhe. Die Bildungsstufe der Germanen muss daher schon vor der Berührung mit den Römern eine weitaus höhere gewesen sein, als sie uns geschildert wird“ (Much 1879b: 208f).

Jedenfalls müsste es sich bei den „Germanen“ um „etwas mehr als ein Volk von Jägern und Hirten und halbe Wilde“ (Much 1879b: 205) gehandelt haben, da sie „mit den angeblich so hoch überlegenen Culturvölkern des Südens sofort den Kampf mit denselben aufnahmen, und im Stande waren, das römische Weltreich schliesslich in Trümmer zu schlagen“ (ebd.).

Zudem ließ Matthäus Much seinem Ärger über die Darstellung von „Germanen“ in einem österreichischen Lesebuch für Gymnasien, welche dem Barbarenstereotyp entspricht, freien Lauf. Nach diesem Lehrbuch wird den „Germanen“ gar das Verzehren rohen Fleisches vorgeworfen. Lediglich durch das Beifügen des Haferbreis als „germanische

Lieblingsspeise“,⁵⁷⁶ des Bieres als dem „Lieblingsgetränk“ und der Erwähnung von Brot-, Butter- und Käseherstellung, würde das abstoßende Bild gemildert, welches versuche, „unseren Stammvätern an Rhein und Donau“ (Much 1879b: 208), eine Nähe zu „amerikanischen“ oder „australischen Wilden“ zu unterstellen.

Karl Penka stellte im Jahr 1883 die These vom „Arier“ als Herausbilder von soziopolitischen Organisationsformen in den Vordergrund, wobei angenommene staatliche Auflösungserscheinungen in „Zersetzungsprozessen“ des „Volkskörpers“ zum Ausdruck kämen:

„In diesem Fall ist es in der Regel die social-politische Organisation, in deren Auflösung sich am erkennbarsten die Zersetzung irgend eines Volkskörpers in Folge Ausscheidens eines Racenelementes documentirt. Es ist nun eine merkwürdige Thatsache, dass gerade innerhalb der arischen Völkergruppe die meisten solcher Zersetzungen sich nachweisen lassen“ (Penka 1883: V).

Dieser Vorgang könne lediglich durch die Anthropologie nachvollzogen werden:

„Die Anthropologie allein ist im Stande für alle die hier berührten Vorgänge auf dem Gebiete des social-politischen Lebens die richtige Erklärung zu geben: sie liegt in dem numerischen Rückgange des arisch-germanischen Racenelementes innerhalb der hier zunächst in Betracht kommenden Völker, gewissermaßen in ihrer physischen Entarisirung, welche, da der anthropologischen Umbildung nicht gleichzeitig eine ethnisch-sprachliche Umbildung zur Seite gegangen, so lange Zeit unbeachtet geblieben ist“ (Penka 1883: Vf).

Eine „sesshafte“ Lebensweise wäre auch die Grundlage für „pietätvolle“ Bestattungen mit kostbaren Beigaben, vor allem Schmuck und Waffen. Ein gewisses Maß an religiöser Vorstellungskraft wäre hierfür gleichfalls von Nöten, was aufgrund der Teilnahmslosigkeit und Sorglosigkeit ihres „Wesens“ für „nomadische Völker“ unerreichbar bliebe. Sie würden über keinen Gräberkult verfügen und stattdessen ihre Verstorbenen „meist in nachlässiger Weise bestatten, ja nicht selten lediglich den wilden Tieren und Vögeln zum Fraße hinwerfen“ (Much 1893: 322), was im „nomadischen Wesen“ von „apathischer Art“ begründet liege, welches keine „Heimat“ kenne und zu keinen religiösen Anschauungen gelangen könne, wie der

576 Bei der Betonung von Pflanzen- und Vollwertkost könnte es sich um einen frühen Bezugspunkt der völkischen Bewegung zur Lebensreformbewegung handeln, wobei die dahinter verborgene antisemitische Komponente noch hervorgekehrt wird; siehe Kap. 8.3.9.

„Ackerbauer“, dessen Schicksal in den Händen der „Naturkräfte“ liege (vgl. Much 1886: 166; Much 1893: 322).

Der aus dem Umfeld der völkischen Lebensreformbewegung stammende Münchner Künstler Hugo Höppener (1868-1948), alias „Fidus“, stellte Hirten als ehrfürchtig, mitunter auf den Knien vor ihrem Gottessohn und seiner Mutter betend, dar. Die Angehörigen der angeblich ausschließlich blond- und rothaarigen „nordischen Herrenrasse“ werden dagegen bei der Götteranpreisung überwiegend im Stehen und himmelwärts erhobenen Hauptes dargestellt, was ihren „Stolz“ zum Ausdruck bringen soll. Zudem wird mit dem Bild der Eindruck erweckt, dass es sich einst bei ihnen um die Initiatoren der Feuererzeugung gehandelt habe.⁵⁷⁷

Zu beachten ist hierbei, dass jegliche dem Monotheismus zugeordnete Religion, auch die christliche, von deutschvölkischer Seite als Produkt der „semitischen Rasse“ gewertet werden konnte, wobei die von Matthäus Much in seinem Vortrag vom 10. Dezember 1878 *Ueber die Kosmogonie und Anthropogenie des germanischen Mythos* vertretene Ansicht, nach welcher die „germanische“ Götterwelt lediglich Personifikationen eines einzigen „Allvaters“ darstellen würden, eine Ausnahme bildete.⁵⁷⁸

Matthäus Much übertrug seine Behauptung einer „Kulturhöhe“ der „Ackerbauern“ auch auf Gruppen, welche er nicht den „Ariern“ bzw. „Indogermanen“ zurechnete und vertrat die These eines „Kulturgefälles“ zwischen „ackerbautreibenden Nordsemiten“ und „innerasiatischen Nomaden“. Steinerne Pyramiden wären jedenfalls „von den Ackerbau treibenden Nordsemiten und Ägyptern gebaut“ (Much 1893: 321) worden, während die „Nomaden Innerasiens“ lediglich in der Lage wären, „Pyramiden aus Menschenschädeln“ zu errichten.⁵⁷⁹

Zwischen „mongolischen“ und „semitischen Nomaden“ glaubte er dagegen, keinerlei Unterschiede, bezüglich ihrer angeblich, gegenüber der „höheren Kultur“, fehlenden Aufnahmefähigkeit festzustellen. Die „nomadischen Völker“ Mittelasiens wären zwar nicht völlig unfähig, sich eine „höhere Kultur“ anzueignen, doch erscheine das „reine Nomadenleben“ als etwas „Greisenhaftes“ und „Abgeschlossenes“. Obwohl die „semitischen“ und „mongolischen Nomaden“, zumindest an den Rändern ihres Weidelandes, Jahrtausende lang mit „hochentwickelten Völkern“ in Berührung gestanden hätten, wären sie der Kultur nicht „zugänglicher“ geworden. Beispielsweise hätten die „Mongolen“ von den „Chinesen“

577 siehe Abb. 156f

578 siehe Kap. 7.2.1 (S. 345-348)/7.4 (S. 371f)

579 siehe Abb. 149

lediglich deren „schlechten Seiten“ angenommen, so „ihre Einfachheit und Geradheit eingeübt, die frühere Faulheit aber und andere Fehler durchaus beibehalten, so daß sie geradezu, und namentlich die begabteren unter ihnen, als vollständige Taugenichtse erscheinen“ (Marthe⁵⁸⁰ nach Much 1893: 341).

Aus einer solchen Lebensweise folge, dass der Mensch auf dieser „nomadischen Stufe“ zwar mit Sinnesschärfe, nicht aber mit einer, zur Entwicklung einer „eigenen selbständigen Kultur“ nötigen, „Erfindungsgabe“ ausgestattet wäre. Aufgrund der „verhältnismäßigen Sicherheit“ hinsichtlich der Nahrungsversorgung bei geringem Arbeitsaufwand, mangle es bei den „Nomaden“ an „Fürsorge“, einer Eigenschaft, welche aus kulturellem „Fortschritt“ erwachse. Selbst sich wiederholende „furchtbare Hungersnöte“ könnten den „Nomaden“ nicht dazu bewegen, seinen Lebensstil aufzugeben und mit dem Ackerbau zu beginnen. Dies geschehe lediglich auf Druck von benachbarten „Ackerbauern“ (vgl. Much 1893: 341).

Für eine Lebensweise der „europäischen Arier“ auf „nomadischer“ oder „halbnomadischer Kulturstufe“ hätten auch die Wissenschaftler, insbesondere die Sprachwissenschaftler, keine Belege gefunden. Ihre Überzeugung beruhe auf dem „althergebrachten Glauben“, dem Dogma einer asiatischen Herkunft der „Arier“. Zwar ließen sich bei den „asiatischen Ariern“ oftmals „nomadische Zustände“ beobachten, doch wäre hierbei vergessen worden, „daß diese eben erst im anbauunfähigen Steppenlande, welches sie den Ureinwohnern entrissen hatten, zu Nomaden geworden waren“ (Much 1893: 335), wie beispielsweise zum Teil die „Indo-Iraner“ in der südrussischen Steppe, die „Lebensweise von Wanderhirten“ angenommen hätten (vgl. Much 1893: 334f; Much 1904: 411).⁵⁸¹

Seit der Altsteinzeit habe es im Europa, diesseits des osteuropäischen Flusses Dniester, keine „Nomaden“ mehr gegeben. Die „Arier“, mit all ihren „europäischen Stämmen“, wären niemals „Nomaden“ gewesen, was die Urgeschichtsforschung in Verbindung mit den Sprach- und Geschichtswissenschaften einwandfrei bewiesen hätte (vgl. Much 1893: 341f).

Keineswegs dürften dabei Vergleiche zwischen „unseren Nordleuten“ und den „nomadisierenden Reitervölkern Asiens“ aufgestellt werden. Schließlich hätten letztere ihre Eigenschaften wie gewisse „extrem entwickelte Tierarten“ nur sehr „einseitig“ herausgebildet. Zwar wirke eine solche „einseitige“ Entwicklung unter gleichbleibenden Bedingungen zu

580 Friedrich Marthe (1832-1893)

581 Hierbei kommt also der theoretische Ansatz der „sekundären Rückständigkeit“ von Christoph Meiners zum Tragen; siehe Kap. 8.2/S. 452.

Beginn „zukömmlich“, doch wirke sie bei der Veränderung der Umstände „verderblich“. Die „asiatischen Wanderhirten“ würden so viel Zeit auf dem Pferd verbringen, dass sie kaum noch gehen könnten und „den Boden unter ihren Füßen“ (Much 1904: 401) verloren hätten, was mit Meeressäugtieren verglichen wird, welche nur noch schwimmen können.

Deshalb wären die Einbrüche der „Avaren“, „Hunnen“ und „Mongolen“ zwar anfangs nicht aufzuhalten gewesen, doch wären sie mit Ausnahme Ungarns „ohne nachhaltige Wirkung“ geblieben. Letzten Endes wären sie „aufgerieben“ oder von der „ansässigen Bevölkerung“ mit der Zeit „aufgesogen“ worden. In Ungarn hätten sich diese „Reitervölker“ der unter der Leitung von „Germanen“ und „Slaven“ stehenden, staatlichen Ordnung fügen müssen und wären so mit diesen gemeinsam „bei teilweiser leiblicher Vermischung“ zum Ackerbau übergegangen (vgl. Much 1904: 401f).

8.3.5.4 Die „Unterwanderung“ der „arischen Germanen“ durch die „zerstörenden“ Einflüsse der „Nomaden“ nach Houston Stewart Chamberlain

Houston Stewart Chamberlain verlieh solchen „Nomadenvölker“-Theorien in seiner epochemachenden Schrift *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* ein heute grotesk anmutendes Fundament. Der „Jude“ stünde als „fremdes Element“ dem „Germanen“ als dem einzig „rechtmäßigen Erben“ der Hellenen und der Römer gegenüber. Der „Jude“ hätte als „afrikanischer“ bzw. „asiatischer“ Knechte“ durch die Aneignung vom Wissen der „Kulturvölker“ und „Bastardisierungen“ die Macht Ägyptens und der antiken Reiche untergraben, wobei erst deren „germanische Erben“ die dadurch ausgelöste „Gefahr“ gebannt hätten. Doch bald wären neue Bedrohungen für „die hehren Blüten des urarischen Lebens“ (Chamberlain 1922: 507) erschienen: zum einen sei der „Jude“ als „fremdes Element“ in die europäische Geschichte eingetreten; zum anderen zerstampfe der „Mongole“ diese „Blüten“ aus „indischem Denken“ und „Dichten“ mit „seinem rohen, bluttriefenden Fuße“ wie der „vom Wüstenwahnsinn betörte Beduin“. Somit wäre das Jahrtausende überdauernde alte Werk, der „Edensgarten“ aller menschlichen Symbolik zu „ewiger Öde“ eingeäschert. Lange Zeit habe die Kunst nur noch aus „Schablonen“ für die Reichen und „Zirkusreiten“ für das „Volk“ bestanden. Sich auf Friedrich Schiller berufend behauptete Chamberlain es handle sich, bei einer solchen Einflüssen unterworfenen Gesellschaft, eigentlich gar nicht mehr um Menschen, sondern lediglich um „Geschöpfe“. Als „rettender Engel“ vor diesen „Krallen des Ewig-Bestialischen“ trete einzig der „Germane“ als Vertreter der „aufbauenden Vernunft“ in die Weltgeschichte ein. Doch würde der „erquickende Einfluss“ seiner „ungebrochenen Jugendkraft“ und seines „reinen Blutes“ von der Latinisierung in Form einer „Vermählung mit

498

dem Völkerchaos“ wieder „geraubt“. Der einzige Fehler des „Germanen“ liege in seiner „Gutmütigkeit“, durch welche er dort, wohin sein „siegender Arm“ gereicht habe, nicht „gründlicher vertilgt“ hätte (vgl. Chamberlain 1922: 507f).

In der Musik, der vollkommensten aller Künste, wäre der „ungarische Zigeuner“ zwar ausgesprochen begabt, doch handle es sich hierbei lediglich um einen „Ausdruck der augenblicklichen Empfindung. Noten lesen könne der „Zigeuner“ jedenfalls nicht und könne somit keine Kunstwerke von Dauer schmieden. Deshalb gehöre er auch nicht den „Ariern“ an, wie oftmals aufgrund musikalischer Analogien mit indischer Musik angenommen wurde (vgl. Chamberlain 1922: 1086).

Bei allen bedeutenden Männern, welche seit dem 6. Jh. n. Chr. „als wahre Gestalter der Menschheit“ (Seidler/Rett 1988: 32) aufgetreten wären, habe es sich um Angehörige des „Germanenstammes“ gehandelt. Kulturleistungen der „Araber“ wären von nur kurzweiliger Dauer gewesen, die „Mongolen“ hätten alles zerstört und die „Juden“ hätten sich nur deshalb kulturell entwickelt, weil sie sich in allen Lebensbereichen dem „germanischen Muster“ angeschmiegt hätten (vgl. Seidler/Rett 1988: 32f).

8.3.6 Die verhältnismäßig marginale Rolle der somatischen „Rassenmerkmale“ in Matthäus Muchs Werk vor der Jahrhundertwende

In seinem am 28. Jänner 1885 vor dem „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse“ gehaltenen Vortrag *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* betonte Matthäus Much, dass sich bei den „Indogermanen“ bzw. „Arier“⁵⁸² neben einer „Einheit der Sprache [...] – von späteren Abänderungen durch theilweise Vermischung mit anderen Völkern abgesehen – [über] die Einheit der körperlichen Merkmale“ (Much 1885: 254) verfügt hätten, welche „die Germanen, Griechen, Römer, Slaven, Kelten und Albanesen“ (ebd.) als „europäische Völkern“ mit den „Indern, Persern, Armeniern und einigen kleineren Völkern des Alterthums in Kleinasien“ (ebd.) zu einer „Völkerfamilie“ bzw. „Rasse“ verbunden hätte. Die einst „scharf ausgeprägten Eigenschaften“ von den Individuen dieses einst „völlig gleichartigen Volkes“ wären von „anderen Völkern“ getrennt gewesen (vgl. Much 1885: 254f).

582 Bei „Arier“ habe es sich laut Much um das Endonym gehandelt.

Bei den skelettierten Überresten der Pfahlbaubevölkerung fänden sich „keinerlei Merkmale einer niedrig stehenden oder fremdartigen Menschenrasse“ (Much 1885: 284), sondern die „charakteristische Eigenschaft“ der „arischen oder indogermanischen Rasse“ einer stärkeren Ausprägung der „Längenverhältnisse des Gesichtstheiles und des Gehirnschädels“ (ebd.).

So habe ja schon Rudolf Virchow zu Recht festgestellt, dass das „Fleisch“ der „Pfahlbauleute“ von „unserem Fleisch“ und deren „Blut von unserem Blut“ gewesen sei (vgl. ebd.).

Auffallend ist, dass in beiden Ausgaben von Muchs „Kupferzeit“, im Gegensatz zu Karl Penkas drei Jahre zuvor veröffentlichtem Werk, körperliche Merkmale bezüglich der „arischen Rasse“, nur marginal eine Rolle spielen. Lediglich Rudolf Virchows Zuordnung der Schädelformen des *Lengyel*-Fundkontextes⁵⁸³ und der neolithischen schweizerischen Pfahlbauten als „arisch“ findet Erwähnung, nach welcher diese menschlichen Überreste, keiner „niedrig“ stehenden oder vollständig „fremdartigen Rasse“, sondern der „langgesichtigen“ und „langschädlichen“ europäischen „Rasse“ der „Arier“ angehören (vgl. Much 1886: 170f; Much 1893: 344f).

Die „Brachykephalie“ stehe im Zusammenhang mit „einer dunklen Abart der europäischen Menschheit“ (Much 1893: 346), welche schon, wie Julius Kollmann bereits festgestellt haben wollte,⁵⁸⁴ seit der Zeit der Schweizer Pfahlbauten, gewisse „Elemente der kurzköpfigen Rasse“ bei den „langschädlichen Europäern“ hinterlassen habe. Die „körperliche Verwandtschaft zwischen Europäern und Asiaten [sei jedoch] nicht inniger, als jene zwischen Europäern und Afrikanern oder Europäern und Indianern“ (ebd.). Eine „direkte Blutsverwandtschaft“ wäre, aufgrund des eigenen Gepräges eines jeden Erdteils, transkontinental sowieso auszuschließen.

Statt einer ausgiebigen, in Einzelheiten gehenden, Betonung von unterschiedlichen „Rassenmerkmalen“, wird den angeblich überlegenen „Ariern“ bzw. „Indogermanen“ vornehmlich ein spezifischer Fundkomplex zugeordnet, also die „Kulturmittel“ in den Vordergrund gedrängt, welchen auf den völkischen Wanderzügen neue „Kulturelemente“ hinzugefügt werden. Dem „arischen Kulturkreis“ wurde der „orientalische“ gegenübergestellt; dem „thätigen und strebsamen Geist“ der Ackerbau sowie Viehzucht betreibenden „Indogermanen“ diene die „Passivität“ und der angeblich aus dieser resultierende, fehlende Trieb nach „Kulturfortschritten“ und Geselligkeit der ausschließlich vihtreibenden

583 zu Virchows „ethnischer Deutung“ siehe Kap. 5.5.2.4/S. 237

584 zu Kollmanns ambivalenten Verhältnis zum Rassendeterminismus siehe Kap. 5.5.2.4 (S. 236f)/6.1.2 (S. 288)

„traumartigen Nomadenvölker“, als schroffes Gegenbild, welches offenbar keine eingehenden detailreichen „rassischen“ Unterscheidungskriterien benötigte (vgl. Much 1885: 261f, 265, 272, 274-278, 291-295; Much 1886: 152-172 ; Much 1893: 305-347).

8.3.7 Die Ansichten von Moritz Hoernes zu den „Indogermanen“ als viehzuchttreibender „Naturstamm“

Bei Hoernes sind es viehzüchtende, nomadische „Hirtenstämme“, welche sich plötzlich „in die Träger großer, welthistorischer Rollen“ (Hoernes 1909b: 393) emporschwingen können. Allerdings stelle „das politische Leben vieler Hirtenvölker ein oft auch in die Geschichte der höheren Kulturvölker eingreifendes Auf- und Niedergang von kraftloser Vereinzelung zu starker Vereinigung der Teile und wieder zu trauriger Zersplitterung [...] nach einer glänzenden Vergangenheit“ (Hoernes 1909b: 395) dar.

Im Gegensatz zu Matthäus Much kreierte Moritz Hoernes das Bild von hauptsächlich Viehzucht betreibenden „indogermanischen Vorfahren“, welche schon früh offene Flusstäler als Weideflächen benutzt hätten. Das Aufsammeln von Waldfrüchten und die Jagd von Wildtieren hätte lediglich eine Nebenbeschäftigung dargestellt, wobei aus den gewonnenen Fellen, die Kleidung gefertigt worden wäre. Die Süßwasserwege wären mit Einbäumen befahren worden, während zu Land der Räderwagen bei Wanderungen zum Einsatz gekommen wäre. Dieser hätte als Transportmittel für den „fahrenden Besitz“ gedient und gehöre zum „Gemeingut aller arischen Stämme“. Aus Schafwolle wären zudem verschiedene Nutzobjekte hergestellt worden (vgl. Hoernes 1909a: 580f).

Nach Moritz Hoernes hätte es sich, im Gegensatz zu Matthäus Muchs Ansichten, laut sprachwissenschaftlichen Zeugnissen, bei „unseren indogermanischen Vorfahren“ um „vorwiegend Viehzüchter mit oft nur sekundärem Betriebe des Pflanzenbaus“ (Hoernes 1909a: 580) gehandelt. Erst mit der Einführung des von Rindern gezogenen Pfluges löse sich der „männliche Hirt“ von seiner herkömmlichen „Verachtung der Bodenkultur“.

Bei den „Indogermanen“ habe es sich nicht von Anfang an um ein „Ackerbauvolk“ gehandelt. Linguistische Vergleiche des Sprachwissenschaftlers Otto Schrader wurden von Hoernes herangezogen, um die Organisation der „Indogermanen“ in einem sippenhaften „Geschlechterstaat“ zu belegen, dessen Haupterwerbszweig, die Viehzucht dargestellt habe. Einzelne „indogermanische Völker“ oder Zusammenschlüsse aus diesen, hätten sich über weiträumige Wanderungen ausgebreitet. Zuvor hätte sich neben der Viehzucht schon ein

„primitiver Pflanzenbau“ entwickelt, welcher zu Beginn eine untergeordnete Rolle gespielt habe, jedoch später stärker hervorgetreten sei. Es wäre also nicht verwunderlich, dass einige auf Basis von Verwandtschaftsbeziehungen organisierten „Geschlechtsdörfer“, noch keine feste Bindung zu ihrem Territorium vorgewiesen hätten (vgl. Hoernes 1909b: 392-396).

Mitunter könne jedoch gerade eine solche Lebensweise ein durch Militarismus geprägtes aristokratisches Bewusstsein ins Leben rufen:

Lediglich beim Weideland handle es sich um „Gemeineigentum des Hirtenstammes“, bei den Herden dahingegen um „Individualbesitz“, was zu starken Vermögensunterschieden führen würde, welche sich durch eventuelles Kriegsgeschick des Einzelnen noch vergrößern ließen. Zwar wären nicht alle „Hirtenvölker“ von „kriegerischer Natur“, doch würden viele aus ihren Reihen „das Ideal ritterlicher Raubscharen [verkörpern], deren Geist und Gewohnheit eine wahre Vorschule für Erobererkriege sind“ (Hoernes 1909a: 580). Die meisten „Hirtenstämme“ wären jedoch von „starker politischer Zersplitterung“ und der „zentrifugalen Tendenz“ ihrer Wirtschaftsform geprägt, lediglich vereinzelt könnten „große Militärmonarchien“ entstehen, welche allerdings auch äußerst leicht wieder zerfallen würden (vgl. ebd.).

Auf der anderen Seite gestatte das „unstete Leben“ der „Nomaden“ aber auch keinen Fortschritt in der Keramikherstellung und der Architektur. Allerdings würde diese Lebensweise Web- und Filzarbeiten, Metallwaren, Schmuck und Lederartikel, „kurz Industrieprodukte“, hervorbringen. Viele der Handelsprodukte der „Nomaden“ wären jedoch keine Eigenproduktion, was für ihr „lässiges Wesen“ spreche. Generell wäre „die Viehzucht eine schlechte Erzieherin zum Gewerbefleiß; die Herden vermehren sich von selbst und deren Besitzer lernt mit der Zeit die Trägheit als angenehmsten Zustand des Menschen zu schätzen“ (ebd.).

Beim „Zwang zur Arbeit“ handle es sich um den „wahren Segen“ des Ackerbaus, wohingegen „die Gelegenheit zu Müßiggang“ den „Fluch“ des „Hirten“ besiegelt (vgl. Urban 2002: 20).

In diesen Äußerungen ist wohl die größte Nähe zu Muchs Bild der „Nomadenvölker“, als im „Traumleben“ verhaftete, angeblich durch „Faulheit“ geprägte Gruppierungen zu erkennen, wobei ihnen Hoernes schon ein paar Handwerke mehr als Much zutraut.⁵⁸⁵

Der gewaltige Unterschied zu Matthäus Muchs Dichotomie in „sesshafte Ackerbau“- und „nomadische Hirtenvölker“ liegt weniger in der zweiseitigen Gegenüberstellung an sich und

585 siehe Kap. 8.3.2/8.3.3

den diesbezüglich der „Sesshaftigkeit“ und dem „Nomadismus“ zugeordneten Merkmalen, sondern vielmehr in der „ethnischen Zuordnung“. Moritz Hoernes erkannte gerade in den „Semiten“ die Ackerbauern und in den „Ariern“ die Hirten. Dem „indogermanischen Urvolk“ und nicht den „Semiten“ wird also eine vom „Nomadismus“ geprägte „unstete“ Lebensweise zugeschrieben, wobei, Hoernes zufolge, beide Gruppierungen von ein und demselben „Urvolk“ abstammen. Gerade aus dem „Nomadismus“ würden die „ritterlichen Eroberungszüge“ hervorgehen, wohingegen bei Much die „Sesshaftigkeit“ eine solch kriegerische Idealvorstellung bewirkt. Der „Nomadismus“ ist bei Moritz Hoernes, wenn auch in weniger polemischer Form, durch ähnliche Merkmale für „Wildheit“ gekennzeichnet wie bei Matthäus Much. Bei Hoernes bildet der „Nomadismus“ eben eine Vorstufe zu jeglicher weiteren Entwicklung und die „Indogermanen“ bilden hierbei eben keine Ausnahme, wobei die „Semiten“ diese Stufe vor ihm überwinden und zum Ackerbau übergehen (vgl. Hoernes 1909a: 580ff; Urban 2002: 20).

Somit fallen die „Indogermanen“ bei Moritz Hoernes unter die Kategorie „Naturstämme“, deren Hauptbesitz der Viehstand war. Trotz der Gefahren durch die Witterung und Raubtiere wäre noch nicht daran gedacht worden, Heuvorräte und Stallungen einzurichten. Durch eine solch fahrlässige Behandlung erkläre „sich die Minderwertigkeit der ältesten Haustierrassen“ (Hoernes 1909a: 582). Zudem wurde das Vieh auch als Zahlungsmittel eingesetzt. Auf Holzpfehlern errichtete Hütten aus Stroh und Reisig hätten den Menschen als Wohnräume gedient. Der Weinbau wäre noch unbekannt gewesen. Tätowierungen hätten die Mitglieder des Adels ausgezeichnet. Die Naturkräfte wären zu göttlicher Verehrung gekommen, wobei Vorzeichen und Beschwörungsformeln „und andere Ausgeburten des Aberglaubens“ (Hoernes 1909a: 582), den Lebensweg der „Indogermanen“ bestimmt hätten.

8.3.8 Menschenopfer und Kannibalismus als Zeichen einer angeblich fehlenden geistigen Kulturentfaltung

Direkt im Anschluss an seine Empfehlung für Matthäus Much bei der 5. Vollversammlung des Reformvereins am 7. November 1882 als „Mann der Wissenschaft“ und Wahlkandidat für den 8. Bezirk Wiens, wurde laut Pichl von Schönerer gegen andere Bevölkerungsgruppen der Monarchie in folgendem Ton gehetzt:

„Der Slawe liebt sein Volk, der Ungar das seinige und wir das unsrige, und eben in diesem stolzen Gefühle finden wir alle Kraft zur Opposition gegen raubtierähnliche, blutgierige, die

beste Volkskraft aufzehrende Tätigkeit der korrupten Konkurrenz ›um jeden Preis‹, die wir hier laut und entschieden, daß die ganze Welt es höre, kundgeben“ (Pichl 1913: 34).

Schon bei den antiken Schriftstellern handelte es sich beim Vorwurf von Menschenopfer und Kannibalismus um ein Zeichen für Barbarismus, welches in Verbindung mit vermeintlichen Verschwörungen auch auf religiöse Minderheiten wie Christen und andere „Ketzer“ übertragen werden konnte. Die Juden wurden bereits im ersten vorchristlichen Jahrhundert von griechischen Schreibern in Alexandria als die Urheber eines mit angeblich kannibalischen Praktiken durchgeführten „Ritualmords“ diffamiert. In mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen werden die Juden immer wieder des „Ritualmords“, der „Menschenfresserei“ und der „Hostienschändung“ beschuldigt. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde behauptet, Juden würden christliche Kinder, insbesondere Knaben, rauben und ermorden. Der Vorwurf der Wasservergiftung war zunächst besonders in Böhmen und im darauffolgenden Jahrhundert in Wien und Breslau besonders virulent. Im Jahr 1348 brach dann in Europa auch noch die Pest aus, so dass die christliche Gesellschaft bald die Juden, welche giftiges Pulver in die Häuser und Brunnen gestreut hätten, als die Schuldigen ausmachte.

Solche Mythen hielten sich teilweise bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, ehe dieser Antijudaismus zunehmend in einen „rassisch“ argumentierenden Antisemitismus umgewandelt wurde.

Die dem Geist des Mittelalters entstammende Schuldzuweisung des jüdischen Ritualmords an Christenkindern zum Passah-Fest fand noch im ausgehenden 19. Jahrhundert weite Verbreitung. Die angeblich aus den begangenen Verbrechen resultierende „Blutschuld“ wurde der ganzen „Judenschaft“ zugesprochen, um diese als „zivilisatorisch rückständige“, da menschenopfernde, „jüdische Rasse“ zu stigmatisieren. In Osteuropa und im zaristischen Russland war diese Legende besonders virulent, im westlichen Europa hielt sie sich vor allem in ländlichen Gebieten (vgl. Mosse 2006: 148f; Peter-Röcher 1998: 87-95).

Auf den angeblichen Ritualmord am Hausmädchen im ungarischen Tisza-Eszlár aus dem Jahr 1882 ist bereits eingegangen worden.⁵⁸⁶ Die Anzahl der gegen Juden angestregten Ritualmordprozesse im deutschen Sprachbereich zwischen den Jahren 1867 und 1914 kann auf zwölf beziffert werden. Die einzige Verurteilung ist im Jahr 1899 für Böhmen zu verzeichnen. Allerdings lautete die Anklage gegen Leopold Hilsner (1877-1928) im

⁵⁸⁶ siehe Kap. 4.5.1/S. 95

Revisionsverfahren nicht mehr auf Ritualmord, sondern lediglich auf Mord. Dennoch wurde der Prozess von einer breit angelegten antisemitischen Hetzkampagne begleitet und letztlich das Todesurteil ausgesprochen, welches vom Wiener Kassationsgericht bestätigt wurde. Im Jahr 1901 wurde das Urteil in eine lebenslange Freiheitsstrafe umgewandelt, worauf der Angeklagte 19 Jahre im Gefängnis saß (vgl. Gasser 2010: 67f; Mosse 2006: 148; Poliakov 1988: 27, 166; Pulzer 1966: 66f).

Mit einem solchen antisemitischen Aktionismus wurde das orthodoxe Judentum als „rückständig“ und „mittelalterlich“ eingestuft und gleichzeitig die Behauptung aufgestellt, dass die erfolgreichen „assimilierten Juden“ ihr Hab und Gut aus „raffenden Kapital“, also mit Lug und Betrug, erwirtschaftet hätten. Somit konnten die „Semiten“ mit dem aufkommenden *Rassendarwinismus* auch pseudowissenschaftlich in die Nähe von „blutrünstigen Raubtieren“ gestellt werden, wobei, wie bereits eingehend beschrieben wurde, auch eine eigens geschaffene germanophil-„ariosophische“ Rassenmystik Pate stehen konnte.⁵⁸⁷

Antisemitische Hetzreden blieben nicht nur auf deutschnationale Agitatoren beschränkt. Beispielsweise sprach auch der christlichsoziale Politiker Carl Lueger von den „Deutschen“ als den „Märtyrern der Juden“ und setzte diese bei einer Rede vor dem Abgeordnetenhaus am 13. Februar 1890 mit „Raubtieren in Menschengestalt“ gleich (vgl. Hamann 1996: 413, 620).

Vor allem Christoph Meiners behauptete gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei allen „mongolischen Völkern“ oder solchen „vermischten Ursprungs“ handle es sich um die „gefräßigen Völker“. Darauf folgt eine zweieinhalbseitige Bekundung seines Abscheus gegenüber einer Vielzahl von Essgewohnheiten und Sitten verschiedener „asiatischer Völker“, „Neger“ und „Lappen“. Vom „Rotz ihrer Kinder“ anfangen, über „stinkendes Aß“, bis zu den „Nachgeburten ihrer Weiber“, nähmen diese nämlich so ziemlich alles zu sich, was ihnen in den Weg kommt, selbst Tiere wie Hunde und Pferde (vgl. Meiners 1785: 102-105).

Die merkwürdigste Gewohnheit, die „Menschenfresserey“, sei in Südamerika am verbreitetsten, in Afrika am empörendsten und finde sich auch heute noch in der asiatischen und pazifischen Inselwelt. Bei den „mongolischen Völkern“ Asiens habe sie einst eine weite Verbreitung gefunden, wie bei den „edelsten celtischen Nationen“, wenn auch nur kurzfristig und nicht aufgrund von so vielfältigen Ursachen (vgl. Meiners 1785: 139).

587 siehe Kap. 7.7.1/7.7.2

Bei den Gedankengängen von Meiners kündigt sich bereits an, dass der Menschenopfer- bzw. Kannibalismusvorwurf gegenüber bestimmten, als „rückständig“ eingestuften Gruppen im 19. Jahrhundert, nicht nur zur Interpretation außereuropäischer Gesellschaften und von Funden aus der älteren Steinzeit Gang und Gebe war, sondern in allen Perioden der Prähistorie transferiert und sogar als Deutungsversuch „keltischer“ Skelettreste herangezogen wurde. Die nicht-christlich bestatteten Funde wurden, ebenso wie eventuell wirklich bestattungslose Überreste, in Verbindung mit volkstümlichen Märchen und Sagen, als Nachweise für „Menschenfresserei“ angesehen. Doch wollten nicht alle Europäer, im Zeitalter des Eurozentrismus und des „arischen Mythos“, kannibalische Vorfahren in die eigene Abstammungslinie aufnehmen, so dass „pietätlos“ bestattete archäologische Überreste „andersrassigen Primitiven“ zugeordnet wurden, um sie anschließend mit damals noch lebenden außereuropäischen Gruppen in Verbindung zu setzen, welche deshalb, die „Zivilisierung“ durch den modernen Europäer benötigen würden, um ihm von nun an zu dienen. Es wurde behauptet, die Physiognomik dieser „Primitiven“ deute eher auf eine Übereinstimmung mit rezenten „Wilden“, also insbesondere „Indianern“ und „Negern“, hin, als auf einen Bezug zu einer „historischen Rasse“ Europas. Die einstige Herrschaft dieser „kleinen“, „hässlichen“, „menschenfressenden“, durchweg „wilden Rasse“ in Europa, deren Existenz lediglich noch in der volkstümlichen Überlieferung fortlebe, wäre durch die „arische“ Einwanderung zerschlagen worden (vgl. Peter-Röcher 1998: 15f, 25f).

Hermann Schaaffhausen betonte, dass die „niedere Rasse“ der Neandertaler vor der Einwanderung der „Indogermanen“ gelebt hätte. Der Zugang zu „höherer Religion“ sei dem Neandertaler verwehrt worden, dagegen hielt er Sprache und Begräbnisse auch bei diesem für möglich. Auffallend ist, dass er anatomische Unterschiede der Neandertaler zu rezenten „Wilden“ hervorhebt, aber bei beiden Gruppen, keinen Nachweis einer Entwicklungs- oder Aufnahmefähigkeit bezüglich kultureller Errungenschaften erkennt (vgl. Poliakov 1977a: 324f; Zängl-Kumpf 1990: 181, 183, 206).

Im Jahr 1870 glaubte Schaaffhausen in Knochenfunden aus der Höhle im Neandertal, welche keiner Schicht oder Stelle zuzuordnen waren, Überreste kannibalischer Handlungen zu erkennen:

Diese menschlichen Überreste würden „ein unerwartetes Licht auf die Nachrichten der alten Schriftsteller über die früheren Bewohner des alten Europa werfen, die meist als Cannibalen geschildert werden, und dass sie uns den geschichtlichen Hintergrund der noch im Volke

lebenden Sagen und Märchen vom Menschenfresser erkennen lassen.“ (Schaaffhausen nach Peter-Röcher 1998: 15).

In einem weiteren mit *Zur Anthropologie der Briten und Iren. Ein Beitrag zur Keltenfrage* betitelten Artikel von Cornelius Fligier aus dem Jahr 1879, welcher im Jahresband der MAGW des darauffolgenden Jahres vorzufinden ist, ist von „einem ebenso interessanten wie verdienstvollen Aufsätze über den Ackerbau der Germanen und die ursprüngliche Cultur der übrigen arischen Stämme“ (Fligier 1880b: 247) die Rede. Dabei wird auf die darin, von seinem Autor Matthäus Much, geäußerte Vermutung verwiesen, „dass der britisch-irische Zweig der Kelten kein reiner indogermanischer Stamm sei, auch viel weniger als Prototyp der Kelten angesehen werden könne“ (ebd.). Dort habe eine umfassende „Vermischung mit einer tiefer stehenden Urbevölkerung der britischen Inseln stattgefunden [...], wobei er auf einige, den übrigen arischen Stämmen fremde Erscheinung, wie z.B. Anthropophagie [Menschenfresserei], Weibergemeinschaft u.s.w., hinwies“ (ebd.). Es handelt sich bei der von Fligier erwähnten Textstelle, um eine sich über zwei Seiten erstreckende Fußnote in Matthäus Muchs Artikel *Ueber den Ackerbau der Germanen (Zur Hochäcker-Frage.)* aus dem Jahr 1878 (vgl. Much 1879b: 215f).

Dagegen betrachteten andere Wissenschaftler die „Menschenfresserei“ als universales, allgemeines Durchgangsstadium der menschlichen Entwicklung:

Beispielsweise vertrat Friedrich von Hellwald die Theorie, dass es keine angeborene Abscheu des Menschen vor *Anthropophagie*⁵⁸⁸ gebe. Gerechtigkeits- und Schamgefühl, Eigentumssinn und Moral würden erst durch den „zivilisatorischen“ Fortschritt „in der menschlichen Natur wachgerufen“ (Hellwald 1896: 125). Kein „Volk“ zu keiner Zeit in keinem Erdteil sei völlig vom Vorwurf des Kannibalismus freizusprechen. Überall ließen sich Spuren entweder direkt oder mythologisch nachweisen.

Moritz Hoernes schlug in die gleiche Kerbe. Die starke Gier nach Fleischnahrung habe dem Urmenschen die Abscheu vor dem Kannibalismus genommen, welcher den „Kulturmenschen“ zu tiefst erschauern lasse. Allerdings sei die „landläufige Vorstellung einer Gesellschaft von Kannibalen, das Bild entsetzlichster Vertierung und Verwilderung, die unter der menschlichen Gestalt kaum noch möglich scheint“ (Hoernes 1909a: 490), zu einseitig, was der Blick auf noch existente „Kannibalen“ verdeutliche. Die Anthropophagie verstand Hoernes nicht als

588 Bei *Anthropophagie* handelt es sich um die lateinische Bezeichnung für den Konsum von Menschenfleisch.

eine „natürliche Ausartung“, sondern als „eine Folge natürlicher Ursachen“. Diese bestünden teilweise „in positiven Trieben (hauptsächlich in dem Bedürfnis nach Fleischnahrung), größtenteils aber in dem Mangel der Hemmungen, welche den Kulturmenschen vom Leichenfraß zurückhalten“ (ebd.) sowie fehlenden Verboten. An der „ästhetischen Abscheu“ und der „moralischen Verwerfung“ des Menschenfleischgenusses fehle es zwar nicht, doch fehle die Scheu vor der Entweihung und Verstümmelung der menschlichen Leiche und die Furcht vor der Rache des zu ihr gehörigen „empörten Geistes“ für die erlittene Verletzung. Dennoch erkläre die „Stumpfheit am Anfang der Entwicklung [...] die verschiedenen Stufen kannibalischer Gewohnheiten bis zum allmählichen siegreichen Durchdringen jener Hemmungen“ (ebd.).

Allerdings war den ansonsten „unbescholtenen Vorfahren“ in „Alteuropa“, ohne ausreichende Beweislage, die Anthropophagie unterstellt worden, wobei sich anderseits nicht alle „verdächtigen“ Anzeichen leicht von der Hand weisen ließen. Auch sei der Kannibalismus keineswegs auf Menschengruppen der „untersten Stufe der Gesittung“ festgelegt. Selbst „Stämme mit rein parasitärer Wirtschaftsform“ (ebd.), womit „niedere Jägervölker“ gemeint waren, d.h. Gesellschaften, die sich bei der Nahrungsbeschaffung gegenüber der Natur lediglich aneignend verhalten und die wirtschaftliche „Urform der Menschheit“ darstellen (vgl. Hoernes 1909a: 496f), hätten „sich aus eigener Kraft zum Verzicht auf diese Nahrungsquelle emporgeschwungen oder sie vielleicht auch gar nicht gekannt“ (Hoernes 1909a: 490). Dem gegenüber fänden sich Spuren für die „Menschenfresserei“ auch auf „relativ hohen Kulturstufen“, selbst bei zahlreichen „Kulturvölkern“, bis in die historischen Zeiten hinein. Auf dem europäischen Kontinent gefundene mögliche Hinweise auf Kannibalismus in steinzeitlichem Kontext rechnet Hoernes, weniger der Periode des „reinen Jäger- und Fischerlebens“ als vielmehr der bereits „vorgeschrittenen“ durch „Haustierzucht“ gekennzeichneten „Phase“ zu (vgl. Hoernes 1909a: 490ff).

Moritz Hoernes betonte, dass auch „unsere indogermanischen Ahnen“ im Krieg „wild“ und „blutdürstig“ gewesen wären. Selbst die „Zimbern“ des Tacitus hätten noch Gefangene geschlachtet oder verstümmelt, um sie als Sklaven an der Flucht zu hindern. Unheilbar Kranke und Greise wären freiwillig in den Tod gegangen, Menschen- und Tieropfer wären zur Sühne für verwerfliche Taten oder beim Versterben des Häuptlings bis in „geschichtliche Zeit“ bei den „Germanen“ und den „Kelten“ Gang und Gebe gewesen (vgl. Hoernes 1909a: 580, 582; Hoernes 1909b: 376ff).

Offensichtlich gehen die Aussagen von Hoernes auf Victor Hehns Buch *Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien, historisch-linguistische Skizzen* zurück, Wortlaut und Inhalt ähneln sich doch sehr. Darin wird ein „monströses Bild von den nordischen Barbaren“ (Wiwjorra 2006: 92) gezeichnet, welche Hehn das Blut des Feindes trinken lässt:

„Der Natur der Sache nach mußte bei einem vielschlachtenden Volk die Kampffessitte blutig und die Strafe grausam sein; Wut und Rache, Raub und Beutegier bildeten die Antriebe, List und Hinterhalt und Überfall, wie auf der Jagd dem Tiere gegenüber, die Formen und Mittel des Krieges; die Gefangenen wurden geschlachtet, wie bei den Cimbern, ja noch den Germanen des Tacitus, die Sklaven zu größerer Sicherheit verstümmelt; der Sieger trank von dem Blute des erlegten Feindes, der Hirnschädel diente ihm beim Schmause zur Schale und zu übermütiger Erinnerung. Greise, wenn sie zum Kampf kraftlos geworden, gingen freiwillig in den Tod oder wurden gewaltsam erschlagen, ähnlich wie unheilbare Kranke. Bei religiösen Festen und Sühnopfern floß reichlich Menschenblut; dem Häuptling folgten seine Knechte, Weiber, Pferde und Hunde in das Grab nach; die Frau wurde geraubt oder gekauft, das Neugeborene dem Vater aufgehoben oder verworfen und ausgesetzt“ (Hehn nach Wiwjorra 2006: 92).

Hoernes verweist zustimmend auf den Artikel *Endokannibalismus*⁵⁸⁹ von Sebald Rudolf Steinmetz (1862-1940) in den MAGW von 1896, in welchem dieser den „Kulturmenschen“ als einen ebenso „schrecklichen“ Anthropophagen wie „sein kannibalischer Vorfahre“ bezeichnete. Er betrachtet den „Kannibalismus“ als Teil der menschlichen Natur, was auch durch den Fleischkonsum bei anthropoiden Affen ersichtlich werde. Lediglich die Form dieser „Gewohnheit“ habe sich verändert. Noch heute würde derjenige „aufgefressen“, welcher die Waffen sinken lässt, ein „absolutes Speiseverbot“ bleibe für die Menschen unerreichbar (vgl. Hoernes 1909a: 485f, 496).

Laut Matthäus Much hatte es sich dagegen bereits beim „Urvolk der Indogermanen“ um „Ackerbauern“ gehandelt und diese hätten sich „vorzugsweise von Pflanzennahrung“ ernährt. Die „Indogermanen“ wären notwendigerweise von Anfang an „Pflanzenesser“ und somit auch „Pflanzenbauer“ gewesen, was jedoch nicht ausschließe, dass sie daneben und im gleichen Maße auch Fleischnahrung zu sich genommen hätten. Ihre „hohe Stufe“ hätten sie zweifellos nur erreicht, indem sie von Beginn an neben dem Pflanzenbau auch ebenmäßig die Tierzucht entwickelt hätten sich so „gegenseitig ergänzende Grundlagen“ zu einer „glücklichen

589 Bei *Endokannibalismus* handelt es sich um das Verspeisen von Angehörigen der eigenen Gruppe.

Existenz“ und eines „gesicherten Fortschrittes“ geschaffen hätten. Nur „Völker“ die eine solche Lebensweise verkörpern, wären „culturfähig“ (vgl. Much 1879b: 212f).

Generell würden laut Matthäus Much die „Nomadenvölker“ über einen nur „geringen Geselligkeitstrieb“ verfügen. Dem gegenüber würde bei „den Individuen eines Ackerbau treibenden Volkes“ (Much 1879b: 215) der „Kampf ums Dasein“, wie bei „pflanzenfressenden Heerdenthieren“, abgemildert. Entweder fänden bei „Ackerbauvölkern“ alle ausreichend Nahrung oder sie würden alle untergehen. Dies führe zu einem in allen Bereichen ausgeprägten „Geselligkeitstrieb“ im „Volksleben“, so dass neben der Ehe, welche bei den „Indogermanen“ auf der Monogamie beruht, der „Familien-, Gemeinde- und Stammes-Verband und die Staatenbildung, am frühesten und intensivsten bei Ackerbauern“ (ebd.) zur Entwicklung gelangt wären. Die „lockeren Verbindungen“ der „Jäger“ und „Nomaden“ hätten sich hingegen „selbst jetzt nach Jahrtausenden noch nicht zu einem festeren Organismus“ (ebd.) entwickelt.

In „furchtbarster“ Weise würde dieser „Geselligkeitstrieb“ mit der „Menschenfresserei“ verleugnet, welche sich zumeist lediglich auf den „tiefsten Stufen“ der menschlichen Existenz wiederfinde. Die Behauptung einiger Urgeschichtsforscher, die Anthropophagie wäre ein „naturnothwendiges Durchgangsstadium“, welches auch „alle Culturvölker“ zu durchschreiten hätten, sei eine „Ungeheuerlichkeit“. Da es sich bei den „Indogermanen“ von jeher um „Ackerbauern“ gehandelt habe, welche neben dem Pflanzenbau auch die Tierzucht betrieben hätten, wären sie auch niemals zur „Menschenfresserei“ in der Lage gewesen. Allerdings könne der Kannibalismus, durch ein „einseitig entwickeltes“ allein auf den Ackerbau beruhendes Wirtschaftssystem, wie dem in China, auch bei „höher stehenden Völkern“ auftreten, was dort jüngste Ereignisse als die „schrecklichen Folgen“ eines solchen „Misswachses“ aufgezeigt hätten (vgl. ebd.).

Bei den „Jäger“- und „Nomadenvölkern“ handle es sich dahingegen um „fleischfressende Raubthiere“, welche diesen bei der Jagd in ihrer List und Schlaueit gleichen würden (vgl. Much 1879b: 214; Much 1883: 15); andererseits aber auch mit „verdrängten Antilopen“ und „Onagern“,⁵⁹⁰ deren „kümmerliche Existenz“ künftig, in für „Kulturmenschen“ nutzlosen wasserlosen Wüstengegenden der Steppenlandschaft, zugrunde gehen würde (vgl. Much 1893: 333).

590 Beim *Onager* handelt es sich um einen asiatischen Wildesel.

Die Verwendung der Begrifflichkeit von „fleischfressenden Raubthieren“ lässt sich zudem in das antisemitische Jargon des 19. Jahrhunderts einreihen, in welchem Bezeichnungen, wie beispielsweise „Blut“- und „Mordgier“, „Abschlachtung“ und „Menschenfresserei“, thematisiert werden. Nach einer strukturellen Wortschatzanalyse von verschiedenen frühantisemitischen Veröffentlichungen durch Nicoline Hartzitz sind diesbezüglich besonders die Schriften von Hartwig von Hundt-Radowsky (1780-1835) aus den Jahren 1819 und 1822,⁵⁹¹ *Der Judenspiegel* von Wilhelm Marr aus dem Jahr 1862 und August Rohlings „Talmud-Jude“ aus dem Jahr 1871 hervorzuheben (vgl. Hartzitz 1987: 9f, 140ff).

Diese Behauptung eines angeblichen „jüdischen Blutdurstes“ wurde auch auf Berufsgruppen übertragen, welche als stark „verjudet“ galten, wie z.B. Händler, Bankier, Chirurg oder Metzger.⁵⁹² Georg von Schönerer sprach beispielsweise, hinsichtlich der Verstrickung „deutscher Bauern“ in die „Schachergeschäfte“ der „Juden“, welche mit Hilfe der Geldinstitute bewerkstelligt worden wäre, von einer, im Gegensatz zum „germanischen Recht“ stehenden, „Güterschlächtere“. Diese ende für die „deutsche“ Bevölkerung im Verlust ihrer Gutshöfe (vgl. Pichl 1913: 176, 259, 288f).⁵⁹³

Traditionelle jüdische Praktiken, wie die Beschneidung der frischgeborenen Knaben oder das Schächten, wurden in der frühen Neuzeit mit Argwohn betrachtet. Beim Schächten konsumierten die Juden die qualitativ hochwertigeren und vor allem koscheren Teile des Schlachtproduktes selber und verkauften die ebenfalls genießbaren anderen Teile günstig an die christliche Kundschaft, so dass sich die christlichen Metzger in einer Konkurrenzsituation wähnten (vgl. Kühn 2008: 30, 32f).

Franz von Löhner stellte sich von völkischer Seite mit seinem Beitrag *Gab es bei den Germanen Menschenopfer?* gegen einen unilinearen Ursprung des Menschenopfers. Je nach dem auf welche Art und Weise die im Titel aufgeführte Frage beantwortet werde, könne auf „den Bildungsstand unserer Vorfahren“ geschlossen werden und zwar, ob dieser für „sehr niedrig“ oder wesentlich „höher“ gehalten werden müsse:

591 *Der Judenspiegel. Ein Schand- und Sittengemälde alter und neuer Zeit* (1819); *Die Judenschule, oder gründliche Anleitung, in kurzer Zeit ein vollkommener schwarzer oder weißer Jude zu werden* (1822)

592 siehe Kap. 4.3/S. 77f

593 siehe Abb. 133

Diese kulturhistorische Beziehung sei von „einschneidender Bedeutung“. Falls keine Menschen geopfert worden wären, könne mehr Licht auf „die Gesamtauffassung des germanischen Alterthums“ (Löher nach Wiwjorra 2006: 93) geworfen werden.

Die Römer hätten, laut der *Tacitus-Schilderung*, keine Tempel oder Götzenbilder in den „germanischen Wäldern“ vorgefunden. Nur bei einem „Volk“, welches solchen religiösen Einrichtungen huldige, wäre das „förmliche Menschenopfer“ möglich. Dem gegenüber hätte bei den „Germanen [...] eine so reine und geistige Religion“ (Löher 1886: 57) geblüht, dass sie wohl kaum hätten glauben können, dass das Opfer eines Menschen, dem „edelsten Geschöpf“, Wohlgefälligkeit beim göttlichen Wesen ausgelöst hätte. Hätte ein solch „furchtbarer Wahn“ die „Germanen“ verblendet, so müsse „doch ihr gesamtes Religionswesen ein anderes Gesicht tragen“ (Löher 1886: 57).

Falls Opfer „als herkömmliche feststehende Gebräuche“ bestanden hätten, so müsse dieser Umstand, anhand der Sprache als Zeuge der „Geistesart der Germanen“ zu belegen sein. Im althochdeutschen Wortschatz ließen sich, im Gegensatz zur jüdischen und lateinischen Sprache, keinerlei Hinweise auf Opfer finden. Erst mit der Kirche hätte das Wort „Opfer“ in der deutschen Sprache Aufnahme gefunden (vgl. Löher 1886: 70f).

Der italienische Kriminalanthropologe Cesare Lombroso (1835-1909) glaubte, das von ihm seit 1876 eingeführte „kriminelle Gen“, an körperlichen und geistigen Kriterien festmachen zu können, doch brachte er es als „Jude“⁵⁹⁴ nicht mit der „semitischen Rasse“ in Verbindung. In anderen menschlichen Gruppierungen glaubte er jedoch „minderwertige Völker“ der „Wilden“ zu erkennen, bei welchen sich, wie beim einzelnen Verbrecher, *Atavismus* und Genialität vereinen würden. Im europäischen Kontext finden insbesondere die „Zigeuner“ als „kriminelle Rasse“ Erwähnung, deren räuberisches, orgiastisches und kannibalisches Verhalten der Unvorsichtigkeit des „Wilden“ und des „Verbrechers“ gleiche. Trotz ihrer „moralischen Unterentwicklung“ und der angegebenen, fehlenden Fähigkeit zu geistiger und kultureller Entwicklung wären die „Zigeuner“ besonders in musikalischen Belangen äußerst begabt, wohingegen sie nicht in der Lage wären, „niveauvoll“ zu dichten oder ein Handwerk auszuüben.

Dabei hat Lombroso Ernst Haeckels *biogenetisches Grundgesetz* sowohl auf soziokulturelle Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen als auch auf individuelle

594 Gläubig war er meines Wissens nicht.

Unterschiedlichkeiten innerhalb ein und derselben Gruppe übertragen. Als Grund für das „Durchschlagen“ eines solchen *Atavismus*, unter welchem er eine Art „Evolutionrückschlag“ verstand, bei „Kulturvölkern“ wurden „Keime aus der Vergangenheit unserer Vorfahren“ (Gould 1988: 131) angegeben, die noch im menschlichen Erbgut schlummern würden. Bei einigen „Unglücklichen“ sei die Vergangenheit wieder zu neuem Leben erweckt worden. Diese wären von Geburt an ihrem Trieb zur Kriminalität ausgesetzt, doch könnten sie glücklicherweise, anhand besagter Merkmale, identifiziert werden. Dieser Trieb bestünde in einer verantwortungslosen Sucht nach „Boshaftigkeit“, also einem Verlangen, ihren Mitmenschen Schaden zuzufügen. Er rückte sie nicht nur in die Nähe von Affen, „Wilden“ und „niederen Rassen“, sondern auch zu „niederen Tieren“ wie z.B. Plattfischen und fleischfressenden Pflanzen. Selbst in letzteren soll bereits das „kriminelle Gen“ verankert sein. Das Verbrechen wäre also nichts anderes als eine Naturerscheinung, welche sich auch beim Menschen in Mordlust, Leichenschändung und Kannibalismus äußere; ein Stadium, welches in der Vergangenheit auch die „zivilisierten Völker“ durchlaufen hätten. Der die kontinuierliche Arbeit verabscheuende „Wilde“ neige zu Alkoholismus, Tätowierungen und Homosexualität. Nur über Sklaverei oder „Zuchtwahl“ könne er aus seinem „rückständigen Stadium“ zu „methodischer Tätigkeit“ aufsteigen (vgl. Becker 2005: 148-162; Gould 1988: 131-142).

Matthäus Much könnte schon mit Lombrosos Theorien vertraut gewesen sein, bevor diese mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu weiter Bekanntheit gelangten. Jedenfalls findet die Behauptung Betonung, dass es sich bei der „Menschenfresserei“ um die absolute Verleugnung eines jeglichen Geselligkeitstribs handle (vgl. Much 1879b: 215), während Menschenraub und Sklaverei, „zu allen Zeiten und von allen Völkern geschehen“ (Much 1904: 416) wären um eine allgemein-menschliche „Durchgangsstufe“ handle, welche eigentlich nur im Falle ihres Missbrauchs oder ihrer „Entartung“ zu verurteilen wäre.

Der Einzug von „Juden“ in medizinische Berufe und diesbezügliche Neuerungen in der Chirurgie, wie die Entwicklung der Psychoanalyse, welche seit ca. 1890 durch Sigmund Freud (1856-1939) vorangetrieben wurde (vgl. Johnston 1992: 39-42), weckten zusätzlichen Argwohn bei zahlreichen antisemitischen Agitatoren und ihren Organisationen. Die neuheidnische Ausrichtung der selbsterkorenen „Germanen“ stellte sich gegen die Anwendung der „Erkenntnisse der Naturwissenschaften auf das Alltagsleben“ (Pulzer 1966: 62); stattdessen wurde eine „Blut- und Boden-Mystik“ vertreten. Der im Jahr 1874 im Deutschen Reich eingeführte „Impfzwang“ stieß auf entschiedene Ablehnung seitens vieler Antisemiten,

wobei insbesondere Nietzsches Schwager und völkischer Aktivist Bernhard Förster und sein Bruder Paul Förster zu nennen sind. Gleichfalls lehnte der Chefredakteur der Wiener „Deutschen Volkszeitung“, Ernst Vergani, Impfungen generell ab und befürwortete stattdessen Homöopathie. Im Jahr 1896 wurde in der reichsdeutschen Zeitschrift „Versöhnung“ das Impfen als „undeutsche Denkweise“ dargestellt.

Der reichdeutsche evangelische Liederdichter Josef Gersdorff behauptete in seiner Schrift *Das internationale Judentum und die schwarze Magie* von 1899, die „Juden“ wären im Besitz von auf „übernatürlichen Kräften“ beruhenden Waffen, welche in Form von „Vergiftung“ durch tierisches und menschliches Blut, zur Vernichtung derjenigen zum Einsatz kämen, welche zufällig ihr „okkult-symbolisches Geheimsystem“ entschleierte hätten (vgl. Pulzer 1966: 63, 285).

Zu den althergebrachten Vorwürfen an die Juden des Kinderraubs gesellte sich zunehmend der des Frauenraubs. Auch der therapeutische Nihilismus ließ nicht gerade das Vertrauen in die Medizin wachsen, welche ja als ein besonders „jüdisches“ Fach angesehen wurde. Dabei entsprach es den Tatsachen, dass die Juden seit ihrer Ghettoisierung, welche ja vielerorts, ihr traditionelles Betätigungsfeld als Händler unmöglich machte und sie zudem auch aus dem Handwerk verdrängte, eine starke Bindung an medizinische Berufe zeigten und herausragende Leistungen in diesem Bereich gerade auch in therapeutischer Hinsicht bis weit in das 20. Jahrhundert auf jüdisch verwurzelte Heilkundige zurückgehen (vgl. Atlas 1967: 41-65).

Neben der von Sigmund Freud ins Leben gerufenen Psychoanalyse müssen besonders die Chirurgie und Gynäkologie weiten Teilen der römisch-katholisch geprägten Bevölkerung, aber auch den antisemitischen Deutschnationalen bzw. esoterisch angehauchten völkischen Naturheilkundeanhängern, als verdächtig erschienen sein. Es entsprach der Realität, dass zahlreiche chirurgische Größen im Wiener Umfeld in der zweiten Hälfte des 19. bzw. beginnenden 20. Jahrhunderts in irgendeiner Weise dem Judentum entstammten.⁵⁹⁵

595 Bei Leopold Ritter von Dittel (1815-1898), Otto Zuckerkandl (1861-1921), der Bruder vom Anatomieprofessor Emil Zuckerkandl, dem Syphilidologen Josef Grünfeld (1840-1912), Heinrich Paschkis (1849-1923) handelte es sich um chirurgische Urologen (vgl. Atlas 1967: 55). Anton Bum (1856-1925) und Leo Buerger (1879-1943), (vgl. Morgenstern 2009: 132); der Schüler Theodor Billroths Alexander Wilhelm Fraenkel (1857-1941), (vgl. Morgenstern 2009: 239); Billroths Assistent Robert Gersuny (1844-1924), (vgl. Morgenstern 2009: 275); Julius Hass (1884-1959), (vgl. Morgenstern 2009: 327); Leo Liebermann (1852-1926), (vgl. Morgenstern 2009: 511); Ludwig Moszkowicz (1873-1945), (vgl. Morgenstern 2009: 591); Emerich Ullmann (1861-1937), (vgl. Morgenstern 2009: 824); Richard Werner (geb. 1875), (vgl. Morgenstern 2009: 855) sind als weitere Chirurgen zu nennen.

Dem medizinischen Berufszweig der Chirurgie wurde der Vorwurf des „Menschenschlachtens“ untergeschoben.⁵⁹⁶

Franz Stein vertrat gegen Ende des Jahrhunderts in einer Hetzrede gegen die Sozialdemokratie die Behauptung, diese könne nicht „volksfreundlich“ sein, wenn sie „Juden“ als Menschen bezeichne. Denn dann wären auch die „Menschenfresser“ der „Südseeinseln“ Menschen und von denen wollten sich die „Genossen“ ja auch nicht auffressen lassen. Die österreichischen „Deutschen“ seien jedenfalls nicht gewillt „sich in nationaler Beziehung von den Tschechen und Slaven und in wirtschaftlicher Beziehung von den Juden auffressen zu lassen“ (Stein nach Hamann 1996: 371).⁵⁹⁷

8.3.9 Der „Jude“ als „Tierquäler“

Friedrich Schlegel hatte gerade den Eroberungs- und Kolonisationsdrang der „alten Inder“ auf ein „Urverbrechen“ zurückgeführt, durch welches „die sanften Vegetarier Indiens in Fleischesser verwandelt habe“ (Poliakov 1977a: 216). Dabei stellte Schlegel die als Frage formulierte Behauptung auf, dass die vom „Blut gezeichneten Mörder“, daraufhin von „Unruhe“ und „dunklen“ Trieben geleitet worden wären, welche sie bis „an die äußersten Enden der Erde getrieben“ (Schlegel nach ebd.) hätten. Richard Wagner übernahm später diesen Vegetarier-Mythos und „reinigte“ ihn von jeglichen biblisch tradierten Hintergründen.

Die Theosophin Helena Blavatsky behauptete, Fleischkonsum würde den Menschen auf eine tierische Evolutionsstufe „herabsinken“ lassen (vgl. Baader 2005: 93f), während die „arische Wurzelrasse“ den „Aufstieg“ in „höherwertige“ Lebenszyklen ermögliche.⁵⁹⁸

Der „Germane“ erscheint in Muchs Werk seit 1878 entgegen dem Barbarentopos als „Ackerbauer“, dessen überschaubare Viehbestände sein „einziger und liebster Reichthum“ gewesen wären. Die „ausschliessliche Viehzucht“ oder die Jagd hätten keineswegs seine Lebensgrundlage dargestellt (vgl. Much 1879b: 206-209).

Das Fleisch der Wild- und Herdentiere der „Jäger“ und „Nomaden“ lasse sich auch roh genießen, während die „reife Körnerfrucht“ der Zubereitung bedürfe, so dass es sich beim „Ackerbauern“ auch um den „Erfinder des Feuers“ handeln müsse, wofür sich laut Matthäus

⁵⁹⁶ siehe Abb. 159

⁵⁹⁷ siehe Abb. 160f

⁵⁹⁸ siehe Kap. 7.7.1/S. 405f

Much sowohl in der indischen als auch in der europäischen Mythologie genügend Belege finden ließen (vgl. Much 1879b: 214).

In seiner Erstauflage seiner „Kupferzeit“ findet der Umstand Betonung, dass während des Neolithikums und damit auch in den steinzeitliche Pfahlbausiedlungen, „der Ackerbau in den nördlichen Vorländern der Alpen in so schwunghafter Weise betrieben [wurde], dass vornehmlich auf ihm der Lebensunterhalt beruhte, da allen Anzeichen zufolge die Fleischkost gegen die vegetabilische Kost zurücktrat“ (Much 1886: 164f).

Matthäus Much sah es anhand seiner Ausführungen als erwiesen an, dass sich die Art und Weise der Zucht und Haltung der Nutztiere im prähistorischen Europa, grundlegend vom Umgang des „Nomaden“ mit seinen Viechern unterscheide und das „Gepräge“ eines „Ackerbauvolkes“ trage (vgl. Much 1893: 329f).

Dem Hund wurde von Much kein „hoher Kulturberuf“ zugeschrieben. Er habe lediglich als Wach-, Schäfer- und Jagdhund gedient. Dennoch wären keinerlei Anzeichen bekannt, dass die „Indogermanen“ der Pfahlbauten oder der ältesten Schicht Trojas Hunde gegessen hätten (vgl. Much 1904: 234f, 239).

Hierbei wird offensichtlich die auch heute noch gängige Klischeevorstellung eines in Asien weit verbreiteten Konsums von Hundefleisch in die Vergangenheit übertragen.

Georg von Schönerer forderte bereits am 9. Dezember 1875 vor dem Abgeordnetenhaus die Einführung einer Luxus-, Börsen- und Jagdsteuer (vgl. Pichl 1914: 18, 402).

Im Jahr 1886 wurde in den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenverein“ die Apathie der Bevölkerung, der Argwohn des Klerus und die Feindschaft der Jäger gegenüber der Tätigkeit der Alpenvereine bekundet (vgl. Müller 1979: 238, 354).

Seit dem Jahr 1876 wurde von Tierschutzvereinen das Schächten als Ausdruck der besonderen „Grausamkeit“ der „Juden“ dargestellt. In den Achtzigerjahren sahen sich jüdische Gemeinden gezwungen, wissenschaftliche Gutachten aus Wien, dem Deutschen Reich, Großbritannien, Frankreich, Schweiz, Italien, Dänemark und Schweden einzuholen, um sich vom Vorwurf der „Tierquälerei“ reinzuwaschen. Auszüge aus den Ergebnissen wurden 1887 in einer im Vergleich zur Erstveröffentlichung im Vorjahr deutlich erweiterten Auflage vom Vorstand der „Freien Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judenthums“ herausgegeben (vgl. [k.A.] 1887: Vorbemerkungen, 67f).

Im Königreich Sachsen wurde 1892 als erstes das Schächten verboten, in der Schweiz erzielten Tierschutzvereine nur ein Jahr später per Volksentscheid die gleiche Wirkung (vgl. Messmer 1998: 215-239).

Richard Wagner betonte bereits in seinem Aufsatz *Religion und Kunst* aus dem Jahr 1880, dass der „Judengott“ Kains Feldfruchtopfer verschmäht und Abels fettes Lammopfer genossen hätte, wobei für ihn der Fleischkonsum einer der „Sündenfälle“ darstellte, durch deren Verkettung die Menschen aus ihrem einstigen Paradies im asiatischen Hochland vertrieben worden wären. Der Weg in den Abgrund münde in „jüdischem Kannibalismus“, während der „arische Vegetarismus“ als ein Ausweg erscheint (vgl. Poliakov 1987: 256).

Der reichsdeutsche Antisemit Bernhard Förster verknüpfte mit der aus dem Jahr 1882 stammenden Schrift *Der Vegetarismus als ein Theil der socialen Frage*, in Verbindung mit weiteren Veröffentlichungen, den Tierschutz an das „germanisierte“ Kunstverständnis des „Bayreuther Kreises“ um Richard Wagner und an lebensreformerische Bestrebungen mit nationalen Inhalten (vgl. Kraus 2009a: 236f), welchen das „Judentum“ als Gegenbild diene; ein Werk, das nach seinem Tod dessen Bruder Paul Förster fortführen sollte.

Dieser reichte über seine „Deutschsoziale Antisemitische Partei“⁵⁹⁹ zwischen 1893 und 1899 mehrere Gesetzesentwürfe zur Durchsetzung eines allumfassenden Schächtverbots im Reichstag ein. Zudem vertrat Paul Förster mit Entschiedenheit die Forderung nach Abschaffung von experimentellen Tierversuchen und des verpflichtenden Reichsimpfgesetzes, wobei es sich für ihn um Ausdrucksformen eines „jüdischen Materialismus“ handelte. Hierbei ist eine zumindest partielle Einbindung von Forderungen nach Tierschutz an die antisemitische Bewegung festzustellen, wobei insbesondere der Weg der „Lebensreform“ in einer vegetarisch-naturheilkundlichen Allianz von völkischen Tierversuchs- und Impfgegnern mündete (vgl. Kraus 2009b: 238f).

Der Weggefährte des Antisemiten Ernst Henrici aus früheren Jahren, Gustav Simons (1861-1914), schuf um die Jahrhundertwende eine neue Sorte Vollkornbrot, welche vom österreichischen Ariosophen Lanz von Liebenfels als ein „Brot der Heldentat“ glorifiziert wurde (vgl. Daim 1958: 121; Pulzer 1966: 186f).

599 Bei der „Deutschsozialen Antisemitischen Partei“ handelte es sich um dieselbe Vereinigung, welche auch „Antisemitische Deutschsoziale Partei“ oder nur „Deutschsoziale Partei“ genannt wurde; siehe Kap. 3.2/S. 39.

Es ist gut möglich,⁶⁰⁰ dass sich hinter dem Vegetarismus, welcher seit dem Jahr 1887 in den völkisch lebensreformerischen „Bund der Germanen“ als sektiererische Randerscheinung eingeflossen ist, eine antisemitische Komponente verbirgt. Weite Verbreitung fand dieser Gedanke in den übrigen „Schutzvereinen“ offensichtlich nicht; die „deutsche Jagd“ konnte weiterhin als heroisches Sinnbild angesehen werden, welches in „Kontinuität“ zu einer von „edler Wildheit“ geprägten „germanischen Vergangenheit“ stünde.⁶⁰¹

Der Bakteriologe Ferdinand Hueppe (1852-1938), welcher seit 1889 den Prager Lehrstuhl für „Hygiene“ besetzte, stellte mit seinem um die Jahrhundertwende meistgelesenen Buch zur „Volksgesundheit“, dem *Handbuch der Hygiene* (1899), das Schächten als die „rückständig-roheste“ und „widerwärtig-ekelhafteste“ Methode überhaupt dar (vgl. Gilman 2007: 181).

Der Antisemit Hueppe kann als einer der Vorläufer des deutschen Rassenhygienikers Alfred Ploetz angesehen werden und begründete später den „Deutschen Fußball-Bund“ (DFB), wobei er Körperertüchtigung als Vorbereitung auf einen großen Kampf ums Überleben der „germanischen Herrenrasse“ gegen den Rest der Welt ansah (vgl. Gasch 1920: 290; Schnitzler 2006: 103ff, 108, 110f).

Matthäus Much ließ in seine Dichotomie den Umstand einfließen, dass „sesshafte Ackerbauvölkern“ ihrem Tierbestand viel Pflege zukommen ließen und diese angeblichen generell heiligten, während die „Nomadenvölker“ Innerasiens ihr Vieh wenig schätzen und keine Futtervorräte für den Winter anlegen würden, weil sie ihr Klima „faul“ mache. Auch bei den klimatischen Bedingungen des Westbaltenlandes werden Wintervorräte für die Nutztiere benötigt, wobei hier das gemäßigte Klima die „Indogermanen“ geradezu angetrieben hätte solche anzulegen. Bereits durch Tacitus sei belegt, dass die „Germanen“ ihre „Lebensfürsorge“ auf ihren Herdenbestand ausgeweitet hätten. In der Vergangenheit hätten auch die „Germanen“ Raubzüge zur Erbeutung von Vieh durchgeführt, wie dies noch vor kurzem die „Nomaden Asiens“ getan hätten und es noch heute im Landesinnern Afrikas geschehe (vgl. Much 1902a: 269ff; Much 1904: 280-287, 368-374).

Auf die „Orientalen“ bzw. die „semitische Rasse“ oder die „Juden“ wird an den soeben angeführten Textstellen zwar nicht eingegangen, doch zählte Much auch diese zu den „Asiaten“ (vgl. Much 1885: 288; Much 1904: 321, 366).

600 Ich konnte diesen Umstand nicht eruieren.

601 siehe Abb. 151-155

Karl Lueger wetterte, während des Jahres 1905, gegen das angeblich besonders „tierquälerische“, rituelle Schächten der Juden, welches mit der Ritualmordlegende und dem „jüdischen“ Revolutionär aus den blutigen Aufständen in Russland des gleichen Jahres, in Verbindung gesetzt wurde (vgl. Geehr 1990: 198, 203).

Franz Stein stellte die im Jahr 1908 beginnenden Hungerdemonstrationen von Arbeitslosen im „Hammer“ als Machtmittel der internationalen Sozialdemokratie dar. Das „Aldeutsche Tagblatt“ schlug am 20. September 1910, also fast ein Jahr nach Matthäus Muchs Tod, dem Proletariat vor, es solle sich, statt gegen die Fleischsteuerung zu protestieren, doch lieber von Mehlspeisen und Hülsenfrüchten ernähren, da der Konsum von Schlachtprodukten doch ohnehin ungesund wäre (vgl. Hamann 1996: 199ff, 602).

9 Das Licht des Polarsterns im Widerstreit mit dem der aufgehenden Sonne –

Ex septentrione lux versus Ex oriente lux

Der völkische Identitätsmythos *Ex septentrione lux*, welcher behauptet, dass das „Licht“, welches eine Versinnbildlichung kultureller Entfaltung darstellt, von jeher aus dem europäischen Norden komme, wird der traditionellen Historiographie des *Ex oriente lux*-Gedankens, nach welchem das „Licht“ dem „Orient“ entstamme, gegenübergestellt, wobei Jörg Wiwjorra hinsichtlich der Nordthese auf einen häufig „mitgedachten“ Antisemitismus hingewiesen hat:

„Es liegt daher nahe, neben wissenschaftlichen Beweggründen, nationalistischen Sehnsüchten nach kulturhistorische Autochthonie auch antisemitische Motivationen anzunehmen, zumal in der konfrontierenden Gegenüberstellung beider Kulturtheorien der konstruierte Gegensatz ›Arier‹ – ›Semiten‹ durchscheint“ (Wiwjorra 2006: 278f).

Für völkische „Germanenforscher“ spielte die „Judenfrage“ eine meist nur marginale Rolle, der Antisemitismus erscheint meist unterschwellig, während Antiromanismus und Antislawismus häufig einen offensichtlichen integralen Bestandteil in ihren Theoriengebäuden spielen (vgl. Wiwjorra 2006: 278ff).

Matthäus Muchs Fokus auf Ackerbau und Handwerk als Grundlagen jeglicher Kulturentwicklung, auf welche sich jede antisemitische Bewegung in Europa berief, daneben aber auch auf Forstwirtschaft und Bergbau wird als „schaffendes Kapital“ dem durch Gold symbolisierten „raffenden Kapital“ der „semitischen Völker“ gegenübergestellt. Diese hätten in den von ihnen bewohnten Gegenden die Landschaft zur Wüste verwandelt.

Über den konstruierten Gegensatz von „Ackerbau“- und „Nomadenvölkern“ wurde, in Verbindung mit einer „Arisierung“ der „germanischen Kontinuitätstheorie“, auf Grundlage der Anthropogeographie Friedrich Ratzels eine Migrationstheorie erstellt, welche den Einflussbereich der „semitischen Rasse“ auf den arabischen Raum beschränkt, wobei Much die „Nordsemiten“ und „Ägypter“ kulturell deutlich „über“ den „Nomaden Innerasiens“ ansiedelt. Außerdem grenzte er in der Ausgabe der Kupferzeit von 1886 einen „orientalischen Kulturkreis“, von welchem in der Urgeschichte das Gold in Europa eingeführt worden wäre, von den „Culturmitteln“ Mittel- und Nordeuropas ab, wobei eine Nähe zum zeitgenössischen Konstrukt einer „goldenen Internationale“ des „jüdischen Finanzkapitals“ geschaffen wurde. Somit schuf Much ein Kulturbild, welches bestimmte „semitische“ Gruppen als potentielle Konkurrenz darstellt, womit diese auch „gefährlicher“ erscheinen als beispielsweise „mongolische Völker“.⁶⁰²

Im *Merkgedicht des Rig* offenbarte sich für Matthäus Much zudem die vorwärtsstrebende „faustische Natur der Nordländer“, wohingegen die „Orientalen“ von einer „steten Unzufriedenheit“ mit allem Erreichten gekennzeichnet wären.⁶⁰³

9.1 Das Licht vom Orient – *Ex oriente lux*

Laut der biblischen Überlieferung stellte Vorderasien das Zentrum der Weltgeschichte dar. Im Garten Eden war der Mensch von Gott geschaffen worden; außerdem hatte sich dort das Judentum entwickelt und die Christianisierung Europas ihren Anfang genommen. Adam und seine Nachkommen waren bereits Bauern und Viehzüchter gewesen und auch die Eisenverarbeitung war hier nur wenige Generationen bereits praktiziert worden (vgl. Trigger 1989: 33f).

602 Schließlich galten für Much die „Nomadenvölker“ als generell kulturell „rückständig“; siehe Kap. 8.3.5.

603 siehe Kap. 7.2.3/S. 364

Die biblische Menschheitsgeschichte blieb bis in die Neuzeit vorherrschend. Allerdings gelangten in gewissen Kreisen auch die antiken Geschichtsschreiber Griechenlands und Roms zu Bekanntheit und bildeten neben der Bibel bis ins ausgehende 18. Jahrhunderts nahezu die einzigen Quellen für das Wissen über alle anderen vergangenen Kulturen (vgl. Trigger 1989: 39).

Snorri Sturluson (1179-1241), der Sammler der Edda-Gedichte, lehnte sich, wenn er geistig Skandinavien verließ, beispielsweise nicht an die Bibel, sondern an seine eigene Sichtweise der Antike an. Die Asen stellten nach diesen Vorstellungen keine Götter, sondern ein Königsgeschlecht dar, welches aus Asien und zwar aus Troja, welches für ihn Asgard darstellte, nach Skandinavien eingewandert wäre. Auch die Ynglinge wären unter Odin aus Tyrkland zugezogen (vgl. Borst 1995: 783).

Laut Jörg Wiwjorra entstand der *Ex septentrione lux*-Identitätsmythos aus Protest gegen den *Ex oriente lux*-Gedanken, welcher von einer „Zivilisation“ der Germanen durch das Christentum und die griechische und römische Antike ausgegangen war. Die „orientalischen“ Kultureinflüsse wurden, übereinstimmend mit der Bibel, seit dem 17. Jahrhundert in den Vordergrund gedrängt, was auch in der von Friedrich Blumenbachs 1776 geschaffenen Bezeichnung „Kaukasische Rasse“ seine Spuren hinterlassen hat (vgl. Wiwjorra 2002: 73-77; Wiwjorra 2006: 87f).

Um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert kam der entscheidende Impuls aus der Sprachwissenschaft, insbesondere mit der Entdeckung der indoeuropäischen Sprachverwandtschaft, das Bild einer östlichen Urheimat zum Herkunftsort der Kultur und „aller religiöser Weisheit“ zu konkretisieren und auch geographisch auf Mesopotamien (Alte Testament), Persien, Indien und gar „Hochasien“ zu erweitern. Trotz unterschiedlich lautenden Theorien finden diese in dem Punkt dennoch Übereinstimmung, „dass Europa in der Urzeit immer ein empfangender und niemals ein gebender Weltteil gewesen ist“ (Wiwjorra 2002: 77).

Friedrich Wilhelm Schelling (1775-1854) stellte im Jahr 1806 diesbezüglich die richtungsweisende Frage auf:

„Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte?“ (Schelling nach Wiwjorra 2002: 78; Schelling nach Wiwjorra 2006: 82).

Der Philosophieprofessor Othmar Frank (1770-1840) sprach in seiner 1808 veröffentlichten Schrift *Das Licht vom Orient* von einem vom „Morgen“- ins „Abendland“ transferierten „Lichte“, von einem in alle „Weltgegenden“ getragenen „heiligen Funken der Weisheit“. Er dachte dabei nicht nur an die Ausbreitung eines einzelnen „Volkes“, sondern sah diesen Vorgang als Tatsache der „Weltgeschichte“.

Der Sprachforscher August Friedrich Pott (1802-1887) verstärkte das von Asien nach Europa verlaufende „Kulturgefälle“ 1833 mit dem Leitsatz *Ex oriente lux* in seiner wortgetreuen Form. Er hat dabei den „Gang der Kultur“ mit dem Lauf der Sonne verglichen und stellte Asien als Mutter dar, an deren Brüsten ehemals die „Völker Europas“ gelegen hätten und ihre „Mutter“ nun als ihre „Kinder“ umspielen würden (vgl. Wiwjorra 2002: 76ff, Wiwjorra 2006: 82, 86f).

Mitte des 19. Jahrhunderts wurden von August Knobel (1807-1863) aus Gießen, den Asen eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Der Name erinnere wie auch der Skandinaviens an den „deutschen Aschkenaz“ (eines der drei Kinder Gomers, des ältesten Sohn Japhets). Gemäß der biblischen Genealogie und der in Frankreich seit dem 16. Jahrhundert zirkulierenden, insbesondere kalvinistischen Version der *Trojasage*⁶⁰⁴ wären also die „Deutschen“ aus Asien eingewandert. Die Volksbezeichnung „Kimmerier“ hat Knobel mit „germanischen Kimbern“ und „westenglichen Kymren“ verbunden; die „Rheginer“ mit den „germanischen Rugiern“. Die „Skythen“, welche schon seit der Antike als die Kinder des biblischen Magog angesehen wurden, hätten gegenwärtig in den „Slawen“ ihre Nachkommenschaft (vgl. Borst 1995: 123; Borst 1995: 1696f). So hob Knobel 1850 in seiner Schrift *Die Völkertafel der Genesis* „die Schranke zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Bericht und Faktum, Wort und Bedeutung vollends weg, weil die Bibel übernatürlich inspiriert und zugleich historisch wahr ist“ (Borst 1995: 1696).

Friedrich Max Müller, auf welchen neben Ernest Renan die Begrifflichkeit der „semitischen Rasse“ zurückgeht,⁶⁰⁵ betonte noch:

„Wir alle kommen vom Osten; alles das, was wir am meisten schätzen, ist vom Osten zu uns gekommen. ... Wir finden in der Sanskrit-Literatur den Indogermanen“ (Müller nach Römer 1989: 69).

604 Nach der *Trojasage* wurden die Franzosen mit den „Germanen“ gleichgesetzt und diese von den „Trojanern“ hergeleitet (vgl. Poliakov 1977a: 37f).

605 siehe Kap. 6/S. 271-277

Die klassischen Sprachen des europäischen Altertums das Altgriechische und das Latein waren somit vom „asiatischen“ *Sanskrit* entthront worden, welches „irrtümlich für die älteste indogermanische Sprache“ (Römer 1989: 69) gehalten wurde. Da ihre Sprecher im von Europa aus gesehenen Osten wohnen, wurde auch der Ursprungsort der Sprachfamilie zunächst nur dort gesucht. Friedrich Schlegel sprach vom Sanskrit als „Muttersprache“ und alle anderen mit ihm verwandten Sprachen als „Tochter Sprachen“ (vgl. Römer 1989: 52, 69).

Europa wurde als stets „empfangender“ und somit „passiver“ Weltteil dargestellt, während die kulturgeschichtliche Rolle Asiens phantasievoll ausgeschmückt wurde. Die auf diese Weise geformte kulturelle Kluft fand durch die Funde der ägyptischen und vorderasiatischen Archäologie zu Beginn des 19. Jahrhunderts, welche eine „regelrechte Orientbegeisterung“ auslösten, ihre Bestätigung. Also müsse auch irgendwo zwischen Ägypten, Palästina und Mesopotamien die „Wiege der Kultur“ und der „Ursprungsort jeglicher Zivilisation“ gelegen haben. Die „Ackerbaukultur“, welche als Grundlage urbaner und staatlicher Entwicklungen angesehen wurde, habe dort ihren Ausgangspunkt genommen:

„Demgegenüber bot die Kenntnis vom gleichzeitigen Altertum Europas ein bescheidenes Bild der Unter- bzw. Spätentwicklung, die zuerst an seinen mittelmeeerischen Küsten durch das Aufblühen der Antike beendet worden sei“ (Wiwjorra 2002: 78).

Die Gegenden nördlich der Alpen, insbesondere der „germanische Norden“, wurden dabei als „rückständig“ dargestellt und in Anlehnung an das „Barbarenschema“ des Humanismus, welches sich an antiken griechischen und römischen Quellen orientierte, in die Gegenwart transferiert. Die „nordischen“ Funde schienen im Vergleich zu denen der Klassischen Archäologie den dortigen „Zustand der Wildheit“ zu bestätigen, während die Antike als erstes vom „kultivierenden Einfluss des Orients“ profitiert habe (vgl. Wiwjorra 2002: 78f; Wiwjorra 2006: 77, 82).

Dieses für die Bevölkerung des europäischen Kontinents eigentlich wenig schmeichelhafte Kulturbild, konnte dennoch die Grundlage eines eurozentristischen Weltbildes darstellen. Dabei wurde die „europäische Kultur“ im Vergleich zum „Orient“ als eine verspätete „Höherentwicklung“ dargestellt, welche sich auch in vermeintlich anthropologischen Merkmalen niedergeschlagen hätte.

Der späte Vertreter einer romantischen Naturphilosophie Carl Gustav Carus (1789-1869) ist als einer der Begründer der Charakterologie zu nennen, da er in seiner Schrift *Über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung*.

Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethes aus dem Jahr 1849 die Menschheit in „Tag-“ („Europiden“ von Spanien bis Indien), „Nacht“- („Neger“), und „Dämmerungsvölker“ unterschied, wobei er letztere nochmals in östliche („Malayen“, „Mongolen“) und westliche („Indianer“) einteilte. Er orientierte sich am Verlauf der Sonne. Die östlichen „Dämmerungsvölker“ symbolisierten den Aufgang des Menschengeschlechts, die westlichen den Untergang. Der „äthiopische Stamm“ leide an Lichtmangel, worauf seine körperliche und geistige „Minderwertigkeit“ zurückzuführen sei, welche sich auch in dessen Schädelform offenbare.

Im Jahre 1853 wandte Carus die *Physiognomik* von Johann Caspar Lavater⁶⁰⁶ auf „die verschiedenen Volksstämme“ an und kam zu dem Urteil, das körperliche Merkmale der sog. „Neger“ tierischen Ursprungs wären, wovon er Rückschlüsse auf deren geistige Kapazitäten ableitete. Auch der europäische Teil der „Tagvölker“ lasse sich anhand des Schädelbaus charakterisieren: die angeborenen Stärke *des* „Engländers“ bestünde im Tun, die *des* „Italieners“ in der Kunst, die *des* „Franzosen“ im Sprechen und die *des* „Deutschen“ im Denken,⁶⁰⁷ was „an den gewaltigen Schädeln der großen Meister“ (Römer 1989: 28) ersichtlich würde.

Gustav Klemm ging noch davon aus, dass seine „activen Völker“ entweder vom Himalaja oder vom Kaukasus die Welt „überflutet“ hätten. Dabei sah er ein, dass eine Präzisierung nach dem damaligen Stand der Wissenschaft unmöglich war. Jedenfalls würden diese „Völker“ aus dem asiatischen Hochland stammen, von wo aus sie die Welt erobert hätten. Jedenfalls wären in Europa drei „Culturperioden“ durch einwandernde Völker der „activen Rasse“ ausgelöst worden: die früheste „iberisch-pelasgisch-keltische“, die darauffolgende „hellenische“ und die abschließende „germanische“.

Die „Iberer“, „Pelasger“ und „Kelten“ hätten die „passiven Urbevölkerungen“ unterworfen und ein auf Monumentalbauten und Menschenopfer basierendes „aristokratisch-theokratisches“ System errichtet. Dieses wäre von den „Hellenen“ als „kaukasische Helden“ zu Fall gebracht worden, welche stattdessen „Republiken“ nach dem Vorbild ihrer „Heimath“ begründet hätten (vgl. Klemm 1845a: 26f; Klemm 1845b: 243).

606 zur *Physiognomie* siehe Kap. 5/S. 149f

607 Hierbei stellen die *Singularisierungen* zwar nicht wie in Kapitel 6/S. 268 einen Ausdruck für „Minderwertigkeit“ dar, betonen aber die deterministische Verfestigung der „nationalen Charaktere“.

Die „Germanen“ hätten jedenfalls die „Moral“ aus dem Kaukasus in Nordeuropa eingeführt und die früheren „Staatsformen“ zerstört. Nur kurze Zeit später wäre der Gedanke der „Gleichheit vor Gott“ vom Christentum aufgenommen und damit eine „Cultur“ heraufbeschworen worden, welche eine feindliche Gesinnung gegenüber aristokratischen Gesellschaftsstrukturen hervorgehoben hätte und statt diesen eine „constitutionelle Staatform“ angestrebt hätte. Über Spanien dagegen wäre die arabische Kultur vorgedrungen und hätte der „Gesittung“, Kunst und Poesie „neues Leben“ eingehaucht. Im „deutschen Norden“ mit einer „minder gemischten Bevölkerung“ hätte eine „germanische Bevölkerung“ in steter Opposition gegen dieses „eindringende Fremde“ gestanden, so dass es kein Wunder wäre, dass von hier aus der Reformgedanke über Europa ausgestrahlt worden wäre. Dieser hätte seine Vereinigung mit den sich vom „beengenden hierarchischen Element“ befreienden und in die Ferne strebenden „südeuropäischen Völkern“ in Form von einem „constitutionellen monarchischen Princip“ gefunden.

In einer vierten Einwanderung aus dem „asiatischen“ Kaukasus hätte es sich um eine „slawische“ gehandelt, welche jedoch nur in Montenegro und Serbien als eine „hervorragende Erscheinung“ zu Tage getreten wäre, was auch daran liegen würde, dass der „slawische Adel“ nach wie vor vornehmlich damit beschäftigt sei, eine „abwehrende Vormauer“ gegen „mongolische und tatarische Schaaren“ zu bilden (vgl. Klemm 1845a: 27ff).

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte muss ich zahlreichen Autoren widersprechen, dass der in Katholizismus und Feudalismus verhaftete Graf Arthur de Gobineau die Lehre Klemms eins zu eins übernommen habe und die „active Rasse“ lediglich durch „Arier“ ersetzt hat. Er stammte jedenfalls eindeutig nicht aus dem restaurativen Spektrum, sondern verfolgte die Ideale eines konstitutionellen Monarchismus. Auch lässt sich bei ihm, trotz seiner Annahme von im Vorhinein festgelegten unterschiedlich veranlagten „Rassen“, zumindest für Europa keine kulturpessimistische Angst vor „Rassenmischung“ feststellen, welche er im Gegenteil als positiv für den Gang der Entwicklung der Menschen beurteilte und auch gegenüber „Mongolen“ und „Tataren“ sah er dem Lauf der Dinge durch den „Schutz“ des „slawischen Bollwerks“ gelassen entgegen. Den „slawischen“ Kulturen unterstellte er zwar dadurch eine gewisse „Rückständigkeit“, doch ließ er diese nicht weiter nach Mitteleuropa fortschreiten. Lediglich für die relativ spät auftretenden „Araber“ engt er diesen Ansatz ein, da sich eine gewisse Reserviertheit bezüglich „Vermischungstendenzen“ feststellen lässt. Womöglich sah er den Katholizismus als ein Verschmelzungsprodukt von römischen Elementen mit arabischen Einflüssen an, während sich bei den „Germanen“ eine eigene auf

„Moral“ aufgebaute Form von Christentum herausgebildet hätte. Er nimmt quasi den rassentheoretisch aufgeladenen deutschvölkischen Gedanken zur „Keltenfrage“ vorweg, welcher besagt, dass es sich bei den „Germanen“ gegenüber den „Kelten“, um eine „reinere Form“ einer gemeinsamen ursprünglichen „arischen“ bzw. „indogermanischen Rasse“ handle.⁶⁰⁸ Klemm blieb in der Annahme verhaftet, dass es sich beim Kaukasus um das „asiatische“⁶⁰⁹ Herkunftsgebiet der „activen Völker“ gehandelt habe. Gerade dadurch, dass die „Germanen“ erst später in den historischen Quellen auftreten, müssten sie auch später nach Europa eingewandert sein. Es handelt sich also beim „Germanentum“ um eine Spätentwicklung, bei welcher die „Germanen“ sozusagen als ein „junges Volk“ in die Weltgeschichte eintreten, und nicht um die Ausdrucksform einer „alt“- bzw. „indogermanischen Kulturhöhe“.

Solange am Dogma der Einwanderung der „Germanen“ aus Asien festgehalten wurde, welche kaum in die Zeit vor dem 3. Jahrtausend v. Chr. verlegt werden konnte, war es schwierig diese mit dem Fundmaterial aus Mittel- und Nordeuropa in Verbindung zu setzen. Die Beantwortung der Frage, ob diese Gebiete unbewohnt gewesen waren oder zuvor schon eine „keltische“, „finnische“ oder nicht näher zuzuordnende „Urbevölkerung“ eingewandert war, blieb ebenso erfolglos wie der Versuch einer „ethnischen Deutung“:

„Versuche, die ethnische Abfolge mit Hilfe des ›Dreiperiodensystem‹ festzustellen, waren nicht nur hochgradig ideologisch überfrachtet, wie etwa der ›keltomane‹ Disput um die Zuordnung von Stein- und Eisenwaffen gezeigt hatte, sie verhalfen letztlich auch nicht zu einer genaueren Absolutdatierung“ (Wiwjorra 2006: 196).

Auch konnten im asiatischen Raum keine „Spuren germanischen Altertums“ glaubhaft ausgemacht werden. Erst mit der „Vorstellung einer autochthonen Entwicklung der Germanen im europäischen Norden [...] konnten auch die kulturellen Hinterlassenschaften außerordentlich hohen Alters in die nationale Altertumskunde eingebunden werden“ (ebd.).

608 siehe Kap. 5.4.1

609 Die Zuordnung des Kaukasus zu Asien ist vom geographischen Standpunkt aus als rein willkürlich zu betrachten.

9.2 Die Suche nach dem neuen Paradies

Um das Interesse nach der Auffindung der ursprünglichen „Heimat der Indogermanen“ zu stillen, wurde lange Zeit die Methode der *linguistischen Paläontologie*, die auch „linguistisch-kulturhistorische Methode“ genannt wurde, benutzt. Sie beruhte auf die 1845 herausgegebene Schrift von Adalbert Kuhn (1812-1881) *Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker*.⁶¹⁰

Als neue Teildisziplin fand diese Methode durch den in der Schweiz tätigen Sprachwissenschaftler Adolphe Pictet Verbreitung. Er versuchte dabei etymologisch äußere Lebensumstände und materielle Kultur des „Urvolkes“ nachzuweisen, wobei ein gemäßigtes Klima mit vier Jahreszeiten in einer bergigen, von Gewässern durchzogenen Gegend für die „Urheimat“ veranschlagt wurde. Tropische Tiere sollen ihnen dagegen unbekannt gewesen sein (vgl. Römer 1989: 73).

Für Pictet war das Sprechen einer „arischen“ Sprache ein untrüglich entscheidendes Element für den Charakter dieser „Rasse“. Er glorifizierte in seiner wissenschaftsgeschichtlich bedeutenden Abhandlung *Les Origines indo-européennes ou les Aryas primitifs. Essai de paléontologie linguistique* (1859-1863) den „Arier“ und hat ihm in seinem Schlusswort eine „aktive Intelligenz“ und einen ästhetischen Eindrücken aufgeschlossenen Geist zugeschrieben. Diesen verbindet er mit „Freiheitsliebe“ und dem andauernden Wunsch nach „Fortschritt“. Seine vergleichenden Klassifizierungen der vielen verschiedenen „arischen“ Sprachen wurden als Grundlage gesehen, „die Welt der antiken Arier zu rekonstruieren“ (Mosse 2006: 67). Das Leben der „arischen Ahnen“ im fernen Indien zeichne sich als ein „irdisches Paradies“ aus. Bereits dort hätten sie „freie politische Institutionen entwickelt und sich ein festgefügt Familienleben bewahrt“ (ebd.). Außerdem wären die „Arier“ als „Rasse“ vorherbestimmt, irgendwann in der Zukunft die Welt zu beherrschen (vgl. Römer 1989: 64, 73; Mosse 2006: 67).

Ernest Renan gab den „Berg Imaus“ als Herkunftsgebiet der „Arier“ an, wobei er den Himalaja gemeint haben könnte. Auch seine Nachfolger Jules Michelet oder Louis Jacolliot leiteten ihre Varianten einer „indoarischen Weltreligion“ aus dem asiatischen Hochland her (vgl. Poliakov 1977a: 235, 237).

610 Einen ersten diesbezüglichen Versuch unternahm Frédéric Gustave Eichhoff (1799-1875) in seinem Werk *Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde* aus dem Jahr 1836.

Carl Pauli (1839-1901) versuchte beispielsweise in seiner Veröffentlichung von 1873 *Benennung des Löwen bei den Indogermanen (ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimat des indogermanischen Urvolkes)* mit Hilfe der Methode der linguistischen Paläontologie den Nachweis zu erbringen, dass sich das indoeuropäische Wort *liv* (Löwe) für das ganze „indogermanische Urvolk“ samt seinem asiatischen Flügel nachweisen lasse, obwohl der Ausdruck bei letzterem fehle. *Liv* sei jedoch lange vor der Spaltung des „Urvolkes“ entstanden, womit erwiesen sei, dass die „Urheimat“ dort vorzufinden sein müsse, wo es damals Löwen gegeben hatte. Pauli sah damit seine Aufgabe als erledigt an, wodurch die Beweisführung sowohl an den Paläontologen als auch an den Historikern übergeben werden könne. Diese sollten nun beweisen, dass es irgendwann in „Wolhynien“ (heute im Nordwesten der Ukraine), Podolien (heute im Grenzgebiet zwischen der Ukraine und Moldawien), in Mittel-, West- oder Norddeutschland oder im nordwestlichen Frankreich Löwen gegeben habe und Indizien dafür sammeln, dass deren Vorkommen zeitlich mit ersten Aufteilung der „Indogermanen“ zusammenfalle (vgl. Pauli 1873: 20f).

Die folgenden Jahrzehnte sind von zahlreichen sprachwissenschaftlichen Versuchen geprägt die „Urheimat der Indogermanen“ einzugrenzen, wobei insbesondere Otto Schrader sich mit zahlreichen theoretischen Ansätzen in seiner Schrift *Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums*, aus dem Jahr 1883 hervortat, welche zahlreiche Kontroversen nach sich zog, in welchen die meisten Forscher zunehmend rassenanthropologisch argumentierten (vgl. Penka 1906: 200; Römer 1989: 70, 227).

9.3 Das *Ex septentrione lux*-Konstrukt – die Genealogie eines Trugschlusses

Seit dem 15. Jahrhundert war in Anlehnung an den spätantiken Geschichtsschreiber Jordanes (6. Jh. n. Chr.) eine im Norden gelegene „Urheimat“ der „Europäer“ in die menschliche Gedankenwelt eingedrungen, wobei besonders im 17. Jahrhundert der Gotizismus eine Koalition mit den imperialen Ansprüchen Schwedens einging. Auch in der Literatur kam es zu einer sog. „skandinavischen Renaissance, wobei bereits Runen eine Rolle spielten (vgl. See 1994: 68-72, 308; Wiwjorra 2002: 76; Wiwjorra 2006: 246ff).

Der Historiker Heinrich Schulz lehnte in seiner *Urgeschichte des deutschen Volksstammes* von 1826 eine kaukasische Herkunft der „weißen Menschenart“ ab, deren Ursprung er stattdessen weiter westlich in Europa vermutete.

Christian Lassen (1800-1876) glorifizierte in seiner vierbändigen *Indischen Alterthumskunde*, welche zwischen 1847-1861 erschienen ist, also zu einer Zeit als die Hautfarbe noch das rassentheoretische Hauptkriterium darstellte, die „Arier“ als das „eigentliche Kulturvolk“ Indiens. Bereits im ersten Band betonte Lassen, dass für ihn die „Arier“, trotz ihrer Nähe zur „schwarzen asiatischen Rasse“, welche er durch die dunklere Hautfarbe gegeben sah, aufgrund ihrer Physiognomie der „kaukasischen“, also im Sinne Friedrich Blumenbachs, der „weißen Rasse“ angehörten. Hierbei deutet sich bereits eine Erweiterung der als „Rassenzugehörigkeitskriterien“ herangezogenen anthropologischen Merkmale an, welche unabhängig voneinander vererbt werden könnten und die „Arier“ als indische Oberschicht von der „schwarzen Rasse“, den „Dravida“- und „Vindhja“- Gruppen der unteren Kasten, abgrenzte und dabei von einer außerindischen, kaukasischen Herkunft ausging, welche damals auch für die „weißen Europäer“ Gültigkeit besaß (vgl. Römer 1989: 64, 187, 218).

Jean Baptiste d’Omalius d’Halloy (1783-1875) hielt im Jahr 1848 vor der belgischen Akademie einen Vortrag, in welchem er behauptete, die persischen und indischen „Arier“ würden aus Europa stammen (vgl. Römer 1989: 70).

Der Ethnologe Robert Gordon Latham (1812-1888) bezweifelte in seinem Buch *Man and his Migrations* von 1851, entgegen der Ansichten der übrigen Wissenschaftler seiner Zeit, eine Herkunft der „Europäer“ aus Asien und schlug stattdessen Südrussland als „Heimat der Indogermanen“ vor (vgl. Penka 1883: 45; Poliakov 1977a: 240; Römer 1989: 70).

Einer der Vorreiter für eine Definition der „Indogermanen“ als eine eigene „Rasse“ war der Historiker und Geographen Georg Ludwig Kriegk (1805-1878), welcher schon 1848 in seinen Klassifizierungen die Kategorien „Volk“ und „Rasse“ vermischte ohne dabei explizit eine „indogermanischen Rasse“ zu erwähnen.

Im Jahre 1855 schrieb der Naturwissenschaftler Carl Vogt (1817-1895) bereits von einer „indo-europäischen Rasse“ und der Historiker Franz Jakob Kruger (geb. 1830), veröffentlichte bereits 1859/1860 Artikel in der vereinseigenen Zeitschrift der „Junggermanischen Gesellschaft“, welche ihren Sitz in Nürnberg. hatte. Aus ihr ging die in Hamburg ansässige „Allgemeine Germanische Gesellschaft“ hervor. Auch das spätere Mitglied der AGW,

Alexander von Peez,⁶¹¹ gehörte diesen beiden frühen „Germanenbünden“ an. Kruger setzte die „Indogermanen“ mit einer „Rasse“ gleich und sah die „semitischen Familien“ in deren Verwandtschaft. Gemeinsam grenzte er beide „Völkerstämme“ von allen restlichen „Rassen“ ab und kürte sie zu den „Trägern der Weltgeschichte“. Er charakterisierte auch gleich den „indogermanischen Rassetypus“, welcher sich in blondem Haar und blauen Augen äußere und als Nachkommenschaft von Enaks riesenhaften Kindern aus dem 4. Buch Mose 13 anzusehen sei. Außerdem wurde hier bereits zwischen „wirklichen Indogermanen und Indogermanisierten“ unterschieden. Am „reinsten“ habe sich dieser „Rassetyp“ bei den „Nordgermanen“ und dem hannoverischen „teutschsassischen Stamm“ erhalten, wobei auch die altägyptische Sprache „arische“ Spuren aufweise. Ähnlich wie Peez, welcher zumindest damals noch eine östlichen Herkunft der „Germanen“ befürwortete, schweiften Krugers Blicke in den Kaukasus, welche im äußeren Erscheinungsbild der „Osseten“ Parallelen zu den blonden Haaren und blauen Augen ihrer „Germanen“ erkannten. Da auch deren Sprache als „indogermanisch“ eingestuft wurde, konnten sie nicht nur mit diesen, sondern auch mit „Persern“ und den zentralasiatischen „Siahposch“ verwandtschaftlich in Verbindung gesetzt werden (vgl. Römer 1989: 65; Wiwjorra 2006: 213f, 328).

9.3.1 Der „germanische Typus“ als Inbegriff der „Reinheit“ der „nordischen Rasse“ im Bezug zur hinsichtlich der „Heimat der Indogermanen“ vertretenen Nordthese

Mit dem Darwinismus und seiner Übertragung auf die menschliche Gesellschaft wurde die Frage nach der „Urheimat“ der „Indogermanen“ stark evolutionistisch aufgeladen und versucht sie biologisch zu verfestigen.

Gustav Jäger (1832-1917) schrieb im Jahr 1865 den „Nordpolargegenden“ die tragende Rolle bei der Entwicklung sämtlichen Lebens zu, wobei ausschließlich ein von „breiten Continentalmassen“ eingegrenztes, lediglich an der Beringstraße geöffnetes „Eismeerbecken“ als „polares Entwicklungszentrum“ mit seinen spezifischen geographischen und klimatischen Bedingungen in Frage komme. Neben der tierischen und pflanzlichen Entwicklungsgeschichte bezog er auch auf das menschliche Werden in seine Theorie mit ein. Ließe sich der von ihm vermutete „Landzusammenhang“ zwischen Europa und Nordamerika für die früheste Menschheitsgeschichte nachweisen, fände „auch die ringförmige oder richtiger gesagt

611 In Kap. 7.2.1 (S. 352f) steht mehr zu Peez.

kosmopolitische Stellung des Menschengeschlechtes“ (Jäger nach Wiwjorra 2006: 258) ihre Erklärung, wobei es Jäger allerdings an dieser Stelle nicht um eine Aufteilung der Menschheit in verschiedene „Rassen“ ging.

Der Hauptideengeber von Friedrich Ratzels Anthropogeographie, Moritz Wagner (1813-1887), ließ verlauten, dass nur mit der Bewältigung des, durch das kalte Klima der Eiszeit in den nördlichen Breiten verursachten, beschwerlichen Lebens, die Herausbildung sowohl des „denkenden Anthropos“ als auch des „stupiden Anthropoiden“ sowie der verschiedenen „Rassen“ möglich gewesen wäre. Dagegen hätte beispielsweise der immerwährende „warme Charakter“ des afrikanischen Kontinents dafür gesorgt, dass dort das „Vaterland“ von „Menschenaffen“ verblieben wäre. Mit seiner auf die These von der *Sonderung im Raum* beruhenden Migrationstheorie schrieb Wagner Europa und Nordasien die entscheidende Rolle als Entwicklungszentrum des Menschen zu (vgl. Hellwald 1896: 99f; Wiwjorra 2006: 258f).

Der Sprachforscher und Orientalist Theodor Benfey (1809-1881) erhob 1868 aufgrund „geologischer Untersuchungen“ Zweifel an einem asiatischen „Ursitz“ der „Indogermanen“. Europa wäre demnach ja „seit undenkbaren Zeiten“ von Menschen bewohnt gewesen. Noch nicht erbrachte Beweise erhoffte er später erbringen zu können. Um „Rassenzugehörigkeit“ oder eine kulturhistorische „Erhöhung“ des Nordens ging es Benfey dabei jedoch nicht, so dass er das zu erkundende Gebiet einer „indogermanischen Urheimat“ in Anlehnung an Robert Gordon Latham nach Südrussland in die Region oberhalb des Schwarzen Meeres, zwischen Donaumündung und dem Kaspischem Meer verlegte. Gerade die Positionierung der „indogermanischen Urheimat“ in eine Gegend, welche zu Europa gerechnet werden konnte, blieb vornehmlich im Gedächtnis der Forscherwelt, u.a. dem von Theodor Poesche erhalten (vgl. Penka 1883: 45; Römer 1989: 70; Wiwjorra 2006: 266f, 293).

Lazarus Geiger (1829-1870) suchte in seinem in den Jahren 1869/1870 geschriebenen Aufsatz *Über den Ursitz der Indogermanen*⁶¹² das Herkunftsgebiet der „Indogermanen“ gleich in Deutschland selbst, wobei er die südlichen und östlichen Gegenden des Staatsgebiets als Ursprungsregion ausschloss. Außerdem hob Geiger hervor, dass sich der „Aryer“ durch seine blonden Haare, blauen Augen und helle Haut vom „Semiten“ unterscheide. Dabei habe sich der Typus des „Aryers“ im „Germanen“ in seiner größten „Reinheit“ gezeigt (vgl. Fligier 1876: 215; Penka 1883: 45; Römer 1989: 70, 210).

612 Die Schrift wurde gemeinsam mit Vorträgen von Lazarus Geiger anlässlich seines Todes von seinem Bruder Alfred Geiger unter dem Namen *Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Vorträge* herausgegeben. Im Vorwort wird der Erstellungszeitraum genannt.

Friedrich Müller ging, wie bereits an anderer Stelle beschrieben wurde,⁶¹³ im Jahr 1873 von einer „ario-semitisch-hamitischen Raceneinheit“ mit dem armenischen Hochland als Ausgangspunkt aller aus dieser entstandenen „Völker“ aus und machte sich daraufhin auf die Suche nach der „Heimat der Arier“, welche er in Südosteuropa finden wollte (vgl. Penka 1883: 45).

Im Jahr 1874 erhielt die Rassenanthropologie einen richtungsweisenden Impuls, welcher bereits ein weiteres äußeres Merkmal gegenüber linguistischen Vergleichen in den Vordergrund rückte. Die Philosophin und Anthropologin Clémence Royer (1830-1902) veranschlagte für die „Arier“ eine eigenständige (*autochthone*) Entwicklung in Nordeuropa und verband dies mit einem „blonden Typus“. Da nur dort selbst die neugeborenen Säuglinge schon blondes Haar hätten, könne dieser blonde „arische Typus“ ausschließlich in dieser Gegend und sonst nirgendwo von jeher heimisch gewesen sein. Auf dieser Grundlage entstand eine These, über welche der „arische“ Mythos in den deutschvölkischen Kontext, weit über die Jahrhundertwende hinaus, eingebunden werden konnte.⁶¹⁴

Rudolf Virchow ließ sich anschließend auf die Diskussion von Royers These ein, wenn er sie auch in seinen Erhebungen zu Augen-, Haar- und Hautfarbe relativierte. Es klinge zwar plausibel, dass der Norden die Menschen blond gemacht habe, doch wäre es ihm unmöglich „die näheren klimatischen und geographischen Umstände der Entstehung dieses vermeintlich ethnographisch signifikanten Merkmals zu beschreiben“ (Wiwjorra 2006: 262). Dass neben den „Urgermanen“ auch die „Finnen“, welche „mongolischen“ Ursprungs wären, über blonde Haare verfügen, erschien Virchow als Hauptwiderspruch. Die Hauptfrage blieb für ihn, wie diese blond geworden sein sollten, wenn die restlichen „Mongolen“ dunkelbraunes bis schwarzes Haar haben (vgl. Wiwjorra 2006: 262f).

Hermann Friedrich von Hölder (1819-1906) hob im Jahr 1876 nicht nur die auf die „Arier“ bezogene „Rassenreinheit“ hervor, sondern verlegte auch deren „indoeuropäische Urheimat“ nach Mittel- bzw. Nordeuropa. Dabei wies er darauf hin, dass die „ganze Eigenthümlichkeit“ des Verhaltens dieser „Rasse“ für eine Genese in „nördlichen“ Regionen und gegen Gegenden mit einem wärmeren Klima spreche (vgl. Wiwjorra 2006: 262).

Cornelius Fligier lehnte Lazarus Geigers Vorschlag im Jahr 1876 in den MAGW mit Entschiedenheit ab, da weder das blonde Haar noch die blauen Augen des „arischen Typus“

613 siehe auch Kap. 6.1.2/S. 283f

614 siehe Abb. 55

erwiesen wären, noch die antiken Schriftsteller diese Merkmale nur für die „Germanen“, sondern auch für die „Kelten“ und „Thracier“⁶¹⁵ gelten ließen. Fligier ging stattdessen von Südrussland als „Urheimat der arischen Völker“ aus und versuchte zur Beweisführung Licht auf die „ethnologischen Verhältnisse“ in Südosteuropa zu werfen (vgl. Fligier 1876: 215-218; Penka 1883: 45; Poesche 1878: 63).

Theodor Poesche betonte 1878 in seiner Schrift *Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie* die prägende Rolle des kalten Klimas des Nordens auf den „ganzen Habitus“ des „Blonden“, wobei er die „Germanen“ als die letzten „kriegerischen Auszügler“ eines „uralten Muttervolkes“ verstand, welches sich noch „ursprünglicher“ und „reiner“ als alle anderen „Arier“ erhalten hätte. Dabei wäre die „älteste Heimath“ als „Entstehungsort der blonden, blauäugigen Langköpfe“ (Poesche 1878: 67) in den osteuropäischen Rokitno-Sümpfen gelegen (vgl. Penka 1883: 45; Poesche 1878: 67f; Wiwjorra 2006: 216, 261f).

Aus dem Jahr 1878 ist die früheste Äußerung von Matthäus Much bezüglich eines ursprünglichen Herkunftsgebietes⁶¹⁶ der ackerbaureibenden „Indogermanen“ vorzufinden. Diese liege in einer gebirgigen Gegend und sei mit hoher Wahrscheinlichkeit ins *armenische Hochland* zu setzen. In der Urzeit hätten „die europäischen Culturvölker zusammen mit Indern, Persern und einigen kleineren vorderasiatischen Völkern [...] ein Volk gebildet“ (Much 1879b: 209), bei welchem eine Sprache gesprochen wurde. In der Fußnote findet sich eine längere Ausführung zu Muchs frühen rassentheoretischen Sichtweisen. Das im Landesinnern Russlands gelegene Rokitno-Sumpfbgebiet, was als Anspielung das im gleichen Jahr erschienene Buch von Theodor Poesche zu verstehen ist, komme jedenfalls nicht als Entstehungsgebiet der „arischen Race“ in Frage. Eine solche Theorie, nach welcher die „arische Race“ in diesen Sümpfen „gewissermassen aus dem Neger herausgebleicht worden“ (Much 1879b: 210) wäre, sei eine „Ungeheuerlichkeit“, welche keine Widerlegung verdiene. Unter solchen extremen klimatischen Bedingungen „mit überaus dürftigen und monotonen Naturerscheinungen [könne sich jedenfalls kein] körperlich gesundes und kräftiges Volk, noch jene reiche Ideenwelt entwickeln“ (ebd.), auf welche der „arische“ Wortschatz hinweise. Außerdem wurde zu diesem frühen Zeitpunkt noch auf die gemeinsame körperliche Abstammung von „Semiten“ und „Indogermanen“ verwiesen und somit beide Gruppen der

615 Bei *Thrakien* handelte es sich um eine historische Landschaft, welche sich aus westlicher Richtung von Mazedonien bis in den Osten ans Schwarze Meer erstreckte. Im Norden war sie durch die Donau und im Süden durch die Ägäisküste begrenzt. Das heutige Bulgarien stellte das „Kernland“ dar. Seit Mitte des 8. Jh. v. Chr. kam es dort zur Gründung griechischer Kolonien (vgl. Haarmann 2012: 257f).

616 Später würde Much diesbezüglich vom „eigentlichen Geburtsland“ schreiben.

„weissen Race“ zugeordnet, welche wohl kaum auch in dieser Sumpflandschaft „ausgebleicht“ worden sein könne.

Im darauffolgenden Jahr lehnte sich Much bei der Frage nach der Entstehung der Menschheit wesentlich stärker an Charles Darwin an und verlegte in seinem Kurzartikel zur Hagenbeck-„Völkerschau“ der „Nubier-Karawane“ in Wien die Wiege der Menschheit nach Afrika, wobei sich die „Arier“ erst in den Küstengebieten des Schwarzen Meeres aus den „Semiten“ herausbilden. Die „Semiten“ hätten sich wiederum aus den „Negern“ entwickelt.⁶¹⁷

Trotz der Betonung der „Arier“ als „blonde Rasse“, ließ Theodor Poesche den Begriff für alle der „arischen“ Sprachgruppe angehörenden Menschen gelten, während Karl Penka in seinen Büchern *Origines Ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen* von 1883 und drei Jahre später *Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker* diese Begrifflichkeit auf seine „arische“, „blonde“ und insbesondere „nordische Rasse“ einengte. Penka setzte die „blonden, hellhäutigen Langschädel“ mit den „Ariern“ gleich und glaubte, dass der „arisch-germanische Rassenbestandteil“ im Süden aufgrund fehlenden Nachschubes kontinuierlich abnehme. Diese „Rasse“ sei nun mal „einent nordisch“ (vgl. Seidler/Rett 1988: 63f).

Da in Richtung Osten die „Temperaturextreme“ zu- und die Feuchtigkeit abnehme, würde dort auch der „arische Typus“ seltener, da dieser seine „Kraft“ aus dem „Continentalklima“ schöpfe. Dabei unterliege „die arische Race [...] einem allmäligen, manchmal erst nach vielen Generationen deutlich wahrnehmbaren Degenerationsprocesse [...], der zum Schlusse in dem vollständigen Erlöschen derselben sein Ende findet“ (Penka 1886: 120f).

Karl Penka suchte die Wurzel des Namens „Arier“ in griechischen und römischen Quellen und verglich ihn mit „strahlend“, „aufhellend“ auf Griechisch und mit *adolere* „anzünden“ aus dem Lateinischen, was er in einer Verknüpfung mit der Konnotation „weiß“ münden ließ.

Aus dem so konstruierten „arischen“ bzw. „indogermanischen Volk“ entstand auch zugleich eine „Rasse“, welche der „kaukasischen“ bzw. „weißen“ und seit der „nordischen“ gleichgesetzt wurde (vgl. Penka 1883: 35ff; Römer 1989: 64f).

Otto Schrader sah in seinem im gleichen Jahr wie Karl Penkas „*Origines Ariacae*“ veröffentlichten und in Forscherkreisen zu weiter Bekanntheit gelangenden Werk

617 siehe Kap. 5.5/S. 218f

Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums die „Heimat der Indogermanen“ in der südrussischen Steppenlandschaft, in nördlicher Richtung des Schwarzen Meeres, gelegen (vgl. Römer 1989: 70, 227).

Der Sprachwissenschaftler Otto Schrader fokussierte seinen Blick, neben Fragen zur „Urheimat“ der „Arier“, auch auf deren „physischen Typus sowie der Kultur des noch ungetrennten arischen Urvolkes“ (Zollschan 1925: 16), was zahlreiche kontrovers geführte Debatten nach sich zog. Dabei wurde nicht nur die Abkehr von einer rein sprachwissenschaftlich geführten Beweisführung vorangetrieben, sondern auch Gedanken gefördert, welche hinsichtlich der „Urheimat der Arier“ die Blicke in Richtung Europa und mitunter in dessen Norden, dem „Stammland der Germanen“, schweifen ließen. Somit waren die Grundlagen geschaffen, eine gemeinsame Identität der „arischen Rasse“ mit einer „blonden Nordrasse“ anzunehmen, „in deren Schoß sich arische Sprache und Kultur entwickelt haben, die durch Wanderungen und Mischungen auch anderen, nichtarischen Rassen zuteil wurden, die heute noch Arier genannt werden, wenn auch das Blut der blonden Rasse sehr verdünnt in ihren Adern fließt, oder schon geschwunden ist“ (ebd.).

Theodor Poesche (1826-1899) Karl Penka (1847-1912) und Ludwig Wilser (1850-1923) sind als die eigentlichen Vorreiter einer „nordischen Herkunft“ der „Arier“ bzw. Indogermanen“ zu sehen (vgl. Römer 1989: 64f).

Sie verbreiteten diese schon Ende der Siebziger bis Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts. Matthäus Much hinkte in dieser Hinsicht etwas hinterher und äußerte sich diesbezüglich erst nach der Jahrhundertwende eindeutig und in zusammenhängender Form. Richtungsweisend war die Verknüpfung von der Frage nach der „Urheimat der Indogermanen“ mit der geographischen Einordnung nach „Rassenzugehörigkeiten“ und deren angenommener Verbreitungswege.

In seinem zu Beginn des Jahres 1885 vor dem „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse“ gehaltenen Vortrag *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* hat Much bereits Indien als „Stammsitz der Indogermanen“, von wo aus „nach einander Kelten, Italer, Griechen und zuletzt Germanen und Slaven [nach Europa] eingewandert“ (Much 1885: 285) wären, ebenso ausgeschlossen wie die These einer weiter nördlich gelegenen zentralasiatischen „Urheimat“. Diese wurde aufgestellt als anhand von sprachlichen

Vergleichen gemeinsame Ausdrücke für die vier Jahreszeiten bei den „indogermanischen Völkern“ gefunden worden waren (vgl. Much 1885: 284ff).

Stattdessen wäre „die Heimat der Indogermanen in Europa zu suchen“ (Much 1885: 289f) und decke sich „im Wesentlichen mit dem Verbreitungsbezirke der Buche“ (Much 1885: 297).

Die Kupferfunde und die Keramik würden auf eine durch eine „gleichartige Cultur“ gekennzeichnete „Heimat“ hinweisen, welche vom Atlantik bis zum Bosphorus gereicht und sich größtenteils über die britischen Inseln, die nördlichen Gebiete Frankreichs und Italiens, die Balkanhalbinsel und „endlich die Südhälfte Skandinaviens, die dänischen Inseln, ganz Deutschland bis tief in das mittlere Russland“ (Much 1885: 296) erstreckt hätte. Dieses Gebiet wäre auch durch Sprachvergleiche bestätigt worden, welche auf eine „gleichartige Natur“ schließen lassen würden, wobei „ein Geschlecht, welches sich zu einer scharf ausgeprägten Rasse und zur Blüte der Menschheit entwickeln konnte, welches so viele und mächtige Völker aus sich erzeugte, gleich ursprünglich nicht in einem eng begrenzten Raume, sondern in einem grossen, mannigfach und reich ausgestatteten und nach den meisten Seiten hin erweiterungsfähigen Gebiete gelebt haben müsse“ (Much 1885: 295).

Die Ausbreitung der „Indogermanen“ habe einen „grossen Scheidungsprocess“ der einst „einheitlichen Volksmasse“ eingeleitet, welcher sich in sprachlicher Differenzierung und einer durch entgegenlaufende Interessen entstandenen Spaltung geäußert hätte, wodurch die gemeinsame Abstammung der „indogermanischen Völker“ aus einem „Vaterhause“ in Vergessenheit geraten wäre (vgl. Much 1885: 298).

Die Verbreitung der „Indogermanen“ sei auf deren „Wanderungen“ stets aus westlicher oder nordöstlicher in östliche und südliche Richtung erfolgt. Neben den „Griechen“, welche schon lange vor den von Homer (vmtl. 8. Jh. v. Chr.) verfassten Schriften in ihren Siedlungsgebieten „sesshaft“ gewesen seien, wären „die Italer [und] die „Etrusker“ aus nördlicheren Gegenden in ihre spätere südliche Heimat gewandert“ (Much 1885: 289). Der früheste „gallische Zug“ sei auf die iberische Halbinsel vorgedrungen, um sich später hauptsächlich in Richtung Osten bis nach Kleinasien auszubreiten. Die „Germanen“ hätten aus dem Norden und dem Nordwesten in den Süden gedrängt, so dass deren verlassene Wohnsitze anschließend teilweise von den „Slaven“ eingenommen wurden, welche sich aber gleichfalls bis in die Gegenwart hauptsächlich in südliche und östliche Richtung ausbreiten würden. In Asien sollten „die Armenier, die Perser und die Inder“ (ebd.) immer noch „Indogermanen“ verkörpern. Während die „Armenier“ von „thrakisch-phrygischen Schaaren“, welche auch aus der nördlichen

Balkanhalbinsel in Vorderasien eingewandert wären, abstammen würden, hätten die „Inder“ und „Perser“ einst nördlich des mittelasiatichen Hochgebirges vermutlich gemeinsam am *Jaxartes*⁶¹⁸ gewohnt. Das Siedlungsgebiet der „Inder“ hätte sich nicht weiter als bis zum mittleren Indus erstreckt. Den Ganges als heiligen Fluss hätten sie erst später kennengelernt (vgl. Much 1885: 288f).

Friedrich Ratzel lieferte seit 1882 mit seiner anthropogeographischen Entwicklungsgeschichte bereits den Anstoß, kultur- und staatengeschichtlichen Betrachtungen jegliche Verankerung in den Geisteswissenschaften zu entreißen. Er ließ nur einen „Ausgangspunkt“ der gesamten menschlichen Entwicklung gelten, dessen Lage er jedoch nicht näher bestimmen konnte. Bei der Entstehung der „weißen Rasse“ dürften die Auswirkungen der Eiszeit auf eurasischem „Boden“ nicht vernachlässigt werden. Er sprach sich für ein zusammenhängendes „großes Festlandsgebiet“ zwischen Nordwesteuropa und Westasien als „Urheimat der Indogermanen“ aus, denn nur dort hätten sich die Eigenheiten der „blonden Rasse“ herausbilden können (vgl. Mühlmann 1986: 126; Steinmetzler 1956: 45, 48f).

Das Konstrukt eines „Urvolkes“ lehnte Ratzel ab, stattdessen ging er von einer „vorindogermanischen“ Schichtenfolge von „Völkern“ aus. Bei den späteren „indogermanischen Übersichtungen“ wäre es ähnlich wie bei der Überlagerungstheorie von Ludwig Gumpłowicz⁶¹⁹ oder bei Matthäus Much zur Subsumierung „zweier Rassen“ bzw. „zweier Völker“ gekommen, bei welcher die „ethnische“ Differenzierung in eine soziale übergegangen wäre, was letztlich in der Staatenbildung münde. Für Friedrich Ratzel konnten beide „Völker“, das erobernde und das unterjochte, längerfristig auf demselben Boden nebeneinander existieren, und, wenn der Raum weit genug ist, um die Distanz zu wahren, werden sie aber dennoch irgendwann verschmelzen, da es in der Gegenwart keine „gesonderten Landmassen“ mehr gibt. Bei der Herausbildung von „Rassen“ wirke jedoch gerade ein weiter Raum förderlich, da benachbarten Menschengruppen ausgewichen werden kann (vgl. Mühlmann 1986: 126, 202; Ratzel 1909: 124-127; Steinmetzler 1956: 45).

Auch dieses Konzept von „weiten Räumen“ übernahm Matthäus Much, wobei er überhaupt seine Theorie von der geographischen und physikalischen Beschaffenheit des „Heimatlandes“ und deren Einfluss auf die „Indogermanen“ stark an Ratzels Anthropogeographie anlehnte.

618 Der im Altertum *Jaxartes* genannte Fluss wird heute Syrdarja genannt.

619 zu dessen sozialdarwinistischer Gesellschaftstheorie, nach welcher „Rassen“ die Grundlage für die soziale Schichtung bilden siehe Kap. 5.5.3.1

Much hat vor allem eine weiträumige, zerklüftete Landschaft als entscheidenden Entstehungsfaktor seiner auf „Reinheit“ beruhenden „Rasse“ hervorgehoben.⁶²⁰

Seit dem Jahr 1882 werden bei Matthäus Much „nomadisierende“ paläolithische „Mammutjäger“ bzw. „Rentierleute“, eine „niedrig stehende Race“ im „mittleren Europa“, von den mit der neolithischen „Zeit der polirten Steingeräthe“ einwandernden, von „arischen“ Neuankömmlingen, deren „sesshafte“ Lebensweise durch Ackerbau und Viehzucht geprägt gewesen wäre, in den Norden verdrängt. Auf deren Herkunft wird in dieser Schrift nicht eingegangen. Vom Norden als „spendendem Zentrum“ einer „Völkerwelle“, wie in seinem Spätwerk postuliert, ist noch nicht die Rede. Fast scheint es, als gehe er noch von einer Einwanderung aus dem Osten aus, da sonst nicht erklärbar wäre, wie die „Rentierleute“, welchen er ja eine verwandtschaftliche Nähe zu den rezenten „Lappen“ und ähnlichen „nordischen Völkern“ in Erwägung zieht, den Gürtel einer „höheren, thatkräftigeren Race“ durchbrochen haben sollen, um sich im Norden anzusiedeln. Much könnte aber auch schon von einer Nordthese ausgegangen sein, falls er glaubte, die „Rentierleute“ wären zunächst Richtung Osten ausgewichen, um sich dann über Finnland im Norden anzusiedeln. Allerdings finden sich hierfür keine Anhaltspunkte (vgl. Much 1883: 10-20; Much 1884: 6f; Much/Wurmbrand 1888: 125-128; Much 1889: 375f; Much 1893: 3ff).

In Matthäus Muchs Schriften zur Kupferzeit von 1885/1886 bzw. 1893 spielt das Paläolithikum so gut wie keine Rolle, da er sich mit der Entwicklung der Metallurgie gegen Ende des Neolithikums befasst.

Muchs Worte im VIII. Kapitel *Arische Rasse der Steinzeitvölker im mittleren Europa* der Gesamtausgabe der „Kupferzeit“ von 1886 (vgl. Much 1886: 152-172) erinnern an eine Passage aus seinem vor dem „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse“ gehaltenen Vortrag *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* aus dem Jahr zuvor, wobei andeutungsweise auf eine Herkunft der „arischen“ bzw. „indogermanischen Rasse“ aus nördlicher Richtung verwiesen wird, ohne allerdings eine solche These explizit auszuformulieren. Der „gemeinsam erreichte Culturgrad“ zeige, dass überall in Mitteleuropa und zwar zwischen Hellespont und Atlantischem Ozean und vom Mittelmeer bis zur Ostsee von einer Bevölkerung mit „demselben Culturkreise“ und somit von ein und „derselben Rasse“, eben der „arischen“, bewohnt gewesen wäre, zu der sowohl die „Germanen“ als auch die „Slaven“ gehören würden, welche allerdings viel früher in Mitteleuropa eingewandert

⁶²⁰ siehe Kap. 7.2.3/9.3.4-9.3.6

wären als bisher angenommen wurde. Einige wenige Jahrhunderte v. Chr. würden hierbei keineswegs ausreichen (vgl. Much 1885: 278f; Much 1886: 153f).

Dabei stellte er im soeben genannten Vortrag folgende Behauptung auf:

„Unter dem noch immer mächtigen Banne der alten Hypothese von der Einwanderung der europäischen Völker aus Asien wagte man anfänglich freilich nicht, sich allzuweit von den asiatischen Grenzen zu entfernen, und verlegte den Schauplatz der indogermanischen Entwicklung, den einige auch im armenischen Hochlande suchen wollten, in die südrussischen Steppen zwischen dem caspischen Meer und der Donaumündung, bis man auf diese Weise immer näher rückend, endlich zu dem Ergebnisse gelangte, dass nur das Herz Europas, insbesondere Deutschland die Heimat der Indogermanen gewesen sein könne. Hier, in einem im wesentlichen gleichartigen Klima, doch unter den verschiedensten Gestaltungen des Bodens und der örtlichen Lage, einerseits am Hochgebirge, andererseits am Meere, waren alle Bedingungen zur Entwicklung eines großen, einheitlichen, mit einem reichen Ideenkreise ausgestatteten Volkes vorhanden, hier war die Natur des Landes genau so, wie sie sich im gemeinsamen Sprachschätze widerspiegelte“ (Much 1885: 286f).

Ein „allgemeiner Bevölkerungswechsel“ sei von nun an nicht nur aufgrund der „Besonderheit“ des „culturgeschichtlichen Besitzstandes“ der „arischen Rasse“, sondern auch anhand der anthropologischen Erhebungen auszuschließen. Allenfalls sei ein „wechselseitiges Verdrängen einzelner Völkerschaften einer und derselben Menschenrasse“ (Much 1885: 284) möglich (vgl. Much 1885: 279f, 284, 288ff; Much 1886: 154, 170).

Weder die Skelette noch die Schädel würden auf irgendein Merkmal hinweisen, welches Rückschlüsse „auf eine niedriger stehende oder völlig fremdartige Rasse“ (Much 1886: 170) erlaube. Anatomische Abweichungen ließen sich keineswegs auch zu den noch lebenden „Völkern“ feststellen. Dabei hätten sich bei der „arischen Race“ als „charakteristisches Merkmal“ tendenziell vermehrt die „Längenverhältnisse des Gesichtes und des Gehirnschädels“ (ebd.) ausgebildet. Es gelte den „Einwurf zu überwinden [...], dass nach der bisherigen gelehrten Meinung die Heimat der Arier nicht in Europa, sondern im Inneren von Asien, im Pamir-Hochlande, zu suchen sei“ (Much 1886: 171). Dabei hätten auch neuere Untersuchungen der Sprachwissenschaften diese „Heimat“ immer weiter „in das Herz Europas gerückt“ (ebd.), so dass nun auch das Problem der Lokalisierung, um der theoretischen Überlegung einer „Wanderung aus Asien“ entgegenzutreten. Diese zuletzt gewonnenen „linguistischen Ergebnisse“ würden „gar keine andere Annahme mehr übrig [lassen], als dass

die Pfahlbauleute der Alpen und ihre Zeitgenossen im größten Theile von Europa der arischen Rasse angehören“ (ebd.).

Moritz Hoernes behauptete im Jahr 1892 Matthäus Much hätte die Menschen, welche die neolithischen „Culturmittel“ nach Europa mitgebracht haben, einwandern lassen und es auch in Erwägung gezogen, dass diese schon über die Kenntnis der Metallverarbeitung verfügt hätten (vgl. Hoernes 1892: 333).

Matthäus Much wiederholte daraufhin in der nachfolgenden Auflage der „Kupferzeit“ von 1893 seine Behauptung einer europäischen aber nicht explizit nordischen Herkunft der „Arier“, wobei der VIII. Abschnitt diesmal *Kultur und Rasse der mitteleuropäischen Steinzeitvölker* lautet (vgl. Much 1893: 305-347):

„Die Vertreter der neuen Lehre gehen in der engeren Umgrenzung der Heimat noch auseinander, denn während Penka dieses engere Gebiet in Skandinavien findet, suchte sie L. Geiger in Deutschland, O. Schrader zuerst in der Nähe der Pfahlbauten der Alpen, dann in der südrussischen Steppe, W. Tomaschek an der unteren und mittleren Donau; allein es ist keine Frage, daß, wo immer in Europa die erste engere Heimat gewesen sein mag, die Ausbreitung wie die der Zweige und Wurzeln eines wachsenden Baumes erfolgt ist und ganz Europa, soweit es nicht schon von einer anderen wehrhaften Rasse besetzt war, erfüllt hat. Diese Ausbreitung mußte notwendigerweise in sehr früher vorgeschichtlicher Zeit erfolgt sein, und wir sind daher genötigt, die damalige Bevölkerung des größten Theiles von Europa als eine arische zu erklären“ (Much 1893: 305f).

Über den Sozialdarwinismus, in welchem sich bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Einführung der „Rassenhygiene“ ankündigte, gewann die Diskussion einen Aktualitätsbezug. Nun konnte zur Untermauerung sozialpolitischer Forderungen auf eine weit zurückreichende Vergangenheit verwiesen werden.

Alfred Ploetz unterstrich in seiner Schrift *Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen* aus dem Jahr 1895 die „rassische Überlegenheit“ der „Westarier“ als „Fortpflanzungsgemeinschaft“, unter welchen er sowohl die „germanischen“ als auch die „romanischen Völker“ verstand. Die „Germanen“ würden jedoch um die „besten Schädelgrößen“ verfügen und hätten alleine die „höchste Kulturstufe“ erklommen. Alles in allem verhalte sich der „Arier“ zum „Neger“ wie dieser gegenüber dem Gorilla (vgl. Mühlén 1977: 90, 269).

Im Buch *Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen* des mit Matthäus Much in Briefkontakt stehenden Otto Ammon⁶²¹ aus dem gleichen Jahr wurden die „Arier“ ausdrücklich als die „Männer des Nordens“ dargestellt, welche auch in vorgeschichtlicher Zeit als „überlegene Rasse“ aufgetreten wären, sich in südlicher und südöstlicher Richtung ausgebreitet hätten, um in Italien und Griechenland die „Urbevölkerungen“ zu unterjochen und von nun an den bevorrechteten Stand zu bilden (vgl. Lichtsinn 1987: 105, 159).

Noch in der Gegenwart würden „die hervorragenden geistigen Eigenschaften der Nordlandsrasse [...] hauptsächlich in den langköpfigen Bestandteilen unserer Mischlingsbevölkerung sich vererben“ (Lichtsinn 1987: 125).

Hauptdiskussionspunkt blieb die Frage nach der Herkunft der „Indogermanen“, wobei sich hier auch eine andere kontroverse Diskursebene offenbarte. Es handelte sich hierbei um die Frage nach der Bewegungsrichtung der Ausbreitung der „höheren Kultur“ der „Indogermanen“ auf europäischem Gebiet, und zwar ob diese vom Osten aus Asien nach Westen, *Ex oriente lux*, oder vom Norden Europas Richtung Südosten über den „Orient“ bis nach Indien, *Ex septentrione lux*, von staten gegangen wäre.

Ende des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Sichtweisen, welche eine „nordische“ Herkunft der „Arier“ bzw. „Indogermanen“ propagierten. Anscheinend war die Anziehungskraft der neu entdeckten indoeuropäischen Sprachverwandtschaft zu groß und zu offensichtlich gewesen, um ihr grundlegend zu widersprechen.

Matthäus Much war damals einer der federführenden Forscher, welcher versuchte, eine den indischen Ursprüngen entgegengesetzte Nordthese wissenschaftlich zu untermauern. Dies geschah zu einem Zeitpunkt als Autoritäten aus den Sprachwissenschaften wie Otto Schrader oder Otto Bremer (1862-1936) in der Suche nach einem „indogermanischen Urvolk“ bereits einen Zirkelschluss erkannt hatten. So entbrannte nun eine Auseinandersetzung mit den Sprachwissenschaftlern, inwieweit sich „Rasse“ und „Sprache“ überschneiden (vgl. Römer 1989: 65).

Der Orientalist Bertold Delbrück (1842-1922) sah sich offensichtlich im Jahr 1904 in der Viertaufgabe seiner Schrift *Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen*. Ein

621 siehe Kap. 4.6/S. 147

Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung, im Gegensatz zur Erstauflage aus dem Jahr 1880, dazu genötigt, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass aus „einer vorliegenden Sprachverwandtschaft [nicht] ohne weiteres auf Blutsverwandtschaft“ (Delbrück 1904: 138) geschlossen werden kann. Dass das „Urvolk“ der „indogermanischen Völker“ eventuell schon „derartigen Störungen“ unterworfen gewesen sein könnte, liege in der Natur der menschlichen Geschichte. Schließlich habe es sich in der „wechselvollen Geschichte des menschlichen Geschlechts“ (ebd.) schon oftmals zugetragen, „daß ein Volk eine fremde Sprache angenommen hat, [... weshalb] indogermanische Sprache und indogermanisches Blut“ (ebd.) nicht notwendigerweise zusammengehören. Jedenfalls habe die Linguistik kein Wort bei der Beantwortung dieser „Frage“ bezüglich von „Völkervermischungen“ oder „Völkeraufsaugungen“ mitzureden.

Die Vorsicht, sich als Linguist zu viel in die Begrifflichkeit der „Rasse“ als relativ neues Spielzeug der Anthropologen einzumischen, ist ebenso offensichtlich, wie die Vermeidung Delbrücks dieser Begrifflichkeit. Stattdessen ist von „Völkern“ die Rede, wobei deren „Mischungen“ in den Vordergrund gestellt werden. Dennoch bezweifelte er die Existenz „indogermanischen Blutes“ und möglicher „Aufsaugungsprozesse“ an sich nicht (vgl. ebd.).

Matthäus Muchs ebenfalls *synkretische Rassentheorie* zeugt im Vergleich zu Karl Penkas Ansichten von einer angenommenen größeren Beharrlichkeit des „indogermanischen Typus“ in Mitteleuropa für die Gegenwart.⁶²² Dennoch hatte auch für ihn dieser „Rassentypus“ gegenüber der Vergangenheit an „Reinheit“ eingebüßt und wäre deswegen nur noch in Skandinavien „unvermischt“ anzutreffen:

„Und so wie wir, wenn wir in der Gegenwart vom Süden oder Osten her gegen die westbaltischen Ostseeländer zuschreiten mehr und mehr dem indogermanischen Typus begegnen, bis wir ihn in seiner vollen Reinheit und gleichmäßigen Verteilung über die ganze Bevölkerung im Innern Skandinaviens vor uns haben, so treffen wir ihn auch immer dichter und reiner bezeugt je weiter wir in die Tiefe der Zeiten zurückgehen, bis wir ihn in früh- und vorhistorischen Zeitaltern in der gleichen Reinheit und in derselben gleichmäßigen individuellen Verteilung, doch über ein ungleich größeres Gebiet ausgebreitet wiedersehen wie heute noch in Schweden. Der Rassentypus der unvermischten Indogermanen der prähistorischen Zeitalter, insbesondere der Steinzeit zeigt dasselbe Gepräge wie der Rassentypus der Skandinavier der Gegenwart: wo wir die großen Körper, die dolichokephalen

622 siehe Kap. 6.1.2/7.2.3

Schädel, die blonden Locken, die sie auszeichnen, in den Gräbern finden, haben Indogermanen gewohnt“ (Much 1904: 334f).

Ludwig Wilser postulierte in seiner Schrift *Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde* aus dem Jahr 1904, ebenso wie Ludwig Woltmann, einen uneinholbaren „Vorsprung“ der „germanischen Rasse“. Er verlegte dabei die Wiege der gesamten Menschheit nach Europa und ging von den nördlicheren Gegenden des Kontinents als Entstehungsherd aus. Dabei finden nicht nur die Anthropoiden der erdgeschichtlichen Periode Tertiär, sondern auch „Skelettfunde primitiver Menschenformen“ aus dem nachfolgenden Quartärabschnitt Erwähnung. Europa erscheint hierbei als der Ursprungsort schlechthin. Laut Wilser wären „nicht nur die menschenähnlichen Affen, sondern auch die Stammformen der exotischen Menschenrassen in Europa entstanden und zuerst aufgetreten und von hier durch immer neu auftretende höhere Formen nach den anderen Kontinenten verdrängt worden, bis zuletzt die höchste der Natur erreichbare Menschenform, *Homo europaeus* Linné, in Nordeuropa sitzen blieb, beziehungsweise von hier aus den Weg der Weltherrschaft betrat“ (Hoernes 1909a: 212). Die Eiszeit habe laut Ludwig Wilser den „weißen Menschen“ hervorgebracht und nicht wie bei Moritz Wagner den Menschen an sich (vgl. Hoernes 1909a: 130, 212).

Matthäus Much beschränkte die Formenvielfalt der steinzeitlichen Artefakte auf die westbaltischen Länder, wobei bei seiner Bewertung eine ästhetische Komponente mitwirkte. Daneben hat er die dortige Quantität an diesbezüglichen Funden hervorgehoben, welche sich in den größeren „nordischen Museen“ befanden. Bei einem tieferen Blick ließen sich diese gar als „unwiderlegbare Zeugnisse sowohl der geistigen und körperlichen Veranlagung, der ausdauernden Tätigkeit und Dichte der Bevölkerung erkennen, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn diese Bevölkerung schon während der Steinzeit, insbesondere falls auch noch widrige Naturereignisse dazu trieben, mächtig über die Grenzen ihrer Wohnsitze hinausdrängte“ (Much 1904: 156).

Somit handelte es sich bei der Bevölkerung der „westbaltischen Ländern“ um „aufgeweckte, aktive Volksstämme“, welche in einer hohen Dichte beieinander gewohnt und nach „auswärts gestrebt“ hätten. Nun wären sie „endlich“ in der Lage gewesen „die Schranken ihrer Heimat“ zu durchbrechen und hätten die Aneignung neuer Wohnsitze bewerkstelligen können. Dies wäre Hand in Hand gegangen mit der Verbreitung des Bernsteins, welche die Bekanntheit seines Herkunftsorts gesteigert hätte, was später der Handel zu nutzen verstanden hätte.

Dagegen würden die spärlichen, „ärmlichen“ und „weniger differenzierten“ Funde der „ostbaltischen Küstenländer“ auf eine „im Lande“ verharrende, sich lediglich vom „Ertragnis der Meere“ und geringfügig auch von Ackerbau und Viehzucht ernährende, „passive Bevölkerung“, den „Ästern“, schließen lassen. Diese habe auch an der Metallverarbeitung nur wenig Interesse gezeigt und auch den Bernstein größtenteils lieber für sich behalten, als ihn diesbezüglich einzutauschen und das trotz des im Vergleich zum Westbaltikum kürzeren und viel leichter zu befahrenden Weges nach Griechenland. Überhaupt sei der Handel einerseits zu dieser Zeit noch nicht für innerkontinentale Unternehmungen geeignet gewesen, andererseits sei die „passive Bevölkerung“ im Ostbaltikum samt dem Bernstein in ihrem Land verharnt (vgl. Much 1904: 156f).

Matthäus Much ging von der „Einheitlichkeit“ des „Volkes“ bzw. der „Menschenrasse“ aus, welche die Pfahlbauanlagen der oberösterreichischen Seen gebaut und die alpinen prähistorischen Kupferwerkstätten ausgebeutet hätten. Über den Vergleich von Funden dieser Orte mit aus der gleichen Zeit, aber aus anderen Gegenden Europas stammenden, ergebe sich aus deren Gleichförmigkeit ausschließlich die Möglichkeit, diese Überreste der „Völkergruppe“ oder „Rasse“ der „Indogermanen“ zuzuordnen. Die bezüglich der „gemeinsamen Eigenschaften“ des Fundmaterials erkennbare „deutliche Einheitlichkeit“ erstreckte sich von der Ostsee bis zu den Alpen und vom ägäischen Meer bis zur Nordsee (vgl. Much 1904: Vorwort zur ersten Auflage), was ziemlich genau dem vom damaligen politischen Mitteleuropagedanken ins Auge gefassten Gebiet entsprach. Dieser Mitteleuropagedanke verkörperte die Hegemonialideologie einer „deutschen Leikultur“ und spielte bei Otto von Bismarcks Außenpolitik, welche eine Neuordnung Europas anstrebte, eine ideologische Rolle.⁶²³

Hierbei wendet sich Much gegen das biblische Dogma eines vorderasiatischen Ursprungs der Menschheit, insbesondere als „Heimat der Indogermanen“. Dieser Glauben hätte nach wie vor viele Anhänger, vor allem Historiker und „Bibelgläubige“, wobei er ihnen jede Wissenschaftlichkeit abspricht. Dem stelle sich die „seit einem Vierteljahrhundert“ existierende „ketzerische“ Lehrmeinung gegenüber, die „Heimat der Indogermanen“ in Europa zu suchen. Much ging diesbezüglich von einem Siedlungskontinuum aus, welches „seit den frühesten historischen Zeiten bis zum heutigen Tage in größter und geschlossener Menge beisammen wohnen, wo sie sich anscheinend am reinsten erhalten und von wo aus sie ihren

623 siehe Anhang 12.4/S. 722f

stärksten kulturellen und politischen Machteinfluß auf alle Völker der Erde ausgeübt haben“ (Much 1904: 1f).

Bereits im Jahr 1893 hatte sich Much gegen eine „asiatische Heimat der Arier“ ausgesprochen und nannte zur Unterstützung seiner Behauptung Theodor Benfey, August Fick (1833-1916), Lazarus Geiger, Ludwig Lindenschmit, Rudolf Virchow, Karl Penka, Wilhelm Tomaschek, Otto Schrader und Ernst Krause als „ausgezeichnete Forscher auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten“ (Much 1893: 305), wobei insbesondere Karl Penka in seinen allumfassenden „Werken die bisherige Ansicht einer asiatischen Heimat der Arier auf das tiefste erschüttert und für die Zukunft unhaltbar gemacht“ (ebd.) hätte. In der weiteren „engeren Umgrenzung der Heimat“ teilten sich jedoch die Ansichten, doch wäre es keine Frage, dass nur „Europa diese erste engere Heimat gewesen sein mag“ (Much 1893: 306). Die Ausbreitung wäre in ganz Europa „wie die Zweige und Wurzeln eines wachsenden Baumes erfolgt [...], soweit es nicht schon von einer anderen wehrhaften Rasse besetzt war [...]. Diese Ausbreitung mußte notwendigerweise in sehr früher vorgeschichtlicher Zeit erfolgt sein, und wir sind daher genötigt, die damalige Bevölkerung des größten Teiles von Europa als eine arische zu erklären“ (ebd.).

Von Julius Kollmann, Felix Luschan und auch Rudolf Virchow kann mit Recht behauptet werden, dass sie von einem wahren Forschungsdrang durchdrungen waren. Ergebnisse hatten für sie nur vorläufigen Charakter, wobei sie auch vor ihren eigenen nicht Halt machten. Da eben keine „Urheimat“ in Indien auszumachen war, aus welcher „die Vorfahren der europäischen Völker“ (Poliakov 1977a: 311) herzuleiten waren, gab es für sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch keine „arische Rasse“ mehr. Virchow machte sich nun, entgegen seiner früheren „ethnischen Deutungen“, über Ansichten lustig, welche alle „zivilisierten Völker“, ob in Griechenland, Italien oder Troja, auf die „vorgeschichtlichen Germanen“ zurückzuführten.

Die Ausformulierung von Matthäus Muchs *Ex septentrione Lux*-Nordthese ging mit einer Eliminierung des Wortes „Arier“ aus seinem Sprachgebrauch einher, zudem wurde Virchow aus dem Kreis der „Ketzer“ verbannt, welche eine in Europa gelegene „Heimat der Indogermanen“ befürworteten. Dies hinderte Much aber nicht daran, einstige rassenanthropologische Wertungen oder auch neuere Analysen Virchows ausführlich zu zitieren, wenn diese seine Thesen untermauerten (vgl. Much 1902a: 2f, 247ff, 251f; Much 1904: 2f, 335f, 339, 344).

Der Name „Indogermanen“ ließ eine größere Nähe zu Nordeuropa als „Ausstrahlungszentrum“ zu. Die Meinungen bei der weiteren Eingrenzung des eigentlichen „Heimatlandes“ der „Indogermanen“ in Europa teilten sich offensichtlich derart, dass diese zur „wissenschaftlichen Tagesfrage“, bei Sprachforschern, Ethnologen und Urgeschichtsforschern wurde. Als weitere „Ketzer“ wurden von Matthäus Much neben ihm selbst nun folgende namentlich angegeben: Johann Gustav Cuno (1820-1891) und Otto Schrader, welche für eine Herkunft der „Indogermanen“ aus den südrussischen Steppen plädierten; Theodor Poesche sprach sich für die Sümpfe am Pripet aus; Wilhelm Tomaschek für das untere Donaugebiet, dem Alpenvorland mit seinen Pfahlbauten; Georges Vacher de Lapouge für die britischen Inseln; Lazarus Geiger für Deutschland; Paul Kretschmer (1866-1956) tippte auf einen Strich quer durch Mitteleuropa; Herman Hirt (1865-1936) auf die südostbaltischen Länder; für das südliche Schweden gibt Matthäus Much seine Gesinnungsgenossen und Kontrahenten Karl Penka und Ludwig Wilser an. Diese beiden zuletzt genannten „Ketzer“ haben zwar, wie die Mehrheit der Anhängerschaft dieser sich dem Dogma der Bibelüberlieferung widersetzenden Meinung, einer mitteleuropäische „Heimat der Indogermanen“ in Ost- und Nordseenähe favorisiert, hätten jedoch ein viel zu eng umgrenztes Gebiet gewählt (vgl. Penka 1883: 45; Much 1904: 2f).

Mit „Ketzer“ hat Matthäus Much einen Ausdruck aus dem „Kulturkampf“-Jargon in die Urgeschichtsforschung übertragen.⁶²⁴

Karl Penka glaubte gar über den zwischen Neolithikum und Paläolithikum gelegenen „Hiatus“ zu überwinden, indem er den *Neandertaler* bzw. die „Rasse von Cannstatt (oder Neanderthal)“ (Hoernes 1892: 223) von Mitteleuropa aus in südschwedische, dänische und norddeutsche Küstengebiete einwandern ließ. Die „Dolichocephalie“ des Neandertalers wäre mit den Schädeln aus der skandinavischen *Muschelhaufenzeit* zu verknüpfen, welche die Übergangszeit von der Alt- in die Jungsteinzeit darstellen sollte. Im weiteren Verlauf hätten sich dort die Neandertaler zur „spezifisch nordischen, blonden, blauäugigen und weißhäutigen Rasse entwickelt“ (ebd.) und wären in den „vollen Besitze der neolithischen Cultur“ (ebd.) gelangt. Anschließend hätten die „nachmaligen Arier“ aus Skandinavien in mehreren

624 siehe Kap. 7.1 (S. 336f)

Wanderzügen der „iberischen“ Bevölkerung Mitteleuropas, welche er als Abkömmlinge des *Cro-Magnon* verstand, „ein neues höheres Element beigemengt“ (ebd.).⁶²⁵

Theodor Poesche verstand dagegen die Cro-Magnon-Menschen als „alte Dolichocephale Westeuropas“ und stellte sie in engen Zusammenhang mit den „Ariern“ (vgl. Wiwjorra 2006: 261f).

Im Jahre 1906 hatte Penka in Anlehnung an Friedrich Ratzel seine Meinung geändert und ließ lediglich ein „feuchtkaltes Klima“ für die Entwicklung der „blonden Rasse“ in Mittel- und Westeuropa während der Eiszeit (Quartärzeit) gelten. Dieser angeblich „eigenartigste Zweig“ der „weißen Rasse“ habe in Isolation vor den „anderen Varietäten“ leben müssen. Solche Zustände wären nur im nördlichen und mittleren Europa vorzufinden gewesen. Es handle sich jedoch lediglich um einen „Entstehungsherd“ und nicht um die „Heimat des arischen Urvolkes“. Dennoch wäre die Anzahl der „unvermischten Arier“ dort im Vergleich zu „Kaukasien“ verhältnismäßig hoch, im letzteren Fall verschwindend gering. Penka gab vor, auf diese Weise lediglich der Methodik der Botaniker und Zoologen zu folgen (vgl. Penka 1906: 203).

Matthäus Much wolle in seiner „Heimat der Indogermanen“ nicht weiter auf das „eigentliche Ursprungsland“ eingehen, da dieses enger umfasste Gebiet nicht Gegenstand seiner Untersuchungen gewesen sei.

Es liege nämlich zwischen dem eigentlichen „Geburtsland“, in welchem sich die „Indogermanen“ herausgebildet hätten, und dem „Heimatland“, in welchem die „Indogermanen“ noch ungetrennt vor und nach ihrer Ausbreitung und Aufteilung „in einzelne Völker“ sowie in engerer und fernerer Nachbarschaft zusammengelebt hätten.

Im „eigentlichen Ursprungsland“ hätte die „körperliche Entwicklung und Abscheidung von der übrigen Menschenmasse“ stattgefunden und könne auf ein relativ kleines Gebiet beschränkt geblieben sein. Dagegen könne sich die „rassenmäßige Umwandlung“ auf einem Gebiet größeren Umfangs abgespielt haben, solange dort die gleichen Klimabedingungen geherrscht hätten und dieses Gebiet lange genug von allen „anderen Menschengruppen“ abgeschlossen gewesen wäre.⁶²⁶

625 Hierbei ist anzumerken, dass Penka den „Juden“ eine *physiognomische* Ähnlichkeit zur „iberischen Rasse“ zugeschrieben hat; siehe Kap. 6.1.2/S. 286f.

626 Hierbei kommt erneut das Konzept der *Sonderung im Raum* von Moritz Wagner zum Tragen.

Als Vermutung stellte Much die Möglichkeit einer Absperrung des Gebietes zur Diskussion, welches sich in etwa mit dem zeitgenössischen politisch motivierten Mitteleuropagedanken⁶²⁷ deckt. Im Norden wäre es durch einen sogenannten „nordischen Gletscher“, welcher „während der wechselnden Eiszeiten im Norden“ (Much 1904: 3) bis an das deutsche Mittelgebirge und die Karpaten gereicht hätte, begrenzt. In südlicher und östlicher Richtung wäre die Abschottung, durch die nur durch geringfügige Zwischenräume getrennten Pyrenäen-, Auvergne- und Alpengletscher sowie dem „westlichen Balkan“, den „siebenbürgischen Karpaten“ als auch der damals noch umfangreicheren ungarischen Sumpf- und Sandsteppenlandschaft gewährleistet worden. Dort hätten die klimatischen und natürlichen Bedingungen eine „eigenartige“ körperliche und geistige Entwicklung der Bevölkerung erlaubt, welche durch den lange andauernden Charakter der Eiszeit verstärkt worden wäre, womit mittels einer „allseitigen Absperrung“ ihre „leibliche Vermischung mit anders Gearteten“ (Much 1904: 4) verhindert und ihre „volle Reinheit“ gewährleistet worden wäre.

Beim eigentlichen Thema der beiden Auflagen von Matthäus Muchs Hauptwerk *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* handelte es sich allerdings nicht um die eigentliche „Urheimat“, das „Geburtsland“, sondern um das Land, welches getrost noch als „indogermanische Heimat“ bezeichnet werden dürfe, da die Bevölkerung hier noch „ungetrennt“ zusammenwohne und es sich um den Ausgangspunkt ihrer Ausbreitung handle. Ebenso könne eine Familie auch wenn keines ihrer Mitglieder dort geboren sei ihr Haus, das „heimatliche“ nennen.

Die „Heimat“ einer solch „volkreichen und mächtigen Rasse“, welche schon zu prähistorischer Zeit in der Lage gewesen wäre, sich über zwei Kontinente „herrschend auszubreiten“, müsse sowohl großflächig als auch vielfältig gewesen sein.⁶²⁸ Schließlich müssten die „Keime zur Spaltung ihrer Bewohner in viele Völker“ (ebd.) schon in ihrer Beschaffenheit veranlagt sein. Deshalb würde das westliche Ostseebecken in Frage kommen, welches Much mit Südschweden, Dänemark und Nordwestdeutschland, sowie allen Inseln und Festlandküsten dieses Beckens umreißt.

Die Beschränkung auf Südschweden von Karl Penka beruhe auf einer wenn dann nur unzureichenden Betrachtung des materiellen Erbes der „alten Völker“ des westlichen Ostseebeckens und einer einseitigen Fokussierung auf geschichtliche und

627 siehe Anhang 12.4/S. 722f

628 Hierbei lehnte Much seine Gedanken an Friedrich Ratzels Konzept von „weiten Räumen“ als herausbildender Faktor von „Rasseneigentümlichkeiten“ an; siehe Kap. 9.3.4.

sprachwissenschaftliche Kenntnisse. Somit wäre das Misstrauen gegen eine „in ihrem Kerne zweifellos richtige neue Lehre“ (Much 1904: 5) geweckt worden.

Nun setzte es sich Matthäus Much zur Aufgabe mit diesem Buch zur „Heimat der Indogermanen“ mit archäologischem Forschungsmaterial nachzuweisen, wobei er sich von vorne herein sowohl auf eine nicht-asiatische Herkunft festlegte.

Als „eigentliches Gebiet“ schweift der Blick nach Nordwesteuropa, welches vom westlichen Ostseebecken, der Nordsee im Westen und sich entlang des Mittelgebirgszugs vom Harz über den Thüringer Wald, dem Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bis an die westlichen Karpatenausläufer im Süden begrenzt wird. Östlich dürfe die Oder die eigentliche Grenze gebildet haben, wobei diese jedoch schon frühzeitig an die Weichsel verschoben worden wäre. Generell sei „eine strenge Umgrenzung“ sowieso unmöglich, da das „heimatliche“ Gebiet „in einer steten Erweiterung begriffen“ (ebd.) gewesen wäre, so dass die „Indogermanen“ noch während der Steinzeit das deutsche Mittelgebirge überschritten hätten, „bis an die Alpen“ vorgedrungen und gar nach Großbritannien samt Irland übergeschifft wären. Nach Osten hin hätten sie sich dazumal schon Schritt für Schritt über die mittlere Donau bis zum Balkan, sowie über den Dnister und die Steppe Südrusslands „endlich“ bis in „die Länder am Schwarzen und Aegäischen Meer“ (Much 1904: 6) ausgebreitet.

Eigentlich hatte sich Matthäus Much gar nicht wirklich auf die Suche nach der „Heimat der Indogermanen“ gemacht, da er sie schlichtweg in den Gegenden vermutete, welcher er auch gegenwärtig von der „indogermanischen Rasse“ bzw. deren „reinsten“ Vertretern bewohnt sah. Jedenfalls wäre „die Heimat der Indogermanen in Europa zu suchen [...], also dort, wo sie seit den frühesten historischen Zeiten bis zum heutigen Tage in größter und geschlossener Menge beisammen wohnen, [...] sich anscheinend am reinsten erhalten [hätten] und von wo aus sie ihren stärksten kulturellen und politischen Machteinfluß auf alle Völker der Erde ausgeübt haben“ (Much 1904: 1).

Moritz Hoernes verzichtete bei dieser Debatte auf eine eindeutige Stellungnahme, doch blieb er offensichtlich von ihr nicht unbeeinflusst, verlegte er doch die Standorte der „Ur-Indogermanen“ nach Südsandinavien, in die südrussischen Steppen oder das mittlere Donauegebiet (vgl. Hoernes 1909a: 583).

Erst mit den, wie wir auch in Kapitel 7.1 gesehen haben, auch in Österreich einsetzenden *Kulturkampf* wurde die Autorität der Kirche u.a. bezüglich der Vorstellungen über die menschliche Vergangenheit auch in der Öffentlichkeit dermaßen in Frage gestellt, dass auch

hierzulande der *Darwinismus* Fuß fassen konnte und sich auch eine zunächst eher wissenschaftlich gehaltene Debatte zum *Ex oriente lux*- Gebilde etablieren konnte, wie das Beispiel der verhinderten Laufbahn des Vertreters einer Nordpolartheorie als „Lebensborn“, Gustav Jäger, in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts und der anschließenden Glorifizierung des (Sozial-)Darwinisten Ernst Haeckels in den Siebzigerjahren gezeigt hat.⁶²⁹

Gegen Ende der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die „Nordthese“ endgültig aus der biblischen Erzählung herausgelöst und stellte „einen zweifelsohne durch maßlose Übertreibungen gekennzeichneten Versuch dar, einen neuen Identitätsmythos zu begründen“ (Wiwjorra 2002: 75), welcher nicht allein in der Rassenideologie seine Begründung findet (vgl. Wiwjorra 2002: 73-76).

Dennoch ließen zahlreiche Vertreter eines nationalkonservativen, germanophilen Geschichtsbildes, welchen in gewissen Kreisen eine über die Jahrhundertwende hinausreichende Breitenwirkung zuzuschreiben ist, wie beispielsweise dem Germanisten Jacob Grimm (1785-1863), dem Schriftsteller Gustav Freytag (1816-1895), dem Kulturhistoriker Johannes Scherr (1817-1886) oder dem Rechtshistoriker und Autor Felix Dahn (1834-1912), die Herkunft der „Germanen“ aus Asien unbestritten.

Dieses Geschichtsverständnis beruhte auf der Zuordnung der „verschiedenen Epochen des Altertums“ zu „ausgewählten Kulturvölkern“, welche zu ihrem Zeitalter eine Hegemonialstellung eingenommen haben sollen. Somit traten die „Germanen“ erst im Konflikt mit den „Römern“ ins Blickfeld der Geschichtsbetrachtung, so dass eine in Nordeuropa erwachsene „altgermanische Kulturhöhe“ als urgeschichtliche Messlatte mit den altertümlichen Kulturen des „Orients“ oder des antiken Griechenlands nicht nur unnötig wurde, sondern gar fehl am Platz war. Allerdings lag auch die Suche bei wortführenden Historikern nach „asiatischen“ Wurzeln der „Germanen“ außerhalb des nationalgeschichtlichen Interesses. Der Sieg über die „Römer“ stand symbolisch für „den Anbruch eines neuen germanischen Weltzeitalters“ (Wiwjorra 2002: 79), welches erst in der „germanischen Völkerwanderung“ und im „germanischen Mittelalter“ seine Blütezeit erlangt habe.

So kam es also zu einer Art schleichenden Spaltung des deutschen Nationalismus in ein „orientalische“ Wurzeln mit einbindendes „christlich-germanisches“ und ein von

629 siehe Kap. 7.1/S. 333

„orientalisch“- antiken Wurzeln unbeeinflusstes, die eigenständige Entwicklung betonendes völkisches Geschichtsbild.

Die Formel *Ex oriente lux* blieb also nicht nur bei den Sprachwissenschaftlern oder in der biblischen Tradition verhafteten Forschern, sondern auch bei den Nationalromantikern und Nationalkonservativen vorherrschend (vgl. Wiwjorra 2002: 79f; Wiwjorra 2006: 76, 84-89).

Mit der Bemerkung von 1882/1884, dass die mitteleuropäischen „Mammuthjäger“ gegenüber solchen aus Westeuropa noch „primitiver“ bzw. „roher“ gewesen wären ist ein Ansatz zu erkennen (vgl. Much 1884: 6f, 71), welchen er 1904 in seinem Buch „Heimat der Indogermanen“ und insbesondere 1907 in seiner Schrift *Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas* (1907) zu seiner, der Theorie von Guiseppe Sergi entgegengesetzten, Variante einer *razza mediterranea*, („mediterranen Rasse“) ausbaut. Dabei wird der Eindruck erweckt, dass Much davon ausgegangen ist, dass die beiden „dolichocephalen Rassen“, die „indogermanische“ und die „mediterrane Rasse“, ursprünglich in paläolithischen Zeiten ein „Volk“, nämlich die „mittelländische Rasse“ gebildet hätten, welche nach seinen Angaben aus Nordafrika stammte. Der eine Zweig wäre ins Mittelmeerbecken und der andere Richtung Nordeuropa gewandert, wo es dann zur „rassischen Differenzierung“ in eine „nordische Rasse“ von „Indogermanen“ bzw. „hellen Nordländern“ und eine „mediterrane Rasse“ von „dunklen Südländern“⁶³⁰ gekommen wäre, wobei sich die letztere in nördliche Richtung der ersteren nähern würde und beide Gruppen ohnehin in „naher Verwandtschaft“ stünden (vgl. Much 1904: 146, 175, 201, 346, 409, 418; Much 1907b: 41-45).

9.3.2 Matthäus Muchs Konstrukt der „Indogermanen“ als „Herrenrasse“ einer Sklavenhaltergesellschaft – „Rassenaristokratie“ und soziale Schichtung als „Rassengegensatz“ im „kolonialen Degenerationsprozess“

Für die Gegenwart sah Karl Penka seine „eminent nordische Rasse“ im Rückgang begriffen, was einer „physischen Entarisierung“ gleichkäme. Das „arisch-germanische Racenelement“ erliege mit seinem Vordringen in südlicher Richtung den klimatischen Bedingungen wärmerer Gebiete und würde in Frankreich und Süddeutschland zudem durch „anarische Elemente“

⁶³⁰ Sinngemäß gibt diese von mir in dieser Form zusammengesetzte Terminologie aus meiner Sicht am besten wieder, was Matthäus Much mehr oder weniger so auch schrieb. Die Dichotomie von einer „nordischen“ und einer „mediterranen Rasse“ findet sowieso Verwendung; siehe zudem auch Kap. 7.2.3/S. 362.

zurückgedrängt, welche aus der Zeit vor der „germanischen Occupation“ stammen würden (vgl. Penka 1883: VI f).

Demgegenüber entwickelte Matthäus Much den Gedanken einer „wehrhaften Rasse“ der „Arier“ bzw. „Indogermanen“, welche stets über die Grenzen ihrer eigentlichen „Heimat“ Mitteleuropa hinausstreben und erst mit zunehmender Entfernung irgendwann dem „Untergang“ geweiht sind, aber dennoch ihre charakteristischen Spuren in Form von variierenden rassenanthropologischen Merkmalen zurückgelassen oder zumindest Überreste ihrer „Kulturmittel“ hinterlassen haben.⁶³¹

Mit dem fruchtbaren Boden werden Viehzucht und Ackerbau möglich, ein gegenüber der „Nachbarvölker“ qualitativ und quantitativ vortreffliches Vorkommen an Feuerstein, dem Rohstoff für Waffen und Werkzeuge, der Besitz an Pferden, das Meer mit seinen Gütern und ein für die Schifffahrt zugängliches Hinterland zur Erschließung neuen Ackerlandes hätten das Herrschergefühl kreiert (vgl. Much 1904: 417).

Dabei wäre laut Matthäus Much ein außereuropäisches „fremdartiges, etwa der asiatischen Kultur verwandtes Gepräge“ (Much 1902a: 245; Much 1904: 327) der mittel- und nordeuropäischen Steinzeitkultur ausgeschlossen. Somit könnten auch deren „Träger“ keine „nomadisierenden Indogermanen“ gewesen sein, welche nach Europa einwandernden, um die Haustiere und Metalle mitzubringen und eine Änderung der Begräbnissitte herbeizuführen (vgl. Much 1902a: 245f; Much 1904: 327f).

Unter einer sich von Beginn an im Land befindlichen „stammesgleichen Bevölkerung“ herrsche dagegen eine Art auf die „Agrarverfassung“ beruhende „klassenlose Gesellschaft“:

„Bei ungestörter Rassenreinheit gibt es keinen Adel, denn jeder Einzelne weiß, daß er allen andere gleich steht und duldet keinen Erwerb von Vorrechten, weil er sich allen an Herkunft und Adel ebenbürtig fühlt. Aus dieser Gleichheit aller floß auch der Anspruch auf das gleiche Maß des Ackers oder des Ertragnisses, falls er gemeinsam bestellt wurde“ (Much 1904: 405f).

Der Ackerbau hätte gemeinsam mit dieser „Agrarverfassung“, der Eheschließung und der Familiengründung „trotz aller Auswanderungen einzelner Stämme und Gefolgschaften, denen der anbaufähige Raum in der Heimat zu enge geworden war, und trotz aller Verluste in den Schlachten“ (ebd.) zu einem stetigen Bevölkerungsanstieg geführt. Erst nach der Inbesitznahme neuen Ackerlandes käme es zur Errichtung von durch „die Unterworfenen,

631 siehe Kap. 5.6.1/9.3.1/9.3.6/9.5-9.8.3

zinspflichtigen Kolonen oder Sklaven, für den Eigentümer“ (Much 1904: 406) bestellten Kolonialplantagen (vgl. Much 1904: 405-408).

Matthäus Muchs Konstrukt einer „nordisch-indogermanischen Herrenrasse“⁶³² wird durch eine „denkende“ auf Regierungstätigkeit und Kriegswesen spezialisierte „Freien- oder Adelsklasse“ repräsentiert, welche durch eine „verbreiterte Sittlichkeit“ und die „Langschädeligkeit“ gekennzeichnet wäre. Diese bilde sich durch Eroberungen heraus, indem sie eine „alleinheimische Bevölkerung“ unterwirft, welche nun wiederum zur „dienenden arbeitende Sklavenklasse“ modifiziert wird, welche die körperlichen Arbeiten vollrichten muss (vgl. Much 1904: 415f).

Somit handle es sich bei der Sklavenhaltergesellschaft um eine für den „Fortschritt“ der Menschheit unumgängliches „Durchgangsstadium“:

„Wenngleich wir die Sklaverei vielleicht nicht so sehr vom Standpunkte der allgemeinen Menschlichkeit aus, als wegen der naheliegenden Gefahr des Mißbrauches und ihrer Entartung verdammen müssen, so müssen wir sie doch als eine Durchgangsstufe betrachten, auf der die Menschheit große Fortschritte gemacht hat“ (Much 1904: 416).

So wären schon die steinzeitlichen „Indogermanen“, wie später die „keltischen“ und anschließend die „germanischen Stämme“, durch die Welt gewandert, um aus „Eingeborenen“ Leibeigene zu machen und somit überall „neue Völker“ zu bilden, so dass sich ihre „Agrarverfassung bei den „Germanen“, „Slaven“ und auch lange noch bei den „Griechen“ erhalten hätte. Dabei wäre das Bewusstsein als „Brüder“ einem gemeinsame „Vaterhaus“ zu entstammen erhalten geblieben, während, wie die Edda-Lieder bezeugen würden, sich im abgelegenen Norden ein „Bewusstsein“ bezüglich dieses „fremden Element“ erhalten hätte. Das „Heimatland“ wäre dort gesichert gewesen, wo das „fremde Element“, insbesondere bevor „Massenüberführungen“ stattfanden, lediglich in Form von mit „Kurzschädeln“ ausgestatteten „heimgeschleppten Sklaven“, in einer „verschwindenden Minderheit“ existierte. Der Besitz ihrer „Kulturmittel“, insbesondere der des Pferdes und der Waffen hätten ihr „Siegesbewusstsein“ gefördert und wären Ausdruck ihres „Herrschergefühls (vgl. Much 1904: 414-421; Urban 2002: 14).

In frühester Zeit hätte, bevor weitreichende „Züge“ stattfanden, der „Abzug des Bevölkerungsüberschusses“ noch „keine Verminderung der Volkskraft“ bewirkt. Der stetige

632 Hierbei handelt es sich nicht um meine Wortwahl.

unmittelbare Kontakt zur „stammesgleichen ungemischten Bevölkerung“ in „unserem“ westbaltischen „Mutterlande“ sei damals noch nicht abgerissen (vgl. Much 1904: 408f).

Bei den Eroberungszügen und der anschließenden Kolonienbildung würden die „Eingeborenen“ zu „Leibeigenen“ geknechtet, während dort, wo von Anfang an eine ausschließlich „stammesgleiche Bevölkerung“ gewohnt hatte, „weder eine Adelsklasse, noch eine Klasse von Leibeigenen aufkommen“ (Much 1904: 416) konnte. Nachdem die Vorteile der Sklaverei für die Herrschenden erkannt worden sind, wäre es zur Verlagerung der Tätigkeit auf Menschenraub gekommen, indem man „Sklaven heimwärts schleppte“ (vgl. Urban 2002: 13; Much 1904: 417).

Da auf Dauer diese die „eingeborenen“ Bevölkerungen unterwerfenden, ausgewanderten „Adelsschichten“ solcher „indogermanischen Völker“ in den neu eroberten Kolonien die absolute Minderheit gebildet hätten, führe dieser Vorgang schlussendlich zum „Verluste ihrer Rasseneigenschaften“ und dem „Untergang ihres Volkstums“ (vgl. Much 1904: 406f, 417).

Eduard von Sacken ließ die „nordischen Steingräber“ noch von „Brachycephalen“ erbauen (vgl. Sacken 1865: 80f).

Dahingegen werden knapp 40 Jahre später von Matthäus Much im westlichen Baltikum gefundene „Kurzschädel“ als in den „Norden geschleppte Sklaven“ interpretiert. Da in vorgeschichtlicher Zeit noch keine „Massenüberführungen“ stattgefunden hätten, wären die „höchst selten“ vorgefundenen, von den eingeführten „Sklaven“ herrührenden „Kurzschädel“ gegenüber den „Langschädeln“ der in den Westbaltenländern ansässigen Bevölkerung „naturgemäß in verschwindender Minderheit“. Allerdings hätten schon ca. 170 v. Chr. die „Quaden“ und „Markomannen“ regelrechte „Massenüberführungen“ durchgeführt und viele tausende Bewohner Pannoniens und des Norikums eingeführt, im 8. bis 11. Jahrhundert n. Chr. die „heidnischen“ Normannen tausende von Christen (vgl. Much 1904: 416f; Urban 2002: 13).

In Matthäus Muchs Werken aus dem beginnenden 20. Jahrhundert wird diese „mediterrane Rasse“ als eine Art „Pufferzone“ zwischen dem „nordischen“ und dem „semitischen Kulturkreis“, aber auch als so etwas wie ein „Weiterleiter“ von den aus eindringenden „fremden Elementen“ dargestellt. In seiner „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ finden nun die gemeinsamen Ursprünge im Paläolithikum mit der „mittelländischen“ und nicht mehr der „semitischen Rasse“ Erwähnung. Die „Indogermanen“ erscheinen als eine

„Höherentwicklung“ aus der „mittelländischen Rasse“ in Nordeuropa und hätten sich dort auch in größter „Reinheit“ erhalten.⁶³³

Auch Ludwig Wilser stand deutlich unter dem Einfluss von Gobineaus Rassentheorie und betonte, dass sein Lehrmeister aufgrund seiner Verhaftung im Katholizismus lediglich die Fehler gemacht habe, an der „asiatischen Herkunft“ der „Germanen“ festzuhalten und den Entwicklungsgedanken abzulehnen (vgl. Wiwjorra 2006: 238).

Den Osten Europas verstand Wilser sowohl als „Grenzscheide zweier Weltteile“ als auch als Hort von „verschiedenen Kreuzungen und Vermischungen“. Hier trafen die „Urbilder“ zweier grundsätzlich verschiedener „Rassen“ aufeinander und zwar der von Europa ausgehende und ursprünglich angeblich aus dem Norden dieses Erdteils stammende „hochgewachsene Germane mit hellem lockigen Haar, weisser Haut, blauen Augen und vorspringender Nase [und der aus Asien einwandernde] kleine Mongole mit schwarzem straffem Haar, gelber Haut, dunklen schiefstehenden Augen, platter Nase und vorstehenden Wangenknochen“ (Wiwjorra 2006: 318). Die „Brachycephalen“ hätten mit Sicherheit nicht zur „Hebung der Sitten“ beigetragen, doch habe ihnen „eine fortwährende Einflußnahme aus dem skandinavischen Norden entgegengewirkt“, so dass das östliche Europa trotz des Verlustes „germanischer Rasseneigenart“ eine „nordisches Gepräge“ behalten habe.

9.3.3 Der *Diffusionismus* und die Abkehr vom klassischen Evolutionismus

Der klassische Evolutionismus ging ursprünglich von einem zumindest potentiell der gesamten Menschheit zugänglichen steten, linearen Aufstieg aus. Die Lebensbedingungen werden über Analogieschlüsse zum entscheidenden Faktor kultureller Entwicklung, so dass der Handlungsspielraum von verschiedenen Menschengruppen als äußerst begrenzt aus dem Blickwinkel gerät. Am Beispiel Ernst Haeckels wird deutlich, dass auch ein solches im Grunde klassisch-evolutionistisches, welches auf immer wiederkehrende Gesetzmäßigkeiten beruht, also den *nomothetischen* Wissenschaften angehört, mit den deterministischen Tönen eines allumfassenden Materialismus unterlegt werden konnte (vgl. Bernbeck 1987: 68, 106f; Hodder 1994: 19-34).⁶³⁴

Bruce Trigger hat bereits für die Sechzigerjahre des 19. Jahrhunderts im viktorianischen England die Unsicherheit der Mittelklasse als den Hauptgrund für die Abkehr John Lubbocks

633 siehe Kap. 7.2.3 (S. 362)/9.3.1 (S. 551)

634 zu Haeckels *Monismus* siehe Kap. 5.5.1/S. 224f

und anderer Darwinisten von der Lehre einer psychischen Einheitlichkeit der Menschheit angegeben, mit welcher die Kennzeichnung von indigenen Gruppen als biologisch „minderwertig“ verbunden war, wohingegen europäische Bevölkerungsgruppen als von Natur aus „höherwertig“ angesehen wurden. Für Lubbock waren alle „wilden Rassen“ sowieso zum Aussterben verdammt, womit die mit dem Kolonialisierungsprozess einhergehende Vernichtung indigenen Lebens als ein natürlicher Prozess seine Legitimation gefunden hat (vgl. Trigger 1989: 114-118, 151).

Doch selbst ohne Kolonialismus stünden die „Wilden“ in einem ständigen Kampf mit den Naturgewalten. Ohne Ackerbau und dadurch angewiesen auf das Jagdglück, also dauernd mit dem Hunger vor Augen, stünde der „Wilde“ oftmals vor der „entsetzlichen Wahl zwischen dem Kannibalismus und dem Tode“ (Lubbock 1874b: 291).

Dagegen ist die Auffassung, dass in verschiedenen kulturellen Gruppen gesonderte Entwicklungen zu sehen sind, den *idiographischen* Wissenschaften, welche versuchen die Handlungsweisen vergangener Menschengruppen zu erfassen, zuzuordnen. (vgl. Bernbeck 1987: 68, 106f).

Seit den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Stimmen, welche eine gleichartige Veranlagung hinsichtlich der Entwicklungsmöglichkeiten aller Menschen in Abrede stellten. Die wachsenden sozialen Probleme der Achtzigerjahre ließen den Fortschrittsgedanken ins Hintertreffen geraten. Vor allem in Großbritannien, wo die Industrialisierung schon am längsten von statten ging, war es zu Slumbildung, Wirtschaftskrise und einer neuen Konkurrenzsituation auf dem Arbeitsmarkt durch eingewanderte Arbeitskräfte gekommen. Dies hatte zur Folge, dass die Vormachtstellung der Mittelklasse durch die aufkommende Arbeiterbewegung in Frage gestellt und Industrialisierung nun nicht mehr als Quelle für Fortschritt, sondern soziale Unordnung gesehen wurde. Die Anstrengung soziale Konflikte nach außen zu tragen ermutigte eine wachsende Betonung „rassischer“ Lehren. Der Mythos von „nationaler Einheit“ wurde nicht mehr nur als einigendes kulturelles Band gesehen, sondern auch als gemeinsames biologisches Erbe. Politische und wirtschaftliche Faktoren gerieten in den Hintergrund, Mentalitätsunterschiede zwischen verschiedenen, als Nationen deklarierten Menschengruppen wurden als biologische unveränderbare Determinanten umgedeutet. Dieser *biologische Determinismus* förderte einen gesteigerten Skeptizismus an menschlicher Kreativität. Veränderung wurde bei Schriftstellern und Gesellschaftsanalytikern zunehmend als der menschlichen Natur zuwiderlaufend und potentiell für die Menschheit gefährlich angesehen.

Dadurch wurde der Menschheit eine weitaus größere Widerstandsfähigkeit gegenüber Veränderung zugeschrieben, als dies seit der Aufklärung geschehen war. Feststehende Bedingungen wurden dagegen als gleichartig gegenüber dem Menschen angesehen, da diese von Natur aus so beschaffen wären, Veränderungen in ihrem Lebensstil zu widerstehen. Dies führte zu einem in die Vergangenheit gerichteten Glauben an eine unabhängige Entwicklung, eine Sichtweise, nach welcher es unwahrscheinlich sei, dass bestimmte Erfindungen mehrmals in der Geschichte gemacht worden sein könnten. Dieser antievolutionistische Gedanke der „Ideenarmut“ der Menschheit ließ das Hauptaugenmerk auf *Diffusion* (Ausbreitung) und *Migration* (Wanderung) von Kulturelementen als verlässliche Komponenten schweifen, um kulturelle Veränderungen zu Ausnahmeerscheinungen zu erklären, wodurch das Interesse an spezifischen kulturellen Entwicklungen bestimmter „ethnischer“ Gruppen nicht unbedingt höher lag als bei der klassisch-evolutionistischen Sichtweise, nach welcher von allgemeingültigen aufeinanderfolgenden Stufen kultureller Entwicklung ausgegangen wurde. Nach dieser geistigen Strömung der Aufklärungszeit wurden verschiedene Subsistenzformen nach globalen Kriterien eingeordnet, wobei die Kultur als zielgerichtete ökonomische Handlungsstrategie aufzufassen sei, welche nahezu vollständig den ökologischen Rahmenbedingungen unterliege und infolgedessen auch ihres ideologischen Gehalts entkleidet wird (vgl. Bernbeck 1987: 35f; Hodder 1994: 175ff; Trigger 1989: 150f).

Auch im deutschsprachigen Raum gelangte im ausgehenden 19. Jahrhundert der auf die Verbreitung von eigentümlichen Entwicklungen beruhende *historische Diffusionismus* zur Geltung, welcher besagte, dass „Kulturelemente“ stets von wenigen Zentren aus sich über den Erdball verteilt hätten. Der Fokus wurde dabei auf Kulturkontakte in Form von Entlehnungen, Übertragungen, Assimilationen und Durchmischungen, etc. gerichtet. Mit deren exakter Analyse sollten historische Zusammenhänge durchleuchtet werden. „Die Ursache für das Vorkommen und die Lagerung eines Kulturelements sind [hierbei] andere Kulturelemente [*Erster Hauptsatz des Diffusionismus*]. [...] Je weiträumiger und diskontinuierlicher, das Verbreitungsbild, desto älter, je begrenzter und einheitlicher, desto jünger ist das Alter eines Kulturkreises anzusetzen [*Zweiter Hauptsatz des Diffusionismus*]“ (Müller 1998: 35). Diese „Hauptsätze“ sollten „Kulturkreise“, ganz gleich ob einzeln oder im globalen Zusammenhang, in ein an den „geologischen Schichtenaufbau samt fossilen Einschlüssen“ (Müller 1998: 35) erinnerndes Schema einfügen.

Gemeinsam hatten Evolutionismus und Diffusionismus den Entwicklungsgedanken, welchen erst der wenig später in Großbritannien aufkeimende *Funktionalismus* abstreifte und so die Antithese zu den beiden obigen Theoriengebäuden lieferte (vgl. Müller 1998: 34ff).

Mit dem Gedanken des Diffusionismus wird eine Auffassung vertreten, nach welcher eine „Hochkultur“ als „Ausstrahlungszentrum“ für die „zivilisatorisch“ wirksame Verteilung ihrer „Kulturgüter“ in peripheren Gebieten sorgt. Solche Gedankengänge wurzeln in der Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen *Kulturgeschichte*, wobei Gustav Klemm mit seinen Werken und der darin vertretenen Dichotomie von „aktiven“ und „passiven Rassen“ als Vorläufer zu nennen ist. Daneben beschäftigte sich der Althistoriker Eduard Meyer (1855-1930) seit 1884 mit der Verbreitung von den vergangenen ägyptischen, griechischen, trojanischen und mykenischen Kulturen im Mittelmeerraum (vgl. Trigger 1989: 162).

Eine solch *partikularisierende Betrachtungsweise* wie die des *Diffusionismus* fand im sich zur Kolonialmacht aufschwingenden Deutschen Reich großen Anklang, wobei hier jedoch Kulturreale als Folgen von Migrationsbewegungen „ganzer Völker“ angesehen und so mit einer bestimmten Siedlungsweise in Einklang gebracht wurden. Die antiuniversalistische Theorie von geografisch determinierten „Kulturkreisen“ hat bereits in den Schriften von Christoph Meiners ihren Ursprung. Dabei fand die Erforschung der Folklore größere Beachtung sowie auch das dichotome Konstrukt von Johann Gottfried Herder in „Natur“- und „Kulturvölkern“ seine Anerkennung, während der klassische Evolutionismus immer mehr ins Hintertreffen geriet (vgl. Bernbeck 1987: 35; Gingrich 2005: 73f).

Solche diffusionistische Theorien von der intervallartigen Verbreitung der Ideen und Artefakte mündeten leicht in Überlegenheitstheorien, welche nicht folgenlos für die gängigen Rassentheorien geblieben sind. Äußerliche Körpermerkmale wurden in „rassische“ Kategorien aufgeteilt und mit der Ausbreitung materieller und geistiger „Kulturelemente“ in Verbindung gesetzt. Hierin kann ein Spagat zwischen dem nomothetischen und ideographischen Ansatz gesehen werden, wobei aus heutiger Sicht der letztere aufgrund der Hinfälligkeit jeglicher Gültigkeit von Rassentheorien überwiegt. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurden jedoch solche Ideen als durchaus „naturwissenschaftlich“ und somit globalen Gesetzmäßigkeiten folgend angesehen, wobei insbesondere das Konstrukt von „Herrenrasse“ immer schon auch auf starke Kritik gestoßen ist. Die Eigentümlichkeit von kulturellen Entwicklungen wird zwar einerseits auf bestimmte „Zentren“ beschränkt, von welchen die kulturellen Erscheinungsformen in einem gewissermaßen gesetzmäßigen Ablauf „ausstrahlen“ und die Peripherie zu bloßer „Nachahmung“ in der Lage wäre; andererseits wird aber auch dem

spezifischen geobiologischen Umfeld der prägende Einfluss auf angeblich einzigartige „Rassenmerkmale“ und eine gesonderte „Rassenentwicklung“ zugeschrieben. Bis heute hat das diffusionistische Modell von „Hochkulturen“ in bestimmten Kreisen und Forschungszweigen oder bei gewissen Themenbereichen seine Anerkennung behalten.

9.3.4 Die von Friedrich Ratzel geschaffene *Anthropogeographie* in ihrem Gegensatz zu Adolf Bastians *Elementargedanken*

Aus der ethnologischen Richtung kam von Adolf Bastian (1826-1905) ein wichtiger Impuls für die Erklärung für die Verbreitung kultureller Errungenschaften. Bastian wurde im Jahr 1884 mit der Ehrenmitgliedschaft der AGW ausgezeichnet und war eigentlich Mediziner. Als Schiffsarzt hatte er weite Teile der Welt bereist und bildete eine mit Elementen der romantischen Naturphilosophie, des deutschen Idealismus sowie des Positivismus durchsetzten „Sozial- und Kulturpsychologie“ heraus. Er glaubte an die Möglichkeit, eine universelle Völkerkunde als nomothetische Wissenschaft zu erfassen, welche das gesamte Wissen der „Menschenwelt“ bündeln sollte, ohne „in den Bereich der Geschichtsvölker“ (Bastian nach Pusman 2008: 84) einzudringen. Als Grundlage seiner theoretisch-gedanklichen Genese postulierte er die psychische Einheit der gesamten Menschheit, welche er durch seinen erstmals im Jahr 1868 formulierten, allen Kulturen zugrundeliegenden *Elementargedanken* verkörpert sah. Deren Vorkommen bestehe jedoch niemals in reiner Form, vielmehr würden die Elementargedanken von der jeweiligen „geographischen Provinz“ zu einem von der Forschung fassbaren „Völkergedanken“ modelliert (vgl. Bastian 1868: 176ff; Pusman 2008: 84; Hoernes 1909a: 478-481).

Der Elementargedanke diene der Erklärung von Gemeinsamkeiten aller Menschen, wohingegen sich mit dem „Völkergedanken“ Unterschiede zwischen „höherer“ und „tieferer“ Kultur erklären ließen:

„Denn auch bei ungleicher geistiger Natur der Rassen kann der Zwang der äußeren Umstände im Anfang übereinstimmende Erscheinungen hervorrufen, und dem sekundären Gebilde des Völkergedankens bleibt es dann vorbehalten, jene ursprüngliche Ungleichheit sichtbar zum Ausdruck zu bringen“ (Schmidt nach Hoernes 1909a: 480).

Die Theorie des *Elementargedankens* Bastians förderte die Idee, dass gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Stellen auf der Erde gleichartige Erfindungen oder Gedanken entstehen können, und nicht mehr, dass unbedingt ein Phänomen von einem

Zentrum von einem „Volk“ oder einer „Rasse“ ausgestrahlt worden sein muss. Wir werden in den folgenden Kapiteln sehen wie Matthäus Much auch diesen Gedanken für seine Theorie von der „Heimat“ und Ausbreitung der „Indogermanen“ benutzte, wenn er dieser zuträglich war oder ihn ablehnte, wenn Errungenschaften einen Identitätsnachweis darstellen sollten.

Im Geografen, Sozialdarwinisten und ebenso wie Haeckel Gründungsmitglied des „Alldutschen Verbandes“ Friedrich Ratzel (1844-1904) fand ein Konzept, welches auf die Einflüsse des „Bodens“ und die aus diesen resultierenden Wanderungen als Motor menschlicher Geschichte basierte, einen frühen Vertreter. Hierin ist ein ideologisches Grundgerüst für das spätere NS-Weltbild zu erkennen (vgl. Gingrich 2005: 74, 92f; Kruck 1954: 18).

Friedrich Ratzels Frühwerk stand stark unter dem Einfluss Darwins und Haeckels. Mit seiner im Jahre 1882 in seinem gleichlautenden Werk formulierten *Anthropogeographie*.

Ratzel lehnte Adolf Bastians Gedanken von der geistigen Einheit der Menschheit grundlegend ab. Als Gegenkonzept entwickelte er seine Antwort auf eine weltweit unilineare stufenweise Entwicklungsabfolge, indem er „die Kategorie ›Raum‹ als eine neue Grundlage und Dimensionierung für einen naturwissenschaftlichen Kulturbegriff“ (Laukötter 2007: 73) einführte. Er stütze sich dabei seit 1872/1873 die *Separationstheorie*⁶³⁵ seines Mentors Moritz Wagner aus dem Jahr 1868, nach welcher der Eigenständigkeit von der Entwicklung von Arten in ökologischen Nischen gegenüber dem von Charles Darwin betonten *Selektionsprinzip* ein bedeutender Stellenwert eingeräumt wurde. Neben Momenten der „Wanderung“ läge in der „geographischen Isolierung“ die Hauptursache für die Herausbildung der Arten bei Pflanzen und Tieren. Dabei wäre die spezifische Einflussnahme des jeweiligen *Bodens* auch für die Entstehung der „Rassen“ des Menschen entscheidend (vgl. Chevron 2001: 23f; Hellwald 1896: 100; Laukötter 2007: 73; Steinmetzler 1956: 93-99).

Friedrich Ratzel nahm wie die meisten damaligen Anthropologen, „einen einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts“ (Steinmetzler 1956: 48) an, doch sprach er der unterschiedlichen geographischen Umgebungen prägende Einflüsse auf den Entwicklungsgang verschiedener Menschengruppen zu. Bedeutend wurde hierbei in seiner Anthropogeographie eine „Bewegungslehre“, welche auf Wagners „Migrationsgesetz“ und Haeckels Theorie von „eigentümlichen Bewegungserscheinungen“ basiert. Dabei wird diese

635 Die *Separationstheorie* ist gleichbedeutend mit dem Konzept der *Sonderung im Raum*.

Bewegungslehre auf die eigentümliche Entwicklung morphologischer Organismen aufgebaut und in die Geschichte übertragen, welche somit lediglich eine „große Summe von Bewegungen“ darstelle. Mit der Betrachtung des gegenwärtigen „Schauplatzes“ könnten Rückschlüsse auf die Vergangenheit gezogen werden (*Aszendenzrichtung*). Danach waren es nicht mehr vereinzelte isolierte Ansiedlungen, sondern gleich ganze „gesonderte Landmassen“, welche als Grundlage zur Entstehung der unterschiedlichen „Rassen“ während der „Urzeit“ dienten. Dieser „Schauplatz“ wäre nicht nur für die „Bewegungsrichtung“ ausschlaggebend, sondern erscheint auch „als maßgeblicher Faktor zur Erklärung der Erscheinungen des Völkerlebens, der Sondereigenschaften der Völker und schließlich zur Erklärung der Entstehung neuer Völker und neuer Rassen“ (Steinmetzler 1956: 97f).

Allerdings lehnte er kurze Zeiträume bei der Entwicklung der Erde und der sich dort entwickelnden Organismen konsequent ab, so dass die „Rassen“, auch wenn er ihnen eine vergleichsweise geringe Bedeutung zusprach, etwas überwiegend Statisches darstellten (vgl. Chevron 2001: 23f; Steinmetzler 1956: 89, 92-99; Wiwjorra 2006: 259).

Mit der Zunahme an Bewegungsmitteln und der daraus resultierenden erhöhten Mobilität, insbesondere durch die Erfindung der Schifffahrt, lässt die zur menschlichen „Artbildung“ hinreichende Wirkung der „sondernden Momente“ nach. Nun würden „dauernde Wanderungen“ die „gruppenweise Absonderung“ vorantreiben. Zwar wird so die „Artbildung“ verhindert, doch ließen sich nach wie vor „geographische gesonderte Varietäten“ in Anpassung an die neue Umgebung erzeugen. Je größer die migrierende Gruppe wäre, desto nachhaltiger sei die Prägung ihres sich neu herausbildenden „Charakters“.

Die von der Natur gegebenen und durch die menschliche „Ideenarmut“ begrenzten Entwicklungsmöglichkeiten eines „Volkes“ werden mit dem Eingreifen des „geschichtlichen Moments“ durch ideelle und materielle Entlehnung von anderen „Völkern“ angereichert. Für den „Fortgang der Geschichte“ bleibt somit die „Bewegung“ bei der Herausbildung aller „Sondereigenschaften“ der verschiedenen „Völker“ der hauptauschlaggebende Faktor und würde in den „Erscheinungen des Völkerlebens“ greifbar. Durch die Einwirkungen dieser Bewegungsabläufe auf die Entstehung, Differenzierung und „Zusammensetzung“ der „Völker“ wurde Moritz Wagners Migrationstheorie für Friedrich Ratzel zur „fundamentalen Theorie der Weltgeschichte“, wenn er sie auch im Hinblick auf „menschliche Formen- und Kulturkreise“ modifizieren musste. Bei der rückwärtigen Betrachtung der gegenwärtigen Menschheit sei im Gegensatz zu früher keine Abzweigung neuer „Arten“ mehr möglich, stattdessen leben aber „durch nachträgliche Vermischung zur Unkenntlichkeit entstell[t]e“

(Steinmetzler 1956: 98) Überreste der „alten Menschenart“ lediglich in den „gelben Südafrikanern“ und den „schwarzen Afrika- und Australnegern“ fort, während es sich bei allen anderen „Gliedern der Menschheit“ um relativ „neue, rasch ins Laub geschossene Zweige des alten Stammes“ (Steinmetzler 1956: 98) handle. Ratzel hielt also trotz aller durch den „Boden“ und den anschließenden Migrationen ausgelösten „Differenzierungen“ am einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts fest (vgl. Mühlmann 1986: 124f; Steinmetzler 1956: 48, 97ff).

Ratzel betonte, dass die „Rasse“ als Träger des „Kulturbesitzes“ bei seiner Vorstellung einer diffusionistischen Verbreitung von „Kulturelementen“ keine Rolle spielt. Auch die Nationalität habe gegenüber der „geographischen Lage“ oftmals einen wesentlich geringeren Anteil an der Herausbildung von „Verkehrsmittelpunkten“. Letztlich gehören „Kulturbeziehungen“ zwischen verschiedenen Gegenden auch zu den von der „geographischen Provinz“ vorgegebenen Lebensbedingungen, welche eine „Höherentwicklung“ erst ermöglichen, während in den selten gewordenen abgeschlossenen „Erdräumen“ Stagnation einkehrt, so dass ein „Kulturgefälle“ entsteht (vgl. Hoernes 1909a: 135, 480; Hoernes 1909b: 122).

Der gesamten Menschheit unterstellte Ratzel generell „Ideenarmut“ und lehnte sich damit stark an den in Straßburg tätigen Geographen Georg Gerland (1833-1919) an, welcher die Behauptung aufstellte, die Menschheit hätte von Anfang an von der Natur nur einen gewissen Grundstock an Erfindungen zur Verfügung gestellt bekommen, welchen sie auf ihre Reise durch die Geschichte mitnehmen konnte. Neuerungen finden danach, wenn überhaupt, nur durch *Diffusion*, also Handel, Migrationen und Eroberungen Verbreitung und entstehen nicht durch eigenständige, unabhängig entwickelte Erfindungen. Parallel verlaufende, vollständig unabhängige Entwicklungen waren nach dieser Theorie nur in Ausnahmefällen aufgrund ähnlicher biologischer und geographischer Voraussetzungen möglich (vgl. Gingrich 2005: 90; Laukötter 2007: 73; Mühlmann 124).

In dieser Sichtweise liegt die theoretische Nähe zu Matthäus Muchs Verbreitungstheorie von „Kulturmitteln“ in Form von „Kulturkreisen“ und dem Einfluss der geographischen Ausgangslage auf diese Vorgänge. Den Gedanken der „Ideenarmut“ schränkte Matthäus Much jedoch ein, indem er bei der von ihm auserwählten „indogermanischen Rasse“ gerade einen spezifischen „Ideenreichtum“ entdeckt zu haben glaubte. Diese Innovationskraft liege in der geographischen Beschaffenheit der westbaltischen Länder begründet, welche als

Ausgangspunkt einer „gesonderten“ körperlichen und kulturellen Entwicklung anzusehen wäre, welche von „fremden Einflüssen“ isoliert geblieben sei.⁶³⁶

Friedrich Ratzel verstand es scheinbar als seine Hauptaufgabe den idiographischen Ansatz des Diffusionismus in einen nomothetischen Rahmen von allgemein gültigen Gesetzen einzufassen, um sozusagen den Bewegungsspielraum bei der Verteilung kultureller Errungenschaften im „Boden“ verhaften zu lassen. Matthäus Muchs Werk erscheint dagegen als eine bloße Reduktion von anthropogeographischen Komponenten auf einige wenige Faktoren, welche gegenüber der „Rasse“ als allgegenwertigen Haupausschlagpunkt ins Hintertreffen geraten.

Für Friedrich Ratzels Anthropogeographie stellte Moritz Wagners „Bewegungslehre“ nicht nur die Grundlage dar, weiter gefasste geschichtliche Prozesse zu erklären, sondern spielte auch die Hauptrolle für Dynamiken in der Kulturgeschichte. Die Verbreitung von in Form und Funktionalität ähnlichen „Kulturelementen“ in Anlehnung an Adolf Bastian mit bestimmten „geographische Provinzen“ in Verbindung gebracht. Dazu erweitert er diese mit der Betonung der Einflüsse des „Bodens“ und der „geographischen Lage“ auf die „geschichtliche Bewegung“ (vgl. Steinmetzler 1956: 35-40).

Bei der Beschaffenheit des „Raumes“ handle es sich um „die erste und unveränderlichste Bedingung erdgebantten Lebens“ (Ratzel nach Steinmetzler 1956: 41), welche somit zum ausschlaggebenden Faktor für die Kulturentwicklungsgeschichte der dort lebenden Bevölkerung werde. Lediglich die „Dynamik der Geschichte“ verweist das geographische Wirkungsfeld, obwohl sie in diesem wurzle, auch in seine Schranken.

Dabei lag Ratzels Hauptaugenmerk im Gegensatz zu dem von Adolf Bastian vertretenen Elementargedanken auf Migrationsprozessen von „Kulturelementen“, wobei in speziell die „Entlehnung von Kulturgütern“ interessierte. Eine zufällige Verteilung schloss Ratzel aus, vielmehr stünde das Auftreten von Artefakten und Wirtschaftsformen in einer wechselseitigen Beziehung zu reellen Wanderzügen. Elemente des materiellen Kulturgutes kategorisierte er ähnlich wie die Geologen vertikal nach verschiedenen Gesteinsschichten, welche über „Leitfossilien“ auf horizontaler Ebene ihre Abgrenzung finden. Über die „Analyse ihres Verbreitungsbildes“ und der daraus resultierenden „Verteilung im Raum“ erhoffte er sich Rückschlüsse über kulturhistorische Hintergründe. Der gegenwärtige ethnographische

636 siehe Kap. 9.3.5/9.3.6

Forschungsstand war für ihn nur diesbezüglich von Bedeutung (*Aszendenzrichtung*). Historisches Verständnis definierte er als „Hauptkennungsziel“ der Völkerkunde (vgl. Pusman 1991: 94; Steinmetzler 1956: 26-35).

Aufgrund der Betonung des „Bodens“ als einflussreichste Grundlage eines spezifischen „Lebensraums“ und dem immensen Interpretationsspielraum, welchen die Migrationstheorie zulässt sowie dem eurozentristisch geprägten „Kulturgefälle“ fand Friedrich Ratzels Anthropogeographie, vor allem bei Deterministen großen Anklang. Handel und Migrationen können dabei nicht so einfach in Verbindung mit einem „allgemeinen Bevölkerungswechsel“ gebracht werden wie Eroberungszüge eines „rassisch“, kulturell und technologisch „überlegenen Volkes“. Neue Errungenschaften und auch nur stilistische Veränderungen können im Konfliktfall einer grundsätzlich „besser“ veranlagten, „siegreichen“, eindringenden Menschengruppe zugeordnet werden. Nicht nur materielle Güter, sondern auch anthropologische Merkmale werden so mit gewissen mehr oder weniger konstanten „Typen“ in Verbindung gebracht. Die Möglichkeit von Eroberungszügen nach Mittel- und insbesondere Nordeuropa wurde von Matthäus Much in Abrede gestellt, während sich umgekehrt die „indogermanischen Herrenvölker“ außerhalb dieser „Heimat“ immer wieder vorübergehend festgesetzt hätten, zwar mit zunehmender Entfernung von ihrem Herkunftsgebiet in größerem Maß „aufgesogen“ worden wären, aber dennoch mehr oder weniger kulturelle und rassenanthropologische Spuren hinterlassen hätten.⁶³⁷

In bestimmten, „gesonderten Lebensräumen“ konnte somit nach anthropogeographischen Maßstäben eine „Hochkultur“ bzw. „Herrenrasse“ entstehen, welche nach allen Seiten ausstrahlte, die von „geistiger Armut“ und „begrenzter Erfindungsgabe“ gekennzeichnete „Urbevölkerung“ unterwarf, um ihr als neue Herrscher auch kulturell ihren Stempel aufzudrücken (vgl. Gingrich 2005: 90; Laukötter 2007: 73).

So konnten nationalistische und kolonialistische Hegemonialansprüche, ihre wissenschaftliche Legitimation finden und bildete so ein mächtiges methodologisches Werkzeug, welchem sich auch germanophile völkische Schreiber bedienen konnten.

Die Beschaffenheit des „Raumes“ hat in der Biogeographie und der „Völkergeschichte“ einen unabdingbaren Platz eingenommen. Aus „Raum“ wurde „Lebensraum“, welcher ein „Bestandteil“ des „Wesens“ einer jeden „Art“ oder „Rasse“ darstellte. So wurde aus dem

⁶³⁷ siehe Kap. 5.6.1-5.6.3/7.2.3/9.3 -9.8.3

darwinistischen „Kampf ums Dasein“ der durch „Wanderungen“ ausgelöste, anthropogeographische „Kampf um Raum“ (vgl. Steinmetzler 1956: 40-46).

Interessanterweise mischen sich in der Abhandlung *Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer* eines der unmittelbaren Vorläufer Matthäus Muchs Eduard von Sackens sich schon 1868 evolutionistische und diffusionistische Theorien, wobei der Elementargedanke im Sinne Adolf Bastians seine Anwendung findet. Entscheidend für von Sacken war hierbei die Frage, ob es sich bei den Hallstätter Funden um einheimische, „Zeugen einer bedeutenden Cultur hier zu Lande, in dem entlegenen Gebirgswinkel oder doch in dessen Umgebung gearbeitet oder [um eingeführte], aus weiter Ferne durch den Handel mit civilisirten Völkern“ (Sacken 1868: 132) herbeigeschaffte, handle. Die Frage sei hierbei, ob der damaligen Bevölkerung hierzulande ein derart „hoher Grad der Cultur“ beizumessen sei, solche anspruchsvollen Gegenstände herzustellen oder ob sie stattdessen in „völliger oder doch halber Barbarei, der sie höchstens zur Anfertigung der Steingeräthe und groben Geschirre befähigte, während sie die Metallgegenstände von auswärts bezogen“ (ebd.). Allerdings könnten die „damaligen Landesbewohner“ selbst einen Anteil an der Erzeugung der Metallgegenstände gehabt haben, wobei sich wiederum die Frage stelle, in welchem Ausmaß sich dieser bewegte.

Friedrich Ratzel legte mit seiner Lehre, dass das Verbreitungsbilds von „Elementen“ der dinglichen Kultur im Raum Rückschlüsse auf kulturhistorische Zusammenhänge liefern könnte, den Grundstein für die Kulturkreislehre, welche Leo Frobenius (1873-1938) im Jahr 1897 in die Völkerkunde einführte. In seinem 1898 erschienenen Werk „Der westafrikanische Kulturkreis“ unterschied er zwischen einem Qualitäts- bzw. Form- und Quantitätskriterium, eine Methodik, von der er sich bald wieder distanzierte (vgl. Pusman 1991: 94-98).

Hierbei sollte noch auf die frühe Verwendung des Begriffs „Culturkreis“ bei Much seit 1886 hingewiesen werden.⁶³⁸

638 siehe Kap. 6.1.4/S. 298f, 302f, 306-310

9.3.5 Die umweltbedingten Voraussetzungen der westbaltischen Küste für das Entstehen der körperlichen und materiellen Merkmale der „indogermanischen Rasse“ als Grundlage ihrer Ausbreitung

Nun habe sich also die „indogermanische Rasse“, im Gegensatz zu seinen im Rahmen der „Nubier-Karawane“ ein Vierteljahrhundert früher getätigten Äußerungen,⁶³⁹ nicht mehr aus der „semitischen“ sondern aus der „mittelländischen Rasse“ entwickelt, welche gleichfalls aus Afrika stammen sollte.⁶⁴⁰ In den westbaltischen Ländern habe die „indogermanische Rasse“ den „Kulturschatz“ der „mittelländischen Rasse“ mit technologisch und symbolisch neuen „Kulturmitteln“ angereichert, um diese nun gemeinsam mit ihren angeblich spezifischen „Rassenmerkmalen“, welche ebenfalls mit der „geographischen Beschaffenheit“ dieses Ursprungsgebietes verbunden wären, auf „Wanderungen“ weiträumig zu verbreiteten.⁶⁴¹

Bei der „Heimat einer so volkreichen und mächtigen Rasse“ (Much 1904: 4), wie der „indogermanischen“, müsse es sich um eine „vielgestaltige“ gehandelt haben, „weil die Keim zur Spaltung ihrer Bewohner in viele Völker und zu ihrem Auseinandergehen ohne Zweifel schon in ihr gelegen sein mußten“ (ebd.). In der Gegend um das vollständige „westliche Ostseebecken“, also Nordwestdeutschland, Dänemark und Südschweden mit all den sich dort befindenden Inseln und den an der Nordsee gelegenen Festlandküsten wäre „ein solch vielgestaltiges Land“ anzutreffen (vgl. Much 1904: 4f).

Das Meer stelle „eine vortreffliche Schule für die Nordländer“ (Much 1904: 402) dar. Beide Meeresteile, die Nord- und Ostsee, wären dabei prägend gewesen. Während die Nordsee pausenlos Küstenland samt „menschlichen Wohnstätten“ verschlinge, käme der ruhigeren, leicht schiffbaren Ostsee mit seinen fruchtbaren Inseln, den weit ins Meer reichenden Halbinseln (Jütland/Schleswig-Holstein, Südschweden), ausgedehnten Küstenstrichen, zahlreichen, teilweise weit ins Landesinnere reichenden Buchten und schiffbaren Flussmündungen eine Schutzfunktion bei plötzlichen auftretenden Stürmen oder feindlichen Angriffen zu. Der Fischreichtum beider Hochseegewässer habe schon zur Muschelhaufenzeit die ansässige Bevölkerung auf das offene Meer gelockt. In diesem Gebiet hätten also die naturgegebenen Bedingungen die „Küstenbewohner“ dazu veranlasst „Seefahrer“ zu werden. Nachdem die Inseln der „friedlicheren“ Ostsee und Südschweden zunächst von vereinzelter

639 siehe Kap. 5.6 (S. 218f)/6.1.2 (S. 284)/9.3.1 (S. 534)

640 siehe Kap. 7.2.3 (S. 362)/9.3.1 (S. 551, 554f)

641 siehe nachfolgendes Kapitel

Seefahrern erreicht worden wären, seien diesen sogleich größere Bevölkerungsgruppen, möglicherweise über das gefrorene Meer, gefolgt.

Schließlich hätten sich diese „Küstenbewohner“ mehr oder weniger unfreiwillig auch auf die Nordsee hinausgewagt. Stürme, Konkurrenz um Fischgründe und Verfolgung hätten dabei eine Rolle gespielt, doch wäre neben solchen Notwendigkeiten sicher auch der „angeborene Unternehmergeist“ für solche Anstrengungen verantwortlich gewesen. Die Absolvierung einer solch „hohen Schule der Seefahrt“ habe Ausdauer, Wagemut, Selbstbewusstsein gesteigert und ebenso wie das Halten von Pferden zu einem für die diese Errungenschaften entbehrenden Nachbarstämme zu einem „unbezwingbaren“ Überlegenheitsgefühl geführt (vgl. Much 1904: 402f).

Die westbaltischen Länder („ein zerklüftetes Land“) hat Matthäus Much als den passenden Herkunftsort der „Indogermanen“ angesehen. Neben der „erzieherischen Beschaffenheit“ dieses „Heimatlandes“ könnten Wanderungen entscheidende Impulse bei der Entwicklung der „indogermanischen Rasse“ und einer angeblich für diese charakteristische Kultur geben. In der Fruchtbarkeit des Landes hätte hierbei der ausschlaggebende Faktor bestanden, da dieses genügend Nahrung für einen „Bevölkerungsüberschuss“ liefern muss (vgl. Much 1904: 408f, 413ff, 417f; Urban 2002: 13).

Eine solche „Heimat“ wäre nämlich von der Nord-, West- und Ostseite „unangreifbar“ gewesen und hätte die „Indogermanen“ lediglich zu „Unternehmungen wesentlich nach einer Richtung, der südöstlichen gedrängt“ (Much 1904: 411).

Dagegen wären „solchen Einflüssen [...] die Indogermanen in ihrer weltfernen Heimat entrückt; auf drei Seiten unnahbar durch die Lage, standen sie auf der vierten ihren Nachbarn mehr oder weniger feindlich gegenüber“ (Much 1904: 412).

Allerdings hätte eine solch „fast unzugängliche Lage“ zunächst „ein Hemmnis für die geistige Beeinflussung“ (Much 1904: 413) gebildet, so dass die „Indogermanen“ im Gegensatz zu den „Völkern des Orients“ und später auch den Griechen ein von kulturellen Einflüssen „unberührtes“ Leben geführt hätten.

So hätten auch noch lange Zeit später die „Germanen“ „anscheinend traumverloren“ vor sich hingelebt, dabei jedoch „Schritt für Schritt“ in „Selbsterziehung“ eine „ausgereifte und selbstständige Kultur“ entwickelt. Diese „örtliche Lage“ würde auch die Ausprägung der körperlichen Eigenschaften der „Indogermanen“, insbesondere der „dolichocephale

Schädelbau“ und der „hellen Komplexion“ begünstigen, welche sich „unter allen am reinsten“ bei der skandinavischen Bevölkerung bewahrt hätten (vgl. Much 1904: 412f).

Allerdings findet bei Much auch „eine andere und vielleicht nachteilige Wirkung [...] der westbaltischen Länder“ (Much 1904: 413) Erwähnung, welche ebenfalls in der „eigentümlichen geographische Gestaltung“ begründet liege. Deren „ungemeine Zerrissenheit“ sei durch die zahlreichen kleinen und großen Inseln und weit ins Meer hinausragende Halbinseln, durch die von Flussmündungen und Buchten tief eingeschnittenen Küsten sowie durch das ebenso von Seen, Strömen und offenes Meer zerklüftete Landesinnere gekennzeichnet. Somit wäre die Geographie durch „keinen festen Zusammenhang“ und „keine streng zusammengefaßten Landmassen“ charakterisiert. Hierbei sei „der Vergleich mit Griechenland“ noch „zutreffender“, da in beiden Gebieten die „Zerrissenheit des Landes“ für die „Zerklüftung der Volksmasse“ gesorgt hätte. Dabei hätten die einschneidenden Gewässer die Bevölkerung dermaßen getrennt, dass unterschiedliche „Stämme“ mit einem „angeborenen Selbständigkeitsgefühl“ entstanden wären, welches sich dadurch als eine festgefügte lang andauernde „Grundlage“ erhalten hätte. Durch die mitunter weit auseinandergedrifteten Landesteile und die unterschiedliche Bewältigung des Lebensunterhalts hätte kein Zusammengehörigkeitsgefühl aufkommen können und „mit der Zeit Anlaß zur Spaltung der Sprache“ (Much 1904: 414) gegeben. Zwar wäre diese „im Heimatlande“ zunächst „nur in Mundarten“ zerfallen, doch wäre „diese Wirkung“ mit der „gegenseitigen Entfremdung“ angewachsen.

Hierbei ist eine deutliche Abkehr von der sprachlichen Komponente als einigendes Band der „Indogermanen“ vorzufinden, an deren Stelle eine Fokussierung auf körperliche Merkmale tritt.

9.3.6 Die „Kulturmittel“ und Nordeuropa als „Ausstrahlungszentrum“ der „Zivilisation“

Das neolithische Fundmaterial weist eindeutig auf Tätigkeiten hin, welche selbst ohne ihren Fundkontext, der ja damals aus heutiger Sicht nicht selten vernachlässigt wurde, auf Ackerbau und Viehzucht hinweisen. Keramik, Werkzeuge und die Überreste von Mahlzeiten, insbesondere die Tierknochen sprechen eine deutliche Sprache, welche schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihrem kulturhistorischen Zusammenhang richtig erkannt wurden. Besonders die Feuchtboden- oder Uferrandsiedlungen, welche damals Pfahlbauten genannt wurden, erweiterten den Fundhorizont durch die konservierende Wirkung des

Schlamm des Seegrundes, so dass zu den Tierknochen auch organische Abfälle in Form von Gewebe- und Pflanzenresten, Saatgut und ganzen Brotlaiben traten. Die Pionierarbeit, welche unter dem Einfluss des Darwinismus zu einer verstärkten interdisziplinären Einbindung der Naturwissenschaften in die Erforschung des Neolithikums führte, leisteten hierbei in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts der Züricher Botanikprofessor Oswald Heer (1809-1881) und der Basler Osteologieprofessor Ludwig Rüttimeyer (1825-1895) mit ihren Werken *Die Pflanzen der Pfahlbauten* (1866) und *Die Fauna der Pfahlbauten der Schweiz* (1862) die *Archäobotanik* bzw. die *Archäozoologie* entscheidend prägten. Das Auffinden der blauen Kornblume, welche eigentlich in Sizilien beheimatet ist, in den urgeschichtlichen Überresten wies neben den Getreidesorten an sich auf eine Herkunft der Kulturpflanzen aus dem mediterranen Raum. Hinsichtlich der Haustiere wurden aufgrund von morphologischen Ähnlichkeiten zu aus dem asiatisch-„orientalischen“ Raum hergeleitet, welche über Ägypten nach Südeuropa und schließlich in die Pfahlbausiedlungen gelangt wären. Lediglich für den Hund, das Rind und das Pferd wurden von Jakob Heierli neben den „orientalischen“ Domestizierungsherden auch europäische Züchtungen in Erwägung gezogen (vgl. Altorfer 2004: 76-86, 90; Heierli 1901: 159ff; Kühn 1976: 238).

Matthäus Muchs früheste Artikel zum Neolithikum und den Pfahlbausiedlungen sind für die ideologische Färbung seiner Arbeit nicht von herausragendem Interesse, sie geben eher den damaligen Wissenstand wieder. Dies änderte sich in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts mit der zunehmenden Einbeziehung stein- und bronzezeitlicher Fundzusammenhänge in die nationale Mythenbildung.⁶⁴²

Matthäus Muchs Werk *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* (1902/1904) ist dagegen als *Ex septentrione lux*-Antwort auf die Schweizer Pfahlbauforscher zu verstehen, obwohl er häufig deren Ergebnisse nicht grundlegend anzweifelte, sondern vielmehr die mediterranen gegenüber den „orientalischen“ Einflüssen in den Vordergrund schob (vgl. Much 1902a: 177-242; Much 1904: 221-323).⁶⁴³

Außerdem genoss damals Victor Hehns Werk *Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie das übrige Europa. historisch-linguistische Skizzen* aus dem Jahr 1870 weitreichende Anerkennung. Dabei suchte Hehn, wie der Titel schon aussagt, sprachwissenschaftliche und historische Belege, auf welche Weise

642 siehe Kap. 5.2.1 (S. 171f)/5.4.1 (S. 202)/5.4.2 (S. 206ff)/6.1.4 (S. 302f)/8.3-8.3.5.4

643 In der Zweitaufgabe erscheint erst zusätzlich zum Kapitel über die Haustiere ein solches über Kulturpflanzen.

Kulturpflanzen und Haustiere aus Vorderasien nach Europa mitgebracht wurden, wobei sich die Sorten bzw. Arten fortschreitend veredelten. Selbst das von zahlreichen germanophilen Autoren als Reittier gepriesene Pferd hat Hehn als Errungenschaft der „gelben Steppenvölker“ dargestellt. Die ersten „Indogermanen“ hätten bei ihrer Einwanderung nach Europa höchstwahrscheinlich noch nicht über Pferde verfügt. Folglich hätten sie es in ihrer iranischen „Urheimat“ erst später von den „Türken“ oder „Mongolen“ übernommen haben. Folglich wäre es bei allen „europäischen Völkern“ erst spät aufgetaucht. Die „Thraker“ hätten schließlich das Pferd aus Kleinasien nach Europa eingeführt (vgl. Hehn 1874: 20f, 46-49, 52f).

Bei Victor Hehn (1813-1890) handelte es sich um einen späten Abkömmling der humanistischen Italomanie. Seine Kulturtheorie, welche sich im Umfeld des baltischen Liberalismus entwickelt hatte, ging häufig mit einer sehr einseitigen Glorifizierung der „mediterranen Lebensweise“ Hand in Hand. Diese Lebensweise hätte im östlichen Mittelmeerraum ihren Ursprung. Außerdem handelte es sich bei ihm um einen Spötter nationalistischer Engstirnigkeit (vgl. See 1994: 161, 167, 182).

Matthäus Much wollte Hehn etwas entgegensetzen:

„Diese wie ein Dogma angesehene Erzählung [Noahlegende] erzeugte den Glauben an den asiatischen Ursprung aller Menschen und aller geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung, und manche unserer besten Kulturhistoriker werden noch von dem zwar unbewußten aber festgewurzelten Glauben an die Bibelerzählung beherrscht und suchen die Heimat der Haustiere und den Beginn ihrer Zähmung in Asien; ich erinnere nur an das bekannte Buch von Viktor Hehn, das einst die gelehrte Meinung so sehr beeinflusst hat“ (Much 1904: 232).

Zwar war Hehn kein spezialisierter Wissenschaftler, doch war er für seinen hohen Bildungsstand berühmt, wobei ja auch die Urgeschichte als geistes- und naturwissenschaftliche archäologische Disziplin, über welche der Anschluss an die Kulturgeschichte geschaffen werden sollte, noch in den Kinderschuhen steckte.

In Matthäus Muchs später Schrift *Vorgeschichtliche Nähr- und Nutzpflanzen Europas* aus dem Jahr 1908 charakterisierte er seine zeitgenössischen Kulturhistoriker und Sprachwissenschaftler wie folgt:

„[...] befangen vom alten Philologenwahn, Europa als ein durchaus armes Land hinstellen, das nicht nur seine geistige Nahrung, sondern auch sein täglich Brot aus dem Orient holen mußte; können sie sich doch auf die großen Eiszeiten berufen, welche nahezu auf der Hälfte

der Oberfläche unseres Erdteiles alles Leben unter Gletschern begruben, auf dem freigegebenen Teile die Pflanzen der gemäßigten Zone verdrängten, wofür sie die polaren Pflanzen ansiedelten und zweifellos selbst die einst milden und fruchtbaren Gegenden durch rauhe Winter heimsuchten und die ganze Vegetation in der empfindlichsten Weise verkümmerten, verschoben und durcheinanderwarfen“ (Much 1908: 195).

Moritz Hoernes berief sich dagegen im Jahr 1892 auf Victor Hehn, um den Vorbildcharakter der „höheren Civilisation“ des klassischen Altertums zu untermauern, welches bei seinem Ausgang einen „großartigen Assimilationsprocess“ ausgelöst hätte. Der mediterrane Raum wäre als erstes „orientalisiert“ worden, indem es „semitische Culturgewächse“ aufgenommen und so den Bann einer „dunklen“ und „einförmigen Urzeit“ durchbrochen habe. In Griechenland und Italien wäre das Land über einen vielfältigen Gartenbau u.a. durch Bewässerungsanlagen „geadelt“ worden. In allen Küstengebieten des Mittelmeers hätte sich eine „gleichförmige Bodencultur“ herausgebildet, wobei Italien, seit es in seinen Hauptzügen hergestellt war, „den Nordländer mit unerschöpflicher Macht in den Süden zog“ (Hoernes 1892: 428).

Andere Kulturverbreitungstheorien räumten jedoch dem europäischen Kontinent keineswegs nur einen durch eine Spätentwicklung erlangten Vorrang gegenüber dem „Orient“ ein, sondern sprachen Europa eine vollständig autochthone Entwicklung zu oder fassten gar die alten ägyptischen oder vorderasiatischen Kulturen lediglich als einen Abglanz einer urgeschichtlichen „europäischen Hochkultur“ auf.

Karl Penka machte den Norden bereits seit dem Jahr 1883 zum „spendenden Zentrum“ kultureller Entwicklung, deren größtenteils vollständige Unabhängigkeit vom „Orient“ auf europäischem Boden von Salomon Reinach (1858-1932) betont wurde. Dazu veröffentlichte Reinach 1893 den Aufsatz *Le mirage oriental*, welcher sich im deutschsprachigen Raum unter dem Schlagwort der „orientalischen Trugspiegelung“ etablierte. Reinach beklagte die bisherige „Benachteiligung“ der „Rechte Europas gegen die asiatischen Anmaßungen“ (Reinach übersetzt durch Wilser, zit. nach Wiwjorra 2002: 86). Bei der Lehrmeinung *Ex oriente lux* handle es sich lediglich um ein „überaus hartnäckiges“, die Altertumswissenschaften belastendes „Vorurteil“, welches „östliche Elemente“, ganz gleich ob „phönizisch“, „semitisch“, „arisch“ oder „karienisch“,⁶⁴⁴ generell überbewertet hätte.

644 Bei griech. *Karia*, lat. *Caria* handelt es sich um eine antike historische Landschaft im Südwesten Kleinasiens. Die *Karer* bzw. griech. *Karoi* finden in Homers *Ilias* Erwähnung. Laut in Ägypten verfassten karienischen Inschriften dienten sie dort als Söldner (vgl. Haarmann 2012: 156f).

Allerdings betonte Reinach im Unterschied zu den Vertretern einer Nordthese gerade das kulturelle Potential des mediterranen Raums:

„Der Süden war die leitende und spendende Kulturmacht; der äußere Kreis, besonders der Norden, folgte nach und empfang“ (Reinach nach Hoernes 1909a: 405).

Außerdem betonte Salomon Reinach, dass es sich bei der mykenischen Kultur um eine „einheimische“ und keine „orientalische“ Errungenschaft gehandelt habe (vgl. Daniel 1950: 180; Hoernes 1909a: 404f; Wiwjorra 2002: 86).

Im Jahr 1894 brachte die Zeitschrift „Globus“⁶⁴⁵ einen Aufsatz von Ludwig Wilser unter dem Titel *Das Trugbild des Ostens* heraus, so dass dieses Schlagwort an die *Ex septentrione Lux*-Theorien Anbindung finden konnte (vgl. Wiwjorra 2002: 103).

Die Abhandlung *Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nordeuropas* erschien zunächst 1906 in den MAGW (vgl. MAGW [XXXVI/3.F.: VI] 1906: 57-91), bevor sie im Jahr darauf in ihrer inhaltlich erweiterten Fassung mit dem Zusatz „Mitteleuropa“ im Titel in Buchform veröffentlicht wurde. Dabei handelt es sich in erster Linie um eine Polemik gegen die skandinavischen Forscher Oscar Montelius und Sophus Müller, welche Matthäus Much aber auch schon in seiner „Heimat der Indogermanen“ hinsichtlich der Theorie eines Ursprungs der nordischen Steingräber im mykenischen Kuppelgrab zu widerlegen glaubte (vgl. Much 1904: 163-181).

Hauptsächlich sollte hierbei das von Oscar Montelius für die nordische Bronzezeit erstellte Chronologiesystem, welches Sophus Müller mit seiner Spätdatierung zeitlich weiter nach vorne versetzt hatte, über den Haufen geworfen werden, indem es ignoriert oder angefochten wurde. Stattdessen wurden Versuche gestartet, eine Frühdatierung von Kulturerscheinungen in Europa durchzusetzen, wie dies auch schon von Salomon Reinach in Angriff genommen hatte (vgl. Trigger 1989: 160; Wiwjorra 2006: 95).⁶⁴⁶

Allzu groß erscheinen jedoch die Unterschiede zwischen den Kulturübertragungstheorien von Matthäus Much und seinen skandinavischen Kontrahenten auf den ersten Blick nicht.

Obwohl der schwedische Urgeschichtsforscher Oscar Montelius (1843-1921) so gut wie „alle Fortschritte der alteuropäischen Kultur aus dem Orient herleitet“ (Hoernes 1909a: 404), hat er nach „typologischen Untersuchungen“ dem „Okzident“ gegenüber dem „Orient“ eine

645 65. Jg., Nr. 12 und 15

646 siehe Kap. 9.4/S. 605-610

wesentlich „größere Lebhaftigkeit“ zugeschrieben. Diese äußere sich bei den europäischen Bodenfunden in einem „Formenreichtum“, einer „Rührigkeit“ und einer „Vorliebe für Veränderung“. Dieser Veränderungsdrang hätte sich zumeist Hand in Hand „mit praktischen Verbesserungen“ geäußert. Eine „schnelle Entwicklung“ erschien somit in Europa möglich, „welche in eigentümlichem Gegensatze zum Konservatismus im Orient“ (Montelius nach Hoernes 1909a: 403) stünde, dessen Altertümer über Jahrtausende „unverändert“ die gleichen Formen beibehalten hätten. Die „Kostbarkeit des Materials“ der „orientalischen“ Fundgegenstände sei nur ein „schwacher Ersatz“ zum europäischen Formenreichtum. Bereits zu „sehr früher“ Zeit sei „dieser typologische Gegensatz zwischen Okzident und Orient“ (ebd.) ersichtlich und bleibe auch konstant erhalten:

„Er ist mit der Verschiedenheit des Volkscharakters auf das engste verbunden, welche von so großer Bedeutung für die ganze Entwicklung der orientalischen und europäischen Völker gewesen und dadurch so bestimmend für ihre Geschichte und ihr gegenseitiges Verhältnis noch heutzutage ist“ (Montelius nach Hoernes 1909a: 404).

Moritz Hoernes hielt diese Kombination einer Herleitung der „alteuropäischen“ Fortschritte aus der „orientalischen“ Region bei einem gleichzeitigen Einräumen eines Vorranges der „europäischen Entwicklung“ gegenüber den „orientalischen“ Kulturen noch zu vorgeschichtlichen Zeiten für durchaus plausibel. Schließlich handle es sich beim „Orient“ um „das ältere, daher lange Zeit gebende Kulturgebiet; aber Europa hat aus dessen Gaben zu allen Zeiten mehr zu machen gewußt als sie ursprünglich bedeuteten“ (Hoernes 1909a: 404).

In seinem Literaturbericht in den MAGW zur *Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie* von Sophus Müller kommentierte Matthäus Much diese wie folgt:

„Nach der Anschauung Müllers müßten die Bewohner des mittleren und nördlichen Europas zu keiner Zeit imstande gewesen sein, etwas neues aus sich selbst heraus schöpferisch zu gestalten, ja auch nur den gegebenen Anregungen zu folgen und die ihnen vom Oriente zugekommenen Vorbilder eigenartig weiter zu entwickeln und zur Grundlage einer, fernerhin selbstständigen Kultur zu machen; sie müßten vielmehr wie hilflose Kinder, wie wahre Wilde immer gewartet haben, bis ihnen der Orient wieder einmal ein neues Werkzeug, eine neue Zierart in die Hand, einen neuen Gedanken in den Kopf gegeben, ohne daß sie es je vermochten, neue Formen zu gestalten, neue Gedanken zu schöpfen“ (Much in MAGW [XXXVI/3.F.: VI] 1906: 41).

Zwar hat Matthäus Much dem Verfasser in vielen Punkten Recht gegeben; schließlich habe der „Orient“ einen „übermächtigen kulturellen Einfluss“. Doch bemerkte er, dass Sophus Müller in vielen Punkten zu weit gegangen war, so dass ihm selbst die Forscher, welche unabhängige Entwicklungen für Europa in Abrede stellten, in seinem „äußersten Standpunkt“ nicht zugestimmt haben. Die Stärke des Werkes liege neben der reichhaltigen Materialsammlung in der Ausschließlichkeit, mit welcher die Lehre vertreten wird (vgl. ebd.).

Sophus Müller erwähnte in seiner *Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie* Matthäus Much mit keiner Silbe. Womöglich fasste dies Much gerade als Provokation auf, um in seiner „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ zu einem weiteren Angriff gegen Sophus Müller und Oscar Montelius auszuholen. Nun werden auch Kupfer- und Bronzezeit im Gegensatz zur „Heimat der Indogermanen“ wieder in einem eigens eingerichteten Kapitel behandelt und die Voreingenommenheit der beiden skandinavischen Forscher erneut beklagt (vgl. Much 1907b: 115-125).

In Matthäus Much's am 7. März 1877 in den MAGW herausgegebenen Artikel *Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache* ließ er seine Germanophilie bis in die Steinzeit zurückreichen.⁶⁴⁷

Dabei handelt es sich bei der Übertragung von Sprachgruppen und Völkernamen auf Fundhorizonte aus der Stein- und Kupferzeit generell um ein völlig haltloses Unterfangen, wobei es auch für die nachfolgende Bronze- und die Eisenzeit im urgeschichtlichen Kontext eher fraglich ist, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen wie z.B. die „Kelten“ als geschlossene Einheiten aufgetreten sind. Vielmehr hat es sich wohl bei den „Kelten“ um eher brüchige Koalitionen aus verschiedenen Gruppierungen gehandelt, welche wahrscheinlich über gemeinsame religiöse Vorstellungen und den Glauben an eine gemeinsame Abstammung miteinander verbunden waren. Allerdings ist die Beantwortung der Frage schwierig, ob diese ideellen Gemeinsamkeiten wirklich eher als „gemeinkeltisch“ oder stattdessen als „indoeuropäisch“ einzustufen sind (vgl. Urban 2003: 136ff; 283ff).

Als Ausgangspunkt für Matthäus Much's völkisches Konstrukt von jungsteinzeitlichen „Indogermanen“ als „Vorväter“ der „Germanen“ ist der Artikel *Ueber den Ackerbau der Germanen (Zur Hochäcker-Frage.)* anzusehen, welcher am 4. Oktober 1878 in den MAGW herausgegeben wurde. Darin widmete er einen Abschnitt dem „Ackerbau der Indogermanen“

⁶⁴⁷ siehe Kap. 6.1.4 (S. 314)/7.4 (S. 370f)

und gab bereits ein gemäßigtes Klima als notwendige Voraussetzung für deren Herkunftsgebiet an, auch wenn er dieses noch ins armenische Hochland verlegte. Eine auf „Sesshaftigkeit“, „Ehe“, „Monogamie“ und „Gleichberechtigung“ zwischen Mann und Frau beruhende Lebensweise mit Ackerbau, Viehzucht, Hausbau und dem Anlegen von Wegen definieren hierbei die „Arier“ als „Culturvolk“ und grenzen sie von „Jägern“ und „Nomaden“ bzw. „Wanderhirten“ ab. Sie hätten bereits auf Kohlen gerösteten sowie mit Salz gewürzten Kuchen zubereitet; daneben die Milch ihrer Herdentiere, wahrscheinlich auch Kürbisse und ein Kohlgewächs genutzt. Auch müssten die „Indogermanen“ viele Baumarten gekannt haben, welche zum Hausbau genutzt worden sind (vgl. Much 1879b: 209-216).

Moritz Hoernes betonte, dass Wildbeutergesellschaften, welche überwiegend Fleisch zu sich nehmen, Salz verabscheuen und stattdessen bevorzugt Zucker und Honig zu sich nehmen, während es bei Pflanzenbaugesellschaften gerade umgekehrt sei. Die „Ostarier“ hätten sich vorwiegend von Fleisch ernährt, so dass ihnen das Verlangen nach Salz unbekannt geblieben wäre, wohingegen der „Westarier“ durch die Lage seiner Wohnsitze in Meeresnähe das Salz zu schätzen gelernt hätten, so dass die binnenländischen Salzvorkommen wie z.B. Hallstatt in der Urgeschichte zu herausragender „Kulturbedeutung“ gelangt sind, wie das auch Matthäus Much richtig erkannt hatte (vgl. Hoernes 1909a: 511; Hoernes 1909b: 23f, 89).

In Matthäus Much's vor dem „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien“ gehaltenen Vortrag *Die Frauen in der Urgeschichte* aus dem Jahr 1882 werden die „Culturelemente“ der neolithischen Periode als Zustand einer gesicherten Zeitenfolge „menschlicher Culturentwicklung“ beschrieben, wobei das Fundinventar der Pfahlbau- und Höhensiedlungen als Vorlage für seine Interpretationen diene. Gleichzeitig erscheint die paläolithische Periode „als Bild äusserster Armuth und Bedürfnisslosigkeit, erfüllt von einem endlosen und schliesslich aufreibenden Kampfe ums Dasein“ (Much 1883: 17) bereits als überwunden (vgl. Much 1883: 9ff, 17).

In der Schrift *Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Cultur-Entwicklung*, welche wohl im gleichen Jahr wie der Vortrag fertiggestellt wurde, findet ein „hoher Grad der Cultur“ der eintreffenden „Völker“ Betonung. Diese haben von Beginn an, Siedlungen errichtet, zwar noch keine Metalle gekannt, aber bereits über ein vielfältiges Repertoire an Waffen und Werkzeugen aus poliertem Stein verfügt, mit welchen eine bessere Holzverarbeitung ermöglicht wurde, so dass diese Geräte „gewerbsmäßig“ hergestellt worden wären. Für die Herstellung der bereits gebrannten und von einer Vielfalt geprägten Keramik wären die Frauen zuständig gewesen. Dabei wurde ein

„intensiver Ackerbau“ mit dem Pflug betrieben, Lein, Feldfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen, evtl. Möhren und Pastinak) und Getreide (Weizen, Gerste, Hirse) angebaut, welches mit Mahlsteinen zu Mehl zerkleinert wurde, um daraus Brei, Brot, Semmeln herzustellen; daneben bereits Rinder, Schweine, Ziegen, und Schafe, welche neben der Deckung des Fleischbedarfs für Milch, Butter und Käse sorgten sowie den Haushund aus ihrer „Heimat“ mitgeführt. Stricke, Schnüre und Fäden wurden aus Lein- und Bastfasern gedreht, Leingewebe zur Herstellung der Kleidung produziert, sowie Angelschnüre und Fischernetze hergestellt. Außerdem wäre Bier gebraut und aus Honig Met hergestellt worden.

Die große Menge an vorgefundenen Keramik- und Mahlzeitüberresten deute laut Matthäus Much zudem auf einen „jahrhundertelangen Bestand“ der Höhen- und Pfahlbausiedlungen als Wohnplätze und keineswegs auf eine „nomadische“ Lebensweise hin. Die Viehzucht hätte gegenüber der Jagd eine zunehmend bedeutende Rolle eingenommen, wildes Obst wurde genutzt und bereits eine Sorte von Äpfeln „kultiviert“ und daraus Apfelmus hergestellt. Es habe sich damals bei der Bevölkerung „Mittel-Europas“ um ein „Ackerbauvolk“, d.h. „friedliche und seßhafte Bauern“, gehandelt. Die hohe Besiedlungsdichte zeuge vom Vorhandensein „einer gesetzlichen [bzw. geselligen] Ordnung, von Recht und Sitte“ (Much 1884: 18), wobei die „Gleichberechtigung“ des weiblichen Geschlechts hervorgehoben wird, welche für die Töpferei, die Spinnerei und Weberei mit Webstühlen sowie die gesamten Haushaltstätigkeiten wie Flachsbearbeitung, Zwirne, Nähen, Stickerei, Bast- und Lederarbeiten zuständig gewesen wäre (vgl. Much 1883: 10, 18-27, 30; Much 1884: 8-20, 27; Much 1885: 261f, 265, 272, 274-278, 292-295; Much 1886: 1-8; 29, 154f, 164f, 168f; Much/Wurmbrand 1888: 127ff; Much 1893: 4f, 71-74; 324-330, 342f).

Moritz Hoernes betonte dahingegen, dass gerade der Pflanzenbau der Pfahlbaubevölkerung nicht besonders „hoch entwickelt“ gewesen sei, so dass die Jagd und das Sammeln von Wildgewächsen daneben lebensnotwendige Subsistenzweisen geblieben wären (vgl. Hoernes 1909a: 546).

Die Vereinnahmung des „arischen“ Mythos in Form eines Kulturschichtungsmodells kündigt sich bereits in seinem Vortrag *Die Frauen in der Urgeschichte* von 1882 an, in welchem Matthäus Much gleichzeitig auftretende „analoge Zustände“ in Italien, Griechenland, Kleinasien, wobei insbesondere Ilium (Troja) hervorgehoben wird, Persien und den „uralten Culturländern Indien und Aegypten“ (Much 1883: 29) belegt zu haben glaubte (vgl. Much 1883: 29, 31f).

Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts schuf Matthäus Much einen mitteleuropäischen „Culturkreis der Arier“ mit kupfernen Flachbeilen und Doppeläxten, welche sich aus Steinhämmern entwickelt hätten, geometrischer Dekorationsweise der Keramik und der Kupfergegenstände als „nationale Erzeugnisse“, wobei nichts auf einen „fremdartigen Charakter“ hinweise. Dabei postulierte er eine „vollständige Verwandtschaft“ der Pfahlbau-Keramik, einschließlich der vom Mondsee, mit Gefäßen aus Zypern und den ältesten Städten Trojas, welche auf eine „gemeinsame Abstammung“ schließen lasse. Die Spirale und andere geometrische Figuren wären von Europa in den „Orient“ gewandert. Die Bronze ließ er ein wenig später aus dem „Orient“ in diesen „arischen Culturkreis“ eintreten. Ansonsten wären aus dem „orientalischen Culturkreis“, welchen er dem „arischen“ gegenüberstellte, nur Goldartefakte in „fremden Formen“ aus dem Südosten bis nach Mitteleuropa verbreitet worden. In der dritten Stadt Trojas (nach Schliemann) hätte eine „vollständige Umwälzung“ des Keramikbestandes stattgefunden; zudem erscheinen in dieser Siedlungsschicht Goldgefäße und Goldschmuck. In der Auflage vom Buch *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen* aus dem Jahr 1893 erwähnte Much auch Goldfunde aus den ersten beiden Städten (vgl. Much 1885: 272-275, 278ff, 288, 293f; Much 1886: 35-39, 85ff, 178; Much 1893: 156, 306-309, 362).

Für „die Lehre von der Einwanderung der europäischen Indogermanen aus Asien“ (Much 1885: 288) gebe es jedenfalls keinerlei argumentative Grundlage. Stattdessen kreierte Much eine eigenständig entwickelte „alteuropäische Kulturhöhe“:

„Allein sieht man näher zu, so überzeugt man sich bald, dass für dieselbe [asiatische Herkunft der ›Indogermanen‹] ausser der Entlehnung einiger Culturmittel von den Semiten keine Gründe aufzubringen sind. Jene Culturmittel aber wurden zumeist erst zu einer Zeit – namentlich durch den phönizischen Verkehr – überbracht, als die Ausbreitung und Individualisirung der indoeuropäischen Völker längst vollendet war; die Uebernahme von Culturelementen in der frühesten Zeit erklärt sich aber leicht durch gegenseitigen Einfluss an den Berührungspunkten der Verbreitungsgebiete bei den Rassen“ (ebd.).

Im Jahr 1893 finden häufig Knöpfe mit V-Bohrung aus Fundkontexten wie z.B. dem Mondsee und Lengyel Erwähnung, welche er dem „arischen Culturkreis“ zugerechnet hat und aus der Übergangsphase von der Stein- in die Kupferzeit stammen würden, wobei er auch gleichartige Stücke in Frankreich und England ausgemacht haben wollte (vgl. Much 1893: 99-109).

In seinem Werk nach der Jahrhundertwende schuf Matthäus Much eine Nordthese, nach welcher sich die „Indogermanen“ Richtung Süden und Südosten ausbreiteten und überall ihre Spuren hinterließen. In südliche Richtung wären sie auf einen „mediterranen Kulturkreis“ getroffen, im Südosten stand ihnen ein „orientalischer Kulturkreis“ gegenüber, auch wenn dieser nicht mehr explizit so genannt wird wie noch im Jahr 1886. Der „mykenische Kulturkreis“ wird im Kontrast zu Salomon Reinach nicht als ein „einheimischer“ betrachtet, sondern neben „anderen, der orientalischen Kunst angehörenden Dekorationselementen“ (Much 1904: 277) aufgrund einer Palmendarstellung auf einem mykenischen Goldbecher an einen „babylonisch-assyrischen Kulturkreis“ angelehnt (vgl. Much 1904: 116, 150, 277).

In Matthäus Muchs Hauptwerk *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung* werden zunächst in sechs Abschnitten die Ausbreitung der angeblich für die „Indogermanen“ spezifischen „Kulturmittel“ als Wegweiser für die Wege ihrer Wanderungen beschrieben, um danach auf die *Rasse* der „Indogermanen“ in ihrem körperlichen Erscheinungsbild (VII. Abschnitt) und abschließend auf die *geographische und physikalische Beschaffenheit des Heimatlandes auf die Bewohner* (VIII. Abschnitt) einzugehen. Dabei ist eine verstärkte Bezugnahme zum neolithischen Fundkontext festzustellen, wobei die Vermutung naheliegt, dass es seinem eurozentristischen Weltbild wenig schmeichelte, dass für die Bronzeherstellung außereuropäische Einflüsse nicht vollständig von der Hand zu weisen waren und er deswegen sein Hauptaugenmerk von der Kupferzeit abschweifen ließ.⁶⁴⁸

Die aus dem in Nordeuropa vorgefundenen Feuerstein hergestellten *Werkzeuge und Waffen des jüngeren Steinalters* (I. Abschnitt) waren für Matthäus Much eines der primären „Leitfossilien“,⁶⁴⁹ um die „Wanderzüge“ der aus Nordeuropa auswandernden „indogermanischen Stämme“ nachzuvollziehen (vgl. Much 1902a: 7-49; Much 1904: 7-55).

Bereits seit Anfang der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts äußerte Matthäus Much die Ansicht, dass dort, wo dem „Feuerstein des Nordens“ in seiner Eignung zur Werkzeugherstellung ähnliches Gestein vorgefunden wurde, die daraus hergestellten Werkzeuge den metallenen Geräten an Wirksamkeit nur wenig nachgestanden haben (vgl. Much 1883: 19).

Dieser Gedanke von lokalen Gesteinen als Ersatzstoffe für den „nordischen Feuerstein“, welcher zur Herstellung von „Waffen“ und Werkzeugen“ besonders geeignet war, ist bei

⁶⁴⁸ siehe Kap. 9.4/9.5

⁶⁴⁹ Bei „Leitfossilien“ handelt es sich um Karl Pasmans Ausdrucksweise (vgl. Pusan 1991: 94).

Matthäus Much Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts aufgekommen und wird im Kapitel *Nephrit, Jadeit, Chloromelanit und Türkis* (II. Abschnitt) behandelt. Während andere Forscher solche Gesteine als Mitbringsel von „asiatischen Kulturvölkern“⁶⁵⁰ betrachteten, suchte Matthäus Much in Mitteleuropa, insbesondere im Umfeld der Pfahlbausiedlungen des Alpenvorlandes, nach Hinweisen auf lokale natürlichen Vorkommen und stellte Artefakte aus diesen Gesteinen als Produkte eines „nord“- und „mitteleuropäischen Kulturvolkes“ dar. Nephrit wurde an verschiedenen Orten Mitteleuropas, auch im Alpengebiet, gefunden, wobei ein einzelner *erratischer Block*⁶⁵¹ für den überschaubaren Rahmen einer örtlichen Beilmanufaktur gereicht haben kann. Beim Jadeit und Türkis stellte er die Vermutung an, dass die lokalen Vorkommen noch auftauchen könnten. Falls dem nicht so wäre, würde anhand der größeren „Formenvielfalt“ ersichtlich, dass sich diese Artefakte aus Europa in Richtung Asien verbreitet hätten und die Gesteine noch irgendwo unentdeckt unter Geröll verschüttet lägen. Mit dieser These von Ersatzstoffen entwickelten sich seine Vorstellungen einer eigenständigen „mitteleuropäischen Kupferzeit“, nach welcher die Menschen der Jungsteinzeit auf der Suche nach diesen Gesteinen und nach Salz auch auf Kupfer gestoßen sind, welches sie sogleich im Bergbau wie am Mitterberg ausbeuteten. Soweit so gut, scheinen neuere Forschungsergebnisse die Existenz einer Kupferzeit im 4. und 3. Jahrtausend v. Chr. zu bestätigen, welche zwar auch Spätneolithikum genannt wird, aber auch mit ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen einherging. Die metallurgischen Kenntnisse stammen nach dem momentanen Forschungsstand dennoch aus dem „Vorderen Orient“, wo die Kupferverarbeitung ca. 5000 v. Chr. begann, so dass es keine Veranlassung gibt von „Indogermanen“, welche zudem ursprünglich aus Nordeuropa stammen sollen, als „Träger“ der neuen Technologie auszugehen (vgl. Heierli 1901: 116; MAGW [VII] 1878: 296; Much 1885: 275, 277; Much 1886: 101-121, 152-172; Much 1889: 375-381; Much 1893: 248-347; Much 1902a: 49-59; Much 1902b: 1-4; Much 1904: 57-70; Urban 2003: 95f).

Das Feuer, welches sich der „Indogermane“ eigenständig vom Himmel geholt hätte, wird als Grundlage aller Entwicklung „menschlicher Cultur“ dargestellt. Die erste Nutzung des Feuers wird neben der einsetzenden Werkzeugherstellung zu dem „Kulturmittel“, welches den Menschen aus seinem „rohesten Zustand“ erhoben hat, was im Anschluss die Domestizierung von Tieren und den Anbau von kultivierten Pflanzen ermöglichte. Zudem wird das Feuer als

650 Selbst Karl Penka hat noch 1883 in Mitteleuropa vorgefundene Nephritbeile als Hinterlassenschaften von aus Asien in Europa einfallenden „Brachycephalen“ verstanden (vgl. Penka 1883: 90f).

651 *erratischer Block*: ein durch die eiszeitlichen Gletscher verschobener Findling

das wichtigste aller „Kulturmittel“ dargestellt, da sich ohne dieses keine Metallurgie entwickeln kann. Ohne die Metalle verfüge jedoch selbst der viehzüchtende und ackerbauende Mensch nicht über die vollständige Beherrschung der Natur (vgl. Much 1879b: 214; Much 1886: 1; Much 1893: 1, 300f; Much 1902a: 276-286; Much 1904: 378-391).

Dem Metall sowie dem Salz und damit auch dem „Bergsegen“ des Alpengebiets wird darüber hinaus eine besonders förderliche Rolle beim Kulturaustausch in Matthäus Muchs Alpenvereinsartikel auch für andere Bereiche zugesprochen:

„Hat das Metall dadurch erziehend gewirkt, so gereichte es als Werkzeug und Waffe in der Hand des Menschen zu dessen größter Wohltat, indem es ihm damit erst die volle Macht über die Natur überlieferte. Und wie eine Wohltat nach allen Seiten segensreichen Einfluß hat, so ist damit auch die des Metalles nicht erschöpft; denn es wurde als überall begehrte, doch nicht überall erreichbare Sache ein Gegenstand des Güteraustausches, der seinerseits wieder den Verkehr der Menschen und Völker untereinander lebhafter anregte, dem sodann nicht nur ein Austausch von Kulturmitteln anderer Art, sondern auch von Kulturideen auf dem Fuße folgte.

In ähnlicher, wenn gleich nicht so tief eingreifender Weise wirkte das Salz auf den Verkehr der Menschen und es wurde dadurch neben dem Metalle ein Kulturträger und Förderer der Menschheit“ (Much: 1902b: 1).

Die *geometrische und farbige Dekoration der Gefäße und die Spirale* im besonderen (III. Abschnitt) wird als Ausdrucksform eines „Sonnendienstes“ und somit als „religiöse Vorstellung“ verstanden, welche auf den Ackerbau als Lebensgrundlage beruhe und sich deswegen über alle Zeitalter bei den „Ariern“ bzw. „Indogermanen“ erhalten hätte (vgl. Much 1884: 18, 43; Much 1885: 277, 294f; Much 1886: 30f, 169f; Much 1893: 33, 73f, 151ff, 307-310; Much 1902a: 61-116; Much 1904: 71-135, 149; Much 1907b: 66-73, 121).

Auch der baltische *Bernstein* (IV. Abschnitt) konnte aufgrund der Lage seines natürlichen Vorkommens mit Leichtigkeit als ein Produkt des „nordischen Kulturkreises“ angesehen werden. Matthäus Much verstand ihn dabei in erster Linie als Ausdrucksform von spezifischen „religiösen Anschauungen“, welche einer Art „Volksgeist“ entsprungen wären (vgl. Much 1902a: 117-134; Much 1904: 137-157).

Die Dolmen bzw. Megalithbauten, bei welchen es sich um Bauwerke aus großen behauenen Steinklötzen handelt, hat Matthäus Much als spezifische Ausdrucksform seines „nordischen Kulturkreises“ verstanden, wobei insbesondere der Verbreitung der *großen Steingräbern* (V.

Abschnitt) eine besondere Rolle zugeschrieben wird, für deren Errichtung der Hausbau als Vorbild genommen worden wäre und in deren Fundkontext häufig der Bernstein vorgefunden wurde (vgl. Much 1902a: 135-176; Much 1904: 159-218).

Auch die Übergänge in der mittel- und nordeuropäischen Bestattungsweise vom jungsteinzeitlichen Körperbegräbnis zur Brandbestattung und einem erneuten Wechsel zur „Sitte des Begrabens“ wären keineswegs durch ein „fremdes Volk“ ausgelöst worden und somit mit keinem „allgemeinen Bevölkerungswechsel“ in Verbindung zu bringen (vgl. Much 1885: 279-282; Much 1886: 154-161; Much 1893: 312-319; Much 1902a: 246; Much 1904: 328; Much 1907b: 133-143).

In seiner „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ hat Matthäus Much unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass es sich bei den Grabsitten, um einen bei allen „europäischen Indogermanenstämmen“ verbreiteten Totenkult handle, welcher auf das Erbrecht und das aus diesem resultierende „Sippenleben“ beruhe (vgl. Much 1907b: 142).

Im Gebiet der weiter gefassten „Heimat der Indogermanen“ in Mittel- und Nordeuropa und nicht nur im „eigentlichen Ursprungsland“, dem westlichen Baltikum, würden die „Völker“ von Anfang an eine „geschlossene“, durch „Reinheit“ geprägte Gesellschaft bilden, welche sich bis in die Gegenwart erhalten habe und von wo aus ihre „Rasse“ in alle Welt ausstrahle (vgl. Much 1904: 1).

Diese „Kulturvölker“ von „indogermanischer Rasse“ werden aber eben immer wieder, umso weiter sie sich aus diesem Gebiet entfernt hätten, von „fremden Kulturkreisen“ in ihre „ursprüngliche Heimat“ zurückgedrängt oder von „Urbevölkerungen“ kontinuierlich „aufgesogen“ und würden dadurch mit der Zunahme der zurückgelegten Strecke „untergehen“. Die „Herrenvölker“ können aber auch von den „fremden Kulturkreisen“ zurückgedrängt werden. Solche Auflösungserscheinungen träten vor allem dort auf, wo der Kontakt zum „Heimatland“ und ihren „Stammesbrüdern“ abgerissen wäre.⁶⁵²

Lediglich die „gemeinsamen Kulturmittel“ der „indogermanischen Völkern“ blieben für Matthäus Much nach wie vor an einst von den besiedelten Orten nachweisbar, wenn diese aufgestöbert werden. Dieses Konstrukt kann passend mit dem Begriff „Kulturschichtungen“ umschrieben werden, wobei sich die „völkischen Gebietsgrenzen“ in Südosteuropa ständig verändert hätten, in Mittel- und Nordeuropa jedoch die Bevölkerungszusammensetzung im

652 siehe Kap. 5.6.1/9.3.2

Grunde unverändert geblieben wäre und die „Kulturmittel“ hauptsächlich im Rahmen einer autochthonen Entwicklung voranschreiten.⁶⁵³

Bei der von Matthäus Much postulierten jungsteinzeitlichen Wanderung hätten sich die „Indogermanen“ aus ihrer weiter gefassten „Heimat“ in Nord- und Mitteleuropa, in welcher sie noch in einem ungestörten „völkischen“ bzw. „rassischen Kontinuum“ zu ihrem Geburtsland in den westbaltischen Ländern gelebt hätten, in Richtung Klein- und Vorderasien bis nach Indien ausgebreitet (VII. und VIII. Abschnitt).

Auf dieser postulierten Wanderung mit dem europäischen Norden als „Ausstrahlungszentrum“ wurde von Matthäus Much der *Lengyel*-Kultur, insbesondere der „Werkstätte von Steinwerkzeugen“ im bosnischen Butmir, eine besondere Rolle zugeschrieben, wobei u.a. die Spiraldekoration immer wieder Erwähnung findet. In Butmir findet er jedoch schon eine plastische Ausgestaltung der Spiraldekoration vor, welche er aus dem „illyrisch-thrakischen Gebiet“ herleitete. In seiner Abhandlung zur „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ findet die *Lengyel*-Kultur nur noch marginal Erwähnung (vgl. Much 1902a: 42, 44, 68-74, 77, 107, 248, 281; Much 1904: 49, 52, 78, 82-89, 99, 114, 127, 283, 336, 385; Much 1907b: 24, 68, 73ff, 77f, 108f, 141).

Offenbar ging Matthäus Much davon aus, dass sich die „mittelländische Rasse“ in Skandinavien zunächst Bedingungen antraf, welche keinen ausgiebigen Ackerbau ermöglichten. Erst als sie in den westbaltischen Ländern eintraf, kamen die „alten Gepflogenheiten“ wieder in Erinnerung, wobei es nun die geographischen Gegebenheiten samt ihrem Klima und den vorhandenen Rohstoffen erlaubte, dass sich die „indogermanische Rasse“ mit ihren „Kulturmitteln“ herausbildete (vgl. Much 1908: 201-204).

Entscheidend war für Matthäus Much auch die Ausbreitung von *Kulturpflanzen* (VI. Abschnitt) und *Haustieren* (VII. Abschnitt). Ansätze des Ackerbaus glaubte Matthäus Much schon im Paläolithikum in den „Siedlungsgebieten“ der „mittelländischen Rasse“⁶⁵⁴ gefunden zu haben. Von dieser wären bereits in Nordafrika oder in Westfrankreich Getreide angebaut und die Wildformen von Ziege, Schaf und Pferd ersten Zähmungsversuchen unterworfen worden, wobei er u.a. Höhlenmalereien und angeblich paläolithische Keramik als

653 Den Ausdruck *Kulturschichtungen* habe ich bezüglich Matthäus Muchs Kulturverbreitungstheorie Prof. Dr. Otto Helmut Urban im Rahmen seiner Einführungslehrveranstaltung im WS 2011/2012 zu verdanken.

654 In seiner „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ glaubte Matthäus Much, dass für die „mittelländische Rasse“ ein spezifisches „Leitfossil“, ein paläolithisches Werkzeug namens „Skivespalter“, vorzufinden sei (vgl. Much 1907b: 41-53).

Beweisstücke angeführt hat. Im Gegensatz zu Matthäus Much erkannte Moritz Hoernes in der Theorie von Édouard Piette (1827-1906), dass schon im Paläolithikum Frankreichs Weizen und Gerste angebaut worden wäre, einen Trugschluss (vgl. Hoernes 1909a: 545; Much 1904: 226ff, 241f, 251f, 270ff, 304-307; Much 1908: 202ff).

Zu einem möglichen Ursprung von Kulturpflanzen in Europa äußerte sich Moritz Hoernes auf folgende Weise:

„Die Möglichkeit des künstlichen Anbaues wildwachsender Nutzpflanzen war vermutlich oft gegeben, ohne daß die Tatsache dieser Aneignung wirklich erfolgte. Das Problem ist halb naturwissenschaftlich, halb kulturgeschichtlich und von beiden Seiten noch nicht genügend behandelt. Das alte Dogma von der Herkunft unserer wichtigsten Baufrüchte aus einer Art von asiatischem Paradies wird durch solche Untersuchungen doch immer mehr erschüttert und ist eigentlich schon jetzt ganz aufzugeben“ (Hoernes 1909a: 546).

Deren Werk wäre nun in Nordeuropa im Anschluss an die Muschelhaufenzeit von den „Indogermanen“ weitergeführt worden, welche insbesondere die Pferdezucht vorantrieben und zudem das Primigeniusrind und das Wildschwein gezähmt hätten. Die „mediterrane Rasse“ hätte sich dagegen auf bedeutsame Haustiere wie Ziegen und Schafe sowie auf Kulturpflanzen wie Lein, Hirse, Gerste und Weizen konzentriert, wobei sie diese von „Völker[n] der mittelländischen – nicht einer asiatischen – Rasse“ [erhalten hätte], welche sich in Wellen über Frankreich und Italien ergossen“ (Much 1904: 229) hätten. Zwar hatte es auch im Süden das Torfrind und Torfschwein gegeben, doch wären diese eben nicht mit den „nordischen Zuchtergebnissen“ zu vergleichen. Nun kommt den Pfahlbausiedlungen durch ihre Lage in Anlehnung an den dortigen Fundkomplex eine besondere Rolle zu, da sie die Errungenschaften des Mittelmeerraumes nach Nordeuropa weitergeleitet hätten, während die angeblich für den „nordischen Kulturkreis“ kennzeichnenden „Kulturmittel“ stets mit reellen Wanderungen verbunden gewesen wären (vgl. Much 1904: 229, 323; Much 1907b: 62-73).

Gegen Ende der Steinzeit wären mit den „indogermanischen Völkern“ die „Haustierformen“ aus dem „nordischen Kulturkreis“, also „das zahme Primigeniusrind, das zahme Wildschwein und das Pferd“ (Much 1904: 323) über die Schweizer Pfahlbauten, wo sie sich zunächst festgesetzt hätten, in den „südlichen Kulturkreis“ vorgerückt. Über den „Austausch der gegenseitigen Kulturgüter“ in den Pfahlbausiedlungen wären „schon frühzeitig“ die Ziege, das Schaf, der Lein, die Hirse, die Gerste und der Weizen nach Nordeuropa gelangt. Zu „Beginn der Metallzeit“ wären die „nordischen Kulturmittel“ auch nach Oberitalien vorgerückt.

Jedenfalls stamme keines dieser „Kulturgüter“ aus Asien, welches seinen eigenen Haustierbestand vorzuweisen habe. Dabei weise auch ein in den bronzzeitlichen Pfahlbausiedlungen der Schweiz vorgefundenes hörnerloses Schaf in die westbaltischen Länder als Herkunftsgebiet (vgl. Much 1902a: 188, 211; Much 1904: 243, 319-323, 342).

Spondylusmuscheln, Tritonsschnecken, Knöpfe mit V-Bohrung, der Schwerstab und ein Korallenfund aus dem Mondsee würden diesen Kulturkontakt als Gaben aus dem „mediterranen Kulturkreis“ beweisen und ein Zeugnis für „Prunksucht“ und „Eitelkeit“ darstellen, wären jedoch keineswegs mit der „Einwanderung einer großen rassefremden Menschenmenge“ (Much 1904: 328) in Verbindung zu setzen. Zudem waren solche „Schmucksachen“ auch in Spanien gefunden worden (vgl. Much 1904: 328f, 345).

Matthäus Much betonte, dass es sich bei der Kulturübertragung der Bronze, welche er aufgrund der spärlichen Zinnvorkommen in Europa nicht vollständig in Abrede stellen konnte,⁶⁵⁵ kein „eindringendes, siegreiches Volk“ mitgespielt habe. Vielmehr hätte es sich bei den Neuankömmlingen weniger um vermeintliche Krieger gehandelt, da diese die „alteinheimische Bestattungsweise“ angenommen hätten. Ein „allgemeiner Bevölkerungswechsel“, welcher „einer Vertreibung oder Ausrottung oder einer völligen Knechtschaft und Aufsaugung“ (Much 1886: 158) gleichkäme, wäre jedenfalls für Mittel- und Nordeuropa auszuschließen. Stattdessen habe es sowohl in der vorangegangenen Jungsteinzeit als auch bei den späteren „heidnischen Germanen“ sowohl die Körper- als auch die Brandbestattung nebeneinander gegeben (vgl. Much 1886: 154-161).

Trotz des „Kulturaustausches“ bleiben jedoch die beiden „Kulturkreise“ bestehen, so dass Matthäus Much auch beim Pflug in einen „nordischen“ von einem „mediterranen Kulturkreis“ unterschieden hat.

In seiner „Heimat der Indogermanen“ wird Richard Braungart von Matthäus Much als „verdienstvolle[r] Erforscher der Geschichte der Ackerbaugeräte“ (Much 1904: 392) gelobt, welcher festgestellt habe, dass die Rinder im Wohnbereich der „Germanen“ von jeher mit einem im Nacken angebrachten Doppeljoch angespannt worden wären. Dieses Nackendoppeljoch fände laut Braungart ausschließlich bei den „nordischen Völkern“ Verwendung, wohingegen „die benachbarten Romanen sich des Widerristjoches bedienen“ (ebd.).

⁶⁵⁵ siehe nachfolgendes Kapitel

Dieser Gegensatz hätte sich „schon seit dem Ende der Steinzeit und durch das ganze Mittelalter durch bis auf den heutigen Tag“ (Much 1904: 393) erhalten. Weder den Griechen noch den Römern sei die Weiterentwicklung zum Nackendoppeljoch zu verdanken, sondern, wie „uralte“ Überreste von Ackerbaugeräten beweisen würden, einzig und allein „unseren germanischen Vorfahren“, welche angeblich den westbaltischen Ländern entstammen. Überhaupt findet der Umstand Betonung, dass der Ackerbau „schon in der Steinzeit [...] einen verhältnismäßig bedeutenden Umfang erreicht“ (ebd.) hat.

Gegenüber den „brachykephalen Asiaten“ erscheinen die „beiden dolichocephalen Völker Europas“ dahingegen vereint. Lieber hat Matthäus Much Kultureinflüsse von den „Südländern“ übernommene „Kulturelemente“ gelten gelassen, als gegenüber dem „Orient“ irgendeine kulturstiftende Leistung einzuräumen. Hierbei verweist er zustimmend auf die Theorie des frühgermanophilen Mitstreiters in der AGW Alexander von Peez⁶⁵⁶ nach welcher Europa mit Asien gegenwärtig enger verbunden wäre als mit Afrika, was allerdings in der Vergangenheit durch ein vom Eismeer bis zum Aralsee reichendes mächtiges Wasserbecken gerade umgekehrt gewesen sein müsse (vgl. Much 1904: 229, 321f).

Die Herkunft des Roggens und des Hanfes verlegte Matthäus Much nach Innerasien, was auch daran erkenntlich würde, dass in der indoeuropäischen Sprache jegliche Ausdrücke für diese Kulturpflanzen fehlen, welche zudem erst deutlich später in der „Heimat der Indogermanen“ zur Nutzung gelangt wären (vgl. Much 1885: 292f; Much 1886: 169; Much 1893: 343; Much 1904: 221).

Moritz Hoernes hat dagegen gerade den Roggen und den Hafer als „nordische Zerealien“ bezeichnet, welche von der „hellweißen Schattierung der mittelländischen Rasse“ angebaut worden wären. Den Weizen und die Gerste ordnete Hoernes der „dunkelweißen Schattierung“ dieser „Rasse“, also dem Mittelmeerraum zu, so dass in diesem Punkt wohl Einigkeit zwischen ihm und Matthäus Much bestanden hat (vgl. Hoernes 1909a: 544).

Die europäischen Haustiere wären eher aus Afrika herzuleiten, wobei Matthäus Much den Entdecker der Schweizer Pfahlbauten, Ferdinand Keller, in hervorgehobener Schrift zitierte, „daß wir auch dort scharf zu unterscheiden haben zwischen autochthonen Rassen und den später zugewanderten asiatischen Elementen, die nach und nach überwucherten“ (Much 1904: 320).

656 siehe Kap. 7.2.1/S. 352f

Die Ziegenzucht hat bei Matthäus Much eine ambivalente Rolle eingenommen. Einerseits hätte sie die Ernährungsgrundlage für territoriale Expansion über „Wanderzüge“ geliefert, andererseits führe ein Übermaß an Ziegenherden zur Entwaldung ganzer Landstriche und letztlich zum Niedergang der „indogermanischen Ackerbaugesellschaft“.⁶⁵⁷

Das Pferd wird als ausdrücklich „europäisch“ beschrieben. Es wäre schon lange bevor es die „Araber, Juden und die übrigen Semiten sowie auch die Ägypter“ (Much 1904: 309) besessen hätten, im neolithischen Nordeuropa einer qualitativ besonders hochwertigen Zucht unterzogen worden, so dass später die „Kelten“ und „Germanen“ zu „wirklichen Reitervölkern“ geworden wären, mit welchen keineswegs die „nomadischen Hunnen“ und „Mongolen“ verglichen werden sollten. Matthäus Much ging bei den Pferden von einem zweiten asiatischen Schöpfungsherd in Innerasien aus, welcher ein anderes Zuchtergebnis hervorgebracht hätte (vgl. Much 1904: 308f, 317f, 320).

Im Kontrast zu den „Germanen“ als „wirklichem Reitervolk“ handle es sich bei den „arabischen Kriegern“ auf assyrischen Abbildungen lediglich um „Kamelreiter“. Überhaupt bezeichne schon die Bibel den Esel und das Kamel als Hauptnutztiere des „arabischen Nachbarvolkes“. Unter Berufung auf die *Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau* von Julius Lippert aus dem Jahr 1886 betonte Matthäus Much das Fehlen des gezähmten Pferdes im „Orient“, bei den „Ursemiten“ und die späte Nutzung der Hunde und Pferde bei den „semitischen Völkern“. Vor allem die „Juden“ hätten diese beiden Tiere besonders spät kennengelernt (vgl. Much 1902a: 228-231, Much 1904: 297ff, 309).

Matthäus Much betonte eine autochthone Zähmung des Hundes in Nordeuropa während der dänischen Muschelhaufenzeit, welcher jedoch bei den „Indogermanen“ weder in den Pfahlbauten noch in Troja gegessen worden wäre (vgl. Much 1902a: 182-185; Much 1904: 234-239).

Während beim „Nomaden“ das Schaf das „Schlachttier“ darstelle, täte dies beim „Ackerbauern“ das Schwein. Beim Rind handle es sich um dessen Arbeitstier.⁶⁵⁸

Den „Semiten“ wäre die Schweinezucht selbst nach dem Ablegen ihrer völlig „nomadischen Wirtschaftsweise“ im Grunde ebenso „fremd“ geblieben wie den „Ägyptern der alten Zeit“ und den „Arabern“ noch zu Strabos Zeiten, während die „Griechen, Römer, Kelten und

⁶⁵⁷ siehe Kap. 8.3.4

⁶⁵⁸ siehe Kap. 8.3.2/S. 476

Germanen [...] als schweinezüchtende Völker“ (Much 1902a: 201; Much 1904: 263) zu Bekanntheit gelangt wären.

Dabei griff Matthäus Much auch auf seine Idee eines „orientalischen Kulturkreises“ aus dem Jahr 1886 zurück ohne diesen Begriff wiederzuverwenden. Die beiden frühesten, d.h. untersten Städte Trojas, welche Heinrich Schliemann zuerst ergraben hatte und anschließend von Wilhelm Dörpfeld mit seiner stratigraphischen Methode in einen chronologisch verwertbaren Gesamtzusammenhang in ihrem urbanen Kontext gebracht worden waren, verstand Much als Ausbreitung des „mitteleuropäischen Kulturkreises“, wobei er die geometrische Dekorweise der „alteuropäischen Töpferware“ und die zinnarme Bronze neben Knochen- und Steingeräten als kennzeichnende Elemente hervorhob. Auch Moritz Hoernes hatte in seinem Werk *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr.* aus dem Jahr 1898 nichts dagegen einzuwenden, die erste Stadt Trojas, welche von ca. 3000 bis 2500 v. Chr. bestanden habe, chronologisch mit den Mondseer Pfahlbauten gleichzusetzen. Die 2. Stadt Trojas falle in die Zeit zwischen ungefähr 2500 bis 2000 v. Chr. und könne somit mit den im Mondsee vorgefundenen Keramik und Kupfergegenständen gleichaltrig sein, was Hoernes wiederum für möglich gehalten hatte, aber stattdessen vom „Einfluß einer ostmittelländischen Metallkultur auf Zentraleuropa“ (Hoernes 1909b: 238) ausgegangen ist. Für „orientalische“ oder ägyptische Einflüsse lägen aus dieser Schicht keinerlei Belege vor. Bei den Städten 3-5 habe es sich lediglich um „dorfähnliche“ Ansiedlungen gehandelt, ehe Troja samt seiner von Homer besungenen Burg in der 6. Stadt zu neuer „Blüte“ gelangt wäre, welche mit der mykenischen Zeit und dem „Hallstatt-Kulturkreis“ zeitlich gleichzusetzen sei. Die Goldfunde samt dem berühmten „Schatz des Priamos“ würden eigentlich aus dieser Zeit stammen und wären lediglich, um sie vor Feinden zu verstecken, vergraben worden und so in die zweite Stadt an die Seite von geometrisch verzierten Gefäßen gelangt (vgl. Hoernes 1898: 126; Much 1904: 114-120; Hoernes 1909b: 237f).

Somit ist es naheliegend, dass Matthäus Much in den „Indogermanen“, welche er ja als „Träger“ des „mitteleuropäischen Kulturkreises“ auffasste, auch die Erbauer Trojas gesehen hat. Womöglich waren diese erste Bevölkerung Trojas nach seinen Vorstellungen nach und nach durch Kämpfe mit den „Semiten“, „Rassenmischung“ und die klimatischen Bedingungen in Verbindung mit aus diesen folgenden Krankheiten aufgerieben worden, so dass die vormals städtische Ansiedlung einen dörflichen Charakter annahm, ehe der „orientalische Kulturkreis“ die Stadt übernommen hätte und mit der 6. Stadt das glorreiche homerische Zeitalter angebrochen ist. Hierbei sollen es die „Orientalen“ gewesen sein, die im antisemitischen

Kontext zu Matthäus Muchs Schaffenszeit „altertümliche Juden“ darstellen, welche die Stadt mit Gold überhäuften.⁶⁵⁹

In Deutschland machte sich Gustaf Kossinna (1858-1931), ein Schüler des Germanisten Karl Müllenhoffs, welcher zudem Geographie und deutsche Geschichte studiert hatte, bei der Bearbeitung der „Arierfrage“ einen Namen. Im Jahr 1895 hielt er in Kassel einen Vortrag, welcher den Titel *Ueber die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland* trug (vgl. Eggers 1959: 17, 200f; Jakubovitsch 1993: 92).

In diesem Vortrag betonte Kossinna die „kraftvolle Überlegenheit“ des „deutschen Volkstums“ und der „deutschen Kultur“, welche im Gegensatz zu „anderen Nationen“ keine „Vergewaltigung der geschichtlichen Thatsachen“ benötige, um ihre weitere „Ausdehnung [zu stützen] oder gar zur Sicherung ihres Bestandes auf die Besitztitel vorgeschichtlicher Jahrtausende zurückgreifen“ (Kossinna nach Jakubovitsch 1993: 94) müsse. Allerdings verfällt Kossinna im Anschluss gerade selbst einer solchen Argumentationsweise:

„Uns Deutsche und mit uns alle anderen Glieder des germanischen Stammes kann es aber nur mit Stolz erfüllen und bewundern müssen wir die Kraft des kleinen nordischen Urvolkes, wenn wir sehen, wie seine Söhne in der Urzeit und im Altertum ganz Skandinavien und Deutschland erobern und im Mittelalter über Europa, in der Neuzeit über ferne Erdteile sich ausbreiteten“ (Kossinna nach Jakubovitsch 1993: 94).

Außerdem formulierte Gustaf Kossinna seine *siedlungsarchäologische Methode*, welche ihm nach der Jahrhundertwende zu großer Bekanntheit verhelfen sollte, bereits mit seinem vielzitierten Satz definierte:

„Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern und Völkerstämmen“ (vgl. Kossinna nach Eggers 1959: 199, 210; Kossinna nach Jakubovitsch 1993: 92; Kossinna nach Wiwjorra 2006: 32).

Mit der Anerkennung dieser Methode wurde in Deutschland der nationalisierten Variante der urgeschichtlichen Forschung ein Schein von Wissenschaftlichkeit gegeben und somit die ideelle Kompetenz verliehen, „archäologische Kulturprovinzen“ einer „ethnischen Deutung“ zu unterziehen, welche somit auch für weit zurückliegende vorgeschichtliche Zeitabschnitte Geltung haben müsse. Dabei widmete sich Kossinna laut eigenen Angaben schon in seiner Studentenzeit der „Erd- und Siedlungskunde“ und ließ später auch die Anthropologie in seine

⁶⁵⁹ zum symbolischen Gehalt dieses Konstrukts siehe Kap. 6.1.4

Erkundungen miteinfließen. So gewannen Daten, welche über die siedlungsarchäologische Methode gewonnen wurden, neben historisch-philologischen und sprachwissenschaftlichen Quellen an Relevanz. Dabei wurden neben nicht-römischen Funden und Befunden aus Auswanderungsgebieten der Kaiser- und der Völkerwanderungszeit auch Fundzusammenhänge, welche eigentlich zu alt oder zu jung waren, um sie „ethnisch“ zu deuten, von Kossinna und seinen Anhängern als „germanisch“ gedeutet (vgl. Eggers 1959: 201; Wiwjorra 2006: 32).

Für die Verbreitung der „Germanen“ wurde „eine kulturelle bzw. bevölkerungsmäßige Kontinuität bis in vermeintlich sicher ›germanische‹ Epochen“ (Wiwjorra 2006: 32) angenommen.

Dabei glaubte Kossinna den Einflussbereich einer Kultur anhand von einem „geographischen Raum“ festmachen zu können, welcher zu „einer bestimmten Zeit immer wieder dieselben Geräteformen, dieselben Grabformen und dieselben Siedlungsformen“ (Kossinna nach Eggers 1959: 213) hervorgebracht hätte. Daneben äußerte Kossinna einen weiteren für die völkische Wissenschaft bahnbrechenden Gedanken, indem er behauptete, dass diese „Grenzen“ nicht nur für einen bestimmten Zeitabschnitt festlegbar wären, sondern dass diese „scharf umrissenen Kulturprovinzen“ in ihrer „Grenzziehung“ zu benachbarten Kulturgruppen auch in ihrem kulturellen Fluss, d.h. „ihr Werden und ihr Schrumpfen von Periode zu Periode“ (Eggers 1959: 213), anhand der archäologischen Hinterlassenschaften verfolgt werden könnten.

Gustaf Kossinna gelangte weit über wissenschaftliche Kreise hinaus zu großer Bekanntheit. Im Jahr 1896 bewarb er sich für das Fach „Deutsches Altertum“ um eine Professur, doch fehlte ihm trotz Fürsprechern aus den Nachbarfächern stichhaltige wissenschaftliche Beweise für seine Methodik, so dass er abgelehnt wurde. Die *siedlungsarchäologische Methode* gewann dennoch ungeheuer an Popularität und wurde im Jahr 1902 durch einen Artikel, welcher unter dem Titel *Die indogermanische Frage, archäologisch beantwortet* in der „Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ veröffentlicht wurde, um einen weiteren in noch frühere Zeiten reichenden völkischen Bezugspunkt ergänzt. Hierbei machte er sich keinerlei Mühe, seine Ausführungen zu beweisen, sondern stellte diese im Zuge der archäologischen „Beantwortung“ der „indogermanischen Frage“ erstellten Behauptungen als unumstößliche Tatsachen dar (vgl. Jakubovitsch 1993: 93).

Während Gustaf Kossinna in diesem Artikel bei Karl Penka, Ludwig Wilser und Otto Ammon einen grundlegenden Dilettantismus erkannte, übersah er die Unzulänglichkeiten seiner eigenen Methodik. Matthäus Much, welcher Kossinna damals umgehend ein Lob zu dessen Vortrag aus dem Jahr 1895 mündlich übermittelt hatte, wurde zu dessen verbalem Hauptangriffsziel in diesem Artikel, wobei Muchs Kulturschichtungsmodell tiefgreifend kritisiert wurde. Die drei genannten Dilettanten hätten die „Heimat der Indogermanen“ mit Skandinavien, welches er bereits als „Heimat der Germanen“ erkannt hatte, viel zu eng umrissen, während Matthäus Much richtigerweise ein solches Gebiet nur als „ein frühestes Stadium der Urheimath der Indogermanen“ (Kossinna 1902: 163) gelten ließ. Bei Muchs weiter gefassten mitteleuropäischen „Heimat“ handle es sich jedoch lediglich um ein „bedeutungsloses wissenschaftliches Anhängsel“. Auch erschien Kossinna die in Muchs diesbezüglichem Erstlingswerk vertretene „Heimat der Indogermanen“, in dem Moment, in welchem dieser das „Urvolk“ Mitteldeutschland überschreiten ließ, als zu weit gefasst, wobei Much die „steinzeitlichen Indogermanen“ gar bis nach Troja vordringen ließ (vgl. Kossinna 1902: 161-164).

Bei diesem habe die veraltete Methode der „urgeschichtlichen Ethnologie“ Anwendung gefunden:

„Um über die Ungereimtheiten dieser Annahme klar zu werden, braucht man nur die Steinzeit-Culturen von Nord-und Mittel-Deutschland und ihr Verhältniss zu einander genauer in Betracht zu ziehen, was bei Much nicht im Geringsten geschehen ist, weil ihm die norddeutschen Verhältnisse nicht vertraut sind, und auch seine Methode die alte oberflächliche Weise ist, wie man früher vorgeschichtliche Ethnologie trieb, mit ungefähren, entfernten Aehnlichkeiten und Einzelheiten, die aus dem Zusammenhang der Culturen herausgerissen wurden, ohne viel Beachtung der Chronologie, die doch allein über den Ausgangspunkt einer Culturerscheinung Aufschluss geben kann, und der räumlichen Entwicklungszusammenhänge“ (Kossinna 1902: 164).

Allein schon zwischen Nord- und Mitteldeutschland wären die kulturellen Unterschiede schon in der Jungsteinzeit zu auffallend, um von einem solch von Matthäus Much vertretenen, weitreichenden „indogermanischen Siedlungskontinuum“ auszugehen. Außerdem hätte sich dieser kulturelle Spalt im weiteren Verlaufe des Neolithikums zunehmend vertieft (vgl. Kossinna 1902: 164-176).

Weder die geometrische Dekorweise (vgl. Kossinna 1902: 164-179) noch der Steingräberbau im Fundkontext mit Bernsteinartefakten (vgl. Kossinna 1902: 176-183) oder Feuersteinwerkzeuge wären als Kriterien zulässig (vgl. Kossinna 1902: 183), um die Verbreitung der „Indogermanen“ zurückzuverfolgen.

Stattdessen hätten sich laut Kossinna die „Indogermanen“ in der Jungsteinzeit lediglich in Richtung Osten bis Südrussland ausgebreitet, wo sie ihren „asiatischen Zweig“ ausgebildet hätten (vgl. Kossinna 1902: 178f, 184f).

Um das Fundmaterial fachgerecht auf einer Landkarte anzuordnen waren für Kossinna detaillierte Kenntnisse der stein- und bronzezeitlichen Chronologie nötig. Österreich sei diesbezüglich bisher gegenüber Deutschland in Rückstand verblieben, was jedoch aufzuholen wäre, wofür sich jedoch die „Much'sche Art der Forschung“ keineswegs eigne und stattdessen nur „unfruchtbaren und beschränkten Spötteleien über archäologische Ethnologie neue Nahrung geben“ (Kossinna 1902: 184) könne.

Matthäus Much wehrte sich daraufhin gegen die Plagiatsvorwürfe Kossinnas und wies stattdessen daraufhin, dass auch dieser nicht jeden Urheber der von ihm vertretenen Thesen benannt hatte. In seinem Kasseler Vortrag von 1895 hatte Kossinna weder Wilhelm Tomaschek für seine These einer im mittleren Donaugebiet zu suchenden „Ursprungsland der Indogermanen“ angegeben, noch den Nürnberger Vortrag von Rudolf Much auf einer Versammlung der DAG im Jahr 1887 hingewiesen, welcher bereits neben Südsandinavien die norddeutsche Tiefebene als Siedlungsgebiet der „Germanen“ in vorgeschichtlichen Zeiten ausgemacht hatte, von wo aus sich eine „spezifisch nordische Bronzekultur“ ausgebreitet hätte (vgl. Fatouretchi 2009: 106; Much 1903: 73f).

Im Grunde ist Matthäus Muchs sein Kulturschichtungsmodell irgendwann leicht zu durchschauen, aber selbst dann noch schwer zu formulieren. Auch ist es schwierig konkrete Textstellen anzugeben, da er immer wieder weit ausschweift, wobei man den Eindruck gewinnen kann, dass er den Leser verwirren wollte, anstatt klare Antworten zu geben. Ich werde in den folgenden Kapiteln trotzdem versuchen, mich sehr konkret an die Quellentexte zu halten, um mich auch inhaltlich mit manchen seiner Thesen tiefgreifender auseinanderzusetzen. Sein gesamtes Kulturschichtungsmodell ist allerdings nur über das Lesen dieser Schriften zu verstehen und weniger über die Wiedergabe einzelner Textstellen.

Eigentlich handelte es sich für Matthäus Much bei jeglichen kulturellen Hinterlassenschaften um Ausdrucksformen von sich *diffusionistisch* ausbreitenden „Kulturkreisen“, wobei nur der

„mediterranen Rasse“ neben den „Indogermanen“ eine gewisse „schaffende Kraft“ zugeschrieben wird, was auch unbedeutend anmutenden Textpassagen einen „tieferen Sinn“ verleihen kann. Matthäus Much hat eine eigentlich simple, da auf Beständigkeit beruhende, Kulturtheorie, welche Veränderungen eine nur marginale Rolle zuschreibt, als ein komplex anmutendes Theoriengebäude dargestellt. Dabei wird scheinbar auf die diesem Gesamtkonzept zuwiderlaufende Thesen eingegangen, aber nur um quasi zu zeigen, dass er mit der Materie bewandert ist und dass die anderen Kulturübertragungsmodelle seine Idee einer „Überlegenheit des Nordens“ nicht widerlegen. Er argumentiert dabei auf eine Weise, mit welcher der Eindruck erweckt wird, dass selbst wenn seine Gegenspieler recht hätten und sich ihre Theorien bestätigen sollten, kein Widerspruch zu seiner Nordthese zu erkennen sei, da es dann eben nur ein wenig, aber nicht grundlegend anders gewesen wäre als er vermutet habe. Indessen redete er sowieso nur von Wahrscheinlichkeiten, doch wäre es mehr oder weniger gleichgültig, was die künftige Forschung diesbezüglich herausfindet, so dass sein Theoriengebilde wohl der weniger kritischen oder fachkundigen Leserschaft mitunter als unumstößlich erschienen ist.

Als Musterbeispiel kann hierbei die Art und Weise herangezogen werden, wie er die Frage nach der „Rassenzugehörigkeit“ den Erbauern der ältesten rein steinzeitlichen Pfahlbausiedlungen erörtert. Zwar wäre von einer „dolichocephalen Bevölkerung“ auszugehen, doch hätte die Idee von Thomas Studer, dass es sich bei dort vorgefundenen fragmentierten „Langschädeln“, um die ersten „eingedrungenen Fremdlinge“ gehandelt habe, welche von einer „brachycephalen Urbevölkerung“ erschlagen worden sein könnten, durchaus etwas Anziehendes. Allerdings könnten die „Kurzschädel“ nur die „rein steinzeitlichen Pfahlbauten“ der Westschweiz erbaut haben. Die Bronzefunde in den Pfahlbausiedlungen nahmen von westlicher in östliche Richtung ab, so dass sie in den österreichischen Fundstellen kaum vorgefunden wurden. Matthäus Much ordnete sowohl die kupfer- als auch die bronzezeitlichen Ansiedlungen eindeutig den „Ariern“ bzw. „Indogermanen“ zu. Überhaupt habe Rudolf Virchow inzwischen festgestellt, dass „Brachykephalie“ nur eine Ausnahmerecheinung in diesem Fundkontext darstelle. Ein Grabfund aus dem neolithischen Kontext in der Schweiz, dessen „mesokephale“ bzw. „dolichokephale“ Schädel Julius Kollmann einer „gemischten Bevölkerung“ zugeordnet hatte, könnten sowohl aus dem Paläolithikum oder aber einer sehr späten Phase der Steinzeit stammen. Auszuschließen wäre die Theorie von brachycephalen Erbauern der Pfahlbauten jedenfalls nicht, doch widerspreche sie eben keineswegs seiner Theorie eines „siegreichen Vordringens“ von „langschädligen

Indogermanen“, welche die „Kupferzeitstationen“ erbaut und neue „Kulturmittel“ mitgebracht hätten (vgl. Heierli 1901: 102; Much 1904: 335-343).

Bedeutend wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Beantwortung der Frage, wie sich nach den damaligen Vorstellungen einst Kulturen ausgebreitet hatten und die „Ausstrahlung“ von „Zivilisationen“ vor sich gegangen war. Aus der Verteilung verschiedener Fundgebiete im Raum wurde aus heutiger Sicht häufig zu unkritisch, ganz im Sinne des *Diffusionismus*,⁶⁶⁰ auf Wanderbewegungen von „Völkern“ geschlossen. Die häufig dilettantisch durchgeführten Ausgrabungen, ihre häufig mäßige Dokumentation und mangelhaften Chronologiesysteme ließen genügend Platz, Fundmaterial aus verschiedenen Zeiten und unterschiedlichen Kulturen in einen angenommenen Gesamtzusammenhang zu bringen und förderten damit Phantasien von Forschern, welche eher ihr vorgefasstes Weltbild zu untermauern gedachten, als einen Beitrag zur wissenschaftlichen Wahrheitsfindung leisten zu wollten.

Für Matthäus Muchs Hauptwerk *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der Urgeschichtsforschung* hat in jedem Fall in einer gewissen Wechselwirkung zu Friedrich Ratzel gestanden. Möglicherweise hatte Much von Ratzel den Impuls erhalten, dass sich in einem eng umgrenzten Raum, die Bevölkerung schneller verdichte und stärker aufeinander angewiesen wäre. Die „Kulturelemente“ könnten schneller greifen und würden deswegen intensiver aufeinander einwirken, so dass die Kultur in „engen Räumen“ zu einer „Frühreife“ gelange, deren Kehrseite, wie im antiken Griechenland, der baldige „Verfall“ darstelle. Im Vergleich zu „weiten Räumen“ würde dennoch schneller eine größere „Tiefenwirkung“ erzielt (vgl. Steinmetzler 1956: 45).

Matthäus Much verstand zwar die nord- und mitteleuropäischen „Indogermanen“ keineswegs wie die Griechen als „frühreife Völker“, doch könnte er diesen Ansatz, gemeinsam mit der Theorie der prägenden Bedeutung des Bodens für den auf diesem lebenden Menschen, der *Anthropogeographie*, für seine These eines westbaltischen „Geburtslandes“ der „Indogermanen“ umgearbeitet haben.⁶⁶¹

Ohne von einer generellen „Ideenarmut“ der Menschheit sprechen zu wollen, müssen wir heute davon ausgehen, dass die bei Matthäus Much als „Kulturmittel“ beschriebene Domestizierung von Kulturpflanzen und Haustieren im sogenannten „Fruchtbaren

⁶⁶⁰ siehe Kap. 9.3.3

⁶⁶¹ siehe Kap. 5.6.2 (S. 257f)/5.6.3 (S. 262)/6.3.2 (S. 327)/9.3.4

Halbmond“, welcher sich in einem Bogen von der Levante bis nach Westiran erstreckt, ihren Anfang genommen hat (9./8. Jahrtausend v. Chr.) und über Anatolien, Griechenland und den Balkan im Verlaufe des 6. Jahrtausend v. Chr. in Europa Einzug gehalten hat. Hierbei kann von einer wirklichen Einwanderung ausgegangen werden, wobei die Frage, inwieweit die europäischen Wildbeutergesellschaften in diese neu eintreffenden bäuerlichen Gruppen in einem Akkulturationsprozess aufgegangen sind oder verdrängt wurden, immer noch nicht eindeutig geklärt ist. Jedenfalls bestanden nun auch in Europa die Grundvoraussetzungen für die Erwirtschaftung einer Überproduktion, welche ein Bevölkerungswachstum ermöglichte und zu sozioökonomischen Veränderungen führte. Es besteht allerdings durchaus die Möglichkeit, dass Matthäus Much nicht ganz unrecht gehabt hat, da heute zusätzlich ein weiteres diesbezügliches Einzugsgebiet aus Nordafrika nach Südwesteuropa angenommen wird, was aber nicht nachweisbar ist. Es ist jedoch nicht davon auszugehen, dass dieser Prozess im Paläolithikum stattgefunden hat und außerdem verbleiben die ältesten auf Domestizierung hinweisenden Funde im „Fruchtbaren Halbmond“ (vgl. Urban 2003: 61ff).

Auf die kulturgeschichtliche Bedeutung jedes „Kulturmittels“ in seinem forschungsgeschichtlichen Kontext des 19. Jahrhunderts im Detail einzugehen, hätte den ohnehin weitgefassten Rahmen dieser Arbeit in für mich unermessliche und zeitgerecht undurchführbare Dimensionen ausgeweitet, so dass ich mich auf die geometrische Dekorweise im neolithischen Kontext, die Einordnung der Bronzezeit, die Aufstellung der Kupferzeit und das Konstrukt der „nordischen Seefahrervölker“ bzw. „Seeräubervölker“ als „Dolmenbauer“ paradigmatisch beschränkt habe. Die anderen „Kulturmittel“ werden mitunter dabei ebenfalls angeschnitten.

9.4 Die Bedeutung der Frage nach der *Herkunft der Bronze* als Widersacher der Nordthese

Die Zinnvorkommen auf der Pyrenäenhalbinsel und den Britischen Inseln, im Ostalpengebiet und im Karpatenraum lenkte das Interesse der mediterranen und ägäischen Welt auf das mittel- und westeuropäische „Barbarikum“, was wohl nicht nur zur Aufnahme von Handelskontakten, sondern auch zu Kolonialisierungsbestrebungen führte. In Zentralasien könnten neuen Funden zu Folge die Wiege der Bronzeherstellung liegen. In Böhmen und im nördlichen Alpenvorland dürften bedeutende Erzlagerstätten gelegen haben, welche für den Salzburger Raum nachgewiesen sind. Mit dieser neuen Technologie kam es nun auch in Europa zu einer

gesellschaftlichen Differenzierung der Arbeitswelt in Bauer, Handwerker und Krieger. Die Kontrolle über die Handelswege zur Verbreitung der neuen Waren führte zu einer Stratifizierung der damaligen Gesellschaft. Dabei handelte es sich um soziale Prozesse, welche sich auch archäologisch in spezifischen Grabbeigaben äußern (vgl. Urban 2003: 139-145).

Diese weitgreifenden Veränderungen während der Bronzezeit konnten auch den urgeschichtlichen Erkundungen im 19. Jahrhunderts trotz ihres geringeren Wissenstandes nicht vollständig verborgen bleiben, so dass neben der Frage nach Herkunft und Verbreitung des neolithischen Fundkontextes samt der Kulturpflanzen und Haustiere der Ursprung und die Ausbreitung der Bronze zum primären Interesse zahlreicher Forscher wurde. Dabei wurden mitunter bereits beachtliche Ergebnisse erzielt; es kam aber auch zu haarsträubenden Fehltritten.

Herbert Kühn begründet die Verhärtung des „Kampfes“ um die Herkunft der Bronzegegenstände und die daraus resultierenden Gegensätze mit dem Aufeinandertreffen des Gedankens des „Lichtes“ aus dem Osten auf der einen Seite und dem „Gedanken der selbständigen Schöpferkraft Europas, oder sogar des Nordens Europas, auf der anderen Seite“ (Kühn 1976: 149). Doch auch steinzeitliche Funde wurden herangezogen, um in der Debatte Partei zu ergreifen.

Seit den späten Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts wurde versucht die bronze- und eisenzeitlichen Funde in weitere Zeitabschnitte zu unterteilen und auch die Frage nach der Herkunft der Bronze stand bald zur Debatte.

Der schwedische Urgeschichtsforscher Sven Nilsson stellte in seinem Werk *Skandinaviska Nordens Urvånare* (1838-1842, „Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens“) in Anlehnung an die damalige Lehrmeinung die „Kelten“ als das „eigentliche Bronzevolk“ dar und machte sie für die Einführung der Bronze in Skandinavien verantwortlich. In der zweiten Auflage dieses Werkes (1862-1864) änderte er seine Meinung und ließ nun die „Phönikier“ zu den Urhebern der europäischen Bronzezeit werden. Diese „Kolonialisten“ hätten die „Bronzecultur“ als „braune Fremdlinge aus dem fernen Süden unter die blondlockigen Nordmänner verpflanzt“ (Hoernes 1892: 347). Es kam zu Übersetzungen ins Englische, Französische und Deutsche und genoss weite Bekanntheit. Der *Phöniker-Hypothese* wurde im Jahr 1867 die Schrift *L'âge du Bronze ou les Sémites en Occident* von Frédéric de Rougemont (1808-1876) gewidmet, welche auch zwei Jahre später unter dem Namen *Die Bronzezeit oder*

die Semiten im Okzident ins Deutsche übersetzt wurde. Karl Müllenhoff (1818-1884) lieferte laut Hoernes den „bündigsten Gegenbeweis“, nach welchem „dieses Volk“ bis in die Nordsee vorgedrungen wäre (vgl. Hoernes 1892: 347; Hoernes 1909a: 387f).

Die Frage nach der Herkunft der Bronze spielte bei der Frage, ob der Osten Europa kulturell befruchtet oder Europa eine größtenteils eigenständige Entwicklung genommen hätte, deswegen eine so bedeutende Rolle, weil es in Europa an potentiellen Zinnvorkommen mangelt. Zinn ist aber zur Herstellung von Bronze neben dem Kupfer notwendig. Nun fragten sich die Wissenschaftler natürlich auf welchem Weg, woher und von wem das Zinn bzw. die Bronze eingeführt worden ist und inwieweit es doch eine eigenständige Metallverarbeitung auf dem europäischen Kontinent gegeben haben könnte. Daneben fanden aber auch schon frühzeitig körperliche Merkmale zur Unterstützung oder Widerlegung von Thesen herangezogen.

Sowohl Eduard Sacken als auch John Lubbock verweisen auf Sven Nilsson als den Urheber der Theorie, nach welcher die geringe Grifflänge der bronzenen „kleingriffigen Schwerter“ für den Gebrauch durch *kleine Hände* geschmiedet wurden,⁶⁶² „welche man bei den nordischen Barbaren nicht annehmen zu können glaubt“ (Sacken 1868: 138). Sacken bescheinigte eine „durchgängige ausserordentliche Kleinheit der Griffe, welche auf sehr feine, schmiegsame Hände schliessen lässt“ (Sacken 1862: 61). Diese „Eigenthümlichkeit“, bei welcher es sich um „äusserst kleine, weiche Hände bei sonst kräftigem Körperbau“ (ebd.) handle, wäre „bei vielen asiatischen Völkern“ anzutreffen. Insbesondere die indischen und arabischen Säbel würden den Eindruck hinterlassen, als wären sie „für Damenhände“ angefertigt worden.

Die zur Nutzung dieser Miniaturbronzeobjekte benötigten „kleinen Hände“ schrieb Nilsson „phönizischen Kolonialisten“ zu, da sie nicht annähernd die Größe der Gliedmaßen der „jetzigen Europäer“ erlangen würden. Diese „Phönizier“ hätten im Altertum die Zinnminen in Spanien und im britischen Cornwallis ausgebeutet und wären bis an die nördlichsten Küsten Norwegens vorgedrungen, um dort Kolonien zu gründen, was dort durch „phönizische Spuren“ Bestätigung gefunden hätte. Sven Nilsson brachte bronzezeitliche Symbole mit einem „Baalskult“ in Verbindung. Der am Tag der Sommersonnenwende (21. Juni) noch in der Gegenwart stattfindende Brauch des Johannisfeuers habe in diesem „Baalskult“ seinen Ursprung. Auch der Gott Balder bzw. *Baldur* aus der nordischen Mythologie leite sich wie

662 Es handelt sich hierbei um Prunkdolche, welche eben in erster Linie nicht für den Gebrauch als Waffe bestimmt waren; siehe Abb. 168.

auch zahlreiche skandinavische Namen von Baal, welcher verschiedene Gottheiten im östlichen Mittelmeerraum darstellte,⁶⁶³ als einem „Sonnengott“ her. Somit trage laut Nilsson die Bronzezeit „mit ihren „eigenthümlichen Verzierungen [...] entschieden einen mehr semitischen wie europäischen Charakter“ (Lubbock 1874a: 67).

John Lubbock betonte dagegen, dass in Norwegen keine phönizischen Spuren vorzufinden sind, welche sich überhaupt nur schwer mit der Bronzezeit in Verbindung setzen lassen (vgl. Lubbock 1874a: 65-68).

Die „Kleinheit der Hände“ könne als „Eigenthümlichkeit“ ebenso von den „Aegyptern“ oder „Hindus“ herkommen. Somit „könnte man eben so gut die Bronzeperiode auf indo-europäischen und nicht auf phönizischen Ursprung zurückführen“ (Lubbock 1874a: 68). In den „Prehistoric Times“ wird auch der morphologische Vergleich von Bronzedolchen mit solch kleinen Griffen und geschwungenen Klingen aus Dänemark, den Pfahlbauten der Schweiz und Ägypten mit Holzschnitten illustriert.⁶⁶⁴ Für die spiralförmigen oder ringförmigen Armspangen aus den Schweizer Pfahlbauten würden ebenfalls auf „kleine Hände“ hinweisen (vgl. Lubbock 1874a: 31-34).

Der Pionier der österreichischen Urgeschichtsforschung Eduard von Sacken proklamierte generell für das „Alterthume“ eine „Culturbewegung“, welche von Süden und Osten gegen Norden und Westen vorschreitet“ (Sacken 1865: 13).

Eduard von Sacken übertrug diese Theorie der „Kleinheit der Hände“ auch auf *hallstattzeitliche* Funde. Armreifen würden auf „biegsame, feine Hände“ der Personen schließen lassen, welche sie getragen hatten. Dabei wies er darauf hin, dass auch die „Inderinnen“ Armringe von zum Teil noch geringerer Größe über ihre „weichen, auch über die Knöchel leicht zusammendrückbaren Hände“ (Sacken 1865: 97) stülpen. Zudem wären oberhalb der Knöchel getragene Fußringe auch jetzt noch im „Orient“ gebräuchlich (vgl. Sacken 1865: 96ff, 222).

Den ethnologischen Vergleich mit der „wilden Völkerschaft“ der „Khonden“ aus dem indischen Orissa hielt John Lubbock bei diesen „außerordentlich schweren“ Schmucksachen für zulässig (vgl. Lubbock 1874a: 31).

663 vgl. König 1956: 95f

664 siehe Abb. 168f

In den nächsten drei Jahren änderte Eduard von Sacken offensichtlich seine Meinung bezüglich der „ethnischen“ Zuweisung der „kleingriffigen Schwerter“. Deren vorgefundene Anzahl wäre in Ungarn, Böhmen und Bayern, sowie „anderen Binnenländern“ jetzt schon zu groß, als dass lediglich auf deren Gebrauch durch „Fremdlinge“ geschlossen werden könne. Falls diese Waffen unbrauchbar gewesen sind, wären diese nicht über Kaufleute importiert worden bzw. hätten in diesem Fall die Händler solche Waffen mit größeren Griffen für die „angeblichen derben Hände“ der „nordischen Barbaren“ hergestellt und herbeigeschafft. In Wirklichkeit wären deren Hände gar nicht groß gewesen. Noch an den Armknochen steckende Ringe von geringem Durchmesser würden zudem auf „schmiegsame, schmale Hände“ hindeuten. Dennoch hielt Sacken weiterhin die „asiatischen Culturvölker“ für die Urheber der ältesten Bronzeartefakte (vgl. Sacken 1868: 138).

Dabei sei es gleichgültig, ob es sich bei Bernstein- und Bronzeartefakten um „einheimische“ oder „fremde“ Fabrikate gehandelt habe. Die ersteren erscheinen als Fertigwaren, die letzteren werden durch das für ihre Herstellung unentbehrliche Zinn nachgewiesen. Zinnvorkommen gibt es nur an relativ wenigen Punkten der Erde, somit würde ein so ausgedehnter Binnenhandel, ebenso wie beim Bernstein, einen „organisirten Vertrieb“ voraussetzen (vgl. Sacken 1868: 133, 138).

Dieser „rege Handel und Verkehr“ hätte bereits während des zeitlich nicht weiter unterteilten Abschnitts der Kupferbergwerke von Mitterberg und der Salzbergwerke von Hallstatt sowie Hallein stattgefunden. Schon frühzeitig wären „fremde Handelsleute insbesondere phönizische“ entlang der Küsten bis nach Cornwallis und in den Norden vorgedrungen; hätten diesen, indem sie „Colonien“ und „Factorien“ anlegten, industrialisiert und ein Handelsnetz aufgebaut, bei welchem neben dem britischen Zinn, Bernstein und Pelze in den Süden geliefert wurden, wofür der Norden als Gegenwert „kunstvolle Erzgeräthe“⁶⁶⁵ neben anderen „begehrenswerth erscheinenden“ Luxusartikeln, wie beispielsweise Stoffen und insbesondere bunte Glasperlen von dieser „feineren Civilisation“ erhalten habe. Die „Bronzevölker“ hat Sacken als Kundige des Bergbaus beschrieben, wobei er auf das Graben nach Silber und das Waschen von Gold in Gallien, zahlreiche vorgefundene Bronzewerkzeuge in den Hallstätter und Halleiner Salzstöcken sowie den vorrömischen Abbau von Zinn in Britannien, welcher von „Phöniziern“ und „Etruskern“ weitergehandelt worden wäre, hinweist. Neben dem britannischen Cornwallis hätte das Erz- und Fichtelgebirge das zur Bronzeherstellung

665 Der Begriff *Erz* stand damals häufig synonym für Bronze.

unabdingbare Zinn beigesteuert. Neben dem Zinn hätte es sich beim Bernstein um einen der beiden damals „wichtigsten Handelsartikel“ gehandelt. Dabei wurde er bis nach Griechenland und ins Römische Reich gehandelt. Ein solch „lebhaftes“ Handelsnetz welches sich auch bis tief in die Binnenländer erstreckte, setze „Völker von milderer Sitten“ mit einer „gewissen Höhe der Cultur voraus“ (Sacken 1865: 112). In geordneten Bahnen müsse sich ein „derartiger Verkehr“ abgespielt haben, die „Bearbeitung des Bodens“ müsse ebenso bekannt gewesen sein wie der Brückenbau und die Gastfreundschaft, wobei „Communicationswege“ geschaffen werden mussten. Der reine Tauschhandel konnte den Bedürfnissen eines solchen Systems irgendwann nicht mehr genügen, so dass die Münze als Zahlungsmittel eingeführt wurde, was in „keltischen“ Nachbildungen griechischer Münzen offensichtlich wird (vgl. Sacken 1862: 67f; Sacken 1865: 111ff).

Hierbei offenbaren sich bei Eduard von Sacken liberale Gedankengänge, obwohl sein Schluss, dass es sich bei den „Phöniziern“, welche im zeitgenössischen Kontext als die „Juden des Altertums“ bezeichnet werden können, um die Überbringer der Bronze, des Münzgeldes, aber auch allerhand „Tandes“ handelte, die Textstelle in die Nähe des damals salonfähigen Antisemitismus rücken lässt.⁶⁶⁶ Nach den damals gängigen Klischeevorstellungen wurden die „Juden“, wie in der Vergangenheit die „Phönizier“, als ein „semitisches Händlervolk“ angesehen, welches bei Sacken gar eine urgeschichtliche Industrialisierung hervorgerufen hätte. Sacken hielt jedoch im Gegensatz zum späteren Rassenantisemitismus, gerade ein friedliches Zusammenleben für möglich. Auch scheint Sacken die Industrialisierung als etwas Entwicklungsförderndes betrachtet zu haben. Diesen liberal-pazifistisch anmutenden Vorstellungen stand der deutschnationale Antisemitismus mit seiner Betonung von „Heldenmut“ und „Kriegertum“ wie er z.B. auch ansatzweise in Matthäus Muchs Schrift zum „Ringgeld“ zum Ausdruck gekommen ist,⁶⁶⁷ diametral gegenüber.

In seinem *Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthumes* betonte Eduard von Sacken im Jahr 1865, dass der „eigenthümliche Styl“ der Bronzegegenstände keineswegs auf eine eigenständige Entwicklung der „Steinbevölkerung“ hindeute, sondern „ihre Entstehung einem bedeutenden äusseren Anstosse, der Berührung mit einem im Besitze derselben befindlichen, metallkundigen Culturvolke verdanke“ (Sacken 1865: 127).

⁶⁶⁶ siehe Kap. 4.3/6.1.1

⁶⁶⁷ siehe Kap. 5.2.1 (S. 173f)/6.1.4 (S. 298-303)

Die Bronzeerzeugnisse treten uns hierbei als etwas „fertiges, abgeschlossenes Ganzes“ mit „entschieden südlichem“ und teilweise „auch orientalischem Charakter“ entgegen (vgl. Sacken 1865: 126f).

Folglich könne dabei nicht, wie später bei Matthäus Much, an einen allmählichen Übergang von der Stein- über die Kupfer- zur Bronzezeit gedacht werden (vgl. Sacken 1862: 82).⁶⁶⁸

Dabei werden „zwei Umstände“ für die Verbreitung der „Bronzecultur“ in Europa hervorgehoben: Die Einwanderung eines „metallkundigen Volkes“, den „Kelten“ als einem „grossen, weitverzweigten Stamm“ und „die Berührungen und Handelsverbindungen mit den Phöniziern, insbesondere aber mit den Etruskern“ (Sacken 1865: 127).

Die „Phönizier“ wären jedenfalls die „Hauptzinnhändler“ gewesen, welche mit diesem für die Bronzeherstellung notwendigen Metall bis nach Ägypten und Indien gehandelt hätten und zudem Kolonien in Küstengegenden anlegten, welche für eine qualitativ hochwertige Metallverarbeitung bekannt waren (vgl. Sacken 1865: 133).

Die „Bronzecultur“ stehe in „steter Verbindung“ mit Ackerbau und Tierhaltung und trete überwiegend mit dem Brauch Verstorbene zu verbrennen bei „metallkundigen Völkern“ in Erscheinung. Sie hätte mit „Völkerwellen“, welche sich „von Asien gegen Westen“ bewegten, in Europa Einzug gehalten.

Dabei warte die Frage, ob es sich bei den „Etruskern“, einem bereits „metallkundigen Volk“, welches aus dem Norden eingewandert zu sein scheint, nicht um „eine frühe aus Asien kommende [...] Völkerwelle“ (Sacken 1865: 128) gehandelt habe, welche möglicherweise von nachfolgenden vielleicht verwandten „Stämmen“ in südliche Richtung gedrängt worden sein könnte, noch auf ihre Klärung (vgl. Sacken 1862: 78-83; Sacken 1865: 127f).

Im Jahr 1862 scheint Sacken sich in seinem Vortrag *Über die vorchristlichen Culturepochen Mitteleuropas und die Quellen der deutschen Urgeschichte* noch sicher gewesen zu sein, dass sich das genauso abgespielt habe und betonte zudem, dass die „Etrusker“ die Bronzeverarbeitung von den Griechen übernommen und weiterentwickelt hätten und hob dabei einen „altgriechischen Styl“ unter Beimischung eines „asiatischen Elements“ hervor (vgl. Sacken 1862: 79).

⁶⁶⁸ siehe Kap. 7.2.3/9.4/9.5

Die „Kelten“ wären in mehreren solcher Migrationsbewegungen zwischen dem 8. und 4. Jahrhundert v. Chr. nach Europa eingewandert. Im „Orient“ wäre die Metallverarbeitung seit „uralter“ Zeit bekannt. Spuren dieser „Cultur“ ließen sich bis zu den „Tschuden“⁶⁶⁹ nach Zentralasien zurückverfolgen. In Mitteleuropa hätte sie nur ein paar Jahrhunderte gedauert und sich „durchschnittlich“ bis an den Anfang der hiesigen Zeitrechnung erhalten (vgl. Sacken 1862: 79, 83f, 86f).

Dabei wäre Mitteleuropa von den „Kelten“ fast vollständig „überschwemmt“ worden, wobei es beim „Hin- und Herwogen der verschiedenen Stämme“ (Sacken 1862: 83) auch „Rückbewegungen gegen Osten“ stattfanden. Dabei drangen sie bis nach England und Spanien vor. Im Westen Spaniens wären sie mit der dortigen Bevölkerung zu „Keltiberern“ verschmolzen.

Für Sacken gab es keine nordische Bronzezeit, dort sei die Steinzeit direkt zur Eisenzeit übergegangen, wohingegen in Mitteleuropa der Bronzegebrauch nur langsam der Eisenverarbeitung gewichen ist, was an der morphologischen Ähnlichkeit der Gegenstände aus Eisen gegenüber den bronzenen deutlich wird (vgl. Sacken 1862: 90ff).

In der Hallstatt-Monographie von 1868 wird betont, dass die „allgemeine Culturströmung“ der „Bronzecultur“ in Europa zwar weite Verbreitung gefunden hat, aber dennoch die „asiatischen Culturvölker“ für ihre Urheber zu halten wären. Allerdings habe auch die „nördliche Völkergruppe“ ihren Beitrag geleistet (vgl. Sacken 1868: 138).

Die aus der „allgemeinen und gleichförmigen Verbreitung“ der „Bronzealterthümer“ hervorgegangenen „Culturelemente“ ließen sich dagegen „als Gemeingut einer größeren Völkergruppe“ nur in ihrem Ausgang, „nicht in ihrer Ausbreitung einem einzelnen Volke ausschliesslich zuweisen und es müssen die Kreise weiter gezogen werden“ (Sacken 1868: 136). An dieser Stelle kommt also bereits ein scharf ausgeprägter Diffusionismus zum Tragen.

Bei John Lubbock finden „vier verschiedene Ansichten“ bezüglich der Bronzezeit Mittel- und Nordeuropas Erwähnung. So wurde die Bronze als „ein Resultat und ein Zeichen einer allmählichen friedlichen Entwicklung“ (Lubbock 1874a: 54) angesehen (1. Ansicht); als Überreste römischer Heere (2. Ansicht) bzw. „phönizischer Kaufleute“ (3. Ansicht) oder aber als „das Menschengeschlecht [4. Ansicht], welches dem Steinalter angehört habe, sei von einem civilisirteren, mit Broncearbeiten vertrauten Volke von indo-europäischer Race

669 Mit den „Tschuden“ ist wohl die *finnougrische Sprachgruppe* gemeint.

verdrängt worden. Dasselbe habe von Osten her Europa überfluthet und seine Urbevölkerung oder vielmehr seine früheren Bewohner vertrieben, ja sogar an einigen Orten gänzlich ausgerottet“ (ebd.).

Auffallend ist, dass John Lubbock und Eduard von Sacken für die Entwicklung der Bronze in Europa eine „nicht-einheimische“ Gruppe verantwortlich gemacht haben, aber dennoch durch den für damals breiten Darstellungshorizont der Thematik schon erste Argumente für eine eigenständige (nord-)europäische Entwicklung der Bronzezeitkultur liefern. Hierbei finden sich bei Lubbock bemerkenswerterweise „drei erhebliche Einwendungen“ gegen die von Sven Nilsson aus der „Fremde“ durch „phönizischen Handel“ eingeführte Bronzezeitkultur, wobei bereits eine wörtlich geäußerte „Kupferzeit“ (vgl. Lubbock 1874a: 55) zur Sprache gekommen ist: der eigenständige, geometrische Dekorstil, welcher sowohl den von Homer beschriebenen prunkvoll verzierten Schildern der „Phönizier“ als auch den Tier- und Pflanzenabbildungen in jüdischen Tempelanlagen gegenübergestellt wird (1); die zu den „phönizischen“⁶⁷⁰ Grabsitten vollständig unterschiedliche Bestattungsweise der Bronzezeit (2) und das fehlende Eisen als Importgut (3), welches laut Homer den „Phöniziern“ bereits bekannt gewesen war (vgl. Lubbock 1874a: 68).

Der dänische Urgeschichtsforscher Jens Jacob Asmussen Worsaae (1821-1885) äußerte dagegen auf Kongressen in den Jahren 1871/1872, dass es sich nicht bloß um ein „neues Volk“, sondern um einen „großen Kulturstrom“ aus Ostasien gehandelt habe, von welchem die Einführung der „Bronzekultur“ in Europa ausgegangen sei. Dieser wäre über zwei Wege nach Europa vorgedrungen und zwar über einen südlichen nach Griechenland sowie Italien und einen über Ungarn führenden nördlichen. Für das „nordische Bronzereich“ veranschlagte er eine Zeitspanne von mehreren Jahrtausenden und brachte dessen „Verfall“ mit dem sich nach Norden ausbreitenden „stärkeren südlichen Strom“ in Verbindung. Im Jahr 1879 versuchte Worsaae gar in einer „vergleichenden archäologisch-ethnologischen Studie“ sein System der Verbreitung der Bronze über Ostasien bis auf den amerikanischen Kontinent auszuweiten. Er glaubte dabei nicht etwa an einen dem *Elementargedanken* Bastians ähnelnden „Parallelismus der Erscheinungen“, sondern unternahm den Versuch reelle „Beziehungen zwischen den Völkern der entlegensten Erdteile nachzuweisen“ (Hoernes 1909a: 387).

670 Die *Phönizier* sind archäologisch schwer greifbar und dienten damals häufig als eine Art Lückenbüßer für „ethnisch“ nicht zuzuordnendes Fundmaterial.

Ernest Chantre (1843-1924) versuchte die französischen Bronzezeitfunde mit der „polemisch übertriebenen Behauptung“ aufzuwerten, dass diese nicht hinter den schweizerischen oder nordeuropäischen „zurückstehen“. Gemeinsam mit Louis Laurent Gabriel de Mortillet (1821-1898) betonte Chantre, im Gegensatz zu Alexandre Bertrand (1820-1902), die Existenz einer „reinen Bronzezeit“, wobei dieser Gedanke mit ersten Unterteilungsversuchen in zwei (bei Mortillet) bzw. drei Stufen (bei Chantre) untermauert wurde, wobei er seine letzte Stufe in Anlehnung an die bekannte Schweizer Pfahlbausiedlung „Moeringienne“ nannte. Chantre sah wie auch Virchow im Kaukasus das Ursprungsgebiet der europäischen Bronzeherstellung, wobei er aufgrund der von ihm angenommenen „Stammesverwandtschaft europäischer und asiatischer Völker“ (Hoernes 1892: 349) seine Blickrichtung bis in den Süden Indiens schweifen ließ und in den „Zigeunern“ als „wandernde Metallarbeiter“ einer „vielverzweigten Strömung“ zu den „Culturträgern“ der Bronzeherstellung auserkor (vgl. Hoernes 1892: 349f, 415).

Für Frankreich lasse sich ebenso wie für Österreich laut Hoernes das Fundmaterial *chorologisch*⁶⁷¹ in einen nördlichen und südlichen Abschnitt unterscheiden. Der nördliche und der nordwestliche Teil Frankreichs würde gemeinsam mit Großbritannien und Irland genauso wie die „Norddonauländer Österreichs“ (Schlesien, Böhmen und Mähren) mit Norddeutschland jeweils eine „zusammenhängende BronzeProvinz“ bilden, in welchen sich „archaische Culturen“ gegenüber den südlichen Fundgebieten ungestörter entwickelt hätten (vgl. Hoernes 1892: 415).

Die Annahme einer Vermittlerrolle Böhmens bei der Weiterleitung der „nordischen Bronzecultur“ an die „ungarische“ sei dabei zuletzt durch die Erkenntnis „stark erschüttert“ worden, dass die in Böhmen vorgefundenen „Bronzetypen ungarischen Charakters [...] wahrscheinlich viel jüngeren Ursprungs sind, als früher angenommen wurde“ (Hoernes 1892: 416).

Sophus Müller (1846-1934) beschäftigte sich seit 1882 mit der Frage nach dem Ursprung der „europäischen Bronzecultur“, wobei er bei deren Beantwortung den ältesten Bronzefunden Südosteuropas eine besondere Bedeutung zugesprochen hat. Die Bronzeverarbeitung sei in den Gebieten nördlich des Schwarzen Meers entwickelt worden, so dass der ungarischen Bronzezeit eine besondere Rolle als Überträger dieser Technologie nach Mitteleuropa zukomme, wohingegen die altgriechischen, dabei insbesondere die Gruppen von Olympia und

671 *Chorologie* bedeutet Areallehre; also die Verbreitung von Kulturmerkmalen im Raum.

Mykenä, sowie die „orientalischen“ Bronzekulturen morphologisch deutlich von kulturellen bronzezeitlichen Erscheinungen des restlichen Europas abzugrenzen wären. Dagegen könnten die durch große Ähnlichkeit geprägte sibirische und ungarische Bronzezeitgruppe von einem weiter südlichen Zentrum ausgegangen sein. In den ältesten nordischen Bronzestücken erkannte Sophus Müller zwar Importgut, betonte aber dennoch, dass in Nordeuropa sehr schnell zu einer eigenen Produktionsweise übergegangen worden sei. Osteuropäische oder britannische Einflüsse lehnte er hierbei ab, stattdessen lasse sich die nordische Bronzezeitkultur aus einer mitteleuropäischen „spezifischen Bronzezeitkultur“ herleiten, deren Verbreitungsgebiet von Ungarn bis in die Schweiz gereicht habe und von dort über Deutschland nach Nordeuropa gelangt wäre.

Als Herkunftsgebiet der nordischen Bronzen veranschlagte er Südeuropa, doch sei die Stückzahl der Einfuhrprodukte gegenüber den vor Ort hergestellten Bronzegegenständen gering geblieben. Auch wendete sich Sophus Müller gleichzeitig gegen eine „Einwanderungstheorie“, nach welcher ein „neues Volk“ die Bronzeverarbeitungskenntnisse mitgebracht hat, da die „fremden Bronzearbeiten“ flächendeckend vorgefunden worden und somit weder an einen bestimmten Fundort gebunden waren noch einem spezifischen Zeitraum zugeordnet werden konnten. Müllers erste chronologischen Untersuchungen wurden im Jahr 1878 unter dem Namen *Die nordische Bronzezeit und deren Periodeneinteilung* in deutscher Sprache⁶⁷² veröffentlicht, welches er von 1888-1895 in seinem in Kopenhagen herausgegebenen zweibändigen Werk *Ordning of Danmarks Oldsager* erweiterte. Sein nachfolgendes inhaltlich ähnliches Werk *Vor Oltid* gelangte als *Nordische Altertumskunde* auch im deutschsprachigen Raum einen gewissen Bekanntheitsgrad.

Zuletzt verfasste Müller ein Buch, welches auf in deutscher Sprache im Jahr 1905 den Namen *Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie* erhalten hat (vgl. Hoernes 1892: 352-355, 400; Hoernes 1909a: 388f; Kühn 1976: 149).

672 Zur Erstveröffentlichung dieses Werkes auf Dänisch kam es im Jahr 1876.

Oscar Montelius, welcher im Jahr 1885 als erstes die nordische Bronzezeit mit seiner auf *Seriation*, d.h. auf Aneinanderreihung beruhenden *Typologischen Methode*⁶⁷³ in sechs Abschnitte unterteilt hatte, ging von größtenteils eigenständig vor Ort entwickelten, also „einheimischen“ Erscheinungen aus, welche gleichzeitig mit der mitteleuropäischen und der italischen Bronzezeit aufgetreten wären. Er ließ lediglich gewisse, durch „Berührung mit anderen Völkern“ ausgelöste Einflüsse aus dem Norden gelten, ohne dass hierfür ein „neues Volk“ eingewandert sein musste. Als Zeitpunkt der „Einführung der Bronze nach Skandinavien“ (Hoernes 1892: 392) legte sich Montelius in hinsichtlich einer *absoluten Datierung* auf das 15. Jahrhundert v. Chr. fest. Über ägyptische Importe konnten mykenische Fundstücke datiert werden und Schritt für Schritt über eine Aneinanderreihung von Kulturübertragungen mit Nordeuropa in Bezug gesetzt werden. Für die Bronzezeit erwies sich dieses von Montelius in Angriff genommene Unterfangen aufgrund von damals klaffenden Lücken im Fundmaterial auf den Etappen von Ägypten über Griechenland bis nach Skandinavien im Vergleich zur zeitlichen Einordnung der eisenzeitlichen Funden der *Hallstatt-* und *Latènezeit*, welche verhältnismäßig leicht mit antiken Fundkomplexen verknüpft werden konnten, als wesentlich schwieriger (vgl. Eggers 1959: 53, 88-91, 134f; Eggert 2008: 52f, 134, 141, 150f, 181-200; Hoernes 1892: 386, 390ff; Trigger 1989: 156-159).

Obwohl Montelius die „Germanen“ als die „Vorväter“ der Schweden betrachtete und sie schon in der Steinzeit einwandern ließ,⁶⁷⁴ konstruierte er keine „altgermanische Kulturhöhe“. Stattdessen blieb bei ihm der „Orient“ das „spendende Zentrum“ für alle urgeschichtlichen kulturellen Fortschritte in Europa.

Im Gegensatz zu Oscar Montelius sah Sophus Müller, trotz der „durchgreifenden Umbildung“ der „fremden Motive“, den europäischen Norden während des ganzen prähistorischen Zeitabschnitts „in einem abhängigen und empfangenden Verhältniß zu den südlicher

673 Über die *Typologische Methode* kann die Entwicklungsgeschichte von Artefakten über *typologische Rudimente* (einst funktionelle, aber nun funktionslose morphologische Details) rekonstruiert werden und somit eine *relative Chronologie* erstellt werden. Diese muss allerdings anhand vom Konzept des *geschlossenen Fundes*, d.h. archäologischen Hinterlassenschaften, welche gleichzeitig an einem Fundort in den Boden gekommen sind, was die Berücksichtigung der stratigraphischen Verhältnisse beinhaltet, überprüft werden. Überregional kann durch die Vernetzung mit anderen „geschlossenen Funden“ eine solche *relative Chronologie* erweitert werden. Zudem besteht eventuell die Möglichkeit, über zeitlich gesicherte Fundkomplexe zu einer mehr oder minder genauen *absoluten Datierung* in Jahreszahlen zu gelangen. Bei einer solchen Methodik sind häufig variierende und somit feinchronologisch aussagekräftige Artefakte wie z.B. Fibeln oder Tüllenbeile von Bedeutung. Diese sind allerdings relativ selten, so dass ihnen für Theorien hinsichtlich von Kulturkontakten und Kulturübertragungen eine herausragende Rolle zukommt, wobei Importstücke als Fixpunkte von besonderer Relevanz sind.

674 siehe Kap. 5/S. 154

gelegenen Ländern“ (Hoernes 1892: 400). Zumindest für den Osten Skandinaviens sprach er, aufgrund von einer bestimmten Verteilung von Bronzetypen in Verbindung mit unterschiedlichen Bestattungsweisen, von „einem Zuströmen neuer ethnischer Elemente“ (Hoernes 1892: 401). Den Zeitpunkt des Eintritts der Bronzezeit hob er für Nordeuropa an und legte sich bei deren Bestehen auf einen Zeitraum zwischen 1000-500 v. Chr. fest. Eine Spätdatierung an sich hielt Moritz Hoernes diesbezüglich für berechtigt, schließlich entstamme die „nordische“ der „mitteleuropäischen Bronzezeit“, wenn dabei auch nicht von der Einwanderung „neuer Völker“ auszugehen ist. Die „gleichartige Civilisationsstufe“ der „mitteleuropäischen“ und der „nordischen Bronzecultur“ spreche laut Hoernes für das jüngere Alter der letzteren. Somit hatte Müllers Darstellung zwar einen im Grunde richtigen Gedanken enthalten, doch war dessen Anwendung einer von Einseitigkeit geprägten starken Übertreibung unterlegen, so dass seine chronologische Einordnung der „nordischen Altertümer“ hinsichtlich „der Abhängigkeit von südlichen Kulturkreisen“ (Hoernes 1909a: 388) zu einer „falschen Beurteilung“ geführt hatte, welche deshalb auf „scharfen Widerspruch“ gestoßen ist (vgl. Hoernes 1892: 400f; Hoernes 1909a: 388).

In dieser Spätdatierung steckt der Hauptwiderspruch zu Matthäus Muchs Frühdatierung der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit, welcher er, auf Grundlage eines durch die eigenständige Kupferzeit entwickelten metallurgischen Potentials einer „arischen“ bzw. „indogermanischen“ Bevölkerung, eine besondere „Kulturhöhe“ gegenüber dem „Orient“ zugeschrieben hat.⁶⁷⁵

Beide Forscher verwendeten die auf stratigraphische Grabungen basierende relative Chronologie Trojas, bei welcher man über Ketten von Kulturübertragungen Anschluss an ägyptische Fundkontexte gefunden hatte und so zu einer Absolutdatierung mit konkreten Zeiträumen in Jahreszahlen gelangt war. Diese war selbstverständlich nicht präzise genug, als dass kein interpretativer Spielraum geblieben wäre, welchen Sophus Müller mit langen Laufzeiten in die eine und Matthäus Much mit kurzen Laufzeiten eben in die andere Richtung ausnutzen wollte.

Sophus Müller wollte beweisen, dass es lange gedauert hätte bis in Europa, insbesondere in dessen am „unterentwickeltsten“ Norden eine eigene Bronzeindustrie in Angriff genommen wurde. Dies konnte aus seiner Sicht erst um ca. 1000 v. Chr. passiert sein, so dass die Steinzeit

⁶⁷⁵ siehe Kap. 9.5

in Nordeuropa für ihn bis zu diesem Zeitpunkt angedauert hatte. Die ältesten dort vorgefundenen Bronzeartefakte erklärte er zu mykenischem Importgut (vgl. Müller 1905: 56).

Eine solche zeitliche Einordnung des nordeuropäischen Fundmaterials widersprach zum einen Matthäus Muchs Eurozentrismus und zum anderen seinem Überlegenheitsanspruch für eine „indogermanische Rasse“, welche dem Westbaltikum entstammen sollte, nachdem er sich bereits im Jahr 1885 gegen die These gestellt hatte, dass neue Bestattungssitten in Verbindung mit der Einführung der Bronze- bzw. Eisenverarbeitung als Resultate der Einwanderung eines „siegreichen Volkes“ zu werten wären. Much wollte dagegen aufzeigen, dass die Bronze bald nachdem sie im Mittelmeerraum in die Hände seiner „Indogermanen“ gefallen, was zwischen 2500 und 2000 v. Chr. passiert sein müsste und auch nach Nordeuropa gelangt wäre. Dort hätte die Bronzeverarbeitung einen qualitativen Sprung gemacht, welcher den „Orient“ bei weitem überflügelt hätte (vgl. Much 1885: 283; Much 1904: 114ff; Much 1907b: 115-125).

Die Theorie von mykenischen Einflüssen im Norden hielt er ab 1500 v. Chr. legitim, zog aber eher einen Zeitpunkt um 1000 v. Chr. in Erwägung. Hierbei ging er nun, wahrscheinlich da die kulturelle Verbreitung in Richtung Nordeuropa nach seinem Verständnis aus einem „fremden Kulturkreis“ stammte, von einer langen Laufzeit aus. Er behandelte diese Frage aber anhand des Steingraberbaus eher hypothetisch, da er gleichzeitig verlauten ließ, dass dieser in Nordeuropa schon im Verlauf des 3. Jahrtausends v. Chr. stattgefunden hat (vgl. Much 1904: 117f, 170).

Deshalb handle es sich bei der These von Sophus Müller und Oscar Montelius, dass der Ursprung der „Riesenstuben“ in mykenischen Kuppelgräbern zu suchen wäre, über welche der Steingraberbau vom „Orient“ nach Nordeuropa vermittelt worden wäre, um einen Trugschluss. Zwar gesteht Much ein, dass mykenische Einflüsse in Skandinavien nicht völlig von der Hand zu weisen wären, doch könnten diese eben nicht vor dem Beginn der Bronzezeit, welchen er auf ca. 1500 v. Chr. ansetzte, in Nordeuropa Einzug erhalten haben. Da Matthäus Much Grabsitten als Ausdruck des „Sippenlebens“ verstand,⁶⁷⁶ ging er bei diesen *Ex oriente lux*, im Gegensatz zur Technologie der Bronzeherstellung, von langen Laufzeiten aus. und glaubte deshalb sogar eher, dass diese angenommene Kulturübertragung aus dem „Orient“ kaum vor 1000 v. Chr. stattgefunden haben könne. Auch konnte er in wesentlichen Punkten keine Parallelen zwischen dem vorderasiatischen bzw. mykenischen Gräberbau und dem skandinavischen feststellen, womit eine Kulturübertragung „von Volk zu Volk“ über

676 siehe Kap. 9.3.6/S. 581

Nordafrika und Westfrankreich nach Nordeuropa generell in Abrede zu stellen wäre. Da aber Montelius den Steingrüberbau in Skandinavien auf mindestens 3500 v. Chr. datierte und auch hierbei von einem Einfluss aus dem „Orient“ ausging, welcher seinen Weg über den Mittelmeerraum entlang der Atlantikküste bis nach Nordeuropa gefunden hätte. Nach diesem chronologischen Schema waren die Anfänge dieser Bestattungsweise in Südwesteuropa auf das 4. Jahrtausend v. Chr. wenn nicht gar früher zu verlegen. Montelius sah gerade im Fehlen von Steingräbern in Kleinasien, der Balkanhalbinsel und den Donauländern, den Nachweis, dass es keine aus Asien stammenden „Arier“ gewesen sein könnten, welche diese Sitte verbreitet hätten. Überhaupt kam für Montelius, aufgrund der immensen Verbreitung der Dolmen von Nordeuropa bis nach Indien, kein „einziges Volk“ und auch keine einheitliche „Völkergruppe“ als deren Errichter in Frage. Deswegen glaubte er, dass die zunächst auf dem Landweg über Südosteuropa in Mittel- und Nordeuropa während die zu Beginn der Jungsteinzeit eingewanderten „Arier“ ihre Toten in Flachgräbern oder in Höhlen bestatteten und der Steingrüberbau aus dem „Orient“ auf dem Seeweg erst wesentlich später (ab 3500 v. Chr. oder früher) dorthin vorgedrungen sei. Von Syrien aus wären die Dolmen wahrscheinlich über die Dardanellen und den Bosphorus oder aber eventuell entlang dem Euphrat über Armenien ans Schwarze Meer gelangt. Auch die Grabkammern der ägyptischen Pyramiden hätten ihren Ursprung im „Orient“. Ein nordeuropäischer Ursprung sei zu so früher Zeit jedenfalls auszuschließen. Gerade hierin sah Much einen Widerspruch, da morphologisch der vollständige Entwicklungsgang von den „ältesten und einfachsten in die Erde gegrabenen Ruhestätten“ (Much 1904: 180) bis zu ihrer vielfältigen Ausgestaltung im Nord- und Ostseeraum noch in der Steinzeit nachzuvollziehen sei. Montelius wertete diese Veränderung in der Formgebung von Steingräbern als Indiz eines „beständigen Verkehrs“ zwischen dem „Orient“ und Skandinavien. Much betonte, dass Montelius, indem er den Anstoß zur Verbreitung des Steingrüberbaus im Vergleich zu Sophus Müller um 1500 Jahre und dessen Aufnahme in Nordeuropa um 1000 Jahre früher ansetzte, allen Einwürfen, welche sich auf das Fehlen von mykenischer Importware in steinzeitlichen Kontexten bezogen und überhaupt diesbezüglich von kurzen Laufzeiten ausgingen, im Vorhinein die Argumentationsgrundlage entzogen hat (vgl. Montelius 1899: 30-35, 137; Much 1904: 168-173, 179ff).

Sophus Müller deutete im Gegensatz zu Much und Montelius den nordischen Steingrüberbau als äußersten Ausläufer einer „prämykenischen Bronzezeit“, welche eigentlich in Ägypten ihren Ursprung hätte. Auf Grundlage einer „prämykenische Steinzeit“ sei im Griechenland des beginnenden 2. Jahrtausends v. Chr. eine „protomykenische Kultur“ entstanden, welche durch

die einsetzende Bronzezeit, den Steingräberbau und eine mit geometrischen Mustern in matten Farben bemalte Tonkeramik gekennzeichnet gewesen wäre. Mitteleuropa habe zwar schon bald Impulse aus dieser „protomykenischen Kultur“ erhalten, doch wäre hierbei von langen Laufzeiten auszugehen, so dass das grundsätzliche Gepräge der europäischen Kulturen noch lange Zeit ein steinzeitliches geblieben wäre. Die Metalle wären nach und nach in diesen „äußeren Kreis“ der griechischen Bronzezeit aufgenommen worden, weshalb für Südost- und Mitteleuropa von einer „Stein-Bronzezeit“ gesprochen werden müsse, wobei zwar gewöhnlich zunächst kupferne Artefakte erscheinen, welche jedoch morphologisch mit den bronzenen Gegenständen gleichzusetzen wären. Klassische Einflüsse wären hierbei aufgenommen worden, ohne dass diese Nordeuropa erreicht hätten. Lediglich der Steingräberbau habe sich allmählich über den Meeresweg aus Süditalien als „fortgesetzter Einfluss Griechenlands“ nach Dänemark und von Griechenland selbst über das Schwarze Meer bis an die Ostsee ausgebreitet, wobei dies auf Grundlage der „Nachahmung“ geschehen wäre, weshalb keineswegs von reellen Wanderungen eines „einzelnen Volkes“ auszugehen ist (vgl. Müller 1905: 35-42).

Matthäus Much stellte dagegen eine mykenische Herkunft der Bronze für Nordeuropa vollständig in Abrede und verdrehte dabei die einseitige These Müller unter genau umgekehrten Vorannahmen. Die „nordischen Werkmeister der Bronzezeit“ hätten es jedenfalls nicht nötig gehabt, ihre Rohmaterialien zur Kupfer- und Bronzeverarbeitung aus dem „Orient“ zu beziehen. Trotz eines umfassenden Austausches von Anregungen und Vorbildern zu so fortgeschrittener Zeit wären die „Schöpfungen fremder Länder nicht überall eingedrungen“ (Much 1907b: 120), um ihren Einfluss geltend zu machen. Dies würde durch das auch von Sophus Müller zugegebene Fehlen von „vollständig mykenischen“ Fundstücken aus der „großen Spiralbronzezeit des Nordens“ verdeutlicht.⁶⁷⁷ Auch der mitteleuropäischen Bronzeherstellung schrieb er noch eine gewisse Eigenständigkeit zu, so dass künftige Untersuchungen entscheiden müssten, „ob nicht etwa die Ähnlichkeit zwischen den nordischen und mitteleuropäischen Bronzen, welche die auffallendste ist, in einer Bewegung in entgegengesetzter Richtung ihren Grund habe, welche von Mitteleuropa über Norditalien

677 Beim einzigen Fundstück, welches mit deutlichem Abstand am weitesten aus dem minoischen Kulturbereich in Richtung Nordeuropa vorgestoßen sein könnte, handelt es sich um die Bronzetasche von Dohnsen in Niedersachsen, welche 1955 von spielenden Kindern entdeckt wurde. Es handelt sich hierbei allerdings um einen Einzelfund, so dass starke Zweifel bestehen, dass die Tasse wirklich an diesem Ort in urgeschichtlichen Zeiten in den Boden gelangt ist (vgl. Matthäus 1980: 224ff).

sich erstreckte, wo, wie man angenommen hat, vom Norden kommende Stämme schon in sehr früher Zeit sich niedergelassen hatten“ (Much 1907b: 124).

Dazu mussten aber die „Indogermanen“ schon über metallurgische Kenntnisse verfügt haben. Schließlich waren sie auch bei Matthäus Much keine Götter, sondern lediglich eine besonders „tatkraftige Rasse“. ⁶⁷⁸ Hierin wird der Hauptgrund liegen, warum er schon Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts Johanna Mestorf zu chemischen Analysen veranlasste, welche auf eine Kupferzeit in Nordeuropa hindeuten sollten. Da diese jedoch erfolglos blieben, musste er sich für seine „Heimat der Indogermanen“ andere charakteristische „Kulturmittel“ suchen. ⁶⁷⁹

Zur „Bronze-Ursprungsfrage“ hatte die in Schleswig Holstein tätige Johanna Mestorf im Jahr 1884 in der Zeitschrift *Archiv für Anthropologie* einen Aufsatz Sophus Müllers von 1882 unter dem Titel *Ursprung und erste Entwicklung der europäischen Bronzekultur, beleuchtet durch die ältesten Funde im südöstlichen Europa* veröffentlicht.

Die deutschen Prähistoriker Christian Hostmann (1829-1889) und Ludwig Lindenschmit (1809-1893) sahen in den „Etruskern“ die Überbringer der Bronze. Neben Jens Jacob Asmussen Worsaae vertrat in Schweden Hans Hildebrand (1842-1913) die Auffassung, dass „Indoeuropäer“ die Bronze aus Asien mitgebracht hatten; eine damals recht weit verbreitete Ansicht. Virchow sah im Kaukasus das Ursprungsgebiet, Sophus Müller sprach diesbezüglich 1878 von Einflüssen aus Deutschland für die nordische Bronzezeit, im Jahr 1882 von Mykenä als Herkunftsort der Bronzeherstellung. Allerdings betonte Müller, dass weder Griechenland noch der Kaukasus den Ausgangspunkt für die Einführung der Bronzekultur in Nordeuropa gebildet haben könnten und stattdessen die Einflüsse in Sibirien und Ungarn zu suchen wären, welche möglicherweise „Ausstrahlungen“ eines weiter südlich gelegenen Zentrums darstellen.

Moritz Hoernes erkannte 1892 in seinem Buch *Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft*, anhand von linguistischen Belegen Mesopotamien als die Wiege der Bronzeherstellung (vgl. Hoernes 1909a: 388f; Kühn 1976: 148).

Für Österreich stellte Ferdinand Hochstetter die Existenz einer „reinen Bronzezeit“ völlig in Abrede und ließ sie auch für das übrige Mitteleuropa, aber auch die Mittelmeerländer immer fraglicher erscheinen. Dabei übersah er weitreichende Fundkomplexe wie die der

⁶⁷⁸ Bereits Gustav Klemm betonte, „daß wir überall im Gefolge der ältesten activen Wanderer das Erz oder die Bronze finden“ (Klemm 1845a: 17).

⁶⁷⁹ siehe Kap. 9.3.6

oberitalienischen Terramaren und der Schweizer Pfahlbauten. Die „nordische Bronzecultur“ wurde von sämtlichen Verbindungslinien zur klassischen griechischen und römischen Kultur abgeschnitten, von welcher sie vollständig „unberührt“ geblieben sein sollte. Die „mitteleuropäische Hallstattkultur“ bilde zur Gänze den Herleitungspunkt für die „nordische Bronzecultur“, welche er direkt an die Pfahlbaukulturen der Jungsteinzeit anknüpfen ließ (vgl. Hoernes 1892: 416).

Josef Szombathy stellte fest, dass die ungarische Bronzezeit zwar früher eingetreten war als die mitteleuropäische Bronzezeit, aber in ihrem später auftretenden Formenreichtum auch länger andauert hatte. In Österreich, Böhmen, Schlesien und Posen war ein durch eine Bügelverzierung gekennzeichnete Fibula-Typus aufgetreten, welcher den Blick nach Ungarn schweifen ließ. Doch treten die Gräber in diesem weiter westlich gelegenen Gebiet mit ersten Eisenfunden auf und reichen bereits in die beginnende *Hallstattzeit*, also die ältere Eisenzeit, hinein. Auch fehlen hier die für die ungarische Bronzezeit typischen Hohlkelten, Palstäbe und Lappenbeile aus Bronze, welche aber aus Eisen ungemein häufig im Flachgräberfeld von Hallstatt auftreten.

Sowohl den ungarischen als auch den spezifischen Hallstattschwertern legte Szombathy eine mykenische Schwertform zugrunde, welche bereits vom norwegischen Archäologen Ingvald Martin Undset (1853-1893) und dem in Matthäus Much's Spätwerk als sein großer Widersacher auftretenden Sophus Müller als Grundform aller europäischen Bronzeschwertformen dargestellt worden war. Dabei entfernten sich die älteren Hallstätter Schwerter stilistisch von dieser Grundform keineswegs weiter als die ungarischen Bronzeschwerter, so dass beiden typologischen Gruppen eine gemeinsame Herkunft und ein ungefähr gleiches Alter zugeschrieben werden konnte, was zusätzlich durch die Vergesellschaftung des ungarischen Bronzeschwerter mit Typen aus dem „Hallstätter Kulturkreis“ bei Schatzfunden in Ungarn belegt wurde. Somit fand Jens Jacob Asmussen Worsaae mit seiner Theorie, welche davon ausgegangen war, dass Ungarn lediglich ein Durchzugsgebiet und keinen Ausgangspunkt bei der Verbreitung der Bronze dargestellt hatte, bei Szombathy Bestätigung. Dieser betonte zudem, dass es sich bei der ungarischen Bronzezeit, trotz ihrer typologischen Vielfalt, lediglich um einen „Seitenast“ und kein „Hauptglied“ bei der Verbreitung der Bronzekultur von Südost- über Mittel- bis nach Nordwesteuropa gehandelt hatte (vgl. Hoernes 1892: 411f).

Szombathy erkannte die große kulturelle Vielfalt der Bronzezeit Niederösterreichs in Grabformen (Flachgräber, Steinkisten, Tumuli mit oder ohne Steinsetzung) Bestattungssitten

(Leichen- und Brandbestattung, Hockergräber in Seitenlage oder aufrechter Stellung) und Grabbeigaben (Werkzeuge, Waffen, Schmuck). Allerdings hat er die niederösterreichischen Fundkomplexe aus der Bronzezeit gegenüber Funden aus dem Osten in engerer Anbindung zu solchen aus dem Westen und Norden gesehen, wobei gerade hier Matthäus Much seinen Anknüpfungspunkt für einen Kulturstrom aus Nordeuropa in südöstliche Richtung gefunden haben könnte, obwohl eine solche Sichtweise Szombathys Verbreitungstheorie grundsätzlich widersprach (vgl. Hoernes 1892: 416-419).

Auch Moritz Hoernes erkannte Ähnlichkeiten in den Bestattungssitten des „Bronzezeitvolkes“ mit in Nordeuropa vorgefundenen Gräbern, da in den Stein- und Erdtumuli Holzsärge nachzuweisen waren; zudem finden Bernsteinperlen Erwähnung. Daneben verzeichnete er aber auch eine nach Ungarn weisende Streitaxt und verzierte Goldplättchen, welche solchen aus Mykene ähneln, als Grabbeigaben (vgl. Hoernes 1892: 419).

Hoernes kam zu dem Schluss, „daß die Bronzecultur ziemlich gleichzeitig und gleichartig in den verschiedensten Länderräumen Europas begann, daß sie aber in denselben von verschiedener Dauer gewesen ist, und daß daher leicht in einer späteren Phase Einwirkungen einer zum Hallstattstile und zur Eisenbenutzung vorgeschrittenen Culturprovinz auf ein Gebiet mit langlebiger Bronzecultur nachgewiesen werden können“ (Hoernes 1892: 416). Keineswegs sollte man deshalb die „Hallstattcultur“, wie das Alexandre Bertrand für Frankreich oder Ferdinand Hochstetter für Österreich getan hatten, direkt an die neolithische „Pfahlbaucultur“ und die Terramaren Oberitaliens anknüpfen lassen oder als Ausgangspunkt der „nordischen Bronzecultur“ ansehen. Die chronologische Gleichsetzung mit den klassischen Kulturen sei ebenso in Abrede zu stellen wie die Leugnung der Existenz einer „reinen Bronzezeit“ im Mittelmeerraum und in Mitteleuropa.

Im Jahr 1882 leitete Matthäus Much sein Kapitel zur Bronzezeit mit der Aussage ein, dass in Mitteleuropa zu den, damals von ihm noch nicht so benannten, „Kulturmitteln“ des Neolithikums, zunächst die Kupferverarbeitung und die allmähliche Herausbildung der „Gewerbe“ hinzugetreten wären, bevor sich ein „neues Element die Kenntnis des Zinnes“ (Much 1884: 27) dazugesellt hätte. Gemeinsam mit Kupfer ergibt das Zinn eine für Werkzeuge, Waffen und Schmuck hervorragend geeignete Legierung, doch bliebe die Herkunft der Bronze ebenso „räthselhaft“ wie die des Kupfers.

Offensichtlich war Matthäus Much durchaus mit diesem Diskurs zur Bronzezeit vertraut und konnte ihn nicht vollständig in Abrede stellen. Dennoch versuchte er auch die der Kupferzeit

nachfolgende Bronzezeit als eine eigenständige Kulturentwicklung in Mittel- und Nordeuropa darzustellen. Zunächst einmal gab er die Vermittlung der Bronze samt der zur Verarbeitung notwendigen Kenntnisse von außerhalb Europas zu. Dieser „mächtige Hebel zum Fortschritt“ sei im Zuge von „friedlichem Handel“, aber auch durch Wanderzüge, Kriege und Versklavung, entweder aus „Kleinasien“ oder über den „Umweg“ Italien nach Mittel- bzw. Nordeuropa gelangt. Dennoch habe Europa auch im Laufe der Bronzezeit eine „in fast ganz Europa“ vorherrschende „ziemlich gleichartige Cultur“ bewahrt, so dass auch bezüglich der Bronzegegenstände eine „einheimische Industrie“ mit regional verschiedenen „gesonderten Formenkreisen“ begründet werden konnte, welche gar eine „Weiterentwicklung“ dargestellt hätte. Bei der Kenntnis der Kupferverarbeitung habe es sich hierbei um die nötige Grundlage gehandelt, so dass die Leute des „Nordens“, selbst wenn sie zunächst von „wandernden etruskischen Bronzeschmieden“ versorgt worden wären, die Technologie bald von diesen übernommen hätten (vgl. Much 1884: 40f).

In der erweiterten Auflage seiner „Kupferzeit“ von 1893 ließ Much die Bronze schon frühzeitig und nicht mehr nachfolgend an der Seite des Kupfers in „einfachen Formen“ in steinzeitlichen Ansiedlungen auftreten, wobei die Metallverarbeitung keineswegs von „vorgesrittenen Völkern“ übernommen worden wäre, was Much durch fehlende Spuren eines Bevölkerungswechsels bestätigt sah. Zudem würden Schmelztiegel aus dem Pfahlbau von Robenhausen in der Schweiz auf eine eigenständige Tätigkeit der Bewohner als Kupfer- und Bronzegießer hinweisen (vgl. Much 1886: 19, 136; Much 1893: 220f).

Mit seiner Errichtung der Kupferzeit grenzte Matthäus Much die „europäisch-arische“ von der „indischen Bronze-Technik“ ab, welche einen „besonderen Entwicklungsgang“ genommen habe. Dieser Gegensatz zeichne sich auch in unterschiedlichen sprachlichen Bezeichnungen bei „europäischen“ und den „asiatischen Ariern“, welche er Iran und Indien besiedeln ließ, ab. Der „gemeinsame Charakter“ der europäischen Bronzefunde sei dabei nicht in Abrede zu stellen. Möglicherweise könnte eine bisher noch nicht vollständig erwiesene „Wortgleichung“ aus den neugriechischen, lateinischen, romanischen, angelsächsischen, englischen und isländischen Bezeichnungen in Zukunft den Nachweis liefern, dass die Bronze bei den „europäischen Arier“ erst nach der „Ablösung des asiatischen Zweiges“ zu Bekanntheit gelangt wäre, als diese „unter sich noch eine Volks- und Spracheinheit bildeten“ (Much 1886: 179).

Bei Ludwig Lindenschmit und Christian Hostmann handelte es sich um entschiedene Gegner des *Dreiperiodensystems*, welche gemeinsam mit ihren Anhängern, „die vorgeschichtlichen

Culturperioden Europas auf einen so engen Zeitraum“ (Hoernes 1892: 345) zusammenquetschten, dass die „nordische Bronzezeit“ aus einer frühzeitigen europäischen Entwicklungsgeschichte „herausspringen und auf fremden Boden fallen“ (ebd.) konnte. Danach wäre diese Periode erst nach der Eisenzeit, in historischen Zeiten, eingetreten. Otto Schrader schloss sich Lindenschmit an, wobei er einen „Widerspruch“ zwischen der Theorie einer „hochentwickelten Bronzecultur bei den Nordvölkern und ihren durch unzweifelhafte Zeugnisse beglaubigten niedrigen Culturverhältnissen“ (Schrader nach Hoernes 1892: 346) erblickte und deshalb von einer Herkunft der Bronze von Süden her aus dem mediterranen Raum und aus östlicher Richtung vom Schwarzen Meer annahm. Jedenfalls wäre sie nicht aus einer auf „Eigenthümlichkeit“ beruhenden „kelto-germanischen Anlage“ erwachsen. Frühere, auf eine „Fortentwicklung“ hinweisende, „heimische“ Vorformen würden als „naturgemäße Ausgangsstufe nationaler Bildung“ fehlen, womit es sich um einen „fremdartigen“ und damit „überlegenen Culturstand“ handle.

Moritz Hoernes betonte unter Berufung auf Graf Gundacker Wurmbrand den *Elementargedanken*. Die Bronze habe bei „unseren Voreltern“ keineswegs „befremdlich“ gewirkt. Vielmehr handle es sich um „eine natürliche Entwicklung des kunstgewerblichen Lebens“ (Wurmbrand nach Hoernes 1892: 347). Die lange Zeit gültige Theorie, dass „Völker“ aus Asien die Bronze bei ihrer Wanderung nach Europa mitgebracht hätten, „um unserem Erdtheil den Stempel einer höheren Civilisation aufzuprägen“ (ebd.) habe das „Glück“ gehabt, dass der Bronze eine „ur-indogermanische Herkunft“ zugeschrieben wurde. Dabei handle es sich bei den Herkunftsfragen von „Indogermanen“ und Bronze um zwei nicht zu vermengende Elemente. Wanderungen müssten nach anthropologischen Kriterien beurteilt werden, welche von den Wegen der „Cultureinflüsse“ zu trennen wären. Die Anschauung einer eigenständig entwickelten, „alteuropäischen Bronzecultur“ skandinavischen Ursprungs sei jedoch ebenfalls kritisch zu betrachten, da sie die Herkunftsfrage bezüglich der Bronze „in anderem Sinne als jene der Wanderungsdoctrinen zu einer Rassenangelegenheit“ (Hoernes 1892: 348) umforme, welche auf der Lehre vom „skandinavischen Ursprung der europäischen Arier“ (ebd.) basiert. Neben der angeblich langen Dauer der nordischen Bronzezeit hatten sich deren Anhänger auf skandinavische Kupferbergwerke berufen, welche sich jedoch als mittelalterlich entpuppt haben und waren von einem Zinnimport aus Britannien ausgegangen. Von Skandinavien habe nun diese „Bronzecultur“, wie später die *Latènekultur*, über Auswanderungen und nicht durch Handel im restlichen Europa Verbreitung gefunden. Die ältere, auf einen asiatischen Ursprung der „Indogermanen“ beruhende Lehre war einfach unter umgekehrten Vorzeichen kopiert und

nach Nordeuropa verlegt worden, wobei nun die „europäischen Arier“ Skandinaviens dem übrigen zuvor noch in der Steinzeit verhafteten Europa die Kultur gebracht hätten. Die näheren Umstände lägen zwischen durch Wanderung ausgelöster gewaltsamer Verdrängung bzw. Unterjochung und friedlichem Warenaustausch, wobei die näheren Umstände „jener Culturströmung“ verborgen bleiben (vgl. Hoernes 1892: 342-349).

Matthäus Much sah sich offensichtlich als „Mann der Wissenschaft“, wie ihn Georg von Schönerer gepriesen hatte,⁶⁸⁰ auch dieser verpflichtet und verstand nicht die „Kunst“ als seinen Aufgabenbereich. Deshalb wollte er sich wohl nicht vollständig außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses stellen.⁶⁸¹

Matthäus Much musste sein Konstrukt einer „germanischen Bronzezeit“ aus seinem Frühwerk,⁶⁸² aufgrund der drückenden Beweise einer „orientalischen“ Herkunft der Bronze, fallen lassen, was er jedoch anscheinend nicht eindeutig zugeben wollte.

In seiner früheren Version der „Kupferzeit“ ging Much bereits von einer größeren Zeitspanne zwischen Kupfer- und Bronzezeit aus, wenn diese auch nicht allzu lange angedauert hätte. In diesem Abschnitt wäre die „Differenzierung einzelner Stämme“ und „weitere Fortschritte“ vollbracht worden, welche verhindert hätten, dass sich ein gemeinsamer Begriff bei den damals schon vom Hellespont bis zum Atlantik und zur Ostsee verbreiteten „Ariern“ herausbilden konnte (vgl. Much 1886: 178f).

Also klammerte Matthäus Much die Frage nach der Herkunft und Verbreitung der Bronze aus der von ihm angestrebten Beweisführung für die Beantwortung der Frage nach der „Heimat der Indogermanen“ einfach aus, indem er sich auf „die archäologische Hinterlassenschaft der ältesten vorgeschichtlichen Bewohner“ (Much 1904: 6) Europas konzentrierte.

Die zugegebenen „fremden Einflüsse“ nehmen in Muchs Werk niemals überhand, was er damit zu untermauern versuchte, dass keine „scharfe Grenze“ zwischen der Stein- und der Bronzezeit zu ziehen wäre, da „uns nicht die geringsten Spuren eines Bevölkerungswechsels entgegentreten“ (Much 1893: 221). Stattdessen wäre in Mittel- und Nordeuropa die Bronzebearbeitung „lebhaft“ aufgenommen und eigenständig weiterentwickelt worden, so dass es nicht verwundere, dass sich die Bronze schon frühzeitig zu den Kupferfunden in den „Steinzeitsiedlungen“ geselle und diesen auch morphologisch ähnele. Die „Indogermanen“

680 siehe Kap. 4.5.1/S. 97

681 zur „Kunst“ des Matthäus Much siehe Kap. 9.5/S. 623f

682 siehe Kap. 5.2.1/S. 170-173

hätten jedenfalls im Zuge ihrer Handelstätigkeit den Bernstein gegen Bronze und Gold eingetauscht oder die Metalle gleich auf dem Seeweg geraubt. Nun habe die Fülle an Bernsteinschmuck bei den „Nordleuten“ abgenommen, was sich auch in dessen Mangel in Grabinventaren niederschlage. Hallstatt und Hallein hätten ihre reichen Grabbeigaben mit Salz bezahlen können, Griechenland, insbesondere Mykenä mit Gold, welches sie ja laut Angaben aus dem Jahr 1886 von den „semitischen Völkern“ erhalten haben mussten.⁶⁸³ Kulturell aussagekräftige Ware aus Mykenä wäre jedenfalls bisher in keinem Fall vorgefunden worden. Die verspätete Einfuhr des Eisens nach Nordeuropa habe keineswegs an „krankhafter Abneigung“ gegen dasselbe gelegen, sondern sei nur durch „Völkerverschiebungen“ zu erklären (vgl. Much 1893: 220-223, 239; Much 1902a: 124f, 127, 285f; Much 1904: 146f, 149, 154f, 390).

Matthäus Much ging von einer raschen Verbreitung der Bronze nach Mittel- und Nordeuropa aus, da dort schon bald „eine eigene Betriebsamkeit in der Bearbeitung der Bronze und lebhafte Fortschritte in ihrer technischen und künstlerischen Entwicklung platzgreifen“ (Much 1904: 154) konnten. Somit müssten neben dem Bernsteinhandel noch andere „mächtigere Potenzen wirksam gewesen sein“ (ebd.). Neben dem Seeraub zog Much die Möglichkeit in Erwägung, dass die gegenüber dem Westbaltikum noch immenseren Bernsteinvorkommen des Ostbaltikums, dem „Samland“, welches von der dort ansässigen „passiven Bevölkerung“, den „Ästern“, bis zum Eintreffen der Römer nicht für den Handel freigegeben, sondern nur gelegentlich für den Eigenbedarf gesammelt worden wäre. Worauf Matthäus Much hinaus will, wird nicht eindeutig klar, allerdings meinte er, dass der Einflussbereich der mykenischen bzw. selbst der ägäischen Kunst bis an die Schwelle der ostbaltischen Bernsteinregion, dem Tal des Sereth, einem Donaunebenfluss im Karpatenvorgebirge, ausgestrahlt haben könnte (vgl. Much 1902a: 131ff; Much 1904: 154-157).

Womöglich wollte er damit sagen, dass die Bewohner des Westbaltikums, also die „Indogermanen“, aus diesem Tal schon frühzeitig die Bronze bezogen haben bzw. auch auf dem Landweg geraubt haben könnten. Von dort aus könnte von den Griechen oder in deren Auftrag der Bernstein ausgebeutet und in die Ägäis transportiert worden sein. Dieser Gedanke könnte aber auch die von Sophus Müller aufgestellte These, dass die Bronze aus Sibirien oder Ungarn nach Nordeuropa eingezogen war, widerspiegeln. In diesem Fall wäre es möglich, dass er deswegen auch seine Ansichten nicht konkreter formuliert hat, um seinem

683 siehe Kap. 6.1.4/S. 298f, 302f, 306-310

Kontrahenten nicht eindeutig zuzustimmen. Am wahrscheinlichsten erscheint mir jedoch, dass Matthäus Much an dieser Stelle einen „indogermanischen Wanderzug“ auf dem Landweg nahelegte, welcher vom Westbaltenland über Galizien und den Kaukasus Richtung Griechenland führte und welchen er mit der „Ethnogenese“ der „Thraker“ und deren Ansiedlungen verknüpfte. Diese stellten für ihn „Indogermanen“ dar und könnten somit den Bernstein, welchen sie auch im Ostbaltikum auflasen, in Griechenland eingeführt haben und dafür von dort die ersten Bronzegegenstände und in der Folge das Zinn erhalten haben, um solche dann selber herzustellen und diese Technologie ihren „nordischen Brüdern“ zu vermitteln.⁶⁸⁴

In seiner „Heimat der Indogermanen“ drückte sich Matthäus Much sowieso nicht immer klar aus. Dabei wird der Eindruck erweckt, dass er sein Selbstbewusstsein auf der Vermutung aufbaute, Teil einer „nordischen Herrenrasse“ zu sein. Um dieses aufrecht zu erhalten, war eine möglichst frühe eigenständige Bronzeverarbeitung in Nordeuropa zu suchen, wenn er diese schon nicht von dort herleiten konnte. So ließ er aus dem Norden stammende „keltische Reitervölker“ während der Bronzezeit ausreiten (vgl. Much 1904: 400f), um „fremde Kulturelemente“ zu rauben und die eigene Kultur über deren eigenständige Stilisierung zu bereichern und generell aufzuwerten. Jedenfalls könnte Much ein solches Erklärungsmuster vorgeschwebt sein, um sich die unterschiedlichen kulturellen Einflüsse der Beigaben des Hallstätter Gräberfeldes zu erklären, ohne vom Überlegenheitsanspruch einer aus Nordeuropa stammenden „indogermanischen Rasse“ abzurücken.

Matthäus Much verstand die Übergänge von variierenden Bestattungssitten und Grabformen in Mittel- und Nordeuropa als Ausdrucksformen der Innovationskraft ein und desselben „Volkes“. Dagegen hat Sophus Müller solche Neuerungen mit der Einwanderung eines „neuen Volkes“ erklärt (vgl. Hoernes 1892: 401; Much 1907b: 138).

Die Brandbestattung erklärte Much zu einer allmählichen Entwicklung, welche an keinen „Bevölkerungswechsel“ gebunden war und auch nicht gleichzeitig mit der Bronze aufgetreten sein müsste. Während sich diese angeblich rasch verbreitete, wäre die Körperbestattung erst gegen Ende der Bronzezeit üblich geworden; ist aber gleichzeitig auch schon für die Steinzeit nachzuweisen. Auf diese Weise ließen sich auch die in Hallstatt nebeneinander auftretenden Brand- und Körperbestattungen in ein „völkisches Kontinuum“ einbauen.⁶⁸⁵ Außerdem fänden

684 siehe Kap. 9.6/S. 641-644

685 siehe Kap. 9.3.6/S. 580f, 584

sich Spuren einer solchen Umgestaltung in der germanischen Mythologie, welche „ganz dem Wesen eines Ackerbauvolkes“ (Much 1893: 319) entspräche. Dabei wurde von Much auf mehrere „germanische“ Gottheiten verwiesen: *Donar*, den „Sonnengott“, im Kampf mit den „winterlichen Riesen“; *Freyr*, den „Lichtgott“, welcher nach feindlichen Auseinandersetzungen mit den „südlichen Nachbarn“ vom „Kriegsgott“ *Wodan* abgelöst worden wäre.⁶⁸⁶ Zwar wolle er „damit keineswegs gerade diese Umgestaltung religiöser Anschauung mit dem Wechsel der Bestattungsweise in Verbindung bringen; allein es läßt sich ganz gut denken, diese könne einmal in eine derartige Bewegung mit hineingezogen worden sein“ (ebd.). Mit dem „Germanentum“ wäre in der jüngeren Eisenzeit, der *Latènezeit*, eine weitere „Kulturwelle“ aus Nordeuropa gefolgt, welche eine neue „Blütezeit“ ausgelöst hätte. Diese hätte die bereits in „Dekadenz“ begriffenen „Kelten“ zurückdrängt, die Römern vertrieben, deren Reich zerschlagen und über das Mittelalter seine Fortsetzung in der Neuzeit gefunden (vgl. Much 1884: 61-71; Much 1885: 283f; Much 1886: 155-162; Much 1893: 312-319; Much 1902a: 309f; Much 1904: 419f; Much 1907b: 133-143).

9.5 Die Frage nach der Existenz einer *Kupferzeit* als Grundlage einer eigenständigen Entwicklung der Bronzeverarbeitung in Europa

Sacken hielt im Jahr 1862 eine „allmähliche“ Entwicklung von der Stein- zur Bronzezeit für unwahrscheinlich. Die vorgefundenen Formen der europäischen Bronzegegenstände würden sich zwar so sehr ähneln, dass auf eine „gemeinsame Abstammung geschlossen werden könne, doch würden diese eine solch „bedeutende technische Fertigkeit“ vorweisen, dass an „eine stufenweise Vervollkommnung und Ausbreitung“ (Sacken 1862: 82) nicht zu denken wäre. Außerdem würden im reichhaltigen Fundmaterial „rohe“, unvollkommene Versuche fehlen, so dass die „Bronzecultur“ als eine „fertige“, weit verbreitete auftritt, so dass nach dem damaligen Forschungsstand „eine Periode der Bearbeitung des reinen Kupfers“ nicht anzunehmen wäre. Stattdessen sei diese Kultur von der im vorigen Kapitel erwähnten „Völkerwelle“ aus Asien ausgelöst worden, welche die „uralten“ Kenntnisse zur Metallverarbeitung aus dem „Orient“ vermittelt hätte. Der „Hauptstock“ wäre durch die „großen keltischen Stämme“ gebildet worden. Dabei finden neben bronzenen Waffen auch

⁶⁸⁶ siehe Abb. 90

kupferne Erwähnung, deren Ursprung Sacken bei den „Tschuden“ vermutete (vgl. Sacken 1862: 82f, 86).

Die im Laibacher Pfahlbau vorgefundenen Kupfergegenstände wurden von Sacken als „Umgusserzeugnisse“ der Bronzeverarbeitung gedeutet. Auch handle es sich lediglich um eine „kupferreichere Legierung“ und nicht um reines Kupfer (vgl. Much 1886: 13).

Lubbock vermutete eine vorbronzezeitliche Verwendung sowohl von Werkzeugen und Waffen aus Kupfer als auch aus Zinn. Keinerlei zinnerne Gegenstände wären im prähistorischen Kontext Europas gefunden worden, und auch Kupfergegenstände wären außer in Irland und Ungarn diesbezüglich äußerst selten. Aufgrund der geographischen Lage wäre „diese auffallende Thatsache“, dass Ungarn ein Hauptfundgebiet von Kupferartefakten darstelle, durchaus wahrscheinlich, während in Irland kupferne Gegenstände gegenüber bronzenen eine absolute Ausnahme bilden, so dass dort eher von einer angenommenen Eignung von Kupfer für bestimmte, zu gewissen Zwecken hergestellten *Celte*⁶⁸⁷ oder von einem zufälligen Versiegen des Zinnvorrats als von einer Kupferzeit ausgegangen werden könne (vgl. Lubbock 1874a: 54f).

William Wilde (1815-1876) dagegen betonte schon 1863 in seinem *Catalogue of the Antiquities in the Museum of the Royal Irish Academy* die Unterscheidung zwischen einer Kupfer- und einer Bronzeindustrie. Der Mangel an Kupfergegenständen falle deshalb ins Auge, weil deren Herstellung eine bahnbrechende Wirkung auf die Einführung der Bronzeverarbeitung gehabt hätte. Dabei sei die Bronzezeit entweder unmittelbar der Einführung der Kupfer- und der Zinnverarbeitung gefolgt oder die kupfernen Altertümer wären in bronzene umgegossen worden. John Lubbock und John Evans hielten diese Theorie aufgrund des „gänzlichen Mangels“ an kupfernen und zinnernen Geräten für ausgeschlossen, womit sie die Einfuhr der Bronze nach Europa als erwiesen betrachteten (vgl. Daniel 1950: 146; Lubbock 1874a: 55f; Much 1893: 92).

John Lubbock lehnte also die Existenz einer erwähnenswerten eigenständigen Kupferzeit in Europa ab. Als Grund „gegen die Behauptung einer allmählichen selbstständigen Entwicklung der Metallkunde“ (Lubbock 1874a: 56) führte er die „vollständige“ Gleichförmigkeit der alten Bronzewaffen in Mittel-, West- und Nordeuropa und „selbst im Osten der slavischen Völker“ (ebd.) an, wobei es sich nicht nur um Ähnlichkeiten handle, was bereits zuvor dem Ethnologen

687 Mit der *Celte* war die Axt oder das Beil gemeint.

und Altertumsforscher Thomas Wright (1810-1877) aufgefallen war. Dennoch scheine aus alledem „deutlich hervorzugehen, daß Europa seine Metallkenntniß einer großen „orientalischen Entdeckung“ verdankte und daß der Gebrauch des Kupfers nicht eher in unserem Erdtheile eingeführt ward, als bis man bemerkt hatte, daß ein geringer Zinnzusatz es härter und vor allen Dingen brauchbarer mache“ (Lubbock 1874a: 57, 71; Wright 1861: 74-77).

Weitere Funde von Kupfergegenständen ließen offensichtlich immer mehr an John Lubbocks wissenschaftlicher Autorität zweifeln und eine Kupferzeit möglich, ja geradezu notwendig erscheinen.

Italienische Archäologen wie Luigi Pigorini (1842-1925), Giuseppe Angelo Colini (1857-1919) und Paolo Orsi (1859-1935) hielten die Zweiteilung der Bronzezeit für unzulänglich und stellten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zwischen Stein- und Bronzezeit eine „eneolithische“ Periode. Ähnliche Schwierigkeiten traten bei der Zuordnung des prähistorischen Fundmaterials in Ungarn auf, so dass Ferenc Pulszky (1814-1897) im Jahr 1876 bei einem internationalen Kongress für Anthropologie und prähistorische Archäologie in Budapest die Einführung einer Kupferzeit zwischen Stein- und Bronzezeit vorschlug, was er 1884 mit seiner Schrift *Die Kupferzeit in Ungarn* untermauerte. In Spanien wurde 1875 in der Schrift *Antigüedades de Galicia* von Ramón Barros Sivelo (geb. 1828) die Idee der Existenz einer der Bronzezeit vorangegangenen Kupferzeit vertreten. In Frankreich bewerkstelligten Ernest Chantre (1845-1924) mit seinem dreibändigen Werk *Études paléoethnologiques dans le bassin du Rhône. Âge du bronze* aus den Jahren 1875/1876 und Étienne-Adrien Jeanjean (1820-1897) im Jahr 1885 mit seiner Abhandlung *Études préhistoriques. L'âge du cuivre dans les Cévennes* das gleiche. Dabei benannten beide Forscher ganz nach der französischen Tradition der paläolithischen Forschung die von ihnen bearbeiteten Fundgebiete nach der Lokalität ihrer südfranzösischen Fundorte in *Dufortian* (Jeanjean) bzw. *Cébennian* (Chantre).

Es lag an der Autorität von Oscar Montelius, dass das dänische Dreiperiodensystem nicht um die Begriffe *Eneolithikum* oder *Kupferzeit* erweitert wurde. Dieser führte nach ausgiebigen vergleichenden Studien über ganz Europa und den östlichen mediterranen Raum seit 1885 eine detaillierte Unterteilung der Bronzezeit in die Stufen I-V ein, wobei die kupfernen Funde der *Bronzezeit I* zugeordnet wurden (vgl. Daniel 1950: 146f; Kühn 1976: 161; Müller-Karpe 1975: 29, 94).

Zunächst hielt es Matthäus Much in seiner nach eigenen Angaben schon 1882 verfassten Besiedlungsgeschichte zu den Ländern der Monarchie für erwiesen, dass die Bevölkerung in den gleichen Ansiedlungen ohne „Bevölkerungswechsel“ sesshaft geblieben sei. Zu den ursprünglichen „Culturmitteln“⁶⁸⁸ wären lediglich „neue Cultur-Elemente“ hinzugekommen, welche die schon vorhandene „Summe von Cultur“ ergänzt haben. Als eine der wichtigsten Neuerungen wird die beginnende Metallverarbeitung mit Gold und Kupfer als Werkstoffen beschrieben, wobei jedoch nur das letztere, aufgrund seiner Quantität und seiner Eignung zur Werkzeugherstellung von eingehender Bedeutung war. Dabei hat Much den ersten Unterabschnitt des Kapitels „II. Metall-Zeit“ bereits „Kupfer-Zeit“ genannt. Der Kupfergebrauch schloss sich also der Steinverarbeitung an und existierte eine ganze Weile parallel. Dennoch hätten sich die oberösterreichischen Pfahlbaubewohner, obwohl sie noch vorwiegend Steingeräte verwendeten, nach und nach die für die Metallurgie benötigten Kenntnisse⁶⁸⁹ angeeignet. Die frühen Formen der Werkzeuge aus einem solchen „primitiven Kupferwerksbetriebe“ (Bischofshofen, Kelchalpe, wahrscheinlich Ahrental/Tirol) wären meistens steinzeitlichen nachgebildet worden, womit „ein directer Einfluß fremder, höher stehender Völker“ (Much 1884: 25) sowohl in technischer als auch in morphologischer Hinsicht ausgeschlossen wäre. So werde der Anschein erweckt, dass es sich bei der Kenntnis des Kupfers, um eine neben der dem Ackerbau, der Viehzucht, der Töpferei und der Stoffproduktion (Spinnen und Weben) „aus der Stamm-Heimat“ mitgebrachte Errungenschaft handle, welche dort aber aufgrund mangelnder Nutzungsbedingungen und fehlender weiterer Entwicklungsmöglichkeiten „latent“ geblieben wäre. Offenbar ging Matthäus Much davon aus, dass die „Arier“, auch wenn er sie an dieser Stelle nicht wörtlich erwähnt, während der Kupferzeit ihre „Grenzen“ bis nach Ungarn ausgeweitet hätten, da auch hier die Kupferfunde, insbesondere die Doppelbeile morphologisch an dort ebenfalls vorgefundene Steinbeile anschließen und somit in die gleiche Zeit wie die der oberösterreichischen Pfahlbauten zu setzen wären (vgl. Much 1884: 22-26, 71).

Im darauffolgenden Jahr kündigte sich in seinem Vortrag *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* die Schaffung einer Kupferzeit als eigene Epoche an, ohne diese explizit so zu benennen. Die Pfahlbau-Siedlungsform wird als langandauernde „Sitte“ dargestellt, welche die Metallverarbeitung ermöglicht hätte, wobei zunächst Kupfer abgebaut und zu

688 Der Ausdruck *Culturmittel* hat erst seit 1885 bei Much Verwendung gefunden (vgl. Much 1885: 261, 288).

689 Muchs Interesse fokussierte sich auch auf den Produktionsablauf: Auffinden, Abbau, Transport, Verhüttung und Verarbeitung.

Gusserzeugnissen verwertet wurde, ehe über Legierungen des Kupfers mit dem Zinn Bronzewerkzeuge mit „vorzüglicher Eignung“ zur Herstellung gelangten (vgl. Much 1885: 265, 274f).

Matthäus Muchs Werk *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen* erschien zuerst als Artikelserie in den *Mittheilungen der k.k. Central-Commission für Kunst- u. historischen Denkmale* in den Jahren 1885/1886 (vgl. MCKHD [NF.: XI.] 1885: C-CIX; MCKHD [NF.: XII.] 1886: I-VIII, LVII-LXXVII, XCIII-CXI, CLVIf, CLXXXVIII) und wurde anschließend auch als Separatabdruck in erweiterter Fassung veröffentlicht. Im Kapitel VIII. werden die mitteleuropäischen „Steinzeitvölker“, bei welchen sich neben den auf Ackerbau, „Sesshaftigkeit“ und Viehzucht beruhenden „Culturmitteln“ bereits erste Spuren von Metallbearbeitung zeigen, mit einer „arischen Rasse“ in Verbindung gebracht.

Bei den Erfindern „einer uralten primitiven Metallurgie“, also der Gewinnung von Kupfer, seiner Verhüttung und seiner Weiterverarbeitung handle es sich um „Arier“. Dabei würden sich die Kupferfunde nicht überall mit dem „Verbreitungsgebiet der Arier“ und dem für „dieselben begleitenden charakteristischen Erscheinungen“ (Much 1886: 171) decken,⁶⁹⁰ da schon zu „ältesten Zeiten“ Güter ausgetauscht wurden und dabei häufig „die Gebietsgränzen der Völker überschritten“ (ebd.) hätten. Daneben sei es aber auch möglich, „daß die Cultur auch in anderen Gegenden der Erde einen ähnlichen Entwicklungsgang genommen hat, wie beispielsweise der Bestand einer besonderen Kupferperiode in den Ländern um den Ural mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird“ (Much 1886: 171f).

Hierbei kommt neben dem von Much, trotz der Lückenhaftigkeit im Fundmaterial, geschaffenen spezifischen „völkischen-rassischen Siedlungskontinuums“ als Erklärungsmuster, der *Elementargedanke* für außerhalb der „Heimat der Indogermanen“ gelegene Gegenden zum Tragen.

Offensichtlich spricht Matthäus Much anderen „Völkern“ bzw. „Rassen“ durchaus das Potential zu, ebenfalls die Metallverarbeitung anzukurbeln, ebenso wie aus seiner Sicht wenig entwickelte „Völker“, wie die „Zigeuner“ in Ungarn und Galizien, „trotz ihrer Rohheit und Bedürfnislosigkeit“ (Much 1884: 38), sowie „Bosniaken“ zu hervorragenden Schmieden reifen können. Allerdings ging es ihm keineswegs darum diese „aufzuwerten“. Darin liege nur

690 Also sind hier wohl die „arischen Culturmitteln“ bzw. der „culturgeschichtliche Besitzstand“ der „arischen Rasse“ gemeint.

der Beweis, dass die einstige „arische“ Bevölkerung auch schon in der Lage gewesen sein müsse, die Metallurgie zu bewerkstelligen. Neben dem Kupfer hätten die „Arier“ nur Gold und keine weiteren Metalle besessen. Während er jedoch glaubt, für das Kupfer zahlreiche Nachweise in den „arischen Sprachfamilien“ gefunden zu haben und diesem eine Verbreitung über das gesamte „von den europäischen Ariern bewohnte Gebiet“ (Much 1886: 177) nachweisen zu können, würde sich für Gold keine allgemeingültige Bezeichnung finden lassen. Die Kenntnis des Kupfers wäre laut dem Sprachwissenschaftler Otto Schrader „den noch ungetrennten Indogermanen“ mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht entgangen, während Gold, Silber und Eisen vom indoeuropäischen Wort für Kupfer *áyas* abgeleitet wurden. Hinweise auf Gold gebe es laut Matthäus Much lediglich in einem kleineren Abschnitt des vom „europäischen Zweig“ der „arischen Völkerfamilie“ bewohnten Gebietes, in welchem dieser „durch die Berührung mit einem semitischen Volk in die Kenntnis und in den Besitz des Goldes und damit zugleich des Namens gelangt ist“ (ebd.). An einen „phönizischen Einfluss“ war zu einer so frühen Zeit zwar noch nicht zu denken, doch hätten die „europäischen Arier“ das Gold zunächst im südöstlichen Teil „unseres Gebietes“, wobei Europa gemeint war, welches nach Muchs Verständnis im Südosten bis nach Troja reichte, von dem „semitischen Nachbarn“ übernommen. Die trojanischen Goldfunde hätten von den Formen her einem „fremdartigen“ eventuell dem „hittitischen“⁶⁹¹ bzw. „orientalischen Kulturkreise“ angehört, wobei die urgeschichtlichen Forschungsergebnisse mit den Resultaten aus sprachlichen Vergleichen diesbezüglich zur Deckung gelangen würden (vgl. Much 1886: 173, 177f).

Moritz Hoernes warnte Matthäus Much in einem eigens unter dem Namen *Die sogenannte Kupferzeit in Europa* eingerichteten Kapitel eindringlich vor einer „speculativen Vereinfachung der Urgeschichte“ in Form einer Rückspiegelung jetziger, innerhalb „gewisser Grenzen“ anzutreffender „Sitze“ von „Völkern“ oder „Völkergruppen“ auf die „ferne Urzeit“, für welche keinerlei „Völkernamen“ erhalten geblieben sind.⁶⁹²

In solch „einfachen Constructionen“ liege zwar „etwas Beruhigendes“, jedoch fallen sie in den Aufgabenbereich der „Kunst“, welche die Gemüter „in klaren Umrissen“ trösten und erheben soll und nicht der Wissenschaft, welche der Wahrheitsfindung verpflichtet ist. Letztere dürfe den Weg ins Dunkel und in die Verwirrung nicht scheuen, wobei Much in der Ablehnung der

691 Hierbei sind wohl die *Hethiter* gemeint, welche um 2000 v. Chr. in Anatolien mit dem Kernland Kappadokien greifbar werden. Ihre Selbstbezeichnung lautete *Nesa*. Ihre in Keilschrift hinterlassenen Schriftquellen werden heute der indoeuropäischen Sprachgruppe zugerechnet (vgl. Haarmann 2012: 125ff).

692 Hierbei findet methodisch die *Azendenzrichtung* ihre Anwendung; siehe Kap. 5/S. 152.

beliebten Methode, jeglichen „mächtigen Culturfortschritt“ mit der Einwanderung eines „neuen Volkes“, welches die „Lebensformen der Urzeit“ mit seinem „Stempel“ ausprägt, zu erklären, Recht zu geben ist. Dabei liege Much richtig es für wahrscheinlicher zu halten, von einem „allmählichen Eindringen der Metalle in den Kreis der neolithischen Cultur [auszugehen], als einen plötzlichen unvermittelten Hereinbruch [...] und einen dadurch bewirkten jähen Untergang“ (Hoernes 1892: 333) anzunehmen. Dabei hat Matthäus Much die Frage aufgeworfen, ob nicht schon die ersten neolithischen Populationen, „welche nach den „Mammuth- und Renthierjägern mit ihren Herden, Ackergeräthen und sonstigen Culturmitteln in Europa eingezogen seien, die Kenntniß der Metalle mitgebracht haben“ (ebd.), wobei sie auf dieses in zahlreichen Gegenden mit fehlenden oder mageren Rohstoffvorkommen verzichten mussten (vgl. Much 1893: 306).

Die Kupferzeit rechnete Moritz Hoernes trotz ihres Namens keineswegs zur „Metallzeit“, da „ihr hervorstechendstes Merkmal nicht zum Aufbaue einer neuen Cultur gedient“ (Hoernes 1892: 332) habe.

Josef Szombathy widersprach Matthäus Much mit seiner Betonung der Bedeutung der Kupferverarbeitung als erstes Metall für die gesamte Kulturentwicklung des Menschen und stellte der Kupferzeit jegliche Existenzberechtigung als Periodisierung in Abrede, da sie gegenüber der Jungsteinzeit über ein keinerlei neuartiges kulturelles Potential verfügt habe:

„Das Kupfer hat sich in seinen Formen und in seinem Gebrauche enge an den polirten Stein [...] angeschlossen und hat die auf die Stein- und Knochenwerkzeuge gegründete Cultur nicht um einen Schritt aus deren Sphäre gelenkt, geschweige denn dieselben verdrängt“ (Szombathy nach Hoernes 1892: 335).

In der zweiten überarbeiteten Auflage seines Werkes zur Kupferzeit sah sich Much laut eigenen Angaben gezwungen, aufgrund neuerer Funde an ungemischtem Kupfer, den Umfang der Schrift und die Anzahl der Illustrationen um das Doppelte anzuheben (vgl. Much 1893: X). Er ließ u.a. persönlich chemische Analysen auch bei kupfernen Gegenständen durchführen oder verwies auf solche, um nachzuweisen, dass es sich nicht um Bronzelegierungen handelt (vgl. Much 1893: 15, 22, 25, 36, 38f, 48, 50f, 55, 59, 84, 143f, 266f).

Auf eine „Reinheit des Kupfers“ schloss er auch aufgrund der morphologischen Ähnlichkeit zu anderen bereits untersuchten kupfernen Gegenständen oder zu vorangegangenen steinzeitlichen Artefakten. Dabei stellte er auch anhand von anderen Artefakten aus dem Fundkontext morphologische Vergleiche an. Ohnehin ging er nicht von einer wirklich langen

Dauer der Kupferzeit in den Pfahlbauten aus, vielmehr schließen Kupfer- und Bronzegegenstände unmittelbar an die Benutzung von Steinwerkzeugen an (vgl. Much 1893: 18, 27).

Bei Matthäus Much bilden Ackerbau und Viehzucht die Grundlagen für die gesamte neolithische Kultur, so dass es zu deren Weiterentwicklung lediglich am „Hinzutreten neuer, treibender Elemente, namentlich der Metalle“ (Hoernes 1892: 332) bedürfe. Dabei gebe es keine Überbringer in Form von neu hereinbrechenden „Völkern“, sondern es handle sich um Entwicklungen einer an ihre „Wohngebiete“ gebundene, von „Sesshaftigkeit“ geprägte Bevölkerung, wobei es lediglich an den „Grenzen“ zu „kleinen Verschiebungen“ gekommen wäre. Die „alten Völker“ wären also „durch friedlichen Verkehr oder kriegerische Errungenschaften in den Besitz der neuen treibenden Kräfte des Völkerlebens gelangt“ (Hoernes 1892: 333).

Die Beantwortung dieser Frage hatte Much mit seinen Untersuchungen hinsichtlich von Herkunft, Verbreitung und Beschaffenheit der europäischen Kupferfunde zu klären versucht, wobei diese in den alpinen Pfahlbauten als erste Metallartefakte in größerer Menge auftreten. Das größte Vorkommen war im Mondsee-Pfahlbau nachgewiesen worden. Die schweizerischen Pfahlbauten unterteilte Victor Gross (1845-1920) in drei steinzeitliche Perioden, wobei er der letzten den Namen *époque du cuivre* (Kupferzeit) gab. In dem vorhergehenden durch das Auftreten von Jadeit-, Nephrit- und Chloromelanit gekennzeichneten Zeitabschnitt wären laut Hoernes aber schon vereinzelt Kupferstückchen aufgetreten, so dass die von Gross vertretene Kupferzeit einen Zeitraum mit bereits häufigeren Nachweisen von Kupfer bezeichne (vgl. Hoernes 1892: 332ff).

Matthäus Much hat jedenfalls die damals zeitlich schwer einzuordnenden Kupferfunde aus mittel- und südeuropäischen Landansiedlungen als Produkte einer „wehrhaften Rasse“, nämlich der „arischen“, angesehen (vgl. Hoernes 1892: 333f; Much 1893: 306).

Dabei glaubte Much mit den morphologischen Vergleichen die große Anzahl der Kupferfunde bewiesen zu haben, wobei er eine gewisse typologische Eigenständigkeit in Ungarn, welcher er auch Fundstücke aus Siebenbürgen, Slavonien, Kroatien und Serbien zuordnete, anerkannte. Für Rumänien lasse sich ein „ähnlicher Schatz“ vermuten, wobei ein erster Fundplatz bereits erkundet worden war. Der Kupferzeit in Ungarn schrieb Much jedoch nicht, wie die Josef

Szombathy und Sophus Müller für die dortige Bronzezeit taten,⁶⁹³ eine besondere Wirkungskraft oder Vermittlerrolle zu. Das Schanzwerk von Lengyel wurde jedoch als bedeutender Fundort dargestellt, dessen Artefakte aus der Stein- bis in die Bronzezeit Verbindungen bis nach Schweden, dem Ostbaltikum, dem Mondsee und Kleinasien vorweisen würden (vgl. Much 1893: 47-59).

Moritz Hoernes und Matthäus Much schrieben zustimmend über die Theorie der Brüder Henri und Louis Siret,⁶⁹⁴ welche für Spanien eine „frühzeitig abgeschnittene Bronzeculturentwicklung“ feststellten. Dem Neolithikum wären die ersten Kupfer- und Bronzegegenstände gleichzeitig entgeggetreten, wobei „sichere Beweisstücke einer einheimischen Metallurgie“ (Hoernes 1892: 413) vorliegen, aber dennoch Steinwerkzeuge überwiegen. In der darauffolgenden „vorgeschrittenen Culturstufe“ wurde der Gebrauch der Steinwerkzeuge beschränkt und die Herstellung von Gegenständen aus Kupfer überwiegt gegenüber solchen aus Bronze, so dass bei Hoernes der Begriff „Kupfer-Bronzezeit“ Verwendung findet, wohingegen Eisen, Münzen und Schriftzeichen noch vollständig in dieser Stufe fehlen. Hoernes betonte, dass in dieser „dritten Periode“ Analogien in Ägypten und Zypern gesucht werden müssen (vgl. Hoernes 1892: 413f; Much 1893: 119f).

Matthäus Much stellte die Vermutung an, dass die Bevölkerung Zyperns aufgrund des immensen natürlichen Kupfervorkommens als erstes in der Lage gewesen wäre, „sich der Steingeräthe zu entäußern“ (Much 1886: 36; Much 1893: 139; Much nach Hoernes 1892: 334).

Dabei ging Much von einer „Gleichzeitigkeit der cyprischen und europäischen Kupferfunde“ (Hoernes 1892: 334) aus, da die in die Keramik eingeritzten geometrischen Verzierungen zudem in beiden Fundgebieten mit einer kreideartigen weißen Masse ausgefüllt worden waren. Moritz Hoernes schloss aufgrund der morphologischen Ähnlichkeiten in der Dekorweise von „cyprischen“ mit auf dem europäischen Festland gefundenen Dolchen und Nadeln auf den „Einfluß einer frühen ostmittelländischen Metallcultur auf Centraleuropa“ (Hoernes 1892: 340). Er ging aber diesbezüglich im Gegensatz zu Matthäus Much von einer langen Laufzeit bei der Kulturübertragung aus. Bezüglich der „europäischen Kupferfunde“ müsse zwischen „primären Formen“, also „rein autochthonen“, vor Ort entstandenen, von jeglichen „äußeren Einflüssen“ unberührt gebliebenen „Entwicklungsergebnissen“, wie beispielsweise den

693 siehe Kap. 9.4/S. 602f, 609ff

694 zur Theorie der Brüder Siret siehe auch Kap. 6.1.4/S. 309

„kupfernen Nachahmungen steinerner Flachbeile“ oder spezifischen „Schmuckformen“ und „secundären Formen“ unterschieden werden, welche von „fremden Völkern“ entlehnt oder beeinflusst wurden. Die letzteren hätten in Südeuropa und insbesondere im östlichen Mittelmeerraum ihren Ursprung. Dabei handle es sich um Kupferartefakte, wie „die cyprischen Kupferdolche Mitteleuropas“, deren „scharf charakterisirter Typus [...] während der letzten Phase der jüngeren Steinzeit“ (ebd.) das morphologische Gepräge einer „südlichen Bronzezeit“ an sich trage und neben den „einheimischen Typen“ existiert hätte.

Die diesbezüglich „wichtige Unterscheidung zwischen primären und secundären Formen“ (Hoernes 1892: 341) ging laut Hoernes auf Graf Grundacker Wurmbrand zurück. Dabei schob er eine auf Entlehnung basierende Kulturkontakttheorie in den Vordergrund, nach welcher die ältesten Bronzefunde zwar gegenüber den „wirklich alten Kupfersachen“ bereits „vorgeschrittelte Formen“ offenbaren, aber dennoch an diese anschließen. Die bronzenen Beile und Dolche wären aus Zypern, Mykenä und Hissarlik (Troja) „einzeln, Stück für Stück, ohne gewaltsame Erschütterung der bestehenden Culturzustände, zu den Pfahlbauern und Landhüttenbewohnern der Mittelzone unseres Welttheiles“ (Hoernes 1892: 340) gelangt.

Matthäus Much hat dagegen jeden Warenaustausch für die Kupfergegenstände in Abrede gestellt und stattdessen einen unabhängig entdeckten und eigenständig entwickelten Abbau- und Produktionsprozess der „europäischen Bevölkerung“, welche er der „arischen Rasse“ zugewiesen hat, hervorgehoben. Die Wahrscheinlichkeit seiner These sah er durch linguistische Vergleiche als „gesichert“ an (vgl. ebd.).

Max Ohnefalsch-Richter (1850-1917), ebenfalls wie Matthäus Much ein eigenwilliger archäologischer Autodidakt, betonte, dass der früheste Abschnitt der „Kupfer-Bronzezeit“ in Zypern auf eine „rein arische“ und keineswegs „semitische“ Bevölkerung zurückzuführen sei, welche anschließend „archaisch-babylonischen“ bzw. „sumerisch-akkadischen“ Einflüssen ausgesetzt worden wäre (vgl. Hoernes 1892: 474f; Matthäus 2009: 123).

Matthäus Much war mit Ohnefalsch-Richters Ausgrabungen auf Zypern und dem diesbezüglichen Diskurs offensichtlich vertraut. Die beiden Forscher kannten sich persönlich, was anhand von zwei von Ohnefalsch-Richter an Much gerichteten Briefen aus den Jahren 1883 und 1893 belegt ist. Much hat in der Auflage seiner „Kupferzeit“ von 1893 auf seinen deutschen Kollegen Bezug genommen, wobei die Textstellen für den in dieser Arbeit bearbeiteten weltanschaulichen Hintergrund eher bedeutungslos erscheinen. Möglicherweise lag dies an Ohnefalsch-Richters Betonung von „orientalisch-phönizischen Einflüssen“, welche

nicht in Muchs Bild einer in Europa gewachsenen „indogermanischen Kultur“ passten. In dem Brief vom Dezember 1893 bestätigte Ohnefalsch-Richter jedoch nachdrücklich die Existenz einer der Bronzezeit vorangegangenen Kupferzeit für Zypern (vgl. Much 1893: 144, 157, 372f; Windischbauer 2002: 148f).

Im Jahr 1882 rühmte Matthäus Much die Urgeschichtsforscherin Johanna Mestorf bei seinem Vortrag *Die Frauen in der Urgeschichte* als Vorreiterin weiblicher Ambitionen in der Urgeschichte:

„Allen voran aber leuchtet der Name Mestorf, Custos des grossartigen königlichen Museums in Kiel, welche sowohl durch selbstständige geistreiche Arbeiten sich an unseren Forschungen beteiligt, als auch durch Uebersetzung zahlreicher urgeschichtlicher Werke zwischen deutscher und nordischer Gelehrsamkeit in erfolgreichster Weise vermittelt“ (Much 1883: 47).

Johanna Mestorf (1829-1909) stand zwischen 1876 und 1897 nachweislich im Briefwechsel mit Matthäus Much, welcher bezüglich der Frage nach der Existenz einer Kupferzeit besonders aufschlussreiche Aussagen der norddeutschen Forscherin enthält. In einem Brief vom 28. Jänner 1885 gibt Mestorf an, ihre Sammlung auf Zinn untersucht zu haben und dieses, im Gegensatz zu dessen Fehlen bei Kupfergeräten ohne Zinnzusatz, in so erheblichen Mengen ausgemacht hatte, dass an eine der Bronzezeit vorangehende Kupferzeit nicht zu denken wäre. Am 22. November 1886 lobte Mestorf die Materialvielfalt des soeben fertiggelesenen Werkes Muchs, wobei eigentlich nur der Separatabdruck der „Kupferzeit“ von 1886 gemeint sein konnte. Allerdings hielt sie „lokale Beschränkungen“ für nötig, da sich die norddeutschen Flachbeile als bronzene erwiesen hätten und beispielsweise für Dänemark die Analysen noch fehlten. In einem weiteren Schriftstück vom 22. Jänner 1887 findet Muchs Buch zur Kupferzeit dann ausdrücklich Erwähnung, dessen größtenteils noch nicht analysiertes Material ihr zu denken gebe, ehe sie knapp 9 Jahre später, nachdem sich bei einer eingehenden Analyse alle Metallobjekte als Bronzen erwiesen hatten, vorgeschlagen hat, die Schmelztiegel auf Zinnrückstände zu untersuchen. Schließlich gehe Zinn ja auch beim Umschmelzen verloren (vgl. Windischbauer 2002: 114ff).

Offensichtlich wollte Matthäus Much seinen „arisch“-mitteleuropäischen „Kupferzeit-Kulturkreis“ in Richtung Nordeuropa ausweiten, wobei ihm jedoch die chemischen Analysen einen Strich durch die Rechnung machten.

Im Jahr 1899 übersetzte Johanna Mestorf eine Schrift von Oscar Montelius unter dem Namen *Der Orient und Europa. Einfluss der orientalischen Cultur auf Europa bis zur Mitte des letzten*

Jahrtausends v. Chr. ins Deutsche, bei welcher gleich im Vorwort auf ein „eigenes Schauspiel“ hingewiesen wurde, nach welchem „das wichtige Culturelemente empfangende, vorhistorische Europa sich zu dem Orient in ähnlicher Weise verhielt, wie heutzutage die Länder der ›der Wilden‹, ja der einst so hoch civilisirte Orient selbst, Europa gegenüber“ (Montelius 1899: 1). Hiermit dürfte sie sowohl als selbstständige Forscherin sowie auch als zu lobende Übersetzerin aus Matthäus Muchs Sicht spätestens ausgedient haben, wobei davon auszugehen ist, dass dieser schon fleißig an der Erstauflage seiner „Heimat der Indogermanen“ schrieb und seine *Ex septentrione lux*-These zusammenmodellerte.

Laut heutigem Forschungsstand ist das Kupfer am frühesten um 8000. v. Chr. in der Türkei nachzuweisen, wurde aber erst um 4000. v. Chr. aus dem Balkangebiet im mitteleuropäischen Donaauraum eingeführt und wird in der *Epi-Lengyel-Kultur*, einer mit neuen Elementen angereicherten *Bemaltkeramischen Kultur* (Lengyel-Kulturkomplex), greifbar. Auch hier kam es zu gesellschaftlichem Wandel und wirtschaftlichen Neuerungen, so dass heute von einer Kupferzeit im Sinne Matthäus Muchs die Rede ist. Nur bringen wir die Metallurgie heute weder mit dem obsoleten Konstrukt einer „überlegenen Rasse“ in Verbindung, noch ist von einer autochthonen mitteleuropäischen Entwicklung auszugehen (vgl. Urban 2003: 95-100).

9.6 Die geometrische Dekorweise als „nordisch-arische“

Ornamentik und Kulturgut der „Indogermanen“

Eduard von Sacken beurteilte in seinem Vortrag aus dem Jahr 1862 *Über die vorchristlichen Culturepochen Europas und die Quellen zur deutschen Urgeschichte* und drei Jahre später in seinem *Leitfaden zur Kunde des heidnischen Altertums* die lediglich aus bestimmten linearen bzw. geometrischen Figuren bestehende „lineare Ornamentik“ der bronzzeitlichen Grabbeigaben,⁶⁹⁵ welche trotz genauer und „sauberer“ technischer Ausführung von „ziemlicher Primitivität“ und „Proportionslosigkeit“ bei gleichzeitiger „Missformung“ der „organischen Gestalten“ gekennzeichnet wäre. Pflanzendarstellungen würden komplett fehlen, während „Thierfiguren“ nur „äußerst roh und unförmlich“ und zumeist nur andeutungsweise dargestellt worden wären. Während sich die „lineare Ornamentik“ von alleine ergebe, setze die gegen Ende der Bronzezeit einsetzende „plastische Ornamentik“ ein „vorgeschriftenes Kunstgefühl“ voraus (vgl. Sacken 1862: 64f, 98; Sacken 1865: 100-104; Urban 2002: 8).

695 Im Jahr 1865 werden insbesondere Funde aus Hallstatt erwähnt, welche Sacken offensichtlich noch nicht eindeutig der Bronze- oder der Eisenzeit zuordnen konnte.

Im Jahr 1868 rühmte er dagegen in seiner Hallstatt-Monographie die „schöne, elegante Arbeit und eigenthümliche Ornamentik“ (Sacken nach Urban 2002: 8) der Grabinhalte, welche er als „Uebergang zu den Theils rein etruskischen, theils provinziell gefärbten Arbeiten“ (ebd.) verstanden hat.

Offenbar wollte Eduard von Sacken in seinem Werk von 1868 die Hallstätter-Funde vor einem wissenschaftlichen Publikum gegenüber antiken Hinterlassenschaften kulturell aufwerten, war doch diese Schrift eine Darstellung der Ergebnisse der vom „k.k. Münz- und Antikenkabinett“ in Auftrag gegebenen Ausgrabungen in Hallstatt von Gustav Ramsauer und somit an ein wissenschaftliches Publikum gerichtet, während er sich mit dem Vortrag vor dem „Alterthumsverein“ von 1862 und dem „Leitfaden“ aus dem Jahr 1865 einem Laienpublikum urgeschichtliches Fundmaterial näherbringen wollte, welches dazu aufgefordert wurde, urgeschichtliche Funde beim „Antikenkabinett“ gegen Belohnung abzugeben (vgl. Sacken 1865: IVff; Sacken 1868: IIIf, VIIIf).

Bei den nordischen Bronzegegenständen verdiene der Einwand Lubbocks Beachtung, welcher in seinem Werk *Prehistoric Times as Illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages* darauf aufmerksam gemacht hatte, dass die ersten Bronzegegenstände „unserer Länder“ rein geometrisch verziert wurden. Erst später wären diese wie „phönizische Arbeiten“ auch mit Tier- und Pflanzenfiguren versehen worden, welche wie die ältesten Bronzen aus Nordeuropa „am wahrscheinlichsten“ als „fremdländisch“ einzustufen wären (vgl. Sacken 1868: 138).

Die Spiralornamentik verstand Sacken als „das gemeinsame Flächenornament aller Völker [mit welchem] überall in gleicher Weise Metallgeräthe, Töpfe und Wände [...] verziert“ (Sacken 1868: 135) worden wären.

Hier kommt also der im gleichen Jahr von Adolf Bastian formulierte *Elementargedanke* zu tragen,⁶⁹⁶ was Sacken auch betonte, ohne den Begriff oder dessen Urheber zu erwähnen:

„Diese wenigen Beispiele, die sich leicht vermehren liessen, mögen darthun, wie sich manche von selbst verbreiten, immer wiederholen und neu erfunden werden, wie misslich es daher ist aus der Aehnlichkeit einzelner Formen oder Ornamente auf einen directen Zusammenhang und die Abhängigkeit des einen vom anderen zu schliessen“ (Sacken 1868: 136).

⁶⁹⁶ siehe Kap. 9.3.4

Dennoch findet der „entschieden orientalische Charakter“ einer „fremdartigen Cultur“ in der Formgebung und Verzierung Betonung, wobei „manche der unten stark ausgebauchten, fusslosen Urnen [...] für altindische, andere für arabische oder persische“ (Sacken 1868: 136) gehalten werden könnten. Die Zeugnisse dieser „fremdartigen Cultur“ wären aber als Importgut zu verstehen, welches nur wenig auf die „einheimische“ Herstellungsweise eingewirkt habe (vgl. ebd.).

Beim Stil der Ornamentik und der Form handle es sich an erster Stelle um einen „Ausdruck einer bestimmten Culturrichtung und Strömung des geistigen Lebens“ (Sacken 1868: 137), deren „Gemeinschaftlichkeit“ sich auch in anderen „Culturelementen“ niederschläge, so dass die mitteleuropäische Bronzezeit vielerlei „ziemlich gleiche“ religiöse Beziehungen zu „asiatischen Culten“ vorweise, welche auf einer „Art Sonnen- und Baalscult“ als „Naturdienst“ beruhen würden und sich in Mittel- und Nordeuropa in Sonnenwend- oder Johannisfeuern niederschläge. Auch bei der Ausbildung des bronzezeitlichen Stils handle es sich zweifelsohne, „um eine That der asiatischen Culturvölker, insbesondere der Anwohner des Mittelmeeres hier und in Europa“ (Sacken 1868: 138). Nun gelte es lediglich „den Einfluss dieser Völker auf den Norden durch directen Import ihrer Erzeugnisse oder auch durch Wanderarbeiter und Colonisten nach ihrem richtigen Masse zu würdigen“ (Sacken 1868: 138). Zweifellos hätten hierbei auch die als „ausgezeichnete Metallarbeiter“ bekannten „industriellen Phönizier“ ihre Produkte u.a. in „unsere Ländern“ geliefert. Allerdings lasse sich die Tragweite dieser Beziehung in Ermangelung von Gegenständen, welche weder die „Beurtheilung der künstlerischen Höhe“, noch die „Eigenthümlichkeiten der Gestaltung“ erlauben, „kaum ermessen“. Daher beruhe die Erwähnung von hierzulande gefundenen Bronzegegenständen „von phönizischem Charakter“ eher auf einem „instinctiven Gefühle“ als auf konkreten Beweisen, „und auf dem allgemeinen orientalischen Grundzug, der ihnen eigenthümlich ist“ (Sacken 1868: 138).

Alexander Conze (1831-1914), welcher 1869 zum ersten Ordinarius der Klassischen Archäologie an der Universität in Wien ernannt wurde,⁶⁹⁷ gab nur ein Jahr nach seiner Berufung in seinem Vortrag *Zur Geschichte der Anfänge der Kunst in Griechenland* vor der „philologisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften“ einen weiteren kulturgeschichtlichen Bezugspunkt für das knapp 15 Jahre später aufflammende *Ex septentrione lux*-Konstrukt, indem er den geometrischen Stil griechischer Vasen auf die

697 vgl. <http://klass-archaeologie.univie.ac.at/institut/institutsgeschichte/> [21.03.2012]

nordeuropäische Bronzezeit zurückführte, wobei er die stilistische „Überlegenheit“ und das jüngere Alter des „orientalisierenden Stils“ hervorhob. Conze glaubte an einen „engen Zusammenhang“ von „Griechen“, „Indogermanen“ und „Nordeuropäern“ und nannte die geometrischen Vasen „indo-germanisch-griechische Thongefäße“. Im Übrigen schloss er sich der These einer südrussischen „Urheimat der Indogermanen“ Theodor Benfeys an. Alexander Conzes stilgeschichtliche Erwägungen waren zwar ideologisch in keiner erkennbaren Weise belastet, doch blieben sie in der Folgezeit umstritten, wobei sie von rassentheoretisch argumentierenden Vertretern als „willkommene Stütze“ der These eines „nordischen Griechentums“⁶⁹⁸ benutzt wurden (vgl. Wiwjorra 2006: 292f, 354).

Auf Matthäus Much's erste abfällige Bemerkungen gegenüber „nutzlosen“, glasierten, „ordinären Töpfererzeugnissen“ mit plastischen Verzierungen aus dem „Orient“ anlässlich der Weltausstellung in Wien von 1873 ist bereits eingegangen worden. Hier werden dem „orientalischen Tand“ bereits einfache geometrische Formen gegenübergestellt.⁶⁹⁹

In seiner eigenwilligen Besiedlungsgeschichte Österreichs von 1882, welche zwei Jahre später Veröffentlichung fand, bezeichnet er die Töpfererzeugnisse, welche, trotz der häufigen Nachahmung südlicher oder südöstlicher Vorbilder, „ausnahmslos einheimischem Ursprung“ zuzuschreiben wären, wie folgt:

„Die Gefäße sind theils plastisch, theils linear, zuweilen sehr reich, und in abwechselnden Formen ornamentirt. Die Motive des Ornaments bestehen aus einfachen geometrischen Figuren oder, wie zum Theile in der Vor-Periode, aus symbolischen Zeichen (Sonnenrad, Sonnenscheibe)“ (Much 1884: 43).

In der *Hallstattzeit* der „Kelten“ verzeichnete er zwar erste Versuche „organische Vorbilder“, also Tier- und Menschengestalten, in die Dekorweise einzugliedern, doch wäre dies in noch „unbeholfener Weise“ geschehen. Mit der *Latènezeit* und dem Erwachen des „kriegerischen Geistes der nordischen Völkermasse“ hätten die „Germanen“ einen Dekorstil entwickelt, welcher aus „merkwürdigen Thierverschlingungen“ und „widernatürlichen Verzerrungen“ mit häufig „phantastischem Gepräge“ bestünde. Dieser hätte „in seiner späteren Entwicklung“ über ganz Mittel- und Nordeuropa Verbreitung gefunden und wäre ein zwar „eigenthümlicher“, aber durchaus „einheimischer Ornamentstyl“ (vgl. Much 1884: 62f).

⁶⁹⁸ siehe Kap. 6.3.1

⁶⁹⁹ siehe Kap. 6.1.1/S. 280ff

Im Jahr 1906/1907 glaubte er in seiner „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ die Hallstattkultur und somit seinen Eurozentrismus mit folgender Bemerkung vor dem „orientalischen“ Import „retten“ zu müssen, indem er dem Handel gegenüber der „einheimischen“ Produktion eine untergeordnete Rolle zuschrieb:

„Erst mit Beginn der Mykenäzeit, als der phönikische und bald nach ihm der griechische Handel den Erzeugnissen des Orientes erleichterte Wege verschaffen, als sich die Kulturentwicklung der Hallstattkultur näherte, beginnt sein Einfluß zu wachsen und nach und nach mächtiger zu werden, ohne jedoch alle Seiten der menschlichen Tätigkeit zu berühren oder gar vollends zu überwuchern, denn auch jetzt noch bewahren die verschiedenen Ländergebiete ihren eigentümlichen Charakter“ (Much 1907b: 125).

Als Gegenbild zum „einheimischen“ *geometrischen Dekorstil* diente der häufig mit Tier- oder Menschenfigurinen versehene *plastische Dekorstil*, welcher beispielsweise in Form von Verzierungen auf Grabbeigaben zahlreiche Fundgegenstände als Importware deklarieren konnte. Somit war beispielsweise das Hallstätter-Gräberfeld mit seinen vielfältigen kulturellen Einflüssen und mitunter eindeutiger Importware und Luxusartikel schwierig in sein Weltbild einzubauen. So sträubte er sich ja auch zunächst, die „Kelten“ in einer genealogischen Verwandtschaft mit den von ihm favorisierten „Germanen“ zu sehen.⁷⁰⁰ Da die „nordischen Völker“ nach seinem Kulturschichtungsmodell in verschiedenen „Kultur“- und „Menschenwellen“ aber immer wieder ausrückten, konnten sie die im „Niedergang“ begriffenen „Artgenossen“ an den „Grenzländern“ immer wieder „aufnorden“ oder, wenn diese schon zu „dekadent“ oder „verdorben“ waren, verdrängen. Dieses angeblich „nordisch-mitteuropäisch-völkische Siedlungskontinuum“ konnte auch in Richtung „Orient“ ausgeweitet werden, obwohl hierbei häufig die Grenzen der Wissenschaftlichkeit überschritten wurden.

Die Dichotomie „einheimisch“-geometrisch/„fremd“-plastisch diente Matthäus Much zur Abgrenzung gegenüber allem, was er als „fremdartig“ einstufen wollte, was er sowohl in einer „südlich-mediterran-römischen“ als auch in besonderem Maß in einer „asiatisch-orientalischen Kultur“ gegeben sah. Diesen „fremden Kulturen“ wird eine „nordisch-mitteuropäische Herrenkultur“ gegenübergestellt, wobei rassenanthropologische Theorien zur Unterstützung seiner Thesen herangezogen werden (vgl. Fuchs 2003: 228f).

⁷⁰⁰ siehe Kap. 5.4.1

Gleichzeitig ließ sich dadurch, dass er die „nordischen Völker“ für aufgeweckter bei der Übernahme von „Kulturelementen“ sah, jede kulturelle Äußerung zur Unterstützung seiner Thesen in sein „völkisches Siedlungskontinuum“ einbauen.

Laut Ingvald Martin Undset kennzeichne sich die Ornamentik von Beigaben von „etruskischen“ Gräbern aus Oberitalien „durch die Aufnahme verschiedener Culturelemente aus der älteren italischen (umbrischen) Gruppe“ (Hoernes 1892: 562f).

Moritz Hoernes hat dabei in eine ältere, „italische“ bzw. „umbrische Gruppe“ und einen „jüngeren“, von den „Phönikern“ gepflegten „assyrisch-ägyptischen Mischstil“ unterschieden, welchen diese dem „Abendland“ überliefert hätten. Dieser eingeführte Stil wäre durch „etruskische Verrohung und Verballhornung hindurchgegangen [... und hätte] dann im Einzelnen durch locale Zuthaten, wie die Helm-, Hut- und Beilformen, einen neckischen Aufputz erhalten“ (Hoernes 1892: 564). Diesen Umstand sah er in der technisch anspruchsvollen aber „stilistisch grotesken“ oberitalischen Situlenkunst verkörpert. Im Jahr 1898 bezeichnete Moritz Hoernes die Ableitung des geometrischen Dekorstils aus griechischen Fundkontexten aus Nordeuropa von Alexander Conze als „Irrtum“, während diese im Prähistoriker Carl Schuchhardt (1859-1943) einen ihrer entschiedensten Verfechter fand. Der Medizinalrat August Hedinger (1841-1910), welcher Matthäus Much anlässlich des Abdankens von Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg in der AGW beglückwünscht hatte,⁷⁰¹ verband diesen Gedanken mit den Vorstellungen von Karl Penka zu einer in Nordeuropa gelegenen „Urheimat der Germanen“ (vgl. Hoernes 1892: 562ff, Wiwjorra 2006: 293).

Max Ohnefalsch-Richter ging im Gegensatz zum klassischen Archäologen Georg Ferdinand Dümmler (1859-1896) hinsichtlich der „ältesten Culturperioden“ Trojas und Zyperns von keiner gemeinsamen völkischen Identität aus und sah diesen Umstand im Fehlen des Hakenkreuzes in Zypern belegt, während sich dieses in Troja in großer Anzahl nachweisen ließ. Er verstand das Hakenkreuz in Anlehnung an das „indische Svastika“ als „arisches Symbol“, welches zwar auch in der ersten Metallzeit auf Zypern fehle, aber dann „plötzlich“ in der „älteren Eisenzeit“ massenhaft auftrete. Dabei sei es weniger als Ornament, sondern als „geheiligtetes Zeichen“ zu verstehen, welches im gesamten vorderasiatischen und nordafrikanischen Raum, außer in Karthago, fehle. Somit sei laut Ohnefalsch-Richter auf einen „indogermanischen Cultureinfluss in der ersten cyprischen Eisenzeit nach dem Beginne

⁷⁰¹ siehe Kap. 7.2.1/S. 356

des letzten Jahrtausends vor Christo“ (Hoernes 1892: 474) zu schließen, zumindest stehe dieser Zeitabschnitt keineswegs ausschließlich unter „orientalischen“ Vorzeichen, sondern liegt daneben auch in griechischen Einflüssen begründet; eine Theorie, welche in der Bezeichnung „gräco-phönikische Eisenzeit“ ihren Ausdruck findet. Dabei sei schon Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, der griechische, gleichzeitig mit dem ägyptischen, dem phönizischen Einfluss vorangegangen. Zypern wird bei Ohnefalsch-Richter somit zu einer Art Verbindungspunkt von „orientalischen“ und „griechisch-europäischen Kultursphären“.⁷⁰² Hoernes hielt die Theorie eines „griechischen Einflusses“, dessen „Elemente“ sich aber erst in Zypern ausbilden für keineswegs aussagekräftig (vgl. Haarmann 2012: 157ff; Hoernes 1892: 474).

Die Küstenstadt Karthago, bei welcher es sich um eine „phönizische“ Gründung handelte, konnte im ausgehenden 19. Jahrhundert als „semitische Hauptstadt“ des Altertums, Haupthandelsumschlagsplatz der „Juden“ und Ausstrahlungszentrum ihrer Kolonialmacht angesehen werden. Aus antisemitischer Sicht stellte Karthago einen „jüdischen Sündenpfuhl“ dar. So ließ beispielsweise Eugen Dühring seine Hetzschrift *Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort* mit den Worten enden:

„Die Juden sind, das wird für den Kenner dieser Race immer der Schluss sein, ein inneres Carthago, dessen Macht die modernen Völker brechen müssen, um nicht selbst von ihm eine Zerstörung ihrer sittlichen und materiellen Grundlagen zu erleiden“ (Dühring 1881: 157).

In seiner „Heimat der Indogermanen“ stellte Matthäus Much dann die von ihm zuvor in Erwägung gezogene Möglichkeit,⁷⁰³ dass es sich bei Zypern um den „Ausgangspunkt der Metalltechnik für den ganzen Occident“ (Much 1904: 123) handeln könnte, völlig in Abrede. Schließlich habe selbst Ohnefalsch-Richter zugegeben, dass die Spirale dort in der „Kupfer-Bronzezeit“ nur sehr vereinzelt vorkomme und fehle auf den Kykladen und Rhodos vollständig und schon gar nicht in der Form, welche in Ungarn und der sonstigen „europäischen Bronzezeit“, insbesondere der „nordischen“, vorgefunden worden wäre.

Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts vereinnahmte Matthäus Much die geometrische Dekorweise für seine völkischen Interessen. Seit der jüngeren Steinzeit würde die auf geometrische Figuren beruhende „Ornamentierungsweise“, welche sich auch in der inkrustierten, vormals mit einer weißen Masse ausgefüllten und für die Mondseekeramik und

702 Dabei handelt es sich um meine Wortwahl.

703 siehe Kap. 9.5 (S. 626ff)

in punktwise gezogener Form für die Laibacher Pfahlbausiedlung typischen Verzierungen widerspiegeln, den „culturgeschichtlichen Besitzstande der arischen Rasse“ (Much 1886: 170) darstellen. Dabei habe es sich um eine „religiöse Symbolik“ gehandelt. Am häufigsten trete diese Dekorweise im Zusammenhang mit den „ältesten“ schweizerischen, oberösterreichischen und krainischen Pfahlbauten in Verbindung mit zahlreichen und vielfältigen Kupferfunden auf. Das „schraffierte Dreieck“, welches er auch „Wolfszahn“ nennt, sei dabei am häufigsten aufgetreten. Daneben wären auch „schraffierte Vierecke, der mehrfache concentrische Kreis und das Kreuz in verschiedenen Abänderungen, seltener das getheilte Hackenkreuz oder andere geometrische Figuren“ (Much 1886: 31) aufgetreten. Diese erscheinen zumeist nicht vereinzelt, sondern in „regelloser“ Kombination mit anderen geometrischen Ornamenten (vgl. Much 1885: 272f, 277ff, 295; Much 1886: 30f, 169f; Much 1893: 73f, 151ff).⁷⁰⁴

In der erweiterten Auflage seiner „Kupferzeit“ stellte Matthäus Much das von Alexander Conze beschriebene „geometrische Dekorationssystem“ als uneingeschränktes „Eigentum der arischen Völkerfamilie im Gegensatz zu der Tier- und Pflanzenformen verwendeten Ornamentierungsweise der orientalischen, beziehungsweise semitischen Völker“ (Much 1893: 306f) dar. Dabei zitierte Much einen weiteren klassischen Archäologen, nämlich Arthur Milchhöfer (1853-1903), welcher bereits von einer „etwas späteren Entwicklungsstufe“ der griechischen Kunst ausgegangen war und diese als „Gemeinbesitz der arischen Völker“ von „reiner Abstammung“ beschrieben hatte. Während Milchhöfer bei den „arischen Völkern“ in erster Linie an „Indier, Iranier und Griechen“ dachte, zog Much daraus folgenden Schluss:

„Mit um so mehr Recht dürfen wir die Begründer und Träger der Anfänge dieser Zierweise, der wir nur auf europäischem Boden begegnen, als Arier erklären, weil in jener um so viel früheren Zeit der Gegensatz zur orientalischen noch ein viel entschiedenerer ist“ (Much 1893: 307).

Insbesondere die Spirale hielt Matthäus Much hierbei für das „älteste Element jener rein geometrischen Verzierungsweise“ (ebd.), für welches es Belege aus der Steinzeit, aber auch auf ungemischten Kupfergegenständen gebe. Sie sei somit „in unseren Ländern eine der Urformen“ (ebd.). In der Kupferzeit sei die Spirale in Verbindung mit dem sich durch die Metallurgie entwickelnden „menschlichen Schönheitssinn“ auf verschiedene Weise ausgestaltet worden, hätte sich „in äußerst lebendiger Weise“ mit der Aneignung der Bronze

⁷⁰⁴ siehe Abb. 170-175/177

weiter entwickelt und sich so in Mittel- und Nordeuropa „in oftmaliger und mannigfaltiger Anwendung und namentlich als kunstvoll durchbildetes Ornament an Bronzegegenständen aller Art“ (Much 1893: 33) niedergeschlagen. So kam Much zu dem Schluss, es handle sich „in unseren Ländern“ um keine „fremdartige Erscheinung“, sondern um eine lediglich „naturgemäße Fortentwicklung auf schon vorhandener Grundlage“ (ebd.).

Bei der Spirale, insbesondere auch der Brillen- bzw. Doppelspirale, handle es sich um „altes arisches Eigentum“, welches „als technisch und künstlerisch vollendetes Erzeugnis der Kupferzeit im mittleren Europa“ (Much 1893: 308) anzusehen wäre und auch in den „heute noch viel umstrittenen Hochburgen von Mykenä und Troja“ (ebd.) anzutreffen ist. Arthur Milchhöfer wollte jedoch die Spirale eindeutig als von den „Phöniziern“ aus dem „Occidente“ in den „Oriente“ eingeführtes Ornament nachgewiesen haben, was laut Much nicht vor 1500 v. Chr. passiert sein könne. Die europäische Spiralform sei also wesentlich älter, außerdem komme sie im „Orient“ niemals „unvermischt“ vor. So kam Matthäus Much zu folgendem Schluss:

„Da wir nun die geometrischen Dekorations-Elemente, darunter insbesondere die Spirale in ihrer schönsten und reichsten Entwicklung während der Bronzezeit und in den darauf folgenden Kulturperioden vorzugsweise und nahezu ausschließlich im Besitze arischer Stämme sehen, so dürfen wir sie wohl, wo sie uns in Europa in älterer Zeit entgegen treten, nicht bloß als nur europäisches, sondern auch als altes arisches Eigentum erklären“ (Much 1893: 309f).

Sophus Müller betrachtete die in Griechenland vorgefundene Keramik mit geometrischen Mustern samt den Spiralornamenten als „protomykenisch“, datierte sie auf das beginnende 2. Jahrtausend v. Chr. und fasste sie als Anfänge der klassischen Vasenkunst auf. Die in Europa von der Adria und dem Schwarzen Meer bis in die Länder der Habsburgermonarchie verbreitete Bemaltkeramik verstand er deshalb als bloßen Abglanz klassischer Einflüsse. Eine weibliches Tonfigur aus Serbien erinnere so deutlich an die „eigentliche Mykenäzeit in Griechenland“, dass sie aufgrund ihrer „guten Ausführung“ eher dem Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. entstamme. Dies ist nach heutigem Forschungsstand völlig falsch, da die *Bemaltkeramische Kultur* auf die erste Hälfte des 5. Jahrtausends v. Chr. datiert wird und im Karpatenbecken ihren Ursprung hat (vgl. Müller 1905: 35ff; Urban 2003: 80).

Während also Sophus Müller die „geometrische Dekorationsweise“ als eine aus der mykenischen Kultur entlehnte Ornamentik angesehen hat, welche im Gegensatz zur „alten

Naturkunst“ der Altsteinzeit stünde, betonte Matthäus Much in seiner späten Schrift zur „Trugspiegelung orientalischer Kultur“ aus den Jahren 1906/1907, dass solche Verzierungen „dem Oriente eigentlich fremd“ wären und sich das Verbreitungsgebiet einer „älteren und ursprünglicheren Stufe“ dieses Dekorstiles von den „Küchenabfallhaufen“ bis nach Oberägypten erstreckt habe und somit zum „gemeinsames Besitztum der Völker am Mittelmeere und im Norden“ (Much 1907b: 64) und nicht mehr wie in den Jahren 1886/1893 nur der „arischen Rasse“ darstelle.

Jedenfalls sei für die Fundgebiete Mitteldeutschlands und der unteren Donauländer „eine Entlehnung der Spiraldekoratation aus der Mykenägruppe [...] schon deshalb ausgeschlossen“ (Much 1907b: 121), weil sie dort aus der „steinzeitlichen Kultur“ hervorgegangen wäre.

Diese Darstellungsweise habe sich kontinuierlich ohne „fremden“ Einfluss aus der „freien Kunst“ des Paläolithikums entwickelt. Der „Orient kenne nur der „organischen Natur“ entnommene Elemente, was Sophus Müller nicht beachtet habe. Nur deswegen sei von ihm die geometrische Dekorweise als eine Entlehnung aus dem „Orient“ dargestellt worden. Bei den ägyptischen Zeugnissen der „rein geometrischen“ Verzierung handle es sich zumeist nicht um den „ursprünglichen geometrischen Stil“, sondern um eine „Zurückführung“ der „von der Natur entnommenen Darstellungen auf geometrische Formen, ein Vorgang, der auf primitiven Stufen wiederholt nachgewiesen ist“ (Much 1907b: 63).

Gegen Ende des Paläolithikums nehme die „geometrische Dekoration“ zu und zwar in der „Muschelhaufenzeit“, welche Matthäus Much an dieser Stelle als die „ältesten neolithischen Stufen“ bezeichnete. In diesem Zeitabschnitt überwiege diese schon bis sich ein zunächst starres, dann „lockeres Gefüge“ nur aus „Punkt und Linie“ durchgesetzt habe. In diesem „lockeren Gefüge“ hätte sich die „Gestaltungslust“ den Weg gebahnt, was im „Bestreben“ gemündet habe, die Ritzzeichnungen zu verbreitern und zu vertiefen, um sie mit einer weißen Masse auszufüllen und schließlich die Keramik bunt zu bemalen (vgl. Much 1907b: 66-73).

Somit handle es sich um einen Trugschluss gewisse Dekorationselemente, wie z.B. den Mäander oder die Spirale, lediglich als eine Ausstrahlung der mykenischen Kunst zu betrachten, um dadurch den „orientalischen Einfluß“ auf den „mittel- und nordeuropäischen Kulturkreise“ zu untermauern. Dagegen handle es sich bei der geometrischen Dekorweise um eine „althergebrachte“, welche „den Charakter unserer nordischen Steinzeit“ (Much 1904: 82) trage bzw. der „europäischen Steinzeitkultur“ entstamme und von dort aus bis nach Mykenä und Troja ausgestrahlt wäre, jedoch gegen Süden und gegen Westen in Frankreich nicht mehr

vorkomme, welche er offenbar von der „mediterranen Rasse“ bewohnt sah. Dabei trete die Spirale in Verbindung mit „dolichocephalen Schädeln“ auf (vgl. Much 1904: 81f, 94f, 101, 104, 106).

Einige Forscher glaubten, dass die Spiraldekoration zunächst von Ägypten nach Griechenland übertragen wurde, bevor sie von Mykene und Troja in den Norden Europas weitergeleitet worden wäre (vgl. Much 1904: 81).

Mit aufgemalter Spiraldekoration versehene Gefäße, welche der britische Ägyptologen William Matthew Flinders-Petrie (1853-1942) auf das 3. Jahrtausend v. Chr. datierte, wären wesentlich jünger, da Much sie für identisch mit trojanischen Nachahmungen von mykenischen Gefäßen aus dem Zeitraum von 1600-1000 v. Chr. erklärte. Somit könne auch diese ägyptische Keramik als Nachahmung mykenischer Vorbilder aus einer wesentlich späteren Zeit verstanden werden, da Flinders-Petrie selbst auf mykenische Einflüsse für Ägypten hingewiesen hatte (vgl. Much 1904: 129).

Much hat das angebliche Erstaunen derjenigen beschrieben, welche „nordische Bronzen“ als Entlehnung aus dem „Orient“ betrachteten als Wenzel Radimsky (1832-1895) bei einer Ausgrabung im bosnischen Butmir eine enorme Menge Gefäßscherben ans Tageslicht brachte, auf welchen das Spiralornament „sowohl plastisch als auch eingeritzt in einer erstaunlichen Durchbildung und Mannigfaltigkeit der Kombinationen“ (Much 1904: 82) dargestellt ist. Im Fundzusammenhang waren lediglich Steinwerkzeuge vorgefunden worden. Diese wären „von derselben Form, derselben Technik und einem gleichartigen Materiale, wie wir sie in unseren nordischen Sammlungen sehen“ (ebd.) und es gebe keine Spur von Metall. Auch sonst verweise keine Spur auf den mykenischen Zeitabschnitt, wohingegen Merkmale „anderer Art“, wie waagrechte und senkrechte Schnurösen an Töpfen, das Schachbrettmuster, das Tupfenornament und die Bandverzierung, der Fundstelle insbesondere „den Charakter unserer nordischen Steinzeit verleihen“ (ebd.) würde.

Im dritten Abschnitt seines Buches „Heimat der Indogermanen“ glaubte Matthäus Much bewiesen zu haben, dass die angeblich im Westbaltikum erfundene Spiraldekoration schon im frühen Neolithikum „über den Harz hinaus“ Verbreitung gefunden hätte und sich in weiten Teilen Mitteleuropas, aber auch weiterführend im Südosten Europas festgesetzt habe. So sei sie nach Österreich-Ungarn samt den Alpengebieten mit ihren Pfahlbausiedlungen gelangt und auch in den „nördlichen Vorländern des Balkans“ sowie den unteren Donauländern einschließlich Rumänien aufgetaucht. Doch auch den Bosphorus habe die Spirale des

„nordischen Kulturkreises“ überschritten und wäre in den beiden untersten Städten Trojas in Erscheinung getreten (vgl. Much 1904: 75-78, 83f, 87f, 94f, 114f; Much 1907b: 73f, 121).

Ein solcher *Hyper-Diffusionismus*⁷⁰⁵ welcher den *Elementargedanken* für eine doch recht einfache Verzierung wie die Spirale oder andere Dekorationsweisen völlig in Abrede stellte, rief auch Kritik aus den eigenen Reihen der „hervorragend nationalen Wissenschaft“ hervor. Gustaf Kossinna betonte, dass Matthäus Much die Grenze der Wissenschaftlichkeit überschritten hatte, indem er für das frühe Neolithikum keineswegs zwischen der norddeutschen „Tiefen-Ornamentik“ und der mitteldeutschen Schnurkeramik unterschieden hatte, wobei die letztere vom „germanischen Nord-Deutschland“ übernommen worden wäre. Dieses Schnurmuster wäre laut Kossinna in der „germanischen Cultur“ Norddeutschlands noch als „Fremdling“ dagestanden, als in Mitteldeutschland schon längst die südosteuropäische Bandkeramik die Schnurkeramik verdrängt hatte. Überhaupt stellte sich Kossinna gegen eine solch vereinfachende Sichtweise, nach welcher es von der Stein- bis in die Eisenzeit nur einer Ausstrahlungsrichtung von Norden nach Südosten ohne Rückwirkungen in den „nordischen Kulturkreis“ gegeben hätte. Solche Gedanken sind an eine fehlende differenzierende Betrachtungsweise regionaler kultureller Unterschiede gekoppelt. Zudem zog Kossinna die Theorie der immensen Verbreitung der nordeuropäischen Megalithgräber bis weit aus Europa hinaus stark in Zweifel.

Matthäus Much benutzte den Begriff Bandkeramik chronologisch und chorologisch undifferenziert für Süddeutschland, Österreich-Ungarn, insbesondere auch für die Pfahlbaukeramik, Südosteuropa, Troja und Ägypten. Er rechnete die in Südosteuropa entwickelte mit plastischen Verzierungen angereicherte Bandkeramik, trotz der „südlichen“ und „orientalischen Einflüsse“ zum „nordisch-indogermanischen Kulturkreis“. Bei Much ist hierbei von einem „plastischen Stil“ die Rede, welcher jedoch in die „Herrenkultur“⁷⁰⁶ Eingang gefunden habe und mit dem „nordischen Stil“ kombiniert wurde. Diese Kultur wäre nun über Mitteleuropa bis nach Frankreich vorgedrungen, wobei die ältere mitteleuropäische Schnurkeramik ins Hintertreffen geraten sei, was Matthäus Much trotz ihres „orientalischen Gepräges“ nicht dazu veranlasste die Bandkeramik als „fremdartig“ einzustufen. Gustaf

705 Den Begriff *hyper-diffusionism* habe ich von Bruce Trigger entnommen, der diesen für Theorien verwendet, welche zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Ackerbau und die „Zivilisation“ aus Ägypten oder Mesopotamien herleiteten. Dort wären diese Errungenschaften angeblich aufgrund eines historisch einmaligen Zwischenfalls entwickelt worden (vgl. Trigger 1989: 405).

706 Matthäus Much benutzte nicht den Ausdruck „Herrenkultur“. Ich finde ihn hinsichtlich des von ihm vertretenen Weltbildes jedoch recht treffend.

Kossinna glaubte dagegen, dass die mitteleuropäische Bevölkerung, welche die Schnurkeramik hergestellt hatte, von „andersrassigen Bandkeramikern“ anschließend „aufgesogen“ wurde, wodurch auch der Gegensatz zwischen den mittel- und norddeutschen „Kulturkreisen“ entstanden wäre, welcher sich trotz „nordischer Überschiebungen“, welche das „kräftigere Element“ dargestellt hätten, bis in die Frühbronzezeit fortgepflanzt worden wäre und als „der fremdartige Untergrund der mitteldeutschen Bevölkerung und Cultur gegenüber dem Norden“ erscheine, so dass im zweiten Abschnitt der Bronzezeit die „germanische Cultur“ wieder Richtung Norden zurückgedrängt worden wäre, so dass die „alten Grenzen“ zwischen der „norddeutschen Schnurkeramik“ und der „mitteldeutschen Bandkeramik“ wieder zum Vorschein gekommen wären (vgl. Kossinna 1902: 163-184; Much 1904: 74f, 81f, 86, 94f).

Auch habe Matthäus Much weder ihn, Gustaf Kossinna, als seinen Ideengeber einer in Nordeuropa gelegenen „Heimat der Indogermanen“ genannt, welche für Much nur eine „Urheimath“ darstellte, obwohl er bei den „Germanen“ selbstverständlich auch schon an „Indogermanen“ gedacht habe, noch Alfred Götze (1865-1948), welcher bereits zehn Jahre zuvor das Mäander in der Bandkeramik vermisst hatte und es somit als „indogermanisch“ gedeutet hatte. Matthäus Much nahm nun das Fehlen des Hakenkreuzes in der Bandkeramik zum Anlass, es auch im trojanischen Hissarlik und im spanischen Tordos als „indogermanischen Urbesitz“ anzusehen. Gustaf Kossinna betonte dagegen, dass diese „Zierornamente“, Mäander und Hakenkreuz, im Norden ganz fehlen und erklärte die Bandkeramik für „nicht-indogermanisch“ (vgl. Kossinna 1902: 163f, 177ff).

Der junge Alfred Götze war der erste Deutsche, welcher mit einer urgeschichtlichen Dissertation den Dokortitel erlangte. Dies geschah im Jahr 1890. Rudolf Virchow vertrat die Auffassung, dass neben den klassischen Archäologen in der anstehenden Troja-Grabung unter der Leitung von Wilhelm Dörpfeld auch ein Fachprähistoriker Aufnahme finden sollte, so dass die Wahl auf Alfred Götze fiel. Diesem fiel in der VI. und VII. Stadt Trojas eine sonderbare Buckelkeramik auf, welche ihn an die Dekorweise der *Lausitzer Kultur* im Osten Deutschlands erinnerte. Nach dem Besuch zahlreicher Museen in Südosteuropa und auch Prag und Wien war er sich sicher, dass er auf einen jungbronzezeitlichen und früheisenzeitlichen „Kulturkreis“ mit immensen Ausmaßen gestoßen war. Entgegen der bisher wenig hinterfragten und auch von Virchow vertretenen Vorstellung, welche die Lausitzer Kultur als „germanisch“ gedeutet hatte, sprach sich Götze dafür aus, dass es sich bei den „Thrakern“ um deren „Träger“ gehandelt haben müsse. Der antike Historiker Herodot (5. Jh. v. Chr.) hatte

behauptet, dass die „Thraker“ nach den „Indern“ das „größte Volk auf Erden“ dargestellt hätten. Warum sollte also das thrakische Verbreitungsgebiet nicht durch einen groß angelegten „Wanderungszug“ eines „Urnfeldervolkes“ von der Spree bis an die Dardanellen gereicht haben?

Alfred Götze vermittelte seine Vorstellungen anschließend dem noch unbekannten Gustaf Kossinna, welcher einsehen musste, dass die „Germanen“ um 1000 v. Chr. noch unmöglich bis Kleinasien vorgedrungen sein konnten. Stattdessen ordnete Kossinna die *Laussitzer Kultur* mit ihrer Buckelkeramik der ungarischen Bronzezeit und somit einem in Ostdeutschland eingewanderten „fremdem Stamm“ zu (vgl. Eggers 1959: 206-209; Kossinna 1902: 211).

Im Gegensatz zu Gustaf Kossinna, welcher, trotz seiner nationalen Voreingenommenheit, ab und an zu Zugeständnissen bereit war, „zitierte“ Matthäus Much den Satz Herodots auf seine eigene Weise und legte diesem die Worte in den Mund, dass es sich bei den „Thrakern“ gar um „das größte Volk der Erde“ (Much 1904: 94) gehandelt habe. Leicht konnte diese Sichtweise, Anschluss an die von ihm in seinem Frühwerk vertretene *Gotentheorie* finden, nach welcher kulturell in der Bronzezeit verwurzelte „germanische Helden“ in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bis nach Kleinasien vorgedrungen wären. Nun ließ er die „Thraker“ statt den Goten als „indogermanisches Volk“ vom Norden nach Ost- und Südosteuropa vordringen und setzte den zeitlichen Rahmen um über 2500 Jahre zurück. Südliche und „orientalische“ Einflüsse, in Form von plastischen Dekorelementen, hätten durch die „Thraker“ Aufnahme in den geometrischen Stil gefunden und diese neuartige Dekorweise, über den ganzen südosteuropäischen Raum, dem „illyrisch-thrakischen Gebiet“, verbreitet. Dennoch ließe sich diese an den geometrischen Stil des steinzeitlichen Europas anknüpfen, welcher von Nordeuropa bis nach Troja gereicht hätte, indem Much sie als „indogermanisch“ deutete. Was daran ersichtlich würde, dass die Spirale nach wie vor einen „bevorzugten Platz“ eingenommen hätte (vgl. Much 1871c: 317-321; Much 1904: 86f, 93ff, 126f).

Sophus Müller oder Moritz Hoernes hatten zugeben, dass in der „großen Spiralbronzezeit des Nordens“ kein „vollständig mykenisches“ Stück eingeführt worden war (Müller) bzw. „kein sicher griechisches“ Fundstück für Mitteleuropa vor dem siebten vorchristlichen Jahrhundert nachzuweisen ist (Hoernes). Nun stellte Matthäus Much in der Fußnote die gegen seine beiden Kontrahenten gerichtete Frage:

„Worin liegt dann die oft angerufene Macht des Handels von Volk zu Volk?“ (Much 1907b: 121).

Daraus sei zu folgern, dass wie einst bei den Steinhämmern, die „Orient“ und „Okzident“ verbindenden Fäden zumindest teilweise, ganz abreißen würden (vgl. Much 1907b: 120f).

Sophus Müller veranschaulichte seine *Ex oriente lux*-Theorie mit dem fast vollständigen Fehlen des Spiralornaments auf Bronzegegenständen in der Mykene-Gruppe und dessen „ziemlich seltenem“ Vorkommen in Mitteleuropa auf der einen und einer ausschließlichen Verwendung der Spiraldekoration auf Gold- und Bronzeartefakten im Norden auf der anderen Seite. In diesem letzten Punkt trafen sich also die konkurrierenden Forscher, wenn auch unter diametral entgegengesetzten Vorzeichen, wobei Matthäus Much *Ex septentrione lux* und Sophus Müller *Ex oriente lux* vertraten.

Für Matthäus Much war eine Entlehnung der geometrischen Dekorweise, von Spirale, Winkelvolute und Mäander aus dem mykenischen Kulturbereich unvorstellbar. Schließlich waren solche Verzierungen in der „steinzeitlichen Kultur“ der mitteldeutschen Fundgebiete und denen der „unteren Donauländer“ vorgefunden worden. Somit wurzte der mykenische Mäander, welcher später auch für die griechische Kultur prägend wurde, in der geometrischen Gefäßdekoration des steinzeitlichen Europas. Für den Mondsee-Pfahlbau sind sowohl „echte Spiralen“ als auch Winkelvoluten, wenn auch nicht auf ein und demselben Gefäß nachzuweisen, wobei er letztere als Übergangsformen zum Mäander verstanden hat (vgl. Much 1904: 101ff, 149; Much 1907b: 121).

Aus der Spirale, dem „einfachen Kreuz“, der „Winkelvolute“, dem „Hackenkreuz“ und dessen geteilter Form hätte sich letztlich der Mäander entwickelt. Die Winkelvolute würde aus dem Harz stammen und wäre auch auf ungarischem Gebiet einige Male vorgefunden worden. Somit könne die Überzeugung gewonnen werden, dass der „in der steinzeitlichen Gefäßdekoration Europas“ (Much 1904: 102) wurzelnde Mäander nicht nur in der mykenischen und der späteren griechischen Kultur, sondern auch „in der Kunst aller Zeitalter“ (Much 1904: 101) eine bedeutende Rolle gespielt hätte (vgl. Much 1886: 169f; Much 1904: 101f).

Er, Matthäus Much selbst, habe sich „vordem, befangen durch die Lehre von dem tiefen Kulturzustande der steinzeitlichen Bevölkerung Europas“ (Much 1904: 96) täuschen lassen und die Gefäßmalerei für unvereinbar mit der sonstigem keramischen Beschaffenheit gehalten, so dass er möglicherweise so „manche bemalte Topfscherbe [...] unseren prähistorischen Ansiedlungen [...] wieder weggeworfen habe“ (ebd.). Trotzdem befanden sich in seiner

Sammlung „unzweifelhafte Belege“ für steinzeitliche Gefäßmalerei aus Niederösterreich,⁷⁰⁷ welche den mährischen und thrakischen gleichen würden (vgl. Much 1904: 96f).

In steinzeitlichen Siedlungen in der Bukowina und Ostgalizien fanden sich freihändig gefertigte, jedoch ansonsten mit „hoch entwickelter Technik“ produzierte Gefäße, welche „reich bemalt“ über ein „vorzügliches Dekorationselement“ verfügen würden, welches sich durch „mannigfaltig ausgestaltete und wie im freien Spiele sich bewegende Spiralen“ (Much 1904: 87) auszeichnen würde. Dieses sei dem spätneolithischen Zeitabschnitt zuzuordnen und falle mit dem Verbreitungsgebiet „galizischer Steinkistengräber“ zusammen, bei welchen es sich um Hockerbestattungen handelte, in welchen neben kupfernen Schmuckstücken auch Tongefäße aufgetaucht waren, welche über eine mit weißer Masse ausgefüllten Ritzverzierung verfügten und daneben auch vereinzelt Bronzegegenstände vorgefunden worden sind.

Im ungarischen Lengyel gelegenen Gräberfeld mit liegenden Hockern wurden pilzförmige Gefäße gefunden, auf welchen ineinandergreifende Spiralen in Mattmalerei dargestellt wurden, wobei der Fundkontext bis in die Kupferzeit reicht. Weiter nördlich erstreckte sich dieser Typus von Gefäßen über den Fluss Dniester hinaus bis in die Gouvernements Podolien und Kiew, allerdings ohne „die geringste Spur von Metall“ (Much 1904: 88f).

Es sei jedoch „begreiflich“, dass solche Erscheinungen, je weiter ihr Fundort in südöstlicher Richtung liege, von zunehmender Bedeutung wären, wodurch die mit Mattmalerei versehenen Keramikreste, welche vom nördlich von Thessaloniki gefundenen Siedlungshügel stammen, von besonderer Wichtigkeit wären. Much hat zwischen einer älteren mit Kerbschnitttechnik ornamentierten und einer neueren „monochromen“ (einfarbigen) Gruppe von Keramik mit „plastischen Ornamenten“, bei welchen die Spirale besonders auffalle, unterschieden. Außer Resten des ebenfalls in dieser Schicht vorkommenden älteren Typus der „monochromen Ware“ handle es sich bei den neueren Gefäßen um Importware, welche den „Thrakern“ zuzuordnen sei, welche bekanntlich auch in dieser Gegend ansässig gewesen wären (vgl. Much 1904: 93f).

Nun glaubte Matthäus Much genügend Beweise erbracht zu haben, dass es sich hier um zwei kulturgeschichtliche Erscheinungen handelt, „welche Troja mit dem übrigen Europa aufs innigste verbindet“ (Much 1904: 95): zum einen das „steinzeitliche Inventar“; zum anderen die bis nach Nordeuropa hinaufreichende, „europäische Dekorationsweise“ im Verbund mit der südosteuropäischen Gefäßmalerei, als deren „Träger“ die „indogermanischen Thraker“

707 An dieser Stelle werden die Fundorte Grubern, Groß-Weikersdorf, Heiligenstadt und Stillfried erwähnt.

voraussetzen seien, welche auch als die Begründer von Troja erscheinen. Schließlich hätte sich damals deren Ausbreitungsgebiet schon über einen Teil von Kleinasien erstreckt.

Außerdem betonte Matthäus Much eine angebliche „Weiterentwicklung der nordischen Spiraldekoration“ auf dem Weg in den Südosten, wo sie an eine „Stufe“ herangereicht hätte, von welcher es „zur Höhe der mykenischen Kunst nur noch wenige Schritte sind“ (Much 1904: 127). Dabei handle es sich um ausgedehnte „Fundbestände“ als Zeichen einer „endogenen und volkstümlichen Kunstübung“, in welchen sich dieser „Fortschritt“, zeitlich, örtlich und „entwicklungsmäßig“, manifestiere und eine Bewegung offenbare und nur selten auf eine durch Handelstätigkeit bewerkstelligte Kulturübertragung zurückzuführen wäre. Dabei finden „zwei Ströme [...] aus dem Innern Europas nach dem Südosten“ (ebd.) Erwähnung, wobei eigentlich nur eine mitteleuropäische und eine „thrakisch“-osteuropäische Verzweigung gemeint sein konnten, welche auf der letzten Station ihrer Reise sozusagen einer „anderen Art“ begegnet wären:

„Am Ende des Zieles, dort wo zwei Weltteile aneinander stoßen, berührten sich auch zwei Kulturkreise, und dort mochte der europäische die mit Motiven aus der organischen Welt verbundene Spirale dem asiatischen entlehnt haben, der die streng geometrische und selbständige Spirale nicht besitzt, obgleich es keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Träger des geometrischen Kunststyles durch die Erscheinungen der neuen Heimat unmittelbar angeregt wurden, Vorbilder aus der organischen Welt in ihre Kunstübung aufzunehmen“ (Much 1904: 127f).

Außerdem findet sich ein Verweis auf eine Rindsfigur aus Lengyel mit einem Hakenkreuz auf den Schenkeln, welches er mit „rohen Tierfiguren“ aus wesentlich späteren Zeiten vergleicht,⁷⁰⁸ um dabei die Kontinuität von mit sakralen Bedeutungen in Form von Pferde- und Rinderdarstellungen hervorzuheben. Solche wären auch im Kontext von Brandaltären in Olympia gefunden worden und würden den „Beweis“ liefern, dass die damalige „Bevölkerung Westgriechenlands“ noch kaum „orientalischen Einflüssen“ unterlegen gewesen wäre. Die beiden Tiere wären dort Zeus und Hera geopfert worden, während den „Griechen“ zu

708 Mit der Aussage, dass die hier ins Auge gefassten griechischen Kulturen jünger sind als die mittelnolithische *Bemaltkeramische Kultur* von Lengyel (5. Jahrtausend v. Chr.) lag Much zweifelsohne richtig. Allerdings ist zu betonen, dass diese chronologisch richtige Erkenntnis eher zufällig aus seiner national verengten Sichtweise entsprang, als dass er sie aus dem damaligen Forschungsstand ablesen konnte. Dabei wurde zwar der steinzeitliche Fundzusammenhang durchaus richtig erkannt; allerdings war man aber auch durch bei den Grabungen in tiefere Schichten gelangte jüngere Bronzeartefakte irritiert (vgl. Hoernes 1892: 277-282).

historischen Zeiten laut dem antiken Schriftsteller Plinius, ebenso wie den „mongolischen“ und „semitischen Völkern“, die Butter „fremd“ geblieben wäre. Bei den „Germanen“ hätte sie dagegen die „leckerste Speise“ der Oberschicht dargestellt (vgl. Much 1904: 282ff).

9.7 Die Dolmenbauer als die Begründer einer „globalen Megalithkultur“

John Lubbock mahnte dem Vorkommen megalithischer Bauwerke in verschiedenen Erdteilen kein allzu großes Gewicht beizumessen. Schließlich würde jedes Kind aus Bauhölzern ebenfalls Dolmen und ähnliche „seltsame Denkmäler“ errichten, womit der Satz, dass der „Wilde“ dem Kind gleiche einen neuen Beleg gefunden habe (vgl. Lubbock 1874a: 123).⁷⁰⁹

Allerdings stellte Lubbock in seinem erstmals 1865 veröffentlichten Werk *Prehistoric Times as Illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages* die Tumuli an die Seite der Megalithbauten (vgl. Lubbock 1865: 83-86; Lubbock 1874a: 102-105), so dass hier Matthäus Much seinen Anstoß für seine *Gotentheorie* und der diesbezüglich germanophilen Deutung der in Niederösterreich vorgefundenen Grabhügel in den frühen Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts erhalten haben könnte.

Zu Beginn seiner Forschungstätigkeit stand Matthäus Much offenbar noch unter dem Einfluss der von Sven Nilsson ins Leben gerufenen und von John Lubbock und Eduard von Sacken vertretenen *Phönizier-Theorie*,⁷¹⁰ wobei er die diesbezügliche Unterthese der „kleinen Hände“ aufgenommen hat und eine Verbreitung der Dolmen auf dem Landweg annahm und einen Beleg hierfür in Österreich gefunden zu haben glaubte. Allerdings fand er schon damals Anknüpfungspunkte an die „nordische Steinzeit“, welche später zur Grundlage seiner Nordthese ausgebaut werden konnten. Veranschaulicht wird dieser Ausgangspunkt in seinem wohl ersten vor der Gesellschaft am 13. Dezember 1870 gehaltenen Vortrag *Ueber die urgeschichtlichen Ansiedlungen am Mannhartsgebirge*.

Das im Manhartsgebirge vorgefundene, angeblich vollständige steinzeitliche Repertoire an hergestellten Gütern weise somit auf „entlegene, zweifellos der Steinzeit angehörige Völker“ (Much 1871a: 162). Die Ähnlichkeit zu den „beiden Steinzeit-Völkern“, dem durch die Spinnwirtel charakterisierten „Volk“ aus Dänemark und dem durch die Mahlsteine

⁷⁰⁹ Dieser Gedanke ist mit Adolf Bastians *Elementargedanken* identisch; siehe Kap. 9.3.4.

⁷¹⁰ siehe Kap. 9.4/S. 595-602/Abb. 168f

gekennzeichneten aus den Pfahlbauten sei zu gravierend. Somit könne man von keiner Gleichzeitigkeit mit den bronzenen Fundgegenständen ausgehen.

Den endgültigen Beweis für eine urzeitliche Besiedlung des Manhartberges wollte Much aber in seinem Auffinden eines urzeitlichen „Monumentalbaus“ erbracht haben, wobei dieser die Einordnung seiner ursprünglichen Bevölkerung „unter den Dolmen oder Menhirs bauenden Völkern einen Platz anweist“ (ebd.). Vom nördlichen Gipfel des Stoizenberges wollte er eine ca. 450 Schritte lange, aus Gneisblöcken konstruierte „Allee“ gefunden haben. Die Bauweise erinnere an das Steingehege Carnacs.

Hierbei ist es bei Matthäus Much also zu einer frühen Anbindung von niederösterreichischen archäologischen Hinterlassenschaften an einen „nordischen Kulturkreis“ gekommen, wenn dieser auch nicht ausdrücklich als solcher Erwähnung gefunden hat.

Mulden in den Gneisblöcken würden entweder Unterlagen zum Getreidemahlen oder gar Opferstätten darstellen. Da er in diesem Teil des Berges, im Gegensatz zu dessen restlichem Gebiet, keine Überreste früheren menschlichen Lebens gefunden hatte, ging Much von einer kultisch-religiösen Bedeutung des Berges aus. Eine natürliche Anordnung der Steine hielt er dagegen „kaum“ für möglich. Das Verbreitungsgebiet der Bauwerke der „Dolmen-Völker“ erstreckte sich über ganz Mitteleuropa bis nach Vorderasien (vgl. Much 1871a: 163).

Bis in die Alpen sei der „Dolmenbauer“ jedoch nicht vorgedrungen, so dass die Donau eine Art Grenze gebildet habe. Schließlich fänden sich südlich vom Flusslauf keine flächendeckenderen steinzeitlichen Ansiedlungen oder ein numerisch größeres Fundmaterial aus dieser Zeit. Für die Zukunft gelte es die Relation zwischen „Dolmen“- und „Pfahlbauern“ zu erforschen, wofür weitere Funde notwendig wären. Die steinzeitliche Besiedlung des Manhartsgebirges und die mehrheitlich periodische Zuordnung der Funde zu dieser Zeit wären hiermit unumstößlich erwiesen.

Nun fragte sich Matthäus Much nach der zugehörigen „Race“. Zur Aufklärung dieser Frage schlug er die Vermessung eines in seinem Privatbesitz befindlichen, auf der „Heidenstatt“⁷¹¹ in steinzeitlichem Fundkontext gefundenen Hinterkopffragments vor. Falls es sich um einen „Durchschnittsschädel“ handle, gehöre der Schädel seines Erachtens einem „etwas kleineren

711 Bei der *Heidenstatt* handelt es sich um eine Höhensiedlung bei Limberg im niederösterreichischen Waldviertel.

Menschenschlag“ an. Fingerabdrücke in gebranntem Ton würden im Gegensatz zu den rund geformten Fingern „der heutigen Europäer“ auf sehr spitzige hinweisen.

Die Funde würden außerdem die „Culturstufe“ dieser Bevölkerung festlegen. Das Gewerbe habe sich auf Ackerbau, Jagd, Krieg, Töpferei, sowie Spinnen und Weben erstreckt. Die Zelte als Behausungen seien bereits abgeschafft gewesen, stattdessen habe man in ständig befestigten Hütten gewohnt. Die Hütten wären in „volkreichen Ortschaften“ angeordnet gewesen, wobei die Wände der Behausungen aus mit Lehm bestrichenem Geflecht bestanden hätten. Much stellte bei den Bewohnern ein ästhetisches Empfinden fest, da sie ihre Tongefäße verziert hatten und zudem Schmuck und Zierwaffen gefunden wurden. Der praktisch orientierte Zweck wäre dabei zugunsten der „Farbenschönheit“ in den Hintergrund getreten, wobei diese nach den verschiedenen Fundorten variere. Bei der Steinbearbeitung wären die technischen Fertigkeiten der „Urbevölkerung“ des Manhartsgebirges auf die „gleiche Stufe“ mit der Werkstätigkeit der „Pfahlbauern“ zu stellen, aber vielleicht hinter den Fähigkeiten der „dänischen Steinleute“ zurückgestanden. Eine Vielzahl von bearbeiteten Materialien könne nicht vom Manhartsberg herrühren und wäre somit importiert, was Much einen regen Handel mit „den übrigen Völkerschaften“, welche möglicherweise nicht des „gleichen Stammes“ waren, in Erwägung ziehen ließ. Dagegen wäre „stammesintern“ lediglich mit Grafit gehandelt worden. Dem religiösen Leben ordnete er den „Stoizenberger Monumentalbau“ und eventuell auch ein „muthmassliches kleines Götzenbild“ zu, wobei es sich um ein Fragment einer Frauenfigur aus gebranntem Ton mit einem „katzenähnlichen“ Kopf handelt, deren Arme nur stumpfartig angedeutet sind. Der untere Teil fehlt ganz, wodurch nicht mehr festzustellen wäre, ob es sich um eine Verzierung oder um „ein Götzenbild“ als „selbstständiges Kunstproduct“ handle (vgl. Much 1871a: 139, 164).

Matthäus Much betonte, dass trotz der großen Ausdehnung des „Verbreitungsbezirks“ der Steinzeitsiedlungen, das Manhartsgebirge gewissermaßen den Hauptsitz mit dem Vitusberg als Zentrum dargestellt hätte. Einzelne Anhöhen wären schon vor Beginn der Bronzezeit aufgegeben worden, im Falle des Vitusberges kurz nach Beginn derselben. Als Gründe vermutete Much entweder Bevölkerungsdruck („Ueberbevölkerung“), so dass die fruchtbareren Ebenen aufgesucht worden wären; oder einen Verdrängungsprozess, welchen ein mit Bronzeartefakten ausgerüsteter, „eindringender Volksstamm“ ausgelöst hätte. Bei einigen Höhensiedlungen wie z.B. denen von Eggenburg oder Heidenstatt wollte sich Much aufgrund von vorgefundenem Hüttenlehm sicher sein, dass sie von einem „einfallenden Volk“

niedergebrannt worden wären, wobei er einen Verteidigungskampf nicht ausgeschlossen hat (vgl. Much 1871a: 164-167).

Hierbei wird ersichtlich, dass Matthäus Much die Theorie von „einfallenden Eroberervölkern“ von Beginn seiner Forschungstätigkeit anhaftete, auch wenn hier noch nicht von „Indogermanen“ die Rede ist und er zu dieser Zeit noch nicht von einer kontinuierlichen Besiedlung Mitteleuropas durch „Völker“ von ein und derselben „Rasse“ ausging und die Eroberungszüge als deren Werk in andere Weltteile verlegte. Auch hat er nicht verraten, woher die möglichen „Eindringlinge“ gekommen sein sollten. Allerdings ist es vor allem durch die Betonung der „fremden kleinen Hände“ naheliegend, dass er damals noch in Anlehnung an Eduard von Sacken an ein „asiatischen Culturvolk“ dachte, von welchem die Bronze nach Europa mitgebracht worden sein könnte.

Offenbar musste er seine „Dolmen-Theorie“ bezüglich des Stoizenbergs bald fallen lassen, denn sie findet keine Erwähnung mehr bis Moritz Hoernes im Jahr 1892 nochmals eindringlich für diese „rätselhaften Denkmäler“ jede „Aehnlichkeit mit den Hünenbetten Norddeutschlands und den Steinkreisen englischer Grabstätten, geschweige denn mit den megalithischen Grabbauten Skandiaviens und Westeuropas“ (Hoernes 1892: 275) in Abrede stellte. Nur eine Seite vorher wird Matthäus Much als der Erforscher des Manhartsgebirges erwähnt, welcher sich seiner Tätigkeit in „liebervoller, eingehender Weise“ gewidmet habe (vgl. Hoernes 1892: 274f).

In Matthäus Muchs Spätwerk wird dagegen eine ganz andere Sichtweise vertreten. Nun habe der ganze Entwicklungsgang der Megalithbauten bereits im Norden ohne „fremdes“ Zutun seinen Abschluss gefunden. Von dort aus habe sich der Steingräberbau gemeinsam mit dem Bernstein und der geometrischen Dekorweise seinen Weg zur See über den Mittelmeerraum bis nach Indien gebahnt. Der Bernstein sei überwiegend für den kultischen Gebrauch, insbesondere als Grabbeigabe, bestimmt gewesen, daneben aber auch als Schmuckstein verwendet worden. Da die anderen „Völker“ die „nordischen“ Grabsitten der „Indogermanen“ übernommen hätten, wäre für den Bernstein als Tauschware im Gegenzug Gold in die Hände der „Indogermanen“ gelangt, wenn diese dieses begehrte Metall nicht gleich geraubt hätten. Von nun an hätten die „Nordleute“ ihre steinzeitlichen Grabbeigaben aus Bernstein, besonders in den Küstenstrichen, mit solchen aus Gold und Bronze ersetzt (vgl. Much 1902a: 123f, 130f, 135-176; Much 1904: 145f, 154f, 159-218).

Auf dem Landweg wäre „die Gepflogenheit des Steingräberbaus“ in Richtung Südosten abgebrochen, da die eiszeitlichen Gletscher keine Granitblöcke als geeignetes Material nach Mitteleuropa und Russland transportiert hätten. Im niederösterreichischen Waldviertel fänden sich zwar neben anderen Gegenden in Österreich solche Gesteine, doch wären gerade diese Regionen während des Neolithikums unbewohnt gewesen.⁷¹² Allerdings sei dieser Brauch durch die „Familien“- und „Stammesgefühle“ als „religiöse Anschauung“ latent im Gedächtnis geblieben und im Krimgebiet, der östlichen Küste des Schwarzen Meeres und in Thrakien wieder zum Vorschein gekommen, als das zum Steingräberbau benötigte Material wieder auftauchte (vgl. Much 1904: 177, 191).

Als Vorbild für den angeblich auf dem Seeweg von den „nordischen Völkern“ verbreiteten Steingräberbau, insbesondere der Ganggräber bzw. „Riesenstuben“, hat Much einen neolithischen „unterirdischen Häuserbau“ angesehen (vgl. Much 1904: 176-179, 182).

Dabei hat er den „Glauben an das Fortleben der Seele“ (Much 1904: 176) als die Grundvoraussetzung für den Steingräberbau verstanden, wobei dieser generell ein Abbild des Hausbaus dargestellt hätte.

An dieser Stelle findet die Dichotomie von „sesshaften Ackerbauvölkern“ und „asiatischen Nomadenvölkern“ ihre Fortsetzung. Unmöglich könne der Steingräberbau aus „warmen Ländern“ nach Nordeuropa vorgedrungen sein, da sich dort die Menschen mit Flechtwerk und Zelten begnügen könnten, während „man sich in der nordischen Winterkälte genötigt gesehen [habe], sich geradezu in die Erde einzugraben“ (Much 1904: 178).

Dem Handelsverkehr zur See hat Much keine allzu große Bedeutung beigemessen, da für diese frühe Zeit auch keine „Phöniker“ als Händler in Frage kommen. Vielmehr sah er den Umstand, dass in Mykene nordischer Bernstein vorgefunden wurde, aber umgekehrt keine mykenische Bronzeware in Nordeuropa aufgetaucht ist, als Nachweis, dass die erste Verbreitung des Bernsteins mit reellen Wanderungen der „Indogermanen“ verbunden gewesen wäre. Somit könne anhand der Verbreitung des Bernsteins auf die Wohnsitze der „indogermanischen Völker“ in Küstengebieten geschlossen werden (vgl. Much 1902a: 123-130; Much 1904: 145-153).

712 Hierbei wird eine große weltanschauliche Divergenz zu den Landschaftsmystikern um Guido von List deutlich, welche in Niederösterreich geologischen Formationen huldigten; siehe Kap. 7.7.2 (411-416, 420)/Abb. 121.

9.8 Die „Indogermanen“ als Seeräuber der Meere – die steinzeitliche Vorhut der Wikinger und späterer kolonialer Bestrebungen

Bereits im Jahr 1871 hob Matthäus Much hinsichtlich seiner *Gotentheorie* ein Deutungsmuster hervor, nach welchem die Errichtung von Grabhügeln und Grabmälern als Denkmäler im Zusammenhang von Verkehrswegen zu Land und zu Wasser aufzufassen wäre. In Anlehnung an die Beowulf-Legende hätten diese einstigen „Helden“ gewidmeten „Erinnerungsmale“ Beachtung bei vorbeifahrenden Seefahrern finden sollen, wobei u.a. das Donauufer als Fundort genannt wird. Zu solchen Bauwerken wären auch solche ohne Leichnam zu zählen, wobei die in einem ausgehöhlten Eichenstamm innerhalb eines Grabhügels vorgefundenen Locken eines „Helden“, welchen Much vermutlich als in der Ferne verstorben betrachtete, Erwähnung finden, ohne dass der Fundort lokalisiert wird (vgl. Much 1871c: 320f).

Der Rassenantisemit Eugen Dühring beschwerte sich ein Jahrzehnt später über die Darstellung der „nordischen Männer“ als „vermeintliche Seeräuberbrut“ in den Romanen des englischen Premierministers Benjamin Disraeli:

„Die Juden seien eine Aristokratie der Natur. Die nordischen Germanen werden dagegen von ihm [Disraeli] Abkömmlinge von Piraten genannt, wahrscheinlich damit diese angeblichen Seeräuber den Juden nicht ihr angestammtes und geheiligtes Spitzbubenthum vorzuwerfen haben sollen. Wir vermeintliche Seeräuberbrut werden aber noch heute wenigstens soviel von den Normannen, den reichegründenden, übrighaben, um gegen Asiatische Israeliten uns als nordische Männer zu bethätigen“ (Dühring 1881: 93).

In einem auf den 3. März 1881 datierten Brief hielt Heinrich Wankel einen Vortrag über „Deutschtum“ und „Pyraten“ und entschuldigte sich, falls sich jemand von seinen Ansichten beleidigt fühle, was Erwin Windischbauer als „schwere Verstimmung im nationalen Bereich“ (Windischbauer 2002: 228) bezeichnet hat.

Offenbar herrschte in antisemitischen germanophilen Kreisen keineswegs Einigkeit, ob „germanische Seeräuber“ in die deutschvölkische Genealogie aufgenommen werden sollten oder nicht.

Eugen Dühring hat sogleich einen Vorschlag angeboten, falls dem so wäre diese „Piraten“ einzubinden, indem er die „Normannen“ gerne im Kampf gegen das „asiatische Judentum“

sehen würde. Die Schaffung eines „orientalischen Culturkreises“, welchen Matthäus Much anhand von Goldvorkommen in die ferne Vergangenheit zurückverfolgen wollte, entsprach durchaus, auf die Urgeschichte übertragen, dem Wunsch von Dühring, eine Karte zu den „Corruptionszuständen“ auf Grundlage der „Culturgeschichte“ und „Culturgeographie“ zu entwerfen, welche die Verbreitung der „jüdischen“⁷¹³ Bevölkerungsanteile als Maßstab zur Erstellung eines solchen „Atlases der Corruption“ nehmen sollte.

Da Karl Penka Mitteleuropa seit der Französischen Revolution, welche er mit klimatischen Veränderungen in Verbindung brachte, von „brachycephalen Elementen“ regiert sah, waren seine „Arier“ der Gegenwart gezwungen in Übersee Kolonien zu gründen. In der Ferne blühte ihnen jedoch nun das gleiche Schicksal wie einst in Mitteleuropa, so dass sie der „Rassenmischung“ und insbesondere dem subtropischen Klima erlagen und das obwohl diese seit der „Entdeckung Amerika's“ stattfindende „arische Auswanderung“ kontinuierlich und nicht mehr in „gewissen Intervallen“ wie einst bei der Besiedlung des kontinentalen Europas und Großbritanniens samt Irland verlaufe (vgl. Penka 1883: 118).

Im übertragenen Sinn erscheinen die von „Wagemut“ und „Heldenhaftigkeit“ geprägten „nordischen Seeräubervölker“ in Matthäus Muchs Werk nach der Jahrhundertwende als „antisemitische Piraten“, da sie den 1886 definierten „orientalischen Culturkreis“ um sein Gold erleichtern. Aus völkischer Perspektive konnten sie somit als Enteigner des „jüdischen Finanzkapitals“ gesehen werden.⁷¹⁴

In der darauffolgenden Ausgabe stellte Matthäus Much fest, dass Spanien gar „das in prähistorischer Zeit kupferreichste Land der Erde“ (Much 1893: 119) darstellte. Diesen Umstand galt es in seine Theorie einer mitteleuropäischen Kupferzeit, welche von ursprünglich aus dem Norden stammenden „Ariern“ bzw. „Indogermanen“ ausgelöst worden war, einzugliedern, was eigentlich nur über „nordische Seefahrervölker“ bewerkstelligt werden konnte, da sich der nord- und mitteleuropäische Einfluss Richtung Frankreich abschwächte, wo auch die Spiraldekoration fehlte. Offenbar wollte Much in seinen „Nordleuten“ in erster Linie Krieger und keine Händler sehen, so dass aus diesen „nordische Seeräuber“ wurden. Auch die Megalithbauten in der Bretagne mit Funden von Waffen und Werkzeugen aus skandinavischem Flint und Funden aus Bernstein konnten als

713 Dabei meinte Eugen Dühring zweifelsohne die „Juden“ als „Rasse“ und nicht als Glaubensgemeinschaft.

714 siehe Kap. 4.3/6.1.4/7.7.1

Begräbnisplätze dieser „Helden“ angesehen werden (vgl. Much 1904: 54f; 104, 145f; 154f; 196-200).

In Frankreich hat Much Funden von Goldgegenständen eine besondere Rolle zugeschrieben, da es keine Naturvorkommen an Gold gäbe. Dennoch konzentrieren sich Goldartefakte an bestimmten Fundorten. Adrien de Mortillet (1853-1931) war bereits aufgefallen, dass es sich bei der Bretagne um einen solchen Ort handle, was an deren natürlicher Beschaffenheit der weit ins Meer vorspringenden Halbinsel liege, welche mit ihren „tiefen Felsbuchten“ Zufluchtsorte mit guten Verteidigungsmöglichkeiten hergebe. Die Bewohner hätten also durch Handel „oder viel wahrscheinlicher mit Gewalt aus der Fremde [Gold angehäuft], indem sie sich auf Raubzügen dessen bemächtigten“ (Much 1904: 199).

Moritz Hoernes stellte bereits im Jahr 1892 jegliche Verbreitung des baltischen Bernsteins durch Handelstätigkeiten der „Phöniker“ zur See in Abrede. Stattdessen wäre der Bernsteinhandel ausschließlich auf dem Landweg über Zwischenhändler in den mediterranen Raum erfolgt (vgl. Hoernes 1892: 347).

Matthäus Much hat den Seeraub als eine der „Potenzen“ beschrieben, welche neben dem über das Meer betriebenen Bernsteinhandel, in frühen Zeitaltern Gold nach Nordeuropa gebracht habe. Für besonders erwähnenswert hielt er hierbei neben goldenen „Weihegaben“ aus der Bretagne die Funde von Goldringen als Grabbeigaben im westlichen Küstenbereich Jütlands, wobei in beiden Gegenden „gleichgeartete Verhältnisse“ vorzufinden wären. Einerseits handelt es sich jeweils um eine Halbinsel, welche sich durch zahlreiche Buchten als „Schlupfwinkel für Seeräuber“ eignen; andererseits wurden zahlreiche Goldfunde gemacht, ohne dass diese auf natürliche Vorkommen zurückzuführen sind. Der Bernsteinhandel könne nicht eine derart große Bedeutung zugeschrieben werden, um den dortigen Goldreichtum zu erklären, so dass sich Adrien de Mortillet's Theorie für die Bretagne auf Jütland übertragen lasse und zumindest teilweise das Gold mittels Seeraub herbeigeschafft worden sei.

Dieses Gold hätten seit der Jungsteinzeit die „nordischen Seeräubervölkern“ herbeigeschafft, welche die gleiche Lebensweise geführt hätten, „wie ein paar Jahrtausende später andere nordische Seeräuber“ (Much 1904: 200). Ausgangspunkt deren Raubzüge sei das nun schon goldreiche Jütland gewesen, um weiteres Gold zu erbeuten und dabei womöglich nicht einmal vor dem goldreichen Teil Frankreichs haltgemacht hätten, wo sich „ihre Vorfahren“ zuvor festgesetzt hätten. Überhaupt wären „nordische Seeräubervölker“ mit „Dolichocephalie“ in

Verbindung zu bringen, was auch an französischen Megalithgräbern und anthropologischen Untersuchungen in Portugal aufgedeckt worden wäre (vgl. Much 1904: 154f, 199f).

Nur in ihren nördlichen Fundgebieten würden die in Italien und Frankreich gefundenen Steinwerkzeuge denen aus den westbaltischen Ländern ähneln, wobei aber die Anzahl der gebohrten Steinhämmer, Hirschhornknäufe bereits geringer wird und Richtung Süden zunehmend abnimmt. In Spanien fehlen sie dann ganz. Dennoch könne „der Einfluß der nordischen Steinzeitkultur nach dem Süden und Südwesten in Europa nicht ganz und gar in Abrede gestellt werden“ (Much 1904: 54f). Matthäus Much gibt zu, dass dieser Einfluss deutlich schwächer wird und selbst mit dem Ausgang oder gar nach Beendigung der „reinen Steinzeit“ noch nicht mächtig genug war, um sein vollständiges Kulturrepertoire zu hinterlassen. Die steinzeitlichen „nordischen Seefahrer“ erscheinen somit als potentielle Begründer der dortigen Kupferzeit, ohne dass Matthäus Much dies im Speziellen äußert. Allerdings wird betont, dass sich die steinzeitlichen Waffen und Werkzeuge in Spanien gegenüber denen der „nordischen Steinzeitkultur von „völlig fremder Art“ gewesen wären, wofür als Quellen die Begründer der Theorie einer gesonderten Kupferzeit in Spanien, die Brüder Siret,⁷¹⁵ sowie der Vertreter einer diffusionistischen Ausbreitung der Megalithbauten aus Skandinavien, Émile Cartailhac, genannt werden. Die „geringe Nachhaltigkeit“ Richtung Süden würde durch die Theorie, dass die in der Steinzeit „ausgewanderten Scharen“, wie spätere „germanische Völker“⁷¹⁶ in Kämpfen aufgerieben oder durch die Landesbewohner „aufgesogen“ wurden „leicht erklärlich“. Von den erwähnten Gruppen können die „Vandalen“ und „Normannen“ zu Muchs „Seeräubervölkern“ gezählt werden, welche „Spuren indogermanischer Beimischung“ hinterlassen hätten (vgl. Much 1904: 54f, 163).

Offenbar fehlte Matthäus Much in seiner Erstauflage der „Heimat der Indogermanen“ von 1902 noch die Seeräubertheorie von Adrien de Mortillet, welche dieser im gleichen Jahr mit seinem Artikel *L'or en France* („Das Gold in Frankreich“) in der „Revue de l'École d'Anthropologie de Paris“ (Jg. XII.) veröffentlicht hatte. Hier scheute sich Much noch von Seeraub zu schreiben, wenn auch seine „nordischen Seefahrervölker“ neben ihren Handelsaktivitäten ausziehen, um Beute zu holen und ab und zu brandschatzen. Auch fehlen diesbezüglich noch die rassenanthropologischen Untersuchungen, mit welchen er der These

715 siehe Kap. 6.1.4 (S. 309)/9.5 (S. 626)

716 Diese werden an dieser Stelle nicht explizit als solche tituliert, sind aber eindeutig gemeint.

der „nordischen Seeräubervölker“ von 1904 ihren letzten Halt verschaffte (vgl. Much 1902a: 159-176; Much 1904: 198-202).

Bemerkenswert erscheint jedoch, dass er 1902 die Seetüchtigkeit der „nordischen Völker“ symbolisch untermauern will, indem er die Midgardschlange als „nordisches Symbol des Meeres“ angesprochen hat, während der „Orient“ über keinerlei „der sich sonst so oft aufdrängenden religiösen Symbole“ (Much 1902a: 173) hinsichtlich des Meeres verfüge.

Hinter dem Vorwurf der Aufdringlichkeit in religiösen Belangen verbirgt sich ein weiterer antisemitischer Bezugspunkt, mit welchem er sich zu einem Kind seines antisemitischen Umfeldes deklariert, welchem er selbst immer wieder gezielte Impulse verliehen hat.

Gustaf Kossinna erkannte schon in der, gegenüber der These von „nordischen Seeräubervölkern“ aus der Zweitaufgabe, milderen Variante von „erobernden Seefahrervölkern“ der Erstauflage der „Heimat der Indogermanen“ einen Trugschluss, nach welchem die „Indogermanen“ auf ihren Seereisen Megalithbauten und Bernstein auf der halben Welt, insbesondere im Mittelmeerraum, verteilen. Er konnte dabei keinen Grund feststellen, warum es sich dabei um eine „Völkerbewegung“ und keine „Culturübertragung“ handeln sollte (vgl. Kossinna 1902: 179-182).

In der Zweitaufgabe formuliert Matthäus Much dann die These von „nordischen Seeräubervölkern“ nach rassenanthropologischen Kriterien. Hinweise „auf die Anwesenheit eines nordischen Volkes, der Normannen, oder vielleicht einen schon weit früher stattgehabten indogermanischen Einschlag“ (Much 1904: 201), würden die anthropologischen Merkmale der sizilianischen Bevölkerung liefern. Hierbei wäre jedoch die Schädelform in keinerlei Hinsicht aufschlussreich, vielmehr würden Körpergröße, die Haar- und Augenfarbe Resultate aufzeigen. Das generelle mit zunehmender Entfernung von Skandinavien verbundene Absinken der Körpergröße sei allgemein bekannt. Einen angeblich geringen Unterschied der durchschnittlichen, höheren Körpergröße auf Sizilien gegenüber den umliegenden Provinzen deutete Much ebenso als „nordischen Einschlag“ wie die Ergebnisse von Messungen der „Militär-Sanitäts-Inspektion“ Italiens aus den Jahren 1859-1863 und den Aufsatz von Giuseppe Marina *Anthropologische Untersuchungen an jugendlichen Personen* im ersten Band der von Ludwig Woltmann herausgegebenen „Politisch-anthropologischen Revue“ aus den Jahren 1902/1903. Nach diesen Studien ist der Prozentsatz der Blondhaarigen, der blauen Augen auf Sizilien gegenüber den Provinzen Calabrien, Basilicata und Sardinien mehr oder wenig deutlich höher, während die Prozente für schwarze Augen und Schwarzhaarige in

ähnlichem Verhältnis absinken, was auf ein „Einfließen des Blutes einer, von der breiten mittelländischen Volksschichte in Sizilien deutlich unterschiedenen hochgewachsenen, blondhaarigen und blauäugigen Rasse“ (Much 1904: 202) schließen lasse.

Ähnliche, auf einen „fremden Einfluß“ hinweisende „Rassenmerkmale“ wären bei rekrutierungsstatistischen Untersuchungen von Léon Jaubert (evtl. 1829-1898) in Korsika nachgewiesen worden,⁷¹⁷ da auch hier ein höherer Prozentsatz von „Blonden“ aufgefallen war als sonst im mediterranen Raum. Adolphe Bloch (geb. 1843) hatte eine große Anzahl von Kindern „mit blonden Haaren und blauen oder grauen Augen bei rosig-weißer Gesichtsfarbe wie bei Kindern in Nordeuropa“ (ebd.) beobachtet, deren Mütter durch „mehr oder weniger dunkelbraune Haare“ (ebd.) oder „blonde Flechten“ gekennzeichnet waren.⁷¹⁸ In diesem Zusammenhang erwähnte Much „megalithische Gräber“ an der Nord- und Südspitze der Insel (vgl. Much 1904: 202f).

Die großen Steingräber wären laut Matthäus Much von einem „seefahrenden Volk“ von den westbaltischen Ländern entlang der Küsten bis zum Nordsaume Afrikas erbaut worden.

„Überbevölkerung“ und Naturkatastrophen hätten hierbei „Auswandererzüge oder vielleicht auch nur Freibeuterscharen“ (Much 1904: 183) hervorgerufen, welche noch in der Steinzeit „wie die späteren Wikinger“ und zahlreiche „germanische“ Gruppen sowie die „Gallier“ in der Zeit dazwischen ausgezogen wären, „um Beute zu holen und Länder zu erobern“ (Much 1904: 184).

9.8.1 Die Eroberung des mediterranen Raumes und die Besatzung Nordafrikas

Im Jahr 1882 wurden erstmals neben den „arischen Stammesbrüdern“ der „Germanen“ aus Persien und Indien, auch die „Aegypter“ als „uraltetes Culturvolk“ in den Kreis der „erlesenen Völker“ in Matthäus Muchs Werk aufgenommen.

Von seinem zunächst für die Wanderung der „Indogermanen“ in Erwägung gezogenen Landweg von Nordeuropa nach Indien schien Much selbst nicht wirklich überzeugt. Über die Theorie eines „nordischen Seefahrervolkes“, welches von den westbaltischen Ländern entlang der Küsten bis zum Nordsaume Afrikas Dolmen erbaut hätte, konnte Matthäus Much eine aus

⁷¹⁷ Dabei wird in der Fußnote u.a. auf Ludwig Woltmanns Schilderung von Napoleons Aussehen hingewiesen.

⁷¹⁸ siehe Abb. 55

seiner Sicht in manchen Punkten schlüssigere Variante anbieten ohne den „nordischen Ursprung“ seiner „Indogermanen“ aufzugeben. Hierbei werden „Überbevölkerung“ und Naturkatastrophen als Ursachen für „Auswandererzüge oder vielleicht auch nur Freibeuterscharen“ angegeben, welche noch in der Steinzeit wie später die Wikinger ausgezogen wären, „um Beute zu holen und Länder zu erobern“ (Much 1904: 184).

Franz von Löher hatte bereits mehr als ein Jahrzehnt zuvor betont, dass es sich um ein „strandbewohnendes und seetüchtiges Volk“ gehandelt haben müsse, welches den Bau der Steingräber verbreitete habe (vgl. Much 1904: 187).

Die „Steingräber der älteren einfachen Form“ (Much 1904: 163) hätten sich laut Matthäus Much bereits auf dem Seeweg über Großbritannien und Irland und den Küstensaum Westeuropas bis in den Mittelmeerraum samt der Inseln, Italien und den Küstengegenden Nordafrikas ausgebreitet und wären gar bis in den Sudan vorgedrungen. Die Verbreitung hätte sich aber auch auf dem Landweg vollzogen, wobei das Krimgebiet, Bulgarien und Nordpersien Erwähnung finden. Daneben bleibt die Frage offen, ob sich Much die Verbreitung des Steingräberbaus nach Syrien, Palästina und Indien auf dem Land- oder Seeweg vorstellte. In Persien und Indien wären die megalithischen Gräber jedenfalls wesentlich jünger als die in Skandinavien. Da sich die Teilnehmer der Wanderzüge mit den Seefahrern nach seiner Auffassung in der Gegend um den Bosporus getroffen hätten, könnte er jedoch durchaus von beiden Wegen ausgegangen sein (vgl. Much 1904: 162-175, 179ff, 183f, 191-194, 218; Much 1907b: 126-131).

Dabei hat Much zahlreiche Vertreter einer diffusionistischen Lehre angegeben, welche von einem einheitlichen Ausgangspunkt des megalithischen Gräberbaus ausgegangen sind, wobei neben Franz von Löher, Ernst Krause, Louis Léon César Faidherbe, Émile Cartailhac (1845-1921) und Karl Penka als seine Mitstreiter einer *Ex septentrione lux*-These mit Skandinavien als Ursprungsland genannt werden. Diesen werden Jens Jacob Asmussen Worsaae, Arthur de Bonstetten, Édouard Desor (1811-1882), Oscar Montelius, Sophus Müller als Widerpart gegenübergestellt, welche über eine *Ex oriente lux*-These den Ursprung der Megalithgräber im „Orient“ suchten (vgl. Much 1904: 163).

Die Mehrheit der „Indogermanen“ hätte sich in südöstliche Richtung ausgebreitet, was an der damals „größeren Widerstandsfähigkeit“ der „mittelländischen Rasse“ und der geringeren Attraktivität ihrer Wohnsitze gelegen habe (vgl. Much 1904: 193f).

Außerdem wären seit der „grauen Vorzeit“ durch die Kunde vom „glücklichen Klima und dem Reichtum des Orients“ (Much 1904: 194) weitreichende Seefahrten sowie Wanderungsströme in südliche bzw. vor allem in südöstliche Richtung auf den altbekannten Routen ausgelöst worden und hätten den Steingräbern außerhalb Europas zur Verbreitung verholfen. So wäre diese „nordische Völkerwelle“ sowohl über Russland bis zur Krim-Halbinsel, sowie zur Ostküste des Schwarzen Meeres als auch von Süddeutschland und Österreich-Ungarn über Thrakien, bis zum Bosphorus vorgedrungen (vgl. Much 1904: 183f, 191-194, 218).

Dort hätten sich die Teilnehmer dieser Wanderungen mit ihren seefahrenden „Brüdern“, wie später auch die Wikinger mit ihren aus westlicher Richtung vorstoßenden „gotischen Landesgenossen“ vereinigt und so über „endlose Völkerzüge“ dauerhafte „Völkerstraßen“ errichtet.

In südliche und südwestliche Richtung, insbesondere in Süditalien und Spanien, nehme die Einflussnahme der „nordischen Steinzeitkultur“ deutlich ab (vgl. Much 1904: 54f).

Dagegen waren die kulturgeschichtlich auf die ältesten Steingräber folgenden, aber noch in der jüngeren Steinzeit geschaffenen „Riesenstuben“, obwohl sie als einzigen „nordischen Steingräber“ bis in die Metallzeit hineinreichen würden, außerhalb der „westbaltischen Länder“ nur im westlichen Frankreich, Portugal und Spanien, nicht aber weiter südlich und auch nicht im „Orient“ gesichtet worden (vgl. Much 1904: 163).

Offenbar lag dies für Much jedoch nur an einem zwischenzeitlich, während der Übergangszeit von der Stein- zur Metallzeit, unterbrochenen „indogermanischen“ Kolonialisierungsdrang. Ansonsten hätten lediglich mangelnde Rohstoffvorkommen auf den Wanderungen zu Modifikationen durch verändertes Baumaterial geführt (vgl. Much 1904: 163, 180, 191).

Obwohl unterwegs die Granitblöcke fehlten, wäre die Sitte, Steingräber zu bauen, „in innigster Verbindung mit ihren religiösen Anschauungen, ihrem Familien- und Stammesgefühl“ (Much 1904: 191) erhalten geblieben und dort wo „geeignetes Baumaterial“ auftauchte wieder aufgeflammt.

Die „Kimmerier“ hätten sich auf einem „Völkerzug“ auf dem Landweg am Asowschen Meer („Mäotis“), einem Nebenmeer des Schwarzen Meeres, festgesetzt und hätten dort fernab von

„belebten Völkerstraßen“ fleißig Steingräber gebaut. Die „Griechen“⁷¹⁹ wären gar schon um das Jahr 2000 v. Chr. bis an das ägäische Meer vorgedrungen (vgl. Much 1904: 184, 192f, 218).

Somit hätte der „nordische Steingräberbau“ den seit ca. 1500 v. Chr. nachweisbaren und „doch weiter entwickelten“ Bau von mykenischen Kuppelgräbern nachhaltig beeinflusst (vgl. Much 1904: 180), was auch in Bernsteinfunden zum Ausdruck käme. In Nordeuropa betrachtete Much Bernsteinschmuck-Grabbeigaben schon für das 3. Jahrtausend v. Chr. als nach dem damaligen Forschungsstand für nachweisbar. Auch waren in den „westbaltischen Riesenstuben“ keinerlei „mykenische Kunstprodukte aus Metall, Glas oder Email“ (Much 1904: 171) vorgefunden worden.

Der französische General Louis Léon César Faidherbe (1818-1889) hat bei Much deshalb Erwähnung gefunden, weil er die Überreste der „Dolmenbauer“ nicht nur mit der „Körperbeschaffenheit“ der Bestatteter in Verbindung gesetzt hat, „sondern auch in der [rezenten] blonden Bevölkerung Nordafrikas genau gekennzeichnet gefunden zu haben“ (Much 1904: 203) glaubte. Diese könne keineswegs von den Vandalen abstammen, deren letzter nicht im Krieg erlegene „Überrest kriegsgefangen außer Land geschafft wurde“ (ebd.).

Diese „Seevölker“, auf welche in Kürze noch genauer eingegangen wird, wären es laut Much dagegen gewesen, welchen „die Verbreitung des Steingräbergedankens und die Anregung zu Steingräberbauten in so weit auseinander gelegenen Ländern“ (ebd.) zuzuschreiben sei.

Deren Heimat im Norden Europas zu so früher Zeit, im zweiten bis dritten Jahrtausend v. Chr., zu suchen scheine zwar unglaublich, doch gebe es noch ältere Belege für eine Anregung für den Steingräberbau aus Nordeuropa. Ägyptologen hätten bei der Analyse ägyptischer Denkmäler, welche auch im Verbreitungsbereich megalithischer Gräber lägen, ein „Volk“ entdeckt und zwar die „Libyer“, welche komplett „anders geartet“ wären als die Ägypter (vgl. ebd.).

In seiner „Heimat der Indogermanen“ berief sich Matthäus Much auf den Anthropologen Gustav Theodor Fritsch (1838-1927), um diesbezüglich eine nordeuropäische Abkunft zumindest in Erwägung zu ziehen, obwohl dieser Afrikaforscher von einer innerasiatischen Herkunft der „Indogermanen“ ausgegangen war und Darstellungen aus einer viel späteren Zeit

719 Der Grund, warum es sich zu solch einer frühen Zeit um ein auch noch solch „großes Volk“ der „Griechen“ handeln soll, bleibt unerwähnt. Homer, welcher vermutlich im 8. Jh. v. Chr. lebte, kannte jedenfalls die Griechen nur als einen in Südthessalien ansässigen „Stamm“ (vgl. Haarmann 2012: 216, 246).

der Dynastie von Ramses II. untersucht hatte. Dabei sei er auch auf die allseits „bekannte Variation in der Hautfarbe der Neger zwischen einem tiefen schwarzbraun und einem helleren braunen Ton“ (Much 1904: 204) gestoßen. Much betonte, dass sich auf den vorderasiatischen assyrischen Denkmälern wie auch in Asien keinerlei Hinweise auf „nordeuropäische Völker“ fänden und somit die „Libyer“ auf keinen Fall aus östlicher oder nordöstlicher Richtung nach Ägypten eingewandert sein können. Erst mit den „Medern“ und den „Persern“ wäre ein nordeuropäischer „Typus“ nachzuweisen. Auch der Sprachwissenschaftler Jean-François Champollion (1790-1832), welcher die Hieroglyphen entziffert hatte, hatte offensichtlich an Verbindungen dieser „Libyer“ mit „Europäern“ gedacht und der Ägyptologe Théodule Devéria (1831-1871)⁷²⁰ neigte dazu sie als „Race protoceltique“ zu deklarieren, welche laut Much nach alten Schriftquellen mit der „germanischen“ oder „indogermanischen Rasse“ zusammenfalle (vgl. Much 1904: 203ff).

Da es unvorstellbar wäre, dass zur Zeit des Neolithikums und auch des alten Reiches Ägyptens bereits „Indogermanen“ in den Küstengebieten des Mittelmeeres sesshaft gewesen sein könnten, müssten „diese weißen, lockigen, blauäugigen Nordländer“ (Much 1904: 206) aus einer weiter nördlich gelegenen „Heimat“ auf dem Seeweg ausgezogen sein. Dazumal wäre es noch relativ unwahrscheinlich, dass eine Wanderung quer „durch den ganzen Kontinent“ stattgefunden habe, bei der die ansässigen „Völker durchbrochen“, die Alpen bzw. der Balkan überstiegen und die Schiffe erst am Mittelmeer gebaut worden sind. Schließlich fehlen die Steingräber nördlich des Balkans, „vom Apennin [Italien] bis zum deutschen Mittelgebirgszug Harz“ (Much 1907b: 130) und in den Karpaten, wobei auch „andere wegweisende Spuren solcher Vorbilder“ (ebd.) fehlen. Der Seeweg „vom Norden her längs der Westküste Europas [...] durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer“ (Much 1904: 206) sei dagegen äußerst wahrscheinlich (vgl. Much 1904: 206; Much 1907b: 130).

Somit habe es sich „ohne Zweifel“ um „kühne nordische Schiffer“ und „Seeräuber“ gehandelt, welche unter den Namen „Seevölker“ oder „Nordländer“ auch in die ägyptische Geschichtsschreibung eingegangen sind (vgl. Much 1904: 218).

Auch Julius Kollmann⁷²¹ hatte sich mit den ägyptischen „Volkstypen“ beschäftigt und für die *Libyer* den „dolichokephalen, leptoprosopen [schmalgesichtigen] Typus“ beansprucht, diesen

720 zu Devéria (vgl. Beinlich-Seeber 1998: 575).

721 Kollmann nimmt eine äußerst ambivalente Rolle hinsichtlich des Rassendeterminismus ein; siehe Kap. 5.5.2.4 (S. 236f)/6.1.2 (S. 288).

allerdings mit „heutigen Berbern und Arabern Nordafrikas“ (Much 1904: 206) in Verbindung gesetzt.

Zustimmend äußerte sich Matthäus Much jedoch zu Kollmanns Theorie von „zwei Varietäten“; einer „braunroten“, angeblich unter der rezenten libyschen Bevölkerung stark verbreiteten und einer weiteren, welcher er eine Verwandtschaft mit „hellen Europäern“ nachsagte und als hellhaarig, hellhäutig und „dolichokephal“ klassifizierte. Diese Merkmale wären „zweifellos“ nordeuropäischen Ursprungs. Zudem habe der deutsche Ägyptologe Heinrich Brugsch (1827-1894) den „Libyern“, welche zwar nicht als „ganz einheitliche Volksmasse“ Nordafrikas zu verstehen sein dürften, es sich aber dennoch scheinbar um der „indogermanischen Rasse ganz nahe stehende Stämme“ (ebd.) handle, den für sie verwendeten Namen *Tamehu*⁷²² mit „Nordländer“ übersetzt.

Mit der ersten pharaonischen Dynastie wären diese „weißen, blauäugigen Libyer“ von den *Ägyptern*⁷²³ zwar besiegt worden, doch hätten deren Einbrüche bis ins „mittlere Reich“ fortgedauert (vgl. Much 1904: 204).

Die „Große Wanderung“ der *Seevölker* stand offenbar im Zusammenhang mit der in den griechischen Sagen beschriebenen *Dorischen Wanderungen*, welche im Verlauf des 19. Jahrhunderts häufig mit der These einer in Nordeuropa gelegenen „Heimat der Indo-/Germanen“ in Verbindung gesetzt wurde.⁷²⁴ In syrischen Texten aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. treten die „Seevölker“ erstmals als *Schardin* in Erscheinung und sollen Seeräuber und Söldner gewesen sein. Im Verlauf des 13. Jahrhunderts sorgten die „Seevölker“ mit ihren Verbündeten im östlichen Mittelmeerraum für Unruhe und erschütterten die dortigen Machtverhältnisse, was die Zerstörung des Hethiterreiches um 1200 v. Chr. nach sich zog und weitgefächerte Migrationsbewegungen auslöste. Zu ersten Gefechten der „Seevölker“ mit Ägypten kam es während der 19. Dynastie (Ramses II., reg. 1290-1224 v. Chr.). Kurzzeitig brachten die „Seevölker“ gar im Verbund mit den „Libyern“ das Ägyptische Reich unter Pharao Merenptah (reg. 1224-1214 v. Chr.) ins Wanken, besetzten Zypern, verwüsteten syrische Küstenstädte und drangen bis nach Palästina vor. Die Armeen von Ramses III. (reg. 1193-1162 v. Chr.) konnten zu Beginn der 20. Dynastie den Angriff schließlich abwehren,

722 Mit *Tjehenu* bzw. *Tjemehu* wurde im Alten Ägypten das westlich unmittelbar an das untere Niltal anschließende Gebiet bis herab nach Nubien bezeichnet (vgl. Haarmann 2012: 176).

723 Bei den *Ägyptern* handelte es sich um eine Sammelbezeichnung für verschiedene Bevölkerungsgruppen (vgl. Haarmann 2012: 30).

724 siehe Kap. 6.3.1/9.3.1

worüber ein an den Wänden des *Madinat Habu*-Tempels angebrachter Bilderfries berichtet. Dadurch brach der Handel in den ägäischen Raum fast vollständig ab.⁷²⁵ Laut hethitischen Texten entstammten die „Seevölker“ dem sagenhaften Land *Achchijawa*, welches bisher nicht genau lokalisiert werden konnte. Zumeist wird angenommen, dass das gesamte Gebiet der östlichen Ägäis damit gemeint war. Nach ihrer Niederlage verschwanden die „Seevölker“ als solche von der Bildfläche, doch wurden ihre Vasallen womöglich in Palästina angesiedelt und lebten dort unter dem Namen *Philister* fort oder traten als Söldner in den Dienst der ägyptischen Armee (vgl. Eggers 1959: 145f, Haarmann 2012: 196f, 218f; Heierli 1901: 197; Urban 2003: 139).

Der Zeitpunkt des Beginns der „Züge zu Schiff“ war für Matthäus Much nicht genau festzustellen. Mit Sicherheit ließe sich dagegen sagen, dass um das 12. vorchristliche Jahrhundert von unterstützenden Zügen zu Lande auszugehen wäre, wobei nun auch „griechische Stämme“ mitgewirkt hätten. Aus Denkmälern der Regierungszeit von Ramses III. gehen weitere Einbrüche der „Seevölker“ während der 20. Dynastie hervor (vgl. Much 1904: 206f).

Matthäus Much versuchte eine „nordische“ Herkunft der „Seevölker“ nachzuweisen. Hierzu zitierte er den Althistoriker Eduard Meyer (1855-1930), um seine Unvoreingenommenheit zu untermauern. Die „germanischen Stämme“ hätten während der römischen Kaiserzeit nicht nur als Söldner („Reisläufer“) römische Dienste ausgeführt, sondern gelegentlich auch großräumig angelegte Raubzüge sowohl auf dem Land- als auch auf dem Seeweg durchgeführt. Griechenland und selbst Kleinasien wären hierbei geplündert worden, noch bevor sich diese „Stämme“ im römischen Reich festgesetzt hätten. Ebenso hätten „die Bewohner der Grenzgebiete des ägyptisch-vorderasiatischen Kulturkreises ihre Raubzüge gegen dasselbe [Ägypten] gerichtet, Jahrhunderte bevor sie den Versuch machen konnten, sich ernstlich innerhalb seiner anzusiedeln und die Suprematie des Ostens zu brechen“ (Meyer nach Much 1904: 208). Gerade darin liege laut Meyer die weltgeschichtliche Bedeutung dieser, oberflächlich betrachtet, kurzlebigen („ephemeren“) Begebenheiten, welche sich auf den Prunkinschriften ägyptischer Könige nur sehr bruchstückhaft zusammenfügen ließen. Die „Emanzipation Europas“ beginne mit den „wilden, waghalsigen Piraten, welche Ägypten überfallen [und es sich somit um] die ersten Vorboten der zukünftigen Seeherrschaft der

725 Der österreichisch-schwedische Archäologie-Professor Peter M. Fischer hat mir in einem Gespräch versichert, dass er vereinzelt Importstücke aus Ägypten bei Ausgrabungen in Zypern aus dieser einst für „handelstot“ erklärten Zeit vorgefunden hat.

hellenischen Nation“ (Meyer nach Much 1904: 209) gehandelt habe. Matthäus Much betonte, dass Meyer zurecht, „die Seeräuberzüge der nordischen Völker“ (Much 1904: 209) lediglich auf den ersten Blick als kurzlebige Begebenheiten bezeichne, schließlich stünden sie in unmittelbarem Zusammenhang mit „früheren Einfällen weißer, blondhaariger, blauäugiger Männer, die, wie wir aus den älteren Denkmälern und archäologischen Funden gesehen, schon seit Jahrhunderten, schon in der Steinzeit Ägyptens stattgefunden haben“ (ebd.). Mitglieder der unternehmungslustigen „Jugend der Nordvölker“ wären zur Rekrutierung der Leibgarde in den Dienst der ägyptischen Könige getreten. So hätten die Pharaonen die „Schardana“ als „Reisläufer“ dazu veranlasst, „die nordischen Seeräuber“, also „ihre eigenen Stammesgenossen“, dauerhaft zurückzuschlagen.⁷²⁶ Dennoch wären die „nordischen“ Raubzüge auf dem Seeweg, wenn auch mit anderer Zielsetzung „und auf anderen Wegen“, fortgesetzt worden.

In diesem Zusammenhang hat Matthäus Much drei Jahre später auf den belgischen Ägyptologen Jean Capart (1877-1947) verwiesen, welcher in seinem Buch *Les débuts de l'art en Égypte* aus dem Jahr 1904, mit dem Hinweis auf ein Referat von Georg Buschan (1863-1942), auf „eine einheimische nomadisierende schwarze Bevölkerung“ (Much 1907b: 64) in Ägypten zur präharaonischen Zeit hingewiesen hat, welche „vor den von Westen und Südwesten vordringenden Völkern von weißer Hautfarbe allmählich nach Süden zurückweichen mußte“ (ebd.). Nun habe es sich bei den Eroberern um „Angehörige des mittelländischen Stammes“ gehandelt, um „lybische Völker“, welchen das Eintreten des „neolithischen Kultur“ Ägyptens zuzuschreiben wäre und so „mancherlei Beziehungen zur mittelländischen (ägäischen) Kultur“ (ebd.) aufweisen würden, die für den Bau der Nekropolen verantwortlich wären und über das „geometrische Dekorelement“ mit dem Norden in Verbindung gesetzt werden könnten.

Die ältesten nachgewiesenen Schwerter wären laut Matthäus Much in Spanien und auf Zypern vorgefunden worden, wobei wieder einmal auf die Brüder Siret und Max Ohnefalsch-Richter verwiesen wird.⁷²⁷ Auf ägyptischen Abbildungen würden lediglich „Schardana“-Krieger,⁷²⁸ aus deren Reihen Ramses II. seine Leibgarde rekrutiert hätte, und verfeindete über den Landweg vordringende *Pursta* (spätere Philister) Schwerter tragen. Bei den „Schardana“-

726 Georg (von) Schönerer hätte diese im Dienst der Pharaonen stehenden Söldner wohl „Judenknechte“ genannt.

727 siehe Kap. 6.1.4 (S. 309)/9.5 (S. 626ff)/9.6 (S. 634f)

728 siehe Abb. 180

Kriegern handle es sich um aus weiter Ferne über den Seeweg gekommene „grosse, kräftige Männer von ganz unägyptischem Typus und fremdartiger Bewaffnung, einem runden Schild, langem spitzen Schlachtschwert und einem eigenartigen, mit Halbmond und einer Kugel verzierten Helm“ (Much 1907b: 110). Much bezeichnete sie als ein „kriegerisches Naturvolk“, welches zwar irgendwo aus dem mediterranen Raum, aber keinesfalls aus Kleinasien stammen könne. Durch die Theorie der „Seeräubervölker“, welche sich ja schon seit der Steinzeit auf mediterranen Inseln niedergelassen haben sollen, widerspricht sich Matthäus Much in seiner Deutung an diesem Punkt nicht. Die „Seevölker“ waren nicht mehr nur auf dem Seeweg unterwegs, wobei nach Muchs Geschichtsbild die „Dorischen Wanderungen“ in Verbindung mit einer „Indo/-Germanisierung des Griechentums“ gestanden hatten. Somit könne es sich bei den „Seevölkern“, also sowohl den „Schardana“ als auch den „Pursta“, wie auch den „Persern“, sehr wohl um „indogermanische Völkerschaften“ bzw. „arische Völker“ handeln, welches sich dann auch in ihrem Körperbau äußere. Much betonte hierbei, dass die „Pursta“-Darstellungen keineswegs auf einen „ägyptischen“ oder „semitischen Typus“ hindeuten würden.

Die ähnliche Kleidung und Ausrüstung der „Schardana“ und der „Pursta“ auf den ägyptischen Abbildungen hatte Eduard Meyer dazu veranlasst, die letzteren als *Philister* zu identifizieren, wobei laut Matthäus Much anzumerken wäre, dass die „Philister“ für „Indogermanen“ gehalten werden. Die „Züge zu Lande“ wurden von Much mit den späteren „Germanenzügen“ verglichen, wobei insbesondere die „Kimber“ Erwähnung finden (vgl. Much 1904: 207f; Much 1907b: 108-112).

Dabei betonte Matthäus Much das kriegerische Auftreten seiner „Helden“:

[...] dass die Pursta, nachdem sie im Felde geschlagen sind, im lebhaften Kampfe, wie späterhin die Kimbern noch ihre Ochsen gezogene Wagenburg verteidigen. Die letzten Krieger finden hier ihren Tod, ihre sich gleichfalls wehrenden Weiber und die Kinder werden herausgerissen und in die Gefangenschaft geschleppt. Die Pursta hatten sich mit anderen Völkerschaften, unter denen wir noch die Danauna = Danaer erkennen, nach Art der indogermanischen Stämme, von denen ja schon vorher eine große Zahl bis Persien und Indien vorgedrungen war, und denen späterhin Kimmerier und Skythen im VII., Gallier im IV. vor Christi gefolgt waren, zu gemeinsamen Angriffen gegen Ägypten vereint, die erst von Ramses III. dauernd zurückgeschlagen wurden (Much 1907b: 111).

Much brachte also die „Pursta“ mit den „Philistern“ in Verbindung und hat deren besondere Kampfeslust mit der Wehrhaftigkeit der „Kimber“ und der Kriegslust der „Kimmerier“ bzw. „Skythen“ verglichen, wobei er die Gemeinsamkeiten auf eine genealogische Verwandtschaft mit „indogermanischen Stämmen“ zurückführte, welche sich im „nicht-ägyptischen“ und „nicht-semitischen Typus“ äußere.

Hoernes schrieb „Schardana“ stets in Anführungsstrichen, ließ für sie noch zahlreiche andere Namen gelten und bezeichnete sie als „feindselige Barbarenstämme“, deren Angriffe zunächst erfolgreich abgewehrt wurden, ehe sie als „Miethsvölker“ Teil der ägyptischen Heere geworden wären (vgl. Hoernes 1892: 440).

Max Ohnefalsch-Richter bezeichnete die „Schardana“ als „frühgriechische“, aber auch „vorjonische“ und „vordorische Stämme“. Er setzte sie mit der Insel Zypern, welche sowohl für ihn als auch für Matthäus Much zur Zeit seiner Veröffentlichungen zur Kupferzeit (1885-1893) die erste Bronzeproduktionsstätte Europas darstellte,⁷²⁹ den „Indogermanen“ und auch mit der Swastika in Verbindung. Offensichtlich ist Ohnefalsch-Richter wie auch Matthäus Much davon ausgegangen, dass von diesen „Stämmen“ dort oder in Spanien auch die ersten Schwerter produziert worden wären. Dabei kann Max Ohnefalsch-Richter im Gegensatz zu Matthäus Much jedoch nicht von einem „nordischen Seefahrervolk“ ausgegangen sein, da die Theorie einer nordeuropäischen Herkunft der „Seevölker“ mit der Idee von *Dorischen Wanderungen* verknüpft ist, welche eine „Germanisierung des Griechentums“ ausgelöst haben soll und Muchs deutscher Kollege diesbezüglich stattdessen von „vordorischen Stämme“ ausgegangen ist.

Moritz Hoernes warnte im „Schardana“-Kontext vor solchem „Pointieren mit Völker- und Rassennamen“ (Hoernes 1892: 475) als ein „nichtiges Spiel“. Da die Abbildungen an Situlen aus der *Hallstattzeit* erinnern und es auch eine Theorie bezüglich einer einheitlichen Identität von den „Schardana“ und den „Sardiniern“ von Fritz Hommel (1854-1936) gab, schrieb Hoernes von möglichen Verbindungen zwischen Mykenä, Zypern, Sardinien und Tirol. Dieser Zusammenhang wäre durchaus plausibel, allerdings wären die Erscheinungen eben zeitlich versetzt. Die diesbezügliche Kette aus Kulturkontakten verlaufe gemäß des „allgemeinen Fortschritts der Cultur“ und zwar „nicht von Nordwest nach Südost, sondern umgekehrt“ (Hoernes 1892: 477). Ob Zypern der Ausgangspunkt dieser Fundtypen gewesen ist oder nicht,

729 siehe Kap. 9.5 (S. 627f)

wäre bei der Frage nach deren Verbreitungsrichtung bei „anderen Völkern“ völlig irrelevant (vgl. Hoernes 1892: 474-477).

Matthäus Much legte für den afrikanischen Kontinent, im Gegensatz zu Asien, eine noch erkennbare „rassische Pfropfung“ seitens der „langschädeligen Indogermanen“ nahe, da er einen zur Bestimmung der „Heimat der Indogermanen“ in Erwägung zu ziehenden Umstand nicht unerwähnt ließ, welchen er bei einer Ausstellung in Wien beobachtet haben wollte und auch Züge der „mediterranen Rasse“ aufweise:

Unter den Sudanesen sah ich bei Gelegenheit einer Ausstellung in Wien einzelne von so vollendet schöner Körpergestalt und Gesichtsbildung, daß nur die helle Farbe fehlte, um als Urbild eines griechischen Apollos zu gelten. Diesem europäisch-mediterranen Gebiete der Dolichocephalen steht Asien gegenüber, der Kontinent der Brachykephalen, unter denen wir vergebens einen Apollo suchen (Much 1904: 346f).

Dabei handelte es sich womöglich um die „Sudanesen“- Schaustellung von 1884 oder die „Sudanesen-Karawane“ von 1885, welche beide mit Dromedaren ausgestattet waren und in denen die Hauptdarsteller als besonders blutrünstig und mordlüstern vorgeführt wurden (vgl. Schwarz: 2001: 109, 225f).

Möglicherweise sah er in den „Sudanesen“ ein „degenerativ-ausgedunkeltes“ Erscheinungsbild der „indogermanischen Rasse“ unter Beibehaltung gewisser körperlicher Merkmale wie z.B. dem „Schädel-Index“ oder „geistigen Neigungen“ wie einem besonders kriegerischen Auftreten.

9.8.2 Vorderasien als ursprüngliches Siedlungsgebiet der „Indogermanen“ und der spätere Einzug der „Kinder Israels“

In Matthäus Muchs Werk finden sich nur wenige Bezugspunkte zu Vorderasien, da er diese Region offenbar als „Heimat der Semiten“ angesehen hat. Von dort wären ja auch seine „indogermanischen Altgriechen“⁷³⁰ zurückgestaut worden. Durch seine Theorie von seit der Steinzeit durch die Meere segelnden „indogermanischen Seevölkern“, welche häufig als „Seeräuber“ in Erscheinung getreten wären, bestand keine Notwendigkeit mehr, dass sich die „Indogermanen“ auf dem Weg nach Indien im vorderasiatischen Raum dauerhaft niedergelassen hätten. Hinweise auf einzelne „Enklaven“ finden sich dennoch und zwar

⁷³⁰ Dabei handelt es sich um meine Ausdrucksweise im Sinne Muchs, obwohl dieser wohl eher „echte Griechen“ statt „Altgriechen“ benutzt hätte.

bereits in der Zweitaufgabe seiner „Kupferzeit“: Bei den Ausgrabungen in Senkereh, dem altentümlichen Larsa in Mesopotamien (Zweistromland), wurden zahlreiche Kupferartefakte gefunden, welche Heinrich Schliemann (1822-1890) mit trojanischen Funden für identisch erklärt hatte und nach welchen der Fundort „Kupferhügel“, *Tell Sisr*, benannt wurde. Dabei wurden Überreste vom Kupfergießen nachgewiesen. In Palästina, insbesondere im Ostjordanland wären „Denkmale“ eines „Dolmen bauenden Volkes, welches in diesem Gebiet ganz vereinsamt und außer Zusammenhang mit anderen, Dolmen bauenden Völkern gewesen zu sein scheint“ (Much 1893: 158), zum Vorschein gekommen. Die Dolmen würden übereinstimmenden Berichten von europäischen Reisenden mit ähnlichen Bauwerken in den „Heimatländern“ übereinstimmen, so dass auch aufgrund der im Kontext gefundenen Silexgeräte eine Gleichzeitigkeit naheliege. In der Nähe von Irbid in Jordanien waren in einem Grab zwei Kupferringe gefunden worden und auch „diesseits“ des Jordanflusses hätte es sich bei Kupferbeilen keineswegs um eine „fremde Erscheinung“ gehandelt. Im Gegenteil, aufgrund der „verhältnismäßigen Nähe“ zu Zypern könne von einer großen Anzahl an Kupferartefakten ausgegangen werden, obwohl diesbezüglich damals nur ein „kupfernes Flachbeil“ aus Bethlehem zu belegen war (vgl. Much 1893: 157ff).

Noch in den Jahren 1902/1904 wartete Matthäus Much offenbar auf beweiskräftiges Fundmaterial zur Unterstützung seiner These einer „indogermanischen“ Enklave in Palästina. Überall sonst wäre der Zusammenhang der Steingräberbaues mit den „indogermanischen Völkern“ nachgewiesen worden, wenn dieser auch für das Krimgebiet am Kaukasus immer noch in Abrede gestellt wurde. Das Krimgebiet zog Much als Ausstrahlungszentrum in Betracht, von welchem der „genetische Zusammenhang“ der großen Steingräber auf dem Landweg einerseits bis nach Indien, andererseits bis nach Palästina gereicht haben sollte und nur durch die Ausbreitung der „indogermanischen Völker“ und nicht durch Entlehnung „von Volk zu Volk“ denkbar wäre. Bei „Steingräbern mit durchlochten Verschlusssteinen“ oder „Steingräbern mit schalenförmigen Vertiefungen“ handle es sich um eine „verwandte Erscheinung“, welche im Norden einem jüngeren Abschnitt des Neolithikums, vielleicht auch der „Übergangszeit“, angehöre und in Schweden, Dänemark und Deutschland, auf den britischen Inseln, in Frankreich, auf der pyrenäischen Halbinsel und Korsika, sowie in Nordafrika und Palästina vorgefunden worden wäre (vgl. Much 1902a: 165-168; Much 1904: 187-190).

Auch schenkte Matthäus Much im Jahr 1904 der Bibel, welcher er ja Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts als „jüdische Schöpfungsgeschichte“ nicht gerade wohlwollend begegnet

war,⁷³¹ Glauben, wenn er Informationen finden konnte, welche in sein Weltbild passten. Dabei zog er in Erwägung, dass die in der Bibel erwähnten Amoriter, auf welche die Israeliten bei ihrem Einzug in Palästina getroffen waren, um die Erbauer der östlich des Jordans vorgefundenen großen Steingräber in der „frühen Metallzeit“ des 3. vorchristlichen Jahrtausends handeln könnte. Dabei wäre es bereits versucht worden, den Nachweis zu erbringen, dass es sich bei den Amoritern um ein „hochgewachsenes blondes Volk“ gehandelt habe. Auch für die Zukunft sei der Erfolg einer solchen Beweisführung anzuzweifeln (vgl. Much 1904: 195).

Vermutlich hatten sich für Matthäus Much die ursprünglichen „Indogermanen“ in Palästina schon zu weit von ihrer „Heimat“ entfernt, um genügend archäologisches Fundmaterial samt spezifischen Skeletten zu hinterlassen, welches ihre Existenz beweisen könnte.⁷³²

9.8.3 Die Dolmenbauer als „Herrenvolk“ in Indien

Seit 1879 finden bei Matthäus Much kulturgeschichtliche Bezüge zum „uralten Culturvolk der Inder“ Erwähnung, mit welchen eine mystizistische Verlängerung der Nationalgeschichte der „arischen Germanen“ erreicht werden sollte, welche einst mit „Persern“ und „Indern“⁷³³ ein „Urvolk“ gebildet haben sollten. Dabei handelt es sich allein schon deshalb um keine Sondermeinung, da der „arische“ Mythos seinen Ursprung in der Ende des 18. Jahrhunderts entdeckten indoeuropäischen Sprachverwandtschaft hat.⁷³⁴

Im Jahr 1886 hat Matthäus Much die Diversität der „europäischen“ und der „asiatischen Arier“ hervorgehoben, wobei die „Ablösung des asiatischen Zweiges“, neben den unterschiedlichen sprachlichen Bezeichnungen für Bronze, in der Eigentümlichkeit der „indischen Bronze-Technik“ zum Ausdruck gekommen wäre.⁷³⁵

In der nächsten Auflage seiner „Kupferzeit“ von 1893 ging Matthäus Much dann davon aus, dass sich vor allem in den Nordwestprovinzen Indiens die Anzahl der vorgefundenen Kupfergegenstände häuften. Er betonte mit Zitaten von Rudolf Virchow, dass es sich bei den Fundstücken aus Indien, aufgrund von durchgeführten Analysen, um reines Kupfer handelt

731 siehe Kap. 7.4/S. 371f

732 siehe Kap. 5.6.1/9.3.1/9.3.2/9.3.6/9.5-9.8.3

733 Im Bezug mit rassenanthropologischen Konstrukten setze ich auch solche geläufigen „Volksbezeichnungen“ in Anführungsstriche. Warum soll es sich außerdem um homogene Gruppen gehandelt haben?

734 siehe Kap. 5.2.2/S. 177

735 siehe Kap. 9.4/S. 613

und überhaupt dort noch nie ein an antike Bronzen erinnerndes Fundstück aufgetaucht wäre (vgl. Much 1893: 159f).

Es erscheint also möglich, dass Much schon damals von der These von „arischen Seefahrervölkern“ ausgegangen ist oder diese möglicherweise heimlich in Erwägung gezogen hat. Jedenfalls ist er Anfang der Neunzigerjahre des 19. Jahrhunderts noch nicht genau darauf eingegangen, auf welche Weise die Dolmen bzw. Kupferfunde nach Palästina und Indien geraten sein könnten. Wahrscheinlich hat Much aber dabei eher an einzelne Ausläufer der Wanderzüge des „arischen Eroberervolkes“ aus dem Krimgebiet gedacht.⁷³⁶ Zwar wurde damals eher „Nomadenvölkern“, und für ein solches hielt Matthäus Much die „Indogermanen“ ja keineswegs, die Fähigkeit zugeschrieben, weite Landstrecken zurückzulegen, doch hatte er diesbezüglich eben seine eigenen Vorstellungen.⁷³⁷ Allerdings ist es durchaus möglich, dass er gerade an dem Problem verzweifelte, wie sich den nun sein „Herrenvolk“ in so weite Ferne ausgebreitet haben sollte. Der Landweg erschien durch den „orientalischen Kulturkreis“ versperrt; die „semitischen Phönizier“ beherrschten nach damaligen Vorstellungen im Altertum die Meere.

Muschelfunde aus dem „Schanzwerk“ von Lengyel oder ein unbearbeitetes Korallenstück aus dem Mondsee-Pfahlbau verweisen zwar auf ein wärmeres Meer, doch bleibt er eine letzte Antwort schuldig, wie dieser Kulturkontakt ausgesehen haben soll. Allerdings finden Fundgegenstände Erwähnung, welche eine Ähnlichkeit zu von den Brüdern Siret in Spanien vorgefunden Artefakten aufweisen würden, die wiederum dem von Moritz Hoernes „Kupfer-Bronzezeit“ benannten Zeitabschnitt angehörten. Unter anderem würden Muscheln, Zähne und rot bemalte Knöpfe mit V-Bohrung auf „tiefgehende verwandtschaftliche Züge, [...] eine gleiche kulturgeschichtliche Grundlage und auf einen zeitlichen Zusammenhang verweisen [...], welche] an Bedeutung und Klarheit gewinnen werden, je mehr die Lücken zwischen den Fundgebieten und im Fundbestande selbst sich ausfüllen“ (Much 1893: 99).

Auch Matthäus Much ließ das Kupfer an der Seite der Bronze in die spanische Jungsteinzeit eintreten, so dass von der Vermutung seinerseits auszugehen ist, dass hier die „Arier“ in den Besitz von Zinn gelangt wären und nun Produkte aus beiden Metallen herstellen konnten (vgl. Hoernes 1892: 413f; Much 1893: 99, 119f).

⁷³⁶ siehe Kap. 9.7 (S. 649)/9.8.1 (S. 656f)/9.8.2 (S. 667)

⁷³⁷ siehe Kap. 8.2.3-8.3.5.4

Hierbei ist ein Zirkelschluss zu erkennen, welcher auf eine unbegründete Vermutung beruht, dass es auf abstammungs- und kulturgeschichtlicher Basis einen Zusammenhang zwischen Nordeuropa, den Ländern der Habsburgermonarchie und Spanien während der Kupferzeit gegeben hat, wobei er nur darauf erpicht war, die Lücken im Siedlungskontinuum des von ihm proklamierten „Herrenvolkes“ aufzufüllen. Dort wo kein Fundmaterial auftauchte, musste Much theoretisch dessen Wanderung unterbrechen, wodurch aus Muchs Sicht die „Rasse“ an Glanz verloren hätte. Mit dem Aufkommen der „nordischen Seefahrervölker“ ließ sich jedoch eine weitgreifende Alternative schaffen. Offenbar war der diesbezügliche Diskurs schon über 20-30 Jahre lang virulent,⁷³⁸ bevor ihn Much in seinem Spätwerk auf die Jungsteinzeit übertrug.

Auf den ersten Blick hat dieser kleine Exkurs zwar rein gar nichts mit Indien zu tun, doch sollte er aufzeigen, wie Matthäus Much in seinen Gedanken die „Indogermanen“ immer weitere Strecken zurücklegen ließ, wobei eben Indien den weitentferntesten Punkt der in seinen Schriften postulierten „Wanderzüge“ darstellte.

Matthäus Much lehnte eine innerasiatische Herkunft der „Indogermanen“ kategorisch ab. Die „Apathie“ und „Gleichgiltigkeit“ im „Volkscharakter“ aller „Asiaten“ könne diese keineswegs zur „Weltherrschaft“ erziehen.

Dies gelte insbesondere für das zentralasiatische Hochland. Neben den wechselhaften klimatischen Bedingungen mit ihren kalten Wintern und heißen Sommern würde der dortige „mohammedanische Fatalismus“ und die auftretenden endemischen Krankheiten wie die „Aleppobeule“⁷³⁹ und die Beulenpest, die dortige Bevölkerung in Regungslosigkeit verharren lassen und die „Volksmenge“ immer wieder reduzieren (vgl. Much 1902a: 264-270; Much 1904: 367-374).

Zudem wirke das Sumpffieber „besonders verderblich auf die Zeugungskraft“ (Much 1902a: 269; Much 1904: 371; Much nach Urban 2002: 14) ein, womit die eigentlich unsteten „Nomaden“ zur Bewegungslosigkeit verdammt wären:

„Ohne Bevölkerungsüberschuss gibt es auch keine Auswanderung, die wir nur in einem gesunden, populationskräftigen Land erwarten können“ (ebd.).

738 siehe Kap. 9.8

739 Er benennt diese über Sandmücken übertragene Infektionskrankheit, welche heute *Leishmaniose* genannt wird, auch „Sartische Krankheit“.

Im Gegensatz zur natürlichen Beschaffenheit und den konstanten klimatischen Bedingungen des „westbaltischen Ländergebiets“, könne die kontinentale Lage Innerasiens keine „einheitliche Rasse“ erziehen:

„Wie konnte man glauben, dass ein Land, dessen Klima dem wirtschaftlichen Gedeihen des Volkes so hinderlich ist, das die Willens- und Thatkraft in solchem Masse lähmt, einen frühzeitigen Verbrauch der Lebensenergie bewirkt und in den Bewohnern Neigung zur Fettleibigkeit und beschaulichem Leben, sowie Schlafsucht und Gedächtnisschwäche hervorbringt, eine Rasse erziehen konnte, die sich herrschend über die Welt ausbreitet, in Kunst und Wissenschaft das höchste leistet, in ihrer körperlichen und geistigen Erscheinung die Blüte der Menschheit bildet?!“ (Much 1902a: 270).

In seiner richtungsweisenden Schrift zu den „nordischen Ursprüngen“ der „arischen Race“ aus dem Jahr 1883 machte Karl Penka bereits auf deren allmählich eintretenden „Verfall“ der „arischen Race“ in Indien aufmerksam, welcher nur dadurch verlangsamt stattgefunden hätte, weil sich die „Arier“ auf ihren „Wanderzügen“ bereits auf dem Weg dorthin, durch vielfache „Mischung“ eine erhöhte Widerstandskraft gegen subtropische Krankheiten angeeignet hätten. Dem „unvermischten Arier“ dagegen, würde das subtropische Klima Probleme bereiten, sich in solchen Gegenden anzusiedeln, was in den gegenwärtigen Kolonien nicht anders verlaufe wie in der fernen Vergangenheit (vgl. Penka 1883: 53).

Laut Matthäus Much wären die „Inder“ deswegen als „Herschervolk“ ungeeignet, weil das dortige Klima Körper und Geist erschaffen ließe, was einer „gesunden Entwicklung“ entgegenstünde. Neben dem „erschlaffendem Klima“ machte Much zudem „das trotz ihrer Kastenstrenge zwar unvermerkt, doch stetig einsickernde Blut der Urbewohner“ (Much 1904: 367) dafür verantwortlich. Die Bewohner wären „schlaff, feige, unkriegerisch und, wie die Erfahrung zeigt, zum Herrschen untauglich geworden“ (Much 1904: 367; Much nach Urban 2002: 14).

Zwar wären die „Inder“ einst als „eroberndes Volk“ auf dem von ihnen nun bewohnten Subkontinent eingezogen und hätten sich auf dem „ungeheuren Gebiet“ zerstreut, doch hätten sie eben „nur die obersten herrschenden Klassen [... gebildet], so daß sie trotz der kastenmäßigen Abgeschlossenheit dort, wo sie besonders dünn gesäet waren, sich des einträufelnden fremden Blutes und aller Gefahren des Herrschervolkes nicht erwehren konnten und so in manchen Gebieten verschwanden“ (Much 1904: 194f). Einen gleichen Verlauf veranschlagt Much für „indogermanische Völker“ bereits in historischer Zeit. So wären in

Spanien die Goten und die Sueben zugrunde gegangen, in Italien die Langobarden, in Frankreich die Franken, in Sizilien die Normannen und in Russland die Waräger.

9.8.4 Die *Ex septentrione lux*-These im Kontext von Kolonialisierung, „Rassenzucht“ und „Degenerierung“

Der Kolonialgedanke der selbsternannten „Germanen“ nahm jedenfalls gegenüber ihrem Selbstverständnis als „Herrenrasse“ eine ähnlich ambivalente Rolle ein, wie das auf die „eigene Rasse“ als *imagined community*⁷⁴⁰ bezogene Frauenbild und die völkische Rezeption des Mittelalters. Zum einen kam es dabei zu einer Glorifizierung „deutscher Tugenden“, zum anderen zu einer paranoischen Angst vor „Rassenmischung“ und einem daraus resultierendem „Niedergang“ in Form von „Degeneration“.

Das Frauenbild war gespalten, wobei die *Gender*-Komponente in dieser Arbeit vernachlässigt worden ist. Zum einen erschien die „Germania“ als die „deutsche Mutter“, welche sich um Haus, Hof und Kinder fürsorglich kümmert und ihrem „Herren“ selbstlos in den Tod folgt, wie dies Matthäus Much auch in seiner Abhandlung aus den frühen Achtzigerjahren *Die Frauen in der Urgeschichte* vermutete. Zudem wird die aus völkischer Sicht gewünschte geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes, auf die Vergangenheit übertragen, indem man den Frauen das Haus als Arbeitsplatz zugewiesen hat, wo sie hauptsächlich mit Tätigkeiten wie Kochen, Putzen, Töpfern, Weben und Spinnen zum Wohl der Familie beigetragen hätten.⁷⁴¹

Auch der rassenanthropologische Diskurs über die „Frühreife“ der „Südländer“⁷⁴² impliziert eher das vordergründig frauenfreundliche völkische Konstrukt einer „Germanin“ als „Wächterin rassischer Reinheit“ und somit als eine aus Nordeuropa stammende „Rassenmutter“ (vgl. Wiedemann 2007: 384).

Zum anderen entstand in der völkischen, insbesondere der „ariosophischen“ Bewegung um die Jahrhundertwende ein kaum zu überbietender Frauenhass. Das weibliche Geschlecht wurde insbesondere von Jörg Lanz-Liebenfels für die „degenerativen Wirkungen“ der „Rassenmischung“ verantwortlich gemacht. Hierbei folgte man dem „Lieblingsjuden“ Otto

740 Ich erlaube mir an dieser Stelle den von Benedict Anderson im Jahr 1983 für *Nationen* geschaffenen Begriff der „erfundenen Gemeinschaften“ auf Rassenkonstrukte, welche eine identitätsstiftende Wirkung besaßen, zu übertragen.

741 siehe Kap. 9.3.6/S. 575f

742 siehe Kap. 5.6.2 (S. 257f)/5.6.3 (S. 262)/6.3.2 (S. 327)

Weininger, welcher einen „geistigen Tiefstand“ nicht nur bei den „Juden“, sondern auch den Frauen festgestellt haben wollte:

„Das höchststehende Weib stehe noch unter dem tiefstehenden Manne“ (vgl. Weininger 1918: 410).

Nicht bei allen „Juden“ handelte es sich aus völkisch-antisemitischer Perspektive um „Weiningers“. Normalerweise galt gerade der „assimilierte Jude“, der „Nomade im Wrack“, als hemmungsloser Verführer, welcher sich um keinerlei eheliche Treue scherte, „deutschen Mädchen“ süße Worte ins Ohr säuselte und um diese zu verführen kräftig das Tanzbein schwang (vgl. Wengraf 1887: 24f).

Das Mittelalter wurde zwar einerseits als Hort einer „spätgermanischen Blütezeit“ angesehen, welche auch in den Minnegesängen ihren kulturellen Niederschlag gefunden hätte, wurde aber andererseits auch als eine Zeit zunehmender „Verwelschung“ der deutschen Sprache und Aufnahme „fremder Sitten“ angesehen (vgl. Soriat 2004: 18f).

Nach dem „Sieg von Sedan“ Preußens über Frankreich am 2. September 1870 traten einige der frühen deutschnationalen Burschenschaftler aus dem „Silesia“-Umfeld und „Siebenbürger Sachsen“ freiwillig, von Ernst Moritz Arndts Parole „Zum Rhein! Übern Rhein! Alldeutschland in Frankreich hinein!“ aufgestachelt, der preußischen Armee bei. In den Schrecken des Krieges verging den deutschfühlenden Österreichern dann Hören und Sehen, wobei es zu einer schwerwiegenden Verwundung des „Silesen“ und späteren Mitbegründers des „Deutschen Schulvereins“ Ritter Viktor von Kraus (1845-1905) kam, welcher von nun an, nur noch mit der Sehkraft eines Auges ausgestattet war. Zahlreiche von Resignation geprägte Gedichte waren die Folge, an deren Seite sich der Vorwurf an die „Volksgenossen“ gesellte, nicht aktiv am Krieg teilgenommen zu haben. Die am 1. Dezember 1870 durchgeführte „Siegesfeier“ sollte über die „Katerstimmung“ hinweghelfen, doch auch dieses Vergnügen wurde den frühvölkischen Aktivisten zunichte gemacht, indem Carl Lueger die schwarz-weiß-rote Fahne des „Norddeutschen Bundes herunterriss und somit die „Schlacht im Dianasaal“ auslöste (vgl. Wladika 2005: 40ff).⁷⁴³

Im kolonialen Kontext entstand mit dem aufkommenden Kolonialismus des Deutschen Reiches zunächst ein Überlegenheitsgefühl. Es bestand die Hoffnung das deutsche Bürgertum würde das englische ökonomisch bald überflügeln, militärisch niederwerfen und um einige

⁷⁴³ siehe auch Kap. 4.2/S. 65

Kolonien erleichtern. Mit dem deutschnationalen Streben nach einem immer enger werdenden Verhältnis zum Deutschen Reich war laut Albert Fuchs der Wunsch verbunden, dass diesem die „Deutschösterreicher“ als „Vasallen“ zur Ausbeutung überlassen werden, was mit dem Konstrukt von „Stammesbrüdern“ übertüncht werden konnte (vgl. Fuchs 1978: 170).

Arthur de Gobineau und Gustav Klemm gewannen mit ihren Kulturtheorien im aufstrebenden Deutschen Reich enorm an Popularität. Gobineau schuf das Bild vom „Arier“ als Begründer aller „Hochkulturen“ weltweit. Bei Gustav Klemm traten die „aktiven Völker“ im globalen Kontext als Eroberer auf, wobei sie die „passiven Völker“ aus ihrem Ruhestand aufschreckten und zu Leistungen anspornten. Hierbei wird die Spannbreite des Diskurses klar. Während sich für Gobineaus Kulturpessimismus der durch „Rassenmischung“ ausgelöste „Niedergang“ als allumfassend und unvermeidlich darstellte, verstand Klemm in der „Verschmelzung“ der „Völker“ der „aktiven Rasse“ mit solchen der „passiven Rasse“ als etwas unumgänglich-positives, gar entwicklungsförderndes.⁷⁴⁴

In Anlehnung an Klemms Konstrukt der „passiven Rassen“ als von Weiblichkeit geprägtes Gegenbild zu den vor „Männlichkeit“, „Kriegertum“ und „Heldenhaftigkeit“ strotzenden „aktiven Rassen“, konnte u.a. auch die „romanische“, „slawische“ bzw. „semitische Rasse“ zu den „passiven“, „weibischen Völkern“ gezählt werden (vgl. Poliakov 1977a: 291ff).

Dem „Juden“ wurde besonders um die Jahrhundertwende jede Wehrtauglichkeit und „Satisfaktionsfähigkeit“ im Kontext eines studentischen Duellierungsfanatismus in Abrede gestellt.⁷⁴⁵

Mitte der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts beklagte Ernst Henrici in einem Brief an Wilhelm Marr, welcher von Anfang an dem Antisemitismus wenig Aussicht auf Erfolg zugesprochen hatte,⁷⁴⁶ die fehlende Militanz der „quadratköpfigen Deutschen“, welche gar einer Anordnung „Judas“ zur „allgemeinen Beschneidung“ zustimmen würden. Henrici hatte sich mit seinem Radauantisemitismus nicht nur Freunde gemacht und hatte Angst als „einziger Antisemit“ übrigzubleiben, um dann von den „Hunden gebissen“ zu werden. Folgerichtig verließ er das Deutsche Reich in Richtung Afrika und Amerika und kehrte mit einer Lebensgefährtin zurück, welche unmöglich den Vorstellungen von „Rassenreinheit“ seiner

⁷⁴⁴ siehe Kap. 5.3.2/5.3.3

⁷⁴⁵ siehe Kap. 4.3 (S. 77)/4.5.1 (S. 93)/4.5.4.2 (S. 121f)

⁷⁴⁶ siehe auch Kap. 3.2 (S. 37f)/7.7.1 (S. 395f)

„germanischen Glaubensbrüder“ entsprechen konnte (vgl. Massing 1959: 119; Pulzer 1966: 91; Zumbini 2003: 333).

Friedrich Nietzsches Schwester Elisabeth verfolgte mit ihrem Ehemann Bernhard Förster gemeinsam das Ziel in Paraguay eine Ackerbaukolonie als „rassenreine“ bzw. „judenfreie Rassenzuchtstation“ auf „arischen Grundsätzen“ aufzubauen, welche seit 1886 besiedelt und unter dem Namen *Nueva Germania* im März des Jahres 1888 eingeweiht wurde. Dabei stand das Paar unter dem Einfluss lebensreformerischer Bewegungen, Vegetarismus, Abstinenz von Alkohol und Naturheilkunde. Auch Arthur de Gobineaus Theorie des immerwährenden „Rassenniedergangs“ und Ernst Haeckels sozialdarwinistischer *Monismus* mögen ihren Teil dazu beigetragen haben.⁷⁴⁷ Die Kolonie scheiterte kläglich; an ein zufriedenes Leben oder gar ein florierendes Geschäft war nicht zu denken, was offensichtlich zu Streitigkeiten unter den Siedlern führte. Um die „deutsche Reinlichkeit“ war es wohl nicht allzu sonderlich gut bestellt, so dass die Frage aufkam, wer denn nun zu putzen habe. Ein wahres „Bauernvolk“ stellte diese „Glaubensgemeinschaft“ auch nicht dar, so dass die zuvor gefassten Vorsätze zur „Verpflanzung unserer eigenen Kultur“ durch die Aufrechterhaltung „arischer Tugenden“ bald fallen gelassen wurden und sich Alkoholismus, Fleischkonsum und Aggressionen breitmachten. Die ungewohnten Lebensbedingungen und Krankheiten taten ihr Übriges, um die „Neugermanen“ in den Wahnsinn zu treiben. Bernhard Förster beging wohl Selbstmord, obwohl Elisabeth Förster-Nietzsche (1846-1935) auf „Nerventod“ als Angabe der Todesursache bestand (vgl. Kraus 1999: 33-36, 102, 131-139, 195-203, 207, 217-220; Kraus 2009a: 236f; Macintyre 1994: 50f, 96f, 167-190; Massing 1959: 119; Pulzer 1966: 91; Zumbini 2003: 437).

Anton Langgassner brach mit seiner Familie aus Österreich im Jahr 1889 nach „Neu-Germanien“ auf, nachdem er sich von politischer Seite mit seinem „Germanenbund“ nicht ernstgenommen fühlte. Er verstarb aber auf der Überfahrt auf dem Schiff an einem Magenübel, so dass lediglich seine Familie den „neuen“ Kontinent betrat. Der „Deutschnationale Verein“ veranstaltete jedenfalls daraufhin Trauerfeiern als Unterstützungskampagne für die Familie des Verstorbenen, während diese durch Frau Langgassners Heirat mit einem Kolonialisten aus Württemberg wohl schon bestens in Paraguay versorgt war (vgl. Pichl 1913: 60f, 549, 578).

⁷⁴⁷ Ben Macintyre äußerte für Haeckels damals noch nicht als solchen bezeichneten *Monismus* diese unbelegte, aber im Kontext betrachtet durchaus naheliegende Vermutung. Auch bei Daniela Kraus ist in ihrer Dissertation von 1999 von einer Stufenleiter die Rede, von welcher laut Förster die „Juden“ durch „Mischung“ mit „Negertypen“ abgefallen wären (vgl. Kraus 1999: 34; Macintyre 1994: 50f).

Handelte es sich hier noch um Einzelfälle, so wurde um die Jahrhundertwende die Frage der „Rassenreinheit“ und „Rassenzucht“ zu einem angeblichen Überlebenskampf stilisiert.

Zwar hatte die zisleithanische alldutsche Bewegung im „Sprachenstreit“ noch erste Erfolge vorzuweisen, doch wurden bei weitem nicht alle ihre Ziele verwirklicht, was mit der „Los von Rom“-Bewegung kompensiert werden sollte, welche jedoch auf Dauer wenig völkische Früchte trug. Der Grazer Burschenschaftler Leo Atteneder war bereits 1898 im Duell mit einem k.u.k. Offizier „gefallen“, so dass ein Märtyrermuthos über die Trauer hinweghelfen musste.⁷⁴⁸

Auf die Mitgliedschaft von Friedrich Ratzel und Otto Ammon im „Alldutschen Verband“ wird nun erneut hingewiesen, ohne dass die für damalige Verhältnisse durchaus fundierte *Anthropogeographie* Ratzels mit Ammons pseudowissenschaftlicher *Anthroposozologie* verglichen werden soll. Ratzels *Anthropogeographie* fand in erster Linie ihre Verankerung im Kolonialgedanken, während Ammon den Gedanken einer „Rassenaristokratie“ hegte, welcher der Ideenwelt Gobineaus in weiten Zügen recht nahekam.⁷⁴⁹

Im Deutschen Reich konnte offensichtlich die angeblich „weltgeschichtliche Rolle“ der „Germanen“ über die im Vergleich zu anderen Nationalstaaten geringfügige historische Tiefe und den finanziell eher verlustvollen Kolonialismus, welcher erst gerade entstanden und bald wieder im Vergehen war, hinwegtrösten, um dennoch zu einem heroisierenden Bild zu gelangen.

Das Konstrukt der „nationalen Zuchtrassen“ von Houston Stewart Chamberlain fand weite Verbreitung und auch die „Rassenhygiene“ kam ideologisch zunehmend in die Gänge, wenn sie auch erst im Jahr 1905 in der „Gesellschaft für Rassenhygiene“ organisatorisch ihre Verankerung fand.⁷⁵⁰

Besonders in der von Ludwig Woltmann herausgegebenen „Politisch-anthropologische Revue“ wurde die völkische Utopie einer „germanischen Herrenrasse“ an paranoide Visionen von „Rassenniedergang“ in der Ferne gekoppelt. Beispielsweise weckte der Zweite Burenkrieg (1898-1902) Sorgen vor einem „Versiegen“ des „deutschen Blutanteils“ in der Ferne, da das

748 siehe Kap. 4.5.4.3/S. 128

749 siehe Kap. 5.5.2.3/9.3.4

750 siehe Kap. 5.5.2/5.5.2.3

„Bauernvolk der Buren“ als überwiegend „germanisch“ eingestuft wurde (vgl. PAR [II] 1903/04: 589).⁷⁵¹

Dies führte auch in Österreich zu Solidaritätsbekundungen gegen die verhassten Engländer, welche sich mit dem „jüdischen Finanzkapital“ gegen „Alld Deutschland“ verbündet hätten, wobei sich die Zeitschrift „Der Scherer“ in besonderer Weise hervortat. Die Buren erschienen dabei wie die Tiroler als ein widerstandsfähiges „wehrhaftes Bauernvolk“.⁷⁵²

Die zentrale Figur der alldeutschen Studentenschaft Florian Albrecht, welcher Duelle mit „Juden“ als ehrlos bezeichnet hatte, nahm freiwillig auf Seiten der Buren an diesem Krieg im fernen Südafrika teil (vgl. Pulzer 1966: 203).

Dubiose Besiedlungstheorien fanden nicht nur in Woltmanns Zeitschrift Eingang. Gustav Klemms Theorie, dass es sich bei der indigenen Bevölkerung der Kanarischen Inseln, den „Guanchen“, um Abkömmlinge der „activen Rasse“ handle, welche auf ihren Wanderungen aus ihrer „mittelasiatischen Heimath“ nach Afrika auch bis dorthin als „äußersten Punct“ gelangt wäre (vgl. Klemm 1845a: 17), fand wie im völkischen Kontext ihre Fortsetzung. Doch entsprangen bei Autoren Alexander von Peez, Theodor Poesche, Franz von Löher, Carus Sterne (Ernst Krause) oder wie in Kapiteln 9.3.1, 9.3.2, 9.3.5, und 9.3.6 ersichtlich wurde auch bei Matthäus Much nun die „arischen“ bzw. „indogermanischen Helden“ vom „blonden Typus“ nicht mehr wie bei Klemm dem Kaukasus oder dem Himalaja, um die Welt zu erobern, sondern entstammten als eine „nordische Rasse“ dem europäischen Norden. Zahlreiche Gruppen Nordafrikas wurden als mehr oder minder „vermischte“ Nachkommen dieser „nordischen Ahnen“ gedeutet (vgl. Wiwjorra 2006: 329-339).

Guido von List äußerte sich hinsichtlich der „Guanchen“ wie folgt:

„Drei Ströme wiesen den Deutschen die Wege zur Weltherrschaft; der ›freie deutsche Rhein‹ über den Ozean, die ›blaue Donau‹, die bekannte ›Nibelungenstraße‹ nach dem Osten und die deutsche Etsch zur fröhlichen Heerfahrt nach dem sonnigen Süden, nach Rom und weiter nach Karthago und nach den Kanarischen Inseln, wo das Volk der Wantschen als Reste der Vandalen gefunden wurde, wie die Bewohner der ›fette communi‹ [deutschsprachige Ansiedlungen in Oberitalien] als Reste der Goten und Quaden“ (List 1913: 550, 553).

⁷⁵¹ siehe Abb. 196

⁷⁵² siehe Abb. 195ff

Zahlreiche Namen der Mitgliedsvereine des „Bundes der Germanen“ wie „Donau“, „Donauhort“, „Alldutsche Strandwacht“, „Wandalen“, „Barbarossa“, „Hansa“ oder „Transvaal“ (vgl. Whiteside 1981: 312f) spiegeln diesen germanophilen Eurozentrismus wieder, in welchem Piratentum und Kolonialismus auch für die Vergangenheit eine mystizistische Glorifizierung erfuhren.

Die Donau wurde von alldutscher Seite als ein „deutscher Fluss“ und die niederösterreichische Wachau als eine „deutsche Landschaft“ angesehen. Diese galt es gegen „slawische Eindringlinge“ zu beschützen. Eine vom „tschechischen Touristenverein“ Mitte August des Jahres 1909 organisierte Donaufahrt konnte nur mit Hilfe von berittenen Polizeieskorten durchgeführt werden, welche die Wochenendausflügler vor breitangelegten Übergriffen von alldutschen Seite beschützte (vgl. Hamann 1996: 446-450, 632).

Auf Grundlage eines Hyperdiffusionismus wurde ein „ariogermanisches“ deutschvölkisches Ideengeflecht zusammengewoben, welches allerdings auch im wissenschaftlichen Umfeld, wie z.B. bei Matthäus Much vorzufinden ist. Schon Gustav Klemm hatte die Südseeinseln von einer „schwarzen Urbevölkerung“ und „lichten Herrschern“ bewohnen lassen, auch den Maori wurde aufgrund ihres militanten Widerstands gegen das British Empire vom Linguisten Edward Tregear (1841-1931) und dem Ethnographen Stephenson Percy Smith (1840-1922) in den Jahren 1885/1891 eine „arische Abstammung“ als „light-coloured Polynesians“ zugeschrieben, welche aus dem Nordwesten von Indien Neuseeland besiedelt hätten. Der völkische Autor Willy Pastor (1867-1933) stimmte solchen Ideen in den Jahren 1908/1909 bereitwillig zu, wobei eine „germanoindische Rasse“ und eine Kulturvermittlung von „Alteuropa“ nach Neuseeland zur Sprache kamen. Werner von Bülow (1870-1947) weitete die Theorie von Tregear und Smith mit Hilfe von Arthur de Gobineaus Rassentheorie im Jahr 1906 auch auf Samoa aus. Der Schüler Ernst Haeckels, Willibald Hentschel (1858-1947), nahm über seinen 1906 geschaffenen „Mittgart-Bund“ den Rassenzuchtgedanken praktisch in Angriff, errichtete nach „erbhygienischen“ Maßstäben Dorfgemeinschaften, in welchen „wahre Helden“ mit einer zehnfachen Menge an Frauen verkehren sollten und glaubte, falls die Gesamteinwohnerzahl auf 330.000 ansteige, jährlich 100.000 „Germanensprösslinge“ geboren werden könnten. Stattdessen löste sich das Projekt im Verlaufe des 1. Weltkrieges auf. Hentschel ließ sehr zum Ärger des *Ex septentrione lux*-Vertreters Ludwig Wilser den „germanischen Typus“ in Polynesien seinen Ursprung nehmen (vgl. Mühlen 1977: 109; Trigger 1989: 138f; Wiwjorra 2006: 340ff).

Der indische Gelehrte Bal Gangadhar Tilak (1856-1920) verstand seit 1893 in den arktischen Gefilden die „arische Urheimat“ der indischen „Ahnen“, welche Gustav Biedenkapp (1868-1924) im Jahr 1906 gleichfalls an den Nordpol verlegte (vgl. Hoernes 1909a: 212; Wiwjorra 2006: 275-278).

9.9 Kampf der Mythen, Kampf um Gelder?

Wissenschaftler fühlen sich leicht in einer Konkurrenzsituation um häufig knapp bemessene Forschungsgelder. Dies gilt besonders für auf den ersten Blick wirtschaftlich wenig gewinnbringende Forschungszweige. Dadurch wird es umso wahrscheinlicher, dass solche Zwistigkeiten auch zwischen der klassischen bzw. vorderasiatischen Archäologie und der „vaterländischen Altertumskunde“ bestanden haben. Womöglich liegt hier ein ganz pragmatischer Hintergrund des Konfliktfelds *Ex septentrione lux/Ex oriente lux*. Hierbei standen, wie wir soeben gesehen haben, genügend ideologische Werkzeuge zur Verfügung, welche mit der zunehmenden Konkurrenz um Grabungssubventionen modifiziert werden konnten. Eine gegenseitige Wechselwirkung in diesem Wettstreit zwischen Ideologie und Finanzierung ist schwierig nachzuweisen, da die Akteure in solchen Belangen wohl eher selten ihre wahren Motive offenlegen, wobei anhand der Fakten eine gewisse Beeinflussung durchaus naheliegend erscheint.

Auch in Österreich kam es bereits seit den frühen Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts zu drei von Otto Benndorf (1838-1907) organisierten Expeditionen nach Lykien (1881, 1882 und 1892) und Karien (1892) im Südwesten der heutigen Türkei, an welchen u.a. auch Felix von Luschan teilnahm (1881, 1882) und deren Ergebnisse von Otto Benndorf veröffentlicht wurden (1884, 1889, 1901). Wurde der ersten Expedition noch die kartographische Erfassung zahlreicher Gebiete als Aufgabe gestellt, bestand die Zielsetzung der zweiten Unternehmung auch in Ausgrabungen von archäologischen Hinterlassenschaften. Luschan berichtete Matthäus Much in Briefen über seine Reisen und hielt diesbezüglich auch einen Vortrag in Salzburg. Auf Anregung Benndorfs führte Karl Graf Lanckoroński-Brzezic (1848-1933), ebenfalls unter der Teilnahme Luschans, in den Jahren 1885/1886 eine Expedition nach Kleinasien durch, wobei eine Vielzahl von Ruinenstätten besucht wurden (vgl. Wiplinger 1996: 8-14; Windischbauer 2002: 98f).

Max Ohnefalsch-Richter schrieb in einem Brief an Matthäus Much Ende des Jahres 1893 von Spendengeldern in Höhe von 25.000 Mark⁷⁵³ für sein nächstes Werk (vgl. Windischbauer 2002: 148f), wohingegen bei diesem die Gewinne aus dem vom Vater seiner Ehefrau, der geborenen Marie Kiendl, übernommenen Betrieb offensichtlich nicht immer ausreichten, um seine Forschungen zu finanzieren. Bei einem Bittgesuch Mitte des Jahres 1885 an Georg von Schönerer, womöglich zur Finanzierung des ersten Separatabdrucks seiner „Kupferzeit“, stieß Much auf Hohn, obwohl ihn der „Ritter von Zwettl“ noch zwei Jahre zuvor als „den Mann der Wissenschaft“ bei der Erforschung der Vergangenheit des „germanischen Volkes“ gepriesen hatte:⁷⁵⁴

„Sehr geehrter Herr!

In herzlicher Antwort auf ihr Schreiben vom 27. Juli bemerke ich, daß ähnliche Ansuchen, die zumeist gewöhnlichen Betteleien ähnlich sehen, von mir stets abgelehnt wurden.

Mit Rücksicht auf Ihre Unterstützung aber könnte ich wohl diesmal eine Ausnahme von der Regel machen, fürchte aber bereits ablehnend geantwortet zu haben, da ich kürzlich ein ähnliches Schreiben eines Komponisten, der Name ist mir absolut nicht mehr rememberlich, in ablehnender Weise beantwortet habe.

Ich hoffe Sie wohlauf und bleibe mit bestem deutschen Gruß Ihr Ihnen aufrichtig ergebener Schönerer“ (Schönerer nach Windischbauer 2002: 186).

Die Unterstützung Muchs für Schönerer untergrub dieser Brief zumindest nicht nachhaltig in den darauffolgenden Jahren.⁷⁵⁵ Der finanzielle Aufwand für Ausgrabungen im „Orient“ könnte jedoch beim eher auf eigene Faust agierenden Matthäus Much einen gewissen Neid ausgelöst haben.

753 Der Gegenwert nach heutigen Maßstäben beträgt ca. 125.000 €.

754 siehe Kap. 4.5.1/S. 97

755 siehe Kap. 4.5.3

10 Quellenkritik und Ausblicke

Bei den Quellen aus dem zeitgenössischen Kontext von Matthäus Much lassen aus heutiger Sicht selbstverständlich häufig jeden Anspruch auf Wahrheitsfindung vermissen. Deswegen sind diese Texte aus dem direkten zeitlichen Kontext zu Muchs Schaffenszeit zur Veranschaulichung, sozusagen als noch „lebende Zeugen“, herangezogen worden, da ich ansonsten, außer auf dem Friedhof, keine Interviewpartner als Zeitzeugen finden konnte. Allerdings ragen gewisse Schriften aus der Masse heraus, welche mir beim Lesen viel Vergnügen bereitet haben. In erster Linie möchte ich aus forschungsgeschichtlicher Perspektive die Werke von Moritz Hoernes hervorheben und aus literarischem Interesse den beißenden Spott eines Daniel Spitzers.

Bücher aus der NS-Zeit habe ich sparsam eingesetzt und nur ergänzend zur Forschungsgeschichte des ausgehenden 19. Jahrhunderts verwendet. Der Grad der Färbung wird sich in diesem Kontext in Grenzen gehalten haben, da die völkischen Theorien des in dieser Arbeit behandelten Zeitraums ohnehin nahezu vollständig in das nationalsozialistische Weltbild gepasst haben.

Noch in den nachfolgenden Generationen sind auch in wissenschaftlichen Werken die Quellen nicht immer genau zurückzuverfolgen, was keineswegs heißen muss, dass der Inhalt frei erfunden ist. Im Gegenteil am Ende sind zumindest die verwendeten Quellen angegeben, allerdings fällt eine genaue Zuordnung der Angaben oft schwer und macht Nachforschungen sehr mühsam, wenn man etwas genauer in Erkundung bringen will. Dennoch handelt es sich mitunter um ausgezeichnete Einführungswerke in z.B. die Urgeschichtsforschung, über welche schnell ein Überblick gewonnen werden kann. Über die Qualität dieser Bücher wurde ich mir jedoch oft erst klar, nachdem ich neuere Fachliteratur mit exakten Quellenangaben gelesen hatte, welche mir den Inhalt der besagten Einführungswerke bestätigten oder aber auch im Rahmen von Lehrveranstaltungen auf deren evidente Aussagekraft hingewiesen wurde. Erwähnenswert erscheinen mir hierbei die Schriften von Hans Jürgen Eggers und Glyn E. Daniel.

Populärwissenschaftliche Bücher habe ich eigentlich nur herangezogen, wenn ich Schwierigkeiten hatte Fachliteratur zu allgemeineren Themen zu finden. Da hierbei keine „großen Wahrheiten“ über spezifische Themen Verbreitung finden, habe ich mir erlaubt solche

Schriften, wie z.B. die Bücher von Hellmut Andics zu verwenden, da auch hier zumindest die verwendeten Bücher im Anhang, wenn auch ohne spezifische Seitenzahl, angegeben sind.

Bei Schriften, welche den momentanen Forschungsstand repräsentieren, sind die Ansprüche der exakten Quellenangaben in der Regel gegeben, wobei auch hier Fehler passieren, welche zwar menschlich sind, aber mitunter zu einem erhöhten Arbeitsaufwand führen können, wenn die in den Quellen angegebene Stelle gesucht und nicht gefunden wird. Auch hatte ich manchmal den Eindruck, dass Sachverhalte retrospektiv überinterpretiert werden, was zu einer verzerrten Wiedergabe der Inhalte führen kann. Ich hoffe, falls Leute mit dieser von mir verfassten Schrift künftig arbeiten sollten, dass sie in dieser Hinsicht vor Problemen verschont bleiben. Ich habe mich sehr darum bemüht, exakt zu arbeiten, doch bin ich mir bei einer erneuten Überprüfung von meinerseits verfassten Textstellen manchmal auf die Schliche gekommen, dass ich auch hier und da einem Autor mal ein Wort zu viel in den Mund gelegt habe, ohne es als ein interpretatives Muster meinerseits zu kennzeichnen. Ich habe versucht diese Fehler zu minimieren, doch kann ich nicht ausschließen, dass mir mancherorts die ein oder andere Ungenauigkeit verborgen geblieben ist.

Johannes Diderik van der Waals (1837-1923), der 1910 den Nobelpreis für Physik erhielt, kam im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg zu dem Schluss, dass wir leider feststellen müssen, „daß die Prähistorie in erheblichem Maße zum Schmieden einer Waffe beigetragen hat, die mit Sicherheit 4,5 Millionen Menschen das Leben gekostet hat“ (Waals nach Pape 2002: 229).

Nach dem Ersten Weltkrieg im Jahr 1922 verfasste laut dem Vorwort in Wien ein „Ariosoph“ unter dem Pseudonym „Hermann Wieland“, über dessen wahre Identität es nur wenige, aber sehr unterschiedliche Angaben gibt, die Weltverschwörungshetzschrift *Atlantis, Edda und Bibel. Das entdeckte Geheimnis der Heiligen Schrift Des deutschen Volkes Rettung aus Not und Tod*. Matthäus Much wird darin in einem Atemzug mit Karl Penka, Ludwig Wilser, Ernst Krause und Bal Gangadhar Tilak genannt. Bei ihnen handle es sich u.a. um „Anthropologen und Rassenforscher“, welche laut Gustav Biedenkapp belegt hätten, dass eine „arische, blonde, blauäugige, hochlangschädelige Menschenrasse vor der Vereisung der Erde in den Ländern um den Nordpol gelebt hat“ (Wieland 1922: 3). Diese „Träger der Kultur“ wären mit Beginn der Eiszeit in südliche Richtung nach Atlantis, welches zwischen Europa und Amerika gelegen habe, gezogen, hätten dort ein „arisch-asisch-germanisch-urchristliches Reich“ gegründet, Ackerbau betrieben, sich vegetarisch ernährt und eine „Kulturhöhe“ aufgebaut bis sich, wie wenige Jahre vor dem 1. Weltkrieg in den deutschen Städten, das „Niederrassentum“ durchgesetzt hätte. Dieses hätte das „edle Rassenblut“ mit dem „verderblichen Einfluss“ der

„Rassenmischung“ Atlantis bzw. Deutschland dem Untergang geweiht und den Vormarsch des „jüdischen Verbrechervolkes“ begünstigt (vgl. Wieland 1922: 2-11, 71-91, 128f).

Auf die wissenschaftliche Gedankenwelt hatten solche phantastischen Konstrukte zwar damals noch kaum Einfluss, doch trat Rudolf Much auf seine Art in die Fußstapfen seines Vaters. Er begründete die Wiener *Much-Schule*, indem er die Grundzüge der Ideologie seines Vaters seinen Schülern als Germanist überlieferte. Der bekannteste unter diesen war wohl Otto Höfler, der später renommierte NS-Volkskundler, welcher die bereits von seinem Lehrer und dessen Vater propagierte „großdeutsche Gesinnung“⁷⁵⁶ propagierte. Die ideologische Nähe zu Rudolf Muchs Volkstumsideologie ist laut Olaf Bockhorn als unverkennbar zu bewerten (vgl. Pusman 2008: 191).

Rudolf Much transferierte seine Überzeugungen, welche mit Sicherheit teilweise den Gedanken seines Vaters entsprangen, mit bestem Gewissen an die nächste Generation der Wiener Urgeschichtsforscher. Seine Vorlesungen wurden von so gut wie allen bekannten Fachvertretern gehört.

Otto Höfler erinnerte in seinem Nekrolog für Rudolf Much an dessen von „Kämpfen“ geprägte Jugendzeit in Wien:

„Rudolf Much war ans Kämpfen gewöhnt. Er war ein gütiger und hilfreicher Mensch, aber er war hart, wenn er die Werte angegriffen sah, denen er diente. Im Grenzland geboren, hat er von früher Jugend an den Kämpfen teilgenommen, die dem Deutschtum in Österreich beschieden worden sind. In seiner Studentenzeit wurde er und der Kreis seiner Freunde ergriffen von Georg von Schönerers großdeutschem Wollen. Diese Bewegung, deren Führern er auch persönlich sehr nahe stand, zog ihn ganz in ihren Bann, und er ist den völkischen Idealen seiner Jugend zeitlebens treu geblieben. Die Liebe zur österreichischen Heimat blieb gepaart mit jener hochgespannten Treue zum Reich, die das Leben so vieler seiner Heimatgenossen geprägt hat. So hat er im Weltkrieg gefühlt und gedacht, so hat er es auch in den darauffolgenden schweren Jahren empfunden“ (Höfler 1937/1975: XIV).

Von den drei Urgeschichtsforschern, Eduard Beninger (1897-1963), Kurt Willvonseder (1903-1968) und Oswald Menghin (1888-1973), welche während der NS-Zeit Karriere machten, war gerade der letztere der bedeutsamste und ein Schüler von Moritz Hoernes. Deshalb kann

⁷⁵⁶ Nach dem Verständnis des 19. Jahrhunderts handelte es sich gerade um eine „kleindeutsche Gesinnung“; siehe Kap. 4.1/S. 52f.

diesbezüglich, trotz der ambivalenten Haltung Menghins zum Nationalsozialismus, welche weniger inhaltlich als in seinem Katholizismus zu suchen ist, diesbezüglich nur von einer gewissen institutionellen Kontinuität der Much-Schule ausgegangen werden. Menghin hat zudem seine Kulturkreislehre von Pater Wilhelm Schmidt übernommen und eigenständig modifiziert (vgl. Urban 1996: 1-11).

Oswald Menghin schrieb in seinem Nachruf anlässlich von Rudolf Muchs Tod:

„Viele seiner Arbeiten sind überhaupt schlechthin als Urgeschichtlich zu bezeichnen, wenn man ›Urgeschichte‹ in jenem weiten Sinn versteht, den es seiner Wortbedeutung nach hat, als Wissenschaft von der Gesamtheit der kulturellen, rassischen und stammlichen Verhältnisse der Urzeit“ (Urban 2002: 19).

Matthäus Much galt bei den nationalkatholischen und nationaldeutschen Prähistorikern als der Pionier der Urgeschichtsforschung. Er bekam die Beinamen „Altmeister“ und „Nestor der Urgeschichte Österreichs“. Auch Rudolf Much wurde gepriesen, obwohl er eigentlich Germanist war, da er einen großen Teil des ideologisierten Wissens seines Vaters an die nächste Forschergeneration weiterleitete.

Im Jahr 1941 wurde die „Matthäus- und Rudolf-Much-Preisstiftung“ laut einem Erlass vom 7. Juni 1941 „zum Andenken zweier um die Urgeschichtsforschung der Ostalpenländer hochverdienter Männer, die zugleich ein Vorbild nationaler Pflichterfüllung waren“ (Erlass zit. nach Urban 2002: 19) vom Reichstatthalter bei der „Akademie der Wissenschaften in Wien“ genehmigt.

Diese Preisstiftung ist u.a. durch Spenden der Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ und der *Hermann-Göring-Werke* erfolgt. Dieser Titel wurde bis 1943 dreimal verliehen (ebd.).

Matthäus Much hatte als „Mann der Wissenschaft“ offensichtlich einen gewissen Einfluss auf Schönerer. Dieser erzielte wiederum auf Adolf Hitler, wenn sie sich wohl auch nicht persönlich kennenlernten, bei dessen Aufenthalt in Wien eine bedeutende Wirkung (vgl. Urban 2002: 17).

Hier stellt sich die Frage, ob nicht eher von einer permanenten ideellen Oszillation (Schwingung) zwischen den anthropologischen Disziplinen einerseits und populären Kreisen andererseits gesprochen werden muss. Die AGW könnte in beiderlei Hinsicht als Bindeglied fungiert haben. Dabei wäre die Frage zu erörtern, inwieweit dieses Verhältnis als gegenseitige Einflussnahme aufzufassen ist, welche von einer gewissen Regelmäßigkeit getragen wird oder

ob die fachspezifischen Kontinuitäten überwiegen. Gerade unter der nationalsozialistischen Diktatur erreichten die schon lange vorher angelegten Konstrukte „Rasse“, „Volk“, „Nation“ ihren Höhepunkt, wobei im Kontext dieser Arbeit insbesondere die Dichotomien „Kulturvolk“-„Hochkultur“-„Kulturträger“/„Naturvolk“, „Männlichkeit“/„Weiblichkeit“ und „Okzident/Orient“ hervorzuheben sind, welche zu einem fatalen Konglomerat (Gemengsel) sowohl in der Wissenschaft als auch im öffentlichen Meinungsbild vereinigt wurden.

Erwähnenswert scheint mir hierbei die Ausstellung „Schau frühdeutscher Kulturhöhe“, welche im Juni/Juli 1939 im Wiener Messepalast unter der Beihilfe Beningers stattfand, welcher bei Rudolf Much studiert hatte und bereits seit 1934 Mitglied der damals noch illegalen NSDAP war. Willvonseder dissertierte bei Rudolf Much im Jahr 1929 zu einem volkskundlichen Thema (vgl. Urban 1996: 1-3).

Alfred Rosenberg (1892-1946) vom „SS-Ahnenerbe“ gedachte am 13. März im Konzerthausaal Georg Schönerer, indem er lobende Worte für ihn als „antijüdischen Kämpfer“ und „Rufer“ der „nationalsozialistischen Revolution“ fand.⁷⁵⁷

In der NS-Zeit wurde zudem Schönerer eine Ausstellung wiederum im Messepalast gewidmet, welche zwischen dem 26. September und dem 8. November 1942 stattfand.⁷⁵⁸

Kurt Willvonseder hat seine Arbeit *Die jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Pfahlbauten des Attersees in Oberösterreich* aus den Jahren 1963/1968 dem Pionier dieses Forschungsgebiets in Österreich Matthäus Much gewidmet.

Generell könnte hinsichtlich der Thematik dieser Diplomarbeit die rassentheoretische Unterlegung der Urgeschichtsforschung im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in zwei Ströme unterteilt werden: Einerseits gibt es den *Unilinearismus* als Gedanke einer „einförmigen Entwicklung“ der Menschheitsgeschichte, welcher den Ideen der Aufklärung, des Liberalismus und des Sozialismus entstammt; andererseits kann eine rassenanthropologische Ideologisierung einer „völkischen Wissenschaft“ festgestellt werden, welche von einer diffusionistischen Verbreitung im geographischen „Raum“ ausgeht, wobei eine „Rassenaristokratie“ als „Kulturträger“ samt ihrer „Kulturgüter“ fungiert.

Die Vertreter der liberalen Sichtweise, welche grundsätzlich der gesamten Menschheit das gleiche „Entwicklungspotential“ zuspricht und folglich technologische Unterschiede auf

⁷⁵⁷ siehe Abb. 200

⁷⁵⁸ siehe Abb. 201

unterschiedliche „Evolutionstufen“ zurückführt, zeigten in der Regel eine stärkere Anbindung zur Ethnologie. Der Gegensatz „Naturvölker“ und „Kulturvölker“ spielt bei diesem Ansatz eine bedeutende Rolle. Das Gedankengebäude ist eher an Bastians *Elementargedanken* angelehnt, welches vom „Ideenreichtum“ der Menschen ausgeht. Die Protagonisten dieser Strömung vertreten eine „ambivalente Haltung“ zum Rassegedanken, da sie zwischen der Befangenheit in ihrem eigenen Zeitgeist und der Kritik an der angeblichen „Überlegenheit“ einer „nordisch-arischen Herrenrasse“ stehen. Die entschiedensten Vertreter der Theorie einer solchen „Herrenrasse“ bildeten zwar damals noch eine Randgruppe, doch verwischen die Grenzen in einzelnen Punkten, so dass der Anschein gewonnen werden kann, dass die „völkische Wissenschaft“ auf den ein oder anderen Wissenschaftler, welcher in grundsätzlichen Fragen eigentlich anders gedacht hat, abgefärbt hat.⁷⁵⁹

Die „völkische Wissenschaft“ ging stark von diffusionistischen Theorien aus, welche mit dem Konstrukt „rassischer Überlegenheit“ aufgeladen wurden. Dazu wurde ein „Ausstrahlungszentrum“ als „Urheimat“ eines „rassisch-erwählten Volkes“ benötigt, von welchem sich die „höhere Kultur“ weitreichend ausbreitet, so dass nach dieser Vorstellung die auserwählte „Rasse“ zum „Kulturträger“ wird. Dabei werden mit einer zunehmenden räumlichen Verbreitung „Kulturschichtungen“ angenommen, welche sowohl zur Errichtung einer „Herrenkultur“ in Form von Kolonien im eroberten Land führen kann, aber auch zu deren „Niedergang“ in Form von „Degeneration“. Dies geschehe dann, wenn der Kontakt zum „Heimatland“ als „Lebensquell“ des „rassischen Siedlungskontinuums“ abreißt und es in der Folge zu einem von der versklavten Bevölkerung ausgelösten „rassischen Aufsaugungsprozess“ käme. Deshalb war es für Matthäus Much kein Problem Lücken im von ihm als „indogermanisch“ klassifizierten Fundmaterial auf dem langen Weg nach Indien zu überbrücken.

Ethnologische Vergleiche dienten bei Much lediglich zur Bestätigung des „Kulturgefälles“ oder des Nachweises, dass die „Entwicklungsstadien“ des Unilinearismus keine globale Gültigkeit vorweisen. Das „Nomadentum“ mit all seiner „verwerflichen Sittlichkeit“ sollten nämlich nach Muchs Weltbild die „Indogermanen“ übersprungen haben.

759 Anscheinend hat z.B. selbst Moritz Hoernes so manch einen *Ex septentrione lux* -Gedanken nach dem damaligen Forschungsstand für durchaus wissenschaftlich gehalten; siehe Kap. 9.3.6/S. 572f, 575, 583.

Vor rassistischen Wertungen schützte auch der klassische Evolutionismus nicht, da schließlich schnell oder langsam verlaufende und „stagnierende“⁷⁶⁰ oder gar „aussterbende“ Entwicklungslinien (wie z.B. bei John Lubbock) angenommen werden konnten. Auch Degenerationstheorien konnten in das Gedankenkonstrukt des Liberalismus eindringen.

Umgekehrt steht der Kulturrelativismus nicht unbedingt unter dem Mantel rassistischer Voreingenommenheit. Blieb die auf den Diffusionismus aufbauende Wiener Kulturkreislehre noch in weiten Bereichen in diesbezüglichen Wertungen verhaftet, wies Franz Boas (1858-1942) den bereits von Wilhelm von Humboldt vorgezeichneten Weg, eigenständige kulturelle Entwicklungen in den Vordergrund zu schieben, ohne dem Konstrukt von determinierten „Rassen“ Platz zu bieten. Rudolf Virchow und Adolf Bastian sind hierbei als die richtungsweisenden Vorläufer dieser Sichtweise zu nennen, welche bereits den Monogenismus mit der Einheit der Menschheit in Verbindung setzte und bereits von Theodor Waitz (1821-1864) in die *Völkerkunde* eingeführt worden war (vgl. Gingrich 2005: 72, 80, 88-91).

Der *Kulturkreislehre* der ethnologischen *Wiener Schule*, welche nach der Jahrhundertwende Pater Wilhelm Schmidt (1868-1954) fortführte, wurde erst nach dessen Tod von seinem Schüler Wilhelm Koppers (1886-1961) in den Jahren 1958/1959 endgültig aufgegeben (vgl. Pusman 1991: 214; Pusman 2008: 268f).

In der Archäologie spiegelt sich die Frage nach menschlichen Potentialen, nach genereller „Ideenarmut“ oder „Ideenreichtum“ in den Sechziger- und Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts im polemischen Streit zwischen der stark vom Positivismus geprägten und materialistisch orientierten, ökologisch-deterministischen *New Archeology* bzw. *Processual Archeology*, welche Lewis Roberts Binford (1931-2011) und der stark auf Kreativität von Gruppen und Individuen ausgerichteten *Post-Processual Archeology* wider.

In Ablehnung an die stark auf Kulturkontakte ausgerichtete Schule des Diffusionismus, insbesondere der Boas-Schule entwickelte sich nach dem Zweiten Weltkrieg der *Neoevolutionismus* in der Archäologie, aus welchem sich Ende der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts die *Processual Archeology* entwickelte. Sie bezeichnet menschliche Kultur lediglich als eine in ihrem Optionsspielraum beschränkte kollektive Reaktion auf ökologische und daraus resultierende sozioökonomische Gegebenheiten. Nur wenn sich das Milieu wandle, ändere sich auch die Kultur.

760 Bruce Trigger erwähnt den Begriff ›flat‹ past im kolonialen Kontext (vgl. Trigger 1989: 125).

Die *Post-Processual Archeology* hat in der *Contextual Archeology* aus der frühen Nachkriegszeit ebenfalls einen Vorläufer. Im Gegensatz zur *Processual Archeology* werden Gruppen und Individuen, ein immens weites Feld an Möglichkeiten auf ökologische und sozioökonomische Gegebenheiten und Veränderungen zu reagieren, eingeräumt. Symbolismen und Machtstrukturen finden Beachtung. Das Erkenntnispotential des Forschenden wird teilweise bis an seine Grenzen ausgeweitet und aus meiner Sicht mitunter überschritten, obwohl sich gerade dabei Hinweise auf die durch die eigene Sozialisation beschränkte Sichtweise des Forschenden finden. Die Aufgabe, sich über den eigenen Horizont bewusst zu werden, findet als „Nabelschau“ Erwähnung.⁷⁶¹

Ich hoffe die Aufgabe einer „Nabelschau“ von Matthäus Much, so detailliert es bei der Vielfalt der geistigen Strömungen eben ging, bewältigt zu haben und kann zu meiner eigenen Sozialisation nur so viel sagen, dass es mir selbstverständlich nicht darum ging Muchs anfangs nur in Umrissen bekanntes Theoriegebäude zu bestätigen. Ich habe mich bemüht nicht in jede Äußerung, irgendwelche nationalistischen, germanophilen, antisemitischen oder rassistischen Motive hineinzulesen, wobei ich nicht ausschließen kann, dass mir das dennoch ab und an passiert ist, wo es fehl am Platze war. Mit Sicherheit ist mein Weltbild durch Wissen über die Zeit des Nationalsozialismus geprägt, so dass ich retrospektiv, ob ich das will oder nicht, über die Lage der Dinge „richte“. Allerdings war es nicht besonders schwer offensichtliche Bezüge zu deutschnationalen Diskursen herzuleiten, während die antisemitischen Töne häufig etwas schwieriger ausfindig zu machen waren.

Somit stehen gewisse Aussagen von Much für eine völkische Ausrichtung, welche sich weit mehr als nur tendenziös darstellt. Können die „rassischen“ Wertungen von Moritz Hoernes noch dem Umstand zugeschrieben werden, dass es sich eben auch bei ihm, um ein „Kind seiner Zeit“ handelte und er deshalb die Menschheit, obwohl er im Grunde von deren einheitlicher Veranlagung ausging, in „Natur“- und „Kulturvölker“ eingeteilt hat, reizte Much den wissenschaftlich vertretbaren Spielraum der damaligen Zeit bis an seine Grenzen aus und hat diese teilweise bei Weitem überschritten. Dennoch war er um den Anschein von Wissenschaftlichkeit bemüht. Inwieweit Much seine Thesen, welche immer wieder an den wissenschaftlichen Diskurs angepasst wurden, selber glaubte oder ob er sich diesbezüglich der Verteidigung seines Weltbildes bewusst war ist selbstverständlich nicht mehr festzustellen,

761 Zur Betrachtung dieser neueren Theorien in der Archäologie empfehle ich die Schriften von Reinhard Bernbeck, Manfred K.H. Eggert und Ian Hodder aus der Literaturliste. Den Begriff „Nabelschau“ habe ich aus den Einführungsveranstaltungen des Wintersemesters 2011/2012 von Prof. Dr. Urban übernommen.

doch vermute ich, dass beide Komponenten in seinen Gedankengängen zusammengewirkt haben.

Die Herauslösung aus dem „rassisch-reinen“ Stammesverband und die durch fehlende „Blutauffrischung“ stattfindende „Aufsaugung“ durch „brachyzephe Urbevölkerungen“ hinterließ in Aszendenz- und Deszendenzrichtung bei der Verbreitung der menschlichen „Rassen“ und ihren skelettierten und kulturellen Überresten einen weiten Interpretationsspielraum, welchen er in den Dienst einer „nordischen Herrenrassen“-Ideologie zu stellen wusste und dabei den damals im wissenschaftlichen Kontext vertretbaren Rahmen zumindest gänzlich ausschöpfte.

Prof. Dr. Otto H. Urban hat in seinen Einführungslehrveranstaltungen des Wintersemesters 2011/2012 wiederholt auf die „lange Laufzeit“ von urgeschichtlichen Trugschlüssen in der Populärliteratur hingewiesen. Dem kann ich nur zustimmen, obwohl aus meiner Sicht deren Grenze zu wissenschaftlichen Publikationen häufig fließend verläuft und sich oftmals eher nach formellen statt nach inhaltlichen Kriterien richtet. Hierbei möchte ich auf den *Marktführer Bisamberg* hinweisen, in welchem noch im Jahr 1982 von der Besiedlung des Donaubeckens während der Jungsteinzeit durch drei „Menschenrassen“ ausgegangen wurde. Die „Mediterrane Rasse“ habe die „Donauländische Kultur“ begründet, welche um 2000 v. Chr. von der „Nordischen Kultur“ überlagert worden sei, wobei „indogermanische Volksstämme“ als deren „Träger“ angegeben werden. Am Ende der Jungsteinzeit wäre es unter dem „kriegerischen“ Einfluss eines aus Spanien vordringenden „westeuropäischen Kulturkreises“ zur Begründung der Glockenbecherkultur gekommen (vgl. Maier 1982: 27).

Eine interessante Frage wäre zudem, ob sich trotz aller diskursiven Verschiedenheit nicht doch auch einige Parallelen zu heutigen tagespolitischen Themen finden lassen, doch war das nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Allerdings will ich die derzeitige antiislamische Hetze diesbezüglich nicht unerwähnt lassen, welche häufig das Bild einer generellen „Rückständigkeit“ der muslimischen Religion mit all ihren verschiedenen Strömungen vermittelt. Auch wäre es durchaus von Interesse sog. „Entwicklungsmodelle“ hinsichtlich finanzschwacher Länder auf theoretische Hintergründe zu überprüfen, welche dem 19. Jahrhundert entnommen worden sind oder kontinuierlich in eventuell modifizierter Form übernommen wurden. Außerdem werfen eugenische Gedanken im Rahmen eines biologistischen Gesellschaftsbildes, wie sie von Thilo Sarrazin in seinem 2010 erschienenen Buch *Deutschland schafft sich ab* vertreten und zudem mit der Komponente Migration

verknüpft wurden, genügend Anlass nachzudenken, ob menschenverachtende deterministische Ideologien wirklich nicht mehr aktuell sind.

11 Literaturverzeichnis

Adler, Heinrich (1900): *Aerztliche Standes- und Berufsverhältnisse* in: *Sociale Verwaltung in Oesterreich am Ende des 19. Jahrhunderts/* - (Aus Anlass der Weltausstellung Paris 1900; hrsg. mit Unterstützung durch die hohen k.k. Ministerien des Innern, des Handels und des Ackerbaues, sowie durch das k.k. General-Commissariat für die Weltausstellung Paris 1900; Hrsg.: Special-Comité für Socialökonomie, Hygiene und öffentliches Hilfswesen; 2. Bd.: Hygiene und öffentliches Hilfswesen) - Wien, Leipzig: 41-54.

Altorfer, Kurt R. (2004): *Die Pfahlbauten – Ein neues Fenster in der Vergangenheit* in: Flüeler-Grauwiler, Marianne/Gisler, Josef (Hrsg.): *Pfahlbaufieber. Von Antiquaren, Pfahlbaufischern, Altertümerhändlern und Pfahlbaumythen. Beiträge zu "150 Jahre Pfahlbauforschung in der Schweiz"* - (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich; 71/168. Neujahrsblatt) - Zürich: 69-90.

Ammon, Otto (1893): *Die natürliche Auslese beim Menschen. Auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und anderer Materialien/* - Jena.

Amstädter, Rainer (1992): *Antisemitismus in den alpinen Vereinen Wiens von ihren Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Die politische Dimension des Alpinismus im Spiegelbild der Vereinsgeschichte der 'großen Fünf' von Wien: Sektion Austria des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Österreichischer Touristenklub, Österreichischer Alpenklub, Österreichischer Gebirgsverein, Touristenverein "Die Naturfreunde", sowie der Akademischen Sektion Wien des DÖAV, der Sektion Wien des DÖAV und der alpinen Gesellschaft "d' Reichensteiner"* - (Dipl.) - Wien.

Andics, Hellmut (1976): *Das österreichische Jahrhundert. Die Donaumonarchie 1804-1918/* - Wien, München.

Andics, Hellmut (1981): *Gründerzeit. Das schwarzgelbe Wien bis 1867/* - Wien, München.

Andics, Hellmut (1983): *Ringstraßenwelt. Wien 1867 bis 1887. Luegers Aufstieg/* - Wien, München.

Andics, Hellmut (1984): *Luegerzeit. Das Schwarze Wien bis 1918/* - Wien, München.

Andics, Hellmut (1988): *Die Juden in Wien*/ - Wien.

Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von (1871): *Ueber eine alte Begräbnisstätte bei Rossitz in Böhmen* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Müller, Friedrich/Reitlinger, Edm./Wahrmann, S. (Hrsg.): *MAGW* [I. Bd.] - (Ausgegeben den 3. Juli 1871 – Nr. 10) - Wien: 227-238.

Apfelthaler, Helmut (1977): *Die Öffentlichkeitsarbeit der Deutschnationalen in Wien 1881-1907*/ - (Diss.) - Wien.

Arndt, Ernst Moritz (1840): *Gedichte*/ - Leipzig.

Atlas, Moshe (1967): *Die jüdischen Ärzte Wiens im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert* in Fraenkel, Josef (Hrsg.): *The Jews of Austria. Essays on their Life, History and Destruction*/ - London [u.a.]: 41-65.

Baader, Meike Sophia (2005): *Erziehung als Erlösung. Transformation des Religiösen in der Reformpolitik*/ - Weinheim, München.

Baltzarek, F[ranz] (1978): *Peez, Alexander Ernst Frh. von (1824-1912), Politiker, Industrieller, Nationalökonom und Kulturhistoriker* in: *ÖBL 1815-1950*, Bd. 7 (Lfg. 35) - Wien: 389-390.

Bastian, Adolf (1868): *Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Prolegomena zu einer Ethnologie der Culturvölker*/ - Berlin.

Becker, Peter (2005): *Der Verbrecher als „monstruöser Typus“. Zur kriminologischen Semiotik der Jahrhundertwende* in: Hagner, Michael (Hrsg.): *Der falsche Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrositäten*/ - Göttingen: 147-173.

Beek, Gottfried zur (1922): *Die Geheimnisse der Weisen von Zion*/ - (Herausgegeben im Auftrage des „Verbandes gegen Überhebung des Judentums E.V.“ von Gottfried zur Beek; 7. Auflage) - Charlottenburg.

Beinlich-Seeber, Christine (1998): *Bibliographie Altägypten 1822-1946. Alphabetisches Verzeichnis A-I*/ - (Bd. 1) - Wiesbaden.

Beller, Steven (1996): *Theodor Herzl*/ - (Hrsg.: Hertzberg, Arthur; Jüdische Denker; Bd. 1) - Wien.

Bernbeck, Reinhard (1987): *Theorien in der Archäologie*/ - Tübingen, Basel.

Bernhard-Walcher, A. (1987): *Sacken, Eduard Frh. von (1825-1883), Archäologe und Kunsthistoriker* in: ÖBL 1815-1950, Bd. 9 (Lfg. 44) - Wien: 372-373.

Bibby, Geoffrey (1972): *Faustkeil und Bronzeschwert. Erforschung der Frühzeit des europäischen Nordens/* - Hamburg.

Bilger, Ferdinand (1911): *Die Wiener Burschenschaft Silesia von 1860-1870 und ihre Bedeutung für die Anfänge der deutsch-nationalen Bewegung in Österreich/* - (Sonderabdruck aus Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung; Bd. II) - Heidelberg.

Birkner, Othmar (2002): *Die bedrohte Stadt. Cholera in Wien/* - Wien.

Bleibtreu, Karl August (1903): *Das Jubiläumstheater/* - in: Kraus, Karl (Hrsg.): *Die Fackel/* - (Nr. 147, Erschienen am 21. November 1903, V. Jahr) - Wien: 4-10.

Bockhorn, Olaf (1994a): „*Volkskundliche Quellströme*“ in Wien: *Anthropo- und Philologie, Ethno- und Geographie* in: Jacobeit, Wolfgang/Lixfeld, Hannsjost/Bockhorn, Olaf (Hrsg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts/* - Wien, Köln, Weimar: 417-424.

Bockhorn, Olaf (1994b): *Von Ritualen, Mythen und Lebenskreisen: Volkskunde im Umfeld der Universität Wien* in: Jacobeit, Wolfgang/Lixfeld, Hannsjost/Bockhorn Olaf (Hrsg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts/* - Wien, Köln, Weimar: 477-526.

Böhm, Anton (1957): *Das Phänomen Wien* in: Schulmeister, Otto (Hrsg.): *Spectrum Austriae/* - Wien: 646-696.

Borbein, Adolf H. (1977): *Zur Entwicklung der archäologischen Forschung im 18. und 19. Jahrhundert* in: Kurzrock, Ruprecht (Hrsg.): *Archäologie/* - (Forschung und Information. Schriftenreihe der RIAS-Funkuniversität; Bd. 21) - Berlin: 28-42.

Borst, Arno (1995 [1957-1962]): *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker/* - (6 Bände) - München.

Boyer, John W. (2010): *Karl Lueger (1844-1910). Christlichsoziale Politik als Beruf. Eine Biographie/* - (Hrsg.: Brünner, Christian/Mantl, Wolfgang/Welan, Manfred; Studien zu Politik und Verwaltung; Bd. 93) - Wien, Köln, Weimar.

Bramer, Gudrun Barbara (2008): *150 Jahre akademisches Musizieren an der Universität Wien (1858-2008)/* - (Dipl.) - Wien.

Brückner, Wolfgang (1969): *Kontinuitätsproblem und Kulturbegriff in der Volkskunde* in: Bausinger, Hermann/Brückner, Wolfgang (Hrsg.): *Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem/* - Berlin: 31-46.

Busek, Erhard (2000): *Vorwort* in: Moritsch, Andreas (Hrsg.): *Der Prager Slavenkongress 1848/* - (Buchreihe des Institutes für den Donauraum und Mitteleuropa; Bd. 7) - Wien: VII-IX.

Buttmann, Karl Phillip (1829): *Mythologus oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Alterthums/* - (2. Bd.) - Berlin.

Chamberlain, Houston Stewart (1922): *Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts/* - (2 Bände) - München.

Chevron, Marie-France (2001): *Mensch und Umwelt in der französischen Ethnologie. Auswirkungen des geographisch-morphologischen Paradigmas/* - (Anthropologische Gesellschaft in Wien; Schriftleitung Manfred Kremser; Völkerkundliche Veröffentlichung Nr. 5) - Wien, Horn.

Curti, Theodor (1876): *Anatomie und Intervention. Ein Wort über die orientalische Frage/* - Würzburg.

Czeike, Felix (2004): *Historisches Lexikon Wien/* - (2. Bd.: De-Gy) - Wien.

Daim, Wilfried (1958): *Der Mann, der Hitler die Ideen gab. Von den religiösen Verirrungen eines Sektierers zum Rassenwahn des Diktators/* - München.

Daniel, Glyn E. (1950): *A Hundred Years of Archeology/* - London.

Delbrück, Bertold (1904): *Einleitung zum Studium der indogermanischen Sprachen. Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung/* - (Bibliothek indogermanischer Grammatiken; Bd. IV) - Leipzig.

Deneke, Bernward (1969): *Zur Tradition der mythologischen Kontinuitätsprämisse. Fragestellungen des 17. und 18. Jahrhunderts bei Jacob Grimm* in: Bausinger, Hermann/Brückner, Wolfgang (Hrsg.): *Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem/* - Berlin: 47-56.

Dimmel Winfried/Heintschel, Hans-Christian (1995): *Dichterkunst in der Peripherie: Die Hamerling-Denkmäler im oberen Waldviertel* in: Haas Hanns/Stekl Hannes (Hrsg.): *Bürgerliche Selbstdarstellung. Städtebau, Architektur, Denkmäler/ - (Bürgertum in der Habsburgermonarchie; Bd. IV) - Wien, Köln, Weimar: 205-228.*

Dobesch, Gerhard (1980): *Die Kelten in Österreich nach den ältesten Berichten der Antike. Das norische Königreich und seine Beziehungen zu Rom im 2. Jahrhundert v. Chr./ - Wien, Köln, Graz.*

Dörner, Andreas (1995): *Politischer Mythos und symbolische Politik. Sinnstiftung durch symbolische Formen am Beispiel des Hermannsmythos/ - Opladen.*

Dreyfus, Alfred (1901): *Fünf Jahre meines Lebens. 1894-1899/ - Berlin.*

Dühring, Eugen (1881): *Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort/ - (Zweite, verbessert Auflage) - Karlsruhe, Leipzig.*

Eberhart, Helmut (1994): *Von Karl Weinhold bis Rudolf Meringer: Zu den Anfängen der Volkskunde in Graz* in: Jacobeit, Wolfgang/Lixfeld, Hannsjost/Bockhorn Olaf (Hrsg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts/ - Wien, Köln, Weimar: 403-406.*

Eggers, Hans Jürgen (1959): *Einführung in die Vorgeschichte/ - München.*

Eggert, Manfred K.H. (2008): *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden/ - Tübingen.*

Eichert, Franz (1894): *Prolog zur Feier des 50-jährigen Geburtstags festes des Herrn Dr. Carl Lueger/ - (Hrsg.: „Wählerverein der vereinigten Christen im V. Bezirke“/Strobach J.) - Wien.*

Engelmann, Bernt (1979): *Preußen, Land der unbegrenzten Möglichkeiten/ - München.*

Fallmerayer, Jakob Philipp (1830): *Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. Ein historischer Versuch. Erster Theil. Untergang der peloponnesischen Hellenen und Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slavische Volksstämme/ - Stuttgart, Tübingen.*

Fatouretchi, Sonja (2009): *Die Achse Berlin – Wien in den Anfängen der Ethnologie von 1869 bis 1906/ - (Dipl.) - Wien.*

Fertl, Karl (1973): *Die Deutschnationalen in Wien im Gegensatz zu den Christlichsozialen bis 1914/ - (Diss.) - Wien.*

Fichte, Johann Gottlieb (1808): *Reden an die deutsche Nation*/ - Berlin.

Fligier, Cornelius (1876): *Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [VI. Bd.] - (Ausgegeben den 28. December 1876 – Heft 8-9) - Wien: 209-273 [die Seiten 231-237 sind fälschlicherweise mit 331-337 beziffert].

Fligier, Cornelius (1880a): *Die Ursitze der Gothen* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [IX. Bd.] - (Ausgegeben den 28. März 1879 – Heft 1-3) - Wien: 15-17.

Fligier, Cornelius (1880b): *Zur Anthropologie der Briten und Iren. Ein Beitrag zur Keltenfrage* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [IX. Bd.] - (Ausgegeben den 22. December 1879 – Heft 9-10) Wien: 247-253.

Franz, Georg (1954): *Kulturkampf. Staat und katholische Kirche in Mitteleuropa von der Säkularisation bis zum Abschluss des preussischen Kulturkampfes*/ - München.

Franz, Georg (1955): *Liberalismus. Die deutschliberale Bewegung in der Habsburgischen Monarchie*/ - München.

Franz, Leonhard (1959): *Matthäus Much* in: *Neue Österreichische Biographie ab 1815: Große Österreicher*/ - (XIII. Bd.) - Zürich, Leipzig, Wien: 64-70.

Fuchs, Albert 1978[1949]: *Geistige Strömungen in Österreich 1867-1918*/ - Wien.

Fuchs, Brigitte (2003): *"Rasse", "Volk", Geschlecht. Anthropologische Diskurse in Österreich 1850 - 1960*/ - Frankfurt/M., New York.

Fuchs, Theodor (1880): *Ueber die Bedeutung des Rîgs-Mal* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [IX. Bd.] - (Ausgegeben am 19. Mai 1879 – Heft 4-6) - Wien: 142-154.

Füssl, Wilhelm (1988): *Professor in der Politik: Friedrich Julius Stahl, 1802-1861. Das monarchische Prinzip und seine Umsetzung in die parlamentarische Praxis*/ - (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften; 33) - Göttingen.

Gasch, Rudolf (1920): *Handbuch des gesamten Turnwesens und der verwandten Leibesübungen*/ - Wien, Leipzig.

Gaspar, Burghard (1991): *Die Gründung der Krahuletz-Gesellschaft im Jahre 1900. Ein Beispiel erwachenden Kulturbewußtseins des Bürgertums im ausgehenden 19. Jahrhundert/* - (Sonderdruck aus „Das Waldviertel“, 40. Jg., 1991, Heft 1; Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg) - Eggenburg.

Gasser, Wolfgang (2010): *Erlebte Revolution 1848/49. Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall/* - Wien, Köln, Weimar.

Gassner, Verena/Jilek Sonja (2003): *Die Frühzeit in: Wolfram, Herweg (Hrsg.): Österreichische Geschichte. 15 v. Chr.-378 n.Chr. Am Rande des Reiches. Die Römer in Österreich/* - Wien: 31-152.

Geehr, Richard S. (1990): *Karl Lueger. Mayor of fin de siècle Vienna/* - Detroit.

Geiss, Imanuel (1988): *Geschichte des Rassismus/* - Frankfurt/M.

Geißler, Max (1913): *Führer durch die deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts/* - Weimar.

Gerndt, Helge (1981): *Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten/* - München.

Gilman, Sander L. (2007): *Kann die jüdische Diasporaerfahrung als Modell für die heutige muslimische Diaspora in Europa dienen? in: Brittnacher, Hans Richard/Harder Matthias/Hille Almut/Kocher Ursula (Hrsg.): Horizonte verschmelzen. Zur Hermeneutik der Vermittlung; Hartmut Eggert zum 70. Geburtstag/* - Würzburg: 171-190.

Gingrich, Andre (2005): *The German-speaking Countries in: Barth Frederik/Gingrich, Andre/Parkin, Robert/Silverman, Sydel: One Discipline, Four Ways: British, German, French, and American Anthropology/* - (The Hall Lectures) - Chicago, London: 59-153.

Goodrick-Clarke, Nicholas (2004): *Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus/* - Wiesbaden.

Gould, Stephen Jay (1988): *Der falsch vermessene Mensch/* - Frankfurt/M.

Gould, Stephen Jay (1989): *Das Lächeln des Flamingos. Betrachtungen zur Naturgeschichte/* - Basel.

Grimm, Jacob (1828): *Deutsche Rechtsalterthümer/* - Göttingen.

Grimm, Jacob (1835): *Deutsche Mythologie/* - Göttingen.

- Gumplowicz, Ludwig (1883): *Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen*/ - Innsbruck.
- Günther, Hans F. K.(1929): *Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache*/ - München.
- Haarmann, Harald (2012): *Lexikon der untergegangenen Völker: Von Akkader bis Zimbern*/ - München.
- Hamann, Brigitte (1996): *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*/ - München.
- Hamerling, Robert [o.J.]: *Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas*/ - (Mit einer Einleitung von M. M. Rabenlechner; Hesse & Becker Verlag) - Leipzig.
- Hantsch, Hugo (1962): *Die Geschichte Österreichs*/ - (II. Bd.: 1648-1918) - Graz, Wien.
- Harris, Marvin (1968): *The Rise of Anthropological Theory*/ - New York.
- Hart, Heinrich (2005): *Mongolenhorden im Zoologischen Garten. Berliner Briefe*/ - (Hrsg.: Keil, Lars-Broder) - Berlin.
- Hawkins, Mike (1997): *Social Darwinism in European and American thought, 1860-1945. Nature as a Model and Nature as Threat*/ - Cambridge.
- Hehn, Victor (1874): *Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie das übrige Europa. historisch-linguistische Skizzen*/ - Berlin.
- Heierli, Jakob (1901): *Urgeschichte der Schweiz*/ - Zürich.
- Hein, Wilhelm (1903): *Exkursion nach Statzendorf* in: Bouchal Leo (Hrsg.): MAGW [XXXIII. Bd./3.F.: III. Bd.]: [99]-[102].
- Hellwald, Friedrich von (1896): *Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart*/ - (Bd. I) - Leipzig.
- Hirt, Hermann (1905): *Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur*/ - (1. Bd.) - Strassburg.
- Hochgerner, Josef (1983): *Studium und Wissenschaftsentwicklung im Habsburgerreich. Studentengeschichte seit der Gründung der Universität Wien bis zum Ersten Weltkrieg*/ - (Studenten in Bewegung; Bd. 1: Österreichische Studentengeschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart) - Wien.

Hochstetter, Ferdinand (1883): *Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter-Periode/* - (Separatabdruck aus dem XLVII. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften) - Wien.

Hodder, Ian (1994): *Reading the Past. Current approaches to interpretation in archeology/* - Cambridge.

Hoernes, Mori[t]z (1892): *Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft/* - Wien, Pest, Leipzig.

Hoernes, Mori[t]z (1898): *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von ihren Anfängen bis um 500 vor Chr./* - Wien.

Hoernes, Moritz (1909a+b): *Natur- und Urgeschichte des Menschen/* - (2 Bände) - Wien, Leipzig.

Höfler, Otto (1975[1937]): *Rudolf Much †* in: Güntert H./Meyer-Lübke W. †, Weisgerber L. (Hrsg.): *Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung/* - (Bd. XVIII) - Heidelberg/Nendeln: VII-XV.

Hölder, Helmut (1989): *Kurze Geschichte der Geologie und Paläontologie. Ein Lesebuch/* - Berlin, Heidelberg [u.a.].

Hortzitz, Nicoline (1988): *„Früh-Antisemitismus“ in Deutschland (1789-1871/72). Strukturelle Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation/* - Tübingen.

Jakubovitsch, Hermann (1993): *Die Forschungsgeschichte des Faches Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien und Innsbruck im Überblick. Mit einem Beitrag zur Forschungsgeschichte des Burgenlandes/* - (1. Bd.) - Wien.

John, Michael (1988): *Zuwanderung in Österreich 1848-1914. Zu ökonomisch und psychologisch bedingten Faktoren der Zuwanderung in Österreich – Erwartungshaltung und Metropolenbild ländlicher und kleinstädtischer Arbeitsmigranten 1848-1914. Unter Berücksichtigung der Haltung der österreichischen Arbeiterbewegung zu Migration und Großstadt* in: Maderthaner, Wolfgang (Hrsg.): *Archiv 1988. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung/* - (4. Jg.) - Wien: 102-132.

Johnston, William M. (1992): *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848-1938/* - (Forschungen zur Geschichte des Donauraumes; 1) - Wien, Köln, Weimar.

Judson, Pieter M. (2001): *Frontier Germans: The Invention of the Sprachgrenze* in: Ingram, Susan/Reisenleitner, Markus/Szabó-Knotik, Cornelia (Hrsg.): *Identität; Kultur, Raum. Kulturelle Praktiken und die Ausbildung von Imagined Communities in Nordamerika und Zentraleuropa/* - Wien: 85-99.

Kaiser, Franz (2000): *Antisemitische und deutschnationale Strömungen im Deutschen und Österreichischen Alpenverein/* - (Dipl.) - Wien.

Kaus, Karl (1981): *Die Geschichte der archäologischen Forschung* in: Burgenländische Landesregierung (Hrsg.): *Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes/* - (3. Bd.: Der Verwaltungsbezirk Mattersburg/1. Teilband: Allgemeiner Teil) - Eisenstadt: 37-45.

Kerndl, Alfred (1977): *Archäologische Forschung und nationales Selbstverständnis* in: Kurzrock, Ruprecht (Hrsg.): *Archäologie/* - (Forschung und Information. Schriftenreihe der RIAS-Funkuniversität; Bd. 21) - Berlin: 162-173.

Kießling, Franz [Xaver] (1898a): *Ueber Besiedlungsverhältnisse, sowie völkische und glaubensthümliche Zustände in der Vorzeit Niederösterreichs, mit besonderer Berücksichtigung von Vindobona (Vindomina)* - Wien und dessen Umgebung/ - Wien.

Kießling, Franz [Xaver] (1898b): *Eine Wanderung im Poigenreiche. Landschaftliche, vorgeschichtliche, muthologische und volksgeschichtliche Betrachtungen über die Oertlichkeiten Horn, Rosenburg, Altenburg, Drei-Eichen, Messern, Nondorf, Haselberg u.a. sowie deren Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Vorzeit auf Grundlage von Mütthe, Meinung und Sage des Volkes/* - Horn.

Kindermann, Heinz (1954): *Hermann Bahr. Ein Leben für das europäische Theater/* - Graz, Köln.

Kirchmayr, Heinrich (1888): *Der altdeutsche Stamm der Quaden/* - (1. Bd.) - Brünn.

Klemm, Gustav Friedrich (1845a): *Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball/* - Dresden.

Klemm, Gustav Friedrich (1845b): *Allgemeinen Cultur-Geschichte. Die Urzustände der Berg- und Wüstenvölker activen Menschheit und deren Verbreitung über die Erde/* - (4. Bd.) - Leipzig.

Klemperer, Victor (1926): *Romanische Sonderart. Geistesgeschichtliche Studien/* - München.

König, Franz (1956): *Religionswissenschaftliches Wörterbuch. Die Grundbegriffe/* - Wien.

Kossinna, Gustaf (1902): *Die indogermanische Frage, archäologisch beantwortet in: Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; 34. Jg.* - Berlin: 161-220.

Krafft-Ebing, Richard (1901 [1886]): *Psychopathia Sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine medicinisch-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen/* - (Elfte, verbesserte und stark vermehrte Auflage) - Stuttgart.

Kraus, Daniela (1999): *Bernhard und Elisabeth Försters Nueva Germania in Paraguay. Eine antisemitische Utopie/* - (Diss.) - Wien.

Kraus, Daniela (2009a): *Bernhard Förster (Delitzsch, 31.3.1843 – San Bernardino/Paraguay, 3.6.1889), Politiker und Gründer der Kolonie „Nueva Germania“* in: Benz, Wolfgang (Hrsg.): *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in der Geschichte und Gegenwart/* - (Bd. 2/1. Personen A-K) - Berlin: 236-237.

Kraus, Daniela (2009b): *Paul Förster (Delitzsch, 14.11.1844 – Berlin, 31.12.1925), Publizist und Politiker* in: Benz, Wolfgang (Hrsg.): *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in der Geschichte und Gegenwart/* - (Bd. 2/1. Personen A-K) - Berlin: 238-239.

Kraus, Karl (1903): *Die Fackel/* - (Nr. 147, Erschienen am 21. November 1903, V. Jahr) - Wien.

Krause, [k.A.] (1988): *Die Sammlung „Matthäus Much“ des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien, Stillfried - Urgeschichtliches Material/* - http://ufgsammlung.univie.ac.at/uploads/media/Biografie_Much_nach_Krause_1988.pdf

Krause, Arnulf (2010): *Reclams Lexikon der germanischen Mythologie und Heldensage/* - Stuttgart.

Kruck, Alfred (1954): *Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890-1939/* - Wiesbaden.

Kühl, Stefan (1997): *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert/* - Frankfurt/M., New York.

Kuhn, Adalbert (1845): *Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. Abhandlung des ordentlichen Lehrers Dr. Kuhn, womit zu der Mittwoch den 12. März 1845. Vormittags von 8 1/2 bis 12 Uhr, Nachmittags von 2 1/2 bis 5 Uhr, in dem Lokale des Real-Gymnasiums (Scharnstraße No. 23.) stattfindenden öffentlichen Prüfung der Zöglinge dieser Anstalt ehrerbietigst einladet der Director Dr. E. F. August/* - Berlin.

Kühn, Christoph (2008): *Jüdische Delinquenten in der Frühen Neuzeit. Lebensumstände delinquenter Juden in Aschkenas und die Reaktionen der jüdischen Gemeinden sowie der christlichen Obrigkeit./* - Potsdam.

Kühn, Herbert (1976): *Geschichte der Vorgeschichtsforschung/* - Berlin.

Langeveld, Jost (1997): *Im Banne des Ringes. Ideologische Ingredienzen im Werk Wagners in:* Ester, Hans/Mulder Etty (Hrsg.): *Fließende Übergänge: Historische und theoretische Studien zu Musik und Literatur/* - Amsterdam, Atlanta: 117-132.

Lanz-Liebenfels, J. (1903): *Die Urgeschichte der Künste in:* Woltmann, Ludwig: *PAR [II. Jg./V 1]* - Leipzig, Eisenach: 134-156.

Laukötter, Anja (2007): *Von der "Kultur" zur "Rasse"-vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts/* - Bielefeld.

Lenghauer, H. (2002): *Seidl, Johann Gabriel; Ps. Meta Communis (1804-1875), Schriftsteller, Lehrer und Beamter in:* ÖBL 1815-1950, Bd. 12 (Lfg. 56) - Wien: 124-125.

Leyden, Friedrich v. d. (1952): *Deutsche Philologie/* - Stuttgart.

Lichtsinn, Hilkea (1987): *Otto Ammon und die Sozialanthropologie/* - Frankfurt/M.

Linz, Norbert (1982): *Der Bund der Landwirte in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Struktur und Politik einer deutschen Partei in der Aufbauphase/* - (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum; 39) - München, Wien.

List, Guido (1913): *Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder/* - (2 Bände) - Wien.

Löher, Franz von (1886): *Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde/* - (2. Bd.) - Frankfurt/M.

Lubbock, John (1865): *Prehistoric Times as Illustrated by Ancient Remains and the Manners and Customs of Modern Savages*/ - London, Edinburgh.

Lubbock, John (1874a+b): *Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden*/ - Jena.

Luschan, Felix von (1922): *Völker, Rassen, Sprachen*/ - Berlin.

Macintyre, Ben (1994): *Vergessenes Land. Die Spuren der Elisabeth Nietzsche*/ - Leipzig.

Maier, Rudolf (1982): *Marktgemeinde Bisamberg*/ - Bisamberg, Wien.

Masaidek F. F. (1898): *Georg Schönerer und die deutschnationale Bewegung*/ - Wien.

Mason, Stephen Finney (1961): *Geschichte der Naturwissenschaft in der Entwicklung ihrer Denkweisen*/ - Stuttgart.

Massing, Paul W. (1959): *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus*/ - (Hrsg. im Auftrag des Instituts für Sozialforschung von Theodor W. Adorno und Walter Dirks; Frankfurter Beiträge zur Soziologie; Bd. 8) - Frankfurt/M.

Matthäus, Hartmut (1980): *Die Bronzegefäße der kretisch-mykenischen Kultur*/ - (Prähistorische Bronzefunde; Abteilung II, 1. Band) - München.

Matthäus, Hartmut (2009): *Max Ohnefalsch-Richter und die Anfänge wissenschaftlicher Archäologie auf der Insel Zypern* in: Rogge, Sabine [Hrsg.]: *Zypern und der Vordere Orient im 19. Jahrhundert. Die Levante im Fokus von Politik und Wissenschaft der europäischen Staaten; Symposium, Münster 27.-28. Oktober 2006*/ - (Schriften des Instituts für Interdisziplinäre Zypern-Studien; 7) - Münster: 115-152.

Meiners, Christoph (1785): *Grundriß der Geschichte der Menschheit*/ - Lemgo.

Meister, Richard (1947): *Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 1847-1947*/ - (Denkschriften der Gesamtakademie; Bd. 1) - Wien.

Messmer, Beatrix (1998): *Das Schächtverbot von 1893* in: Mattioli, Aram (Hrsg.): *Antisemitismus in der Schweiz 1848-1960*/ - Zürich: 215-239.

Molisch, Paul (1926): *Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Oesterreich von ihren Anfängen bis zum Zerfall der Monarchie*/ - (Mit einem Beitrage: *Das Wesen der deutschnationalen Bewegung* von Kurt Knoll) - Jena.

Montelius Oscar (1899): *Der Orient und Europa. Einfluss der orientalischen Cultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr./* - (Deutsche Übersetzung von J. Mestorf; Hrsg.: Königl. Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde; 1. Heft) - Stockholm.

Morgan, Lewis H[enry] (1921 [englisch: 1877/deutsch: 1891]): *Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation/* - (Aus dem Englischen übertragen von W. Eichhoff unter Mitwirkung von Karl Kautsky; 4. Auflage) - Stuttgart, Berlin.

Morgenstern, Hans (2009): *Jüdisches Biographisches Lexikon. Eine Sammlung von bedeutenden Persönlichkeiten jüdischer Herkunft ab 1800/* - Berlin, Münster, Wien [u.a.].

Moritsch, Andreas (2000): *Einleitung* in: Moritsch, Andreas (Hrsg.): *Der Prager Slavenkongress 1848/* - (Buchreihe des Institutes für den Donauraum und Mitteleuropa; Bd. 7) - Wien: 1-4.

Mosse, George L. (2006): *Die Geschichte des Rassismus in Europa/* - Frankfurt/M.

Most (2002a+b [1885]): *August Reinsdorf und Die Propaganda der Tat/* - (2 Teile) - Frankfurt/M.

Much, Matthäus (1871a): *Ueber die urgeschichtlichen Ansiedlungen am Mannhartsgebirge* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Müller, Friedrich/Reitlinger, Edm./Wahrmann, S. (Hrsg.): MAGW [I. Bd.] - (Vortrag, gehalten in der Plenarversammlung am 13. Dezember 1870; Ausgegeben den 30. Januar 1871. - Nr. 6/Ausgegeben den 8. April 1871 – Nr. 7) - Wien: 131-140, 159-167.

Much, Matthäus (1871b): *Ueber die Urgeschichte Nordamerika's* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Müller, Friedrich/Reitlinger, Edm./Wahrmann, S. (Hrsg.): MAGW [I. Bd.] - (Ausgegeben den 13. Juni 1871 – Nr. 9) - Wien: 203-217.

Much, Matthäus (1871c): *Bericht über den Besuch einiger Tumuli im Viertel unter dem Mannhartsberge* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Müller, Friedrich/Reitlinger, Edm./Wahrmann, S. (Hrsg.): MAGW [I. Bd.] - (Ausgegeben den 20. October 1871 – Nr. 13) - Wien: 315-321.

Much, Matthäus (1874): *Ueber die Resultate der Welt-Ausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Müller,

Friedrich/Wahrmann S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [IV. Bd.] - (Ausgegeben den 25. Februar 1874 – Nr. 1-2) - Wien: 1-30.

Much, Matthäus (1875): *Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich/* - (Separatabdruck aus Nr. 2, 3, 6 und 7 der MAGW [V. Bd.]) - Wien.

Much, Matthäus (1878): *Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldřich, J. (Hrsg.): MAGW [VII. Bd.] - (Ausgegeben den 7. März 1877 – Nr. 1-2) - Wien: 7-15.

Much, Matthäus (1879a): *Baugen und Ringe. Eine Studie über das Ringgeld und seinen Gebrauch bei den Germanen/* - (Separatabdruck aus: MAGW [IX. Bd.] – [Ausgegeben den 19. Mai 1879 – Nr. 4-6] - Wien 1880: 89-131) - Wien.

Much, Matthäus (1879b): *Ueber den Ackerbau der Germanen (Zur Hochäcker-Frage.)* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldřich, J. (Hrsg.): MAGW [VIII. Bd.] - (Ausgegeben den 4. October 1878 – Nr. 7-9) - Wien: 203-273.

Much, Matthäus (1879c): *Ueber die Kosmogenie und Anthropogenie des germanischen Mythos* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller Friedrich/Wahrmann S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [VIII. Bd.] - (Vortrag gehalten am 10. December 1878; Ausgegeben den 7. Jänner 1879 – Nr.10-12) - Wien: 324-352.

Much, Matthäus (1880): *Die Nubier und ihr ethnisches Verhältniss zu Arabern und Negern* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [IX. Bd.] - (Ausgegeben den 19. Mai 1879 – Nr. 4-6) - Wien: 157-159.

Much, Matthäus (1883): *Die Frauen in der Urgeschichte/* - (Ein Vortrag gehalten im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien am 6. December 1882) - Wien.

Much, Matthäus (1884 [1882, laut dem Autor, siehe S. 71]): *Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Cultur-Entwicklung/* - Wien.

Much, Matthäus (1885): *Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen* in: *Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien/* - (Vortrag, gehalten den 28. Jänner 1885 – Bd. 25) - Wien: 249-298.

Much, Matthäus (1886): *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen/* - ([erweiterter] Separat-Abdruck aus d. Mitth., k.k. Centr.-Comm. für Kunst- u. hist. Denkm. N.F. Jahrg. 1885 u. 1886) - Wien.

Much, Matthäus/Wurmbrand[-Stuppach], Graf Gundacker von (1888): *Zur Vorgeschichte Niederösterreichs. Diluvial-, Stein-, Bronze- und Eisenzeit* in: [Autorenkollektiv]: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien und Niederösterreich/* - (2. Abtheilung: *Niederösterreich*) - Wien: 123-135.

Much, Matthäus (1889): *Die Vorgeschichte Salzburgs. Vorgeschichtlicher Bergbau* in: [Autorenkollektiv]: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Oberösterreich und Salzburg/* - Wien: 375-381.

Much, Matthäus (1893): *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Kultur der Indogermanen/* - Jena.

Much, Matthäus (1902a): *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung/* - Wien.

Much, Matthäus (1902b): *Prähistorischer Bergbau in den Alpen* in: Hess, Heinrich (Hrsg.): *ZÖAV* (Bd. XXXIII.) - Wien: 1-31.

Much, Matthäus (1903): *In eigener Sache* in: *Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*; 35. Jg. - Berlin: 73-74.

Much, Matthäus (1904): *Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung/* - Wien.

Much, Matthäus (1905): *Richard Andree. Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde* in: Bouchal, Leo (Hrsg.): *MAGW* [XXXV. Bd./ 3.F.: V. Bd.] - Wien: 124-126.

Much, Matthäus (1907a): *Die Hausberge in Niederösterreich. Ihre Bedeutung und Zeitstellung* in: Bouchal, Leo (Hrsg.): *MAGW* [XXXVII. Bd./3.F.: VII. Bd.] - Wien: 163-171.

Much, Matthäus (1907b): *Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas/* - Jena.

Much, Matthäus (1908): *Vorgeschichtliche Nähr- und Nutzpflanzen Europas. Ihr kulturhistorisches Alter und ihre Herkunft* in: Bouchal, Leo (Hrsg.): *MAGW* [XXXVIII. Bd./3.F.: VIII. Bd.] - (1. Heft; Schluß der Redaktion am 1. Februar 1908) - Wien: 195-227.

Mühlen, Patrik von zur (1977): *Rassenideologien. Geschichte und Hintergründe/* - Berlin [u.a.].

Mühlmann, Wilhelm Emil (1986): *Geschichte der Anthropologie/* - Wiesbaden.

Müller Alfred M. (1979): *Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Vereinswesens/* - (Dipl.) - Münster/Westf.

Müller, Edwin (1886): *Der Erste Wiener Turn-Verein 1861-1885/* - Wien, Waldheim.

Müller, Friedrich (1873): *Allgemeine Ethnographie/* - Wien.

Müller, Karl Otfried (1993[1824]): *Aus der Vorrede zu ›Die Dorier‹ (1824)* in: Nippel, Wilfried (Hrsg.): *Über das Studium der Alten Geschichte/* - München: 108-114.

Müller, Klaus E.(1998): *Geschichte der Ethnologie* in: Fischer, Hans [Hrsg.]: *Ethnologie. Einführung und Überblick/* - Berlin, Hamburg: 21-51.

Müller, Sophus (1905): *Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie/* - Straßburg.

Müller-Karpe, Hermann (1975): *Einführung in die Vorgeschichte/* - München.

Naaff, Anton August (1910): *Um deutsche Scholle und Schule. Ein Zeitbild in drei Abteilungen* in: *Julfest-Schrift/* - (Hrsg.: Unterausschuß für Volksbildung des „Bundes der Deutschen in Böhmen“) - Prag: 31-52.

Neudeck, Julius (1880): *Germanische Befestigungen des oberen Waagthales in Ungarn* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller, Friedrich/Wahrmann, S./Woldrich J. (Hrsg.): *MAGW [IX. Bd.]* - (Ausgegeben den 28. März 1879 – Nr. 1-3) - Wien: 29-59.

Neugebauer Johannes-Wolfgang/Simperl Kurt (1979): *Als Europa erwachte. Österreich in der Urzeit/* - Salzburg.

[Niendorf, Anton] (1876): *Die Sittenlehre des Talmud und der zerstörende Einfluß des Judenthums im Deutschen Reich/* - (Dritte mit Zitaten und Belägen stark vermehrte Auflage) - Berlin.

Nöbauer, Daniela (2004): *Avantgarde des Antisemitismus - der Alpenverein als Vorkämpfer des Nationalsozialismus? Eine diskurshistorische Textanalyse der "Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereins" der Jahre 1918 bis 1925/* - (Dipl.) - Wien.

Osborne, Wilhelm (1881): *Zur Beurteilung des prähistorischen Fundes auf dem Hradisch bei Stradonic in Böhmen* in: Hauer, Franz Ritter v./Langer, Carl/Much, M./Müller Friedrich/Wahrmann S./Woldřich J. (Hrsg.): MAGW [X. Bd.] - (Ausgegeben am 28. October 1880 – Nr. 8-9) - Wien: 234-261.

Ott-Meimberg, Marianne (1982): „*Pfaffe Lamprecht*“ in: Wagner, Fritz (Hrsg.): *Neue Deutsche Biographie*/ - (Krell-Laven; Bd. 13) - München: 464-466.

Pape, Wolfgang (2002): *Ur-und Frühgeschichte* in: Hausmann, Frank-Rutger/Gall, Lothar/Müller-Luckner, Elisabeth (Hrsg.): *Die Rolle der Geisteswissenschaften im dritten Reich, 1933-1945*/ - (Schriften des Historischen Kollegs; Kolloquien 53) - München: 329-359.

Pauli, Carl (1873): *Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen. Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimat des indogermanischen Urvolkes*/ - München.

Pehle, Michael (2006): *Die Hugenotten. Religion, Flucht und Aufnahme in Brandenburg/Preußen und Sachsen*/ - Norderstedt.

Penka, Karl (1883): *Origines Ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen*/ - Wien, Teschen.

Penka, Karl (1886): *Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker*/ - Wien, Teschen.

Penka, Karl (1906): *Neue Hypothesen über die Urheimat der Arier* in: Woltmann, Ludwig (Hrsg.): PAR [5. Jg./V 4] - Leipzig: 200-221.

Peter-Röcher, Heidi (1998): *Mythos Menschenfresser. Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen*/ - München.

[Pichl, Eduard] „Herwig“ (1912): *Georg Schönerer und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark. Ein Lebensbild. 1873-1889*/ - (Hrsg.: „Alldeutsche Verein für die Ostmark“; 1. Bd.) - Wien.

[Pichl, Eduard] „Herwig“ (1913): *Georg Schönerer und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark. Ein Lebensbild. 1873-1889*/ - (Hrsg.: „Alldeutsche Verein für die Ostmark“; 2. Bd.) - Wien.

[Pichl, Eduard] „Herwig“ (1914): *Georg Schönerer und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark. Ein Lebensbild. 1873-1889*/ - (Hrsg.: „Alldeutsche Verein für die Ostmark“; 3. Bd.) - Wien.

Pick, Daniel (1989): *Faces of Degeneration. A European Disorder, c. 1848- c. 1918/* - Cambridge, New York, Melbourne, Sydney.

Pittioni, Richard (1979): *Pirchl, Johann Rudolf (1825-1903), Montanist* in: ÖBL 1815-1950, Bd. 8 (Lfg. 36) - Wien: 91.

Pöch, Rudolf (1921): *Carl Toldt* in: Bouchal Leo (Hrsg.): MAGW [LI. Bd.] - (Schluß der Redaktion: 25. September 1921 – Heft 4-5.) - Wien: 77-94.

Poesche, Theodor (1878): *Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie/* - Jena.

Poliakov, Léon (1977a): *Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus/* - Wien, München, Zürich.

Poliakov, Léon (1977b): *Geschichte des Antisemitismus. Von der Antike bis zu den Kreuzzügen/* - (Bd. I) - Worms.

Poliakov, Léon (1978): *Geschichte des Antisemitismus. Das Zeitalter der Verteufelung und des Ghettos. Mit einem Anhang zur Anthropologie der Juden/* - (Bd. II) - Worms.

Poliakov, Léon (1983): *Geschichte des Antisemitismus. Die Aufklärung und ihre judenfeindliche Tendenz/* - (Bd. V) - Worms.

Poliakov, Léon (1987): *Geschichte des Antisemitismus. Emanzipation und Rassenwahn/* - (Bd. VI) - Worms.

Poliakov, Léon (1988): *Geschichte des Antisemitismus. Zwischen Assimilation und „Jüdischer Weltverschwörung“/* - (Bd. VII) - Frankfurt/M.

Pulzer, Peter G. J. (1966): *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867-1914/* - Gütersloh.

Pusman, Karl (1991): *Die Wiener Anthropologische Gesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte auf Wiener Boden unter besonderer Berücksichtigung der Ethnologie/* - Wien.

Pusman, Karl (2008): *Die "Wissenschaften vom Menschen" auf Wiener Boden (1870-1959). Die anthropologische Gesellschaft in Wien und die anthropologischen Disziplinen im Fokus von Wissenschaftsgeschichte, Wissenschafts- und Verdrängungspolitik/* - Wien, Münster.

Ratzel, Friedrich (1909): *Anthropogeographie. Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte/* - (Dritte, unveränderte Auflage; 1. Teil) - Stuttgart.

Rehm, Walther (1966 [1930]): *Der Untergang Roms im abendländischen Denken. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtsschreibung und zum Dekadenzproblem/* - (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1930) - Darmstadt.

Renk, Anton (1907): *Anton Renks Werke. Ueber den Firnen und Sternen. Der Gedichte Erster Band. Mit einer Einleitung von Franz Kranewitter/* - (Hrsg. von Jungtirol) - München, Leipzig.

Renk, Anton (1931): *Ausgewählte Werke. Mit einer Einleitung von Franz Kranewitter/* - (Hrsg.: Adolf-Pichler-Gemeinde; 1. Bd.) - Innsbruck.

Rieger Barbara/Turner Erika (1994): *Nationalsozialistische Verfolgung, „Wiedergutmachungs“-Praxis und Lebensverhältnisse der Sinti und Roma* in: Heinschink Mozes F./Hemetek Ursula (Hrsg.): *Roma. Das unbekannte Schicksal/* - (Hrsg. für den Verein Romano Centro, Wien) - Wien, Köln, Weimar: 49-53.

Rocker, Rudolf (1949): *Die Entscheidung des Abendlandes/* - (2. Bd.) - Hamburg.

Römer Ruth (1989): *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland/* - München.

Sacken, Eduard von (1862): *Über die vorchristlichen Culturepochen Mitteleuropa's und die Quellen der deutschen Urgeschichte/* - Wien.

Sacken, Eduard von (1865): *Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums. Mit Beziehung auf die österreichischen Länder/* - Wien.

Sacken, Eduard von (1868): *Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer/* - Wien.

Schaffer, Franz Xaver (1927): *Theodor Fuchs sein Leben und sein Werk/* - (Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien; 41) - Wien: 1-11.

Schipperges, Heinrich (1976): *Weltbild und Wissenschaft. Eröffnungsreden zu den Naturforscherversammlungen 1822 bis 1972/* - (Hrsg.: Querner, Hans; Schriftenreihe zur Geschichte der Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte. Dokumentation und Analyse; Bd. III) - Hildesheim.

Schmid, Georg (1986): *Intrige als Kultur. Selbstmord, Deutschsein und „Sozialinertia“ im Österreich der 1850er-Jahre* in: Schmid, Georg (Hrsg.): *Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft/* - (Ludwig-Boltzmann-Institut für historische Sozialwissenschaft; Materialien zur Historischen Sozialwissenschaft; 5) - Wien, Köln.

Schneider, Ute (2000): *Die Erfindung des Bösen: Der Welsche* in: Krumreich, Gerd/Lehmann, Hartmut (Hrsg.): „*Gott mit uns*“. *Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert*/ - (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte; 162) - Göttingen: 35-52.

Schnitzler, Thomas (2006): *Fußball und Rassenhygiene: Der DFB-Gründungspräsident Ferdinand Hueppe* in: Bouvier, Beatrix (Hrsg.): *Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Fußballs*/ - (Gesprächskreis Politik und Geschichte im Karl-Marx-Haus der Friedrich-Eberst-Stiftung; Heft 8) - Trier: 78-119.

Schwarz, Werner Michael (2001): *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870-1910*/ - Wien.

Schwidetzky, Ilse (1938): *Rassenkunde der Altslawen*/ - (Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen; Beiheft 7) - Stuttgart.

See, Klaus von (1994): *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*/ - Heidelberg.

See, Klaus von (2003): *Der Arier-Mythos* in: Buschmann, Nikolaus/Langewiesche, Dieter (Hrsg.): *Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen und der USA*/ - Frankfurt/M., New York: 56-96.

Seidler, Horst/Rett, Andreas (1982): *Das Reichs-Sippenamt entscheidet. Rassenbiologie im Nationalsozialismus*/ - Wien, München.

Seidler, Horst/Rett, Andreas (1988): *Rassenhygiene. Ein Weg in den Nationalsozialismus*/ - Wien, München.

Sergi, Guiseppe (1901): *The Mediterranean Race. A Study of the Origin of the European Peoples*/ - London.

Simek, Rudolf (1997): *Much Rudolf* in: Hockerts, Hans Günter (Hrsg.): *Neue Deutsche Biographien*/ - (Moller-Nausea; Bd. 18) - Berlin: 250-251.

Simek, Rudolf (2006): *Die Germanen*/ - Stuttgart.

Smolka, Wolfgang J. (1994): *Völkerkunde in München. Voraussetzungen, Möglichkeiten und Entwicklungslinien ihrer Institutionalisierung (ca. 1850-1933)*/ - (Ludovico Maximilianeae: Forschungen und Quellen; 14) - Berlin [u.a.].

Sonderegger, Stefan (2003): *Althochdeutsche Sprache und Literatur*/ - Berlin.

Soriat, Helmut (2004): *Zerhau' der Sprache Welschheit! Mittelalterrezeption und Sprachenkampf der Alldeutschen Bewegung in Österreich*/ - (Hrsg.: Rolf, Eckard/Seelbach, Sabine/Müller, Ulrich/Hundsnurscher, Franz/Sommer, Cornelius; Göppinger Arbeiten zur Germanistik; Nr. 721) - Göppingen.

Sorokin, Pitirim A. (1953): *Kulturkrise und Gesellschaftsphilosophie. Moderne Theorien über das Werden und Vergehen von Kulturen und das Wesen ihrer Krisen*/ - (Sammlung „Die Universität“; Bd. 42) - Wien.

Spitzer, Daniel (1894): *Letzte Wiener Spaziergänge. Mit einer Charakteristik seines Lebens und seiner Schriften von Max Kalbeck*/ - (Hrsg.: Kalbeck, Max) - Wien.

Srbik, Heinrich Ritter von (1950): *Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart*/ - (Bd. II) - München, Salzburg.

Staudacher, Anna (1988): *Sozialrevolutionäre und Anarchisten. Die andere Arbeiterbewegung vor Hainfeld. Die Radikale Arbeiter-Partei Österreichs (1880-1884)*/ - (Hrsg.: Verein Kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung; Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik; Bd. 39) - Wien.

Steffes, Johann Peter (1929): *Religion und Politik. Eine religions- und kulturwissenschaftliche Studie*/ - (Schriften zur deutschen Politik; Heft 21 u. 22) - Freiburg.

Steinmetzler, Johannes (1956): *Die Anthropogeographie Friedrich Ratzels und ihre ideengeschichtlichen Wurzeln*/ - (Hrsg. vom Geographischen Institut der Universität Bonn durch Carl Troll und Fritz Barth; Schriftleitung Helmut Hahn; Bonner Geographische Abhandlungen; Heft 19) - Bonn.

Storch Volker/Welsch Ulrich/Wink Michael (2007): *Evolutionsbiologie*/ - Berlin [u.a.].

Storfer, Adolf Josef (1935): *Wörter und ihre Schicksale*/ - Berlin, Zürich.

Storfer, Adolf Josef (1981): *Wörter und ihre Schicksale*/ - Zürich.

Stourzh, G. (2009): *Stourzh, Alois von (1848-1913), Jurist und Politiker* in: ÖBL 1815-1950, Bd. 13 (Lfg. 61) -Wien: 332-333.

Streitmann, Monika (1984): *Der Deutsche Schulverein vor dem Hintergrund der österreichischen Innenpolitik 1880-1918*/ - (Diss.) - Wien.

Suneson, Carl (1989): *Richard Wagner und die indische Geisteswelt*/ - Leiden.

Szombathy, Josef (1883 [1881]): *Schädel eines Kriegers, aus einem Skelettgrabe von Watsch gefunden mit einem Helme aus Bronze, und zwei Waffen, einer Lanze und einem Hohlkelt aus Eisen*/ - [(Vergl. S. 21) Inv. der anthrop.-ethnogr. Abth. des k.k. naturhist. Hofmuseums. D. 3458.] in: Hochstetter, Ferdinand: *Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter-Periode*/ - (Separatabdruck aus dem XLVII. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften) - Wien: 47-48.

Szombathy, Josef (1910): *Dr. Matthäus Much. Nachruf* in: Bouchal, Leo (Hrsg.): *MAGW* [XXXX. Bd./3.F.: X. Bd.] - (Vorgetragen in der Sitzung am 12. Januar 1910 von J. Szombathy) - Wien: 48-50.

Tichy, P. (1910): *Bürgermeister Dr. Karl Lueger †*/ - (Extra-Ausgabe/Wiener Bilder. Illustriertes Familienblatt, Wien 10. März 1910) - Wien.

Trachsel, Martin (2004): „*Ein neuer Kolumbus*“ – *Ferdinand Kellers Entdeckung einer Welt jenseits der Geschichtsschreibung* in: Flüeler-Grauwiler, Marianne/Gisler, Josef (Hrsg.): *Pfahlbaufieber. Von Antiquaren, Pfahlbaufischern, Altertümerhändlern und Pfahlbaumythen. Beiträge zu "150 Jahre Pfahlbauforschung in der Schweiz"*/ - (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich; 71/168. Neujahrsblatt) - Zürich: 9-68.

Trautsmawieser, Herbert (2004): *Der Nibelungengau. Geschichte und Gegenwart*/ - Krems.

Trigger, Bruce G. (1989): *A history of archaeological thought*/ - Cambridge, New York [u.a.].

Tripp, Edward (2012): *Reclams Lexikon der antiken Mythologie*/ - Stuttgart.

Urban, Otto H. (1996): „*Er war ein Mann zwischen den Fronten*“. *Oswald Menghin und das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit*/ - in: *Archaeologia Austriaca*/ - (Bd. 80) - Wien: 1-24.

Urban, Otto H. (2002): „... *und der deutschnationale Antisemit Dr. Matthäus Much*“ – *der Nestor der Urgeschichte Österreichs? Mit einem Anhang zur Urgeschichte in Wien während der NS-Zeit, 2. Teil* in: *Archaeologia Austriaca*/ - (Bd. 86) - Wien: 7-43

Urban, Otto H. (2003): *Der lange Weg zur Geschichte. Die Urgeschichte Österreichs*/ - Wien.

Valentin, Hellwig (1970): *Der Prozess Schönerer. Ein Beitrag zur österreichischen Innenpolitik in der franzisko-josephinischen Epoche*/ - (Diss.) - Wien.

Vocelka, Karl (1986): *K.u.K. Karikaturen und Karikaturen zum Zeitalter Kaiser Franz Josefs*/ - Wien, München.

Vogelsang, Freiherr Carl von (1883a): *Der Waarenmarkt der Zukunft* in: Vogelsang, Freiherr Carl von (Hrsg.): *Oestereichische Monatsschrift für Christliche Social-Reform, Gesellschafts-Wissenschaft, volkswirtschaftliche und verwandte Fragen*/ - (V. Bd./2. Heft) - Wien: 57-67.

Vogelsang, Freiherr Carl von (1883b): *Soziale Chronik* in: Vogelsang, Freiherr Carl von (Hrsg.): *Oestereichische Monatsschrift für Christliche Social-Reform, Gesellschafts-Wissenschaft, volkswirtschaftliche und verwandte Fragen*/ - (V. Bd./4. Heft) - Wien: 212-223.

Volkov, Shulamit (1990): *Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zehn Essays*/ - München.

Wagner, Richard (1876): *Das Rheingold. Vorspiel zu der Trilogie: Der Ring des Nibelungen*/ - Mainz, London, Paris, Brüssel.

Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C. (1985): *Einführung in die Volkskunde. Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte*/ - (Sammlung Metzler; Bd. 79) - Stuttgart.

Weininger, Otto (1918 [1903]): *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*/ - (17. Auflage) - Wien, Leipzig.

Welcker, Hermann (1866): *Kraniologische Mittheilungen* in: *Archiv für Anthropologie, Völkerforschung und kolonialen Kulturwandel. Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen*/ - (Bd. I) - Braunschweig: 89-160.

Wengraf, Edmund (1887): *St. Georg von Zwettl*/ - (Wiener Flugschriften) - Wien.

Whiteside, Andrew G. (1981): *Georg Ritter von Schönerer. Alldeutschland und sein Prophet*/ - Graz, Wien, Köln.

Wiedemann, Felix (2007): *Rassenmutter und Rebellin. Hexenbilder in Romantik, völkischer Bewegung, Neuheidentum und Feminismus*/ - Würzburg.

Wieland, Hermann [Pseudonym] (1922): *Atlantis, Edda und Bibel. Das entdeckte Geheimnis der Heiligen Schrift Des deutschen Volkes Rettung aus Not und Tod*/ - Nürnberg.

Windischbauer, Erwin (2002): *Korrespondenz mit Dr. Matthäus Much, einem der Pioniere der österreichischen Urgeschichtsforschung. aus der Handschriftensammlung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek/* - (Dipl.) - Wien.

Winkler, Ingeborg (1974): *Die deutschnationalen Bestrebungen und der Gedanke des Anschlusses der Deutschösterreicher an das Deutsche Reich von 1870/71 bis 1907/* - (Diss.) - Wien.

Wiplinger, Gilbert (1996): *Ephesos. 100 Jahre österreichische Forschung/* - (Hrsg.: Österreichisches Archäologisches Institut; Bearb.: Wlach Gudrun) - Wien [u.a.].

Wippermann, Wolfgang (2005): *Rassenwahn und Teufels Glaube/* - (Geschichtswissenschaft; Bd. 3) - Berlin.

Wiwjorra, Ingo (2002): „*Ex oriente lux*“ – „*Ex septentrione lux*“. *Über den Widerstreit zweier Identitätsmythen* in: Leube, Achim/Hegewisch, Morten (Hrsg.): *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945/* - (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte; 2) - Heidelberg: 73-106.

Wiwjorra, Ingo (2006): *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts/* - Darmstadt.

Wladika, Michael (2005): *Hitlers Vätergeneration. Die Ursprünge des Nationalsozialismus in der k.u.k. Monarchie/* - Wien, Köln, Weimar.

Woltmann, Ludwig (1906): *Vorbemerkung des Herausgebers zu: Klemm, Gustav: Die Verbreitung der aktiven Rasse über den Erdball* in: Woltmann, Ludwig (Hrsg.): PAR [5. Jg./V 2] - Leipzig: 65-92.

Woltmann, Ludwig (1936a): *Politische Anthropologie/* - (Hrsg.: Reche, Otto/Woltmanns Werk I) - Leipzig.

Woltmann, Ludwig (1936b): *Die Germanen in Frankreich/* - (Hrsg.: Reche, Otto/Woltmanns Werk III) - Leipzig.

Wright, Thomas (1861 [1852]): *The Celt, the Roman, and the Saxon: a history of the early inhabitants of Britain, down to the Conversion of the Anglo-Saxons to Christianity. Illustrated by the ancient remains brought to light by recent research/* - (Second Edition) - London.

- Young, E. J. (1968): *Gobineau und der Rassismus. Eine Kritik der anthropologischen Geschichtstheorie*/ - (Archiv für vergleichende Kulturwissenschaft; 4) - Meisenheim am Glan.
- Zängl-Kumpf, Ursula (1990): *Hermann Schaaffhausen (1816-1893). Die Entwicklung einer neuen physischen Anthropologie im 19. Jahrhundert*/ - Frankfurt/M.
- Zettelbauer, Heidrun (2005): „*Die Liebe sei Euer Heldentum*“. *Geschlecht und Nation in völkischen Vereinen der Habsburgermonarchie*/ - Frankfurt/M., New York.
- Zollschan, Ignaz (1912 [1909]): *Das Rassenproblem. Unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage*/ - (3. Auflage) - Wien und Leipzig.
- Zollschan, Ignaz (1925 [1909]): *Das Rassenproblem. Unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage*/ - (5. Auflage) - Wien und Leipzig.
- Zumbini, Massimo Ferrari (2003): *Die Wurzeln des Bösen. Gründerjahre des Antisemitismus: Von der Bismarckzeit zu Hitler*/ - (Hrsg.: Heftrich, Eckhard; Das Abendland, Forschungen zur Geschichte europäischen Geisteslebens; NF: 32) - Frankfurt/M.
- [k.A.] (1887): *Auszüge aus den Gutachten der hervorragendsten Physiologen und Veterinärärzte über das „Schächten“*/ - (Herausgegeben vom Vorstand der „Freien Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judenthums“) - Frankfurt/M.
- [k.A.] (1903): *Satzungen des Nibelungendenkmal- und Volksschauspiel-Vereines „Bechelären“*/ - Wien.
- [k.A.] (1932): *Verzeichnis der Schriften von Rudolf Much. Als Festgabe zu seinem Siebzigsten Geburtstag dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern*/ - Wien.
- [k.A.] (1958a): *Hammerling (Hamerling), Rupert (Robert) (1830-1889), Schriftsteller* in: ÖBL 1815-1950, Bd. 2 (Lfg. 7) - Wien: 168-170.
- [k.A.] (1958b): *Hartel, Wilhelm von (1839-1907), Altphilologe und Minister* in: ÖBL 1815-1950, Bd. 2 (Lfg. 7) - Wien: 192.
- [k.A.] (1959): *Hochstetter, Ferdinand von (1829-1884), Geologe und Prähistoriker* in: ÖBL 1815-1950, Bd. 2 (Lfg. 9) - Wien: 345.

11.1 Verwendete Abkürzungen für Zeitschriften

MAGW: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*/ - Wien seit 1870.

MB: *Medizinische Blätter. Wochenschrift für die gesammte Heilkunde. Organ des Zentralverbandes der Balneologen Österreichs*/ - Meisel seit 1908.

MCKHD: *Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale*/ - Wien seit 1856.

OÖGB: *Oberösterreichischer Gebirgs-Bote. Fortschrittliches Wochenblatt zur Förderung politischer, gewerblicher und wirthschaftlicher Interessen*/ - Vöcklabruck seit 1881.

PAR: *Politisch-Anthropologische Revue. Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker*/ - 1902-1922; ab 1911 trug die Zeitschrift den Untertitel „Monatsschrift für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage“.

UDW: *Unverfälschte Deutsche Worte*/ - (Hrsg.: Georg [Ritter von] Schönerer) - Wien, Keiß 1883-1918.

ZÖAV: *Zeitschrift des Österreichischen Alpenvereins*/ - München, Wien seit 1865.

11.2 Verwendete Abkürzungen für Nachschlagewerke

Duden: *Duden. Die deutsche Rechtschreibung. Das umfassende Standardwerk auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Regeln*/ - (25. Auflage – Weltbild Sonderausgabe; 1) - Mannheim 2009.

FWL.: *Wahrig. Fremdwörterlexikon*/ - München 1987.

ÖBL.: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950*/ - (Online-Edition) und: *Österreichisches Biographisches Lexikon ab 1815*/ - (2. überarbeitete Auflage; online): <http://www.biographien.ac.at/oebl?frames=yes> [05.09.2012].

12 Anhang

12.1 Sonstige Abkürzungen

Abkürzungen/organisatorischer Bereich			
AGW	Anthropologische Gesellschaft in Wien	I. WTV	Erster Wiener Turnverein
DAV	Deutscher Alpenverein	k.k.	kaiserlich-königlich
DDC	(„Germanischer“) Deutscher Delegierten Convent	k.u.k.	kaiserlich und königlich
DÖAV	Deutscher und Österreichischen Alpenverein		
DC	Delegiertenconvent		
DTB	Deutscher Turnerbund		
LDC	Linzer Delegierten Convent		
ÖAV	Österreichischer Alpenverein		
VDC	Vereins Delegierten Convent“		
VDV	Verein Deutscher Vereine		
WV	Waidhofener Verband		

Abkürzungen/Literaturangaben		Abkürzungen/Sprachwissenschaften	
Aufl.	Auflage	ahd.	althochdeutsch
Bd.	Band		
Bearb.	Bearbeitung	altfränk.	altfränkisch
EA	Erstauflage	altnord.	altnordisch
Hrsg./hrsg.	Herausgeber/ herausgegeben	griech.	griechisch
Jg.	Jahrgang	lat.	lateinisch
k.A.	keine Angabe	mhd.	mittelhoch-deutsch
n.	nach	Gängige Abkürzungen	
NF	Neue Folge	Abb.	Abbildung
o.J.	ohne Jahr	evtl.	eventuell
V	Volumen	geb.	geboren
zit.	zitiert	gest.	gestorben
		Kap.	Kapitel
3.F.	3. Folge	S.	Seite
		vmtl.	vermutlich

12.2 Zu Lebzeiten Matthäus Muchs gegründete deutschvölkische Schutzvereine

Gründungsjahr/-Jahr der behördlichen Auflösung	Vereinsname/Sitz
1880	<i>Deutscher Schulverein/Wien</i>
1881	<i>Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA)/Berlin</i>
1884	<i>Deutscher Böhmerwaldbund/Budweis</i>
1886	<i>Bund der Deutschen Nordmährens/Olmütz</i>
1886-1889	<i>Schulverein für Deutsche/Graz</i>
1887-1893	<i>Germanenbund/Salzburg</i>
1889	<i>Südmark/Graz</i>
1892	<i>Bund der Deutschen Westböhmens/Pilsen</i>
1893	<i>Nordmark/Troppau (Schlesien)</i>
1894	<i>Bund der Deutschen in Böhmen/Prag</i>
	<i>Bund der Deutschen Ostböhmens/Trautenau</i>
	<i>Bund der Germanen (B.d.G.)/Wien</i>
	<i>Bund der Deutschen Nordwestböhmens/Teplitz</i>
1895	<i>Bund der Deutschen im Egerlandkreis</i>

1897	<i>Bund der christlichen Deutschen in der Bukowina/Czernowitz</i>
1897-1899	<i>Bund Deutscher Landwirte in der Ostmark</i>
1899	<i>Bund der Deutschen Südmährens/Znaim</i>
1903	<i>Bund der Deutschen in Niederösterreich/Wien</i>
1905	<i>Tiroler Volksbund/Innsbruck</i>
1907	<i>Bund der christlichen Deutschen in Galizien/Lemberg</i>
erstellt aus: Soriat 2004: 14; Streitmann 1984: 217ff; Wladika 2005: 181, 195, 248; Zettelbauer 2005: 121ff; zudem Bohmann Alfred (1959): <i>Das Sudetendeutschtum in Zahlen: Handbuch über den Bestand und die Entwicklung der sudetendeutschen Volksgruppe in den Jahren von 1910 bis 1950. Die kulturellen, soziologischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Spiegel der Statistik/</i> - München: 79; Gatterer, Claus (1968): <i>Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien/</i> - Wien: 130; Pokorný Jiří (2006): <i>Vereine, Verbände und Parteien in den Böhmisches Ländern</i> in: Rumpler, Helmut/Urbanitsch Peter (Hrsg.): <i>Die Habsburgermonarchie 1848-1918/</i> - (Bd. VIII: <i>Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft</i>; 1. Teilband: <i>Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation</i>; Österreichische Akademie der Wissenschaften/im Auftrag der Kommission für die Geschichte der Habsburgermonarchie) - Wien: 637, 639; Thomas Stauff, Philipp (1912): <i>Das deutsche Wehrbuch/</i> - Wittenberg, Ziemsen: 48-57; sowie Angaben auf Vignetten und Ansichtskarten aus meiner Privatsammlung.	

12.3 Gustav Friedrich Klemms *Fantasie über ein Museum für die Culturgeschichte der Menschheit*

Raum 1: Naturprodukte
Raum 2: „wildere“ Beispielen der „passiven Rasse“: „Indios da matto“, „Australier“, „Pescheräh“, „Bojesman“, „Californier“, „Fischer- und Jägervölker“ Amerikas und der Polargegend, afrikanische und asiatische „Nomaden“, „Südseeinsulaner“
Raum 3: Mexiko, Ägypten und Indien
Raum 4: China: höchste Stufe der von den „passiven Völkern“ erreichbaren Kultur
Raum 5: Urzustände der „activen Rasse“: - zuerst; „Tscherkessen“ und Tataren - darauffolgend: Araber, Perser und Türken
Raum 6: Kulturen des klassischen Altertums, also Griechen und Römer.
Raum 7: Urzustände „germanischer“ und „skandinavischer Nationen“
Raum 8: das „germanische“ und das „romanisch“-christliche Mittelalter
Raum 9: Neuzeit
erstellt aus Klemm, Gustav: <i>Fantasie über ein Museum für die Culturgeschichte der Menschheit</i> in: Schmitz, C. A. (Hrsg.): <i>Kultur/</i> - Frankfurt/M.-1963: 5-16 (Originaltext in <i>Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit/</i> -(1. Band) - Leipzig 1843).

12.4 Der Mitteleuropagedanke

Der Mitteleuropagedanke entstand seit dem beginnenden 19. Jahrhundert im Rahmen von realpolitischen Bestrebungen. Dabei gaben die Napoleonischen Kriege den Anstoß. Bisher hatte der Gleichgewichtsgedanke ein machtpolitisches Hauptanliegen dargestellt, doch mehrten sich nun nationalistische Bestrebungen, um Emanzipations- oder Hegemonialansprüche, oft auch beides kombiniert, durchzusetzen. Angestrebt wurde eine „Neugestaltung der europäischen Lebensformen“, wobei sich die „deutsche Einheitsbewegung“ daran machte, die Enge der dynastischen Politik des System Metternichs zu durchbrechen und über ihr Sendungsbewusstsein die eigene Kultur zu verbreiten. Der Nationalökonom Friedrich List (1789-1846), welcher als Baumeister „Deutschen Zollvereins“ (1833/1834) anzusehen ist, erkannte bereits 1842 die Möglichkeit eines rentablen Austausches „von Industrieerzeugnissen und Agrarprodukten zwischen dem westlichen und dem östlichen Mitteleuropa [...] und [forderte] *eine mitteleuropäische Wirtschaftseinheit unter deutscher Hegemonie* bis ans Schwarze Meer“ (Suppan 1990: 197). Die bürgerlichen Aufstände von 1848/1849, der preußisch-habsburgische Krieg von 1866 und die deutsch-französischen Auseinandersetzungen von 1870/1871, welche in der Gründung des Deutschen Reiches mündeten, prägten den Mitteleuropagedanken nachhaltig.

In westliche Richtung grenzte der „Mitteleuropagedanke“ das deutschsprachige Gebiet gegenüber Frankreich, in südliche Richtung gegenüber Italien, im Osten gegenüber Russland und im Südosten gegenüber Ungarn und dem Balkan ab. Die Hauptachse verlief jedoch vom Nordwesten nach Südosten, so dass Österreich quasi das „Grenzland“ darstellte, von welchem „Schicksalsfragen“ für dieses *Mitteleuropa* abhingen.

Dabei spielten die verschiedenen völkischen Interessen das Zünglein an der Waage, welche jederzeit den machtpolitisch herabgesunkenen „Vielvölkerstaat“ ins Wanken bringen konnten. Bismarck wollte den mit dem k.u.k Außenminister Graf Gyula Andrassy im Jahr 1879 abgeschlossenen *deutsch-österreichischen Defensivvertrag* zwar die Habsburgermonarchie erhalten, aber gleichzeitig auch dem Gedanken einer „deutschen Leitkultur“ gerecht werden. Somit konnte der Mitteleuropagedanke, zumindest als ideologisierender Hintergrund, leicht Teil der deutschnationalen Propaganda werden. Der Okkupationsfeldzug nach Bosnien aus dem Jahr zuvor stand zwar auch unter diesem kulturellen Missionsgedanken, doch fand er in liberalen Kreisen und bei den Panslawisten Anklang, welche sich dadurch einen Anstieg des

„slawischen Elements“ in der Habsburgermonarchie und dadurch einen machtpolitischen Zuwachs erhofften.

Geographisch deckt der Begriff das Gebiet zwischen Rhein und Weichsel, den Westalpen und dem Karpatenbecken sowie der Ostsee und der Adria ab (vgl. Suppan 1990: 192), was den Vorstellungen Matthäus Muchs zu Mitteleuropa als „Heimat der Indogermanen“, welche noch jetzt überwiegend von solchen bewohnt werden würde, recht nahekommt. Lediglich in östliche und südöstliche Richtung ließ Much diese „Heimat“ nicht ganz so weit vordringen.

Ich habe mich trotz aller Ideologisierungen des Begriffes *Mitteleuropa* dazu entschlossen, diesen nicht in Anführungsstriche zu setzen, da er heute eine überwiegend geographische Zuordnung darstellt. Schon eher wäre bei der Betrachtung der jetzigen realpolitischen Gegebenheiten der Begriff Europa auf diese Weise hervorzuheben.

Exzerpt erstellt nach Rothfels, Hans (1960 [1934/35]): *Bismarck, der Osten und das Reich*/ - Darmstadt: 267-289; Suppan, Arnold (1990): *Der Begriff „Mitteleuropa“ im Kontext der geopolitischen Veränderungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts* in: *Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft*/ - (Bd. 132): 192-213; insbesondere S. 196-200.

12.5 Verwendete Geldkonverter

Deutsches Reich/Mark (Mk.): <http://fredriks.de/HVV/kaufkraft.htm> [05.09.2012].

Habsburgermonarchie/Gulden (fl.): Bankhistorisches Archiv der Österreichischen Nationalbank: Kurstabelle – Statistik Austria: Gegenwert für 1 Währungseinheit in Euro 2007 (übermittelt per email von Mag. Walter Antonowicz an meine Kollegin Katharina Kepplinger).

12.6 Abbildungen

Ich habe Inhalte zu den Abbildungen so gut ich konnte wiedergegeben und zahlreiche Angaben, welche ich nicht eindeutig entschlüsseln konnte, weggelassen. Besonders interessant erscheinen für die Thematik dieser Diplomarbeit die unter dem Decknamen „Heribrand“⁷⁶² an Carl Kirsch, alias „Hildebrand“⁷⁶³ oder „Hildbrand“ bzw. „Hiltgrant“, versendeten Ansichtskarten, welche meiner Privatsammlung entstammen.

12.6.1 Zu Kapitel 4



Abb. 1: Die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Preußen und Habsburg von 1866 verstand der österreichische „Deutsche“ als eine Art „Bruderkrieg“ und sah sich fortan häufig als „Prügelknabe“ des „Vielvölkerstaats“. Auf dieser Abbildung wird der zwischen Preußen und Österreich eingekeilte Deutsche Michel in seiner Ratlosigkeit dargestellt.

762 ahd.: „Heer-Schwert“/mhd. *Herebrand, Herbrand* (Heldensagen von Dietrich von Bern, Hildebrandlied): der Vater des Waffenmeisters Hildebrand (vgl. Krause 2010: 126).

763 ahd. (Heldensagen von Dietrich von Bern, Hildebrandlied): „Streit-Schwert“/mhd. (Heldensagen von Dietrich von Bern, Nibelungenlied): Erzieher, Waffenmeister und Kampfgefährte von Dietrich von Bern (vgl. Krause 2010: 130 f).



Abb. 2: Die Deutschnationalen glorifizierten das preußische Staatswesen, welches sie in einem schroffen Gegensatz zur Habsburgermonarchie als „Vielvölkerstaat“ auffassten.

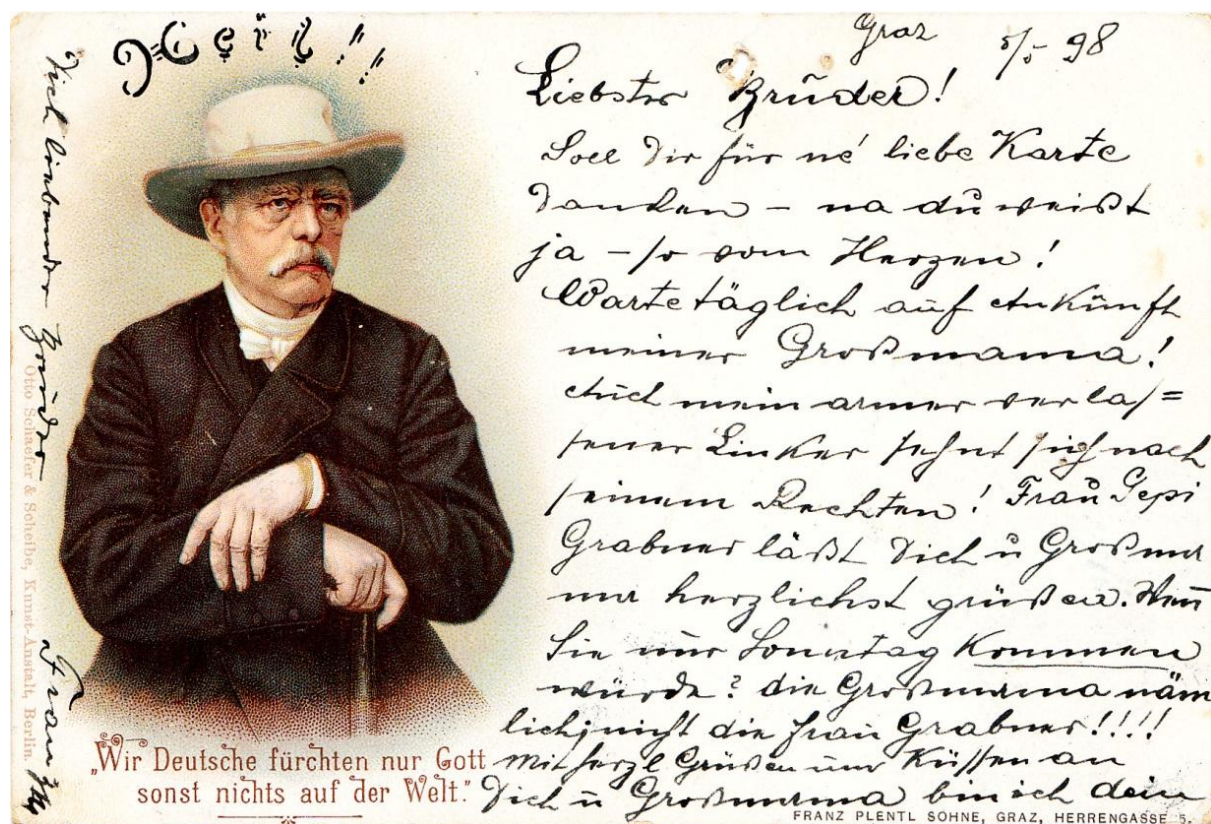


Abb. 3: Dabei riefen die Deutschnationalen einen Bismarck-Kult ins Leben.

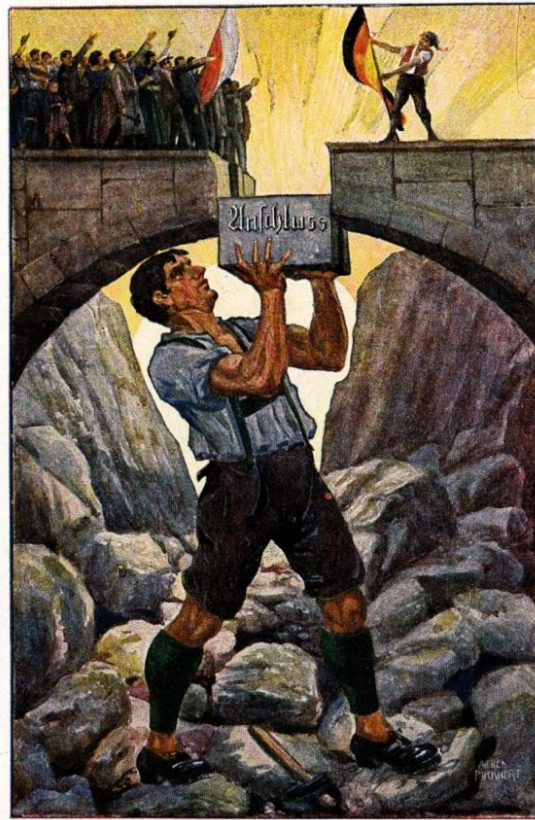


Abb. 4: Die Deutschnationalen wünschten sich den Anschluss Österreichs oder auch weiterer Teile der Habsburgermonarchie, welche als überwiegend „deutsch“ angesehen wurden, an das Deutsche Reich.

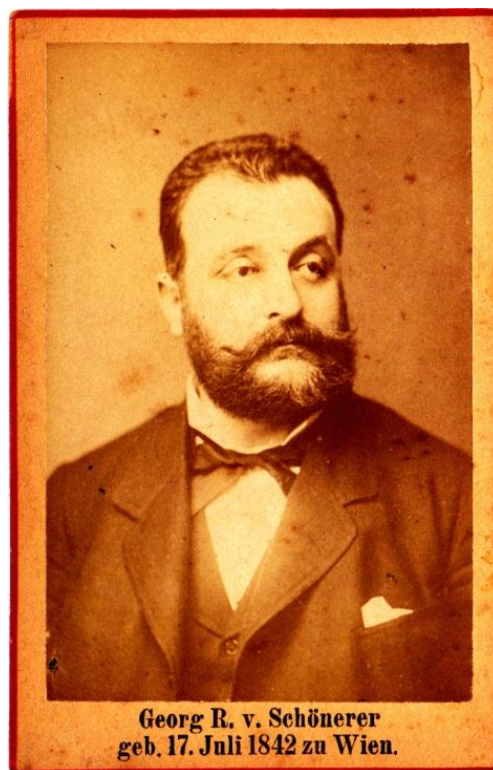


Abb. 5: Seit Ende der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts wurde Georg Ritter von Schönerer, mit welchem Matthäus Much bekannt war, zum Vorzeigepolitiker der Deutschnationalen.

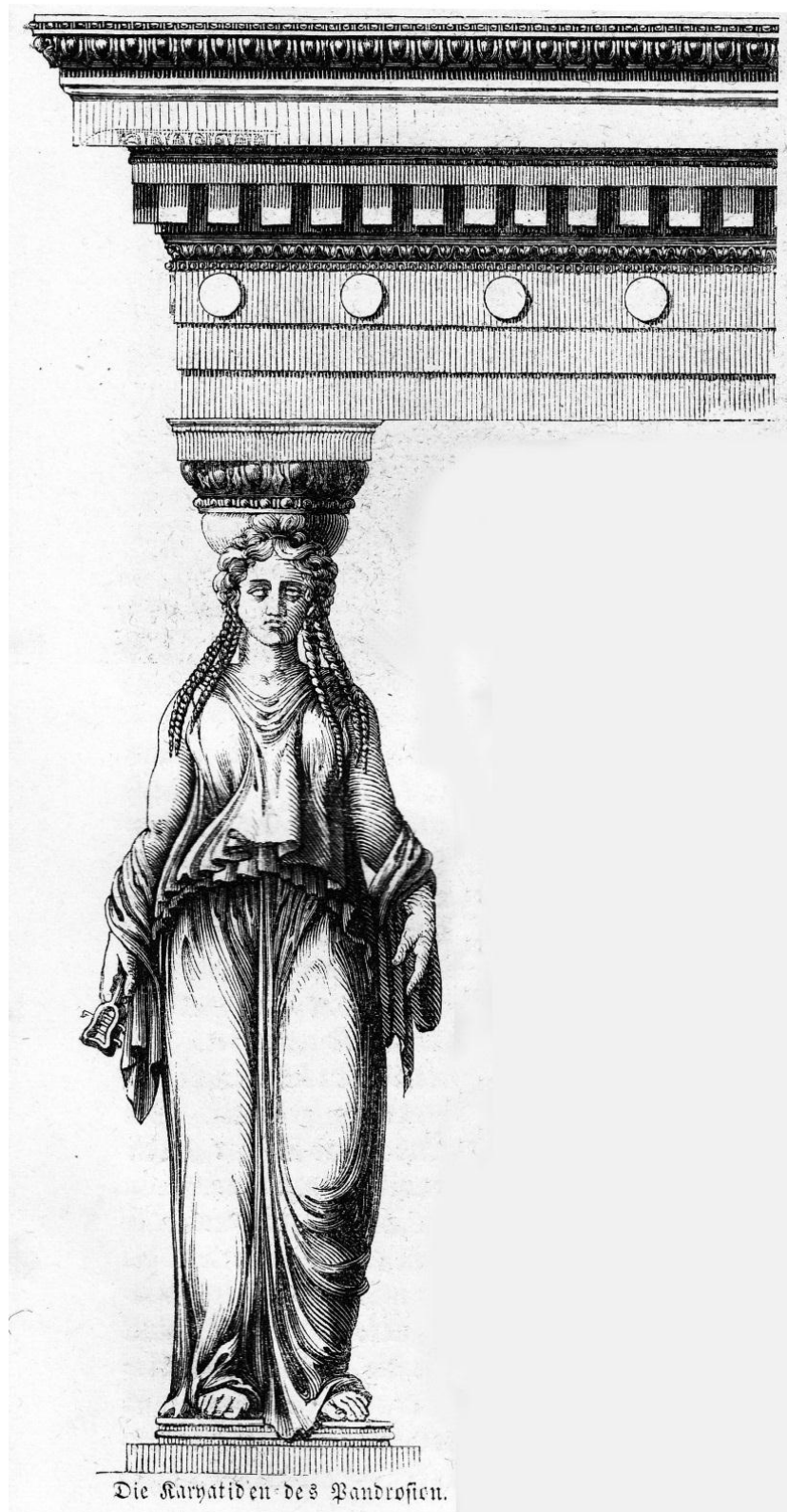


Abb. 6: In deutschliberalen und deutschnationalen Kreisen wurden die slawischsprachigen Bevölkerungsgruppen der Habsburgermonarchie oft als „Karyatidenvölker“ dargestellt, welche ohne „deutsche Hilfe“ zu keiner Entwicklung fähig wären. Eine *Karyatide* ist eine meist weibliche Figur, welche die Last auf dem Kopf trägt. Am österreichischen Parlament finden sich bspw. solche Darstellungen an Säulen. Die angeblich „minderwertigen Völker“ waren also nach solchen Vorstellungen zum Dienen bestimmt, während die „Deutschen“ als „Träger“ einer „Leitkultur“ verstanden wurden.



Abb. 7: In der „Schlacht von Kuchelbad“ eskalierten im Jahr 1881 nationale Streitigkeiten in einer handfesten Auseinandersetzung zwischen deutschsprachigen Studenten und tschechischen Nationalisten.



Abb. 8: In Folge der nationalen Spannungen gründeten sich zahlreiche deutschnationale „Schutzvereine“, welche ihre Aufgabe zunächst vornehmlich darin sahen, die „drohende Verwelschung“ aus „deutschen Sprachgebieten“ zurückzudrängen. Diese Propaganda-Ansichtskarte des „Bundes der Deutschen Nordmährens“ ist außer einem Treueschwur an das „deutsche Volk“ mit einer „Germanen“-Vignette versehen, auf welcher „Deutscher Wehrschatz Mähren“ gedruckt ist.



Abb. 9: Auch tschechische Nationalisten begründeten „Schutzvereine“, um eine „Germanisierung“ der Gebiete, in welchen überwiegend ihre Sprache gesprochen wurde, zu verhindern.

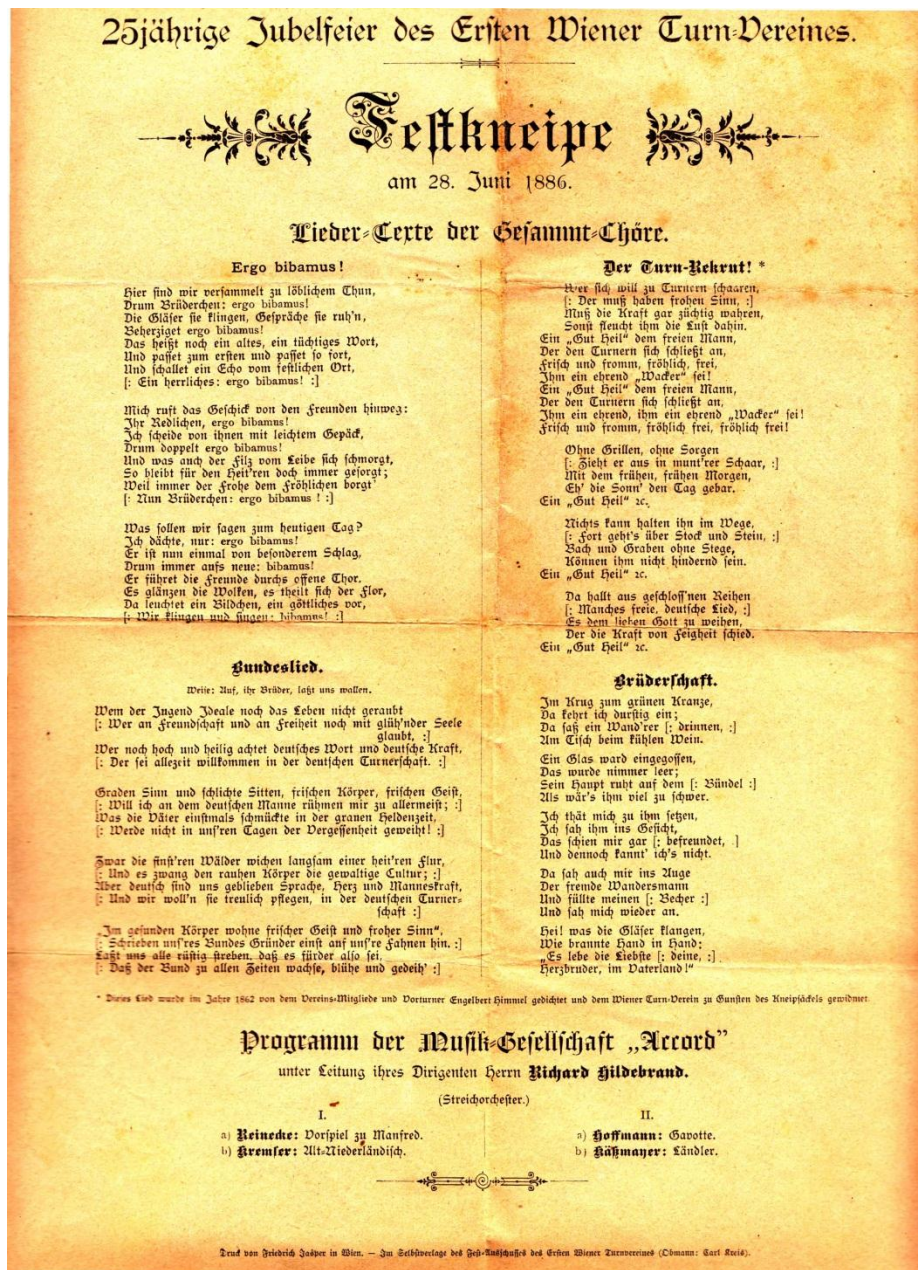


Abb. 10: Anlässlich des 25-jährigen Jubiläumsfest des „Ersten Wiener Turn-Vereines“ versuchte Franz Xaver Kießling Mitgliedsbeschränkungen einzuführen. Die Aufnahme sollte nur noch „deutschen Ariern“ gestattet sein. Diese „Arierparagraphen“ sollten nicht nur Angehörige der „semitischen Rasse“ als Gegenbild zum „Arier“ aus dem Turnsport ausschließen, sondern auch slawischsprachige Mitbürger, was durch das Wort „deutsch“ gekennzeichnet wurde. Die „Slawen“ zählte man zwar generell zur „arischen Rasse“, allerdings galten sie als stärker „durchmischt“. Beachtenswert ist auf dieser Abbildung, eine Art Veranstaltungsblatt zu einer „Festkneipe“, folgende Strophe aus dem Bundeslied:

„Zwar die finst'ren Wälder wichen langsam einer heit'ren Flur,
Und es zwang den rauhen Körper die gewaltige Cultur;
Aber deutsch sind uns geblieben Sprache, Herz und Manneskraft,
Und wir woll'n sie treulich pflegen, in der deutschen Turnerschaft“



Abb. 11: Die deutschen Turner glaubten ihren „germanischen Ahnen“ besonders nahe zu kommen, wenn sie Bier aus Trinkhörnern tranken.



Abb. 12: Tschechische Nationalisten bildeten mit den „Sokol“-Turnvereinen ein überregionales Netzwerk. Sokol bedeutet Falke.



Abb. 13: Das Schmiedehandwerk wurde als typisch „deutsche Arbeit“ verstanden. Auch die in Österreich verhältnismäßig spät einsetzende Industrialisierung hat dabei als ein Werk des nationalen „schaffenden Kapitals“ gegolten.

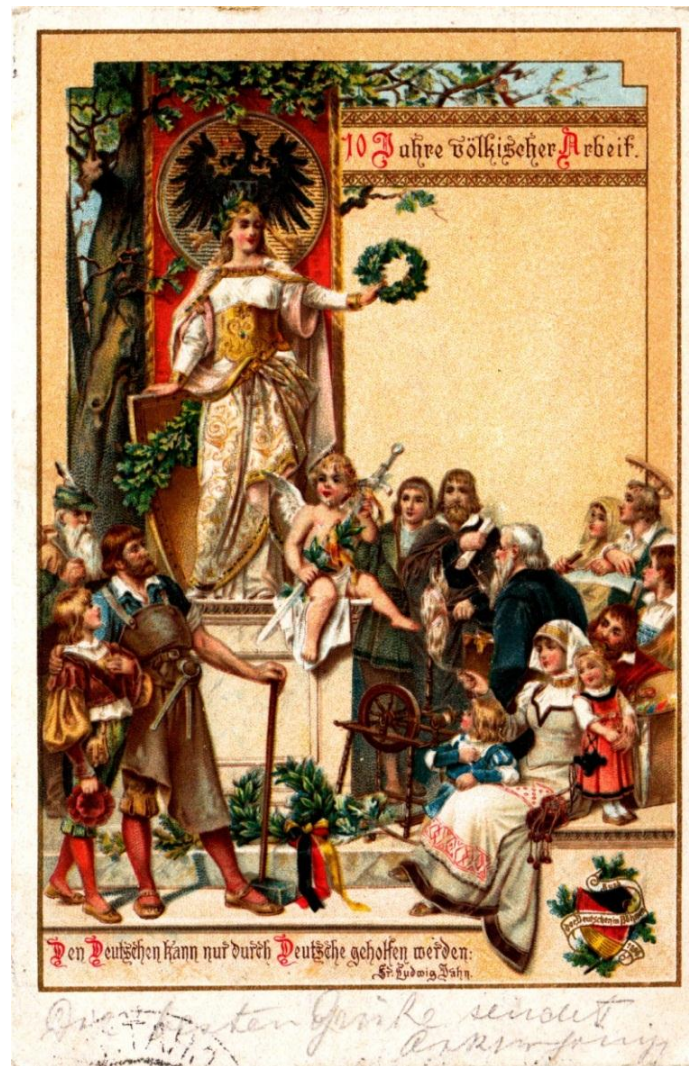


Abb. 14: Das „deutsche Handwerk“ und das „deutsche Bauerntum“ wurden als von „Bodenständigkeit“ geprägte „schaffende Arbeit“ dem durch „Beweglichkeit“ gekennzeichneten „raffenden Kapital“ der „Juden“ gegenübergestellt. Die an dieser Stelle dargestellten Berufe und Trachten, welche auf Ackerbau, Forstwirtschaft, Spinnen, Weben und Schmieden hinweisen, finden sich auch in Matthäus Muchs Interpretation von urgeschichtlichem Fundmaterial als „arische“ bzw. „indogermanische Kulturmittel“ wieder. Diese Ansichtskarte des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ kam unter dem Motto „10 Jahre völkischer Arbeit“ heraus, welches sich wohl auf die einsetzenden Unruhen von 1897/1898 bezog und wurde mit einem Spruch von „Turnvater“ Ludwig Jahn versehen: „*Deutschen kann nur durch Deutsche geholfen werden.*“



Abb. 15: Der „Deutsche Schulverein“ gab eine Vignette heraus, auf welcher der Spruch „Arbeit macht frei!“ gedruckt war. Diese Parole wurde später im Dritten Reich an zahlreichen Eingangstoren von Konzentrationslagern angebracht.



Abb. 16: Diese Mitgliedskarte des „Bundes der Landwirte“ aus dem Deutschen Reich wurde am 13.11.1904 ausgestellt. Auch hier offenbart sich die Forderung nach einem „ganzen Deutschland“.



Abb. 17: Auch in der Habsburgermonarchie konnten Organisationen unter dem Namen „Bund der Landwirte“ Fuß fassen und vertraten in der Regel eine streng „schönerianische“ Linie. Kurz vor Ende dieser Ansichtskarte ist „Heil Schönerer“ vermerkt. Außerdem ist sie innerhalb von Wien am 4.8.1898 gelaufen. Gemeinsam mit den Handwerkern stellten die Landwirte die bevorzugte Klientel aller antisemitischen Bewegungen Europas dar. Dabei kam es zu einer Glorifizierung von körperlicher Arbeit.

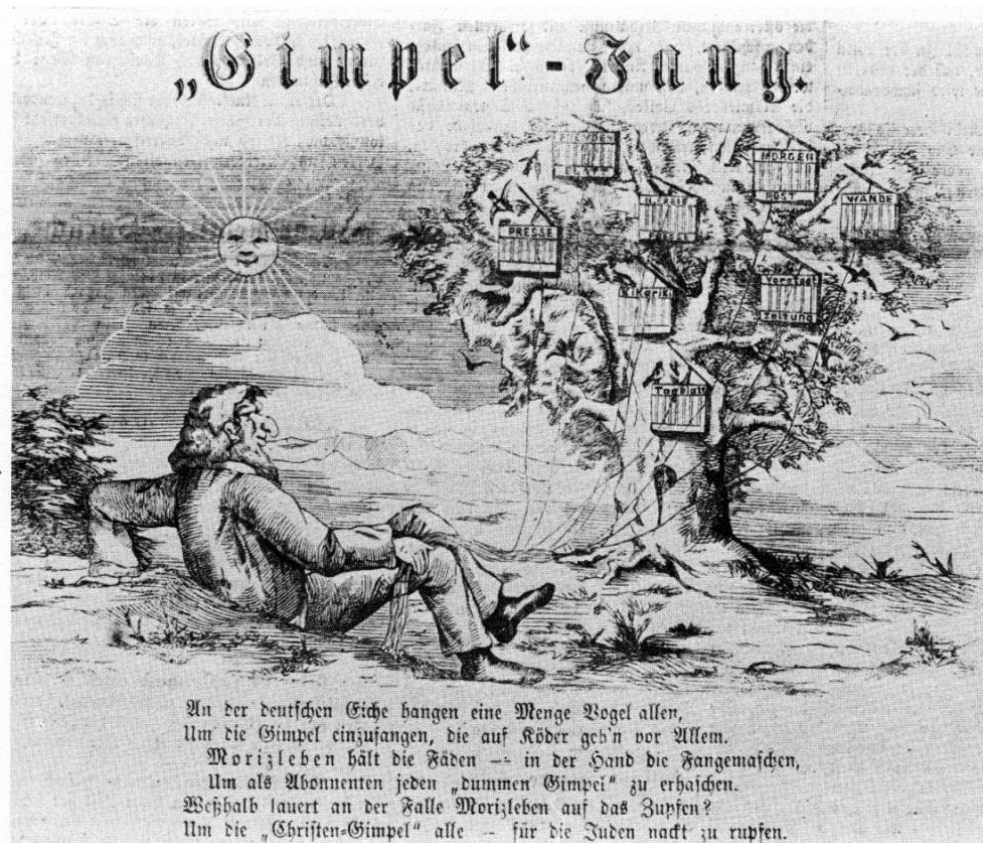


Abb. 18: Ein gängiges Vorurteil gegen „Juden“ in der Habsburgermonarchie war deren angebliche Kontrolle der öffentlichen Meinung, da Journalisten mit jüdischen Wurzeln in der Wiener Presselandschaft häufig waren. Ein früher Beleg findet sich am 29.2.1868 in der Zeitschrift *Neue Geißel, Zeitschrift für Politik, Humor und Satyre*, wobei der „Judenpresse“ unterstellt wurde, bereits die „deutsche Eiche“ unter ihren Fittichen zu haben.



Abb. 19: Eines von Schönerers Hauptangriffszielen bildete zunächst die „Judenpresse“.

Oesterreich-Ungarn. Wien, 21. März.
(Orig.-Korr.) J. S. Das große Ereigniß hat sich vollzogen, das Abgeordnetenhaus hat dem Ansuchen des Gerichtes um Zustimmung zur strafgerichtlichen Verfolgung des Abgeordneten Ritter v. Schönerer seine Genehmigung erteilt. Der gestrigen Sitzung sah man vielfach nicht ohne Besorgnisse entgegen. Dampfe, abenteuerliche Gerüchte schwirrten durch die Stadt, man befürchtete brutale Szenen seitens der Antisemiten, und die Polizei traf umfassende Vorkehrungen, um die Freiheit der Berathung der Volksvertretung zu schützen.

Doch erwiesen sich die Sicherheitsmaßregeln als unnöthig. Die Energie, mit welcher die Regierung in den letzten Tagen gegen die demagogischen Terroristen einschritt, hatte ihre wunderbare Wirkung geübt; die Galerien verhielten sich ruhig, als Herr von Schönerer zu sprechen begann und eine seiner Brandreden gegen die Presse losließ; die Galerien schwiegen, als dem Antisemitenhauptide in Folge einer Insulte, die er dem Präsidenten des Hauses zufügte, das Wort entzogen ward; die Galerien blieben stumm, auch nachdem das Haus nahezu einstimmig die Auslieferung Schönerers beschloß. Die Rede des letzteren zeichnete sich außer durch brutale Invektiven noch durch die naive Art und Weise aus, mit welcher er den Ueberfall in der Redaktion des „Neuen Wiener Tagblatt“ als etwas ganz harmloses hinzustellen suchte. So erklärte er, das, was er in der Redaktion des genannten Blattes gesagt, sei nichts Anderes als eine „freie Meinungsäußerung“ gewesen, die jedem Staatsbürger erlaubt sein müsse. So kam es, daß Rufe der Entrüstung und schallendes Gelächter die Rede Schönerers begleiteten.

Schönerer ist ausgeliefert, das Gericht kann seines Amtes walten auch gegen den Urheber jener nächtlichen Exkursion, die so viel Aufsehen in unserer Stadt erregt hat.

Die neueste Schönerer-Affäre hat eine Frage aufs Tapet gebracht, die jetzt in allen Wiener Volksversammlungen mit steigender Leidenschaftlichkeit behandelt wird und die nur erwähnt zu werden braucht, um einen großen Theil der Zuhörer in sinnlose Wuth zu versetzen. Es ist die Frage der Wiener Pressefreiheit. Wenn den Bethenerungen der „demokratischen“ und antisemitischen Wortführer zu trauen wäre, dann gäbe es auf Gottes weitem Erdboden nichts Schlechteres, nichts Verwerfeneres, als die Wiener Presse, die ausnahmslos im Schlamme der Korruption wade und für Geld zu Allem zu haben sei. Die „Schund- und Schandpresse“ ist ein beliebtes Schlagwort aller Wirthshausredner. Wehe demjenigen, der es wagen würde, ein Wort zur Vertheidigung der Presse zu sprechen.

Abb. 20: Nach dem Angriff auf das „Wiener Tagblatt“, an welchem sich auch Matthäus Much beteiligte, wurde Georg (von) Schönerer zu einer dreimonatigen Haftstrafe verurteilt, verlor seinen Adelstitel und seine Bürgerrechte für fünf Jahre. Danach versank er zunächst politisch in der Bedeutungslosigkeit. Hierbei handelt es sich um einen spöttischen Artikel aus der Schweiz über den Auslieferungsbeschluss des Abgeordnetenhauses für den „Antisemitenhauptide“ vom 21.3.1888.



Abb. 21: In seiner „Exilzeit“ hielten Schönerer vor allem Turnvereine die Treue. Die Turnverbindung „Friesen“ übersendete ihm eine Grußkarte, auf welcher neben „Turnvater“ Jahn, Bismarck, die Germania-Statue und ein müde wirkender bärtiger „Germane“ neben einem Bauernhaus mit einem Reiter im Vordergrund zu sehen sind. Die Ansichtskarte ist allerdings am 28.12.1897 gelaufen, als Schönerer schon wieder politisch aktiv war.



Abb. 24: Auch die studentischen Vereine hielten Schönerer in der Zeit seiner politischen Ausgrenzung die Treue, wie auf dieser Ansichtskarte des „Lese- und Redevereins der deutschen Hochschüler in Wien ›Germania‹“, welche am 14.6.1896 gelaufen ist, deutlich wird, da sie neben Unterschriften von Verbindungsstudenten („Zirkel“ [Logo einer Verbindung] hinter den Namen) von Schönerer persönlich signiert ist.

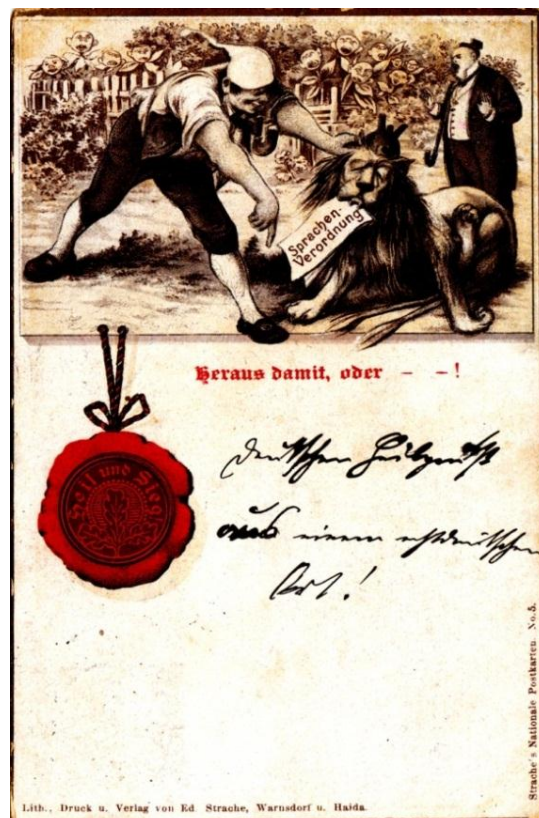


Abb. 25: In den Jahren 1897/1898 eskalierte der „Sprachenstreit“ als der Ministerpräsident Graf Kasimir Felix Badeni eine neue Sprachverordnung einführt, welche die Zweisprachigkeit von Beamten in gemischtsprachigen Gebieten einforderte. Daraufhin kam es zu handfesten Unruhen. Auf dieser Ansichtskarte unterwirft der Deutsche Michel den Tschechischen Löwen, um ihm die Sprachverordnung zu entreißen. Badeni steht dabei machtlos im Hintergrund.



Abb. 26: Die „Obstruction“, das Lahmlegen jeder parlamentarischer Tätigkeit, war eigentlich schon in den Achtzigerjahren von den Liberalen und den „Jungtschechen“ praktiziert worden. Dennoch verstand sich Georg Schönerer als „Vater“ dieser Methode, wobei er tatsächlich deren Grenze über den legalen Rahmen hinaus bis hin zu körperlichen Auseinandersetzungen im Reichsrat ausweitete.



Abb. 27: Am 25.9.1897 kam es zum Duell zwischen Graf Kasimir Badeni und dem alldeutschen Reichsratsabgeordneten Karl Hermann Wolf, welches letzterer für sich entschied, indem er dem Ministerpräsident in den Arm schoss. Wolf wurde dadurch zum alldeutschen „Helden“, so dass sein Unterstützerkreis gegenüber dem von Schönerer anstieg. Für Badeni blieb dagegen nur Häm.



Abb. 28: Im Reichsrat fanden die deutschtümplerischen Parteien 1897/1898 ihre Vereinigung gegen den „Slawismus“ als gemeinsamen Feind, nachdem sich zuvor im von Flickwerkbündnissen gekennzeichneten Parlament Koalitionen eher als brüchig erwiesen hatten. Zudem ist diese Ansichtskarte mit studentischen „Zirkeln“ versehen.

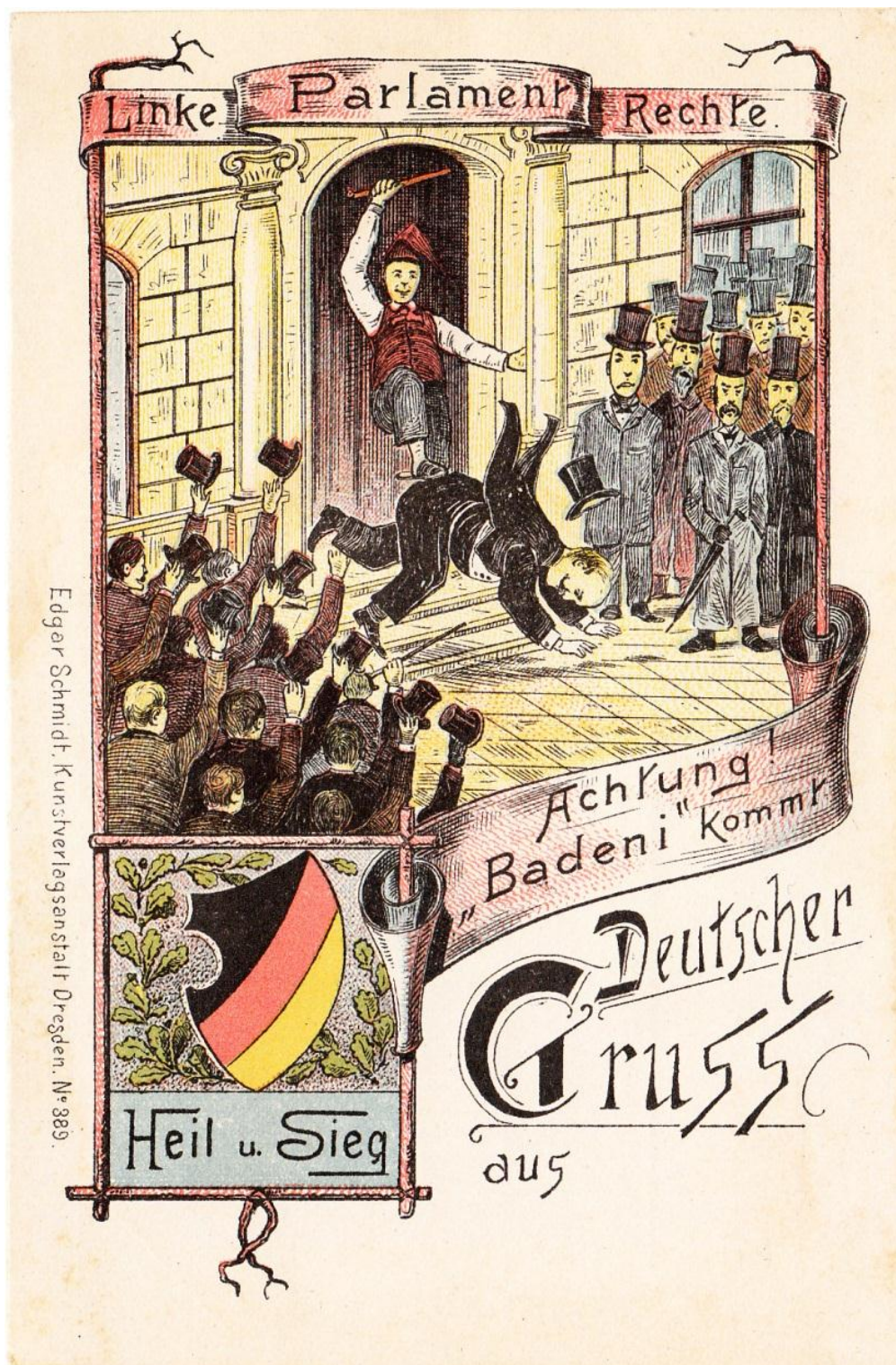


Abb. 29: Das gemeinsame Feindbild lieferte nach damaligem Verständnis die „Rechte“ aus klerikal-feudalen Großgrundbesitzern, in welchen man den „Panslawismus“ verkörpert sah. Auf dieser Propagandakarte wird Ministerpräsident Badeni vom Deutschen Michel die Stiegen des Reichsrats hinuntergetreten, was die alldeutsche „Linke“ mit Applaus begrüßt, während die „Rechte“ traurig und ratlos dreinschaut. Darunter befindet sich neben dem Slogan „Achtung! »Badeni« kommt“ ein Wappen in schwarz-rot-gold, welches von einem Eichenzweig samt Wurzel umrahmt und mit „Heil u. Sieg“ untertitelt ist.



Abb. 30: Im November des Jahres 1897 bewirkten die um sich greifenden Auseinandersetzungen die Amtsenthebung Badenis, was für die alldeutsche Bewegung einen „Sieg“ darstellte, den sie auch auskostete. Frieden waltete deswegen noch lange nicht. Nun konnten deutschvölkische Kreise ihr Erfolgserlebnis vorweisen, welches zu weiterer Agitation animierte. Auf dieser Ansichtskarte wurde Badeni hinter einen Zaun getrieben und wird nun von einer ganzen Bande Deutscher Michel ausgelacht. Allerdings führt er einen Sack mit sich, in welchem wohl Reichtümer verborgen sein sollen, die er offenbar dem „deutschen Volk“ geraubt haben soll. Daneben ist ein mit den Worten „Polen ist jetzt nicht verloren“ versehener Amboss postiert. Laut dieser Karte ist Badeni der „Begründer der deutschen Einheit“, was wohl nicht nur ironisch gemeint war, da tatsächlich weite Teile der deutschsprachigen Bevölkerung im Zuge der „Badeni-Krise“ alldeutsch politisiert wurden.

Die Vorgänge in Prag.

(Telegramme unseres Spezialkorrespondenten.)

Prag, 4. Dezember, 10 Uhr Vorm.

Die Nachforschungen nach jenem Individuum, welches gestern Abends in der Brenntegasse aus einem Fenster einen Schuß auf eine Jägerpatrouille abgegeben hat, sind bisher erfolglos geblieben. Die militärische Kommission hat die ganze Nacht das Haus durchsucht. Es scheint, daß die Waffe in einen Abzugskanal geworfen worden ist. Die Einvernehmungen der Hausbewohner haben auf keine Spur geführt.

Der Brand in Lieben, der gestern Abends zum Ausbruche kam, scheint ebenfalls gelegt worden zu sein.

Zahlreiche deutsche Studenten haben sich aus Prag in ihre Heimatsorte begeben. Alle Anderen sind fast durchwegs mit Revolvern bewaffnet.

Zahlreiche Offiziere wurden verhöhnt. Man trat an sie heran und fragte französisch: „Parlez-vous français? Où est le Zizkow?“ Die Soldaten trieben die Provokanten mit Kolbenschlägen zurück.

Dem Strafgerichte wurden gestern sechzig verhaftete Personen eingeliefert. Unter den in den Weinbergen geplünderten Kaufleuten sind die Gebrüder Vogel am schwersten geschädigt. Jeder von ihnen hat mehr als 30,000 Gulden durch die Plünderungen verloren.

Aus Gablonz, Laun, Schlan, Königgrätz, Pilsen, Tabor, Nachod, Beraun und anderen Städten laufen beunruhigende Nachrichten ein.

In allen Kasernen ist Militär konfignirt. Der Patrouillendienst bleibt aufrecht erhalten.

Bei dem Polizeidirektor von Prag, Hofrath Dörfel, hat, wie bereits gemeldet, eine Deputation der Prager Kaufmannschaft vorgesprochen und gebeten, daß in Anbetracht des Umstandes, daß

der geschäftliche Verkehr total gelähmt und das Weihnachtsgeschäft ohnehin fast verloren sei, die strengen Sperrvorschriften gemildert werden. Der Geschäftsleute habe sich wahre Verzweiflung bemächtigt und ein großer Theil kleiner Firmen sehe dem Konkurse entgegen, wenn nicht rasch Hilfe gewährt werde. Der Polizeidirektor gab seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß er nicht in der Lage sei, dem Wunsche der Kaufmannschaft Rechnung zu tragen.

Abb. 31: Die Unruhen im Zuge der „Badeni-Krise“ erreichten auch nach dem Ausscheiden des Ministerpräsidenten insbesondere in Prag bisher unbekannte Ausmaße und bewirkten auch eine Lähmung des Weihnachtsgeschäfts.



Abb. 32: Um die Jahrhundertwende entlud sich der „Sprachenstreit“ im Zuge der „Badeni-Krise“ im sog. „Furor teutonicus“, wobei sämtliche nicht-deutschsprachigen „Völker“ zum Angriffsziel wurden und außerdem eine antidynastische, antiklerikale und antisemitische Hetze ihre Vereinigung fand. Die „Feinde“, zu welchen neben den „nicht-deutschen Typen“ auch ein Pfarrer, ein Jurist und ein „Jude“ zählten, werden als vielköpfige Hydra dargestellt, welche der Deutsche Michel u.a. mit einer Sichel bekämpft auf welcher „Furor teutonicus“ vermerkt ist.

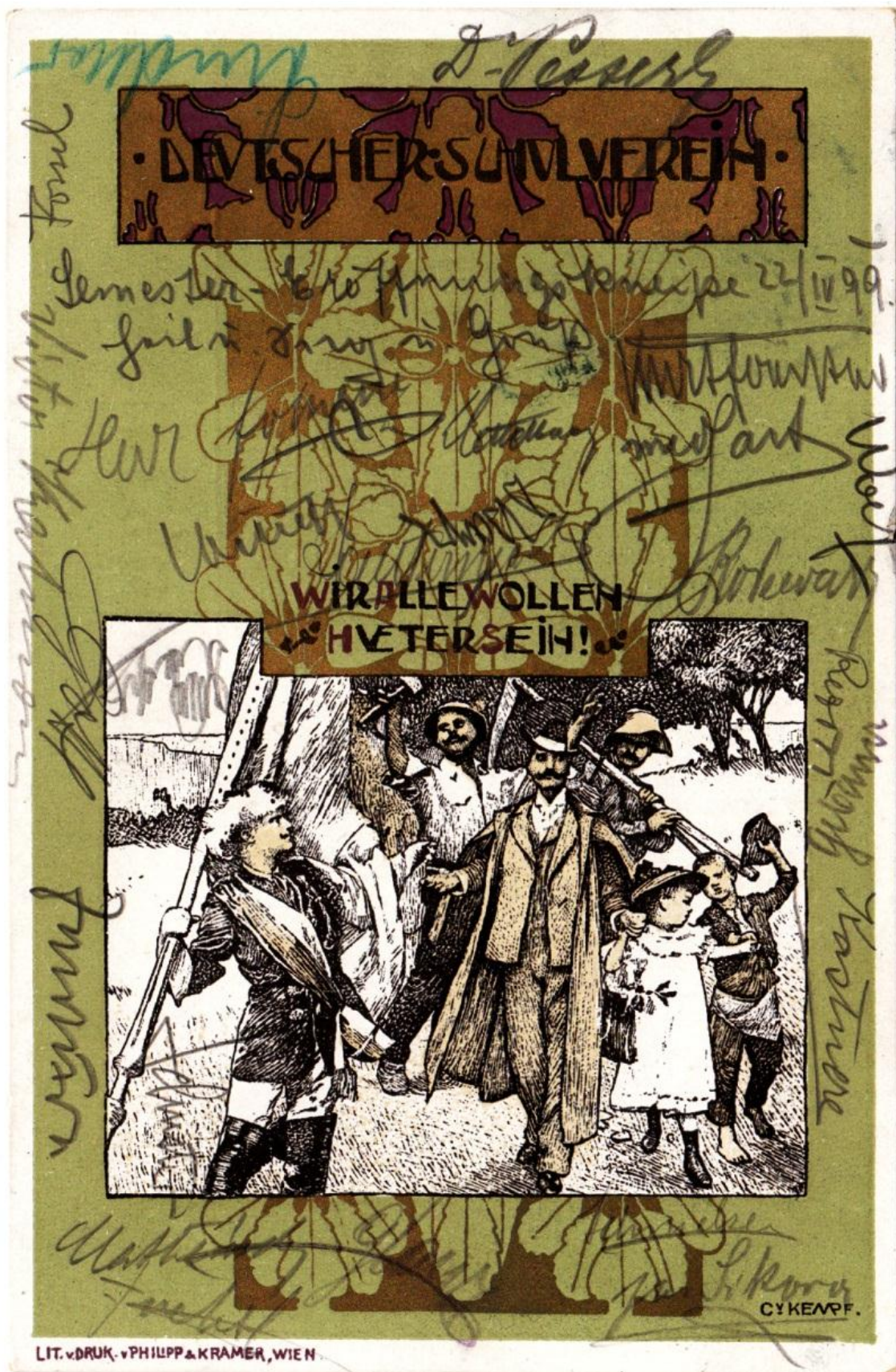


Abb. 33: Auch der „Deutsche Schulverein“ schloss sich dem „Furor teutonicus“ an und wollte von nun an mit Hämmern und Sensen bewaffnet gemeinsam mit Verbindungsstudenten das „deutsche Volk“ verteidigen.



Abb. 34: Das Germania-Denkmal steht auf dieser Ansichtskarte im Sonnenschein, während es um das Ehrenmal für Josef II. bewölkt ist und hinter diesem ein Blitz einschlägt. Ein Hochseefischer reicht einem Mann in einer alpenländisch-bäuerlichen Tracht die Hand, wobei „Alldeutschland“ seine Lobpreisung findet:

*„Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt,
Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt“*

Beim Belt handelt es sich um Dänemark herum gelegene Meerengen. Erhielt Matthäus Much von solcher Propaganda den letzten Impuls seine „Heimat der Indogermanen“ in das Westbaltikum an die Ostseeküste zu setzen?



Abb. 35: Unter einem „Alldeutschland Heil“ reichten sich wiederum ein Hochseefischer einem mit einer bäuerlichen Tracht gekleideten Mann die Hand. Im Hintergrund erscheint das Germania-Denkmal im Sonnenaufgang.



Abb. 36: Der Antislawismus hatte im „Sprachenstreit“ um die Jahrhundertwende Priorität. Dabei sah sich die alldeutsche Bewegung im Kampf um die „Ostmark“ (siehe Grenzstein) als Nachhut der „Germanen“.



Abb. 37: Der Landtagsabgeordnete Franz Stein schuf um die Jahrhundertwende eine alldeutsche Arbeiterbewegung, welche sich das „jüdische Finanzkapital“ als Feindbild auserkoren hatte. Dabei verbreitete Stein die Auffassung, dass im „Judentum“ der größte Gegensatz zum Arbeiter zu erkennen wäre. Oben links steht handschriftlich „Heil und Sieg den Alldeutschen“.



Abb. 38: Karl Hermann Wolf wurde vom einstigen Mitstreiter Georg Schönerers zu dessen innervölkischem Gegner. Zu Beginn des 20. Jh. versuchte Wolf mit seinen „Freialldeutschen“ einen realpolitischen Kurs einzuschlagen. Schönerer geriet nun zunehmend ins politische Abseits. Seine Ideologie lebte jedoch weiter.

Grundgesetz

des

Ersten Wiener Turnvereines.

1. Name, Sitz und Zweck des Vereines.

1. Der Verein führt den Namen „Erster Wiener Turnverein“ und hat seinen Sitz in Wien.

Der Zweck des Vereines ist die Pflege und Verbreitung des deutschen Turnens, als Mittel zur Erhöhung der Mannhaftigkeit, allgemeinen Tüchtigkeit und des Stammesgefühles (Nationalbewußtseins) im deutschen Volke — und hiermit Aneiferung, Gelegenheit und Anleitung zur körperlichen Ausbildung.

Zur Erreichung dieses Zweckes dienen gemeinsame Turn-, fecht- und andere körperliche Übungen, Schauturnen und Turnfahrten, nebst dem auch gesellige Zusammenkünfte und Sangesübungen, eine Bücherei, sowie die allfällige Herausgabe von Druckschriften und Büchern.

2. Erhaltungsmittel des Vereines.

2. Die erforderlichen Geldmittel werden durch die festgesetzten Beiträge der Vereinsangehörigen, ferner durch Zinsungen und Nutzungen aus dem Vereinsvermögen und durch Widmungen und Spenden von Turnfreunden, inner- und außerhalb des Vereines aufgebracht.

3. Mitgliedschaft.

3. Vereinsangehörige können nur Deutsche (arische Abkunft) sein, deren Aufnahme vom Turnrate bestätigt wird. Der Verein besteht aus:

- a) ausübenden Mitgliedern,
- b) unterstützenden Mitgliedern,

Abb. 39: An dieser Stelle ist der „Arierparagraph“ des „Ersten Wiener Turnvereins“ aus den Satzungen von 1907 zu sehen. In der Bezeichnung „Deutsche (arische Abkunft)“ verbirgt sich hinter der Deutschtümelei der Antislawismus und hinter dem Rassenbegriff der Antisemitismus.

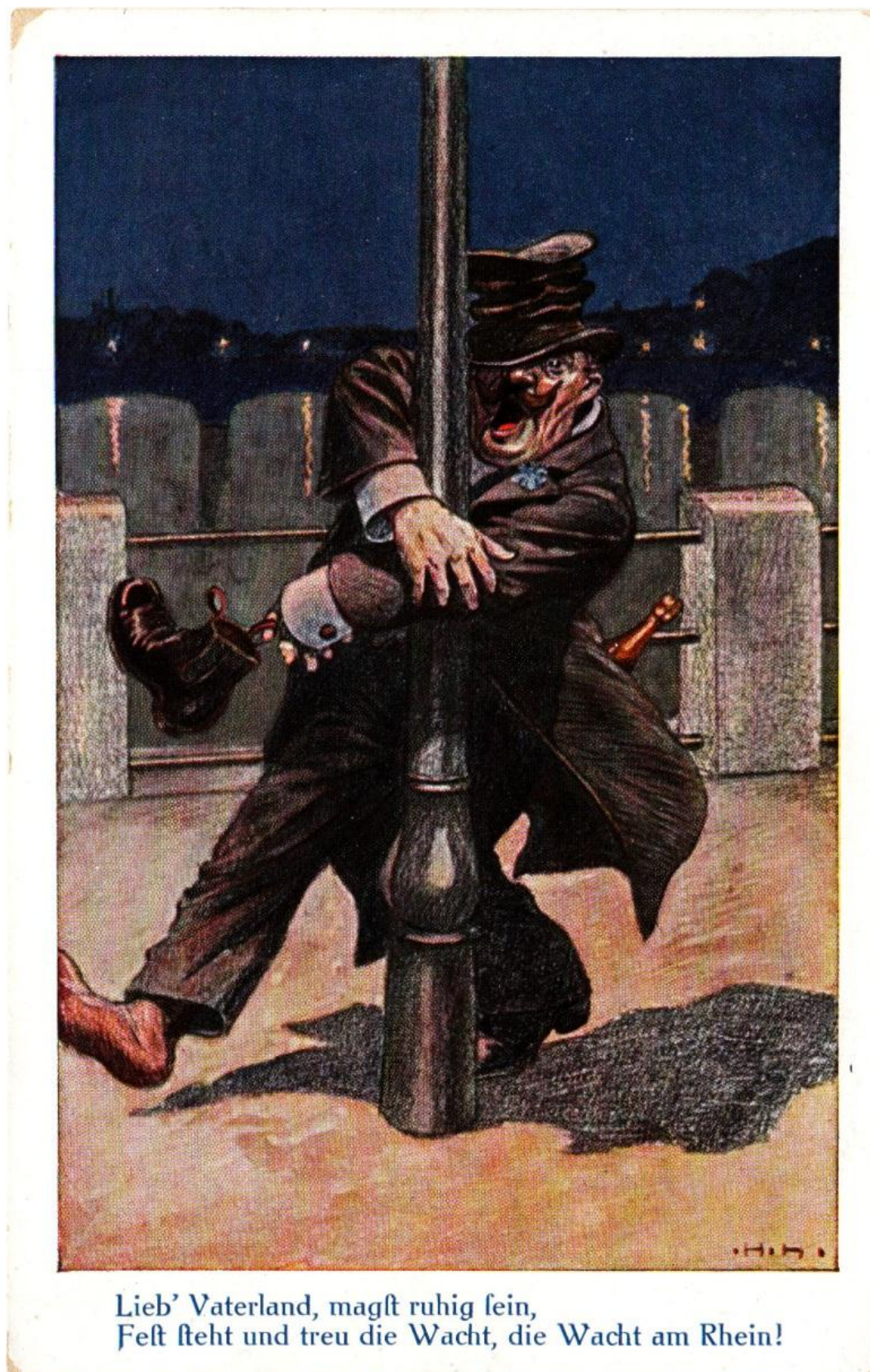


Abb. 40: Auch Scherze wurden über die häufig trinkfreudigen Deutschnationalen gemacht. Der Betrunkene trägt eine Kornblume, welche seit Anfang der 1890er-Jahre ein Zeichen für die gesamte „Deutsche Linke“ darstellte. Mit seiner fehlenden Standfestigkeit werden die in dem Gedicht/Lied „Wacht am Rhein“ beschriebenen „deutschen Tugenden“ ins Lächerliche gezogen.

12.6.2 Zu Kapitel 5



Abb. 41: Die *germanische Kontinuitätstheorie* wurde in deutschvölkischen Kreisen besonders als Gegensatz zur römischen Besatzung und der mit dieser verbreiteten Kultur verstanden. Auf diesem Reliefbild, welches eventuell auf einem (Poesie-)Album geklebt hat und schätzungsweise aus der Zeit um 1900 stammt, verhält sich ein „deutscher Bauer“ in seiner Tracht trotzig gegenüber einem Legionär. Die Schrift hat vermutlich einen spöttischen Inhalt, welcher jedoch vom Althistoriker Mag. Rainer Feldbacher und selbst von einem seiner Bekannten, der in Neulatein bewandert ist, nicht zu entziffern war und offensichtlich mit slawischen Wörtern angereichert ist.

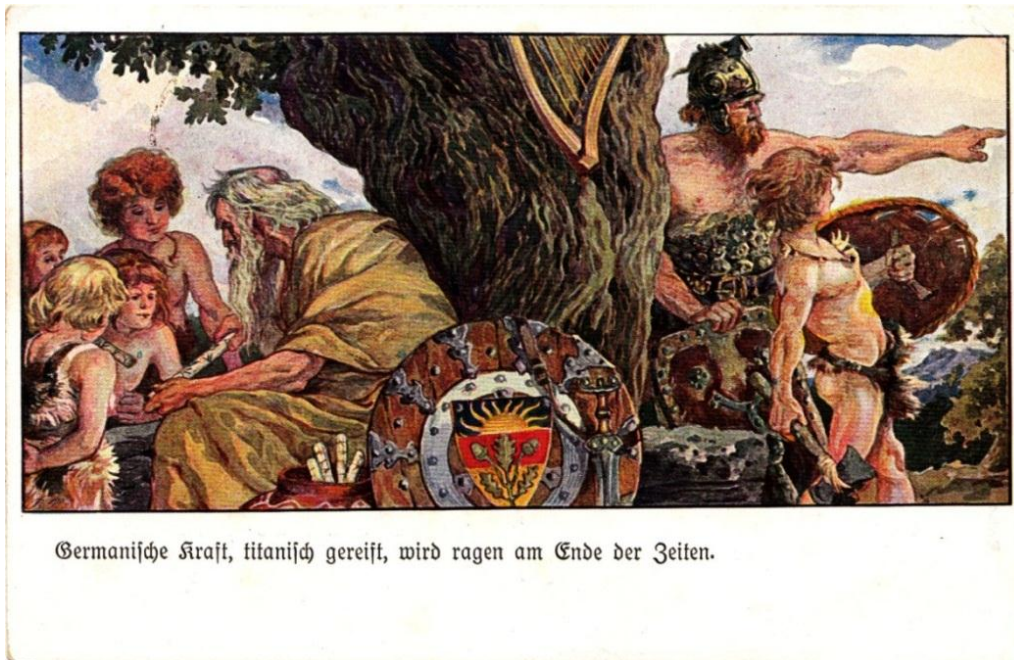


Abb. 42: Nach germanophilen Vorstellungen hatte die „germanische“ Kultur die Christianisierung mehr oder weniger unverändert bis in die Gegenwart überdauert. Für die Zukunft wurde eine Revitalisierung „urgermanischer Bräuche“ angestrebt.



Abb. 43: In der Vergangenheit hätten die „Germanen“ mit weit angelegten „Eroberungszügen“ die „deutschen Tugenden“ verbreitet.

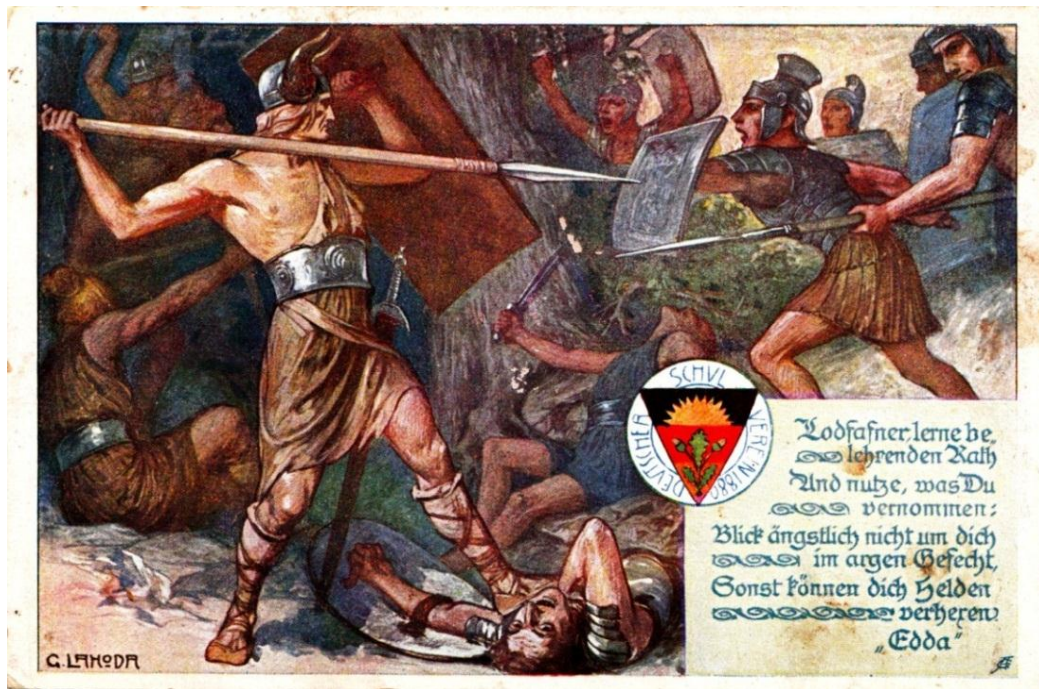


Abb. 44: Der Kampf gegen die römische Armee blieb ein Hauptthema und wurde dabei mit der *Edda*-Dichtung verknüpft.

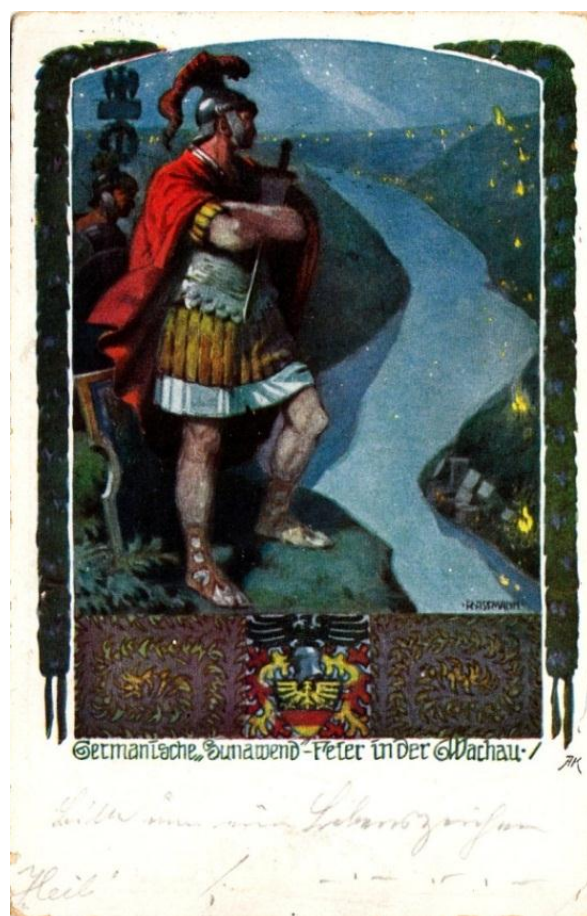


Abb. 45: Schon zu „germanischen Zeiten“ sollten dabei die Sonnenwendfeiern einen Ausdruck von „völkischer Solidarität“ in den Auseinandersetzungen mit den römischen Legionen dargestellt haben.

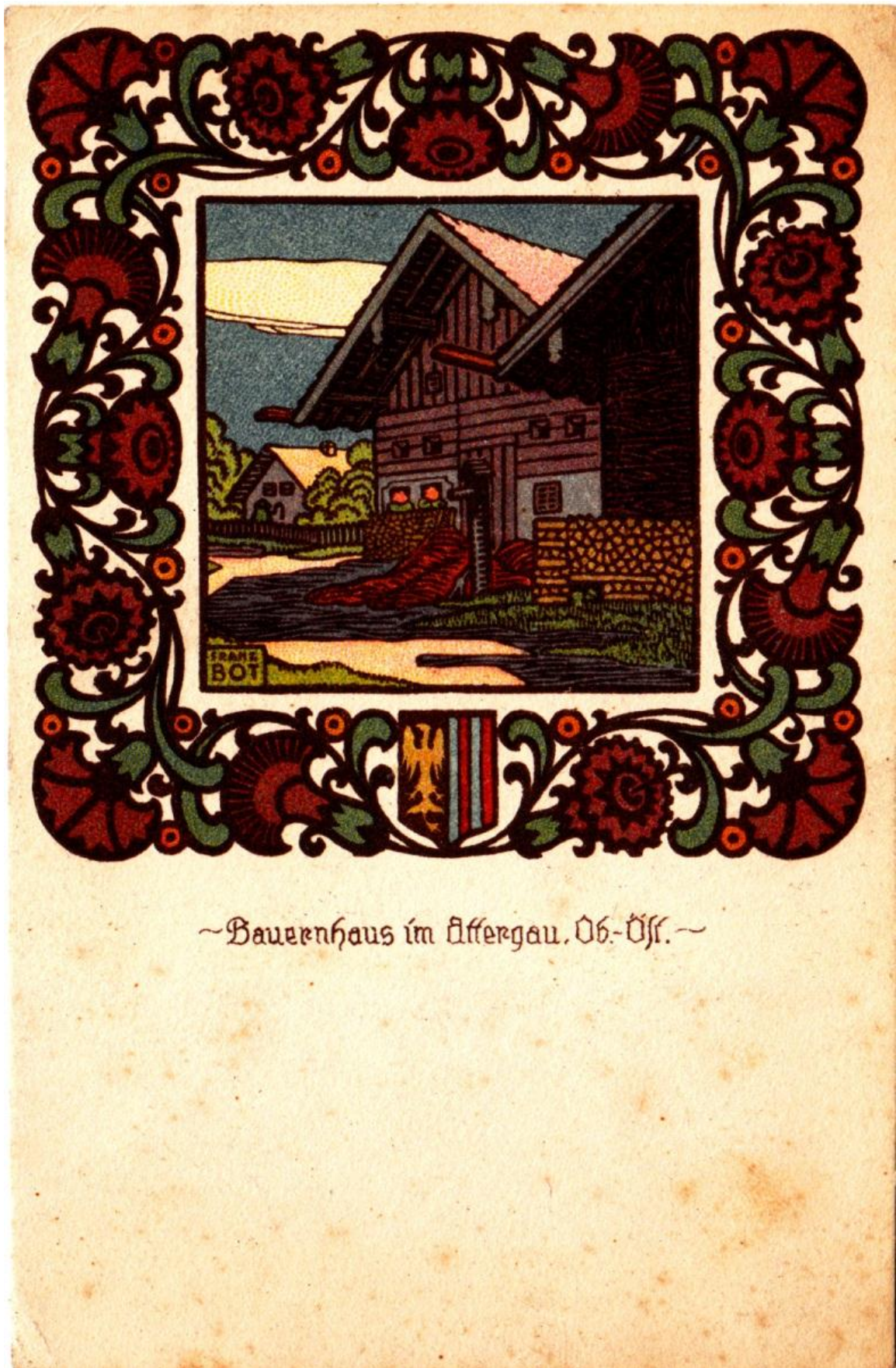


Abb. 46: Das „deutsche Bauernhaus“ wurde zum Sinnbild „nationaler Beständigkeit“, welches angeblich bis in „indogermanische Urzeit“ zurückreichen würde.

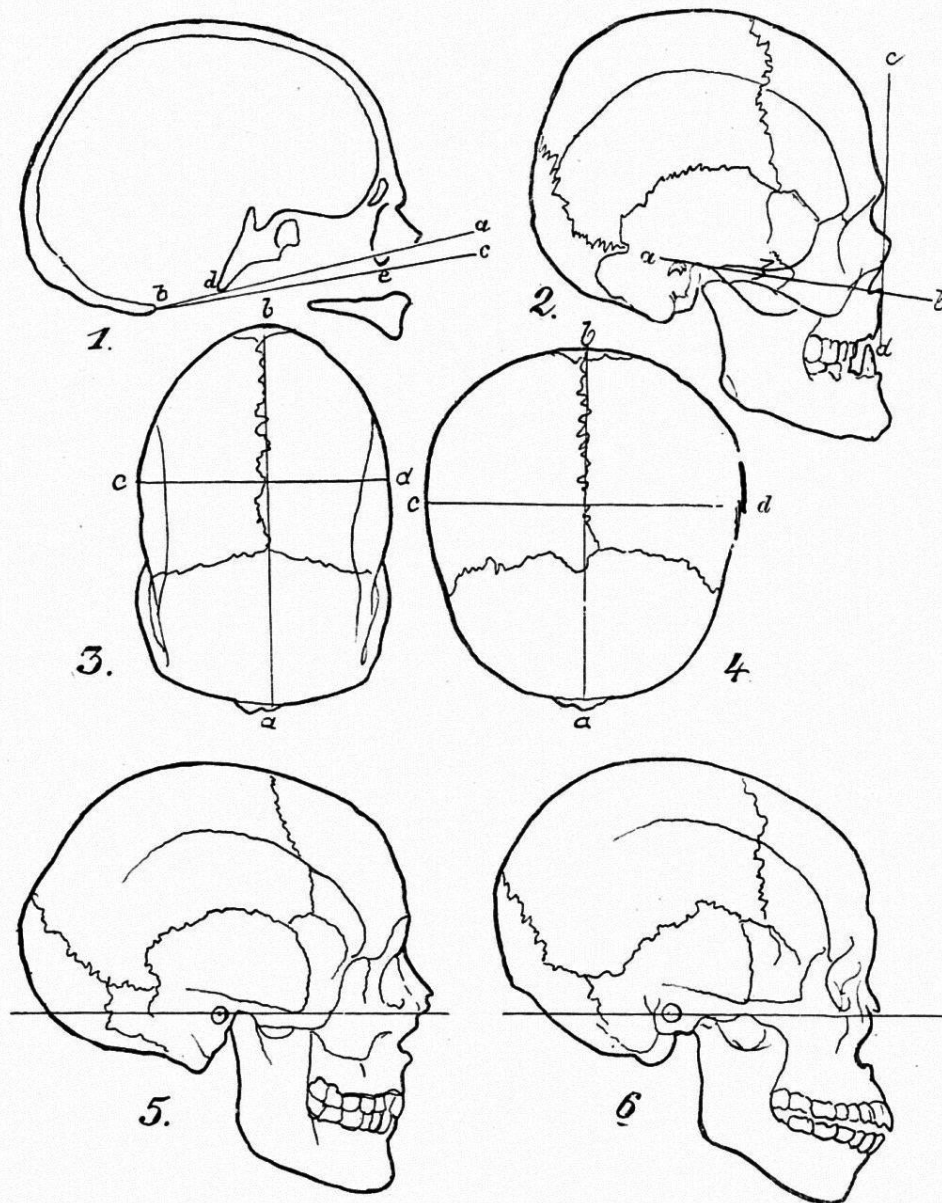


Fig. 10. Zur Entwicklung der Kraniometrie.

1. Daubentons Okzipitalwinkel abc (b—d Hinterhauptloch, e unterer Rand der Orbita). Männlicher Schwedenschädel. — 2. Campers Gesichtswinkel (Finnenschädel). — 3. Retzius' Dolichocephalie (Kaffernschädel). — 4. Retzius' Brachycephalie (Kleinrusse). — 5. Retzius' Orthognathie (Männlicher Schwedenschädel). — 6. Retzius' Prognathie (Negerschädel).

Abb. 47: Auf dieser Abbildung sind verschiedene Vermessungsmethoden des menschlichen Schädels dargestellt. Es wurden seit dem ausgehenden 18. Jh. verschiedene anatomische Methoden entwickelt, menschliche Schädel zu vermessen. In den 1840er Jahren verhalf Anders Retzius dem von Peter Camper erstmals entwickelten *Längen-Breiten-Index* zum Durchbruch.

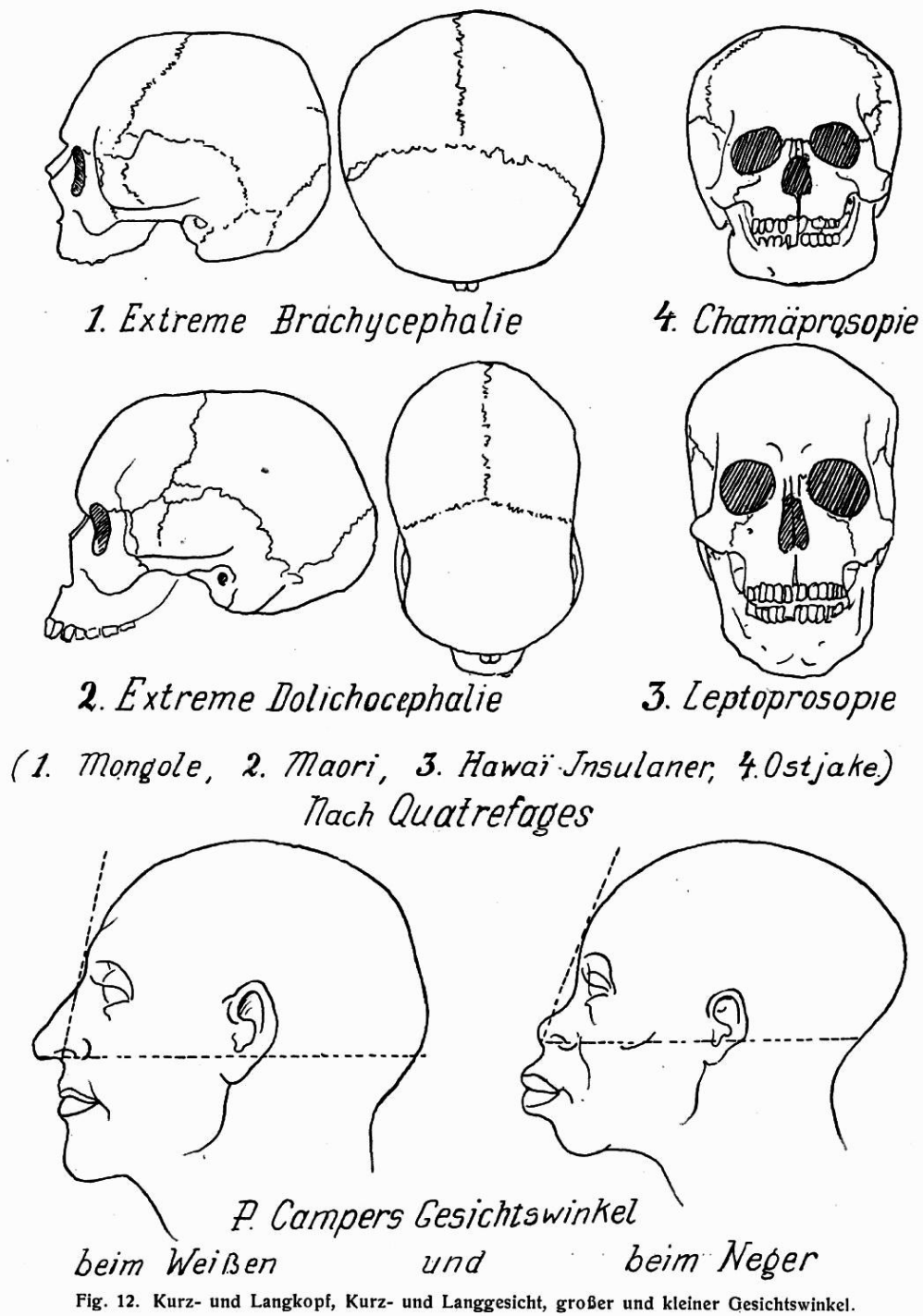


Abb. 48: Der Längen-Breiten-Index und Campers Gesichtswinkel konnten zur „Abwertung“ bestimmter Bevölkerungsgruppen dienen.

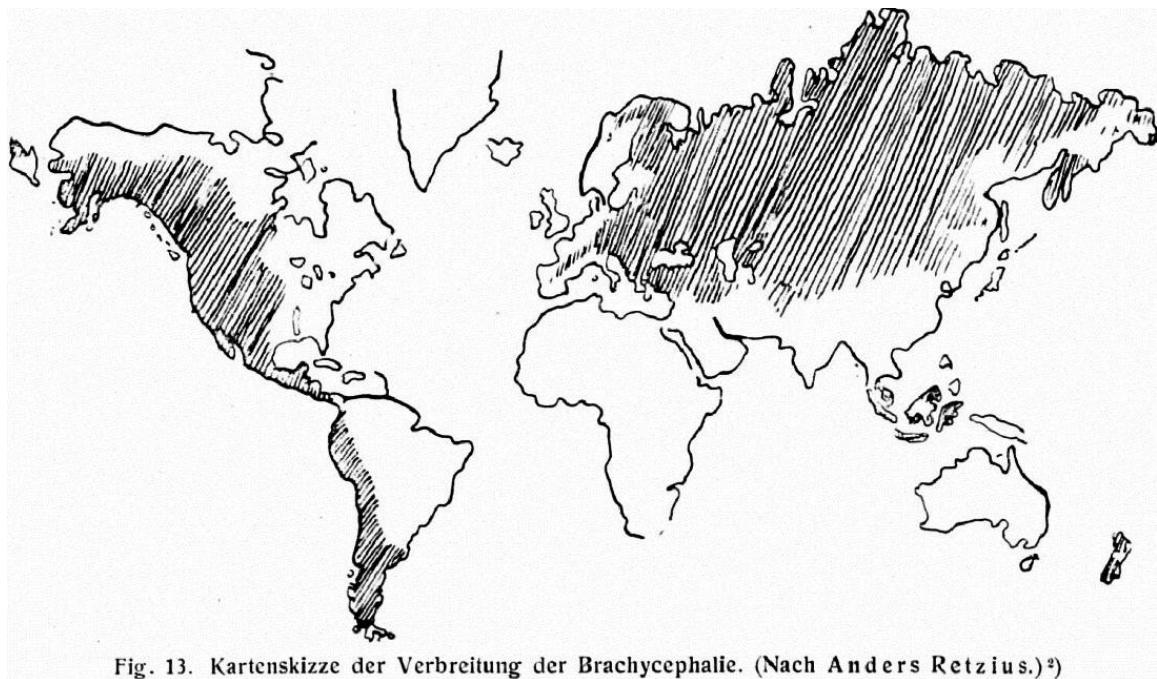


Abb. 49: Eine Kartenskizze von Anders Retzius, auf welcher die Verbreitung der „Brachyzephalie“ dargestellt sein soll. Die *Brachyzephalie* („Kurzschädeligkeit“) wurde oftmals als ein Zeichen von angeblicher „Minderwertigkeit“ aufgefasst, wobei geglaubt wurde, diese auch kartographisch auf bestimmte Gebiete festlegen zu können. Dagegen wurde die *Dolichocephalie* („Langschädeligkeit“) häufig als Hinweis für „rassische Höherwertigkeit“ verstanden.

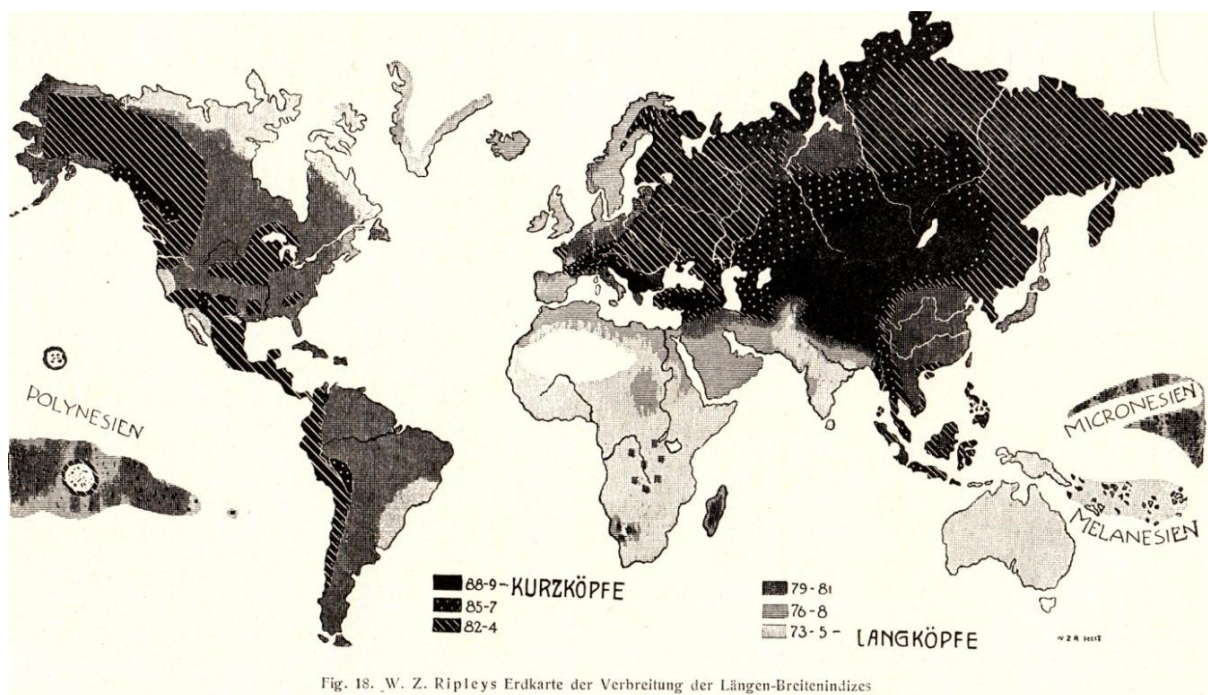


Abb. 50: Eine globale Verbreitungskarte der *Brachyzephalie*, anhand von welcher viele Forscher glaubten, „kulturelle Rückständigkeit“ lokalisieren zu können.

1. Dolichocephale (Langköpfe)	mit einem Index von höchstens	75·00
2. Subdolichocephale	" " " " " " " "	75·01—77·77
3. Mesocephale (Mittelköpfe)	" " " " " " " "	77·78—80·00
4. Subbrachycephale	" " " " " " " "	80·01—83·33
5. Brachycephale (Kurzköpfe)	" " " " " " " " mindestens	83·34

Broca¹⁾ fand die Indizes von

27 Australiern	71-79	1. Wirkliche Dolichocephale oder ausgesprochene Langköpfe (darunter bemerkenswert viele kulturarmer Völker, in insularen oder sonst entlegenen Wohnsitzen und prähistorische Formen), vor- herrschend in Afrika und Austra- lien.
21 Grönländischen Eskimos	71-71	
54 Neukaledoniern	71-78	
18 Hottentotten und Buschmännern	72-42	
8 Kaffern	72-54	
85 Westafrikanischen Negern	73-40	
6 Diluvialen Bewohnern Frankreichs	73-34	
19 Neolithischen Bewohnern Frankreichs	73-22	
19 Arabern aus Algier	74-06	
20 Indischen Parias	74-17	
28 Korsen	75-35	2. Subdolichocephale oder nicht ausgesprochene Langköpfe (darunter neben kulturarmer Völkern solche mit höherer und älterer Kultur), vorherrschend im Mittelmeergebiet.
20 Guanchen der Kanarischen Inseln	75-53	
81 Alten Ägyptern	75-58	
10 Tasmaniern	76-11	
41 Polynesiern	76-30	
81 Franken aus der Merowingerzeit	76-36	
12 Modernen Ägyptern (Kopten)	76-39	
60 Spanischen Basken	77-62	
28 Chinesen	77-60	
63 Galliern	78-09	
25 Mexikanern	78-12	
53 Normannen	78-77	
49 Holländern	78-89	
384 Parisern des 12. bis 19. Jahrhunderts	79-45	
27 Südamerikanern	79-16	
36 Nordamerikanern	79-25	
57 Französischen Basken	80-25	
4 Esthen	80-39	
11 Verschiedenen Mongolen	81-40	4. Subbrachycephale oder nicht ausgesprochene Kurzköpfe (wie 3), vorherrschend in Asien, Ost- und Mitteleuropa.
11 Türken	81-49	
29 Javanesen	81-61	
11 Elsässern und Lothringern	82-93	
10 Indo-Chinesen	83-51	
5 Finnen	83-69	
88 Auvergnaten	84-07	
11 Kroaten	84-83	
6 Bayern und Schwaben	84-87	
11 Lappen	85-07	

Abb. 51: Auch Kritiker des „rassischen Edelmenschentums“ wie z.B. Paul Broca oder Moritz Hoernes schenkten Schädelvermessungen weitreichende Beachtung.

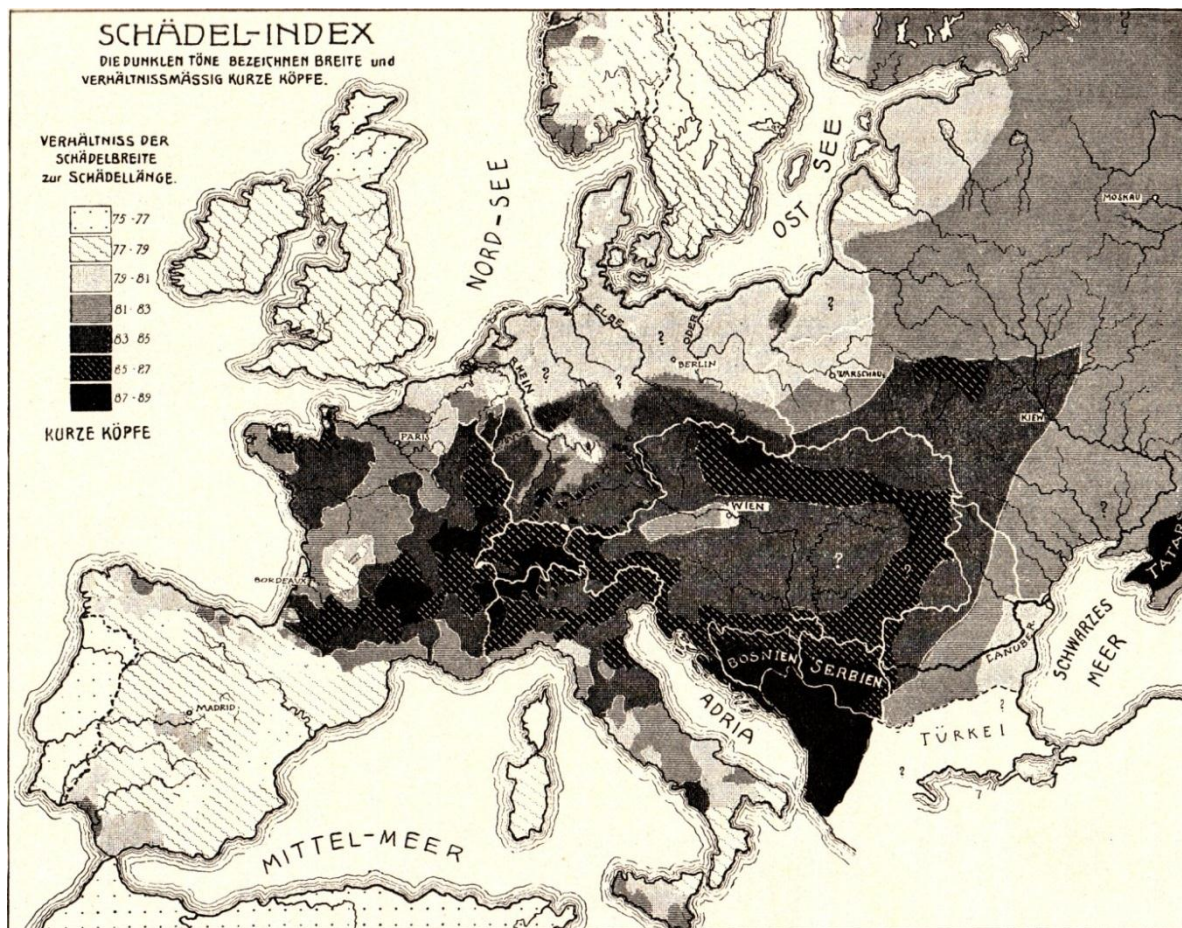


Fig. 116. Schädelindex-Karte von Europa. (Nach W. Z. Ripley.)

Abb. 52: Hier ist eine europaweite Verbreitungskarte der *Brachycephalie*, welche nach damals durchgeführten Vermessungen von Nordeuropa in Richtung Süden und Osten abnahm, zu sehen.

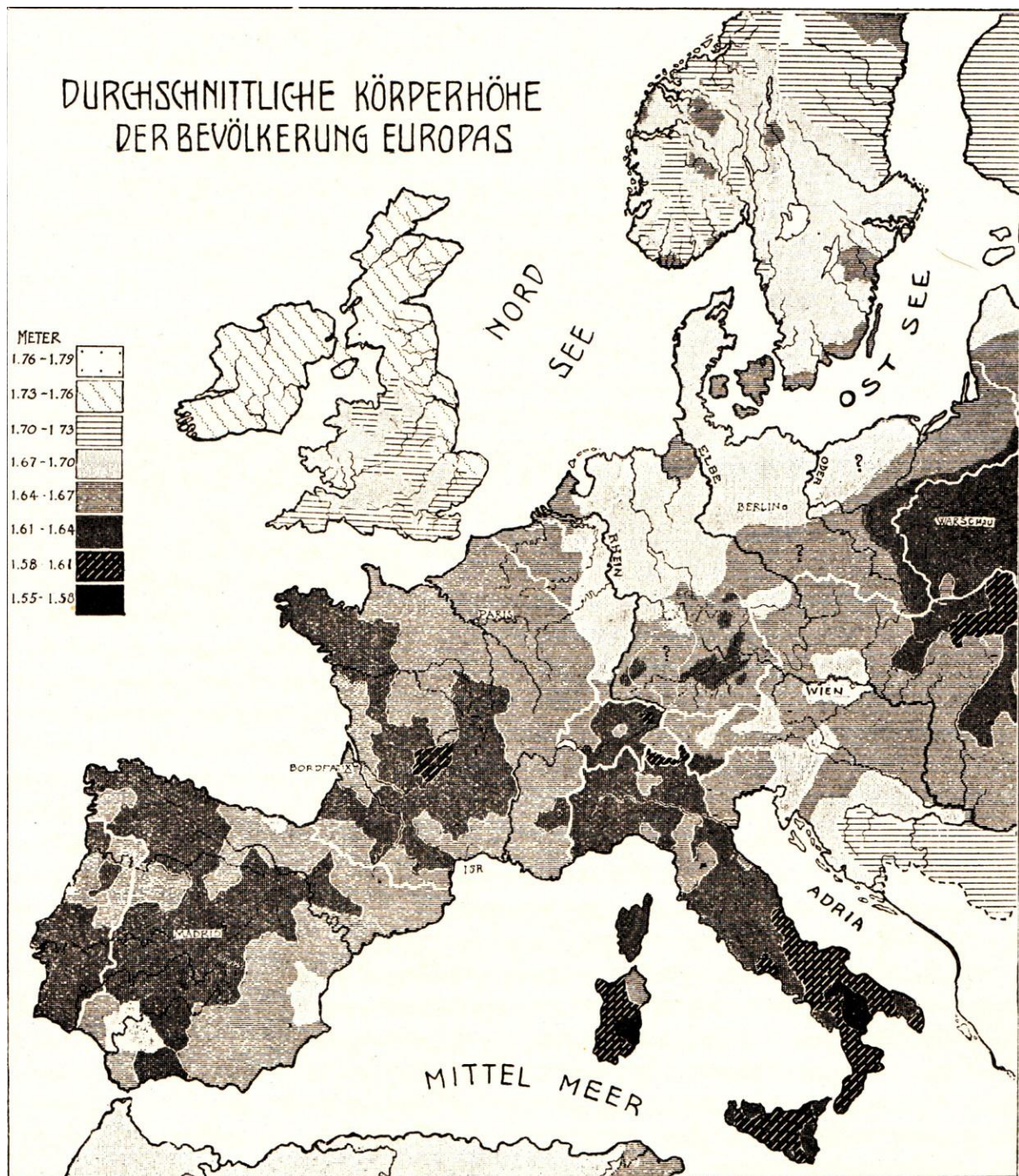


Fig. 117. Karte der durchschnittlichen Körperhöhe der Bevölkerung Europas. (Nach W. Z. Ripley.)

Abb. 53: Daneben wurde die Körpergröße auch in wissenschaftlichen Kreisen als anatomischer Ausdruck der „nordischen Herrenrasse“ verstanden.

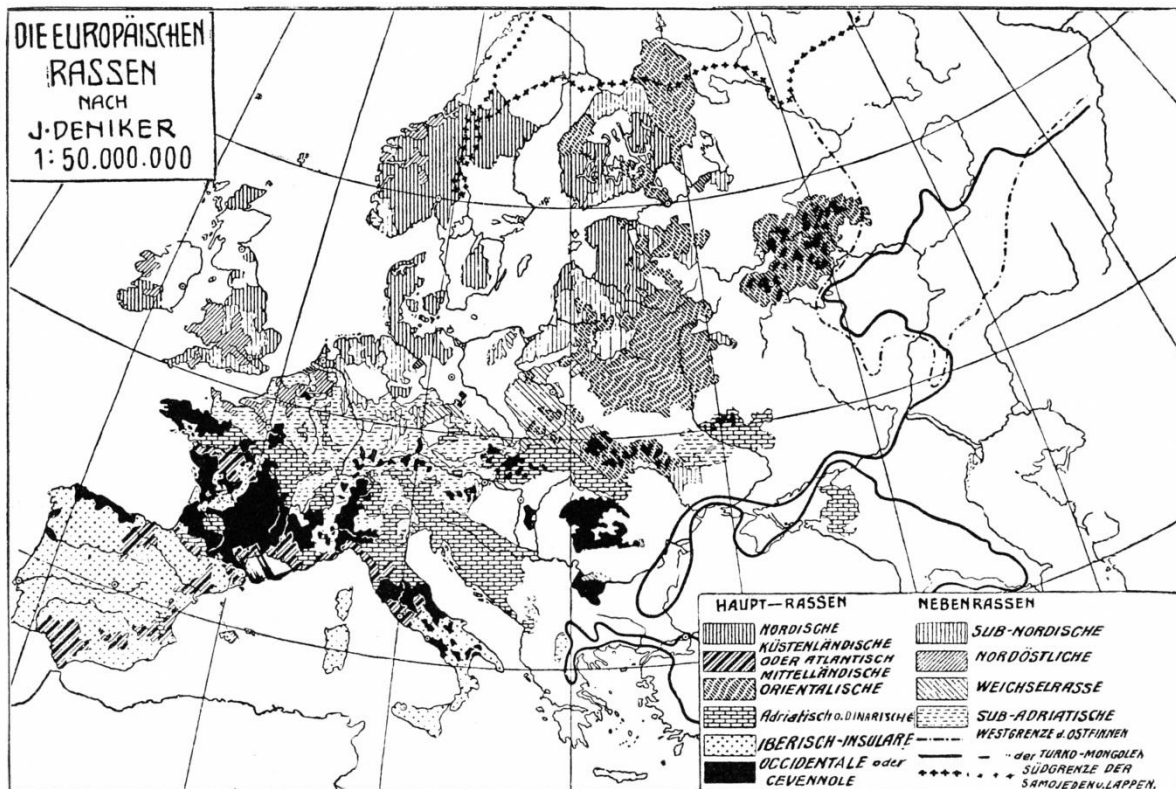


Fig. 115. J. Denikers Rassenkarte von Europa.

Abb. 54: Die Verbreitung von „Haupt“- und „Nebenrassen“ sollte nicht nur im global-kolonialen Kontext, sondern auch für Europa kartographisch erfasst werden.

Einst hatt' ich langes, blondes Haar.

Einst hatt' ich langes, blondes Haar,
Ein Erbteil arischen Stamms,
Ein trozig, blaues Augenpaar
Und oft zerriss'nes Wams.
Ich tollt' und trieb's nach Bubenart,
Rieß keinen Freund im Stich
Und hab' die Prügel nicht gespart
Bei Knirpsen so wie ich.
Und kam ich heiß aus Knabenwirren
Zur Mutter in die Stub',
Sie strich das Haar mir aus der Stirn:
„Mein lieber, dummer Bub!“

Und nachts, wenn schon der Weihnachtsbaum
Stand flitterüberstreut,
Dann klang's durch meinen Kindertraum
Wie silbernes Geläut.
Und freudig, angstvoll hört' ich nah
Und ferner süß Getön
Und setzt' mich auf und rief: „Papa,
Wer läutet denn so schön?“
Und er, der tief den Mund hinein
In meine Backen grub:
„Das Christkind ist's! Und nun schlaf ein,
Mein lieber, dummer Bub!“

Dann trug ein Tag an Zweifeln schuld,
Die nie ich mehr verwand,
Als ich auf Vaters hohem Pult
Versteckt ein Glöckchen fand.

Und als ich's leise hob und schwang
Und atemlos gehört,
Erkannt ich jenen Silberklang,
Der oft mein Herz betört.
Da ward der kleine Dumme — klug
Und wußt's doch selber kaum:
Wieviel entfloß mit leisem Flug
In diesem Kindertraum . . .

Nun heiß' ich klug, nun heiß' ich reif,
Gedunkelt ist das Haar;
Trag' hoch den Kopf, den Nacken steif
Schon manches, manches Jahr.
Doch wenn fein leis' Geflimmer spannt
Zur Weihnachtszeit der Schnee,
Wie Kinderwonne faßt's mich an
Und auch wie Kinderweh.
Und an das Herz, das zweifelnd sann
Und liebt und haßt und flucht,
Klopft leis' ein Kinderhändchen an,
Das seine Heimat sucht . . .

Rudolf Presber.

(Aus: „Aus dem Lande der Liebe“. J. G. Cotta'sche
Buchh. Nachf., Stuttgart u. Berlin.)

Abb. 55: Auch das blonde Haar wurde als nordeuropäisches „arisch-germanisches Rassenmerkmal“ aufgefasst, welches jedoch mit der angeblich seit urgeschichtlichen Zeiten expansiven Verbreitung der „nordischen Rasse“ Richtung Südeuropa immer weiter ins Hintertreffen gerate. Nicht alle deutschvölkischen Agitatoren hatten blonde Haare, so dass man sich damit trösten wollte, solche als Kind gehabt zu haben.

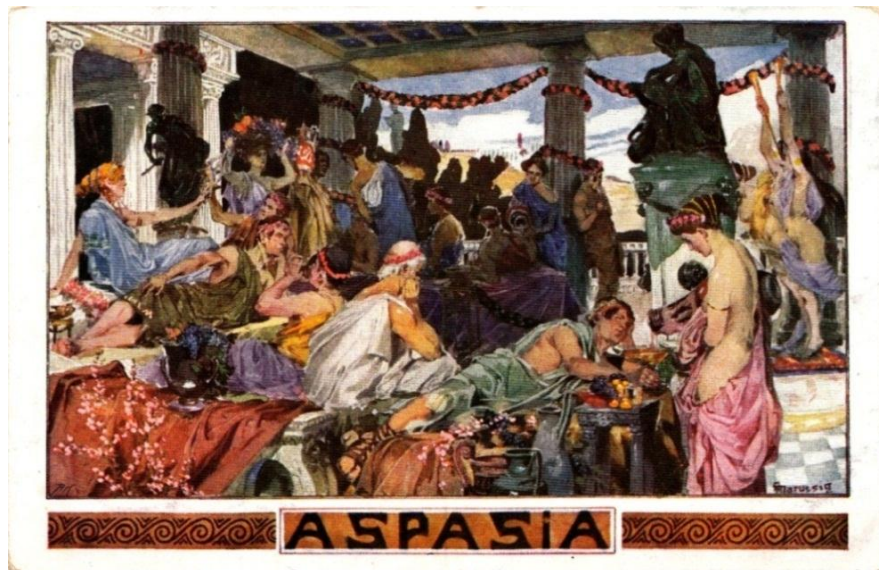


Abb. 56: Im Roman *Aspasia* von Georg Schönerers Lieblingsdichter Robert Hamerling aus dem Jahr 1875 wurde Athen als ein von „Dekadenz“, „Entartung“ und „Niedergang“ geprägter antiker „Sündenpfuhl“ dargestellt und war ein Sinnbild für das gegenwärtige Wien. Im Gegensatz zu dieser „Wollust“ und „Verweichlichung“ verkörperte das „preußische Sparta“ Wertvorstellungen, welche für „Zucht und Ordnung“ standen.

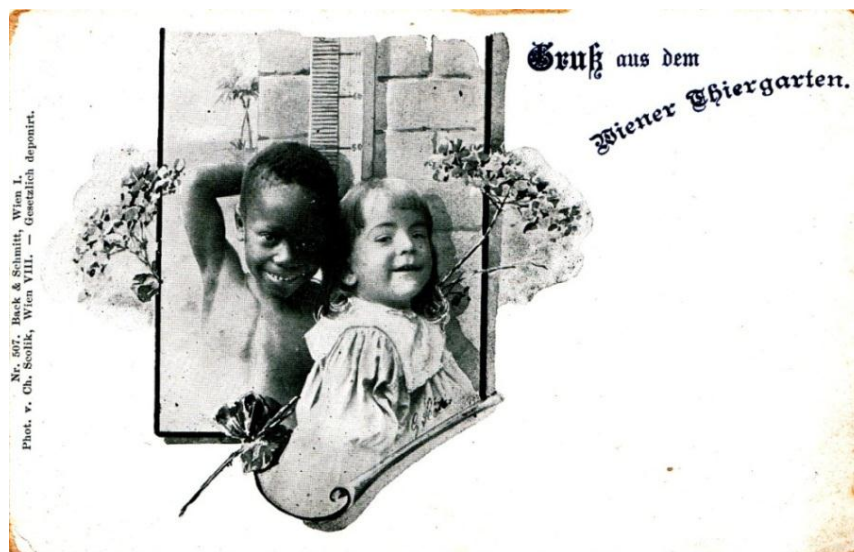


Abb. 57: Sogenannte „Völkerschauen“ fanden u.a. im Wiener „Tiergarten am Schüttl“ statt und sind allein schon durch die öffentliche Präsentation unter eurozentristischem Blickwinkel aus heutiger Sicht als menschenverachtend einzustufen. Die Schaulustigkeit der Wiener Bevölkerung war groß, wobei im ausgehenden 19. Jh. das Publikum insbesondere aus liberalen Gesellschaftsschichten stammte. Doch auch der ein oder andere deutschnationale Bürger wagte einen Blick in den Hort von „exotischer Lüsterheit“ und vermeintlich anthropologisch „wertvollem Material“. So gab Matthäus Much offen zu, zum Publikum zu gehören und schrieb bereits 1879 einen Artikel zur „Nubier-Karawane“, welcher in den MAGW seine Veröffentlichung fand und einen frühen Einblick in seine Vorstellungen von einer „Rassenevolution“ gestattet. Muchs diesbezügliche Ansichten unterlagen, vor allem unter dem Einfluss der *Anthroposoziologie* und der *Politischen Anthropologie*, um die Jahrhundertwende deutlichen Wandlungen, welche jedoch sein „Herrenmenschen“-Bewusstsein eher förderten.



Abb. 58: Das „Aschanti-Dorf“ gelangte als Ort der Geselligkeit zur Darstellung. Die Menschen wurden in wohnlich ausschauenden Hütten leben gelassen.



Abb. 59: Nicht immer wurden die vermeintlichen „Aschanti“ als wirklich „wild“ und „kulturlos“ dargestellt. Hier befinden sie sich offenbar auf einem Fest- oder Trauerzug.



Abb. 60: Im Satireblatt „Kikeriki“, welches konservative bis deutschnationale Haltungen verbreitete, bedurften die Rotunde als Austragungsort der „Völkerschauen“ und deren liberales Publikum einer ordentlichen Desinfizierung.

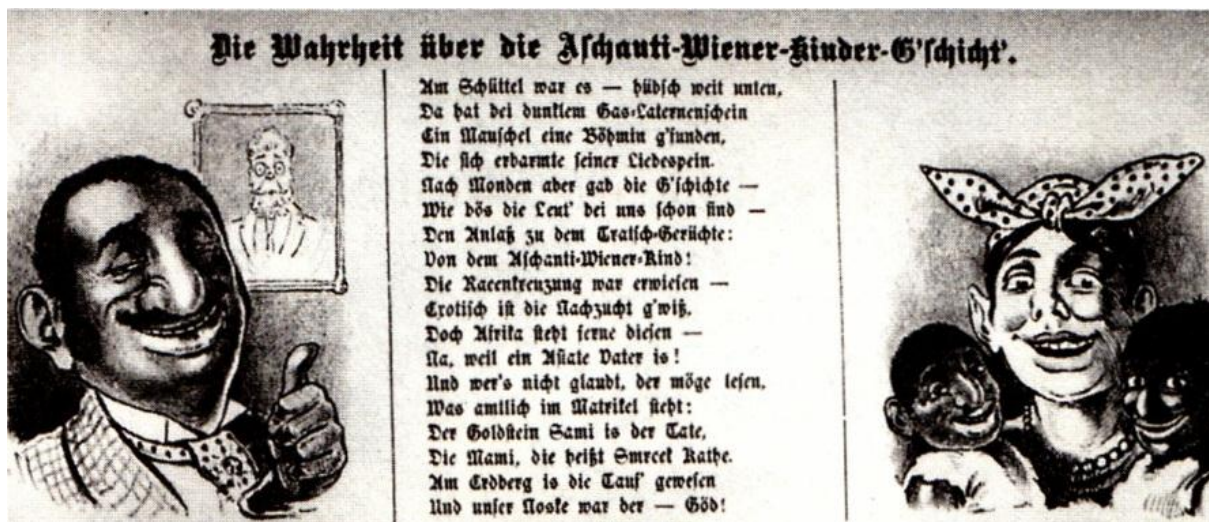


Abb. 61: Außerdem machten Gerüchte über „Aschanti-Kinder“ die Runde, wobei sich angeblich „Slawinnen“ für die vermeintlich gesteigerte sexuelle Lusternheit der „Aschanti“-Männer besonders empfänglich zeigten. Als herausgefunden wurde, dass es sich bei dem vermeintlichen Nachwuchs um leere Phrasen handelte, ließ der „Kikeriki“ einen „Semiten“ zum Vater der dunkelhäutigen Kinder werden, welche auf der Karikatur zudem mit der sog. „Judennase“ zur Darstellung gelangten.



Abb. 62: Überhaupt waren zahlreiche gesellschaftliche Diskurse um die Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jh. von Ängsten vor „Entartung“ geprägt. Auch im Rahmen der „Badeni-Krise“ wurde gegen eine „drohende Machtübernahme“ des Wiener Gemeinderats durch Politiker polemisiert, deren Gesichtszüge man an die Stereotypen von „Semiten“ und „Slawen“ anknüpfen ließ. Zudem rufen die *Physiognomien* Erinnerungen an Bilder von „wilden Tieren“ hervor.



Sieh mal dies erbärmliche Gefindel, nicht mal Schuh haben sie und überhaupt, keine Schuhmacher gibts nichi, keine Litfasäulen, nicht mal Stehbierhallen. Das muß ja ein elendiges Leben sein hier außen.

Abb. 63: In deutschvölkischen Kreisen wurde besonders die „Degeneration“ bzw. „Entartung“ durch „Rassenmischung“ befürchtet. Bei dieser Darstellung aus der Zeitschrift „Der Scherer“ spielte möglicherweise das Konstrukt einer „alpinen Rasse“, welche einst von den eintreffenden „Ariern“ in das unwirtliche Hochgebirge zurückgedrängt worden wäre, eine Rolle.



Abb. 64: Durch die Gedanken an ein nach völkischen Gesichtspunkten erfolgreiches „Revitalisierungsprogramm“ von „altgermanischen Bräuchen“ und durch die Idee der „Rassenzucht“ konnte aber auch auf eine „rosige Zukunft“ des „deutschen Volkes“ gehofft werden. Diese Abbildung ist im „Scherer“ veröffentlicht worden. Unter *Wotan* bzw. *Odin* und einem seiner beiden Raben ist folgender Satz gedruckt: „Das Volk wird eines Tages den Aufgang der Sonne sehen.“

12.6.3 Zu Kapitel 6



Abb. 65: Eugen Dührings Rassenantisemitismus lieferte im deutschsprachigen Raum seit 1881 für zahlreiche Judenhasser und ihre Bewegungen das Vorbild. Diese Korrespondenzkarte entstammt dem studentischen Umfeld (Absender: „Germania“, Zirkel). Sie ist mit einer Vignette der Vereines „Südmark“, auf welcher ein „Germane“ dargestellt ist und zudem mit einer weiteren Marke versehen, die mit dem folgenden damals populären Satz Dührings bedruckt ist: „Deutscher Geist und deutsche Sitte sind unvereinbar mit den Eigenschaften der Juden-Rasse“.



Abb. 66: Der Spruch „Der Gott der Eisen wachsen ließ, Der wollte keine Knechte“ von Ernst Moritz Arndt stammt aus den Befreiungskriegen und blieb für die Deutschnationalen richtungsweisend.



Abb. 67: Über die *germanische Kontinuitätstheorie* konnten der Beruf des Schmiedes Anlehnung an die nordische Mythologie finden, wobei ihm eine „verjüngende“ Wirkung zugeschrieben wurde. Die Ansichtskarte ist mit einem „treudeutschem Heil“-Gruß versehen.



Abb. 68: Auch in der Gegenwart wurde das Schmiedehandwerk als typisch „deutsches Handwerk“ und „schaffende Arbeit“ verstanden. Nach deutschvölkischen Vorstellungen wurde es dem „raffenden Kapital“ des „jüdischen Finanzkapitals“ gegenübergestellt.

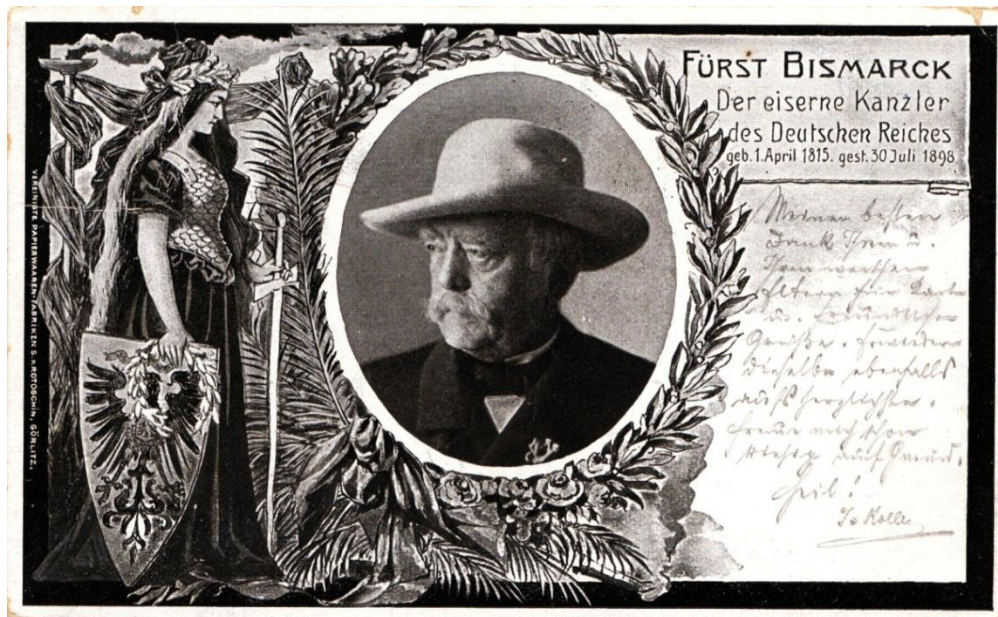


Abb. 69: Ende des 19. Jahrhunderts galten nicht nur die Preußen als „eisern“, sondern auch ihr Kanzler Otto von Bismarck.



Abb. 70: Matthäus Much glaubte bereits seit 1877 die Wehrhaftigkeit des „deutschen Volkes“ bis in die Steinzeit zurückverfolgen zu können. In völkischen Kreisen hielt sich diese Behauptung, was in den hier abgebildeten Reklamemarken für die reichsdeutsche Zeitschrift „Hammer. Blätter für deutschen Sinn“, welche vom Antisemiten Theodor Fritsch herausgegeben wurde, deutlich wird. Zudem wird auf den Vignetten eine „deutsche Wiedergeburt“ angepriesen.



Abb. 71: Die selbsternannten „Germanen“ verstanden sich als „Drachentöter“ und wollten auch dem „Zwergengezücht“ mit Waffengewalt Einhalt gebieten. Im zeitgenössischen antisemitischen Kontext wurden Zwerge, genauso wie Drachen, mit dem „Judentum“ in Verbindung gesetzt, wobei der Drache das „jüdische Finanzkapital“ und der Zwerg das „Niederrassentum“ symbolisierten.



Abb. 72: Das „Zwergengezücht“ verfügte angeblich über eine ausgeprägte Gier nach Gold, mit welcher es auch schon Zwietracht unter den „Germanen“ gesät hätte. Im Kampf „Mann gegen Mann“ wäre die „semitische Rasse“ dagegen völlig unfähig, „ehrlich“ errungene „Siege“ davonzutragen.



Abb. 73: Die Karikatur „Wehe uns Allen, wenn die Fortuna so daher kommt!“ entstammt dem Jahr 1873 als die der Weltwirtschaftskrise aus Wien ihren Bannkreis zog und nachhaltig pessimistische Sichtweisen in der Bevölkerung hervorrief. Auf der Darstellung streut die Glücksgöttin Fortuna Pfand-, Konkurs- und Bankrottbescheinigungen aus. Die Schuld wurde dabei häufig beim angeblich „jüdischen Finanzkapital“ gesucht. Auch einige der hier abgebildeten Aktionäre zeigen durchaus Gesichtszüge, die damals als „jüdisch“ bzw. „semitisch“ galten.

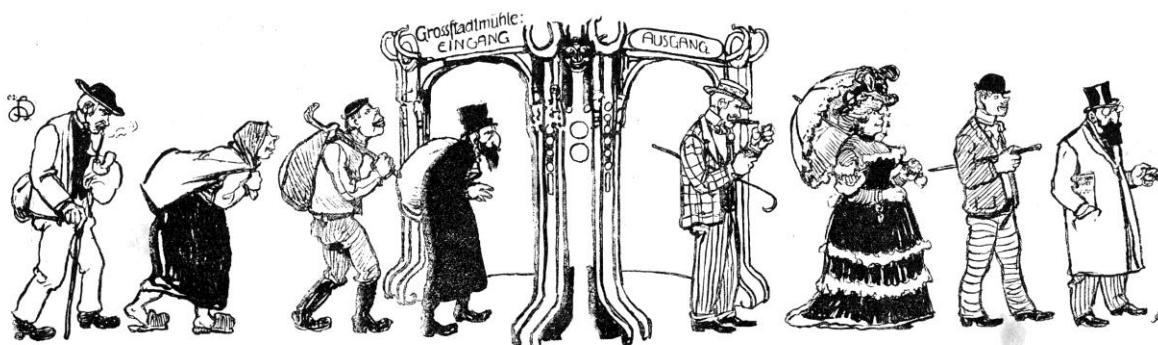


Abb. 74: Der „Deutsche“ sah sich von allen Seiten benachteiligt. Insbesondere den „Juden“ wurde ein schneller Aufstieg nach der Einwanderung in die Großstädte zugetraut.

Schranzentum.

Verratet nur mein Volk, wie ihr's so oft getan,
 Und zwingt's zu Rom mit eurem feinsten Mittel!
 Wer so die Eignung weist zum Hof- und
 Kirchenbüttel,
 Der ist zu Rang und Orden auch der rechte
 Mann.
 Gutten.

Abb. 75: Über harte körperliche Arbeit konnte der „Jude“ seinen Aufstieg aus alldeutscher Sicht als angeblich von „Minderwertigkeit“ geprägter „Volksfeind Nr. 1“ nicht bewerkstelligt haben. Vielmehr benötigte er die Hilfe von „Günstlingen“ bzw. „Schranzen“, welche entweder selbst als „jüdisch“ oder aber als „verjudet“ galten und ihre angebliche „Übervorteilung“ weitergaben. In diesem Gedicht wird gegen die „Hof- und „Kirchenbüttel“ als Handlanger „Roms“ gehetzt, da diese grundsätzlich das „Volk“ verraten würden.

Heil u. Sieg radikalvölkischer Sache,
 Heil Ritter Georg u. all seinen getreuen Recken.
 Hinweg mit den Hofschranzen u. ordenslünsternen Wahlbetrügern!

Abb. 76: Hierbei handelt es sich um einen Auszug aus einer am 16.12.1899 („2012“) geschriebenen Karte von „Heribrand“ an Karl Kirsch, welcher damals in Wien wohnhaft war:

„Heil u. Sieg radikalvölkischer Sache, Heil Ritter Georg u. all seinen getreuen Recken. Hinweg mit den Hofschranzen u. ordenslünsternen Wahlbetrügern!“



Abb. 77: Es wurde behauptet, dass die „Juden“ als Repräsentanten des Römischen Rechts das „Mark“ des „deutschen Volkes“ aussaugen würden. Dennoch waren zahlreiche Antisemiten wie z.B. auch Matthäus Much selbst ausgebildete Juristen.

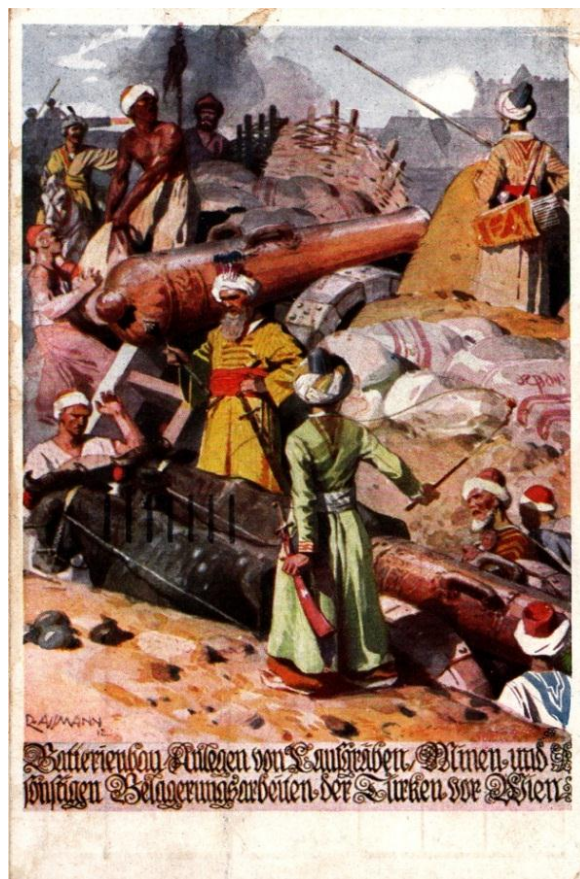


Abb. 78: Die Belagerungen der Türken im 16. und 17. Jh. war im Gedächtnis der Bevölkerung geblieben. Propagandistisch wurde dies sowohl von den Deutschnationalen als auch den Christlichsozialen genutzt. Die Türken konnten ebenso wie die Araber zu den „Semiten“ gezählt werden, doch fehlte in Österreich eine ausreichend große muslimische Gemeinde, um als Hauptfeindbild zu dienen.



Abb. 79: Bei Carl Lueger handelte es sich um einen überzeugten Judenhasser, wenn er auch als Katholik das Wort „Rasse“ mied. Dennoch ist in dieser Festschrift zu seinem 50. Geburtstag von „Gottes“- und „Volksfeinden“ die Rede, welche goldenen Kälbern huldigen und das „ehrliche Volk“ um einen „Judaslohn“ schuften lassen. Auch auf der Abbildung auf dem Deckblatt befindet sich wie bei völkischen Antisemiten eine Glorifizierung körperlicher Arbeit, insbesondere des Schmiedehandwerks. Außerdem wird auch hier „Schutz und Trutz“ für das „Volk“ gefordert.

PROLOG

zur Feier des 50-jährigen Geburtsfestes des Herrn Dr. Carl Lueger.



Ein dumpf' Gemach. — Aus nackten Winkeln starrt
Die Armuth. — Horch, mit schwerem Athemzuge
Dort stöhnt ein Weib, aus hohler Brust im Fluge
Ein Fragen dringt, das keiner Antwort harrt:
„Wo sind die Kinder? Schrei'n sie noch um Brod?
Sind sie gekleidet warm wie sich's gehört?
Ich seh' sie nicht! — Ob mich wohl Jemand hört?
Sprecht, lieg' ich schon im Sarge? Bin ich todt?
Weg mit dem Stein!“ — Im Fieber schnellst sie auf
Und stiert mit leerem Blicke nach dem Gatten.
Der sitzt wie Stein. Jetzt fällt sie in Ermatten
Zurück. Nun Stille. Draussen pocht des Regens Lauf. —

Da klopft's. — „Herein!“ — Ein Mann, so stark und gross
Wie Goliath, im blauen Kittel, greift
Sich durch den düstern Gang. Sein Auge schweift
Mitleidig durch's Gemach. „Freund, arbeitslos?“ —
„Ja, arbeitslos. Und hier die kranke Frau!
Die Kinder betteln. — Fluch den harten Reichen!
Doch nur Geduld! Ich seh' sie noch erbleichen.
Sieh' meine Faust; einst war sie nervig, schau,
Jetzt frass der Hunger ihre Kraft. Der Tag
Doch kommt dereinst, den unsre Männer künden
Dann wird auch sie noch ihre Arbeit finden —
Ja, blut'ge Arbeit! — Donner, Blitz und Schlag!“
Und während dieser wilden Reden stand
Der Goliath am Fenster, schlug die Scheiben
Und sah umflorten Blick's in's Regentreiben
Dann auf des Mannes Arm sank seine Hand.
„That man Dir Unrecht, sprich?“ — Der Mann in hohlem Ton
Schlug eine Lache auf. — „Mir Unrecht? — Nein!
Kann Reichthum Unrecht thun? — Des Goldes Schein
Gibt immer Recht! Das sollst du wissen schon.“

„Ja, mir geschah mein Recht. Ich kam in's Rad,
Lag tödtlich krank. — Bin wieder aufgekommen,
Doch hatte einen andern aufgenommen
An meiner Statt der Fabrikant. s'ist Schad',
So sprach er achselzuckend, schad um euch,
Ihr habt für zwei geschafft. — Doch jetzt ist's aus,
Da habt ihr einen Gulden — geht nach Haus!
So sind sie alle, Vetter! — Reich ist Reich.“
Der Mann im blauen Kittel aber sah
Dem Sprechenden in's irre Auge: „Morgen
Begleitest du mich, Freund! Ich werde sorgen,
Dass Jemand wache bei der Kranken da.“

Des andern Tages standen sie im Saale
Und ringsum Kopf an Kopf. Ein hoher Mann
Fing an zu reden. Von der Lippe rann
Sein Wort — so rinnt ein Bergstrom frisch zu Thale.
Und zürnend, wie der Donner oben rollt,
Die Wolken mit des Blitzes Geißel jagend,
So trafen seine Worte keulenschlagend
Das Volk, das um die gold'nen Kälber tollt:

„Du feiges, wankelmüthiges Geschlecht,
„Willst du nicht kennen mehr des Kreuzes Lehre
„Und leicht entschlüpfen des Gebotes Schwere,
„Indem das Unrecht du verdrehst in Recht?
„Willst du das feile Laster nur bekränzen
„Und dem Betrüge gold'ne Häuser bau'n,
„Kannst du der Wahrheit noch in's Antlitz schau'n
„So wisse: Keine Zeit ist mehr zu Tänzen!
„Erstatte, Reicher, was du schuldig bist.

Abb. 80: siehe Abb. 79

„Ja, deinen armen Brüdern bist du schuldig
 „Zu helfen, war des Reichthum's Glück dir huldig,
 „Wenn deine Hand auch rein vom Truge ist.
 „Ihr aber zittert, die vom Gut der Armen
 „Ihr seid genährt, durch Unrecht gross geworden
 „Und Häupter seid der gold'nen Räuberhorden,
 „Durch welche wilde Gier die Welt verheert.
 „Auch ihr, ihr Grossen, seid vor Gott nicht gross
 „Als wie ihr gross durch Tugend seid und Sitte;
 „Schon stehet das Gericht in eu'rer Mitte,
 „Liegt das Verhängniss in der Zukunft Schooss.
 „Darum um's Kreuz geschart, um's Kreuz, Getreue!
 „Das Kreuz hat Sklaven-Fesseln einst zersprengt,
 „Das Kreuz, das siegesroth am Himmel hängt,
 „Das Kreuz, es siegt, — es siegt und herrscht auf's Neue!“

Wie niedersauste dieser Worte Wucht,
 War's jener Arme, den sie mächtig trafen;
 Sein Herz, in dem der Glaube lang geschlafen,
 Von bitterm Hass geschlagen in die Flucht,
 Es fieng an Menschen wieder an zu glauben,
 Es fand, dass auch der Christ das Unrecht fühlt,
 In dem die Welt der Mammonsknechte wählt,
 Die Schar, nur gross im Lügen und im Rauben. —
 „Wer ist's, der sprach?“ — So fragt er seinen Freund.
 Und jener drauf: „Das ist ein Mann der That,
 „Der helfenden, der in des Reiches Rath
 „Es treu und ehrlich mit dem Volke meint.
 „Ein Mann, der nicht mit schönen Worten schimmert
 „Sich nimmer krümmt vor ungerechter Macht
 „Und nicht um Judaslohn das Licht für Nacht
 „Erklärt und heil'ge Rechte frech zertrümmert.
 „Das ist ein Mann, den Goldklang nicht besticht,
 „Der, seinem Kaiser treu und seinem Gotte,
 „Den Riesenkampf mit einer Lügnerrotte,
 „Mit Gottes- und mit Volkesfeinden ficht.
 „Ein Mann der That! Vermagst du das zu deuten?
 „Die Welt, die heut an Worten fast erstickt,
 „Mit bunten Lappen ihre Schwäche flickt,
 „Versucht sie ernst, das Unkraut auszureuten?
 „Wenn dieser Mann an solchem Werke ist,
 „So ziemts dem Guten nicht, mit ihm zu rechten —
 „Wer wagt's, ihn hinzuwerfen zu den Schlechten?
 „Wer seine Thaten thut, der ist ein Christ!“

So sprach der Freund. Der And're gieng nach Haus,
 Mit neuem Troste war sein Herz erfüllt,
 Es war der Quell der Bitterkeit gestillt
 In seiner Brust, und Hoffnung sprang daraus.
 Er griff das Leben wieder an — es gieng.
 Mit Hilfe guter Menschen kam der Segen
 In's Haus ihm wieder und des Wohlstandes Regen,
 Und unter'm Kreuze in der Ecke hieng
 Das Bild des Mannes, dessen Flammenworte
 Den Glauben an die Menschen neu ihm gaben;
 Für diesen Mann gar oft gebetet haben
 Die Kinder dankerfüllt an diesem Orte. —

Wer ist der Mann? — Er ragt in uns'rer Mitte
 Und ihm zu Ehren feiern wir dies Fest,
 Er ist's, auf den der Arme sich verlässt,
 Zu welchem der Bedrückte lenkt die Schritte.
 Er ist's, der uns den Weg der THATEN lehrt,
 Der Thaten, die den blinden Hass versöhnen
 Und jenen Wahn, der mit Verzweiflungstönen
 Nach Rache schreit, entsetzlich, unerhört.
 Er ist es — lasst dem Dichter doch die Träume,
 Erlauscht, geahnt an dunkler Zukunft Ritzen —
 Er ist es, der in einem Meer von Blitzen
 Das Kreuz uns tragen soll durch Wogenschäume!

Franz Eichert.



Abb. 84: Das Bergsteigen wurde als eine spezifisch völkische Freizeitbeschäftigung verstanden. Möglicherweise erhielt auch Matthäus Much seine ersten germanophilen Impulse im „Österreichischen Alpenverein“ Mitte der 1860er-Jahre.



Abb. 85: Auch beim Wandern handelte es sich um eine typisch deutschvölkische Freizeitbetätigung. Diese Ansichtskarte des Vereines „Nordmark“ ist mit „Heilsgrüßen“ versehen; zudem befindet sich auf der Rückseite eine Bismarck-Vignette der „Aldeutschen Presse“.

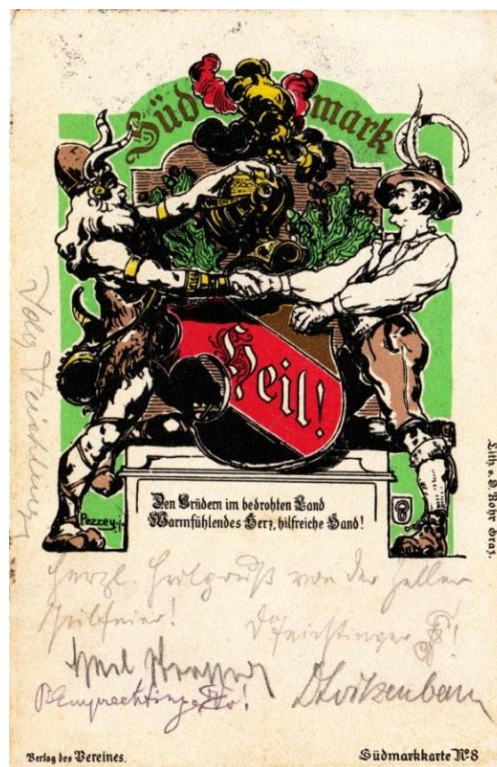
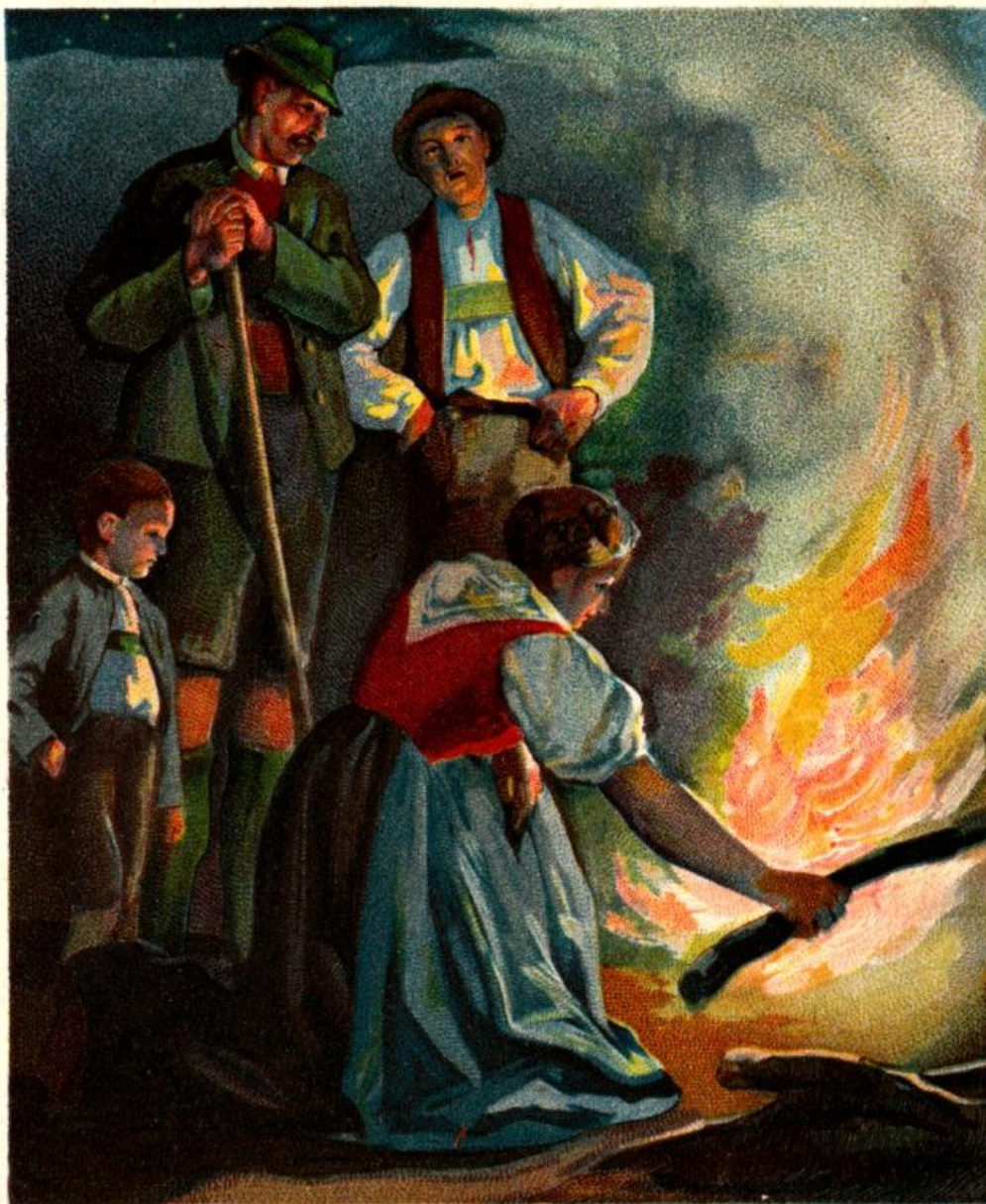


Abb. 86: Dabei konnte auch der „Germane“ dem „Alpenländer“ als „Bruder im bedrohten Land“ die „hilfreiche Hand“ reichen. Die Ansichtskarte ist mit einem „Herzl. Heilgruß von der Zeller Julfeier“ versehen.

Verzehre das Kraut zum letzten Rest,
Vertilge der Undeutschheit mordende Pest,
Du heilige Loderflamme. Polzer.



Verlag des Vereines Südmark (Gegr 1889) Lith v. D. Rohr Graz.

Abb. 89: In einem Gedicht des frühvölkischen Autors Aurelius Polzer wird die „heilige Loderflamme“ als Unkrautvernichtungsmittel gegen die „moderne Pest“ der „Undeutschheit“ verherrlicht.

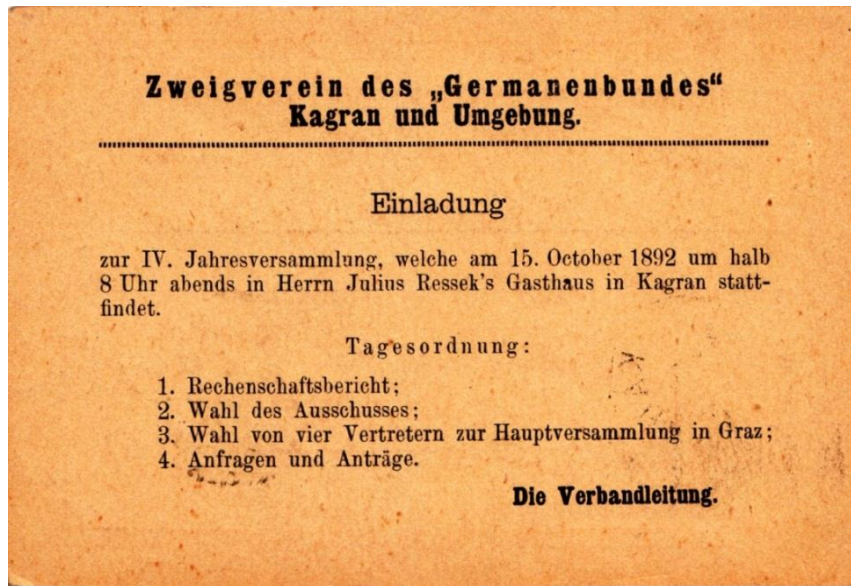


Abb. 92: Im Jahr 1887 wurde von Anton Langgassner der „Germanenbund“ gegründet, welcher eine völkische Ersatzreligion zur „Hebung“ der „deutschen Sittlichkeit“ herbeiführen sollte. Hierbei handelt es sich um eine Einladung zur vierten Jahresversammlung der Ortsgruppe „Kargan und Umgebung“ aus dem Jahr 1892.

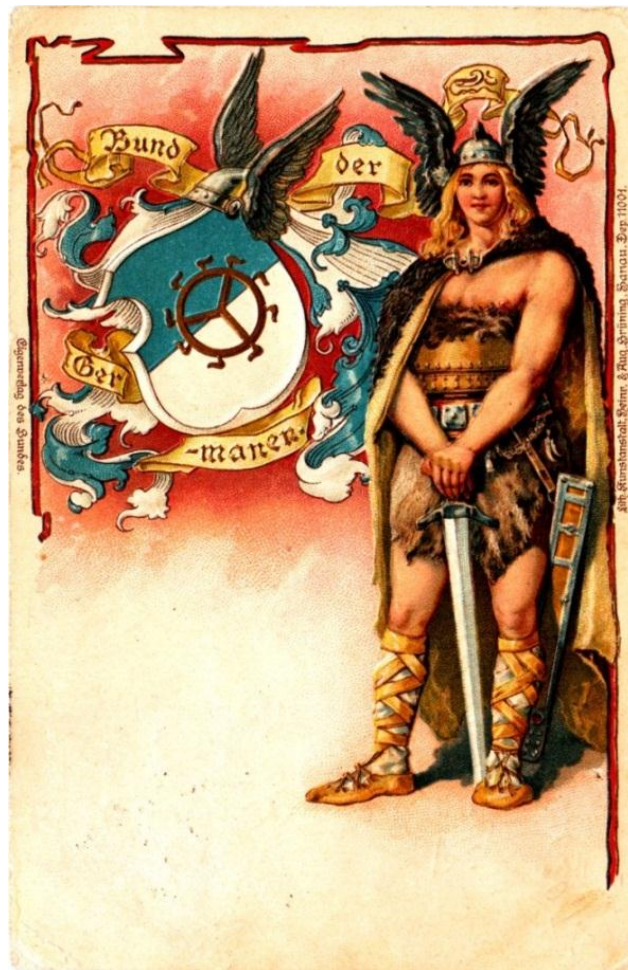


Abb. 93: Nach der behördlichen Auflösung des „Germanenbundes“ im Jahr 1893 kam es zur Gründung des „Bundes der Germanen“, welcher verstärkt der „schönerianischen“ Linie folgen sollte.



Abb. 94: Den „blonden Germanen“ bzw. den „Deutschen“ als deren angeblich direkten Nachkommen wurde von deutschnationaler bzw. alld deutscher Seite gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen eine „höhere Sittlichkeit“ zugeschrieben, welche es neben der Sprache gegenüber den „minderwertigen Völkern“ der Habsburgermonarchie zu „verteidigen“ galt.



Abb. 95: Bei dieser Abbildung handelt es sich um eine Vignette, welche mit einer Parole gegen das Benutzen des französischen Grußes „Adieu“ bedruckt ist. Der schwarz-weiß-rote Hintergrund stellte seit 1867 die Farben der Fahne des Norddeutschen Bundes dar.



Abb. 96: Diese Mitgliedskarte des „Turnvereins Mödling“ stammt aus dem Jahr 1909 und ist für Josef Schlüsener ausgestellt worden.

Bestätigung.

Hartung	
Hornung	
Lenzmond	
Ostermond	
Maien	
Brachmond	
Heuerts	
Erntings	
Scheidings	
Gilbhard	
Nebelung	
Julmond	

Abb. 97: Die Monatsnamen wurden in deutschvölkischen Kreisen in pseudogermanische Bezeichnungen umbenannt (Rückseite von Abb. 96).



Abb. 98: Auch die Jahreszahlen wurden nach der Schlacht von Noreia 113 v. Chr. berechnet. Aus dem Jahr 1900 n. Chr. wurde bspw. das Jahr „2013 n. N.“. Selbst in völkischen Kreisen setzte sich die neue Zeitrechnung jedoch nie flächendeckend durch. „Heribrand“ sendete diese Karte als „getreuer Reck“ unter „Heil“-Grüßen u.a. für Schönerer, dem „Ostmarkvolke“ und „Alldeutschland“ am 30.12.1899 an Karl Kirsch, alias „Hildebrand“.



Abb. 99: Wilhelm Philipp Hauck war einer der Hauptaktivisten beim „Bund der Germanen“. Dabei priores der „Alte Herr“ der „Arminia“-Burschenschaft „Armins ad’liges Geschlecht“.

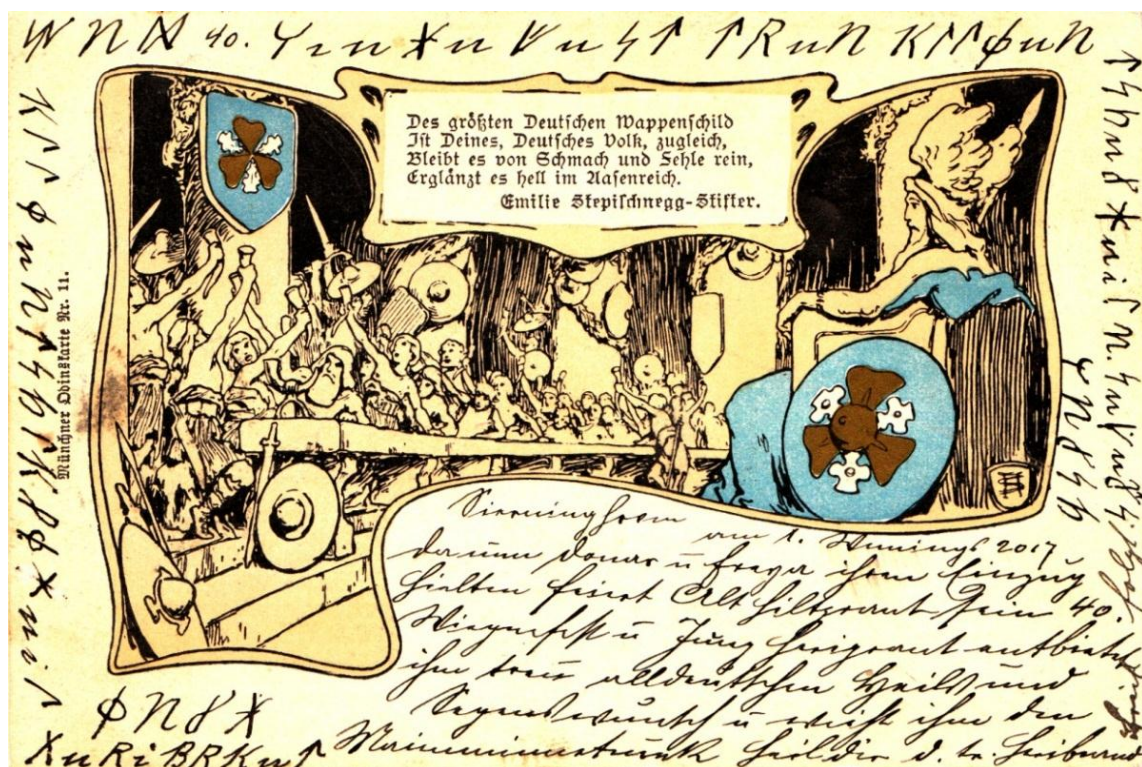


Abb. 100: Die Asen fanden als göttliche Wesen aus der nordischen Mythologie bei Matthäus Much seit 1886 Erwähnung. Auf dieser von „Heribrand“ an Karl Kirsch, alias „Hiltgrant“, nach Mattighofen im Jahr 1903 versandten und zusätzlich mit Runen verzierten Postkarte wird in einem Gedicht von Emilie Stepischnegg-Stifter, Rechtsanwaltsgehilfin aus Cilli/Celje, welche über zehn Jahre lang Obfrau der dortigen Ortsgruppe des Vereines „Südmark“ war (vgl. Zettelbauer 2005: 152), das „Aasenreich“ als Lichtblick des „deutschen Volkes“ angepriesen.



Abb. 102: Georg Schönerer und Karl Hermann Wolf wurden im Zuge der „Los von Rom“-Bewegung als „Reformatoren“ verstanden, wenn es auch beide wohl nie so sonderlich ernst mit dem Protestantismus meinten und im Herzen „Germanen“ blieben.



Abb. 103: Martin Luther verbrennt auf dieser Ansichtskarte der „Alldeutschen Luthersippe in der Ostmark“ kirchliche Dokumente, während ihm das „Volk“ zujubelt. Außerdem befindet sich unter der aufgedruckten Parole „Los von Rom!“ der handschriftliche Vermerk „Heil deutscher Volkskirche!“



Abb. 104: Der „Germane“ sagt sich nach „altheiligem Recht“ von Rom los. In der antiklerikalen „Los von Rom“-Bewegung wurden über antiklerikale Forderungen Protestantismus, Germanophilie, Alldeutschum und Antisemitismus vermengt. Die reelle Koalition erwies sich zwar als brüchig, doch wirkte die Bewegung auf gewisse Kreise ideologisierend. Auch wurden Verbindungen zur völkischen Bewegung im Deutschen Reich geknüpft, welche sich jedoch mit dem zunehmenden Mystizismus der deutschvölkischen Bewegung in Österreich häufig ebenfalls verflüchtigten.

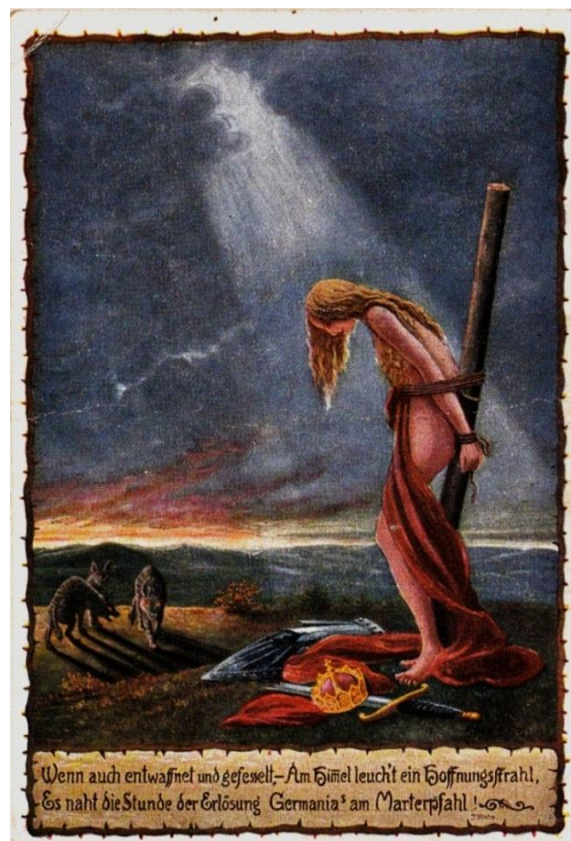


Abb. 105: Die „Germania“ sah sich nun am Marterpfahl den „Wölfen Roms“ gegenüber.



Abb. 106: Auf dieser Ansichtskarte des Münchner „Odinverlags“ werden „wohlgeformte“ helle Statuen dunklen Kirchendienern gegenübergestellt, welchen, nach den damaligen *physiognomischen* „Kriterien“, das Klischeebild eines orthodoxen Juden nachschreitet.



Abb. 107: Die angeblich „jüdisch-klerikale Weltverschwörung“ wird durch einen Pfarrer, welcher mit der „Krake des jüdischen Finanzkapitals“ tanzt, dargestellt.



Abb. 108: Im Scherer bekamen nach der Jahrhundertwende der „Slawe“, der „Jude“ und der „Pfaffe“ einen Armbrustschuss durch die Nase: ein „wahrer Meisterschuss“.



Abb. 109: Ein militantes Vorgehen gegen „Juden“, „Slawen“ und Klerikale wurde als „Notwehr“ aufgefasst.



Abb. 110: Die heiligen drei Könige aus dem „Orient“ haben nicht nur eine völkische Spendenkasse entwendet, sondern auch einem Raben, welcher wohl einen der beiden Exemplare Odins bzw. Wotans darstellen sollte, den Hals umgedreht und lachen zudem hämisch.



Abb. 111: Vor einer sozialen Revolution seitens des internationalen Proletariats hatte die völkische Bewegung offenbar panische Angst und sah in ihr den Anfang vom Ende. Um dies zu untermauern wurde auch eine Strophe aus Schillers „Glocke“ herangezogen.



Abb. 112: Um die Angst angesichts so vieler Feindbilder zu besiegen, konnte symbolisch „Wotan der Wanderer“ als erbarmungsloser Richter ins Feld geführt werden, da dem Blick seiner Raben nichts entgeht. Daneben gelangen Dolmenbauten zur Darstellung; zudem wird die Ansichtskarte des „Bundes der Deutschen in Niederösterreich“ von einer an den Latènestil erinnernden Ornamentik umrandet.

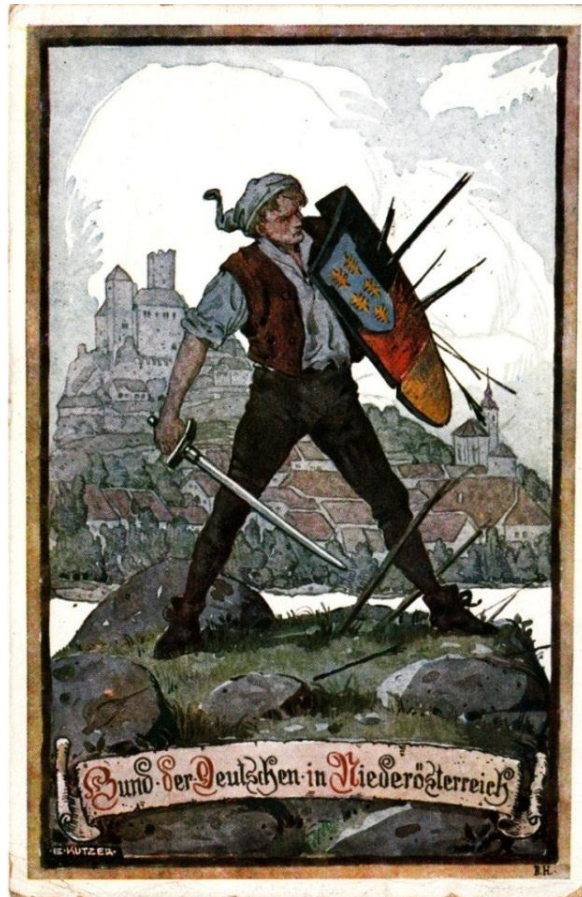


Abb. 113: Und auch den Deutschen Michel konnte man erwachen lassen und mit Waffen versehen, um dem „drohenden Niedergang“ Einhalt zu gewähren.



Abb. 114: Manchmal kam den Deutschnationalen aber auch der ein oder andere Mann aus dem institutionellen Bereich zur Hilfe. So beschützte der Rektor der Wiener Universität und Mitglied (seit 1903 Präsident) der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, der Anatom Karl Toldt, die alldutschen Studenten während der „Badeni-Krise“ vor staatlichen Repressionen.

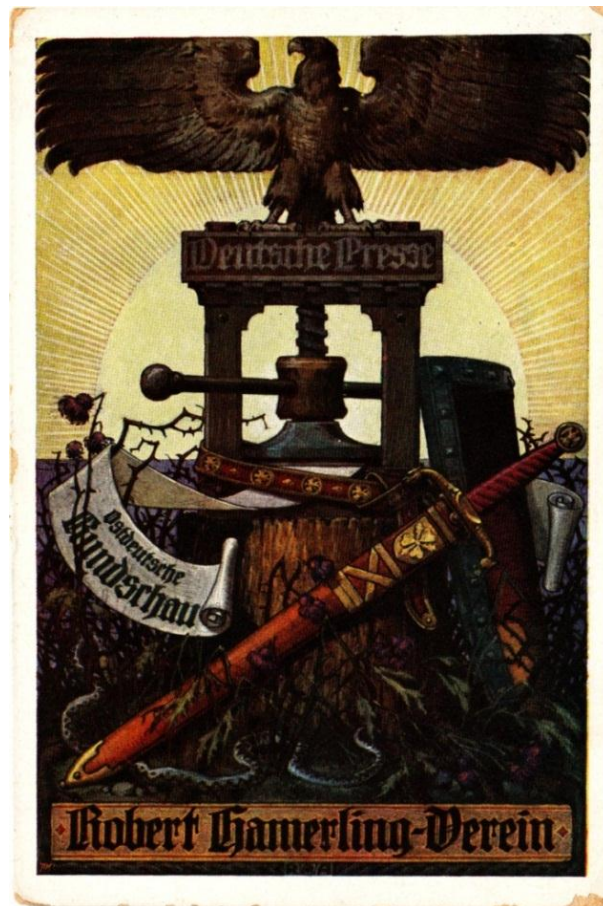


Abb. 115: In der von Karl Hermann Wolf herausgegebenen „Ostdeutschen Rundschau“ fanden schon in den 1890er Jahren Artikel des späteren „Ariosophen“ Guido von List Veröffentlichung.



Abb. 116: Guido (von) List pries die „germanische“ Göttin Ostara und stand auch dem „Bund der Germanen“ nahe. Auf dieser Abbildung bekämpft die Göttin den Drachen, welcher das „jüdische Finanzkapital“ verkörperte, mit Blumen. Das Schreiben wird mit den Worten „Los von Rom Missionär Heil Alldeutschland“ beendet.



Abb. 117: Mit der „germanischen“ Göttin Freya, welche bei Matthäus Much und z.B. auch in Franz X. Kießlings im Zuge der „Los von Rom“-Bewegung aufgestellten Weltverschwörungstheorie Erwähnung findet, glaubten germanophile Kreise eine weitere „Schutzgöttin“ gefunden zu haben. Auch sie trägt auf dieser Darstellung eine Haarspange in Form von einer Doppelspirale.

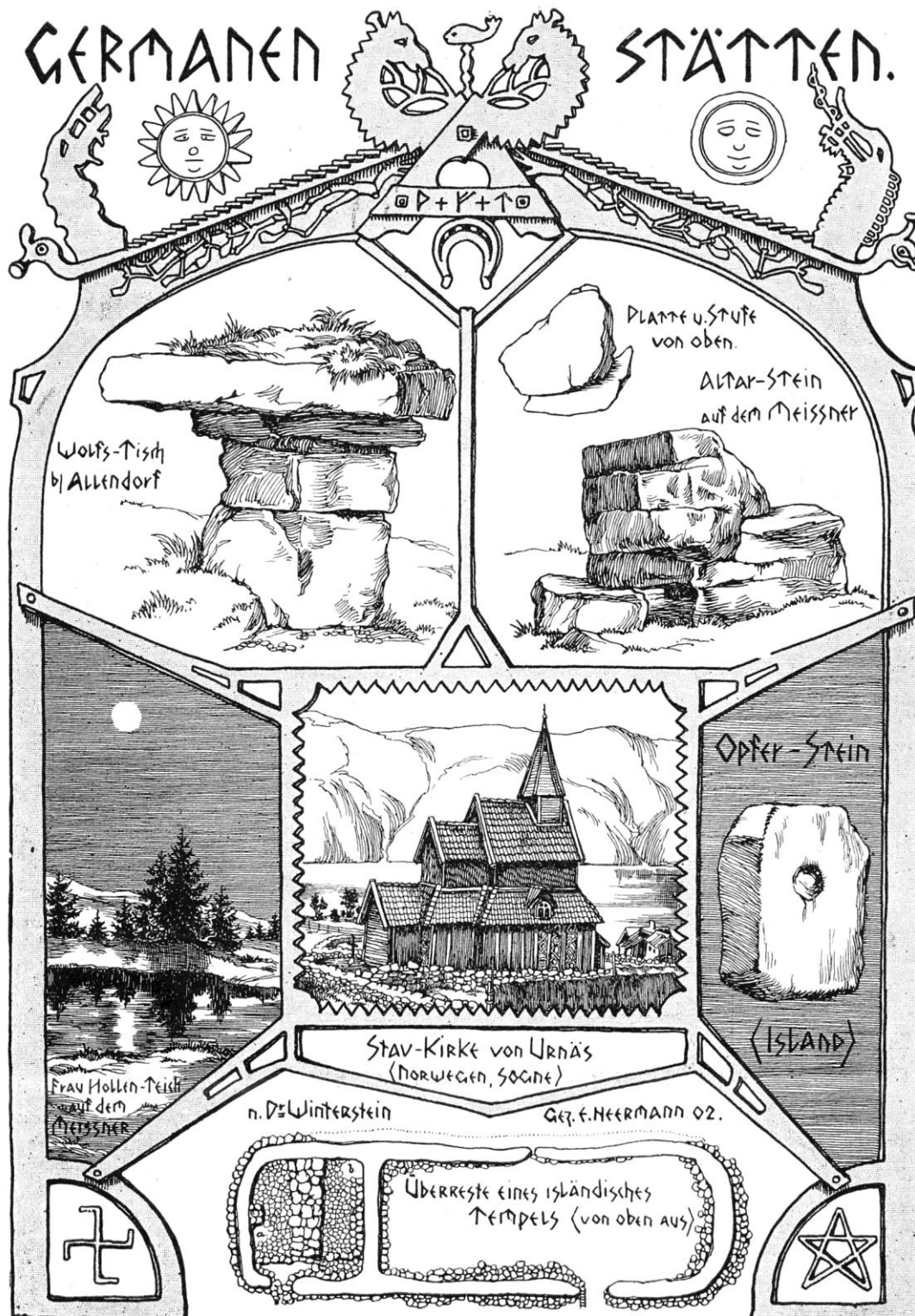


Abb. 118: Im „Scherer“ kam es zu einer Vermischung der germanischen Kontinuitätstheorie mit der nordischen Mythologie und ariosophischen Inhalten.



Abb. 119: An der Schrift wird ersichtlich, dass es sich wieder um „Heribrand“ handelt, welcher im Jahr 1904 („2017“) Karl Kirsch aus Mattighofen eine mit „Germanen“ bedruckte und mit handschriftlich hinzugefügten Runen sowie Swastiken versehene „Julfeier“-Karte zuschickte.

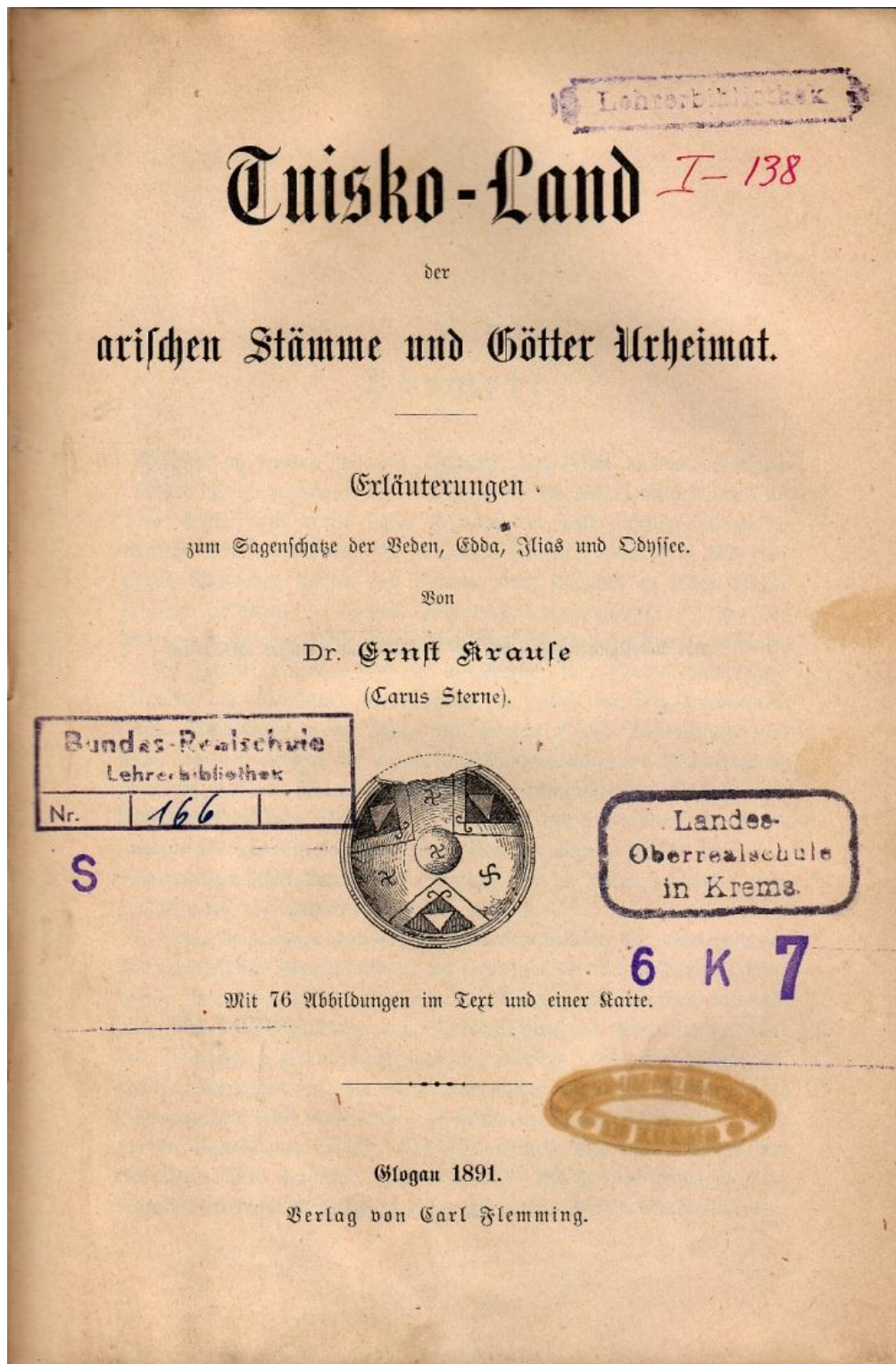


Abb. 122: Über populärwissenschaftliche Dilettantenwerke wie *Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen der Veden, Edda, Ilias und Odyssee* von Ernst Krause, alias „Carus Sterne“, aus dem Jahr 1891 fanden Ansichten, wie sie auch von Matthäus Much vertreten wurden, weitreichendere Verbreitung. Hier ist das Titelblatt meines Privatexemplars dieses Buches abgebildet, welches mit zahlreichen Stempeln der Lehrerbibliothek der damals völkischen Hochburg Krems versehen ist. Daneben fallen die Swastiken auf dem Schild in der Bildmitte auf. Matthäus Much glaubte nach der Jahrhundertwende keineswegs, dass es seinem Ruf als Wissenschaftler schaden würde, offen zuzugeben, eine solche Lektüre „begeistert“ gelesen zu haben.



Abb. 123: Auch der „Deutsche Schulverein“ konnte sich, trotz seiner Weigerung an der „Los von Rom“-Bewegung teilzunehmen, in der Folgezeit nicht dem deutschvölkischen Antiklerikalismus entziehen. Der kinderfressende Teufel lässt zudem eine ideologische Nähe zu antijüdischen Ritualmordlegenden vermuten.

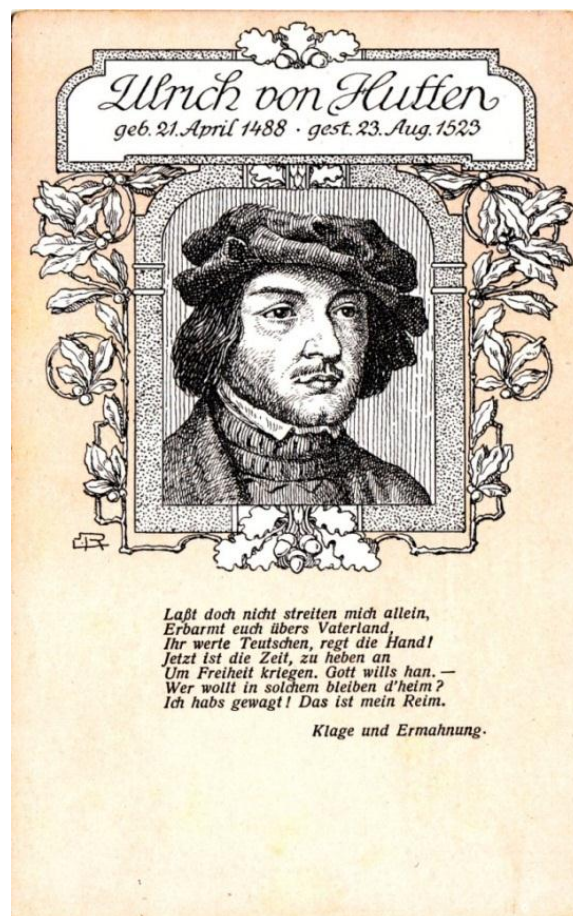


Abb. 124: Auch der Verein „Freie Schule“, welcher vorgab eine „unabhängige Morallehre“ zu vertreten verfiel der Deutschtümelei.

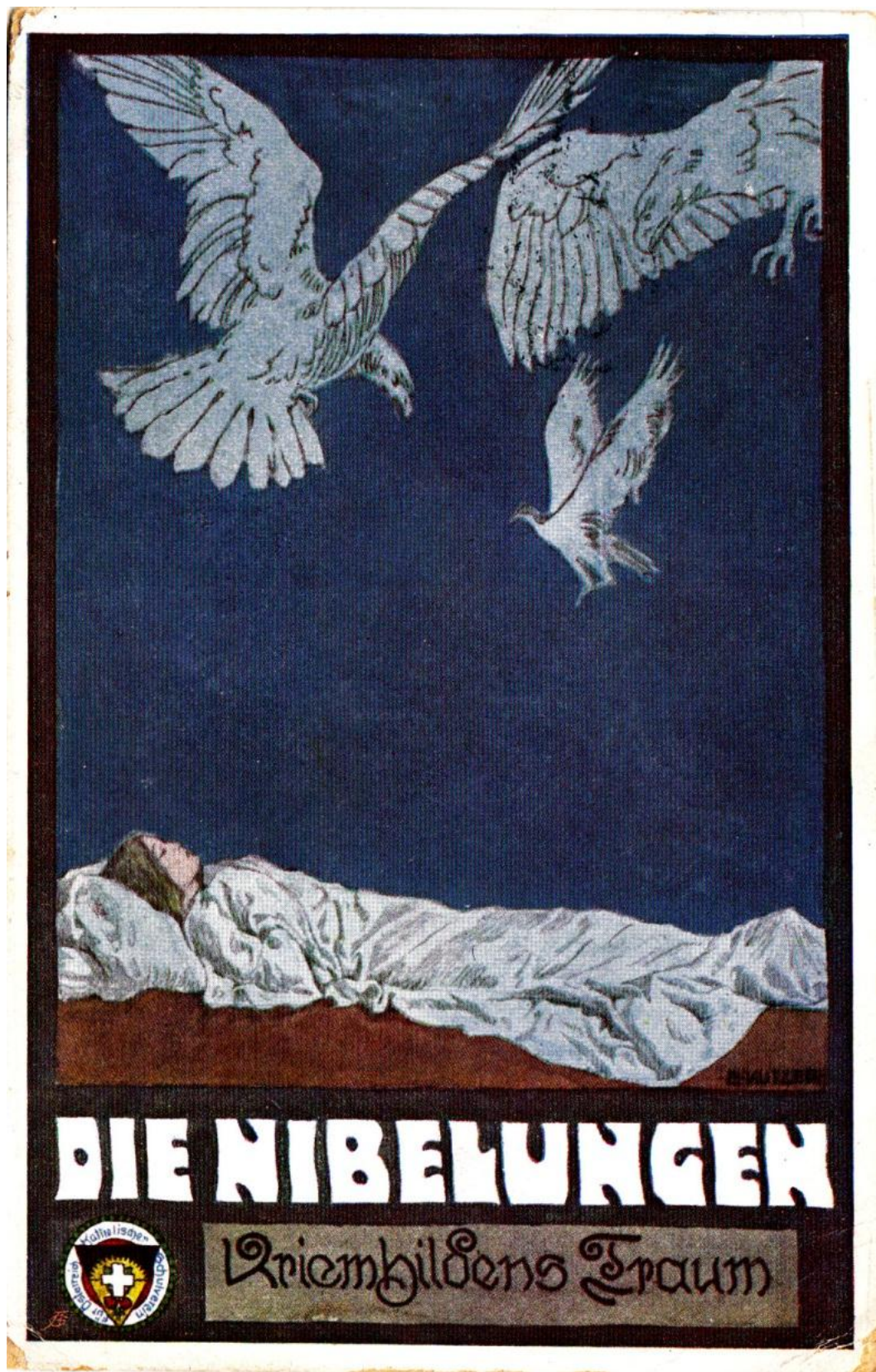


Abb. 125: Selbst der „Katholische Schulverein für Österreich“ offenbarte plötzlich germanophile Tendenzen und huldigte Kriemhild aus der Nibelungensage. Auf der Rückseite ist folgender Satz gedruckt: „Erst durch die Sonne des Christentums wurde unser Volkstum geläutert und verklärt.“

12.6.5 Zu Kapitel 8

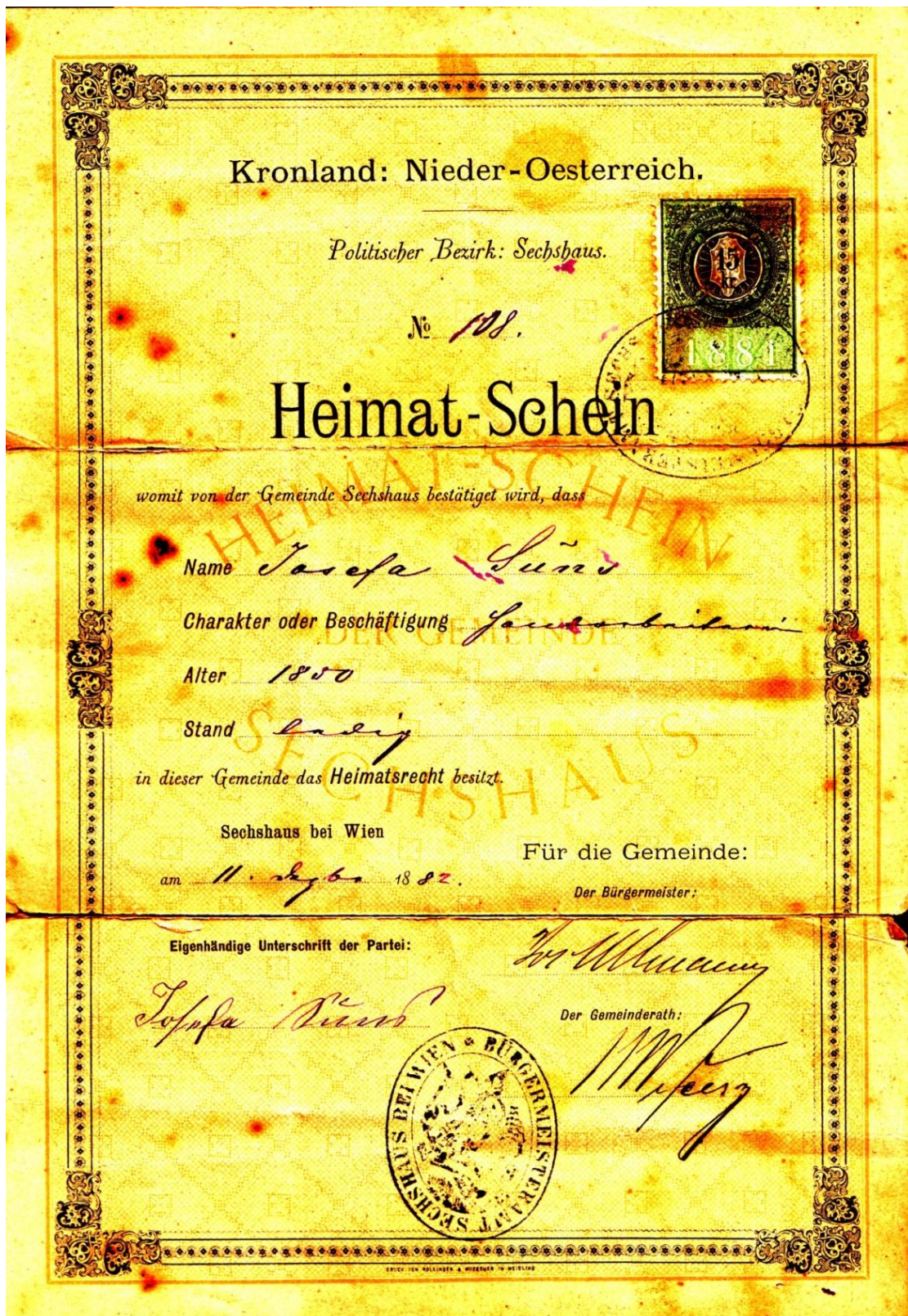


Abb. 126: Für eine gesicherte Existenz ohne möglichen behördlich erzwungenen Wohnortwechsel wurde im ausgehenden 19. Jh. in der Habsburgermonarchie ein solcher Heimat-Schein gebraucht. Ansonsten konnte man jederzeit in die Gemeinde abgeschoben werden, welche als der vorige Wohnort ausgemacht werden konnte.

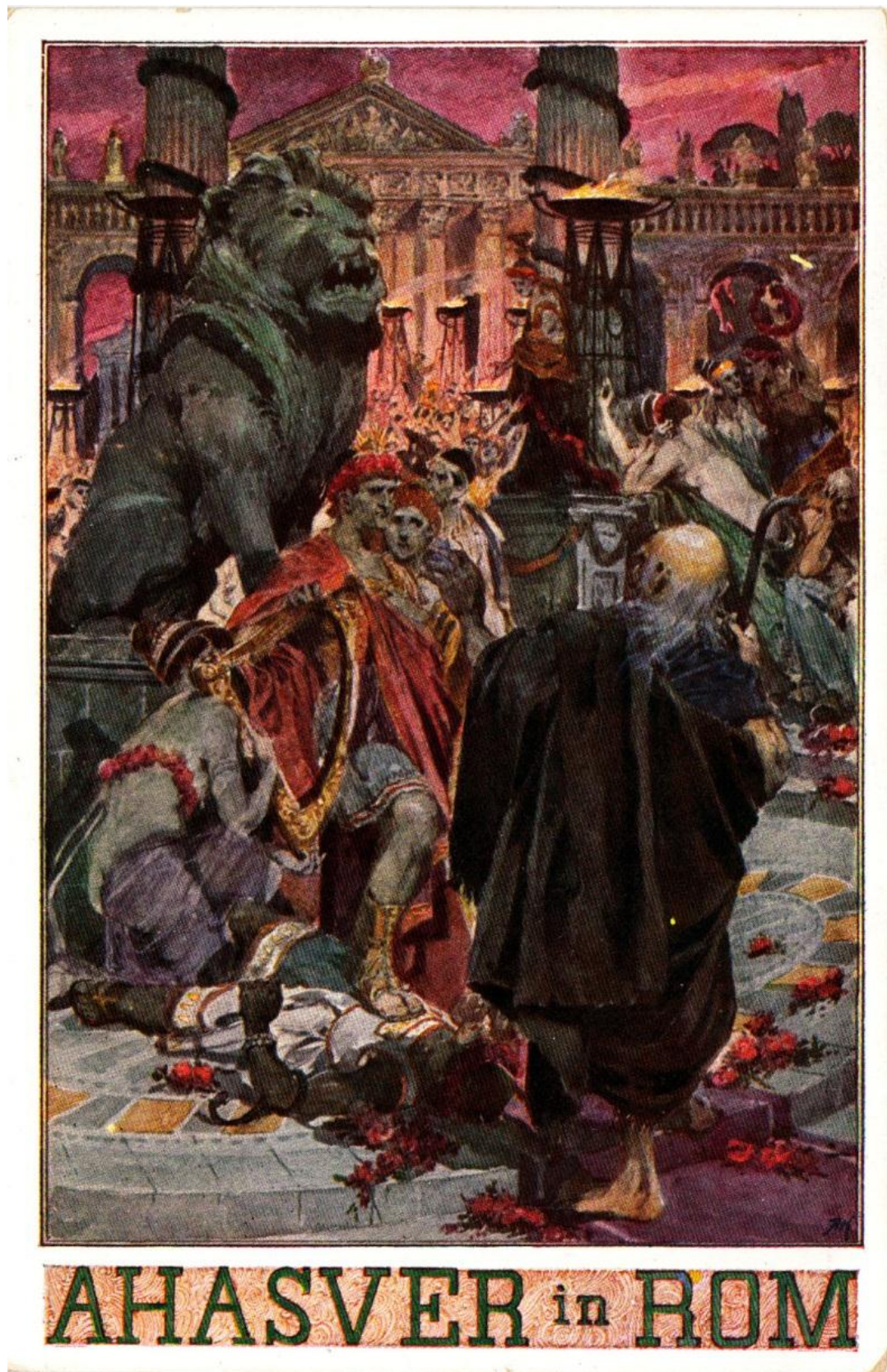


Abb. 127: Die Legende des „ewig wandernden Juden“ Ahasver, welcher, da er Jesus Christus auf seinem Gang zum Kreuz verhöhnt hatte, für alle Zeit in Verdammnis auf der Erde umherirren müsse, war seit dem 16. Jahrhundert virulent. Im 19. Jahrhundert wurde Ahasver auch zum Sinnbild für den „Niedergang“ der von „Dekadenz“ geprägten antiken Kulturen.



Abb. 128: Im deutschvölkischen Kontext wurde der „Germane“ als bewaffneter „Wehrbauer“ zum „Schutzherrn“ der „deutschen Bauernfamilie“.



Abb. 129: Der „deutsche Bauer“ wurde generell zum Inbegriff von „schaffendem Tatendrang“.



Abb. 130: Die bäuerliche Familie stellte für die deutschvölkischen Agitatoren den Hort der „Tugend“ und der „Jugend“ dar. Somit wurde sie zum Haupthoffnungsträger für eine „arisch-germanische Zukunft“.



Abb. 131: Die Kornblume stellte im völkischen Kontext nicht mehr nur die Lieblingsblume des preußischen Königs Wilhelms I. dar, sondern wurde auch zu einem Symbol des Ackerbaus und der Landwirtschaft.



Abb. 132: An dieser Stelle ist eine hölzerne Ansichtskarte abgebildet, auf welcher Getreideähren, Kornblumen und ein schwarz-rot-goldenes Wappen kombiniert worden sind.

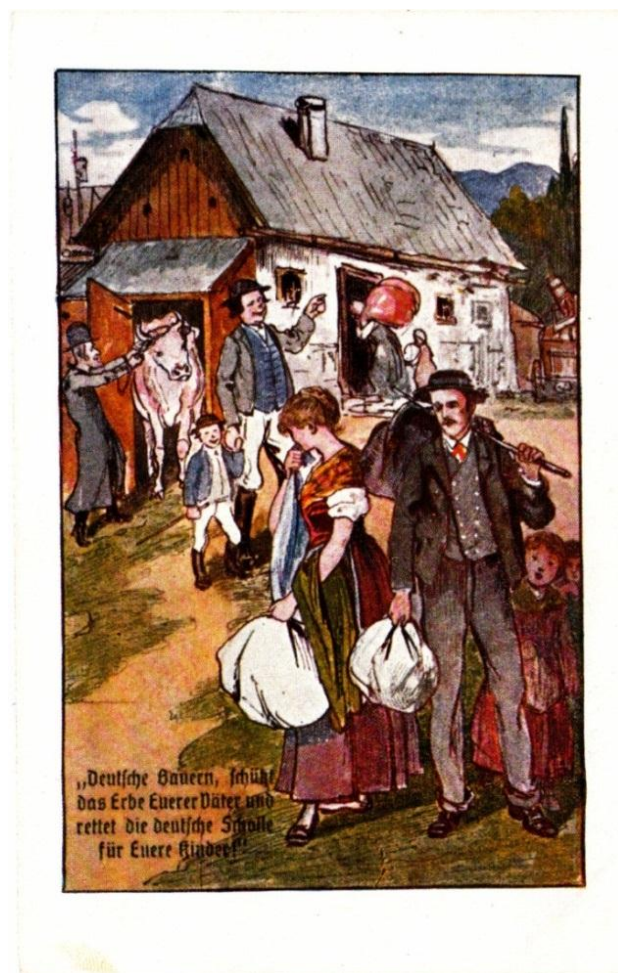


Abb. 133: Der „deutsche Bauer“ wurde ermutigt, seine „ererbte Scholle“ gegen vermeintliche „Feinde“ zu „verteidigen“. Als Feindbilder diente neben dem „Juden“, welcher angeblich die Bauernhöfe enteigne, der „Tscheche“, der sich im freigewordenen Wohnraum „einniste“. Auf dieser Abbildung ist folgender Mythos dargestellt: ein orthodoxer Jude führt das Vieh weg, die „deutsche Familie“ ist gezwungen wegzuziehen, eine tschechische Familie zieht im Bauernhof ein, die im Vordergrund sichtbaren männlichen Mitglieder der Familie verfügen über eine für das ausgehende 19. Jahrhundert typische „tschechische Physiognomie“.



Abb. 134: Der Deutsche Michel schläft, während ihm der „Tscheche“ das Essen stiehlt. Ein orthodoxer Jude und ein Mönch sitzen in Lauerposition.

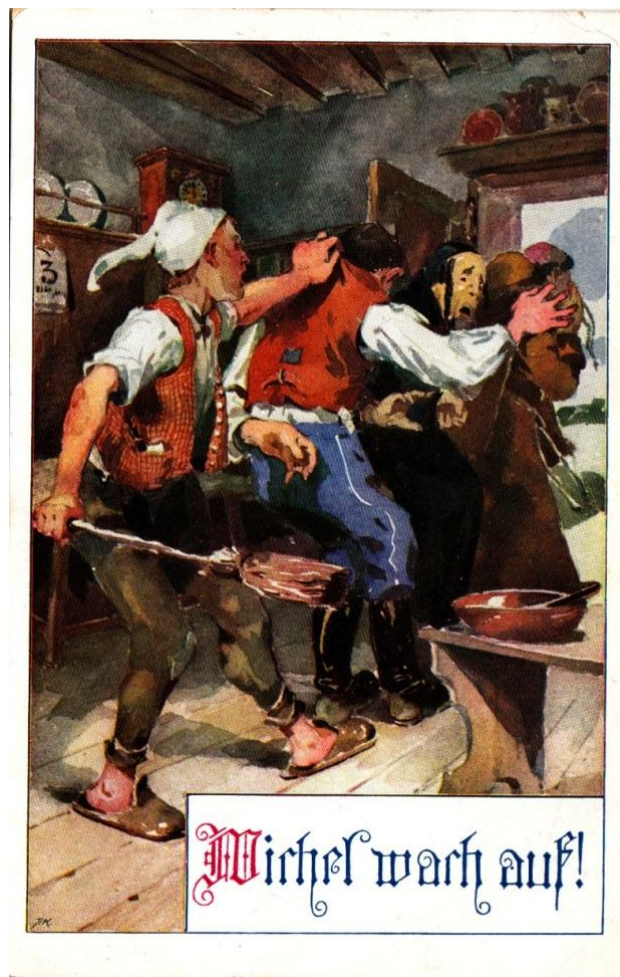


Abb. 135: Doch wehe dem „vaterlandslosen Gesindel“, wenn der Deutsche Michel aufwacht und es von seinem Hof jagt.



Abb. 136: Das „deutsche Haus“ wurde als Sinnbild „nationaler Kulturarbeit“ angeblich ständig von den „Tschechen“ demontiert, während die k.u.k. Autoritäten tatenlos dabei zuschauen.



Abb. 137: Orthodoxe Juden flüchteten aus Galizien und Russland vor Pogromen nach Wien oder Berlin. Häufig wurden sie als hausierende Bauchladenverkäufer dargestellt, welche minderwertige Ware aus der Massenproduktion des angeblich ausschließlich „jüdischen Finanzkapitals“ unter die Leute bringen. Den sich „assimilierenden Juden“ wurde ein schneller Aufstieg durch staatliche „Übervorteilung“ prognostiziert.



Abb. 138: Die sogenannten „Löffel“- bzw. „Kessel-Zigeuner“ betrieben angeblich ein ähnliches „Hausiererunwesen“.

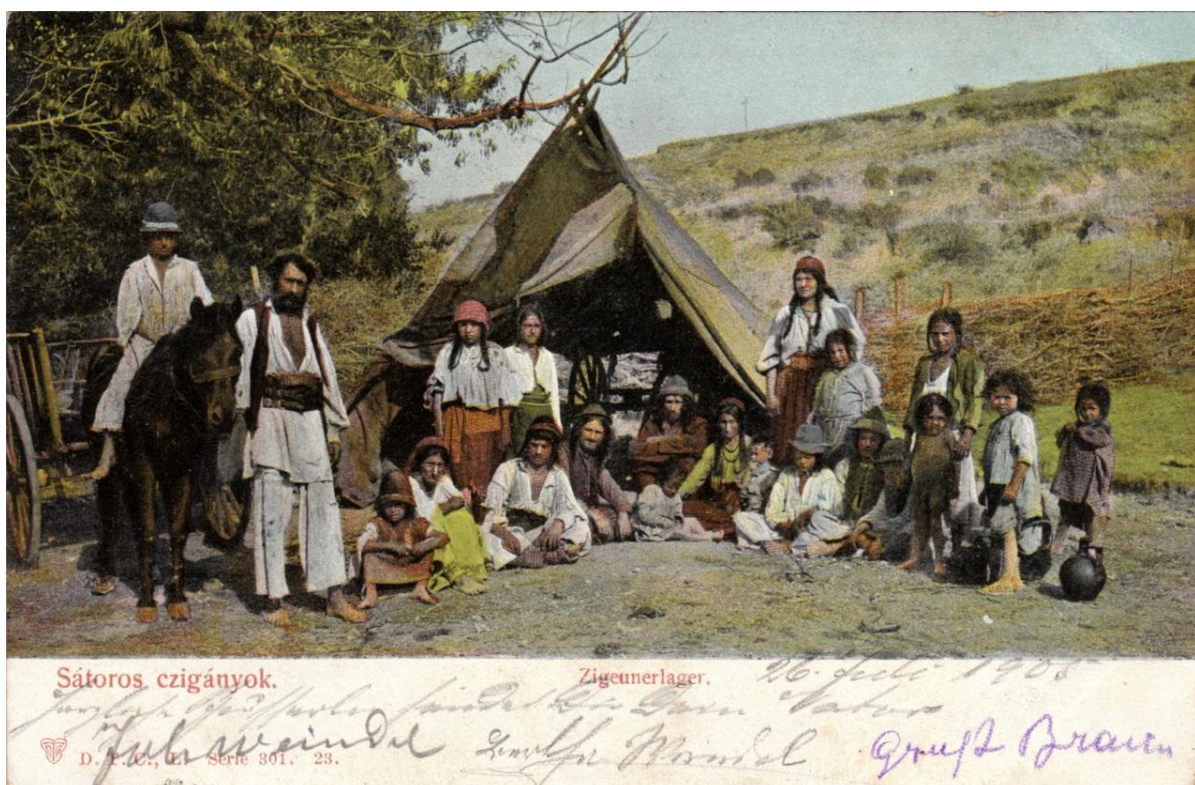


Abb. 139: Generell wurde eine solch „unstete“ Lebensweise als „unterentwickelt“ dargestellt. Dabei diente die Behauptung, dass bestimmte marginalisierte Gruppen als „Nomaden“ nur über Zelte und keine Häuser verfügen könnten sowie anstatt von Mauern lediglich Zäune aus Flechtwerk herzustellen wüssten, als Argument.



Abb. 140: Daneben galt die „deutsche Eiche“ als nationales Symbol und ist auf dieser Vignette einer alldeutschen Vereinigung mit den Worten „Bedenke, dass Du ein Deutscher bist“ umrandet.



Abb. 141: Neben dem Ackerbau bewerkstelligte nach deutschvölkischen Vorstellungen der „deutsche Landwirt“ auch die Aufforstung. Die Bäume wurden zum Zeichen einer tiefen „Verwurzelung“ in der „Scholle“.

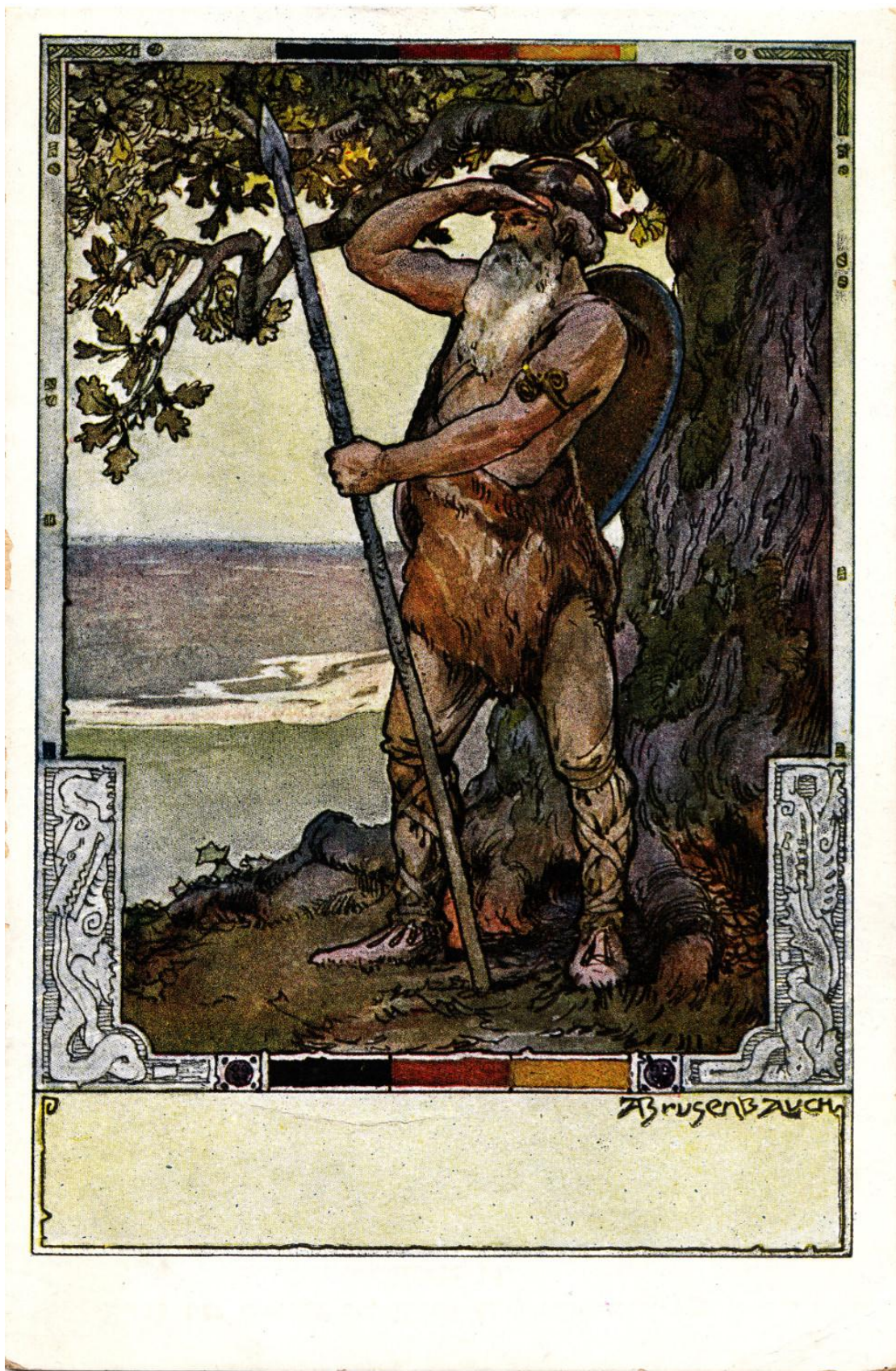


Abb. 142: Doch schon die „Germanen“ hätten ihren Eichenwald bewacht, wobei dieses Exemplar an Rübezahl erinnert. Zu beachten sind die schwarz-rot-goldene Fahne in Kombination mit einem an den *Latènestil* erinnernden Muster als Umrandung und der Armreif des „Germanen“ in Form von einer Doppelspirale.



Abb. 143: Den „deutschen Wald“ galt es vor seinen „Feinden“ zu beschützen, welche nur darauf warten würden, diesen zu vernichten. Auf dieser Ansichtskarte des „Deutschen Schulvereins“ flüchten zwergenhafte Gestalten mit einer Säge vor Rübezahl als „Beschützer des Waldes“. Nach den damals gängigen physiognomischen Stereotypen schauen diese „Waldzerstörer“ „tschechisch-asiatisch“ aus. Drei der Flüchtenden tragen Hüte, welche sie möglicherweise auch den „Juden“ zuweisen sollten.



Abb. 144: Außenminister Graf Kasimir Badeni wurde als Schaukelpferdreiter mit einem chinesischen Hut dargestellt, um seine politische Kompetenz ins Lächerliche zu ziehen. Die auf einer Kufe des Schaukelpferds vermerkte Herstellerfirma des Schaukelpferds wird nach Galizien verlegt, von wo aus Badeni, aber auch viele jüdische Flüchtlinge nach Österreich einwanderten.



Abb. 145: Die „Mongolen“ wurden als ein „wildes Reitervolk“ dargestellt, wobei auf dieser Ansichtskarte der Absender den Empfänger mahnt: „Sei brav u. folgsam u. nicht so wild wie der da“.



Abb. 146: So stellte man sich ein „wahres Nomadenleben“ in Zentralasien damals vor. Die Männer sitzen den ganzen Tag „faul“ auf ihrem Pferd ...

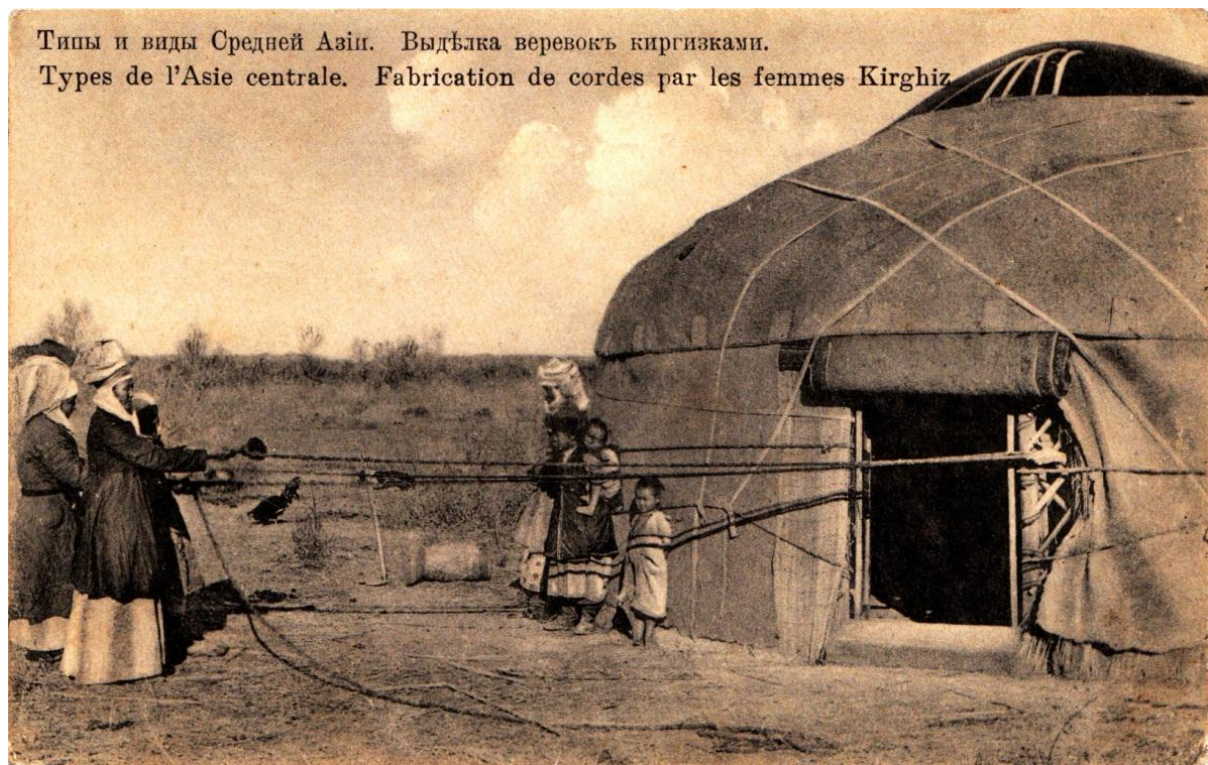


Abb. 147: ... während die Frauen für sie schuften. Hier stellen Kirgisinnen Schnüre her. Das Zelt stellt die Behausung der „Nomaden“ dar.



Abb. 148: Ihren Tieren ließen die „Nomaden“ angeblich wenig Pflege zukommen, wobei das Schaf ihr überwiegendes Nutztier darstellte. Die „asiatischen Nomadenvölker“ wären im Gegensatz zu den „ackerbautreibenden Indogermanen“ angeblich grundsätzlich nicht in der Lage, Stallungen zum Schutz ihres Viehbestands zu bauen.



Abb. 149: Überhaupt handelte es sich nach den damaligen Vorstellungen bei den „faulen Nomaden“ um schlechte Handwerker und Baumeister. Auch Bestattungssitten wären ihnen völlig „fremd“. Lediglich zur Errichtung von „Pyramiden aus Menschenschädeln“ hätten die „Nomadenvölker“ Talent, was bei Matthäus Much genau in diesem Wortlaut Erwähnung gefunden hat (siehe Kap. 8.3.5/S. 496). Damit wurden sie in die Nähe von „Kannibalen“ gerückt, einer gängigen rassistischen Klischeevorstellung aus dieser Zeit.



Abb. 150: Ob die „Germanen“ Menschenopfer durchgeführt hatten oder ob es um Todesurteile nach Richtersprüchen handelte, blieb eine Streitfrage, welche in erster Linie zwischen germanophilen Autoren und ihren Gegnern ausgefochten wurde.



Abb. 151: Allerdings führte die Frage nach der einer „altgermanischen Kulturhöhe“ auch zu innervölkischen Differenzen. Zahlreiche „Schutzvereine“ scheuten sich jedenfalls nicht die „Germanen“ als jagende „Bärenhäuter“ darzustellen.

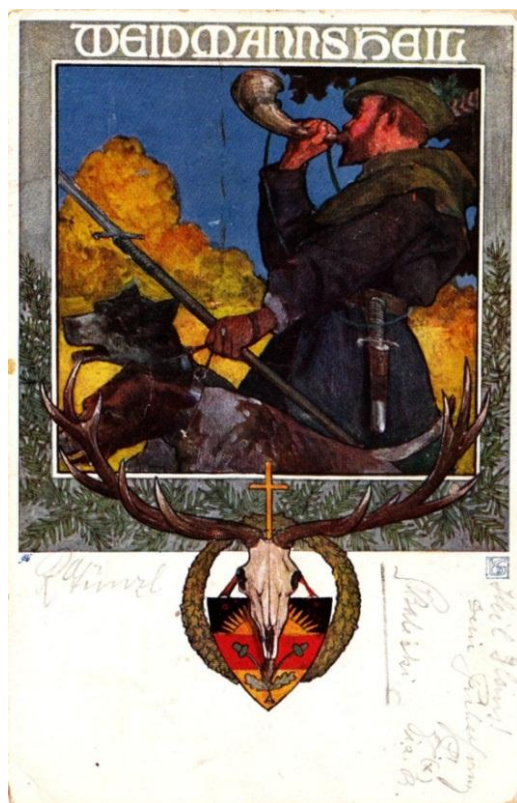


Abb. 152: Die „germanische Jagd“ wurde hierbei in einer Kontinuität zu mittelalterlichen Herrenrechten gesehen.



Abb. 153: Auf der zuvor abgebildeten Ansichtskarte wurden „Heilgrüsse von der Sonnwendfeier“ übersendet. Zudem ist eine Vignette „Gedenke, dass Du ein Deutscher bist“ unter dem Titel „Deutscher Volksschatz Schlesien“ und ein Stempel „Ortsgruppe Nordmark Nikelsdorf“ angebracht (Rückseite von Abb. 152).



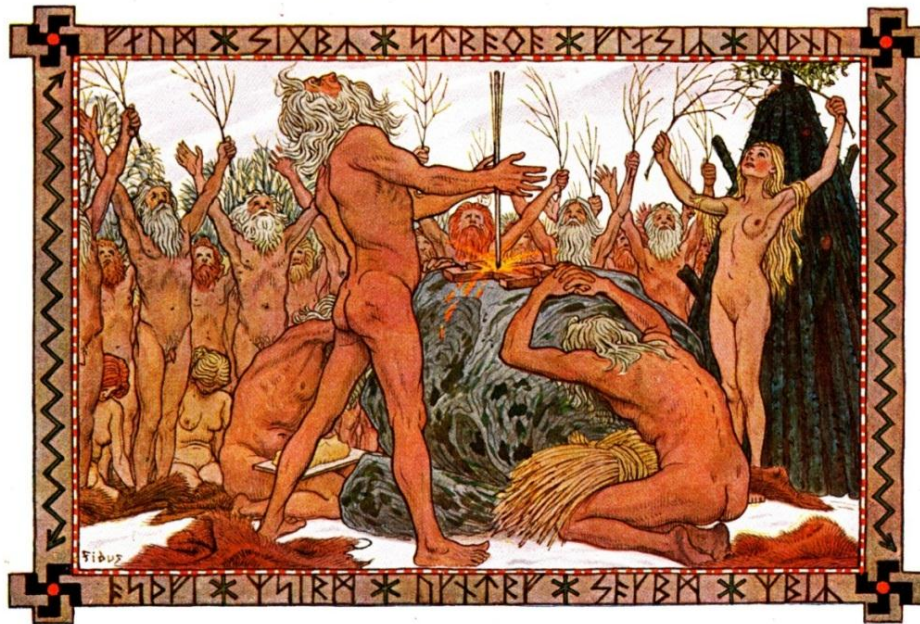
Abb. 154: Andere völkische Aktivisten standen der Jagd skeptisch gegenüber und betrachteten sie als „Tiermord“. Tierquälerei wurde als ein typisch „jüdisches Verbrechen“ dargestellt, für welches der Brauch des Schächtens den Beweis liefere. Die „Germanen“ hätten dagegen ihr Vieh und das Wild geachtet und nur in Ausnahmefällen getötet.



Abb. 155: Überhaupt entstand seit den 1880er-Jahren eine Nähe völkischer Inhalte zur Lebensreformbewegung. Um die Jahrhundertwende schuf der Antisemit Gustav Simons eine neue Sorte Vollkornbrot. Bereits seit 1878 behauptete Matthäus Much, dass sich die „indogermanischen Ackerbauern“ im Gegensatz zu „asiatischen Nomadenvölkern“ überwiegend von Pflanzenkost ernährt hätten.



Abb. 156: Auch die völkische Lebensreformbewegung wurde vom Mythos von „unterlegenen Nomadenvölkern“ erfasst. Der Künstler „Fidus“, welcher auch für die deutschvölkische Zeitschrift „Der Scherer“ Bilder zeichnete, stellte Hirten als gottesfürchtig dar, wobei sie offenbar eine „naturnahe“ Variante von der Jungfrau Maria und Jesus Christus anbeten.



Die Entdeckung der Feuerzeugung.
(Originalzeichnung von Fidus.)

Abb. 157: Ackerbauende blond- und rothaarige Menschen stellte „Fidus“ dagegen als Feuererzeuger dar, welche mit emporgehobenen Händen beten. Lediglich zwei Personen, welche Opfer (Ähren und evtl. Brot) darbringen, knien an einem Kultstein. Die mit Runen und Hakenkreuzen umrahmte Zeichnung wurde im Buch *Der Mensch der Urzeit* von Heinrich Driesmans im Jahr 1907 veröffentlicht.

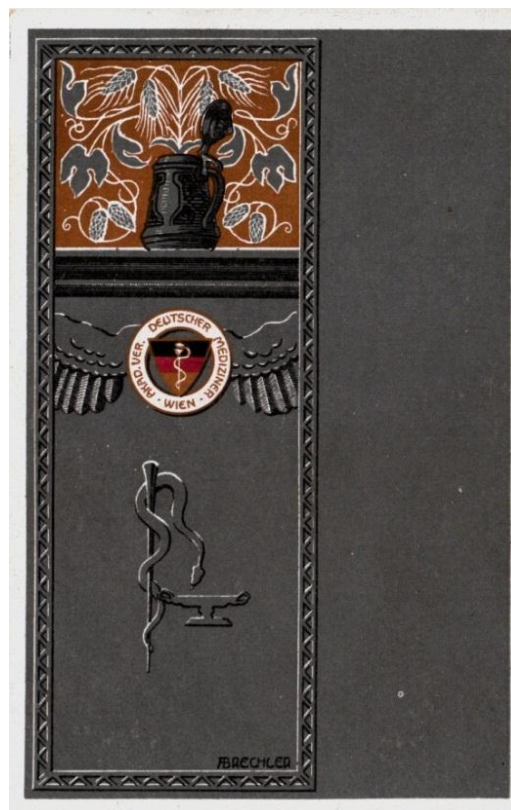


Abb. 158: Der „Akademische Verein Deutscher Mediziner Wien“ verfügte über einen „Arierparagrafen“ und versuchte die Naturheilkunde gegenüber der „jüdischen“ Schulmedizin in den Vordergrund zu rücken.

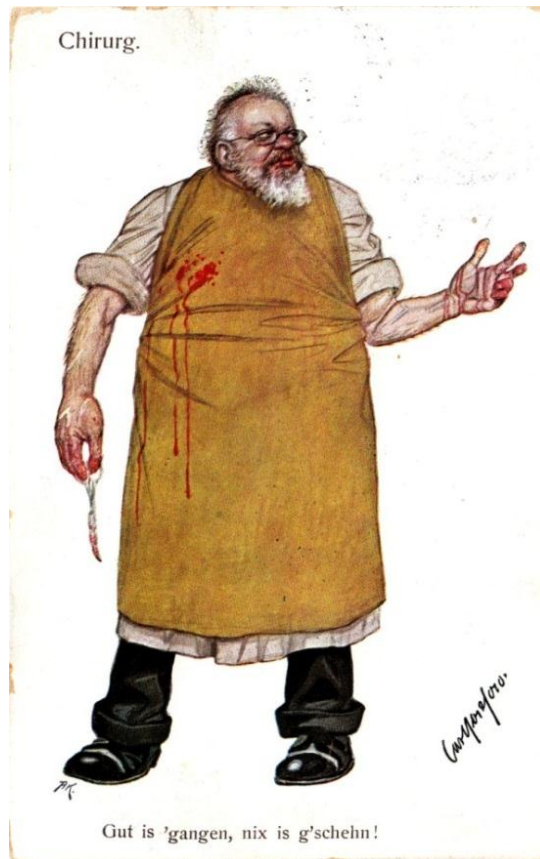


Abb. 159: Die Chirurgie, welcher aufgrund des *therapeutischen Nihilismus*, angeblich nichts an der Gesundheit des Patienten gelegen war, galt insbesondere als „typisch jüdisch“. Dabei waren es gerade viele Mediziner aus jüdischen Elternhäusern, welche neue Behandlungsmethoden schufen.

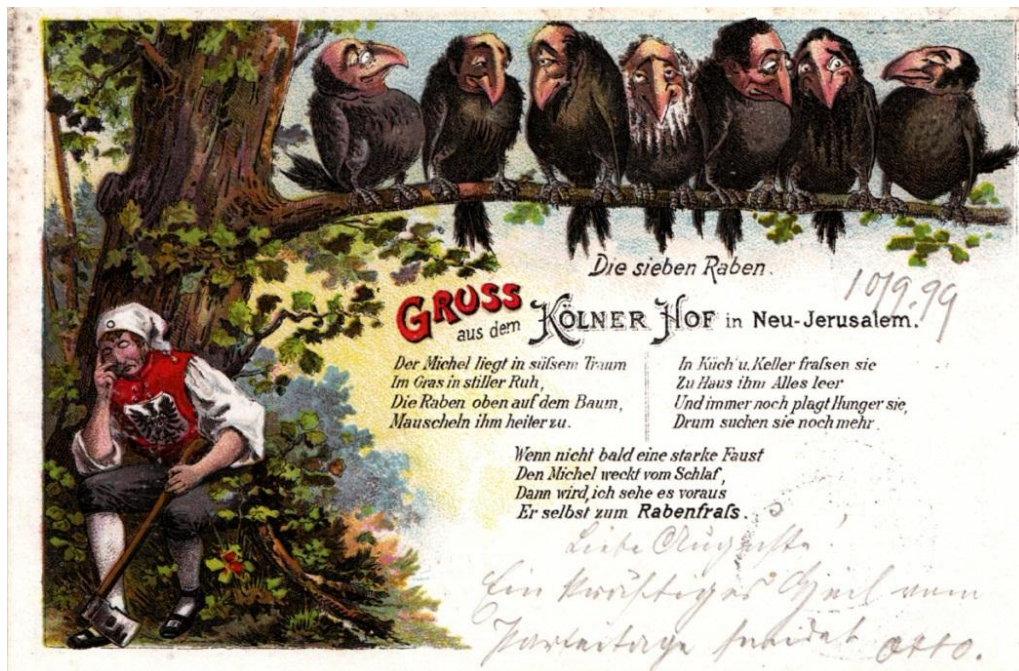


Abb. 160: Zumindest in wirtschaftlicher Hinsicht galten die „Juden“ als „Kannibalen“, wobei sie es insbesondere auf den Deutschen Michel abgesehen hätten. Daneben lebten aber auch Ritualmordlegenden immer wieder auf.

Die böhmische Hundswut



„Ist denn kein Hundefänger da? Ich will doch mein Schwert nicht beschmutzen.“

Abb. 161: Auch die „Tschechen“ wurden als doppelschwänzige Löwen in die Nähe von „Menschenfressern“ gerückt, vor welchen sich der „deutsche Ritter“ in Acht nehmen müsse, solange er sein Schwert nicht „beschmutzen“ wolle. Dahingegen wären „Hundefänger“ geeignet, dieses „Problem“ zu lösen.

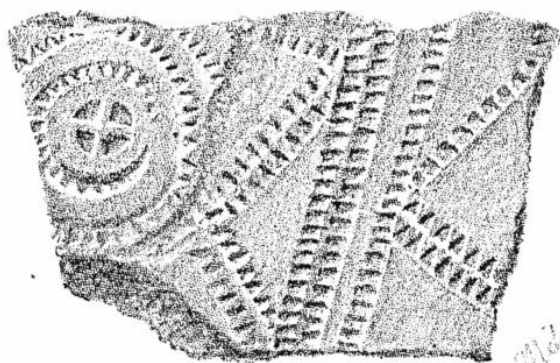


Abb. 162: Auf dieser Nähmaschinen-Werbeansichtskarte findet der rassistische Haupttopos des 19. Jahrhunderts, nämlich der der „Nachahmung“, seine Darstellung. Daneben wird aber auch auf den „Kannibalismus“ angespielt:
 „Eingefangen, vorgeführt –
 Mundloch schmunzelt schon:
 Aber keck und ungenirt
 Tritt er vor den Thron.“

12.6.6 Zu Kapitel 9



Abb. 163: Der „nordische Typus“ des „Germanen“ wurde in deutschvölkischen Kreisen zum Inbegriff von „Rassenreinheit“. Beachtenswert sind neben den Kornblumen im Hintergrund und den handschriftlich hinzugefügten Runen, die auf der Karte gedruckten Spiralen, welche Matthäus Much seit 1893 als „arisches Symbol“ bezeichnet hatte.



Scherbe mit dem Sonnenrade vom Steinberg.
 $\frac{1}{3}$ der natürl. Grösse.



Abb. 164: In Matthäus Much's Werk findet sich bereits im Jahr 1875 die Abbildung einer verzierten Scherbe, wobei er ein Dekorelement zu einem Sonnenrad erklärte. Auf einer Vignette des „Bundes der Germanen“, welcher aus dem 1887 gegründeten „Germanenbund“ hervorging, steht auf dem Schild des blonden Kriegers einer von Georg Schönerers Lieblingssprüchen: „Durch Reinheit zur Einheit“ neben einem Sonnenrad, dem Zeichen dieser Vereinigung. Zudem sind auf dem Baum im Hintergrund Runen eingeritzt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die *germanische Kontinuitätstheorie* vermehrt mit der Rassenanthropologie verknüpft.

Germanen-Sproß.

Du Knabe mit blauem Augenpaar
Und sonnengoldnem Lockenhaar,
Warum ist so lieb mir dein Angesicht?
Weil so rein sein Volkstum aus ihm spricht.
Aus deiner Blauaugen heiterem Wahn
Schaut deines Volkes Kindheit mich an,
Die gewahrt sich der Reine seligen Mut,
Die nicht gebuhlt noch mit fremdem Blut. —
Der Glanz des Gelocks, das in Fülle dir schwillt,
Ist's der Sonnendrang, der dem Haupte entquillt,
Die germanische Sonnenfreudigkeit,
Allzeit zu heldischer Tat bereit?
Deine Haut, wie ist sie so glänzend und rein
Wie nordischen Schneefeldes lichter Schein!
Noch ein Zeichen tut deine Art wohl kund,
Eine Rune schrieb Gott auf lichten Grund:
Der Schläfen blaues Adergeflecht,
Die Bürgschaft, daß du rein und echt, —
Deinen Adelsbrief, ein herrlich Gut;
Du bist der Menschheit „blaues Blut“.

Phil. Daab.



*Liederspruch
für den jungen
Freund!*

*Reichst du zierlich und leicht, daß du
für einzig Lichtelein du bist,
so hast du schon den Geist
in der Welt und in der Unwelt
einmal gemacht aufzubrechen! Sei!*

Arier-Postkarte Nr. 2 (Dr. Winterstein, Kassel).

Liederspruch.

Abb. 165: Das Problem war, dass die historischen Aufzeichnungen über die „Germanen“ nicht weit genug zurückreichen, um eine „altgermanische Kulturhöhe“ zu erschaffen. Deswegen musste der Arier-Mythos über die Nordthese in das völkische Konstrukt eingebunden und seiner indischen Wurzeln entkleidet werden. Nur wenn kulturelle Entwicklungen in Nordeuropa ihren Anfang genommen hatten, machte eine solche Sichtweise Sinn. Der „Germane“ erschien dann als der zu seiner Zeit „reinste Arier“. Bereits in den 1850er-Jahren rief Arthur de Gobineau die These einer „arisch-germanischen Rassenaristokratie“ ins Leben, doch hielt er noch an der asiatischen Herkunft der „Arier“ fest. Dies stellte jedoch in der Folgezeit germanophile Altertumsforscher vor schwerwiegende Probleme, ein solches Ideengerüst zu belegen.



Abb. 166: Auf dieser Ansichtskarte des „Südmarkverlages“ lässt ein gewisser Dr. Goltsch „von der Ostsee Sunde bis an den sonn'gen Strand im Süd“ das „stolze, starke, deutsche Lied“ erklingen.

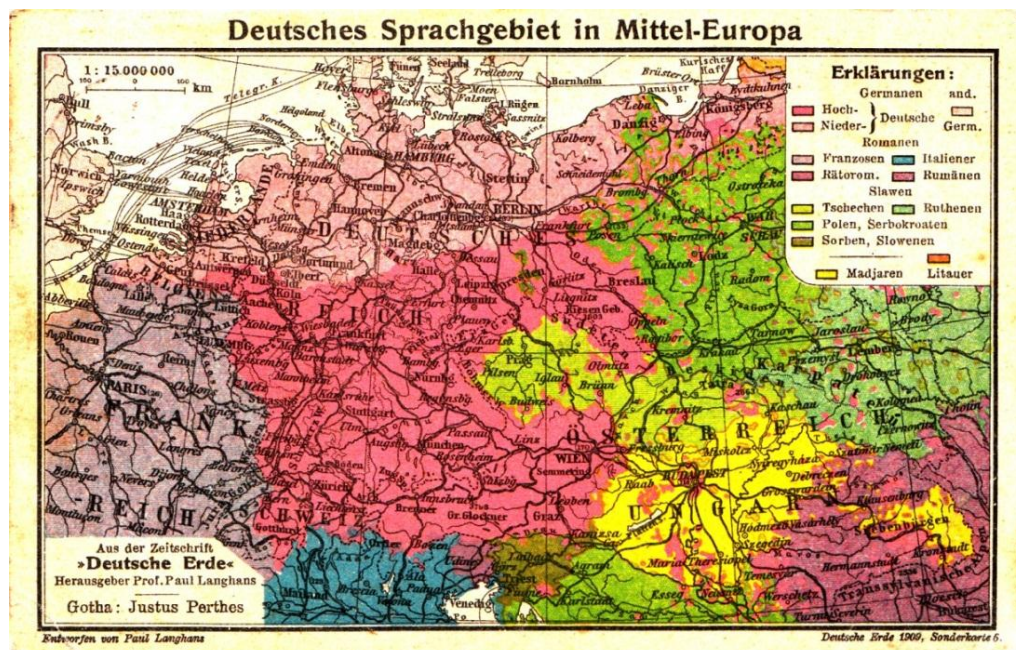


Abb. 167: Eine Karte aus der reichsdeutschen Zeitschrift „Deutsche Erde“, die u.a. das damals überwiegend deutschsprachige Gebiet Mitteleuropas anzeigt. Es deckte sich ziemlich genau mit Matthäus Muchs Vorstellung einer erweiterten „Heimat der Indogermanen“, für welche er bis in die Gegenwart an keinen „allgemeinen Bevölkerungswechsel“ glaubte.

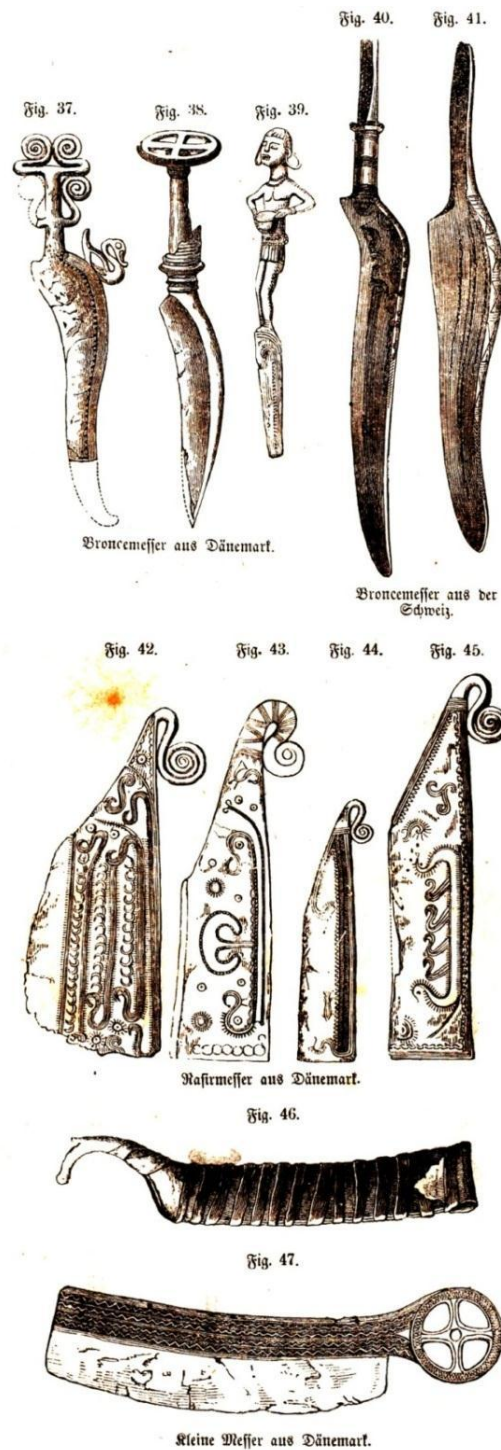


Abb. 168: Die vom schwedischen Urgeschichtsforscher Sven Nilsson in den 1860er-Jahren aufgestellte Hypothese, dass „braune Fremdlinge“ als „phönizische Kolonialisten“ mit „kleinen Händen“ die Bronzegegenstände nach Nordeuropa gebracht hätten, wurde von John Lubbock und Eduard von Sacken diskutiert und beeinflusste auch Matthäus Muchs Frühwerk. Doch auch als die „kleinen Schwerter“ als Prunkdolche erkannt worden waren, stellte die Herkunftsfrage hinsichtlich der Bronze für einen Eurozentristen, zu welchem sich Much gerade entwickelte, als wenig schmeichelhaft dar. Zinnvorkommen sind in Europa äußerst selten. Außerdem deutete bereits alles daraufhin, dass die Bronzeherstellung in Vorderasien und Ägypten ein wesentlich höheres Alter vorweisen kann als in Europa. Deswegen versuchte Much andere kulturelle Hinterlassenschaften als spezifisch nord- und mitteleuropäisch zu deuten und ordnete sie in den 1880er-Jahren den „Ariern“ zu.

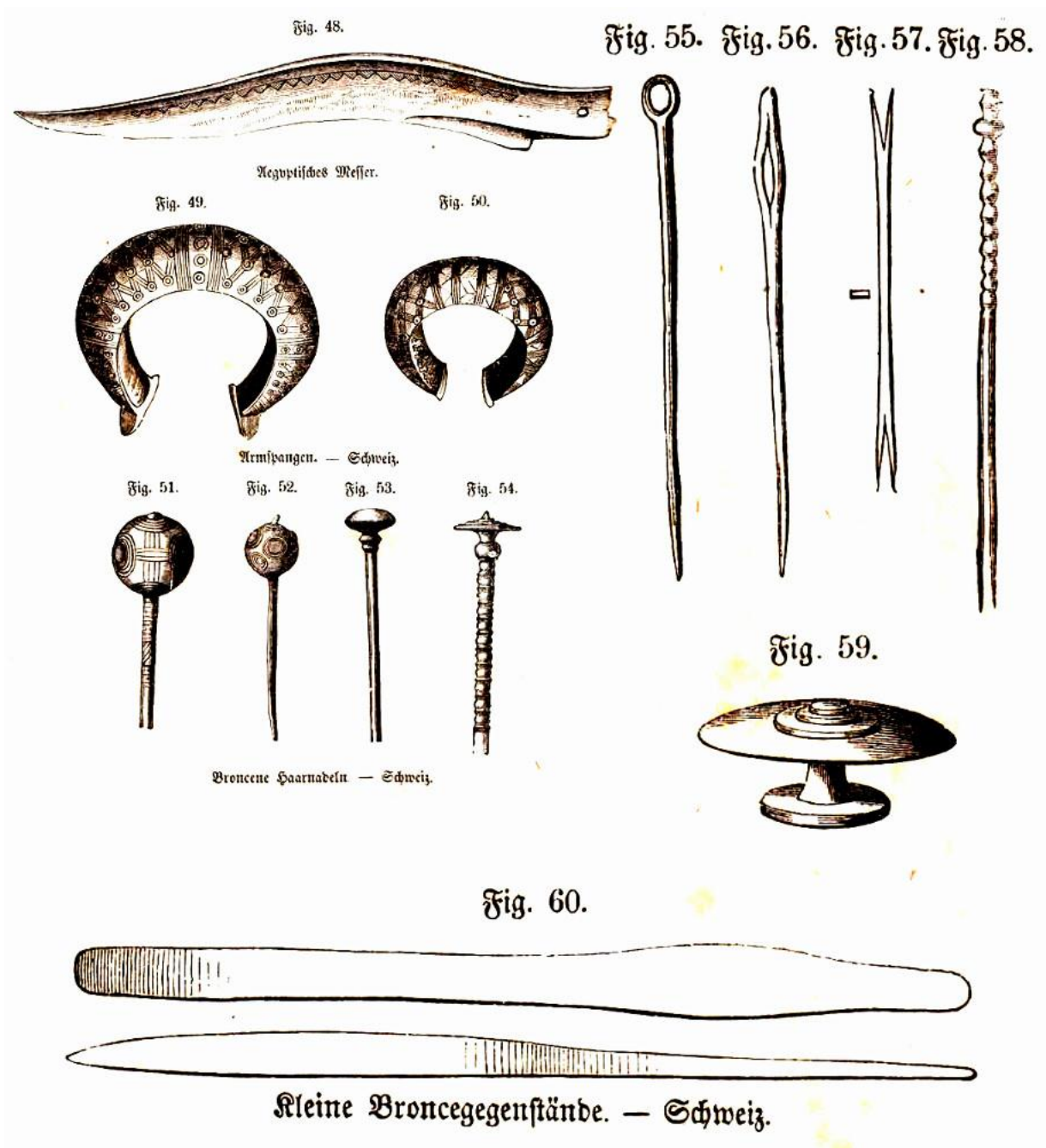


Abb. 169: siehe Abb. 168



Abb. 170: Matthäus Much versuchte über morphologische Vergleiche der *geometrischen Dekorweise* von Keramikfunden parallele Entwicklungen von den Mondseer Uferrandsiedlungen bis nach Troja und Zypern nachzuweisen, um ein weitreichendes völkisches Siedlungskontinuum der „Arier“ in der Kupferzeit zu belegen; aus der erweiterten Auflage von Matthäus Muchs Buch *Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen* von 1893.



Abb. 171: siehe Abb. 170



Fig. 65. ($\frac{2}{5}$)
Krug mit Bickzackband aus dem Mondsee.



Fig. 66.
Scherbe mit Bickzackband aus Troja.

Abb. 172: siehe Abb. 170



Fig. 67. ($\frac{2}{5}$)
Krug aus dem Mondsee.



Fig. 68.
Verzierte Scherbe aus Troja.

Abb. 173: siehe Abb. 170



Fig. 69. ($\frac{1}{2}$)

Verzierte Scherbe a. d. Mondsee.

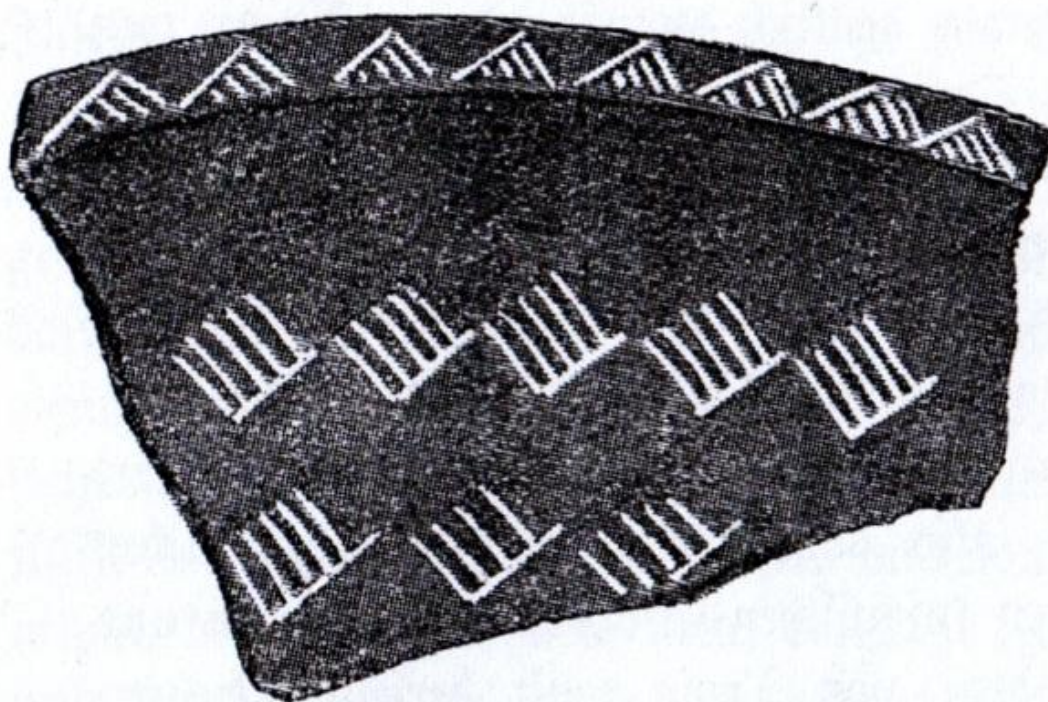


Fig. 70.

Verzierte Scherbe aus Troja.



Fig. 73.

Krug aus dem Laibacher Moore.

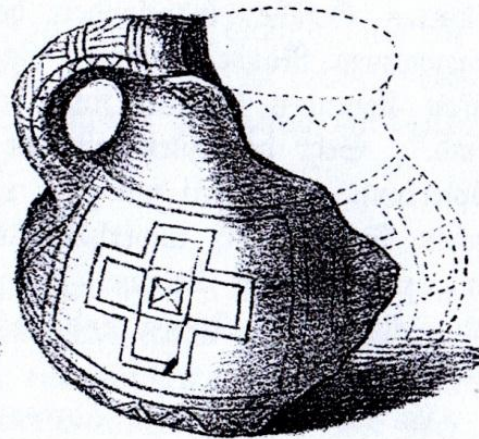


Fig. 72.

Krug aus dem Laibacher Moore.



Fig. 71.

Krug aus dem Laibacher Moore.

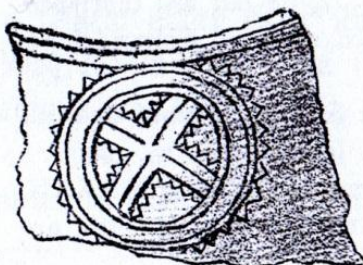


Fig. 74.

Verzierte Scherbe aus dem
Laibacher Moore.

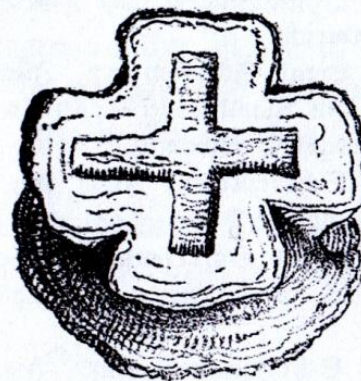


Fig. 75.

Boden eines Gefäßes a. d. Laib. Moore.

Abb. 175: siehe Abb. 170; Keramik, welche in der Uferrandsiedlung bei Ljubljana vorgefunden wurde.



Abb. 176: In den Spuren des urgeschichtlichen Kupferbergbaus vom Mitterberg bei Bischofshofen glaubte Matthäus Much das Zeugnis einer eigenständigen „arischen“ Kupferzeit in Mitteleuropa zu erkennen. Mit deren Expansion hätte sich auch die *geometrische Dekoration* weiträumiger verbreitet.

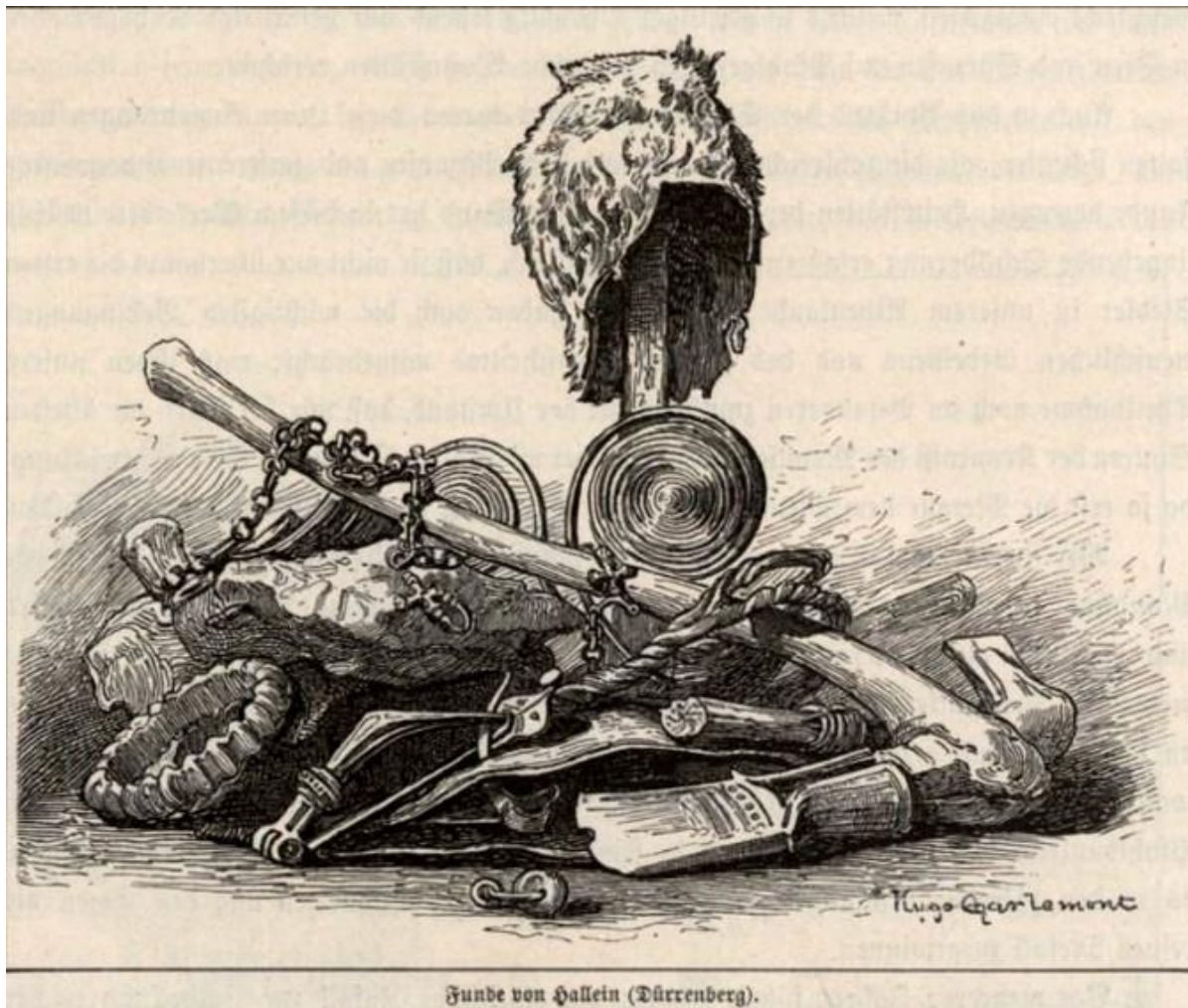


Abb. 177: Die urgeschichtlichen Bergleute von Hallstatt und Hallein hatten nach Matthäus Muchs Weltbild die „arischen Traditionen“ fortgeführt. Beachtenswert ist die Doppelspirale, welche als völkisches Symbol auch in populären Kreisen Verwendung gefunden hat.



Abb. 178: Der Montanindustrie kam allerdings im populären deutschvölkischen Kontext eine eher marginale Bedeutung zu.



Abb. 179: Matthäus Much glaubte an eine kontinuierliche Verbreitung der „Indogermanen“ in der Urgeschichte, die mit der räumlichen Verteilung von angeblich spezifisch „indogermanischen Kulturmitteln“ einherging. Dabei vermutete er, dass diese Eroberungszüge auf dem Landweg mit der einsetzenden Metallzeit über Mitteleuropa hinausgelangt wären, wobei auch eine besondere „nordische Pferdezucht“ eine Rolle gespielt hätte. Auf dieser Ansichtskarte des militanten deutschvölkischen Eduard Strache-Verlags ist Odin bzw. Wotan zu Ross mit seinen beiden Raben Hugin und Munin, welche für ihn auf Erkundungszüge durch die Welt geschickt werden, dargestellt. Das Pferdegeschirr wird von Riemenhaltern aus Metall in Spiralform zusammengehalten.

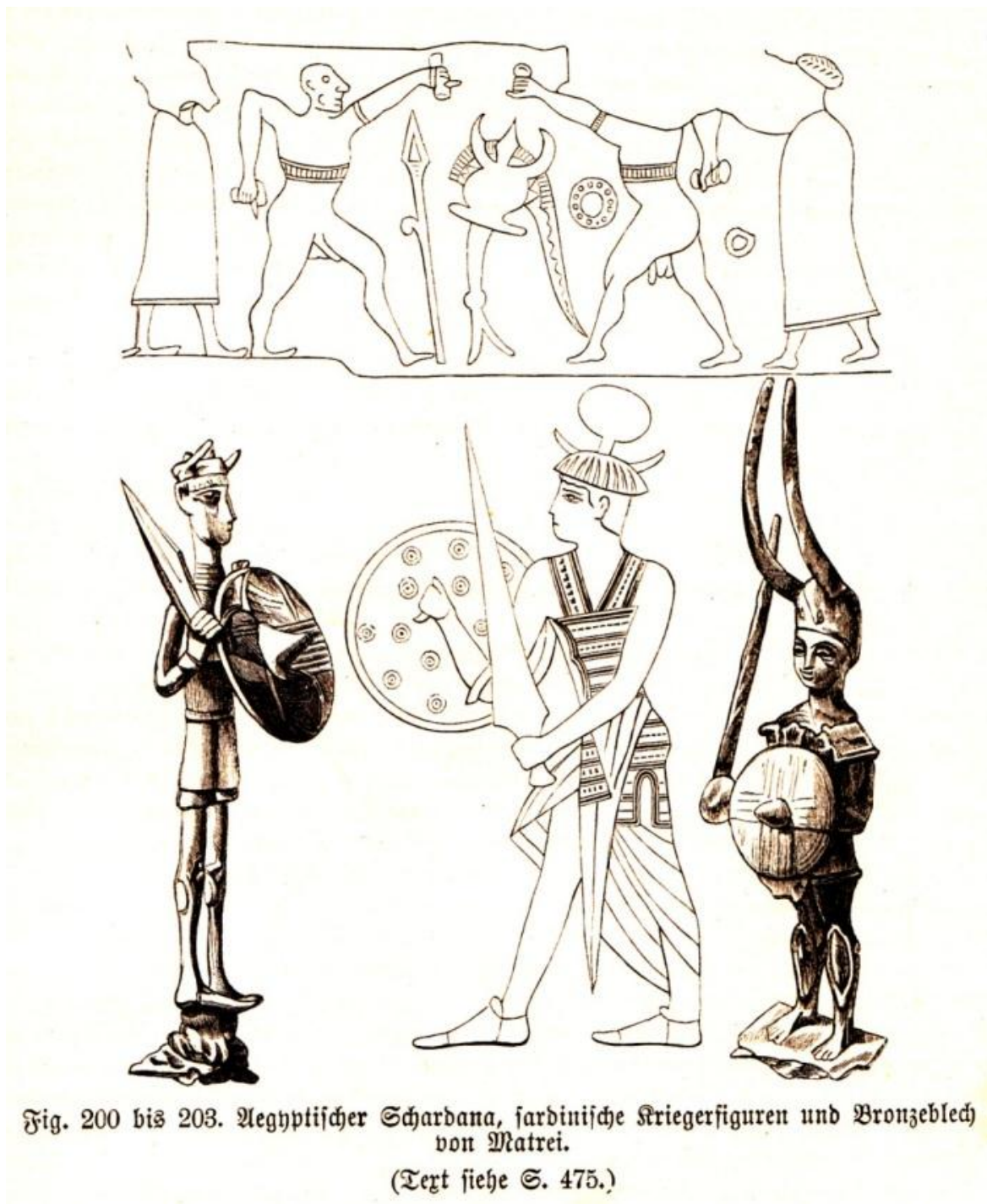


Abb. 180: Matthäus Much behauptete, dass es sich bei den *Seevölkern*, welche einst auf ägyptischen Reliefs zur Darstellung gelangt waren und auch „Schardana“ genannt wurden, um „nordische Seeräuber“ gehandelt hätte. Auch sie hatten Hörner auf den Helmen wie später die Wikinger. Much glaubte, dass die „Indogermanen“ schon in der Steinzeit erste Eroberungszüge zur See vom Ostseebecken aus unternommen hätten. Auch Moritz Hoernes sah Gemeinsamkeiten in der Bewaffnung und Rüstung zwischen dem mediterranen Raum sowie Mitteleuropa, ohne jedoch Nordeuropa miteinzubeziehen. Die in der Mitte der unteren Gruppe von Abbildungen positionierte „Schardana“-Darstellung stammt aus der Zeit Ramses II. und ist einem Relief aus Ipsambul entnommen. Beim oberen Teil dieser Abbildung handelt es sich um einen Ausschnitt eines getriebenen Bronzegefäßes, welches in Matrei/Tirol vorgefunden wurde. Zwei kahlköpfige Männer tragen einen *Cästuskampf* (Streitriemenkampf) aus, wobei eine den „Schardana“-Helmen ähnliche Kopfbedeckung den Siegespreis darstellt.



Abb. 181: Für Matthäus Much machten „nordische Seeräuber“ seit der Steinzeit die Meere unsicher. Auf dieser Ansichtskarte von „Heribrand“ an „Hildebrand“ aus dem Jahr 1904 („2017“), wird im Text das Hakenkreuz als Zeichen „Alldeutschlands“ vom „Norden bis zur Adria“ funkeln gelassen.

Friesenblut.

„Hast auf das Gerüst du den Blick auch frei?
Komm, Jörg, ich will dich heben!
Nichts darf dir entgehn, wenn sie köpfen die zwei,
Und merk' dir den Tag für dein Leben!“ —

„Sag', Vater, was haben die Böses getan?“ —
„Gefapert weit in der Runde;
Kein Fahrzeug war sicher, Dreimaster wie Rahn,
Von Lübeck bis hoch zum Sunde.“

Ein Wirbel. „Sie nahen!“ Dann schweigt das Geschwirr,
Man hört den Atem verhalten.
Hellbardenglißern und Rettengeflirr
Begleiten zwei wilde Gestalten.

Die braunen Wangen umflattern wüst
Die Bärte, flachsgelb wie die Mähnen.
In festem Schritt geht's auf das Gerüst
Mit trotzverbissenen Zähnen.

Abb. 182: Die „Friesen“ wurden in deutschvölkischen Kreisen als Seeräuber aus vergangenen Zeiten mit blonden Haaren angesehen.



Abb. 183: Die Normannen sind historisch als Eroberer zur See belegt und waren deswegen ein gefundenes Thema im völkischen Kontext. Dabei wurden auf Darstellungen auch Ansiedlungen aus Blockhütten und Umzäunungen gebaut.



Abb. 184: Auch die Donau wurde auf völkischen Darstellungen von Wikingerschiffen unsicher gemacht.



672



Beschlag I.



Beschlag III.

Stück K 12.—

Stück K 8.—

Völkische Bierfrüge

zur Erinnerung a. d. 11. Juli 1897
mit fein gemaltem Spruch von
Felix Dahn.

Bis jetzt fünf verschiedene Formen in
glattem Krystallglas und feinem Thon,
alle $\frac{1}{2}$ Liter Inhalt und feinst
Zinnbeschläge.

Weinbecher und Römer
mit ganz handgemaltem Bismarckkopf,
Turner-Bierfrügel.

Lichtdruck gegen Doppelfarte.
Porto und Packung besonders.

Reingewinn für völkische Zwecke.
Versandtstelle: Rich. Adler,
Eger, Schanzstr. 37 u. Marienbad.



Abb. 185: Damals waren Bierkrüge mit Wikingerhörnern in deutschvölkischen Kreisen käuflich zu erwerben.



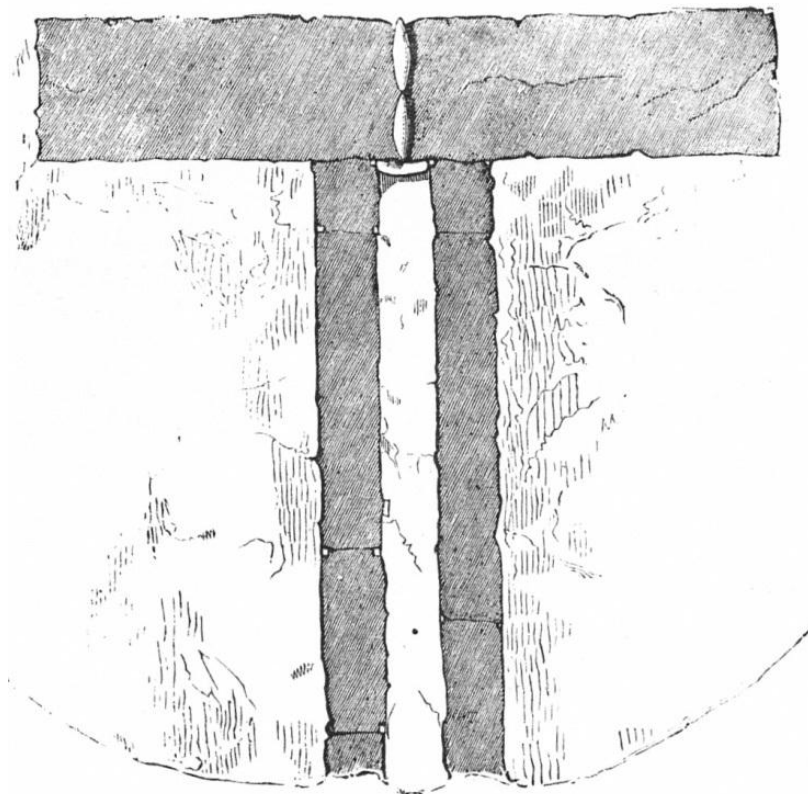
Abb. 186: Matthäus Much hielt die „Indogermanen“ bzw. die „Germanen“ für innovativ genug, um nicht zu glauben, dass eine Änderung der Bestattungssitte mit einem „allgemeinen Bevölkerungswechsel“ einhergegangen sein konnte. Dabei wurde die „Einfachheit“ der Gräber im Gegensatz zu den prunkvollen Grabbauten der mediterranen Kulturen hervorgehoben. Diese Idee fand in deutschvölkischen Kreisen ihre Verbreitung. Auf dieser Ansichtskarte entzündet ein „Germane“ ein Lagerfeuer, welches ein wohl römisches Mausoleum oder Ehrenmal, auf dessen Spitze ein Adler auf einer Weltkugel prangert, mit Rauch eindeckt. Darunter befindet sich die Aufforderung an den Deutschen Michel aufzuwachen, bevor er im Schlaf verkauft werden würde.

Fig. 132.



Dänischer Grabhügel.

Fig. 133.



Grundriß des vorhergehenden Bildes.

Abb. 187: Für John Lubbock fielen *Tumuli* (Grabhügel) mit Steinsetzungen im Grundriß unter den Bereich megalithischer Bauwerke. Möglicherweise liegt hierin eine Wurzel für Matthäus Muchs *Gotentheorie*, nach welcher die *Tumuli* als „germanisch“ eingestuft wurden.

Fig. 135.



Dänische Dolmen.

Abb. 188: Darstellung von einem nordeuropäischen Dolmenbau.

Fig. 134.



Steinkreise, die zu einem Grabmal gehören.

Abb. 189: Darstellungen von einem nordeuropäischen Dolmen und den diesen umgebenden Steinkreisen.

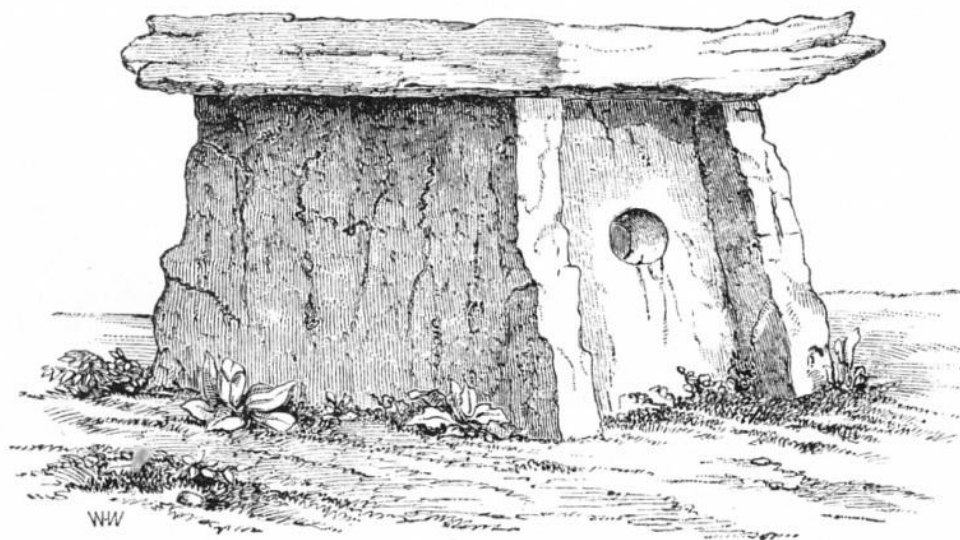
Fig. 139.



Indische Dolmen.

Abb. 190: Auch John Lubbock ging in seiner richtungsweisenden Schrift „Prehistoric Times“ von „indischen Dolmenbauten“ aus. Allerdings hat er im Gegensatz zu manchen Diffusionisten wie z.B. später Matthäus Much – ganz im Sinn des *Elementargedankens* – die *Megalithbauten* als eine an verschiedenen Punkten unabhängig voneinander entwickelte Grabsitte verstanden. Somit stellte für ihn diese Bestattungsform keine Ausdrucksform einer einmalig geschaffenen religiösen Anschauung, welche von einem „Ausstrahlungszentrum“ ihre Verbreitung gefunden hätte, dar.

Fig. 140.



Ein indischer Dolmen.

Abb. 191: siehe Abb. 190



Abb. 192: Da die *Megalithbauten* auf dem Landweg Richtung Südosten recht bald fehlen, vertrat Matthäus Much zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Auffassung, dass diese u.a. auf dem Seeweg bis in die Levante und nach Indien verbreitet worden wären. In deutschvölkischen Kreisen wurden dagegen auch geologische Formationen als Dolmen gedeutet, welche in einem *Siedlungskontinuum* zu nordeuropäischen *Hünengräbern* gesehen wurden.

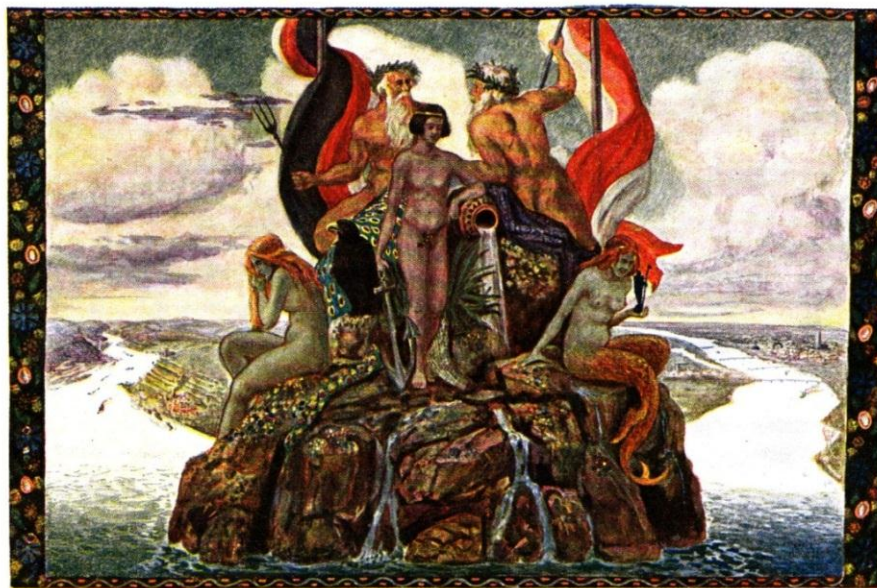


Abb. 193: Auf die Verbindung nach Indien waren die selbsternannten „europäischen Indogermanen“ offenbar nicht besonders stolz. Nur selten finden sich Belege, welche im völkischen Kontext über Europa hinausreichen. Auf dieser Ansichtskarte wird offensichtlich eine Frau aus dem Alten Ägypten dargestellt. Auf der Rückseite wird ein Gedicht zitiert:

„*Danubius, Rhein und den schlanken Main,
Trieb die Sehnsucht ins Weite, jahraus, jahrein,
Den Osten und Westen zu erkunden.
Und haben sich doch endlich gefunden!
Sie bilden verbindend jetzt Land mit Land
Ein herrliches, mächtiges Silberband.*“ (Ella Triebnigg-Pirkherr).



Abb. 194: Überhaupt sahen damals viele Menschen in Indien einen Tummelplatz für Krankheiten, was mit dem dortigen Klima, aber auch dem Lebensstil in Verbindung gebracht wurde. So sah auch Matthäus Much das „Blut“ seiner steinzeitlichen „Indogermanen“ in Indien „versiegen“.



Abb. 195: Großbritannien und insbesondere England war in völkischen Kreisen als Rivale des Deutschen Reiches verhasst. Das Klischeebild des „englischen Kapitalisten“ ähnelt dem des „jüdischen“. Aus alldeutscher Sicht zeigten die Buren dem „hochnäsigen Konkurrenten“ wie ein „Bauernvolk“ einer Weltmacht Paroli bieten konnte. Womöglich hat der *Ex septentrione lux*-Gedanke neben dem erstarkenden deutschen Kolonialismus auch aus solchen Hintergründen sein „germanisches“ Überlegenheitsgefühl auch für außereuropäische Kontexte geschöpft.

12.6.7 Zu Kapitel 10

Nekrolog.

Samstag, den 18. Dezember v. J., hat der Wiener Altertums-Verein einen schweren Verlust erlitten. **Dr. Matthäus Much**, bis zum Vorjahre (1908) Vizepräsident des Vereines und eine seiner treuesten, verlässlichsten Stützen, ist im hohen Alter von 77 Jahren vom irdischen Schauplatze seiner unermüdlichen Arbeiten abgerufen worden. Was sollen wir, bei dem engen Raume, der uns für einen würdigen Nekrolog zu Gebote steht, von seiner, in vieler Beziehung bahnbrechenden Forschertätigkeit auf dem Gebiete der Prähistorie und der Urzeit vieles erzählen? Wer sich mit Urgeschichte — nicht bloß Österreichs — beschäftigt, trifft überall Spuren seiner Forschertätigkeit. Ein Besuch seiner Sammlung, die auf jeden Fall in Österreich bleiben müßte, zeigt den Umfang und die Tiefe seiner Forschungen. Was hier hervorzuheben ist, bezieht sich auf seine gewinnende, liebenswerte Persönlichkeit, auf die schlichte Beredsamkeit, auf die Klarheit seiner Worte, auf die milde und doch treffsichere Urteilskraft: Eigenschaften, die ganz besonders in seiner Tätigkeit als Ausschußmitglied hervortraten und ihn fast unersetzlich machten. Alle patriotischen und wissenschaftlichen Vereine, denen er angehörte, stimmen in diesen Äußerungen höchster Anerkennung und tiefster Trauer um sein Hinscheiden überein. Friede seiner Asche, treues Angedenken seinem edlen Wirken!

W. A. N.

Abb. 198: Laut der Biographie von Krause starb Matthäus Much am 17.12.1909 an einem Gehirnschlag (vgl. Krause 1988: 2). Diesem Nekrolog des „Altertums-Vereins zu Wien“ zu Folge schied Much erst am darauffolgenden Tag dahin.



Abb. 199: Rudolf Much führte das Werk seines Vaters Matthäus Much fort und gelangte in wissenschaftlicher Hinsicht auch als Germanist zu universitären Ehren. Sein völkisches Weltbild vermittelte er nicht nur an seine Schüler, sondern verbreitete es auch, wie mit dieser Veröffentlichung, in weitreichenderen populären Kreisen.



Reichsleiter Alfred Rosenberg gedachte in der Versammlung am 13. 3. 1940 im Konzertsaal zu Wien mit folgenden Worten Georg Ritter von Schönerers:

„Und deshalb erscheint es mir gerecht, an diesem Tage auch eines Mannes zu gedenken, der als politischer, unmittelbarer und moderner antijüdischer Kämpfer sich ein Ruhmesblatt in diesem Kampfe erworben hat, nämlich des

Ritters Georg v. Schönerer.

Er hat mit vorbildlichem Mute gegen eine ganze Welt gekämpft, er hat rechnen müssen mit einer tausendjährigen dynastischen, er hat rechnen müssen mit einer festgefügt kirchlichen Tradition, er hat neuerdings rechnen müssen mit einer ungeheuren jüdischen Kapitalmacht **und er ist trotzdem ein Rufer für Euch alle geworden.**

Und ich glaube auch, daß sein Ruf mitgewirkt hat in die nationalsozialistische Revolution hinein.“

Abb. 200: Der NS-Ideologe Alfred Rosenberg fand auf einer Versammlung in Wien am 13.3.1940 lobende Worte für Georg Schönerer. Bereits im Jahr 1934 war ihm das u.a. auch kulturpolitisch motivierte „Amt Rosenberg“ als „Beauftragtem des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP“ übertragen worden.

AUSSTELLUNG



GEORG RITTER VON SCHÖNERER
KÜNDER UND WEGBEREITER
DES GROSSDEUTSCHEN REICHES

WIEN MESSEPALAST
26. SEPT. - 8. NOV. 1942

Abb. 201: Zu Ehren Georg Schönerers wurde Ende des Jahre 1942 im Wiener Messepalast eine Ausstellung unter dem Namen „Georg Ritter von Schönerer, Kündler und Wegbereiter des Grossdeutschen Reiches“ veranstaltet.



Abb. 202: Aus den Abbildungen 200 und 201 geht hervor, dass die antisemitische Hetze Schönerers, zu welcher Matthäus Much u.a. die legitimierende wissenschaftliche Grundlage geliefert hat, im Gegensatz zu den Körpern ihrer Verfechter, nicht „begraben“ wurde. Auf dem Grabstein von Matthäus Much steht der lateinische Satz „*Ego sum via et veritas et vita*“ (Joh. 14/6), was „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ bedeutet. Häufig wird das erste „und“ wegelassen. Die Luther-Bibel hält sich dagegen enger an das ursprünglich griechische Original. Hierbei könnte es sich somit um einen Hinweis auf einen protestantischen Glauben Muchs handeln. Zwar konnte ich die näheren Umstände nicht eruieren, doch würde ein Konfessionsübertritt für eine ideologische Nähe zur alldutschen „Los von Rom“-Bewegung sprechen.

12.6.8 Abbildungsverzeichnis

Anzumerken ist hinsichtlich der Abbildungen, dass es sich größtenteils, falls dies nicht anders im Abbildungsverzeichnis angegeben wird, um Materialien aus meiner Privatsammlung handelt, welche ich käuflich erworben oder geschenkt bekommen habe. Zur Datierung der ungelaufenen Ansichtskarten ist anzumerken, dass in Österreich ab dem 23. November 1904, in Deutschland ab dem 1. Februar 1905 und weltweit, laut einem Beschluss des Postkongresses in Rom, ab dem 1. Oktober 1907 die Adressseiten geteilt wurden. Ich gehe davon aus, dass das Gesetz vom 23. November 1904 für die ganze Habsburgermonarchie samt ihren Kronländern gegolten hat, auch wenn ich dazu keine Quelle finden konnte. Davor durfte nur die Vorderseite, auf welcher sich auch die Abbildung befand, beschrieben werden. Daher sind die Mitteilungen zumeist auf den Rändern vermerkt und in der Regel eher spärlich. Selbstverständlich können deutsche Verlage auch schon ab 1904 für die Habsburgermonarchie Ansichtskarten mit geteilten Adressseiten hergestellt haben, weshalb ich in Frage kommende Belege zeitlich stets mit „bis/ab 1904“ datiert habe. Ansonsten habe ich im Deutschen Reich hergestellte Ansichtskarten ohne Bezug zum „Vielvölkerstaat“ zeitlich mit „bis/ab 1905“ eingeordnet (vgl. Formery, Günter (2011): *Glossar für Ansichtskarten/ Illustrierte Postkarten* http://www.maximaphilie.de/Philokartie/Glossar_AK_4_11.pdf [1.10.2012]).

Ich habe mir erlaubt, die Vereinsadressen zur besseren Lesbarkeit formell zu vereinheitlichen. Deswegen steht die Stadt stets nach dem Straßennamen, wobei die römische Zahl den Bezirk angibt. Die abgebildeten Vignetten sind ohne postalische Belege zeitlich nicht eindeutig zuzuordnen, dürften aber ebenfalls aus der Zeit um 1900 stammen.

Abkürzungen/Abbildungsverzeichnis:

Akt-Ges./AG.	Aktiengesellschaft
Anst.	Anstalt
Fig.	Figur
Lith.	Lithographie/lithographische
No.	Numero
Nr.	Nummer

Titelabbildung: Portraitfoto von Matthäus Much aus Franz 1959: 65.....	3
Abb. 1: Illustration aus dem Figaro; 10. Jg. – Nr. 14 u. 15, den 31. März 1866, - Wien.....	725
Abb. 2: Ansichtskarte: No. 2141/gelaufen am 19.5.1900 von Pilsen nach Prag	726
Abb. 3: Ansichtskarte: Otto Schaefer & Scheibe, Kunst-Anstalt, Berlin/Franz Plentl Sohne, Herrengasse 5, Graz/gelaufen am 7.5.1898 von Graz nach Leoben.....	726
Abb. 4: Ansichtskarte: Künstler Alfred Pirkhert (1887-1971); Göth-Verlag, Wien-München, Nr. 610/ ab 1904	727
Abb. 5: Foto von Georg Ritter von Schönerer: Flohmarktfund, schätzungsweise 1880er-Jahre	727
Abb. 6: Illustration: <i>Die Karyatiden des Pandrosion</i> aus Wägner, Wilhelm: <i>Hellas, Das Land und Volk der alten Griechen/</i> - (2. Band) - Otto Spamer-Verlag, Leipzig 1859: 220.....	728
Abb. 7: Illustration aus <i>The Illustrated London News</i> von 1881.....	729
Abb. 8: Ansichtskarte: Verlag des „Bundes der Deutschen in Nordmähren“, Olmütz; Lith. v. Louis Halberstadt; Vignette: „Deutscher Wehrschatz Mähren“ (2 Heller)/gelaufen am 12.1.1903 von „Onkel Robert“ aus Bärn (Mähren) nach Wien an Brunhilde Gödel.....	729
Abb. 9: Ansichtskarte: Künstler F.K.; nationalistisch-tschechischer Verein: <i>Ústřední Matice Školská</i> („Zentrale Mutterschule“)/gelaufen am 24.12.1904 nach Kladno.....	730
Abb. 10: Veranstaltungsblatt zu einer Festkneipe anlässlich des 25-jährigen Jubiläumsfest des „Ersten Wiener Turn-Vereines“; Druck von Friedrich Jasper in Wien im Selbstverlage des Fest-Ausschusses des „Ersten Wiener Turnvereines“, Obmann: Carl Kreis	731
Abb. 11: Ansichtskarte: Lith. Kunstanstalt, Heinr. & Aug. Brüning, Hanau. Dep. 8142/gelaufen am 5.10.1906 aus der Habsburgermonarchie [da Briefmarke Franz-Joseph II./Stempel unkenntlich] nach Remscheid-Rheinland; Karte älter/bis 1905.....	732
Abb. 12: Ansichtskarte: Verlag Ed. Grégra/bis 1904.....	733
Abb. 13: Ansichtskarte: Verlag v. Franz Schneider Wien V/Druck v. Schneider & Lux, Wien V/gelaufen am 14.6.1905 („2018“) von „Siegberta“ an den „ehrenfesten Turnbruder“ Albert „Siegbert“ Emmerich innerhalb von Graz.....	733
Abb. 14: Ansichtskarte: „Bund der Deutschen in Böhmen“/gelaufen am 5.12.1907 von Prachatitz/Prachatice nach Czernowitz.	734
Abb. 15: Vignette: „Deutscher Schulverein“ (5 Heller)	734
Abb. 16: Mitgliedskarte: „Bund der Landwirte“; Abteilung: Hannover; Bezirk: Dannenberg (Elbe); Nr. 29688/ausgestellt am 13.11.1904 für Herrn Aug. Mattiesch in Damnatz.....	735
Abb. 17: Ansichtskarte: Lith. Kunstanstalt, Heinr. & Aug. Brüning. Hanau. Dep.6757.; C.F. Frey, Heilbronn a. N. [am Neckar]/gelaufen am 4.8.1898 innerhalb von Wien.	735

Abb. 18: Illustration „Gimpel“-Fang./aus der Zeitschrift <i>Neue Geißel, Zeitschrift für Politik, Humor und Satyre</i> vom 29.2.1868, in: Vöcelka 1986: 82.....	736
Abb. 19: Ansichtskarte: „Weltpostverein“/bis 1904.....	736
Abb. 20: Zeitungsartikel aus: „Neue Zürcher Zeitung und schweizerisches Handelsblatt“ - No. 84. Samstag, 24.3.1888-68. Jg.....	737
Abb. 21: Ansichtskarte: Künstler R. Schaumann; Lichtdruck v. G. Albers jun. Hannover/gelaufen am 28.12.1897 aus Wien I an Georg Schönerer, Schloss Rosenau (Niederösterreich)	738
Abb. 22: Eine Korrespondenzkarte von Georg Schönerer/Franz X. Kießling an Karl Gagstatter/ gelaufen am 27.11.1895 aus Wien nach Salzburg	739
Abb. 23: Rückseite von Abb. 22.....	739
Abb. 24: Ansichtskarte: Druck Schneider & Lux, Wien VII/gelaufen am 14.6.1896 von Wien nach Graz an Franz Stark; weitergeleitet nach Grado (Oberitalien)	740
Abb. 25: Ansichtskarte: Lith. Druck und Verlag Ed. Strache, Warnsdorf u. Haida; Strache's Nationale Postkarten No. 5/gelaufen am 3.2.1900 von Weyer nach Kremsmünster (Oberösterreich).	740
Abb. 26: Ansichtskarte: Buchhandlung Friedrich Schalk, Wien – Postkarte 5/gelaufen am 9.4.1899 („8. Ostara“) nach Pettenbach an Carl Kirsch.	741
Abb. 27: Ansichtskarte: Lith. Kunstanstalt E. Rennert, Aussig/schätzungsweise 1897-1898.....	742
Abb. 28: Ansichtskarte: Lith. Druck und Verlag Ed. Strache, Warnsdorf u. Haida; Strache's Nationale Postkarten No. 4/gelaufen am 21.2.1898 innerhalb von Laibach (Ljubljana) an Gusti Pakitsch.....	742
Abb. 29: Ansichtskarte: Edgar Schmidt Kunstverlagsanstalt Dresden No. 389/schätzungsweise 1897/1898.....	743
Abb. 30: Ansichtskarte: Lith. Druck und Verlag Ed. Strache, Warnsdorf u. Haida; Strache's Nationale Postkarten No. 6/schätzungsweise vor 1900	744
Abb. 31: Zeitungsartikel aus der „Wiener Abendblatt“, Abend-Ausgabe des „Wiener Tagblattes“, vom 4.12.1897; Hrsg.: Moriz Szepe, ein alter Feind Georg Schönerers	745
Abb. 32: Ansichtskarte: „Weltpostverein“/gelaufen am 6.10.1902 aus Neuzeug [„Heribrand“] an Karl Kirsch in Mattighofen (Oberösterreich)	746
Abb. 33: Ansichtskarte: Künstler C. v. Kempf; „Deutscher Schulverein“; Lith. von Phillip & Kramer, Wien/gelaufen am 23.4.1899 innerhalb von Graz an Valy Schmelzer	747
Abb. 34: Ansichtskarte: Künstler F. Schöninger; F. Rasch, Cilli. – „Celeja“, Cilli/ schätzungsweise vor 1900	748
Abb. 35: Ansichtskarte: Künstler G. Zindel [Gustav Zindel (1883-1959)]; Verlag Ed. Strache, Warnsdorf i. B., Nr. 1/ab 1904; Das Motiv ist aufgrund der niedrigen Laufnummer wohl älter.....	749

Abb. 36: Kunstverlag Fritz Rasch, Cilli. – „Celeja“, Cilli/gelaufen von Rehberg-Krems nach St. Veit-Triesting am 8.4.1898 („2011 n. N.“).....	749
Abb. 37: Ansichtskarte: Verlag von Friedrich Decker, Schopenhauerstr. 13, Wien XVIII/gelaufen am 13.3.1901 („Lenzmond 2014“) von „Heribrand“ aus Neuzeug an den Apotheker Karl Kirsch alias „Hildebrand“ in Mattighofen-Oberösterreich.....	750
Abb. 38: Ansichtskarte: Fotogr. Atelier u. Vergr. Anst. Jos Ott, Währingerstr. 137, Wien XVIII/1/ ab 1904.....	750
Abb. 39: Vorderseite der Vereinssatzung: Verlag des „Ersten Wiener Turnvereins“, Schleifmühlg. 23, Wien IV; Druck von Schneider & Lux, G.m.b.H., Wien V.....	751
Abb. 40: Ansichtskarte: Künstler H.H.; CA.-No. 4229.....	752
Abb. 41: Reliefbild/Kunststoff.....	753
Abb. 42: Ansichtskarte: „Deutscher Schulverein“, Bräunerstr. 9, Wien I/gelaufen am 6.10.1909 an Josef Rahlig in Heinzendorf/Groß-Petersdorf bei Zauchtel an der Nordbahn.....	754
Abb. 43: Ansichtskarte: Künstler A. Marussig [Anton Marrussig (1868-1925)]; „Bund der Deutschen in Niederösterreich“, Karte Nr. 59; Geschäftsstelle: Mariahilferstr. 98, Wien VII/1/ gelaufen am 9.4.1912 innerhalb von Wien an Frl. Mathilde Zellner.....	754
Abb. 44: Ansichtskarte: Künstler G. Lahoda [Gustav Lahoda (1865-1900)]; „Deutscher Schulverein“, Karte Nr. 391; Kunstdruckerei Josef Eberle, Schottenfeldgasse 38, Wien VII/ ab 1904.....	755
Abb. 45: Ansichtskarte: Künstler R. Assmann: <i>Römische Legionäre, die Sonnwendfeuer der Germanen betrachtend Gegend: St. Michael, als älteste Ansiedlung der Wachau</i> ; Verlag des Vereines „Südmark“, Graz Joanneum-Ring 11/gelaufen am 29.1.1912 an Frl. Melly Zach in Wiener Neustadt.....	755
Abb. 46: Ansichtskarte: Künstler Franz Bot; „Deutschnationaler Verein für Österreich“, Wien VII., Lerchenfelderstr. 18-24/in französischer Sprache beschrieben; gelaufen am 13.10.1919 von Wien an Jeanette Bartsch in Ort-Gmunden.....	756
Abb. 47: Fig. 10 aus Hoernes 1909a: 24: <i>Zur Entwicklung der Kraniologie</i>	757
Abb. 48: Fig. 12 aus Hoernes 1909a: 28: <i>Kurz- und Langkopf, Kurz- und Langgesicht, großer und kleiner Gesichtswinkel/</i> nach Jean Louis Armand de Quatrefages de Breau (1810-1892) und Peter Camper (1722-1789).....	758
Abb. 49: Fig. 13 aus Hoernes 1909a: 29: <i>Kartenskizze der Verbreitung der Brachycephalie/</i> nach Anders Retzius.....	759
Abb. 50: Fig. 18 aus Hoernes 1909a: 72: <i>Erdkarte der Verbreitung der Längen-Breitenindizes/</i> nach W. Z. Ripley.....	759

Abb. 51: Tabelle passend zu Abb. 50 nach Paul Broca (1824-1880)/Paul Topinard (1830-1911) aus Hoernes 1909a: 71, 73/Text von Moritz Hoernes.....	760
Abb. 52: Fig. 116 aus Hoernes 1909a: 304: <i>Schädelindex-Karte von Europa</i> /nach W. Z. Ripley	761
Abb. 53: Fig. 117 aus Hoernes 1909a: 305: <i>Karte der Durchschnittliche Körperhöhe der Bevölkerung Europas</i> /nach W. Z. Ripley.....	762
Abb. 54: Fig. 115 aus Hoernes 1909a: 296: <i>J. Denikers Rassenkarte von Europa</i> /nach Joseph Deniker (1852-1918).....	763
Abb. 55: Gedicht <i>Einst hatt' ich langes blondes Haar</i> von Presber, Rudolf; ursprünglich aus dem Buch <i>Aus dem Land der Liebe/</i> - Stuttgart, Berlin 1903; veröffentlich in: Breitner, Franz/Lustig Karl (1912): <i>Deutsches Vortragsbuch. 3. Teil Vortragsstücke ernsten Inhaltes</i> im Selbstverlag des „Deutschen Schulvereins“ in Wien erschienen: 106-107.....	764
Abb. 56: Ansichtskarte: Künstler A. T. Marussig „Bund der Deutschen in Niederösterreich; Geschäftsstelle: Mariahilferstr. 98, Wien VII/1; Karte Nr. 57/ab 1904.	765
Abb. 57: Ansichtskarte: Photo Ch. Scolik, Wien VIII; Verlag: Back & Schmitt, Wien I; Nr. 507/bis 1901, da der „Tiergarten am Schüttl“ in diesem Jahr geschlossen wurde	765
Abb. 58: Ansichtskarte: Verlag Victor Bamberger, Wien/gelaufen am 3.12.1899 von Sachsenhausen-Frankfurt a.M. nach Coburg	766
Abb. 59: Ansichtskarte: Verlag Victor Bamberger, Wien/gelaufen am 11.5.1899 von Hamburg nach Kiel	766
Abb. 60: Illustration aus dem Satireblatt „Kikeriki“; in: Schwarz 2001: 91; Abb.25	767
Abb. 61: Illustration aus dem Satireblatt; in: Schwarz 2001: 176; Abb.43	767
Abb. 62: Ansichtskarte: Druck und Verlag: Schneider & Lux, Wien V (Nr. 4212)/ Ende 19. Jahrhundert.....	768
Abb. 63: Illustration aus „Der Scherer“ 4. Jg. 1902 („2015“), Nr. 27, Sonntag am 6. Juli – „Heuert“: 6.....	769
Abb. 64: Illustration: Künstler A. F. aus „Der Scherer“, 4. Jg. 1902 („2015“), Nr. 26, Sonntag am 29. Juni – „Linding“: 4.	770
Abb. 65: Korrespondenzkarte/Vignette des Vereines „Südmark“ (2 Heller)/Vignette mit Worten von Eugen Dühring/gelaufen am 7.1.1908 von der Burschenschaft „Germania“ an Dr. Fritz Huber in Murau	771
Abb. 66: Ansichtskarte: „Deutschnationaler Verein für Österreich“; Lerchenfelderstr. 18-24, Wien VIII; Nr. 26/gelaufen am 12.8.1923 nach Wien, das Motiv ist aufgrund der niedrigen Kartenummer vermutlich älter.....	771

Abb. 67: Ansichtskarte: „Germanenverband Nothung“/gelaufen innerhalb von Wien am 8.12.1898 an Betti Reithoffer	772
Abb. 68: Ansichtskarte: „Welpostverein“/ab 1904.....	772
Abb. 69: Ansichtskarte: Vereinigte Papierwaaren-Fabriken S. Krotoschin, Görlitz/ gelaufen Ende des 19. Jh. [zweite Ziffer der Jahreszahl nicht lesbar] evtl. von St. Pölten nach Gmünd (Kärnten) an Frl. Ida Mayr	773
Abb. 70: Vignetten-Block: „2 Pf. Hammer-Spende – Hammer, Blätter für deutschen Sinn; für deutsche Wiedergeburt“ und eine weitere Marke derselben Zeitschrift.....	773
Abb. 71: Ansichtskarte: Druck u. Verlag von Ed. Strache, Warnsdorf u. Haida/gelaufen von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Kirsch, alias „Hildbrand“ in Mattighofen.....	774
Abb. 72: Ansichtskarte: Verlag des Vereines „Südmark“, Graz, Joanneum-Ring 11; Karte Nr. 254. ..	775
Abb. 73: Illustration: Künstler F. Grätz; veröffentlicht aus der Zeitschrift <i>Figaro, Humoristischen Wochenblatt</i> vom 11.10.1879; in: Vöclka 1986: 57.	776
Abb. 74: Illustration aus der Zeitschrift <i>Der Scherer</i> , 4. Jg. 1902 („2015“), Nr. 47 (111): 3.	777
Abb. 75: Gedicht <i>Schranzentum</i> : Autor „Hutten“ (Pseudonym) aus der Zeitschrift <i>Der Scherer</i> 4. Jg. 1902 („2015“), Nr. 50 (114): 5.	777
Abb. 76: Auszug aus einer am 16.12.1899 („2012“) von „Heribrand“ geschriebenen Ansichtskarte an Karl Kirsch, welcher damals in Wien wohnhaft war.	777
Abb. 77: Vignette: Herkunft und Datierung ungewiss/perspektivisch schließt sie jedenfalls an den antisemitischen Diskurs des ausgehenden 19. Jh. an.....	778
Abb. 78: Ansichtskarte: Künstler R. Assmann 1912: <i>Batteriebau, Anlegen von Laufgräben, Minen und Belagerungsarbeiten der Türken vor Wien</i> ; Piusverein, Bäckerstraße 9, Wien I	778
Abb. 79: Eichert Franz (1894): <i>Prolog zur Feier des 50-jährigen Geburtstagsfestes des Herrn Dr. Carl Lueger</i> / - [Verlag der ver. Christen im V. Bezirke. (J. Strobach, Schlossgasse 26, Wien V) – Lith. u. Druck v. Guberner & Hierhammer, Hauptstr. 51, Wien IV]......	779
Abb. 80: siehe Abb. 79	780
Abb. 81: siehe Abb. 79	781
Abb. 82: Ansichtskarte: k. A/gelaufen am 1.1.1900 von Melanie an Béla Herczey innerhalb von Wien	782
Abb. 83: Ansichtskarte mit Bemerkung von Franz Grillparzer: Friedrich Schalk's Verlag, Wien, Postkarte 9; Druck Schneider & Lux, Wien V	782
Abb. 84: Ansichtskarte: Verlag des Vereines „Südmark“, Karte Nr. 60/gelaufen am 29.8.1910 von Innsbruck an Linda Wegmann in Kufstein	783

Abb. 85: Ansichtskarte: „Nordmark“, Heidrichpark, Troppau/gelaufen am 13.10.1919 nach Wiener Neustadt	784
Abb. 86: Ansichtskarte: Lith. v. O. Rohr [Oskar Rohr], Graz; Verlag des Vereines, „Südmarkkarte“ Nr. 8/gelaufen am 24.12.1905 von Zell am See an Fritz Gruber nach Murau (Steiermark)	784
Abb. 87: Ansichtskarte: Künstler R. Rauch, Lith. v. A. Pappermann, Graz; Stempel auf der Rückseite: „4. Schockelbergturnfest 1908“/geschrieben am 8.9.1908 an Cäcilie Stern in Leoben	785
Abb. 88: Ansichtskarte: „Bund der Deutschen in Böhmen“, Bundes-Postkarte Zahl 6/gelaufen am 17.6.1899 von Praha/Prag nach Lambach bei Linz („Ostmark“)	785
Abb. 89: Ansichtskarte: Lith. O. Rohr, Graz; Verlag des Vereines „Südmark“/ab 1904.....	786
Abb. 90: Ansichtskarte zum „Julfest“: Künstler R. Pöntiger; Buchhandlung Friedrich Schalk, Wien/gelaufen am 18.12.1899 von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Kirsch, Gudrunstr. 154, Wien X.....	787
Abb. 91: Ansichtskarte: Buchhandlung Friedrich Schalk, Wien – Postkarte 2/ gelaufen am 31.12.1897 („2011 n. N.“) von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Kirsch, alias „Hiltgrant“, in Haag (Oberösterreich)	787
Abb. 92: Korrespondenzkarte-Einladung „Germanenbund“/gelaufen am 29.9.1892 aus Wien-Kagran an Emanuel Beranek, Karmelitergasse 8, Wien II.....	788
Abb. 93: Ansichtskarte: Eigenverlag des Bundes, Lith. Kunstanstalt, Heinr. & Aug. Grüning, Hanau. Dep. 11001/gelaufen im Jahr 1904 innerhalb von Wien.	788
Abb. 94: Ansichtskarte: Lith. – O. Rohr Verlag des Vereines „Südmark“, Herrengasse 3, Graz.....	789
Abb. 95: Vignette: No. 7; keine weiteren Angaben.....	789
Abb. 96: Mitgliedskarte des „Turnverein Mödling“ aus dem Jahr 1909/ausgestellt für Herrn Josef Schlußner.....	790
Abb. 97: Rückseite von Abb. 96.....	790
Abb. 98: Ansichtskarte: Kunstanstalt E. Rennert, Aussig; Verlag Ed. Arenz, Wien I/gelaufen anlässlich des Neujahrfeats von 1900.....	791
Abb. 99: Ansichtskarte: Guberner und Hierhammer, Hauptstr. 51, Wien IV/gelaufen am 7.6.1901 („7. Baldurmond 2014“); von „Heribrand“ aus Neuzeug an den Pharmazeut Karl Kirsch, alias „Hildebrand“, nach Mattighofen.	792
Abb. 100: Ansichtskarte: Künstler: A. S.; „Münchner Odinskarte“, Nr. 11/gelaufen im Jahr 1904 („2017“) von „Heribrand“ an Karl Kirsch in Mattighofen.....	792

Abb. 101: Ansichtskarte: Verlag Verband „Arndt“ d. B.d.G. [des „Bundes der Germanen“] Prag - Hermann Seibt, Meissen 3520/gelaufen am 15.11.1903 von Georg Schönerer aus dem Schloss Rosenau an Frau Kofler in Zwettl.....	793
Abb. 102: Ansichtskarte: „Münchner Odinskarte“ Nr. 38/gelaufen um 1900 innerhalb von Starnberg (Bayern).....	794
Abb. 103: Ansichtskarte: Verlag „Alldeutsche Luthersippe in der Ostmark“; Druck A. Luigard, Wien/gelaufen am 4.11.1903 von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Kirsch in Mattighofen.....	794
Abb. 104: Ansichtskarte: Verlag von J. Bauer, Plauen/gelaufen am 12.7.1899 von Grein nach Wien an Frau Caroline Oppolzer	795
Abb. 105: Ansichtskarte: Verlag Josef Winter, Veronikagasse 38, Wien XVII/ab 1904	795
Abb. 106: Ansichtskarte: „Münchner Odinskarte“ Nr. 31/gelaufen am 1.3.1901 vom Verlag „Odin“ aus München an Karl Kirsch in Mattighofen.....	796
Abb. 107: Ansichtskarte: Verlag von Franz Seiner, Rechbauerstr. 35a – „Deutsche Vereins-Druckerei Graz“/gelaufen am 16.10.1898 von Rumburg nach Königswalde bei Schluckenau	796
Abb. 108: Illustration <i>Ein Meisterschuss</i> : Künstler F. Boscowits d. J. [Fritz Boscowits (1871-1965)] aus der Zeitschrift „Der Scherer“- 4. Jg. 1902 („2015“), Nr. 33: 17. August – „Aust“: 7.....	797
Abb. 109: Illustration: Künstler A. Krüger (1902) aus „Der Scherer“- 4.Jg. 1902 („2015“) Nr. 49/113, nach der Beschlagnahme zweite Auflage: 5.	797
Abb. 110: Ansichtskarte: Künstler E. Kutzer [Ernst Kutzer (1880-1965)]; „Bund der Deutschen in Niederösterreich“, Mariahilferstr. 98, Wien VII/1; Weihnachtskarte Nr. 47/ab 1904	798
Abb. 111: Ansichtskarte: Künstler E. Kutzer; „Bund der Deutschen in Böhmen“, Krakauergasse 11, Prag II/ab 1904	799
Abb. 112: Ansichtskarte: „Bund der Deutschen in Niederösterreich“, Mariahilferstr. 98, Wien VII/1; Weihnachtskarte Nr. 44/gelaufen am 9.12.1912 nach Mödling/Niederösterreich	799
Abb. 113: Ansichtskarte: „Bund der Deutschen in Niederösterreich“, Mariahilferstr. 98, Wien VII/1; Karte Nr. 20/gelaufen am 14.7.1911 von Graslitz nach Aussig.....	800
Abb. 114: Ansichtskarte: Kunstverlag Fritz Rasch, Cilli. – „Celeja“, Cilli.....	800
Abb. 115: Ansichtskarte: „Robert Hamerling-Verein“, gegr. 1909, Währingerstr. 133, Wien XVIII/1; Karte Nr. 4.....	801
Abb. 116: Ansichtskarte: Künstler (2 Angaben): TH./M. W. 2012; „Bund der Germanen“, Wien; Druck: Schneider & Lux, Wien V/gelaufen am 1.4.1899 („1. Ostermond 2012“) von „Heribrand“ an Karl Kirsch in Pettenbach.....	801

Abb. 117: Ansichtskarte: Verlag Fritz Grant, Berlin, No. 140; gelaufen am 11.8.1900 von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Buchta, k.k. Finanzwach-Respicient in Vorchdorf.....	802
Abb. 118: Illustration <i>Germanen-Stätten</i> aus: „Der Scherer“ 4. Jg. 1902 („2015“), Nr. 37, 14. September („Scheidung“): 4.....	803
Abb. 119: Ansichtskarte: Verlag Franz Schneider, Wien V; Druck: Schneider & Lux, Wien V/ ungelaufen; geschrieben am 23.12./„Jul“im Jahr 1904 („2017“) von „Heribrand“ an Karl Kirsch.....	804
Abb. 120: Ansichtskarte: Künstler Hugo Stienitz München; „Deutsch-völkischer Verein Odin“, München, No. 5/gelaufen am 8. April 1899 von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Kirsch, alias „Hiltgrant“, nach Mattighofen.....	805
Abb. 121: Ansichtskarte: (k.A.); geschrieben am 31. „Lenzing“ – März, 1904 („2017“) von „Heribrand“ an „Hildebrand“	805
Abb. 122: Titelblatt aus Krause, Ernst (1891): <i>Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen der Veden, Edda, Ilias und Odyssee/</i> - Glogau.	806
Abb. 123: Ansichtskarte: „Deutscher Schulverein“, Karte Nr. 186; Kunstdruckerei Josef Eberle, Schottenfeldgasse 38, Wien VII/ab 1904	807
Abb. 124: Ansichtskarte aus der Reihe „Bilder und Worte freier deutscher Männer“ vom Verein „Freie Schule“, Albertgasse 23, Wien VIII – „Gesellschaft für graphische Industrie“, Wien VI/ab 1904.....	807
Abb. 125: Ansichtskarte: Künstler E. Kutzer „Katholische Schulverein für Österreich“, Stephansplatz 6, Wien I/gelaufen am 13.6.1915 an Leopoldine Jakusch, Innsbruck (Tirol).....	808
Abb. 126: <i>Heimat-Schein-Kronland: Nieder-Österreich</i> aus Wien-Sechshauss/ ausgestellt im Jahr 1882.	809
Abb. 127: Ansichtskarte: „Bund der Deutschen in Niederösterreich“, Geschäftsstelle: Mariahilferstraße 98, Wien VII/1; Karte Nr. 58/ab 1904	810
Abb. 128: Ansichtskarte: Verlag des Vereines „Südmark“, Graz; Karte Nr. 48/ab 1904	811
Abb. 129: Ansichtskarte: Künstler A. T. Marussig; Verein „Südmark“, Herrengasse 3, Graz/ gelaufen am 19.1.1908 von Bezaunach Murau	811
Abb. 130: Ansichtskarte: Künstler G. Zindel; Hrsg.: „Bund der Deutschen in Böhmen“, Krakauergasse 11, Prag II; Bundeskarte Nr. 35/gelaufen am 20.4.1910 nach Hohenelbe-„Deutschböhmen“	812
Abb. 131: Vignette: Emblem des „Deutschnationalen Vereins“ (2 Heller); Verlag: Ed. Strache Warnsdorf-Haida/ schätzungsweise um 1900.....	812
Abb. 132: Hölzerne Ansichtskarte: Hersteller G. Buberl, Franzensbad/gelaufen am 5.1.1898 („2011“) von Prag nach Steyr („Ostmark“).....	813

Abb. 133: Ansichtskarte: Verlag des „Bundes der Deutschen in Nieder-Österreich“, Mariahilferstraße 103, Wien VI/ab 1904.....	813
Abb. 134: Ansichtskarte: „Alldutsche Presse“; Haschkagasse 9, Wien XII – Druck A. Luigard, Wien VIII/ab 1904	814
Abb. 135: Ansichtskarte: „Alldutsche Presse“; Wien VIII/1 [restliche Anschrift durch Vignette des Vereines „Südmark“ verdeckt]; Karte Nr. 31/gelaufen im Jahr 1908 an den „Turnverein Waidhofen a. d. Ybbs“ (Niederösterreich).....	814
Abb. 136: Ansichtskarte: Kunstanstalt E. Rennert, Aussig/bis 1904.....	815
Abb. 137: Ansichtskarte: Künstler H. Hanke; CA.-No. 4013; Printed in Germany/ab 1905.	815
Abb. 138: Ansichtskarte: „Siebenbürger Volkstrachten“; Verlag Karl Graf, Buchhandlung Hermannstadt/bis 1904.....	816
Abb. 139: Ansichtskarte: „Zigeunerlager“; D. T. C., L- Serie 301. 23./gelaufen am 26.7.1905	816
Abb. 140: Vignette: A.V./bedeutet wohl „Alldutscher Verband“ oder „Alldutsche Vereinigung“	817
Abb. 141: Ansichtskarte: Künstler C. A. Z., 1907; Verlag des Vereines „Südmark“; Karte No. 47/gelaufen am 21.6.1914 von Freistadt nach Wien	817
Abb. 142: Ansichtskarte: Künstler A. Brusenbauch; „Bund der Germanen“, Kettenbrückengasse 20, Wien IV/ Herstellung: ab 1904; gelaufen am 7.7.1912 evtl. von Murau nach Klosterneuburg	818
Abb. 143: Ansichtskarte: Künstler H. P.; „Deutscher Schulverein“, Bräunerstr. 9, Wien I; Karte Nr. 61; Kunstdruckerei Josef Eberle, Wien VII/gelaufen am 29.12.1910 von Wien nach Mödling.....	819
Abb. 144: Ansichtskarte: Druck und Verlag Buchdruckerei F. Stopp, Leipa/vermutlich vor 1900.....	819
Abb. 145: Ansichtskarte: Künstler F. III./M.R. CO/gelaufen am 7.8.1902 evtl. von München nach Prien-Chiemsee	820
Abb. 146: Ansichtskarte: Verlag. B.A. Schneider, Odessa/ab 1907	820
Abb. 147: Ansichtskarte: Verlag aus Taschkent/Usbekistan/ab 1907.....	821
Abb. 148: Ansichtskarte: Verlag aus Taschkent/Usbekistan/ab 1907	821
Abb. 149: Ansichtskarte: <i>Apotheose</i> [Vergötterung] <i>der Krieger</i> /Верещагинъ (ich konnte keine Übersetzung finden)/ab 1907	822
Abb. 150: Ansichtskarte: Verlag vom „Bund der Deutschen in Böhmen“, Bundes-Postkarte Nr. 7/ gelaufen am 26. Juni 1899 von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Buchta in Lambach-Oberösterreich	822
Abb. 151: Ansichtskarte: Verlag des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ - Bundeskarte No. 6/gelaufen am 4.1.1909 von Fel-Bruck nach Graz.....	823

- zu den innervölkischen Differenzen hinsichtlich der „altgermanischen Kulturhöhe“ siehe Kießling Franz [Xaver] (1907): *Germane und Sonnenwendfeier in der völkischen Ansichtskarte* in: Kießling Franz: *Das deutsche Fest der Sommer-Sonnwende, beleuchtet in Mütze, Meinung und Brauch des Volkes/* - (2. verbesserte, teilweise vermehrte Auflage) - Verlag des „Bundes der Germanen“, Kettenbrückengasse 20, Wien IV/1 – Druck Ferdinand Berger in Horn (Niederösterreich): 39f

Abb. 152: Ansichtskarte: „Deutscher Schulverein“, Karte Nr. 167; Kunstdruckerei Josef Eberle, Schottenfeldgasse 38, Wien VII/gelaufen am 25.6.1912 an Hans Ernst jun. in Wien..... 823

Abb. 153: Rückseite von Abb. 152: Stempel: „Ortsgruppe Nordmark Nikelsdorf“/Vignette: „Gedenke, dass Du ein Deutscher bist“ – „Deutscher Volksschatz Schlesien“ (1 Heller) 824

Abb. 154: Ansichtskarte: „Richard Wagner’s Heldengestalten nach Originalen von F. Leeke [Ferdinand Leeke (1859-1925)] auf 24 Künstlerpostkarten. No. 23 Parsifal: Uraufführung Bayreuth“; Verlag: L. Pernitzsch, Kunsthandlung Leipzig/ab 1905..... 824

Abb. 155: Reklamemarke: Ernst Simons [Sohn von Gustav Simons], Cassel..... 825

Abb. 156: Ansichtskarte (Kohlefoto): Künstler „Fidus“ [Hugo Höppener (1868-1948)]: *Anbetung der Hirten/* - Verlag des „St. Georg-Bundes“, Woltersdorf bei Erkner-Brandenburg/ab 1905 825

Abb. 157: Zeichnung von „Fidus“ aus Driesmans, Heinrich (1907): *Der Mensch der Urzeit/* - (Stoecker & Schroeder Verlag) - Stuttgart. 826

Abb. 158: Ansichtskarte: Künstler A. B. Rechler; „Akademische Verein Deutscher Mediziner Wien“/ ab 1907 (Gründungsdatum des Vereines) 826

Abb. 159: Ansichtskarte: Künstler Fritz Schönpflug (1873-1951) unter dem Pseudonym „Carlsaeafao“; B.K.W.I. 898-7/ab 1904..... 827

Abb. 160: Ansichtskarte: k. A/gelaufen am 10.9.1899 innerhalb Hamburgs 827

Abb. 161: Ansichtskarte: Künstler F. H. - Simplicissimus-Verlag G.m.b.H. München/ab 1905..... 828

Abb. 162: Ansichtskarte: „Humorist, Dalli-Postkarten“ - Serie III. No. 5/gelaufen am 9.4.1902 von Königstein (Taunus) nach Werschau (Niederbrechen) 829

Abb. 163: Ansichtskarte: Strache’s nationale Postkarten Nr. 27; Ed. Strache-Verlag, Warnsdorf/ gelaufen am 26.6. 1903 („2016“) von „Heribrand“ aus Neuzeug an Karl Kirsch in Mattighofen..... 830

Abb. 164: Fig. 36 *Scherbe mit einem Sonnenrade vom Steinberg* aus Much 1875: 62/Vignette: „Bund der Germanen“-schätzungsweise um 1900..... 830

Abb. 165: Ansichtskarte: „Arier-Postkarte Nr. 2; Dr. Wittgenstein, Kassel; mit einem Gedicht von Philipp Daab; Beileidsbekundung von Karl Kirsch, alias „Hildebrand“, an Karl Buchta/gelaufen am 9.4.1905 aus Mattighofen nach Kollerschlag 831

Abb. 166: Ansichtskarte: „Südmarkverlag“, Mariahilferstraße 98, Wien VII/1; Karte Nr. 46..... 832

Abb. 167: Ansichtskarte: „Deutscher Schulverein“, Bräunerstr. 9, Wien I; die Landkarte <i>Deutsches Sprachgebiet in Mitteleuropa</i> wurde von Paul Langhans für die Zeitschrift <i>Deutsche Erde</i> (1909, Sonderkarte 6) entworfen, deren Herausgeber er auch war/gelaufen am 25.1.1911 von Gorz nach Wien III an eine „Frühschoppenecke“ in einem Restaurant	832
Abb. 168: Fig. 37-47 aus Lubbock 1874a: 32-33: <i>Broncemesser aus Dänemark/Broncemesser aus der Schweiz/Rasirmesser aus Dänemark/kleine Messer aus Dänemark</i>	833
Abb. 169: Fig. 48-60 aus Lubbock 1874a: 34-35: <i>Aegyptisches Messer/Armspannen/Broncene Haarnadeln/Kleine Bronzegegenstände</i>	834
Abb. 170: Fig. 57/58 aus Much 1893: 138: <i>Krüge aus Cypern</i>	835
Abb. 171: Fig. 59/60 aus Much 1893: 138: <i>Krug aus Mondsee/Gefäß aus Mondsee</i>	835
Abb. 172: Fig. 65/66 aus Much 1893: 150: <i>Krug mit Zickzackband aus Mondsee/Scherbe mit Zickzackband aus Troja</i>	836
Abb. 173: Fig. 67/68 aus Much 1893: 151: <i>Krug aus Mondsee/Verzierte Scherbe aus Troja</i>	836
Abb. 174: Fig. 69/70 aus Much 1893: 152: <i>Verzierte Scherbe a. d. Mondsee/Verzierte Scherbe aus Troja</i>	837
Abb. 175: Fig. 71-75 aus Much 1893: 153: <i>Krug aus dem Laibacher Moore/Krug aus dem Laibacher Moore/Krug aus dem Laibacher Moore/Verzierte Scherbe aus dem Laibacher Moore/Boden eines Gefäßes a. d. Laib. Moore</i>	838
Abb. 176: Zeichnung: Künstler Hugo Charlemont (1850-1939) aus dem „Kronprinzenwerk“ zu Matthäus Muchs Artikel von 1889: 377: <i>Die Mitterbergalpe und Mandlwand mit Funden aus den alten Verhauen des Kupferbergbaues</i>	839
Abb. 177: Zeichnung: Künstler Hugo Charlemont aus dem „Kronprinzenwerk“ zu Matthäus Muchs Artikel von Much 1889: 373.	840
Abb. 178: Vignette „Deutscher Unterstützungsverband“, Montan-Hochschule Przibram	840
Abb. 179: Ansichtskarte: Ed. Strache, Warnsdorf i. B.; Nr. 3/ab 1904, wobei das Motiv aufgrund der geringen Kartenummer womöglich älter ist	841
Abb. 180: Fig. 200-203 aus Hoernes 1892: 476: <i>Aegyptischer Schardana, sardinische Kriegerfiguren und Bronzeblech von Matrei</i>	842
Abb. 181: Ansichtskarte: Künstler Rosenberger 1900; München „Odinskarte“ No. 92	843
Abb. 182: Auszug aus dem Gedicht <i>Friesenblut</i> von Neubauer, Karl,: <i>Neuer Deutscher Balladenschatz/- Verlag der „Woche“, August Scherl in Berlin; veröffentlich in: Breitner, Franz/Lustig Karl [1912]: Deutsches Vortragsbuch. 3. Teil Vortragsstücke ernsten Inhaltes</i> , im Selbstverlag des „Deutschen Schulvereins“ in Wien erschienen: 100-102	844

Abb. 183: Ansichtskarte/gelaufen am 5.8.1901 von Wien nach Gmunden	845
Abb. 184: Ansichtskarte: „Südmarkkarte“; Kunstanstalt Karl Schwidernoch, Wien; 6099/bis 1904 ..	845
Abb. 185: Werbeanzeige aus der Zeitschrift „Der Scherer“ in so ziemlich jeder Ausgabe des 4. Jahrgangs 1902 („2015“).....	846
Abb. 186: Ansichtskarte: CHW Serie 105 No.2/ab 1904	847
Abb. 187: Fig. 132/133 aus Lubbock 1874a: 102f: <i>Dänischer Grabhügel/Grundriß des vorhergehenden Bildes.</i>	848
Abb. 188: Fig. 135 aus Lubbock 1874a: 104: <i>Dänische Dolmen.</i>	849
Abb. 189: Fig. 134 aus Lubbock 1874a: 103: <i>Steinkreise die zu einem Grabmal gehören.</i>	849
Abb. 190: Fig. 139 aus Lubbock 1874a: 121: <i>Indische Dolmen.</i>	850
Abb. 191: Fig. 140 aus Lubbock 1874a: 122: <i>Ein indischer Dolmen.</i>	850
Abb. 192: Ansichtskarte: Künstler A. G.; „Deutscher Schulverein“, Karte 646, Kunstdruckerei Josef Eberle, Schottenfeldgasse 38, Wien VII/gelaufen am 10.5.1915 von Rosa aus Villach (Kärnten) nach Wien an Hani Kasper	851
Abb. 193: Ansichtskarte: Verlag Amon Göth, Wien VI – München/ab 1904.....	851
Abb. 194: Ansichtskarte: Internationale Hygiene-Ausstellung [in Dresden, 1911] „Ostasien“	852
Abb. 195: Ansichtskarte [k. A]/vermutlich während des 2. Burenkrieges (1899-1902)	852
Abb. 196: Ansichtskarte: Künstler A. Mailick [Alfred Mailick (1869-1946)]; Paul Süß, Akt-Ges. für Luxuspapierfabrikation, Dresden. 553/gelaufen am 26.7.1900 von Hans Müller und Karl Meinberger aus St. Pölten nach Bockfließ-Niederösterreich an Frä. Cäcilie Yosée.....	853
Abb. 197: Ansichtskarte: Künstler A. Schmidhammer (1899); „Schererverlag“/gelaufen am 10.7.1900 von Wien (Nordwestbahnhof) nach Floridsdorf mit „Heil“-Gruss an Eduard Mayerhofer.....	853
Abb. 198: Neumann, Wilhelm Anton (1910): <i>Nekrolog Matthäus Much</i> in: Neumann, Wilhelm Anton (Hrsg.): <i>Monatsblatt des Altertums-Vereins zu Wien/</i> - [IX. Band, Nr. 1 – 27. Jg.] - Wien.	854
Abb. 199: Einbandvorderseite: Much, Rudolf: <i>Deutsche Stammeskunde/</i> - Zweite, verbesserte Auflage - (Sammlung Göschen; G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung) - Leipzig 1905.	854
Abb. 200: Ansichtskarte: für den Inhalt verantwortlich: Franz Stein, Tivoligasse 25, Wien XII/Druck Josef Götz, Grabenstr. 41, Eger	855
Abb. 201: Ansichtskarte: Elbemühl AG. Wien/Rest der Anschrift durch Briefmarke verdeckt.....	856
Abb. 202: Fotografie von Matthäus Muchs auf dem Wiener Zentralfriedhof gelegenen Grab.....	857

- Die Information zur Grabinschrift habe ich aus folgender Quelle entnommen:

http://www.verbalissimo.com/main/offers/inscriptions/europe/hungary/d_budapest_cathedral.htm
[24.09.2012].

12.7 Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Frank Olaf Luckscheiter
Geburtsdatum: 08.03.1977
Geburtsort: Berlin
E-Mail: luckeles@yahoo.com

Tätigkeiten während des Studiums:

Oktober 2006	Praktikum: u.a. Bürodienst	Deserteurs- und Flüchtlingsberatung, Schottengasse 3a/1/59, A-1010 Wien
April 2008- Mai 2008	Archäologischer Arbeiter: Säuberung von Fundstücken	Marktgemeinde Biedermannsdorf, Ortsstraße 46, A-2362 Biedermannsdorf
März .2009- Mai 2010	Archäologischer Arbeiter: diverse Ausgrabungen bei der Trassenarchäologie in Niederösterreich (Neolithikum, Frühbronzezeit, Latènezeit, Mittelalter)	AS-Archäologie-Service, Dominikanerplatz 9, A-3500 Krems an der Donau
Januar 2012-Juli 2012	Kaufmännischer Angestellter	Antiquarische Fundgrube, Fuchsthallergasse 11, 1090 Wien

Studium

März 1998-30. September 2001	Diplomstudium der Ethnologie an der Ruprecht-Karls - Universität Heidelberg
Oktober 2001-April 2005	Diplomstudium der Völkerkunde und Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien
Unterbrechung 2005:	Reise/Südostasien
Seit Oktober 2005:	Diplomstudium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien
Seit Oktober 2011:	Bachelorstudium der Ur- und Frühgeschichte an der Universität Wien

Schulabschluss

Juni 1996	Matura am Lessing-Gymnasium Karlsruhe
------------------	---------------------------------------

12.8 Abstract

Die Wechselwirkung von Wissenschaft und Zeitgeist unterliegt verschiedenen Strömungen, wodurch zahlreiche Zusammenhänge erst nach einem eingehenden Studium weitgefächerter Hintergründe zum Vorschein treten, welche auch auf organisatorischer Ebene ihre Spuren hinterlassen haben. Der Autodidakt Matthäus Much erscheint als ein Musterbeispiel für eine Vielfalt von politischen, gesellschaftlichen, geistigen und wissenschaftlichen Diskursen, welche sich in seiner langwährenden Arbeit niederschlagen. Trotz einer Kontinuität in seinen Grundthesen unterlag sein Werk zahlreichen Wandlungen und ist letztlich nur teilweise als wissenschaftlich einzustufen. Mein Hauptaugenmerk war dabei zunächst auf die deutschnationale Bewegung und den Antisemitismus in der Habsburgermonarchie gerichtet, wobei ich immer mehr die Rassentheorien und den Determinismus des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts einbeziehen musste.

The interdependency between science and the spirit of the age underlays different currents, whereby numerous correlations do not appear until a profound study of diversified backgrounds, which leave their traces on the organizational level as well, is made. The autodidact Matthäus Much looks like a paradigm for a variety of political, societal, intellectual and scientific discourses, which have had an impact on his long-lasting work. In spite of continuity in his main theses, the oeuvre was many times transformed and is finally just partly to be classified as science-based. In the beginning my main focus of attention was the German nationalist movement and the anti-Semitism in the Habsburg monarchy, which then resulted in including more and more race theories and the determinism of the late 19th and the beginning of the 20th Century.